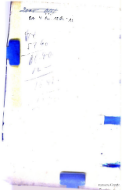
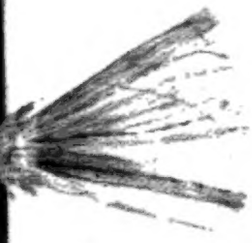




<36630087580011

<36630087580011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Dreizehnter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
Thlr. — 3 fl. 36 kr. rh.

1865.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 kr. rh.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

4 Per. 18 th-13

BA/4 Per. 18 th-13

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Abenteurer, ein, der Revolution. Novelle von W. Passauer. * 193. 230. 236. 258. 270. 277. 297. 330. 342.
Alb, von der schwäbischen. Von P. Stein. * 123.
Alsens Eroberung, die. Von H. Bauer. * 84.
Anderegg, Tobias. Von A. Feierabend. * 12.
Anezka. Historische Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg. Von der Verfasserin der „Angelika Kaufmann". * 491. 514.
Aosta, das Thal von. Von H. Alb. * 216.
Appenzellische Kriminalgeschichte, eine. Aus den „kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz" von Ed. Osenbrüggen. 255.
Arbeiterbildungs-Vereine, die. Von Dr. E. Huhn. 507.
Arena, die napoleonische, in Mailand. Von G. Harrer. * 415.
Armen Kompagnie, das Fest der, im berner Oberlande. Von Fr. Volkmar. * 559.
Aug' um Aug'. Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben. Von Eduard Ziehen. * 190. 202. 210. 234.
Aus unsern vier Wänden. Von Rudolph Reichenau. * 207.

Bazar, im, von Stambul. Von Bartlett. * 416.
Beduinen, die, der Sahara. Von A. Byth. * 176.
Beiramfest, das, zu Brussa. Von Eduard Reiß. * 68.
Beust, von, siehe Vertreter.
Bilderräthsel. * 19. 39. 20. 68. 21. 143. 22. 162. 23. 196. 24. 292. 25. 342. 26. 388. 27. 479. 28. 502. 29. 538.
Bleistift-Fabrikation, die. Geschichte und Gegenwart. Zum zweihundertjährigen Jubiläum der Bleistifterfindung im Jahre 1865. Von Dr. Frühling. * 147.
Böses zeugt Böses. Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg. * 80. 90. 106. 154. 162.
Briefe für das Volk zur Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege. Von Dr. C. Kolb.
Zehnter Brief. Respiration (Reinerhaltung der Luft durch Naturhülfe, durch die Sanitätspolizei). 485.
Brutus, ein weiblicher. Von Karl Teschner. * 506.
Bürgerthum und Fürstenmacht. Die Schlacht bei Döffingen. Von Dr. Wilh. Zimmermann. * 9.

„Carl Moor", ein. Novelle von Siegfried Kapper. * 34. 42. 46. 58.
Cid, siehe Spanischen Volkslieds.
Columbarien Roms, die. Von Ernst v. Huber. * 564.
Corday, Charlotte, siehe Brutus.

Däumling, der. * 303. 319.
Dante Alighieri. Von J. Reuper. * 502.
Deutsche Treue. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 310. 318.
Deutsche Ueberzeugungstreue. Von Demselben. * 218.
Deutschlands Vergangenheit, Bilder aus.
I. Die deutschen Landsknechte. Von A. von Eye. * 14. 54.
Dichter, aus dem Leben unserer großen.
I. Goethe mit den Töchtern des Tanzmeisters. Von L. Pietsch. * 354. II. Goethe, Fräulein v. Klettenberg zeichnend. Von L. Pietsch. * 520.
Dichterquelle, die. Von Arthur Lehnhoff. * 264.
Döffingen, die Schlacht bei. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 9.
Dom, der, von St. Veit in Prag. Von Niemann. * 28.

Eisgang auf dem Lorenzostrom bei Montreal. Von Karl Wilke. * 135.
Engel, der, von Augsburg. Erzählung von O. Kreß. * 187.
Eppelin, der, von Gailingen. Von Hans von Laar. * 70.
Erinnerung, eine. Von Moritz Hartmann. * 105.
Eselshaut, die. * 399. 407.

Feindlichen Brüder, die. Erzählung von Dr. Weithmann. * 537.
Feldberg, auf dem. Schwarzwald. Von Fr. Lampert. * 327.
Felsenwege im hohen Norden. Von Waldemar Hötter. * 256.
Forum Boarium, auf dem, in Rom. Von Paul Waasa. * 201.
Frankenburger Würfelspiel, das. Von Gustav Müllauer. * 273.
Fraunhofer, Ritter Joseph von. Von Dr. C. Kolb. * 412.
Fürstenschloß, ein. Von Dr. Karl Pfaff. * 358.

Geiger, der, und der Wächter. Von Eduard Steinle. * 551.
Gendarmerie, die, des Meeres. Von Dr. Benno Matthes. * 374.
Glaserjunge, ein armer. Ritter Joseph von Fraunhofer. Von Dr. C. Kolb. * 412.
Gleim, siehe Kriegsdichter.
Glocke, die wandelnde. Von J. W. v. Goethe. * 509.
Gnadenbild, das, zu Marienburg. Von K. Simrock. * 345.
Goethe, Fräulein von Klettenberg zeichnend. Von L. Pietsch. * 520.
Goethe mit den Töchtern des Tanzmeisters. Von L. Pietsch. * 354.
Grenadiere, die. Von H. Heine. * 209.

Häringsbraten, der, in Nürnberg. Von J. Priem. * 360.
Hai, siehe Gendarmerie.
Halberstadt, siehe Harze.
Hallodri! Eine österreichische Dorfgeschichte von August Silberstein. * 1. 22. 66. 74. 130. 136. 170. 178.
Harze, Städte am. Von Heinrich Pröhle. * 36.
Hausfreunde, unsere. Von Karl Ruß. 122.
Hausindustrie, die, im Schwarzwald. Von L. Gärtner. * I. 17. II. 86. III. 542. IV. 543.
Hauttracht, eine. Von A. Arnold. * 100.
Heimkehr im Herbste. Von H. Pröhle. * 153.
Heirath, die zweite. Erzählung von Heinrich Koenig. 546. 550. 558.
Hemmerlin, Felix. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 97. 118.
Herwarth von Bittenfeld, Eberh., General. * 85.
Hochzeit, eine normannische. Von K. Norbert. * 335.
Hochzeitstag, ein sibirischer. Von E. Felinska. * 568.
Hohenstaufe, der letzte. Von Wilh. Müller. * 337.
Hund, ein berühmter. Von Robert Haßler. * 517.
Hundehatz, die. Episode aus dem münchner Oktoberfest von Heinrich Rust. * 156.

Juwelen, die. Kriminalgeschichte. Von Dr. Carl Kolb. 426.

Kabeltengeschichten. Erinnerungen an die Artillerieschule. Von Max Amerigo. * 483. 538.
Kampf- und Freiheitslieder Georg Bleibtreu's. * 279.
Kanone, siehe Riesen.
Karl V., Kaiser, an Luther's Grab. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 481.
Karl XII., siehe Wie ein König ꝛc.
Kathedrale, die, von Sevilla. Von A. Rothschild. * 89.
Kindergarten, ein Besuch in einem. Von H. Helm. 62.
Kloster, das, von Alcobaça. Von Dr. J. Rigi. * 488.
Kloster, ein, im Elsaß. Ottilienberg. Von Eugen Landsberg. * 532.
Kloster Heisterbach im Siebengebirge am Rhein. Von Herker. * 423.
Kloster San Jeronimo, das, in Belem. Von einem deutschen Maler. * 12.
König, der, und die Komödiantin. Von Georg Horn. * 385.
Königsau, an der. Von Karl Thomsen. * 27.
Konrad IV., Kaiser, und der treue Ritter von Oewisheim. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 145.
Koralleninseln, die. Von Eugen Ward. * 296.
Kriegsdichter, deutsche, seit hundert Jahren. Von Dr. Emil Kneschke. * 300.
Kruzifix, das, einer Polin. Novelle von A. Godin. * 354. 369. 394.
Künstlergrab, ein. Von Erwin Stein. * 57.
Künstlerkampf, ein. Von K. Teschner. * 496.

Landsknechte, die deutschen. Von A. von Eye. * 14. 54.
Leiche, die, auf der Eisenbahn. Kriminalgeschichte. Mitgetheilt von Dr. Carl Kolb. 530.
Letzten, die, ihres Stammes. Von Dr. J. Rigi. * 439.
Liebe, die, des Panduren Trenck. Historische Novelle von F. A. Bacciocco. * 554. 563. 566.
Lieder, deutsche, mit Illustrationen. * 33. 65. 105. 153. 209. 249. 313. 345. 389. 441. 509. 529.
Lombardi, Felix, Direktor des Hospizes auf dem St. Gotthardt. Von A. Feierabend. * 367.
London, Blicke in das Leben und Treiben der unteren Volksklassen in. Von Th. Küster. * 114. 314. 378. 410. 436. 466. 510.
Luxusgeschichten. Von Graf Lippe-Weißenfeld. 334.

Maddalenenfest, das, in Casamicciola. Aus einem Tagebuch von Ischia. Von Waldemar Thisted. * 53.
Mädchens, des, Klage. Von Fr. v. Schiller. * 441.
Mägdemarkt, den, in Ripen. Von Graf Adelbert Baudissin. * 233.
Märtyrers, der Enkel eines. Von Heinrich West. * 316.
Magdeburg, die Zerstörung von. Ein Akt aus dem dreißigjährigen Krieg. Von Wilhelm Müller. * 433.
Marder, der. Von L. Martin. * 292.
Martinsfest, das. Von Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld. * 534.
Mauren, die, in Schwaben. Von Ernst Bude. * 64.

Digitized by Google

Menschenmarkt, ein. Von Alfons Hartmann. * 7.
Mönchsgut, auf. Von Alexander Bauer. * 143.
Mövenschießen, das, auf dem Holm. Von Graf Adelbert Baudissin. * 74.
Moselfahrt, eine. Von Nikolaus Hocker. * I. 30. II. 119.
Mozart's, ein Tag aus dem Leben. Novelle von B. v. Woisky. * 418. 450.
Mühle, die verlassene. Von A. Schnezler. * 65.
Mundes, zur Gesundheit des. Winke für Raucher. Von Alexander Weil. 235.
Mutter, die. Nach einem Gemälde von Meyerheim. * 377.

Nach und nach. Von G. Pfarrius. * 389.
Nähmaschine, die. Von L. Gärtner. * 243. 294.
Natur im Hause. Unsere Hausfreunde. Von Karl Ruß. 122.

Oldenburg, Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von. Von A. Wieck. * 225.

Padua, zwei Tage in. Von Hans Grosse. * 40.
Pascher, die, in Nordböhmen. Eine Skizze von A. Adam. * 223.
Patti, Carlotta. Von Am. Worms. * 151.
Pelzthiere, deutsche. I. Der Marder. Von L. Martin. * 292.
Père Lachaise, s. Stiller Platz.
Petrus, der Apostel, in der Peterskirche von Rom. Von Eugen Hohn. * 288.
Propstei, die. Holstein. Von Graf Adelbert Baudissin. * 430.

Rache, eine. Erzählung von K. Teschner. * 522.
Räuber, der. Von Ludwig Uhland. * 249.
Rathhaus, das, zu Oudenaerde. Von Erwin Stein. * 545.
Regenabenteuer, ein. Elsäßer Dorfgeschichte von Arthur Schmitt. * 20.
Rekrut, ein, von Anno Dreizehn. Erinnerungen aus dem feindlichen Lager. Von Erkmann-Chatrian. * 289. 322. 346. 363. 382. 402. 442. 458.
Republikanischer Charakter, ein. Von Dr. Westheim. * 351.
Riesen, die, der Zerstörung. Von H. Bauer. * 176.
Ritt, der, auf dem schwarzen Rhinozeros. Von Arnold Wilke. * 182.
Rothkäppchen, das. * 186. 196.

Salzburgischen, Geschichtsbilder aus dem. Von Dr. Wilhelm Zimmermann.
I. Das Jahr 1731: Deutsche Ueberzeugungstreue. * 218.
II. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der weise Staatswirth, und der Zug der Salzburger durch Deutschland, 1732. * 250.
Salzkammergut, im. Reiseskizzen von Robert Byr. * 157.
Saure Trauben. Nach einem Gemälde von C. Offterdinger. * 513.
Schach. * 38. 83. 143. 162. 196. 247. 319. 363. 412. 479. 502. 559.
Schleswig und Jütland, der Krieg in.
VII. Die Eroberung Alsens. Von H. Bauer. * 84.
VIII. Ereignisse bis zum Friedensschluß. Von Demselben. * 226.
Schloß, das, zu Marienburg. Von Eduard Halbig. * 247.
Schmerzvergessen. Novelle von L. Kleri. * 24.
Schöna, bei Meran. Von Franz von Nemmersdorf. * 431.
Seeschlange, eine echte. Von Hans Wachen. * 257.
Siena, auf der Piazza del Campo in. Von Horaz Ambos. * 112.
Soldat, der todte. Von J. G. Seidl. * 33.
Sommernacht. Von Robert Reinick. * 529.
Sonst und jetzt. Die Nähmaschine. Von L. Gärtner. * 243. 294.
Spahis, die. Von H. Bauer. * 280.
Spanischen Volkslieds, der Held des. Von Karl Deutsch. * 449. 455. 471.
Spekulant, der. Eine hamburger Geschichte. Von C. Reinhardt. * 468. 474. 500.
Sphinxe, die, von Sebua. Von Dr. Moritz Grosse. * 373.
Spielgeschichte, eine merikanische. Von J. W. v. Müller. 186.
Stier, der weiße. Von J. Baur. * 512.
Stille Stätte, eine. Die Columbarien Roms. Von Ernst v. Huber. * 564.
Stiller Platz, ein, in Babel. Von Karl Deutsch. * 464.
Störfischmarkt, auf dem, in Hamburg. Von Eugen Rolf. * 87.
Sturm, ein, im Osten. Von A. Held. * 268.
Sturmnacht, eine, auf den Halligen. Von Graf Adelbert Baudissin. * 241.
Sturm und Runsen im Hochgebirge. Von H. Szadrowsky. * 168.
Sylt, am Strande von. Von Graf Adelbert Baudissin. * 340.

Tanzweisen und Spiele aus dem Harze und seiner Umgebung. Mitgetheilt von H. Pröhle. * 102.
Tasmanier, siehe Letzten.
Tatragebirge, Wanderung in's. Von J. N. Fritz. * 306.

Ueberraschung, die. Nach einem Gemälde von C. Offterdinger. * 480.

Verloren. Von A. Winter. * 129.
Verschüttet. Erzählung von A. Carus. * 39.
Vertreter, der, deutschen Rechts. Von Georg Herbig. * 44.
Vierländer, die. Ein unverfälschtes Volk. Von Matth. Corens. * 562.
Viktoriatempel, der, in Athen. Von Heinrich Esche. * 519.
Volksmärchen, die. Nach den Brüdern Grimm u. A. * I. 184. 196. II. 303. 319. III. 399. 407.
Volkssänger, wiener. Von F. A. Baccioco. * 198.
Von unten herauf. Lebensbilder aus der Schweizerrepublik. Von August Feierabend. * I. 11. II. 367.

Waldeinsamkeit. Von Dr. Weithmann. * 548.
Waldes, des, Kind. Von K. Mund. * 313.
Waldkapelle, eine. Die Klingel. Von H. K. Kißling. * 495.
Waterloo, die Schlacht bei. Ein Festtag für Deutschland. Von Dr. Wilhelm Zimmermann. * 390.
Watt, James, der Erfinder der Dampfmaschine. Eine biographische Skizze von Dr. C. Kolb. * 49.
Wie ein König sich um sein Leben wehrt. Von Arnold Rost. * 381.
Wilhelma, siehe Mauren.
Wolfs-Benjamin, der. Aus den Backwoods Amerikas von Fr. Gerstäcker. * 266. 274. 282.

Zuchthause, Bilder aus dem. Von F. F. Engelberg. IV. Ein Rückfälliger. 518.

Digitized by Google

Sach-Register.

Unterhaltung.

Novellen, Erzählungen, Sagen und Abenteuer.

Abenteurer, ein, der Revolution. Novelle von W. Passauer. 193. 230. 236. 258. 270. 277. 297. 330. 342.
Anezka. Historische Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg. Von der Verfasserin der „Angelika Kaufmann". 491. 514.
Appenzellische Kriminalgeschichte, eine. Aus den „kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz" von Ed. Osenbrüggen. 255.
Aug' um Aug'. Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben. Von Ed. Ziehen. 190. 202. 210. 234.
Böses zeugt Böses. Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg. 80. 90. 106. 154. 162.
Ein „Carl Moor". Novelle von Siegfried Kapper. 34. 42. 46. 58.
Engel, der, von Augsburg. Erzählung von O. Kreß. 187.
Eppelin von Gailingen, der. Von Hans von Laar. 70.
Feindlichen Brüder, die. Erzählung von Dr. Weithmann. 537.
Hallodri! Eine österreichische Dorfgeschichte von August Silberstein. 1. 22. 66. 74. 130. 136. 170. 178.
Juwelen, die. Kriminalgeschichte. Von Dr. Carl Kolb. 426.
Kadettengeschichten. Erinnerungen an die Artillerieschule. Von Max Amerigo. 483. 538.
Kruzifix, das, einer Polin. Novelle von A. Godin. 354. 369. 394.
Künstlerkampf, ein. Von Karl Teschner. 496.
Leiche, die, auf der Eisenbahn. Kriminalgeschichte. Mitgetheilt von Dr. Carl Kolb. 530.
Liebe, die, des Panduren Trenck. Historische Novelle von F. A. Bacciocco. 554. 568. 586.
Mexikanische Spielgeschichte, eine. Von J. W. von Müller. 186.
Mozart's, ein Tag aus dem Leben. Novelle von B. v. Woikly. 418. 450.
Rache, eine. Erzählung von Karl Teschner. 522.
Regenabenteuer, ein. Elsäßer Dorfgeschichte von Arthur Schmitt. 20.
Rekrut, ein, von Anno Dreizehn. Erinnerungen aus dem feindlichen Lager. Von Erkmann-Chatrian. 289. 322. 346. 363. 382. 402. 442. 458.
Ritt, der, auf dem schwarzen Rhinozeros. Von Arnold Wilke. 182.
Schmerzvergessen. Novelle von L. Kleri. 24.
Spekulant, der. Eine hamburger Geschichte. Von C. Reinhardt. 468. 474. 500.
Sturmnacht, eine, auf den Halligen. Von Graf Adelbert Baudissin. 241.
Verloren. Von A. Winter. 120.
Verschüttet. Erzählung von Alex. Carus. 39.
Volksmärchen, die. Nach den Brüdern Grimm u. A. I. Das Rothkäppchen. 184. 196. II. Der Däumling. 303. 319. III. Die Eselshaut. 399. 407.
Wolfs-Benjamin, der. Aus den Backwoods Amerikas von Fr. Gerstäcker. 266. 274. 282.
Zuchthause, Bilder aus dem. Von F. F. Engelberg. IV. Ein Rückfälliger. 518.
Zweite Heirath, die. Erzählung von Heinrich Koenig. 546. 550. 558.

Reisen und Jagden.

Moselfahrt, eine. Von Nikolaus Hocker. I. 30. II. 119.
Möwenschießen, das, auf dem Helm. Von Graf Adelbert Baudissin. 74.
Salzkammergut, im. Reiseskizzen von Robert Byr. 157.
Tatragebirge, Wanderung in's. Von J. N. Frih. 306.

Belehrung.

Natur und Leben.

Natur.

Briefe für das Volk zur Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege. Von Dr. C. Kolb.
Zehnter Brief. Respiration (Reinerhaltung der Luft durch Naturhülfe, durch die Sanitätspolizei). 485.
Gendarmerie, die, des Meeres. Von Dr. Benno Matthes. 374.
Hausfreunde, unsere. Von Karl Ruß. 122.
Mundes, zur Gesundheit des. Winke für Raucher. Von Alex. Weil. 235.
Pelzthiere, deutsche. I. Der Marder. Von L. Martin. 292.
Seeschlange, eine echte. Von Hans Wachen. 257.
Sturm, ein, im Osten. Von Arthur Held. 268.
Sturm und Runsen im Hochgebirge. Von H. Szadrowsky. 168.

Sitten und Bräuche.

Alb, von der schwäbischen. Von P. Stein. 123.
Aus unsern vier Wänden. Von Rudolph Reichenau. 207.
Bilder aus Deutschlands Vergangenheit:
I. Die deutschen Landsknechte. Von A. von Ehe. 14. 54.
Hochzeit, eine normannische. Von K. Norbert. 335.
Hochzeitstag, ein sibirischer. Von E. Felinska. 568.
Luxusgeschichten. Von Graf Lippe-Weißenfeld. 334.
Mägdemarkt, der, in Ripen. Von Graf Adelbert Baudissin. 233.
Menschenmarkt, ein. Von Alf. Hartmann. 7.
Pascher, die, in Nordböhmen. Eine Skizze von A. Adam. 223.
Tanzweisen und Spiele aus dem Harze und seiner Umgebung. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle. 102.
Volkssänger, die wiener. Von F. A. Bacciocco. 193.

Geschichte und Zeitereignisse.

Bürgerthum und Fürstenmacht. Die Schlacht bei Dössingen. Von Dr. Wilh. Zimmermann. 9.
Deutsche Treue. Von Demselben. 310. 318.
Frankenburger Würfelspiel, das. Von Gustav Müllauer. 273.
Hemmerlin, Felix. Von Dr. Wilh. Zimmermann. 97. 118.
Hohenstaufe, der letzte. Von W. Müller. 337.
Hund, ein berühmter. Von Rob. Haßler. 517.
Karl V., Kaiser, an Luther's Grab. Von Dr. Wilh. Zimmermann. 481.
König, der, und die Komödiantin. Von Georg Horn. 385.
Konrad IV., Kaiser, und der treue Ritter von Oewisheim. Von Dr. Wilh. Zimmermann. 145.
Märtyrers, der Enkel eines. Von Heinrich West. 316.
Magdeburg, die Zerstörung von. Ein Akt aus dem dreißigjährigen Krieg. Von Wilhelm Müller. 433.
Salzburgischen, Geschichtsbilder aus dem. Von Dr. Wilh. Zimmermann. I. Das Jahr 1731. Deutsche Ueberzeugungstreue. 218. II. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der weise Staatswirth, und der Zug der Salzburger durch Deutschland 1732. 250.
Schlacht bei Waterloo, die. Ein Festtag für Deutschland. Von Dr. Wilh. Zimmermann. 390.
Schleswig und Jütland, der Krieg in.
VII. Die Eroberung Alsens. Von H. Bauer. 84.
VIII. Ereignisse bis zum letzten Friedensschluß. Von Demselben. 226.
Wie ein König sich um sein Leben wehrt. Von Arnold Rost. 381.

Biographie.

Cid. Der Held des spanischen Volksliedes. Von Karl Deutsch. 449. 455. 471.
Corday, Charlotte. Ein weiblicher Brutus. Von Karl Teschner. 506.
Dante Alighieri. Von J. Reuper. 502.
Dichter, aus dem Leben unserer großen. Von L. Pietsch. I. Goethe mit den Töchtern des Tanzmeisters. 354. II. Goethe, Fräulein von Klettenberg zeichnend. 520.
Fraunhofer, Ritter Joseph von. Ein armer Glasersjunge. Von Dr. C. Kolb. 412.
Herwarth v. Bittenfeld, Eberh., General. 85.
Kriegsdichter, deutsche, seit hundert Jahren. Von Dr. Emil Knechke. 300.
Oldenburg, Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von. Von A. Wieck. 225.
Patti, Carlotta. Von Amadäus Worms. 151.
Republikanischer Charakter, ein. Von Dr. Westheim. 351.
Vertreter, der, deutschen Rechts. Von Georg Herbig. 44.
Von unten herauf. Lebensbilder aus der Schweizerrepublik. Von August Feierabend. I. Tobias Anderegg. 12. II. Felix Lombardi, Direktor des Hospizes auf dem St. Gotthardt. 367.
Watt, James, der Erfinder der Dampfmaschine. Eine biographische Skizze von Dr. C. Kolb. 49.

Feste.

Beiramfest, das, zu Brussa. Von Eduard Reiß. 68.
Fest, das, der armen Kompagnie im berner Oberlande. Von Fr. Volkmar. 559.
Hundehatz, die. Episode aus dem münchner Oktoberfeste von Heinrich Rust. 156.
Maddalenenfest, das, in Casamicciola. Aus einem Tagebuch von Ischia. Von Waldemar Thisted. 53.

Länder und Völker.

Europa.

Belgien. Das Rathhaus zu Oudenaerde. Von Erwin Stein. 545.
Deutschland. Alb, von der schwäbischen. Von Paul Stein. 123.
Feldberg, auf dem. Schwarzwald. Von Friedrich Lampert. 327.
Fürstenschloß, ein. Von Dr. K. Pfaff. 358.
Harze, Städte am. Von Heinr. Pröhle. 36.
Heisterbach, Kloster im Siebengebirge am Rhein. Von H. Berker. 423.
Königsau, an der. Von Karl Thomsen. 27.
Marienburg, das Schloß zu. Von Eduard Halbig. 217.
Mönchsgut, auf. Von Alex. Bauer. 143.

Digitized by Google

Propstei, die. Holstein. Von Graf Adelbert Baudissin. 430.
Schwaben, die Mauren in. Von Ernst Bude. 64.
Sylt, am Strande von. Von Graf Adelbert Baudissin. 340.
Vierländer, die. Ein unverfälschtes Volk. Von Matth. Lorenz. 562.
Waldkapelle, eine. Die Klingel. Von H. K. Kißling. 495.
England. London, Blicke in das Leben und Treiben der unteren Volksklassen in. Von Th. Küster. 114. 314. 378. 410. 430. 466. 510.
Frankreich. Aosta, das Thal von. Von H. Alb. 216.
Dichterquelle, die. Von Arth. Lehnhoff. 264.
Ein stiller Platz in Babel. Von Karl Deutsch. 464.
Elsaß, ein Kloster im. Ottilienberg. Von Eugen Landsberg. 532.
Griechenland. Athen, der Viktoriatempel in. Von Heinrich Esche. 519.
Italien. Künstlergrab, ein. Von Erwin Stein. 57.
Mailand, die napoleonische Arena in. Von G. Harrer. 415.
Rom, auf dem Forum Boarium in. Von Paul Waasa. 201.
Roms Cellfimbarien, die. Von Ernst von Huber. 564.
Siena, auf der Piazza del Campo in. Von Horaz Ambos. 112.
Oesterreich. Nordböhmen, die Pascher in. Eine Skizze von A. Adam. 223.
Padua, zwei Tage in. Von H. Grosse. 40.
Prag, der Dom von St. Veit in. Von Riemann. 28.
Salzkammergut, im. Reiseskizzen von Rob. Byr. 157.
Schöna bei Meran. Von Franz von Nemmersdorf. 431.
Tatragebirge, Wanderung in's. Von J. N. Fritz. 306.
Rußland. Ein sibirischer Hochzeitstag. Von E. Felinska. 568.
Schweden und Norwegen. Felsenwege im hohen Norden. Von W. Hötter. 256.
Schweiz. Hochgebirge, Sturm und Lawinen im. Von H. Szadrowsky. 168.
Spanien und Portugal. Alcobaça, das Kloster von. Von Dr. J. Rigi. 488.
Belem, das Kloster San Jeronimo in. Von einem deutschen Maler. 12.
Sevilla, die Kathedrale von. Von A. Rothschild. 89.

Afrika.

Algier. Die Spahis. Von H. Bauer. 280.
Nordafrika. Die Beduinen der Sahara. Von A. Wyth. 176.
Nubien. Die Sphinxe von Sebua. Von Dr. Moritz Gresse. 373.

Amerika.

Kanada. Eisgang auf dem Lorenzostrom bei Montreal. Von Karl Wilke. 135.

Asien.

Türkei. Im Bazar von Stambul. Von Bartlett. 416.

Australien.

Die Letzten ihres Stammes. Von Dr. J. Rigi. 439.
Eine Hauttracht. Von A. Arnold. 100.
Koralleninseln, die. Von Eugen Ward. 296.

Kunst.

Baukunst.

Arena, die napoleonische, in Mailand. Von G. Harrer. 415.
Basilika, die, des heil. Antonius in Padua. 41.
Dom, der, von St. Veit in Prag. Von Riemann. 28.
Fürstenschloß, ein. Von Dr. Karl Pfaff. 358.
Kapelle, die, des Rathhauses auf der Piazza del Campo in Siena. 113.
Kathedrale, die, von Sevilla. Von A. Rothschild. 89.
Kloster, das, von Alcobaça. Von Dr. J. Rigi. 488.
Kloster, ein, im Elsaß. Ottilienberg. Von Eugen Landsberg. 532.
Kloster Heisterbach im Siebengebirge am Rhein. Von H. Berker. 423.
Mauren, die, in Schwaben. Von E. Bude. 64.
Rathhaus, das, in Halberstadt. 37.
Rathhaus, das, zu Dubenaerde. Von Erwin Stein. 545.
Schloß, das, zu Marienburg. Von Eduard Halbig. 247.
Seitenthüre der Kathedrale von Sevilla. 89.
Viktoriatempel, der, in Athen. Von Heinrich Esche. 519.

Bildnerkunst.

Dante's Denkmal in Florenz. 504.
Fassade, die, des Klosters Belem bei Portugal. 13.
Fraunhofer's Denkmal in München. 413.
Goldschmiedbogen, der, in Rom. 201.
Petrus, der Apostel, in der Peterskirche von Rom. Von Eugen Hehn. 288.

Malerei.

Der Geiger und der Wächter. Von Eduard Steinle. 551.
Die Mutter. Nach einem Gemälde von Meyerheim. 377.
Die Ueberraschung. Nach einem Gemälde von C. Ofterdinger. 480.
Saure Trauben. Nach einem Gemälde von C. Ofterdinger. 513.
Wald mit Hirschen. Nach einem Gemälde von Bodmer. 549.

Musik.

Ein Künstlerkampf. Von Karl Teschner. 496.

Poesie.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.
Der todte Soldat. Von F. G. Seidl. 33.
Die verlassene Mühle. Von A. Schnezler. 65.
Eine Erinnerung. Von Moritz Hartmann. 105.
Heimkehr im Herbste. Von H. Pröhle. 153.
Die Grenadiere. Von Heinrich Heine. 209.
Der Räuber. Von Ludwig Uhland. 249.
Des Waldes Kind. Von F. Mund. 313.
Das Gnadenbild zu Marienburg. Von K. Simrock. 345.
Nach und nach. Von G. Pfarrius. 389.
Des Mädchens Klage. Von Fr. v. Schiller. 441.
Die wandelnde Glocke. Von J. W. von Goethe. 509.
Sommernacht. Von Robert Reinick. 529.
Georg Bleibtreu's Kampf- und Freiheitslieder. 279.
Kriegsdichter, deutsche, seit hundert Jahren. Von Dr. Emil Kneschke. 301.

Volkswirthschaft.

Arbeiterbildungs-Vereine, die. Von Dr. E. Huhn. 507.

Erziehung.

Kindergarten, ein Besuch in einem. Von H. Helm. 62.

Kultur.

Martinsfest, das. Von Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld. 534.
Stier, der weiße. Von J. Baur. 512.

Industrie, Landwirthschaft, Technik und Verkehr.

Bleistift-Fabrikation, die. Geschichte und Gegenwart. Zum zweihundertjährigen Jubiläum der Bleistift-Erfindung im Jahre 1865. Von Dr. Frühling. 147.
Häringsbraten, der, in Nürnberg. Von J. Priem. 360.
Hausindustrie, die, im Schwarzwald. Von L. Gärtner. I. 17. II. 86. III. 542. IV. 543.
Riesen, die, der Zerstörung, von H. Bauer. 176.
Sonst und Jetzt. Die Nähmaschine. Von L. Gärtner. 243. 294.
Störfischmarkt, auf dem, in Hamburg. Von Eugen Rolf. 87.

Schach.

38. 83. 143. 162. 196. 247. 319. 363. 412. 479. 502. 559.

Bilderräthsel.

19. 39. 20. 68. 21. 143. 22. 162. 23. 196. 24. 292. 25. 342. 26. 388. 27. 479. 28. 502. 29. 538.

Die Illustrirte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst, zur Unterhaltung und Belehrung für die Familie, für Alle und Jeden.

Dreizehnter Jahrgang.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte

von

August Silberstein.

Hallodri! Der Retter. (S. 2.)

1.

Beim Tannenzweig.

Der Jäger steht auf dem „Wechsel“ und wartet auf das Wild, das da zu kommen liebt, weil es eben auch den gebahnten Weg gerade hier wandeln muß; der Fischer stellt sich mit Netz und Angeln an die Bucht, die Krümmung, oder an einen Wirbel, weil die Fischlein da eintreiben und durchziehen müssen; der Vogelfänger weiß genau das Thal und das Wässerlein, an dem das lustige Volk, die großen und die kleinen Vögel aller Art vorüberstreichen, weil es da richtigen Wind, Tränke, Gebüsch und Röhricht zum Absuchen und Einschlüpfen, kurz, Gelegenheit aller Art gibt; und der Wirth kennt die Stelle genau, wo ihm die Leute „einfallen“, oder „angehen“, oder „zustreichen“ müssen, wie dem Jäger der Hirsch, dem Fischer das Fischlein und dem Vogelsteller der Vogel.

Ist doch der Mensch wandelsüchtiger wie ein Hirsch, durstiger wie ein Fisch — und der durstigste und lockerste aller lockern und lustigen Vögel, ist e r! Haben nun Berg, Gewässer und Straße sich so eng nachbarlich an einander gerückt, daß sie schier vertraut zu reden mit einander scheinen — seid sicher, auf dem ersten grünen Rasenplätzlein, das sich in die Bäume oder in den Hügelzug hineinwindet, steht ein lustig Wirthshäuslein, zeichnet sich zierlich, hell und geradlinig gegen das Grün ab, und ein frisches Tannenzweiglein baumelt an einem Stocke, jedem Vorübergehenden, Reitenden oder Fahrenden mit einem Finger zuwinkend: Komm' her, eija komm', komm'!

Auch an einem Lockmittel für das brave Gethier fehlt es nicht; und will der Kutscher, Bauer oder Knecht, der Herr oder der Diener vorbeifahren, vorbeireiten, da winkt der „Barn“, der Futterständer, der im Freien wartet, die Krippe mit vier gekreuzten Füßen, so einladend, daß das Rößlein wiehert, stampft, die Nüstern auspfnaufet, nicht gar so leicht von der Stelle geht, und gesagt wird . . . „na, meinetwegen!“

Und wandelt man gar zu Fuß und hat einen Hund mit, o der läuft wenigstens zwanzig Schritte voraus und stellt seine Vorderpfoten auf die Schwelle, streckt seinen Hals in die Thüre, riecht mit schnuppender Nase vorwärts nach all' dem Wohlgeruche, wedelt und sieht sich dann nach seinem Herrn um mit einem Blick, mit einem Blick — nun, er soll Recht haben; es ist kaum zu widerstehen.

Und so fängt, wie ein Kugelfang die Kugeln, das Wirthshäuslein alle Leute auf. Wer von „oben“ kommt, dem streckt es die Mauerarme entgegen; wer auf der Ebene wandelt und fährt, den lächelt es mit weißer Zahnreihe an, und „Glücksradl“ heißt es, als ob die Leute nicht so närrisch wären und auch noch auf ein gutes Schild gingen!

Zu diesen Leuten — aus mancherlei Gründen — gehört wohl auch ohne Zweifel der hoch aufgeschossene, kräftige Mann mit der grauen Lodenjacke und mit dem Hütlein, das zierlich und lustig nach der einen Schläfe zu gerückt ist, welcher mit seinem Weibe eben aus der Thüre des Wirthshauses herauskam.

Die Schalltöne eines hellen Gesanges hatten nur wenige Minuten vorher ausgeklungen, und das Weib war es, welches gesungen, gelacht und gescherzt hatte mit den andern Männern, die in der Wirthsstube saßen. Scherz ward genommen und Scherz ward entgegnet. Die Leute lachten und schmunzelten vor Vergnügen noch hinter ihr her und meinten: es ist schade, daß sie schon gegangen!

Der Mann theilte innerlich diese letztere Ansicht auch, und wäre wohl nicht ungerne noch länger geblieben. Sie jedoch hatte gesagt, man wisse, wie sie bei Allem dabei sei; aber zur Zeit! Und jetzt sei die Zeit und der Krug aus, und rechtes Schick zum Gehen. So ging sie; und so konnte auch der Mann nicht anders.

Hinter ihr her, als sich kaum die Thüre nach den Falten ihres Rockes schloß, in der Stube, hieß es, sie sei noch alleweil frisch wie ein Vogel, und man merke es kaum, daß sie ein verheirathet Weib und Mutter sei, obwohl sie gerade kein Uebriges und manchmal noch weniger als bis zu diesem habe.

„So ein Weib brauchst Du!“ sagte der Bauer aus der ‚Eingard‘ zu dem Andern, und versetzte dabei der Tischplatte einen Schlag, was viel sagen wollte. — „Schadet Dir auch nix!“ entgegnete der Gemeinte. — „Aber Du . . ., gut ist, daß so 'was nit auf Dich 'kommen ist, Du hättest Dich ihr vielleicht ganz in's Schürzensackl gesetzt.“ — „Und Du, Du wärst schon zehnmal davong'laufen. Du kannst kein' Widerred' ertragen.“ — „Na, und der Greger, ihr Mann? Auf den paßt das Ein' und das Andere nit,“ sagte wieder ein Dritter. — „Der . . .!“ rief der Eingardhofer, und hielt ein Wort zurück. „Wild sind sie auf einander wie die Hahnen und verliebt wie die Tauben.“ — „Meiner Seel'!“ sagte wieder ein Anderer, „so ein rasch Weib wie die Leni, könnt' mir's noch anthun, wenn ich ledig und sie eine Dirn' wär'.“ — „Sauber (hübsch) ist sie auch noch!“ fügte der Eingardhofer hinzu; und es wurden nun ihre Vorzüge, ihr Herkommen, ihre Jugend mit schöneren Aussichten, und viel derlei besprochen.

Sie hielt indessen ein kurzes Weilchen draußen vor der Thüre im Freien beim Tannenzweiglein an. „So,“ sagte sie, und schloß in der Herbstfrische, welche den Athem schon als Nebel kräuselnd machte, das rothwollene Kopftuch dichter, aus welchem ein gutmüthiges, aber doch auch eine gewisse Festigkeit zeigendes Gesicht mit zwei hellen, großen Augen herauslugte. „So, jetzt gehst Du Dein' Weg dorthin und ich den meinen. Aber Dein Wort hältst, Greger, und bleibst fest bei der Arbeit und gehst da her nit vor'm Sonntag.“ Er hatte eine Hacke mit langem Stiel über einer Schulter, und an demselben hingen noch nach dem Rücken zwei Schadl (eisenbeschlagene Keile) zum Auseinanderkloben oder -Treiben der Stämme und Klötze. Er reichte die Hand. „Dem Buberl gibst ein Bussl (Kuß) für mich! Und schau', daß sein warm Köpferl wieder gut wird.“ — „B'hüt Dich Gott!“ sagte sie. Er erwiederte den Abschiedsgruß zugleich mit einem Händedruck, legte seine Hacke auf der Schulter zurecht und ging seines Weges nach vorwärts, in den Wald. Sie ging den entgegengesetzten Weg, heimwärts.

2.

Ein rechter Streich.

Hundert Schritte waren die Beiden, die sich verabschiedet hatten, auseinander gegangen. Sie konnten sich noch immer sehen. Leni wendete sich auch um, dem Scheidenden noch einen Gruß hinüberzuwinken. Er mußte in einer Krümmung gehen, die ihm das Wenden bloß mit dem Kopfe um so leichter machte, und so sprachen sich ihre Winke still zu. In demselben Augenblicke rasselte, knatterte, krachte und polterte es aus einem Gehölzwege heraus, wie immer näher kommend, und mit furchtbarer Menschenstimme schrie und schrie es gewaltig auf. Beide Getrennten hielten zu gleicher Zeit ganz an, standen und sahen um sich in die Richtung, woher das Seltsame kam.

Im Nu raste aus einem Holzwege des Waldes ein Pferdepaar mit einem holzbeladenen Wagen heraus. Die Pferde waren scheu, der Wagen stolperte über Stämme und brechendes Unterholz, ebenso über seine eigenen, schallend abgeworfenen Scheiter, die nach allen Seiten fielen und gleichzeitig auf ein menschliches Wesen, das auf der Erde in dem Leitrienten verwickelt war, und so in der furchtbarsten Fahrt fortgeschleift wurde.

Rasch klirrte die Thüre des Wirthshauses, und die Leute drängten, von dem Lärm und entsetzlichen Geschrei aufgeschreckt, sämmtlich nach dem Ausgange. Ehe sich Einer gefaßt und zur That entschlossen hatte, eilte Greger vor, lief

den rasenden Pferden nach, und den Wagen einholend, hieb er, ohne sich zu besinnen, mit einem kräftigen Streiche seiner Axt den straff gespannten mehrfachen Leitriemen entzwei. Der nachgeschleifte Menschenkörper blieb auf dem Boden liegen. Die Pferde, losgelöst von einer ruckweise anziehenden Kraft, die sie noch scheuer gemacht, thaten Seitensprünge, verwickelten sich in die nun hängenden Riemen; ein Baum, der ein Rad klemmte, und Greger's kraftvoller Leib, der sich auch schon gegen einen Pferdehals schief stemmte wie ein Strebebalken, brachte das Gespann in seinem Rasen und Schäumen vollends zum Stehen.

Die Leute waren näher geeilt und Einige bereits ganz dabei; ein Theil natürlich an dem zu Boden liegenden, verletzten Körper. — „Der Lipperl ist's, der Trottl!" riefen Einige. Trottl oder Tepp heißt so viel, als der Schwachsinnige, Blöde.

Der Trottl, in beschmutzten, zerfetzten, ohnehin armseligen Kleidern, lag eine kurze Weile und athmete tief und schwer. An seinem Hinterhaupte waren Blutspuren. Während ihn die Andern noch wendeten, ermunterten, betasteten, anschrieen, riß der kleine Mensch die glühenden und starrenden Augen weit auf, ächzte, erhob sich, stellte sich auf seine kurzen Füße, that einen Schritt und umschlang die Hüfte des Mannes, der ihm den um seinen Leib gewickelt gewesenen Leitriemen mit der Axt durchhauen hatte. „Greger, Greger!" sagte er mit noch matter, rauher und klangloser Stimme. Dabei ließ er sein blutiges Haupt an der Hüfte des Mannes ruhen. Die Leute, welche gemeint hatten, den kleinen Klumpen von Menschenleib schon als einen todten betrachten zu müssen, lachten über diese plötzliche Aenderung und unwillkürlich noch darüber, daß des Geretteten theures Haupt nicht eben höher als bis zur Hüfte Greger's reichte.

Der Trottl gibt es in Gebirgsgegenden gerade nicht wenige. Sie sind meistens kleine, zwerghafte Gestalten, oft nicht gar so übel gebildet; aber die stieren, flammenden Augen im starken Kopfe, der auf dickem Halse sitzt, haben etwas Unheimliches. Sie sind zuweilen gutmüthigster, zuweilen bösartigster Natur, sie finden sich eben in allen Abstufungen, von theilweiser Menschenwürde bis zur bedauernswerthesten Verthierung.

Der Lipperl (Philipp), still, gutmüthiger Natur, eben noch klug genug, um ein Paar Pferde die bekannten Wege zu leiten und allerlei Hantierungen zu verrichten, war vom Bauer in der Eingard (einem einsamen, eingehegten Grund) aus Gutherzigkeit gehalten, oder vielmehr im Hofe geduldet und mit seines kleinen Leibes Bedürfnissen versehen.

Der starke Schädel, die in ihrer Gedrungenheit doppelt harten Knochen des Lipperl hatten ausgehalten, was wohl keine anderen vermocht hätten. Und als er so stand und in all' seinem Elend das Lachen der früher so sehr Geängstigten erweckt hatte, nahm ihn Greger gutmüthig beim Kopfe und sagte: „Na, Lipperl, was hast Dir denn gethan?" — „Weh, weh!" sagte der Tepp, und nahm dabei einen sehr schmerzhaften Ausdruck an. — „Komm'!" sagte Greger, faßte ihn an der Hand und wendete sich mit ihm nach dem Wirthshause. — „Magst vielleicht ein' Wein?" frug einer der Bauern lächelnd. — „Wein, Wein!" sagte Lipperl, der kleine Trottl, und schüttelte dazu bejahend mit dem Kopfe. Dabei besprachen die Leute, was ihm wohl geschehen sein möge, und daß er nichts erlitten, als, nebst den Hautschürfungen, ein Loch im Kopfe. Dieß ist natürlich von Jugend auf als nicht sehr gefährlich Allen wohl bekannt.

Man führte ihn zum Brunnen beim „Glücksradl", nahm einen Wassereimer und goß denselben mitleidig und scherzend zugleich über seinen Kopf. Leni war gleich zur Hand und nahm sich des Kleinen, Armen mitleidsvoll und pflegend an. Lipperl schauerte und grunzte und ahte — er war sonst heil und gesund, wenn auch mit schmerzenden Rippen und Knochen im Leibe. „Seh', da hast ein Schlüpfl', trink!" sagte der Eingardhofer zu dem kleinen Menschen und reichte ihm ein aus der Gaststube geholtes Glas, nach welchem dieser mit ausgespreizten zehn Fingern begehrlich griff und das er, gierig zitternd, in sich sog.

Während all' diesem ging es aber auch an ein Bewundern des Greger, und man lobte ihn, daß er so blitzrasch den Gedanken gefaßt, mit seiner Axt den Riemen abzuhauen. „Er ist halt ein Hallodri!" sagte der Eingardhofer schelmisch, und das Wort gereichte für jetzt zum Lobe. — „Mein Gott! wär' dem armen Narren, dem Trottl, vielleicht besser gewesen, aus der Welt zu sein!" meinte Einer mitleidig. — „Hätt'st ihn vielleicht Du früher fragen mögen? Oder hätt'st ihn zu Grund' gehen lassen?" rief ein Anderer. — „Mensch ist Mensch," riefen Mehrere, und man war darüber einig, daß der Greger wie ein Mann gehandelt. — „Komm', da drauf trinkst noch ein Krügl' mit uns!" riefen Einige und bestrebten sich, Greger zum lebhaften Gespräche über das Abenteuer in die Wirthsstube zurückzuziehen. Augenblicklich, als Leni dieß hörte und bemerkte, war sie an der Seite Greger's und faßte ihn an der Hand. — „Nein, Greger, Du gehst nit hinein! Hinein nimmer . . . thu' mir's z'lieb! Laß Dir nix zahlen und gib nix mehr aus! Du hast genug. Noch ein' Stehtrunk meinetwegen und kein Ragerl (Restchen) mehr! Geh'!" sagte sie bittend. Greger stand und widerstand; sah aber doch wie unschlüssig in die Gesichter der Leute. Der Eingardhofer brachte schon seinen Krug. „Seh', trink'!" — Greger griff zu und setzte an. Es ging an ein Herumtrinken. — „So, schaut nur, der Lipperl ist ja schon ganz g'sund!" sagte die Leni. „Komm' her!" Und sie zog ein Tüchlein von ihrem Halse, hob ein Knie, legte oder faltete das Tüchlein auf ihrem Rocke in solcher Weise zurecht, und verband dem Lipperl den Kopf von Kinn und Wange auf. „Wirst mir's schon zurückbringen!" sagte sie. Lipperl ächzte förmlich vor Wohlbehagen, und Alles sah ihn mit einem Gemenge von Leid und Spottsucht an. Das aufgebundene Tuch mit den widerstrebenden Zipfeln oben, und das wehleidige, jedoch dabei bedächtige Gesicht, das der Tepp seiner werthen Persönlichkeit halber machte, mengte das Beileid immer mit einem Drang zum Lächeln.

Der Wagen mit den Pferden war nun schon von allerlei Leuten und Knechten, die zusammenhalfen, zurecht gebracht und vor das Wirthshaus gestellt. Der Bauer ging von einer Gruppe zur andern, gab da Rede, dort Antwort, besah die Thiere, Achse, Ketten, Riemzeug und Deichsel; er wußte schon, daß glücklicherweise nichts geschehen.

„Der Lipperl kann den Wagen gar schon nach Haus führen!" sagte Leni, in der Absicht, den Armen zu ermuntern. Dieser lachte, riß seine flammenden Augen noch weiter auf und begann richtig nach dem Wagen zu gehen. Leni ward rasch von einem Gedanken ergriffen. „Komm', setz' Dich auf, Greger," sagte sie zu ihrem Manne entschlossen, eben so einladend als entschieden, „komm', ich fahr' mit Dir ein Stückl und geh' dann den andern Weg z'Haus." — Greger macht einige matte Einwürfe, mit Blicken nach der Wirthshausthüre sie begleitend. Aber mit Scherz und Ernst hielt sich Leni fest zu ihm; er konnte nimmer anders, als ihr Gutmeinen erfüllen. Das entfallen gewesene Sitzbrettlein wurde in Ordnung gebracht und quer über die Seitenleitern des Wagens gelegt. Greger setzte sich hinauf. Leni nahm geschickt ihre Röcke zusammen, sprang mit flinkem und starkem Fuße vom Boden auf die Wage hinter den Pferden, von da in den Wagen, und nahm ihren Platz neben Greger. — „Schau', wärst noch da geblieben!" rief Einer angeregt. — „Schon recht, ein andersmal ist wieder ein Tag!" rief sie herab. Und nun begehrte sie den Lipperl hinauf. Der Trottl ward hinaufgefördert, und die Beiden nahmen ihn zwischen sich, in die Mitte des Sitzes. Ein Knecht stand noch ganz vorne auf, mit Peitsche und Leitseil in den Händen.

„Alles ist gebändigt!" rief der Eingardshofer schelmisch. Alle lachten. Leni that es auch, und der Greger stimmte ein. „Adjes, behüt' Gott!" scholl es nun von oben und unten, und fort fuhr der Wagen, seinen Weg weiter.

3.

Im Glücksrädlein.

Das Wirthshäuslein steht gerade auf dem ausgesuchtesten Platze. Hinter ihm zieht sich der Wald in die Weite und in die Höhe, Fußweg und Fahrweg sind traute Nachbarn; letztere nicht gar so zudringlich nahe, um in die Fenster gucken und die behagliche Gemüthlichkeit drin stören zu lassen.

Dem feinen Städter thut's gegen derlei, in dem Häusergewirre der Gassen, ein zierlicher Vorhang. Da draußen schiebt man aber gerne Wiese, ein ganzes Gärtlein oder derlei vor, um den allgemeinen Blicken verborgen und — nicht daheim — ganz daheim zu sein. Auch dieß fehlte dem Hause nicht, und so sind auch noch seine Fenster schlau und besonders gut geborgen.

Die Fleißigen kommen nur auf einen Raub (eilig) her, und wissen also selten oder gar nicht, wer da ist; wer aber eben fleißig kommt — der schweigt und sagt über die Andern nichts. Wie sollt' er sie gesehen haben?

Und so fehlt es im „Glücksradl" selten an einer gemüthlichen Gesellschaft, die sich duckt, die zusammenrückt und schluckt und spielt, oder disputirt und singt, oder sich neckt und mit Wetten belustiget, oder die liebelt, singt, lichert, auch lauter spektakuliret, Karten auf die Tischplatte schlägt und randalirt.

Ja, wäre es Hochsommer, die Gäste, welche gerade jetzt im „Glücksradl" sitzen, hätten wohl weniger Zeit, da zu sein. Es fehlt jedoch die Sense in der Ecke, das Krumm-Messer im Schürzenbande, ein oder das andere abseitliegende oder stehende Geräthe, das an Thätigkeit rasch mahnen würde. Draußen breitet sich dagegen der Schnee aus, und die Sternlein der Winternacht flimmern darauf. Die Lichter, die aus der Stube leuchten, zeichnen gelbrothe Streifen hin in das weiße, endlose Beet, welches nur von schwarzen Baumstämmen unterbrochen wird.

Und traulich warm ist's in der Stube. Der gelbe und der rothe Wein in den Gläsern, das schaumgekräuselte Bier blühen im Tabaksdampfe wie Blumen in blauer Sommerluft. Die Gäste sitzen auch schier so behaglich wie im Sommer in der Laube. Die rothe Rundscheibe des glühenden Ofens mit weithin gehenden Strahlen ist ihnen vielleicht lieber als Sonne und Sonnenschein — es ist Schatten und Wärme, Duft und Labsal, Alles enge beisammen in Freude und Freundschaft, ohne Schweiß und Mühe — juchhe! die Welt ist schön, und im Glücksrädlein dazu!

Dieser Ansicht ist vollends die Gesellschaft an der obersten Wand, um den runden Tisch und die fleißig geputzte Kerze. Diese muß ja auf die Kärtlein zeigen.

Und der Nagelschmied, der seine Kraxen (Traggeräth für den Rücken) mit den Tragbändern und den Nagelpäckchen auf einen Stuhl an die Seite gestellt hat, seinen dicken Stock, der die Trage unterstützt, dazu, — der Nagelschmied, welcher in den kürzesten Tagen mit den Nägeln hausiren geht, die er in den längsten gemacht und welche im Frühjahre zumeist gebraucht werden, weil da, den Vögeln gleich, am regsamsten gebaut wird, — der alle Leute, alle Höfe und alle Finten kennende, in allen Dörfern oben- und untenaus durchstreichende und abstappelnde Nagelschmied . . . der ist ein gar feiner Geselle.

Und der Schelmbauer ist's auch! Aber ein anderer als Jener. Ein Schelm ist er und bleibt er, und alle Sprüchlein und Gesänglein und Tänze und Lustbarkeiten kennt er gar wohl, trotz seiner grauen Haare und seiner großen Kinder. Wie er sonst heißt? — Wär's nicht gleich, ob er im Kirchenbuche so eingeschrieben, oder im Leutemunde so gekennzeichnet? Aber wir kennen ihn doch schon; wir wissen, er ist der Bauer in der Eingard und haben ihn schon einmal mit den wilden Rossen und dem holzbeladenen Wagen beim Glücksrädlein gesehen. Sein Hof steht fest und sein Grund wankt nicht, und seine Taschen und seine Glieder schrecken vor keiner Kurzweil — man lebt nur einmal, ist sein Sprüchwort.

Und der Greger, der ist erst der Rechte! Der Stillste ist etwa er nicht, aber der am meisten zu aller Tollheit und Leichtsinnigkeit so recht Aufgelegte. Wenn der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser und die Gemse in Berg' und Klüften zu leben bestimmt sind, so scheint es ihm, als ob die Luft im Wirthshäuslein, Kärtchen und Gläser dazu, die rechtesten Dinge und Mittel zum eigentlichen Leben eines Menschen wären. Ohne jenes, außer demselben, ist's nicht so heimlich, so wohlig, so recht gesund, eben so wenig wie den Vöglein und Hirschlein an Orten, wo sie nicht hin gehören. Alte Blumen gehen im Wasser auf, welke und herausgerissene Pflanzen in Schatten und Feuchte — Greger's Laune blühte und stand immer frisch auf: unter'm Wirthshausschilde! Ist der Greger im Zuge, so spielt er, wie in der Gefahr frischmuthig um sein Leben, bei den Kärtlein, wenn's drauf ankommt, um seinen kleinen Finger; und hat ihn der Wirths- und Lustteufel erfaßt, so verkauft er seine Seligkeit auch an einen Schwärzeren, als an den Nagelschmied — wenn's ihm nur für den Augenblick zum Ziel und Vorhaben hilft.

Den Hallodri heißen sie ihn, und das will so viel sagen, als der Sausebraus, der Nichtvielgut, der Obenhinaus und Untendurch, das leichte Tuch und der lockere Vogel, dessen Federn in aller Luft fliegen, den Kerl leicht wie der Wind, wie Seifenblasen und Sonnenfaden, aber dagegen schwer wie das Blei, wie ein Grundklotz und Preßbalken, wenn's langes Ernsthalten gilt, dem Alles hallo — Hallodri!

Als der Eingardhofer, im Aussprechen über ihn, einst ein bezeichnend Wort unterdrückt, da war es dieses. Als der Greger den scheuen Pferden das Leitseil durchhieb, da nannten sie ihn auch einen Hallodri, und da klang es wie ein Lob, wie ein hellklirrend Ehrenkettlein, mit dem man einen klugen und braven Kerl aufputzt.

Ja — Hallodri, das ist wohl zu verstehen, das ist im Grunde gar kein so arges Wort, als man wohl Anfangs meinen könnte. Es kommt aber darauf an, wie man's ausspricht, und im Ton, in der Absicht liegt und steckt der Glimpf wie der Schimpf. Es reicht mit hellem Klange zunächst nach oben und mit tiefem nach dem letzten Abgrund.

Der hübscheste Bursch, der dem liebsten Dirnlein auf dem Tanzboden oder zum Fensterchen hinein Schönheiten sagt, wird von ihr zum Dank und zur Abwehr „Hallodri!" genannt, und das lächelt und klingelt so zierlich zwischen den Zähnen heraus.

Wenn Einer recht findige und schlaue Sächelchen, Späße und Witze erzählt, oder gar selbst macht, so ist er ein Hallodri!

Der Schulmeister schopfbeutelt seinen saumseligen Schuljungen und sagt ihm dabei: „Du Hallodri!"

Aber auch dem schlimmen Knecht ruft es der Bauer mit grober Stimme zu. Und wenn man mit aufgehobenem und geschütteltem Finger Einem breitspurig nachsagt: das ist ein rechter Hallodri! . . . nun, da mag es nicht gerade am besten mit allen seinen sieben Sachen im Herzen und in der Welt stehen!

Es kommt darauf an, wie man's sagt, gerade wie man ein Birkenzweiglein hübsch an's Fenster stellen, oder damit ein gut Geräthe flechten, oder damit züchtigen kann; gerade wie man ein Röslein schmuck in die Haare zu stecken, oder es auf ein Grab zu legen vermag.

Und etwa gar so schlecht ist der Greger eigentlich nicht; aber besonders Gutes im Aushalten und Ausharren bei etwas Tüchtigem weiß gerade auch Niemand von ihm, und es ist schier zum Verwundern, daß der Bauer mit ihm spielt. Man thut das, wenn man Haus und Hof besitzt, nicht gern. Wenn auch der Greger einem Paar Pferde in die Zügel sich geworfen — solche Kraftstücke vergessen Leute der Kraft leicht. Aber Schnee liegt draußen, den gefrorenen Weg gehen die Leute nicht gerne, aus dem Walde kommen so Wenige heraus; und da hat denn der Wirth für sein

Kartengeld die Leute so zusammengebracht, wie das Eichkätzchen die verschiedensten Nüsse und Eicheln in's Loch schleppt. Und die Drei trumpfen fest in die Tischplatte. Der Nagelschmied macht die besten Witze. Er trinkt immer aus des Nachbars Glas, anstatt aus dem eigenen. Das ist ein Witz, der wenigstens Einem zu gute kommt. Und auf jede Karte weiß er ein Sprüchlein; er redet mit Aß und Bub und König gar possirlich, weiß allerlei Nam' und Anred' für sie, welchem Bauer und welcher Bäuerin, oder welchen Beamten und Frauen sie gleichsehen; oder wenn er bei den Anderen Schütteln vor Lachen, oder bei seinem eigenen Männchenmachen ihnen in die Karten guckt — so ist dieß eben auch sein Schaden nicht. So kommt man durch die Welt!

Dem Schelmbauer, dem Eingardshofer, liegt nichts daran, der läßt fünfe gerade sein, der Mensch muß ja seine Freude haben. Und der Greger, der spielt darauf los, als gälte es, den Himmel einzuwirthschaften dabei, und er denkt an nichts, als an Zeitvertreib und Lustigkeit. Hallodri!

Ja freilich, die Kärtlein sind nicht allein so gewaltig über ihn, aber an einem nahen Tische sitzt noch der Pasler-Hans, welcher Uhren reparirt, Holz schnitzt (paselt) und

Hallodri! Der unterbrochene Tanz. (S. 7.)

Zither spielt, je nachdem das Eine oder das Andere was einbringt, und er hat die „Gelln" (Zither) vor sich auf dem Tisch und greift gar zierlich hinein. Und während er zu dem Klang mit den Fußsohlen auf den Boden fest Takt schlägt und mit den Schultern wiegt und zuckt, lehnt sich auf diese die schwarze Kandl (Alexandra). Sein Weib ist sie nicht und fremd ist sie ihm auch nicht, sein „Gspan" ist sie, wenn es zu singen und zu tanzen, Lustbarkeit zu erregen und das auf den Teller Gelegte zu theilen gibt. Und sie singt zur Zither und jodelt und gellt in die Lüfte hinein, daß es aus dem „Glücksradl" in den stillen Wald, in die Sternennacht und Schneeweite hinaus klingt und schallet.

Die Eule schwirrt am Fenster vorbei, das Käuzlein stößt sich den Kopf an die lichte Fensterscheibe, und der geweckte Hofhund stößt ein kurzes, jämmerliches Geheul dazwischen. Das dumme Thier kann die hohen Töne nicht leiden. Vielleicht gerade diese?

Der Nagelschmied wirft zuweilen ganz verliebte Blicke nach dem Tische der Spielleute, und man weiß nicht, lächelt er die ihm so angenehme Zither oder die schwarzäugige Dirne an. Endlich erhebt auch er seine Stimme und läßt ein G'stanzl los.

Der Traunstein is' g'spitzt
Und eben is' er rund, —

Digitized by Google

Und wo sein die aufrichtigen
Dirnl hiezund?

Xandl bleibt diese Anfrage nicht schuldig, sie weiß auch etwas von der Sache und singt ihm, als Trutzliedl', gleich entgegen:

Kein aufrichtigs Bübl
Is' nit zu derfragen —
Der Schauer is' kummen,
Hat s' Alle erschlagen!

Das macht den Greger lustig, er muß auch sein Wörtl' dreinreden, und angeregt singt er der Dirne zu:

Madl geh' her zum Zaun,
Und laß Dich recht anschau'n,
Wie Deine Aeugerl sein,
Schwarz oder braun!

Der Hansl faßt rasch jede Melodie auf und spielt sie gleich nach; als er diese zum zweiten Male beginnt, stimmt schon Xandl dazu ein, entgegnend:

Ich geh' nit her zum Zaun
Und laß mih nit anschau'n,
Wie meine Aeugerl sein,
Schwarz oder braun!

Das behagt selbst dem Hansl, und er spielt frisch, lustig dazwischen, wie bei jedem „Gesetzl", da um so mehr das richtige Nachspiel — ein Jodeln und Austräuseln der Melodieenwellen bis zum unnennbaren aber immer lockenden und reizenden Ruheufer.

Da meint nun der Schelmbauer, er müsse doch auch ein „Seinigs" thun und dazu geben, zeigend, er verstehe das Singen und Spassen noch wie ein Anderer. Er hebt daher an, nicht ohne Schelmerei:

Das Dirnl is' so gut,
Das Dirnl hab' ih gern —
Und es is' mir nit feil
Um sechs Zweschgenkern!

Die Andern lachen; aber Xandl setzt mit einem Druck die Hand in die Hüfte und singt entgegnend:

O mein Gott, o mein Gott,
Und liebst mih nur g'wiß —
Sonst geh' ih in die Donau,
Wann s' austrocknet is'!

Und so gibt Einer nach dem Andern aus, und so wird Einem nach dem Andern zu Theil, und so hält Einer nach dem Andern die Kärtlein im Spielen ein Weilchen mit der Hand zusammen wie ein Buch und singt.

Endlich hat der Greger seinen letzten Trumpf, auf den er gerade Alles gehofft, ausgespielt und den Solo verloren; er wirft den Kartenrest auf den Tisch, schiebt diesen mit einem Rucke von sich, daß er hüpft und poltert; es fuhr dem Kunden in die Glieder, er springt von seinem Winkel hervor, patscht in die Hände, stampft den Takt, greift sich an den Schnurrbart und zwirbelt ihn auf ... „komm', Xandl, tanzen wir Eins, mir ist's so kreuzlustig und fidel!" Und die Dirne läßt sich's nicht lange sagen. Der Hansl zupft noch einige Tatte fest herunter — das klingt und singt — Greger und Xandl wiegen die Hüften einander gegenüber — sie faßt sich mit einer Hand zierlich am Rocke, rollt die schwarzen, verführerischen Augen — und nun schwingen sich Beide dahin — hallo! — Hallodri!

Der Schelmbauer und der Nagelschmied stehen nicht lange müßig, sie thun erst so halbwegs mit, in lediglichem Schwenken, Wiegen, Taktiren, Schnalzen und Summen, das Glas in der Hand; endlich fassen sie in Lustbarkeit sich gegenseitig und tanzen auch wie ein Pärchen, und thun sich gar zierlich und schön wie zwei Verliebte.

Der Hans setzt den Schlagring am Daumen fest in der Zither ein; er weiß, das geschieht nicht umsonst, und streicht auch der Wirth zwei Seidelchen von dem heutigen Durst der Spielleute ab, so werden sich die Männer da nicht spotten lassen. Der Schelmbauer gar nicht, und der Greger, der Hallodri, der gibt, so lange er hat, und wenn er hat.

Und sie tanzen und singen, schlagen und springen, daß die Wirthin, mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm, aus der Nebenstube herauskommt, und dann auch eine Dirne aus derselben Thüre allmälig hervorschleicht. Der Nagelschmied ersieht sie bald und faßt sie und stemmt seine beiden Arme, seine Spannen in ihre Hüften, hält sie steif von sich ab, dann schwingt er sie kräftig und dreht sie in den Kreis hinein. So machen zwei Weiber und eine Gans einen Markt, und so machen ein paar lustige Leut' einen Kirchweihtag zu jeder Stund und an jedem Ort.

4.

Der Nagelschmied verkauft Nägel.

Während sie in der Wirthsstube fest tanzten und drauf los sangen, schritt durch den Gebirgswald eine Weibsgestalt. Sie hatte den Kopf in ein rothes, mattbraun gestreiftes Wintertuch eingehüllt, dieses dann über die Brust gekreuzt und rückwärts mit einem Knoten zugebunden. Sie trug eine Butte auf dem Rücken, und obwohl das Getragene nicht schwer war, ging sie doch so langsam und gebeugt dahin, als drücke sie eine wuchtige Last. Sie seufzte tief, sie sprach schier in der Einsamkeit mit sich, und manchmal mag sie in dieses Murmeln auch ein Gebetlein aus schwerem Herzen gestoßen haben.

Ihr Mann war bei den Holzschlägern, den Leuten im Walde und sollte erst Ende der Woche den weiten Weg in sein Häuschen, zu seinem Weibe und Kinde heimkehren. Er hatte während der Woche fern zu bleiben, um dann des Sonntags sich desto mehr mit allem Lieben und Geliebten zu freuen. Sie wollte ihn zu ungewohnter Zeit suchen und heimsuchen. Schier wäre sie gerne, ihr Geschäft, das sie nöthigerweise hier vorbeiführte, verrichtend vorbeigegangen, ohne daß sie den Mann gesucht und ihm Trübes gesagt hätte. Aber ihr Herz prüfte sich und den Fall, und es that ihr Noth, sich und die Sache dem Manne mitzutheilen. An dem Wirthshause mußte sie in jedem Falle vorbeikommen; sie hatte einen Einkauf im nächsten Dorfe zu machen, und da war zu ihrer Wohnstätte der Weg jedenfalls hier vorüber. Der Weg zum Manne, der führte tiefer in den Wald hinein, zwischen die hohen Föhren und Tannen, und manche Höhe hinauf, manches Thälchen hinab.

Die Sterne flimmerten ihr auf den Weg und sahen sie, die Mutter war, wie himmlische Kinderaugen an. Ihr Herz war schwer, und sie durfte nicht weinen — wußte sie ja doch: der Mann ist ein etwas wilder und lockerer Mensch, und wenn sie *selbst* den Muth senket und noch seinen bricht, da greift er zu des Wirthes Thürschnalle, da stützt er sich auf die Wirthsbank und „gießt mit des Glases Inhalt Vergessenheit und Trost, Gift und falsche Heiterkeit in sein Herz. Hatte sie ihn doch durch Bitten, Zureden und Drohen dazu gebracht, zu arbeiten, und nicht zu lungern, ordentlich und kein Hallodri zu sein.

Hell war die Nacht und rein, die Luft ohne Schneeflocken; nur manchmal wehte der Windstoß Schneenadeln von den Zweigen und legte sie auf das Kopftuch, auf die Schulter und auf die Last der Tragenden, welche die Butte auch mit ihrer blauen Schürze verbunden und zugedeckt hatte. Als sie dem Wirthshause immer mehr entgegenschritt, da hörte sie aus ziemlicher Ferne schon in den Wald hinein Gesang und Klingen, zuerst wie sanften Lufthauch und fernes Geläute durch die Zweige; als sie aber noch näher und näher vorwärts schritt, da wuchsen Töne und Klänge, da schallte endlich durch die Lichtung der Lärm wilder und wilder in ihr Ohr — und die Luft that ihr schier wehe.

Sollte sie nicht hinzutreten und einmal sehen, wer es denn heute gerade so nöthig habe, gar so lustig zu sein? Wie mit Banden zog es sie an's Fenster, und wie mit unsichtbaren Händen drängte es sie auch vom Wege hinweg, um durch diese, ihr heute doppelt zuwidere Luft sich ihren heiligen Schmerz nicht stören zu lassen.

Sie trat doch in den Lichtschein, der ihre Gestalt beleuchtete, sie ging an's Fenster — sie hielt die Hand über den Augen — sie sah hinein. „Greger! Greger!“ rief's in ihrem Innern wie mit einem furchtbaren Schrei. Der Nagelschmied war gerade dicht an Greger. Der Rußige war bei allem Unnützen, Widerwärtigen sicher und immer dabei. Er erschien ihr wie der Schwarze, der lebendige †††, der ob allem Höllenspiel hinterher drein lacht und sich freuet.

Eben hatte der stämmige Tänzer, der Hallodri, seine Dirne, die Xandl, bloß an Einem Arme, oder vielmehr nur an einem Finger, den er über seinem Haupte hielt, und die zierliche Tänzerin drehte sich um den Tänzer wie ein Kreisel herum, wie das Spinnrädlein um die Achse. Und sie sang gar zierlich dazu. Der Greger strampfte im Takte, und jetzt kreiselte er ihr nach, hob und setzte einen Fuß regelmäßig nach dem andern, dem Schlage der Zither folgend, und jetzt patschte er in die Hände, dann auf die Kniee, wiegte sich — juchhe! hallo! hallodri! tönte es in die Luft — die Zither sang und klang immer hell dazu.

Da riß das Weib, Leni, die Thüre auf, trat ein und stand wie ein Gespenst, wie eine Erscheinung um Mitternacht in dem hellen, lustigen Kreise. Dem Greger stockten die Pulse und die Zunge und die Takte. Xandl drehte sich noch einige Schritte vorwärts, aber ohne Tänzer. Der Nagelschmied und der Schelmbauer hielten auch inne, nur die Zither klingelte ihren Gesang, ihre Aufmunterung hell weiter, der Pasler Hans spielte gelassen, als verstände er die Geschichte da gar nicht.

„So?“ sagte Leni, „was genirt ihr euch denn? Nur weiter, weiter!“ — „Meinst?“ sagte Greger keck. Er war erbost und lächelte zugleich darüber, daß sie ihm ‚nachsteige‘, und selbst bei Nacht, aus der Ferne, überrasche. „Na, wenn Du's g'rad willst . . . komm' her, Xandl, wir sein nit fertig word'n!“ — „Nur zu!“ sagte Leni kühn und fest. Sie ließ ihre Butte vom Rücken ruhig nieder und stellte sie auf den Boden. Als Greger Ernst mit dem Tanze machte, trug sie die Butte an dem Gurte mitten in's Zimmer und stellte sie da nieder, sich darauf setzend. Sie saß auf dem vorderen, bauchigen und niedrigeren Theile der Butte, wie zur Seite auf einem Sessel, und mit den Händen hielt sie sich, die eine vorwärts, die andere rückwärts stemmend, an der etwas höheren, geraden Gurtenwand der Butte. Sie hob den Kopf aus ihrem roth und braun gestreiften Tuche, welches durch die Bewegungen mehr in den Nacken zurück gesunken war, und die von der Kälte angeglühten Wangen, die hellen Blicke waren recht hübsch in diesem Rahmen anzusehen, so hübsch, daß der Nagelschmied hinzugehen und Leni zum Tanzen ergreifen wollte. Ein kühn gehobener Arm, der sich nach einer ernsten Bewegung zur Drohung und Abwehr quer über die Brust hielt, schreckte wie ein Glüheisen den Angreifer zurück.

Greger hatte aber die Xandl erfaßt, er hob sie halb mit Gewalt vorwärts, Beide meinten, es gelte eine Herausforderung oder eine Keiferei. Leni legte den Kopf zurück und wartete auf das Kommende. „So, ich seh's gern, wenn brave Leut' auch lustig sind! Wenn man seine Arbeit 'than hat und was verdient hat, und Weib und Kind ohne Sorge sind . . . nur lustig! . . . ein Tanzerl schad't nix für Dich, Greger . . . Du Vater, Du.“ Greger drehte sich und wiegte sich noch immer, ließ seine zierlichsten Wendungen zum Trotze los. Er beugte den Kopf zur Erde und warf ihn wieder stolz empor, knickte in die Kniee und schnellte mit einem Satze und Schnalzen stramm zur Höhe, dann sich wiegend und schwenkend, wie der lustige „Ländlertanz“ es fordert.

Und während er das that, nahm Leni das blaue Schürzentuch von der Butte, Schnee lag noch in seinen tiefen Falten und fiel auf den Boden ausgestreut hin. Dann bückte sich das Weib über die Butte, langte hinein — und ein gelbes Kindersärglein mit schwarzen Rändern stand im Nu in der Quere auf der Butte oben. Schneeflocken hatten sich auch aus dem Tuche darüber geschüttelt.

„Mein Gott! Jesus, Maria!“ tönte es, wie mit Einem Schrei aus Mehrerer Munde. Xandl hielt bleich inne, dem Spielmann erstarrten die Finger. Greger stürzte mit einem unterdrückten Schrei auf das Särglein und ließ sich auf die Kniee nieder. Er griff mit den Händen und senkte die Stirne nach dem Särglein.

„Drin ist nix!“ sagte Leni, „aber daheim, Dein Kind ist todt. So, Du Hallodri, Du!“ — Der Wirthin füllten sich die Augen, und sie drückte das Kind in ihren Armen mit seinem Köpflein an ihre Wange. Xandl schloß, wie unwillkürlich, die Hände in einander, die erst so lustig sich bewegten. Die Andern wußten nicht, was sie thun sollten. Dem Hans war es, als müßte er seine Zither vor dem Anblicke verbergen. „So, Nagelschmied, gebt mir ein Dutzend Nägel . . . so macht's auch noch a G'schäft da!“ sagte Leni, sah den Nagelschmied scharf an und griff in die Tasche. Der Nagelschmied verzog das Gesicht und rührte sich nicht. Eine kurze Weile dauerte die Stille. „Ja, und Du . . . Du Lump!“ . . . begann das Weib zu dem sich wieder erhebenden Greger zu sprechen. Als er das Wort ‚Lump‘ hörte, zuckte es ihm jähzornig in der Faust, er ballte und hob sie rasch wie der Blitz. Leni stemmte eine Hand auf das Särglein und heftete ihre Augen fest auf ihn. Die Hand fiel — der Hallodri, der Lump, war von seinem Weibe wie gebannt und stille.

(Fortsetzung folgt S. 22.)

Ein Menschenmarkt.

Von

Alfons Hartmann.

„Der Markt zu Richmond“, jene reizende Oper Flotow's, die über alle deutschen Bühnen gegangen und deren Melodieen Aller Ohren entzücken — ist sie uns anfangs nicht wie ein Märchen erschienen, wie eine englische Absonderlichkeit? Sollte noch irgendwo in Europa ein solcher Menschenmarkt abgehalten werden, auf dem die Leute den sich selbst anbietenden Handelsartikel bilden? Und doch ist dem so: aber nicht drüben nur jenseits des Kanals, sondern hüben auf dem Kontinente in unserem lieben deutschen Vaterlande, hoch oben im Norden und tief im Süden. Zweimal im Jahre, zu Anfang April und im Oktober, sieht man aus der ganzen Umgegend Knechte und Mägde nach Bremen wandern, um sich dort auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden für den Sommer- oder Winterdienst zu verdingen. In der Gegend des alterthümlichen Rathhauses stellen sie sich auf oder mischen sich unter das suchende Publikum. An dem Bündel, das ihre Kleidungsstücke enthält, sind die Dienstsuchenden leicht zu kennen. Dieser Markttag fällt gerade auf Fahrniß- oder Fahrelszeit, wie die bremische Bezeichnung für den Wechseltag der Dienstboten und der Wohnungen lautet, und so wird der Dienst sogleich angetreten, sobald der Handschlag erfolgt ist. Die schweigsame Natur der Norddeutschen ließe ein lautes, helltlingendes: „Ich kann nähen, ich kann säen, ich kann flicken, ich kann stricken!“ nicht zu. Dafür kann man auf die Frage nach dem, was der Knecht oder die Magd weiß, die kurze Antwort hören, daß „Klaas oder Hineck ganz grod met de Kalben Bescheid weet“ und daß „Trine Allens so grod versteiht als en Fru.“ Der verführerische Rathskeller, den der bremer Landmann gar wohl kennt, wenn er auch das liebenswürdige Buch von Hauff nicht gelesen, ist ganz in der Nähe, und die Freude über einen guten Handel führt oft genug dazu, daß „ein Ordentlicher drauf stehen kann“ — das soll heißen: „eine starke Sitzung vor dem Fasse gehalten“ wird. Da ruft ein stämmiger Bursche, wie sie unter den Friesen zu Hunderten aufwachsen, einem andern zu: „Kumm' her, min Jong, Du hest Dir da 'n prächtige Deern toleggt, Du kannst 'mal Een'n

up nutgewen." Oder ein Anderer, dem die prächtige Deern nicht weniger gefällt, geht zu ihr hin und faßt ſie um „die ſchlanke Hüfte frei", aber nicht um, wie Goethe ſagt, „zu ſehen, wie feſt geſchnürt ſie ſei", ſondern, wie er ſich ausdrückt, um zu ſehen, „ob de Quenn fett iſt". Der Vergleich iſt gerade nicht der zarteſte, denn eine Quenne iſt eine junge Kuh. Daß in einer Handelsſtadt dieſer Menſchenmarkt nach allen Seiten ausgebeutet wird, verſteht ſich von ſelbſt. So ſieht man Hauſirer mit Kleidern und Mützen und was ſonſt ein ländliches Herz erfreuen kann, ſich unter das Volk miſchen, um den Neugemietheten das Handgeld und wohl auch, was ſie ſelbſt mitgebracht, wieder aus dem Beutel zu holen. Drum geht es an dieſem Tage nicht nur im Rathskeller, ſondern in den Wirthſchaften gar bunt zu, und es wird getrunken, „ſau lang een drup ſtahn kann", oder bis die nüchterne Proſa des neuen Dienſtes, der angetreten werden muß, die entzündeten Geiſter wieder auslöſcht. — Und nun nach dem Süden. In Oberſchwaben, in den Gauen am ſchwäbiſchen Meer, dem Bodenſee, iſt unter den Güterbeſitzern beinahe Keiner, der nicht Kinder aus dem benachbarten Vorarlberg oder

Der Mägdemarkt in Bremen.

Tyrol oder den ärmeren Gegenden der Schweiz in Dienſten hätte. Um die Faſtenzeit ziehen ganze Schaaren Kinder, von älteren Perſonen begleitet, wie Heerde und Hirte in's Schwabenland und nach der alten Stadt Ravensburg am Fuß des Stammſitzes der Welfen. Dort ſitzen die Kinder auf dem Markte herum, bis der Bauer kommt, der ſie dem Führer abhandelt, welcher ſie von den Eltern übernommen. Um Martini ziehen ſie dann, in große Karawanen vereinigt, wieder in ihre Heimat. Dieſe Kinder, Knaben und Mädchen, ſind 8—16 Jahre alt und werden die erſtern als Treib- oder Hirtenbuben, die letztern als Kindsmägde gebraucht. Sie erhalten freie Koſt, Kleidung und 3—10 fl. Lohn. In Ravensburg, Wangen und Waldſee ſind die Hauptkindermärkte, aber in Ravensburg kommen die Meiſten zuſammen; an einem Markttage trifft man oft 150—200 ſolcher Kinder. Arm und rauh erzogen, werden ſie von den oberſchwäbiſchen Bauern gerne in Dienſt genommen. Von Schulunterricht in dieſer Zeit iſt keine Rede. Es iſt ein Kapitel des „europäiſchen Sklavenlebens", das bis jetzt noch zu ſchreiben vergeſſen wurde, und zu dem wir nur den Stoff liefern wollten.

Bürgerthum und Fürſtenmacht.

Die Schlacht bei Döffingen.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Eberhard der Greiner in der döffinger Schlacht.

Digitized by Google

Der lange Kampf zwischen den freien Städten einerseits und dem höheren Adel, den Fürsten, andererseits, worin Deutschland sich abschwächte unter schwachen Kaisern, sollte endlich ein rasches Ende finden.

Es hatte im Jahre 1377 den Anschein, die Kraft des städtischen Bürgerthums werde das aufstrebende Fürstenthum niederhalten oder gar brechen, als nicht nur die Herzoge von Bayern bei Alpeck von den Ulmern und andern Städtern besiegt wurden, sondern auch Württembergs Graf Eberhard, der Greiner und Rauschebart im Munde des Volkes, seinen Sohn Ulrich von den Reutlingern hart am Fuße der Achalm geschlagen sah. Nicht der Tod so vieler Grafen und Edeln gerade vor den Thoren des ganz demokratischen Reutlingens schmerzte den alten Greiner am meisten; nicht darum schnitt er, als der entronnene Ulrich, sein Sohn, zu ihm zur Tafel in Stuttgart kam, zwischen diesem und sich mit dem Messer das Tischtuch entzwei.

Die Niederlage vor Reutlingen dünkte dem Greiner um so schimpflicher, je mehr auch er von dem mittelalterlichen Vorurtheil des Herrenthums besessen, und je schwerer er jetzt von Handwerkerfäusten besiegt war. Daß es Handwerker waren, das wurmte ihn am meisten. Aber ein Jahrzehnt mußte er den Durst nach Rache unbefriedigt in sich tragen. Im Sommer 1386 vernichteten die schweizerischen Eidgenossen das österreichische Adelsheer unter Herzog Leopold in der sempacher Schlacht, und die bürgerliche Freiheit breitete sich siegreich über die Alpenlande aus. Die freien Städte Schwabens und Frankens verbanden sich, einen gleichen Hauptschlag gegen die verbündete Adels- und Fürstenmacht zu wagen, diese zu brechen und das freie Bürgerthum über ganz Deutschland zu tragen. Der Sieg der unumschränkten Fürstenmacht mußte das Kaiserthum vollends schwächen und die Reichseinheit auflösen. Siegte aber das freie Bürgerthum, so war eben damit die Reichskrone wieder gestärkt und die Reichseinheit hergestellt. Alle Fürsten, welche Souveräne werden wollten, waren sich klar darüber, um was es sich handle. Auf dem Boden Schwabens mußte die Entscheidung fallen. Baden, Pfalz, Würzburg und andere Fürsten und Herren stießen mit ihrem Kriegsvolk, 1100 Reitern und 2000 zu Fuß zu dem Greiner. Vereinigt mit dessen Hausmacht war das Heer über 7000 Wohlbewaffneter stark. Den Greiner hatten sie zu ihrem Feldhauptmann gewählt.

Von St. Gallen, von Basel, Straßburg und anderen Oberrheinstädten, von Worms, von Mainz und Frankfurt, wie von Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Dinkelsbühl und Nördlingen hatten sich gewaltige Zuzüge der Reichsbürger mit den dazwischen liegenden Reichsstädten Schwabens vereinigt und waren so tief hinein in's Herz des württembergischen Landes gezogen, daß das Heer nur ein paar Meilen von Stuttgart lagerte, zwischen Sindelfingen und der Reichsstadt Weil. Hier belagerten sie, selbst von etwas kaiserlichem Hülfsvolk unterstützt, den Kirchhof zu Döffingen. Der war, wie öfters die Kirchhöfe jener Zeit, durch hohe und starke Mauern zu einer Art Festung gemacht, zu einem Zufluchtsort, wohin der Landmann der Umgegend vor dem Raub und dem Schwert der fehdelustigen Zeit, so oft es nöthig wurde, sich und seine bewegliche Habe in Sicherheit bringen konnte. So hatte sich auch jetzt der württembergische Landmann von weit umher da hinein geflüchtet vor dem Kriegsvolk der Reichsstädter.

Es war Sonntags frühe, vor dem Bartholomäustag, am 23. August 1388. Da erschien der Greiner im Angesichte der Städter mit dem Fürstenheer. Unterwegs war ein reisiger Knecht des Wolf vom Wunnenstein zu ihm gestoßen. Der hatte ihm im Namen seines Herrn dessen Hülfe mit Rittern und Knechten angeboten. Der Greiner ließ dem „gleißenden" Wölflein sagen, „er habe sein nicht begehrt und danke ihm". Das war ganz nahe bei Döffingen vorgefallen, und der Wunnensteiner mit seinen guten Gesellen war ebenfalls ganz nahe zur Hand. Daß der Greiner und andere Fürsten über Ihresgleichen hinauf und Herren der Letzteren, des Adels, werden wollten, das war dem Wunnensteiner wohl noch immer ein Dorn im Auge; aber nichts war ihm so verhaßt, als daß der Bürger und der Bauer ein Herr sein wollte. Nur in England und im skandinavischen Norden war der niedere Adel so gescheidt, mit dem aufstrebenden Volksthum sich zu verbinden, demselben Führer zu sein, und so die nationale, allgemeine Freiheit zu erringen. Daß im Jahre 1388 auf deutschem Boden der Adel, mit einer kleinen Zahl Ausnahmen, noch nicht so gescheidt war, das wird jetzt, im Jahre 1864, Jedermann begreiflich finden.

Das Kriegsvolk des reichsstädtischen Bürgerthums war an Zahl, selbst an Reiterei, dem Fürstenheer überlegen. Doch nur die Zuzüge der nächsten schwäbischen Reichsstädte bestanden größtentheils aus eigentlichen Städtebürgern, die aber aus den fernen Reichsstädten zählten nur wenige Bürger und meistens geworbene Söldner unter sich. Im Sold dieser Städte waren Ritter und Knechte. Selbst die Reutlinger hatten bei Döffingen Söldner unter ihrem Fähnlein. Der Reichsbürger machte einen Unterschied; für die Vertheidigung seiner Stadt an Ort und Stelle trat er in Person ein, für einen Feldzug nach außen stellte er Söldner. Tapfere Ritter und Knechte aber hatten die Reichsstädter bei Döffingen; nur fanden sich unter diesen Rittern Verräther.

Der Hauptverräther war der Graf von Henneberg, der Oberst des nürnberger Söldnerzuzugs. Daß in einer so großen, alt-edeln Reichsstadt, wie Nürnberg, unter den eigenen Bürgern nicht mehr ein einziger zu finden war, der das Banner der Reichsstadt in diesen entscheidungsvollsten Tagen zu tragen Lust und Kraft oder das Vertrauen seiner Mitbürger hatte, so daß das Kriegsvolk Nürnbergs in diesem Entscheidungskampf gegen die Fürstenmacht einem Auswärtigen, Einem aus einem Hause, das selbst zur Fürstlichkeit aufstrebte, übergeben wurde, das zeugt von einer bedenklichen Gesunkenheit der inneren damaligen Zustände Nürnbergs; das weist darauf hin, daß der aristokratische nürnberger Rath mit den Feinden der Reichsstädte, mit den souverän werden wollenden Fürsten, und so mit den Feinden der deutschen Reichskrone, heimlich sich verschworen hatte. Daß der Graf von Henneberg ein Verräther war, darin stimmen die zeitgenössischen Nachrichten überein. In zwei handschriftlichen Chroniken der Stadt Augsburg soll heute noch erstens die Summe stehen, um welche der Graf von Henneberg sich erkaufen ließ; zweitens der Grund, warum dem Henneberger diese Summe nach der Schlacht verweigert wurde.

Das Alles stimmt zu dem Gange des Kampfes, ja es erklärt ihn allein. Die Städter treten in Schlachtordnung, wie sie der Fürsten ansichtig werden. Mit dem Henneberger war fürstlicherseits verabredet, wenn Eberhard angreife, solle der Feldhauptmann der Nürnberger mit seinen Söldnern die Flucht ergreifen und dadurch Unordnung in die Reihen der Städter bringen. Vorsichtig wollte Graf Eberhard erst alle Fähnlein seines Heeres beisammen haben und dann mit seiner ganzen Macht den Angriff thun. Eberhard's Sohn aber, Graf Ulrich, brannte, seine Niederlage bei Reutlingen an den Städtern zu rächen. Wie er die Banner dieser Bürger vor dem Auge hatte, stieg ihm die Röthe der Scham zu Gesicht; er hatte von seinem Vater erbeten, ein Vordertreffen zu führen, denn er wollte heute die alte Schuld zahlen. Er trug es nicht, diese Reutlinger in Sicht zu haben, ohne sie zu schlagen; dem Ganzen des Fürstenheeres voraus, läßt er sich hinreißen, steigt mit seinen Rittern vom Roß, und sie stürzen auf die Reihen der Städter. Zu Fuß, Mann an Mann gedrängt, als Eine geschlossene eiserne Wand, hoffen die Herren, den Mittelpunkt der Städter, wo natürlich der Kern derselben, die auserlesenste freiwillige Bürgerschaft, den Stand hatte, niederzuwerfen, ihr Heer zu durchbrechen. Aber die Städter stehen wie festgewurzelt im Boden, das wilde Feuer des raschen Angriffs macht keine Lücke.

Die Angreifenden werden zurückgeschlagen. Graf Ulrich sinkt zusammen, eine Lanze hat ihn tödtlich durch den Harnisch getroffen; es sinken neben ihm drei andere Grafen, einer von Zollern, einer von Werdenberg, einer von Löwenstein; es sinkt Hans von Rechberg, einer von Gundelfingen und andere der tapfersten Ritter um ihn von den gewaltigen Stößen und Keulenschlägen der waffengeübten Bürger. Die Seinen tragen den vom Blutverlust ermatteten Grafen Ulrich aus der Schlacht hinweg. Auf einem Baumstumpf sitzend haucht er in wenigen Minuten die tapfere Seele aus. Der Fall so vornehmer Führer gleich anfangs, als eben der Kampf auf allen Seiten des Fürstenheeres allgemein werden will, steigert den Muth der Städter, entmuthigt die Fürstlichen. Die Städter dringen vor, die Württembergischen und die andern Fürstlichen des Vordertreffens weichen, Ritter und Knechte. Es ist der Augenblick, an welchem Alles hängt.

Da sprengt Graf Eberhard, der Greiner, vor, der Feldhauptmann des Fürstenheers, und seine gewaltige Stimme rollt über das Schlachtgetümmel. „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann," ruft der alte Held, „laßt ihn liegen und erschrecket nicht!" Er führt sein ganzes Heer zum Angriff vor. „Schlagt drein, der Sieg ist euer; seht, wie die Feinde dort fliehen!" so ruft er, eingedenk der Verabredung mit dem Grafen von Henneberg. Und wirklich flieht ein Theil des Städterheeres; es ist der Henneberger, der Oberste des nürnberger Banners. In diesem Augenblick hat er die verabredete Flucht mit seinen Söldnern begonnen. Dieser Verrath des Henneberger's reißt auch die Fähnlein der Reichsstädte in die Flucht mit fort. Gerade auf diesen Punkt, wo der Verräther an den Reichsstädten, der Henneberger, stand, drängt der Greiner den Hauptangriff zusammen und keilt sich in die Lücke hinein. Der greise Held mit seinem flatternden Bart haut rechts und links selbst ein. Hundert ausgeruhte Reiter unter dem Vogte Werner von Rosenfeld und dem Grafen von Bitsch hat er um sich. Aber die Schaaren der schwäbischen Städte, unter dem Oberbefehl des Hauptmanns des ulmer Banners, Konrad Besserer von Ulm, eines trefflichen Ritters und Feldherrn, stehen ohne Wanken. Konrad Besserer ergreift das Hauptbanner des Städtebundes und zieht alle seine Schaaren in einen Schlachtkeil zusammen. Der Kampf erneut sich in furchtbarer Wuth, ohne Entscheidung, lange. Da jagt eine neue Schaar Ritter und Knechte seitwärts her und stürzt in die Flanke des Städterheers. Die prächtige, strahlende Rüstung zeigt diesen den gefürchteten Todfeind; es ist der „gleißende Wolf". Mit wildem Gejauchze, nicht um dem Greiner zu helfen, sondern um den Städtern zu schaden, wirft er sich in die Städter und sprengt ihre Reihen; und gleichzeitig führt der Greiner einen Hauptstoß auf den Mittelpunkt; Konrad Besserer fällt, auf den Tod getroffen; die Bundesfahne sinkt. Die Städter stürzen, zerstäuben oder werden gefangen, soweit sie um das Hauptbanner stehen. Das Städterheer tritt den Rückzug an. Gegen 1000 Städtische, Bürger und Söldner, liegen todt oder wund auf dem Schlachtfelde; aber auch von den Fürstlichen über 600 Erschlagene. Im Ganzen sind mehr Edle und Bürger als gemeine Knechte gefallen.

Auf dem Schlachtfelde noch reicht der Greiner dem „gleißenden" Wolfe zum Danke die Hand. Er ladet ihn ein, heute Abend in Döffingen sein Gast zu sein, und morgen im Schlosse zu Stuttgart. „Ich will's einmal mit Eurer Gastfreundschaft versuchen," sagt der Wunnensteiner und reitet eine Strecke an Eberhard's Seite. Plötzlich sagt er: „Jetzt ist's genug; gute Nacht, bei uns bleibt es beim Alten!" und jagt mit seinen Rittern und Knechten linksab von dannen. Das Gefühl der alten Feindschaft hatte in ihm die Oberhand gewonnen.

Das Fürstenheer feiert den Sieg beim Becher und legt sich zur Ruhe im Lager in und um Döffingen. Auch der Greiner ist im Dorfe. Aber jetzt, da Alles schläft, wacht er. Schlaflos sitzt er da, allein in der Nacht, vor ihm der todte Sohn. Es war sein einziger Sohn. Am Tage hat er mit Heldenkraft das Vatergefühl zurückgepreßt; jetzt läßt er ihm freien Lauf. Des Morgens frühe steigt er zu Pferde, er reitet Stuttgart zu. Da jagt ein Bote daher; die Gemahlin seines Enkels, des Sohnes des in der Schlacht gefallenen Ulrich, hat einen Sohn geboren in eben dieser Nacht. Dankend hebt der Alte die Hände auf mit dem Rufe: „Gott sei gelobt, der Fink hat wieder Samen!"

Kaum sitzt der Held zu Stuttgart in seinem Schloß, da stürzen Hirten und Landleute von Zuffenhausen herein, heulend und klagend, Räuber haben ihnen gestern Abend ihr Vieh weggetrieben. Da lacht der Graf: „Das hat der Wunnensteiner gethan, das alte Wölflein hat sich wieder ein Rochfleisch geholt!" — So war's auch. Unterwegs hatte der gleißende Wolf in dem württembergischen Dorfe Zuffenhausen die Viehheerde von der Waide weggetrieben und auf seine Burg Wunnenstein geführt.

Nur etwas über drei Jahre überlebte der Greiner diesen Sieg; am 15. März 1392 schloß der Held die Augen. Er war ein halbes Jahrhundert lang der Mittelpunkt gewesen, um den sich die Bewegungen und Kämpfe in Süddeutschland drehten. Erst nach seinem Tode wurde der gleißende Wolf freundlich gegen das württembergische Haus; er erreichte ein ungewöhnlich hohes Alter und wurde der getreue Rath am Hofe von des Greiner's Enkel. Den Haß gegen die Städte nahm der Wolf mit in's Grab. Der verrätherische Graf von Henneberg wollte nach der Schlacht seinen Judaslohn haben. Man sagte ihm aber, er habe die verabredete Flucht zu spät vorgenommen, und dadurch den Tod der Grafen und Herren verschuldet. Durch diesen Streit wurde der Handel des Henneberger's ruchbar. Die Städte waren zu uneinig, um sich nach diesem Schlage wieder zu erholen. Sie sanken; mit ihrem Sinken wurde die Entwicklung der Volksfreiheit auf Jahrhunderte unterbrochen. Die deutschen Fürsten wurden kleine Souveräne. Aber auch der niedere Adel hatte bald genug zu empfinden, wohin Vorurtheile und unpolitischer Haß führen: der größte Theil desselben sank in die Unterthänigkeit der fürstlichen Machtvollkommenheit. Hätte er sich, wie in England der niedere Adel that, verständig, im eigenen Interesse, mit dem Bürgerthum verbündet und zusammengeschlossen, so wäre, wie in England, auch auf deutschem Boden die Freiheit nur blühender geworden, die Einheit des Reichs hätte sich befestigt und die deutsche Krone an Glanz und Macht, die Nation an Ruhm und Größe gewonnen, statt daß jetzt Beide an Beidem verloren. Zu allen Zeiten war es das Unglück der Deutschen, daß die herrlichsten Kräfte in Deutschland, welche eigentlich Ein Interesse hatten, sich gegen einander brauchen ließen, statt zusammenzuwirken.

Von unten herauf.

Lebensbilder aus der Schweizerrepublik.

Von

August Feierabend.

I.

Es mögen wohl wenige Länder der Erde sein, in welchen das selbstthätige Heraufarbeiten aus den untersten Volksschichten und den ärmlichsten Lebensverhältnissen verhältnißmäßig so häufig vorkommt, wie bei uns in unserem freien Schweizerländchen. Verschiedene Ursachen mögen zusammenwirken, diese merkwürdige Erscheinung in's Leben zu rufen. Vor Allem ist es die angeborne Thatkraft, gestählt durch den Kampf mit der rauhen Gebirgsnatur und gehoben durch Freiheits- und Arbeitslust. Sodann ist es strenge Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters, welche sich unabweisbar in Handel und Verkehr das Zutrauen der Menschen erobern und auch behaupten. Endlich finden wir mei-

stens ein festes Selbstvertrauen durch einen klaren und sichern Einblick in die jeweilige Sachlage glücklich geleitet. Wir lassen dafür einige naturgetreue Lebensbilder sprechen.

Tobias Anderegg.

Vor etwa hundert Jahren hütete in dem romantischen Enntbühl im toggenburgischen Thurthale, hoch oben in den Steintrümmerwaiden des Stockberges der kleine, lebensfrohe Tobiasli die muntere Ziegenheerde seines Vaters. Derselbe wurde nämlich am 14. November 1751 geboren. Sein Vater bewirthschaftete ein kleines, verschuldetes Berggütchen und saß, wenn er die Arbeiten in Wiese und Stall besorgt hatte, emsig unten im Webkeller bei seinem Baumwollegewebe. Mit Mühe und Sorge errang er sich so für sich und die Seinigen nur spärlich das theure, tägliche Brod. Tobias war kaum acht Jahre alt, als er seine liebevolle und brave Mutter verlor. Groß war sein Herzeleid. Es wurde noch größer, als nach kurzer Zeit eine junge Stiefmutter in's Haus kam, welche den geraden offenen Tobiasli nicht leiden konnte, weil er sich zu keinen hinterlistigen Schnaufereien hergeben wollte. Bald kamen zahlreiche Stiefgeschwister nach, und wurde der Platz am Tische immer enger, die Stiefmutter aber gegen den überlästigen Tobiasli immer unverträglicher. Endlich wurde ihm die Sache doch zu bunt. Er band sich daher alle seine wenigen Habseligkeiten in ein Nastuch, ergriff den Wanderstab und zog barfuß und sehr ärmlich gekleidet, doch voll Muth und Zuversicht in gläubigem Gottvertrauen von dannen, hinaus in die weite, ihm ganz unbekannte Welt. Arbeit und ein Unterkommen suchend, kam er hinab bis nach Winterthur. Hier sprach er bei einem reichen Handelsmanne bescheiden vor, und diesem leuchtete das offene und frische Wesen des armen Geisbuben aus dem Toggenburg auf eine sehr auffällige Weise ein. Er nahm ihn daher als Knecht in sein Haus. Anderegg rechtfertigte das von seinem Herrn in ihn gesetzte Zutrauen. Viele Jahre diente er zuerst als Knecht, dann als Bedienter und Lehrling seinem Herrn auf eine musterhafte Weise. Er begleitete ihn stets auf seinen Reisen, besonders auf die damals so stark besuchten italienischen Messen. Auf denselben ließ es sich der treue Diener nicht nehmen, so ungerne es sein Herr anfänglich sah, die Nacht auf der Thürschwelle liegend zuzubringen, um in solcher Weise denselben vor räuberischen Ueberfällen mit Leib und Leben zu schützen. Sparsam und nüchtern, wie er war, ersparte sich Tobias während seiner langjährigen Dienstzeit ein hübsches Sümmchen Geld. So ungerne der Herr seinen trefflichen Diener entließ, so rieth er ihm doch uneigennützig, mit seinen Ersparnissen in seiner Heimat im Toggenburg ein eigenes Fabrikationsgeschäft anzufangen, weil damals die Zeiten besonders günstig waren. Anderegg folgte dem Rathe seines wohlmeinenden Herrn, der ihm dann auch stets mit Rath und That bis an sein Ende zur Seite stand.

Anfangs der Neunzigerjahre ließ sich der nun schon einundvierzigjährige Tobias Anderegg im Bundt, zwischen Wattwil und Lichtensteig, nieder. Bald blühte das junge Geschäft auf und erweiterte sich Schritt für Schritt, aber zuverlässig und sicher zu einem der größten Handelshäuser des gewerbereichen Kantons St. Gallen. Die sogenannte Firma „Tobias Anderegg" hat nicht nur in ganz Europa, sondern auch jenseits des Weltmeeres, in Nord- wie in Südamerika, in Ost- wie in Westindien einen guten, soliden Klang.

Tobias Anderegg blieb bei dem rasch wachsenden Wohlstande dennoch den einfachen, alten Sitten treu, und Großthuerei und eitler Prunk waren ihm stets verhaßt. Er bewohnte fortwährend das alte, hölzerne Haus oben auf der Felsenhöhe über der Landstraße und der Thur, zwischen den zahlreichen jetzigen andereggischen Wohn- und Fabrikationsgebäuden und dem hübschen Dorfe Wattwil, in welchem er sein eigenes Gewerbe zuerst begonnen, und starb im Alter von fünfundsiebzig Jahren am 2. Nov. 1826 mit dem frohen Bewußtsein, den rechtlichen Biedersinn, der sein Geschäft groß gemacht, auf seine braven drei Kinder fortgepflanzt zu sehen. Und der gleiche Geist hat in immer mehr vergrößertem Maßstabe das Fabrikations- und Handelsgeschäft auch erhalten. Die Familie Anderegg im Bundt ist eine der geachtetsten im ganzen Toggenburg. Ein Sohn von Tobias, der eidgenössische Oberst, war seit Entstehung des neuen eidgenössischen Bundes bis zu seinem Tode Mitglied des schweizerischen Nationalrathes, und ein Neffe von ihm ist im letzten Jahr sein Nachfolger geworden. Mit den Grundsätzen des Biedersinnes und strenger Rechtlichkeit lebt eine wahrhaft fromme Verehrung für den Gründer des Hauses in lebensfrischem Angedenken fort. Dafür ist es gewiß ein sehr sprechender Zug, daß die meisten älteren Häuser der Familie zwar gegenwärtig nach Landessitte zierlich mit Schindelschuppen bekleidet und mit Oelfarbe bemalt sind, aber überall das Holz daran bleiben mußte, wie zu des Großvaters Zeiten, als eine fortwährende tägliche Erinnerung an denselben.

Das Kloster San Jeronimo

in Belem.

Von einem deutschen Maler.

Unter den Denkmalen monumentaler Baukunst aus dem Mittelalter hat mir keines eine so reine Freude gewährt, keines dem Auge des Malers ein so inniges Entzücken bereitet, als das Kloster und die Kirche San Jeronimo in Belem bei Lissabon, und es gehörte zu meinen liebsten Erholungen, mich gegen Abend in ein Boot zu werfen und den Strom hinunter nach diesem Lieblingspunkte zu rudern.

Begründet vom König Manoel im Jahr 1499 und vollendet von seinem Sohne Joao III., fällt seine Erbauung in die glücklichste Zeit gothischer Baukunst. Aeußerlich unregelmäßig, gewährt seine Fassade dennoch einen edlen und harmonischen Anblick, und besonders ist es sein überaus prachtvolles Portal, welches mit seinen köstlich ausgeführten Figuren und Arabesken auch dem gleichgültigsten Beschauer Bewunderung abnöthigen muß. Der warme röthliche Ton des Steines, hin und wieder von moosgrünen Tinten malerisch unterbrochen, bringt bei voller Sonnenbeleuchtung eine so glänzende Wirkung hervor, daß man glaubt glühendes Gold zu sehen. Suchen wir die Kühle des Kreuzganges auf und betrachten eines der schönsten Architekturbilder, die man sehen kann. Zarte, herrlich gemeißelte Pilaster unterstützen die breiten Bögen, welche die Aussicht in den schön bepflanzten Klostergarten bieten. Jeder dieser Bögen hat sein besonderes Dessin in seinen steinernen Verzweigungen, welches die Sonne zierlich auf die Steinplatten zu unsern Füßen malt. Duftige Sträucher und Blumen drängen sich neugierig von außen herein, liebevoll das steinerne Laub umschlingend, als wollten sie ihm ihr Leben mittheilen. Das leise Plätschern eines Springbrunnens unterbricht melodisch die Stille des Ortes und ladet zu träumerischer Ruhe ein.

Aber noch ein anderes Interesse knüpft sich an diese Stelle. Ehemals stand auf diesem Fleck die kleine Kirche von Belem (Bethlehem). Fast 350 Jahre sind verflossen, da mochten die armen Fischer der hier liegenden Hütten wohl mit Erstaunen die großen Schiffe betrachten, die hier vor Anker lagen, und mit scheuer Ehrfurcht einen Mann vor dem Altar der bescheidenen Kirche liegen sehen, und inbrünstig den Segen des Himmels auf eine gefahrvolle und abenteuerliche Unternehmung herabflehen. Ihm wurde der reichste Erfolg, und die Nachwelt nennt bewundernd den Namen des kühnen Seefahrers, Vasco de Gama und seine Entdeckung des Seeweges nach Ostindien.

Nicht viele Jahre nachher verließ ein anderer Mann hier die Ufer von Portugal, das ihn jetzt mit Stolz seinen Bürger nennt, den Gram im Herzen sich freiwillig verbannend,

Portail de la Vierge dans la cour d'honneur.

mit dem Ausrufe: «Ingrata patria, non possidebis ossa mea!» „Undankbares Vaterland, du sollst meine Gebeine nicht besitzen." Das war Luis de Camões, der größte Dichter von Portugal! Aber er kehrte wieder, nachdem er sechzehn Jahre lang abwechselnd den Degen und die Feder für den Ruhm seines Vaterlandes geführt, gebräunt von der indischen Sonne und nach einem Schiffbruch an der Küste von Malabar, aus dem er sich schwimmend und in der einen Hand sein Gedicht, die Lusiade, hoch empor haltend, gerettet; er kehrte wieder, um das Maß seiner Leiden bis auf die Hefe zu leeren und als einäugiger Bettler, von einem alten treuen Indianer unterstützt, seine letzten Tage zu verleben. Kein Denkstein zeigt die Stelle an, wo der herrliche Dichter ruht, denn Niemand kennt das Grab des Sängers der Lusiaden. Seitdem die Hieronymiten, die das Kloster bewohnten, dasselbe verlassen haben, wurde es provisorisch in eine Carapia verwandelt, eine Art Waisenhaus, dessen Zöglinge die Regierung verschiedene Handwerke lehren läßt. Mit Recht hat man vorgeschlagen, in diesen großen Räumen ein Asyl für alte Seeleute und eine Seeschule zu errichten. Die Statue Heinrich des Seefahrers, welche das Portal schmückt, scheint schon darauf hinzudeuten, wenn man auch nicht weiß, daß dieß Kloster zum Andenken an die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien gegründet wurde.

Bilder aus Deutschlands Vergangenheit.

I.

Die deutschen Landsknechte.

Von

A. von Eye.

Wir sprechen so gern vom „grauen Alterthum" und reiben uns vor Vergnügen innerlich die Hände, daß wir im 19. Jahrhundert, in einer so glanzvoll hellen Zeit leben. Die Frage, ob wir nicht etwa durch eine graue Brille in's Alterthum hineinsehen und die Trübheit des Bildes nur in unserem Glase haftet, darf kaum aufgeworfen werden, denn wer auch vom Alterthum nichts versteht, wird doch sogleich entgegnen, daß die Leute damals keine Eisenbahnen und Telegraphen, keine Fabriken und Bureaux, keine Tagesblätter und Wochenschriften, keine Nationalökonomie und Philosophie und was sonst noch zu den Glanzpunkten unseres Jahrhunderts gehört, besaßen und deßhalb ihre Zeit mit Nothwendigkeit, gegen die unsrige gehalten, tief im Schatten liegen mußte. — Wie es überhaupt ein übles Ding ist, aus der Vergleichung eine Werthschätzung ableiten zu wollen, sind wir keineswegs gesonnen, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu loben. Wir wollen der letzteren aus ihrem Glorienscheine keinen Strahl rauben, möchten vielmehr gar gerne einige Lücken, die hie und da noch zu bestehen scheinen, ausfüllen, und selbst wenn wir das Material dazu aus dem Alterthum nehmen müßten. Wir dürfen es verschmähen, zu dem oft gebotenen und zunächst liegenden Auskunftsmittel zu greifen, mit welchem sich Alle schirmen, die gegen die „Gottlosigkeit unsrer Tage" für die geliebte „glaubenskräftigere alte Zeit" in die Schranken treten — wir kommen auf diesen Punkt vielleicht ein anderes Mal zu sprechen, und werden finden, daß es auch damit eine ganz besondere Bewandtniß hatte. Wie aber, wenn wir die Frage wendeten, ob wir in unserer glänzenden Zeit auch Alle so lichtvoll leben, ob nicht die Alten in ihrer Dämmerung sich viel wohler und vielleicht gar auch wacher befanden als wir? — Was helfen Dem die Vortheile einer Zeit, der nicht zum Genusse derselben kommt, und können nicht auch die kostbarsten Güter zu theuer erkauft werden? Der Mensch bleibt doch immer die Hauptsache. Könnten wir uns eine Zeit ohne Menschen denken, so müßten wir selbst das goldene Alter für nichts achten, wenn Saturn seine Kinder daraus wegnähme. Das lauwarme Schlammwasser des Nils ist unseren Gebirgsquellen nicht zu vergleichen; dennoch wird jenes mehr gefeiert und wirkt wohlthätiger, weil es den verschmachtenden Sohn der Wüste letzt und heftigeren Durst löscht, als wir ihn zu empfinden pflegen.

Wir begehen den Fehler, wenn wir das Alterthum betrachten, daß wir uns selbst hineinversetzen und, entblößt von allen Bequemlichkeiten, Unterstützungs- und Förderungsmitteln, womit unsere Zeit uns unter die Arme greift, uns entsetzlich verlassen und hülflos vorkommen. Aber müssen die Menschen im Alterthum gerade so geartet gewesen sein wie wir? Haben sie vielleicht sich eben so schwach und bedürftig gefühlt, sich gar wohl gesehnt nach den besseren Zeiten, von denen sie leider nur einige Jahrhunderte getrennt waren? Es ist sehr weise eingerichtet, daß Niemand aus seiner Haut und aus seiner Zeit hinaus kann. Es will nichts heißen, wenn wir verwundernd uns denken, es könne einmal ein Alter wieder aufstehen und all' die Herrlichkeiten unserer Zeit anschauen. Ein solcher würde nicht viel davon verstehen und im Grunde nichts davon sehen. Wie wir uns im Alterthum unglücklich fühlen, so hätten die Alten mit unserer Zeit nichts machen können. — Wir haben auch niemals und nirgends im Alterthum einen Zug der Sehnsucht nach unserer Zeit gefunden; man lebte damals eben ganz in seiner Zeit und hatte schon darin einen unberechenbaren Vortheil.

Das Alterthum grau zu nennen war gewiß ein Mißgriff, der vom Richtigen gerade das Gegentheil traf. Das Alterthum war bunt, Buntheit sein vorzüglichster Charakter. Modefarben waren gerade die reinsten und hellsten; von Allem, was wir unter ‚uniform' begreifen, bot es das Gegentheil. Das Einerlei war so verhaßt, daß man das eine Bein, den einen Aermel nicht in dasselbe Tuch kleiden mochte, wie die anderen; man hatte solche Lust an Bildern, daß man sogar die Fronten der Häuser bemalte und aus den Straßen permanente Kunstausstellungen machte, wozu die Besucher die ständige passende Staffage abgaben. Nicht grau würden wir das Alterthum finden, wenn wir es mit unbefangenem Auge ansehen wollten, sondern viel eher zu bunt, wohin wir auch blicken möchten. Versetzen wir uns einmal in das Jahr 1532 nach Wien, das damals noch den Mittelpunkt des Reiches bildete. Ein neuer Schrecken ist von den Völkern genommen; Sultan Soliman, die Geißel der Welt, hat sich gewendet, nachdem er die Grenze Oesterreichs schon überschritten. Zwar ist Kasim Beg mit 18,000 Rennern über die Enns gegangen, aber Pfalzgraf Friedrich hat ihnen die Pässe im wiener Walde verlegt, und der tapfere und kluge Sebastian Schärtlin ist mit seinen deutschen Söldnern ihnen auf der anderen Seite entgegen getreten. 4000 Gefangene hat der Türke niedermetzeln lassen, aber die neuesten Botschafter melden, daß er selbst im Thal von Pottenstein mit all' seinen Mordbrennern umgekommen. In so großer Gefahr ist auch ein kurzer Aufschub ein Geschenk des Lebens, und Alles athmet auf. Es ist ein heller Maitag, und die Sonne zieht bereits warm über die ungarische Ebene herauf. Nach monatlanger angstvoller Gefangenschaft begeben wir uns zum ersten Male wieder in's Freie. Wo jetzt 32 Vorstädte die Kaiserstadt im weiten Kranze umgeben, grünten damals noch Felder und Wiesen. Mauern und breite Gräben umzingeln die Stadt. Der feste, runde Thurm am kärnthner Thore zeigte noch die Spuren der türkischen Belagerung vom Jahre 1529. Wie wir über die lange, hölzerne Brücke schreiten wollen, guckt klug der Pförtner aus seinem Häuschen und überreicht uns ein Blatt. Da ist Alles schon gedruckt zu lesen: „Wahrhaftige Zeitung und eigentlicher Bericht, wie Kaiserlicher Majestät Truppen der Christenheit gräulichen Erzfeind, den Türken, neuerdings geschlagen und gar zernichtet." In geheimer Hoffnung, als könnten wir von dem glorreichen Siege selbst noch etwas zu sehen bekom-

men, steigen wir zur Spinnerin am Kreuze hinauf, verurtheilen unterwegs die nichtsnutzige Trägheit des deutschen Adels, der zur Fastnachtsergötzung, und um dem „hochgebornen versammelten Frauenzimmer“ Unterhaltung zu gewähren, nach Weimar in's Turnier zieht, während die ungarischen Helden Gut und Blut für Glauben und Vaterland opfern, beklagen die unaufhörlichen Streitigkeiten der deutschen Fürsten, die ihrem Parteihasse Reich und Volk preisgeben, und verdammen den schändlichen Verrath des französischen Königs Franz, der den Türken herbeirief und seinem Ehrgeize 200,000 Menschen opferte, die kaum seinen Namen gekannt haben. — Da sehen wir auf der Höhe Staub wirbeln. Die blanken Spitzen der Spieße glänzen darüber, und Trommeln und Pfeifen tönen daraus hervor. Es sind Schärtlin's Landsknechte, die vom Schauplatze kommen und erzählen können. Ein Fähnlein nach dem andern zieht vorüber, der Kriegsoberst in schimmernder Rüstung, rasselnde Kanonen und Wagen, schwer von Beute, die man dem Feinde abgenommen. Die munteren Gesellen schreiten zerlumpt einher; es hat schwere Arbeit gegeben, aber sie ward wacker gelohnt; bald werden sie geputzt wie die Junker einhergehen.

So ziehen die einfachen und die Doppelsöldner vorüber, die Hackenschützen, den einzelnen Fähnlein angereiht, und die gewaltigen Träger der Zweihänder, die Grenadiere des 16. Jahrhunderts, die das deutsche Schwert mit dem türkischen Krummsäbel siegreich gemessen haben.

Den Beschluß macht ein tosender Haufen, in dem sich der Humor des ganzen bunten und doch so ernsten Bildes konzentrirt zu haben scheint. Voran reitet auf starknochigem Gaule ein Mann, dessen Blick allein im Stande wäre, eine Schaar Ungläubiger in die Flucht zu schlagen. Keck sitzt ihm auf halbem Haupte das breitrandige schwarze Baret, von dem eine weiße Straußenfeder weit in der Luft nachwallt. Eine feuerrothe Jacke mit kurzen, ausgezackten Aermeln und hellgelbe Beinkleider, die mit 20 safranfarbenen Bändern und Schleifen unter den Knieen umwunden sind, lassen seine Person weithin leuchten, eine Sonne oder ein Blitz allen Denen, die ihm zu gehorchen haben. Ein kurzes Schwert hängt ihm an der Seite, aber in der rechten Hand führt er als furchtbarere Waffe einen Prügel, der doppelt so lang und dreifach so schwer an Gewicht ist. Es ist der Waibel, der Führer des Trosses, der Knechte, Buben, Marketenderinnen u. s. w. Unmittelbar auf Rosses Hufen folgen ihm die lustigen Gesellen selbst, Männer und Weiber, Alte und Junge, Berittene und Fußgänger, Alle beladen mit Eigenthum oder Beute, die entweder sie selbst oder die Türken genommen. Gleich hinterher zieht der Fahnenträger, lustig sein großes Banner am kurzen Stiele schwenkend, am Arme seine Buhlschaft führend, die für Alle kocht und wäscht, aber von ihm allein sich die vollbrachten Heldenthaten erzählen läßt. Als wollt' er ihrer spotten, schwingt unmittelbar unter der Fahne ein Anderer eine Gans, die kaum so viel Athem behält, ihre Noth der benachbarten Ente zu klagen, die ein Dritter neben einem zappelnden Gockelhahn auf dem Rücken trägt. Sie alle mischen ihr Geschrei in den Klang von Trommel und Pfeife, die unbekümmert, ob irgend Jemand hört, ihre klagenden Melodieen abwirbeln. Da schreitet ernst und still ein riesiger Böhme, der um Kopfes Länge die ganze Versammlung überragt. Er ist kenntlich am Schnurrbart; seine Hand trägt er verwundet in einem Tuche. Doch der Schmerz, den ihm die zerhauene Rechte macht, wird gelindert durch den sanften Druck, den seine Linke ebenfalls von zarter Hand erhält. Dieses Paar zieht schweigend einher; hier sprechen die Thaten aus sichtbaren Zeichen, und das bethränte Auge vertritt die Stelle des sonst so willigen Ohres. Sie trägt am Arme die große Zinnflasche, aus der sie von Zeit zu Zeit den heilenden Balsam, den sie selbst zu bereiten weiß, in die trocknende Wunde gießt. Ein anderes Paar hockt bequem auf einem alten Ackergaul, der, bevor ihm die Ehre angethan geraubt zu werden, sich nicht träumen ließ, daß ein tapferes Kriegsroß in ihm verborgen sei. Hoch über die wolligen Gupfhüte und ihre glitzernden Hahnenfedern ragen die geschnürten Bündel und rußigen Kochlöffel, die die rüstigen Kriegsnymphen auf dem Kopfe tragen. Auf der Decke des Fouragewagens sitzt der Hahn, der treue Wecker und Wächter des Lagers. Da schleppt gar ein kleiner Kerl ein ganzes Schwein auf dem Rücken, das er sicher nicht aus Türkenhand gewonnen. Es mischt sein Geschrei mit dem heiseren Geheul eines großen Wolfshundes, der, ein leibhaftes Bild der hungrigen Kriegsfurie, hinterher geht. Aber was bedeutet jener Rachen in der Luft, der schäumend und brandend, brüllend und wälzend auf- und niedertaucht? Es ist der zottige Kopf eines Kameels, einer echten Türkenbeute, und ein gefangener Türke selbst muß es führen. Noch andere Turbane und Kaftäne schimmern durch die deutschen Mützen und Jacken. Aber auch solche erscheinen mit gebundenen Händen. Sie führt der Profos, dessen Name auch der wildeste unter den wilden Gesellen nicht ohne geheimes Zittern hört. Die armen Schelme hat das Glück zu weit geführt, sie werden nicht viel Freude von ihrem Siege haben, und wären wohl so gut in die Hände der Türken, wie in diese gefallen.

Das Institut der Landsknechte ist durchaus ein Erzeugniß der neueren Geschichte und steht mit der älteren Wehrverfassung der abendländischen Reiche in keinem Zusammenhang, führte vielmehr diese vollständig zu Grabe und bereitete die neuere vor. Nachdem das Ritterthum und der aus dem Lehenswesen hervorgehende Felddienst die altgermanische Landwehr verdrängt, den Dienst zu Fuß in Verfall und die Reiterei zu Ehren gebracht hatte, kam diese wieder in Abnahme, seit mit der allgemeinen Verbreitung des Schießpulvers die persönliche Tapferkeit für Entscheidung des Sieges nicht mehr maßgebend blieb. Als „Futter für Pulver“ gab der Ritter weder gern sich selbst, noch seine Leute her, auch konnte man nicht wohl mit Ehren Jemand mehr entbieten, sich hinter dem Busche her wegblasen zu lassen. Dazu waren bezahlte Leute gut genug, und die wenig geebneten Wege zum Verdienste in damaliger Zeit bewirkten, daß es Leute genug gab, die um guten Lohn nöthigenfalls sich auch todtschießen ließen. An die Stelle des Ruhmes, den man früher geerntet, trat nun die Beute, und bewirkte, daß der Andrang zum Söldnerdienste eher zu groß als gering war. Anfangs nahm man Schweizer zu diesem Dienste, die bald in den Ruf der Treue und unüberwindlicher Tapferkeit kamen. Bei den unaufhörlichen Fehden aber, welche die zahllosen großen und kleinen Mächte des westlichen Europas, namentlich unseres damals nicht weniger als jetzt zerrissenen Vaterlandes unter einander führten, vermochten die armen Alpenthäler bald nicht mehr die nöthige Mannschaft zu stellen, und Deutschlands Gauen gaben in den Landsknechten den Schweizern gefährliche Konkurrenten. Die Nebenbuhlerschaft war bald eine ausgesprochene; in den italienischen Kriegen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts fanden beide Gelegenheit, sich mit einander zu messen. Die Schlacht bei Marignano im Jahre 1515 war eine der blutigsten jener Zeit. Schweizer und Landsknechte standen in hellen Haufen einander gegenüber. Jene fochten für ihren alten, diese für neuen Ruhm, beide für die wichtige Frage des Broderwerbs. Die nie besiegten Schweizer, die selbst den Reihen geharnischter Reiter im offenen Felde Stand zu halten gewohnt waren, wurden zum ersten Male von den Deutschen geworfen, und von diesem Tage an waren die Landsknechte eine Großmacht der Geschichte. Sie bekamen selbst den Ehrennamen eines Ordens. Ihre vollständige Ausbildung erhielten sie natürlich nur allmälig. Vorzüglich war es Kaiser Maximilian I., der an so vielen alten Dingen mehr oder weniger erfolgreiche Neuerungen versuchte, der es unternahm, den im Lande umherschwärmenden Söldnerhaufen, die in Friedenszeiten sich vom Bettel und Raub ernährten und vom Volke für unehrlich gehalten wurden, eine bessere Zucht und Ordnung zu geben. Er verfolgte dabei schon geradezu die Absicht, den ihm verhaßten Schweizern, mit denen er ohne Glück Krieg

führte, eine ebenbürtige Macht entgegen zu ſtellen. Obwohl er aber in ſeinem Unternehmen von tüchtigen Kriegsmännern, wie Georg von Frundsberg, Sebaſtian Schärtlin, ſpäter von Burtenbach genannt, Marx Sittich von Ems und

Die deutſchen Landsknechte: Ritter Schärtlin von Burtenbach mit ſeinen Landsknechten.

Andern unterſtützt wurde, ſo gelang ihm ſein Vorhaben doch erſt, als er den Kern dieſes Fußvolks aus neugeworbenen Leuten zu bilden anfing. Die kriegsluſtige Jugend Süddeutſchlands, namentlich Schwabens, lieferte ihm anfänglich die nöthige Mannſchaft; ſpäter holte man dieſe auch aus Norddeutſchland und den Niederlanden, und die Eintheilung in ober- und niederländiſche Knechte ward lange feſtgehalten.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahn im Altertum.

1 Bild.

*

Wohl jede Gegend unseres deutschen Vaterlandes hat ein Stück Eigenthümlichkeit aufzuweisen, sei es, daß diese sich in den Bewohnern selbst, in ihrer Rede- und Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen äußert, sei es, daß ihr Klima, ihre Naturprodukte, oder der Stand ihrer Bodenkultur, ihrer Industrie sich von andern, vielleicht sogar den nächstgelegenen, angrenzenden Gauen, besonders, oft auffallend unterscheidet.

Vergleichen wir — mit Rücksicht auf die Ueberschrift unserer Zeilen, welche die Hausindustrie, den Nebenerwerb der Familien im Auge hat — die Thätigkeit der Bewohner vieler weiter Reiche unseres großen Vaterlandes, so sehen wir namentlich in fruchtreichen, gesegneten Gegenden den Landmann einzig und allein dem Feldbau, der Viehzucht und dem Verkauf seiner Erzeugnisse nachgehen, manche Mußestunde, die ihm gethane Arbeit gewährt oder ungünstige Witterung verschafft, in beschaulicher Ruhe im ererbten Lehnsessel der Erholung widmend; ein anderes Bild dagegen finden wir in gebirgigen, ertragsarmen Distrikten Deutschlands, wo die Landbevölkerung, nachdem sie den unergiebigen, rauhen Boden, der ihr von der Natur zu Erzeugung der nöthigsten Lebensbedürfnisse angewiesen ist, im Schweiße des Angesichts bearbeitet hat, ihre freigebliebene Zeit mit Anfertigung der verschiedenartigsten, zur Verwerthung bestimmten Gebrauchsgegenstände ausfüllt und sich durch ihren Fleiß dasjenige zu ersetzen sucht, was die Natur dem angestammten Boden verweigert hat.

Eine solche Gegend Deutschlands, wo die häusliche Thätigkeit seit Jahrhunderten ihren Sitz hat, sich in rastlosem Streben weit über die anfänglich nur örtliche Bedeutung erhoben und einen tüchtigen Platz im großen Weltverkehr, im Wettbewerb der Völker, erobert hat, ist der an Kornfeldern gar arme Schwarzwald.

Wer kennt nicht die Schwarzwälderuhren und ihre — freilich allmälig seltener werdenden — herumziehenden Verkäufer, schwer behangen mit ihrem Fabrikat, die Straßen der Städte und Dörfer durchwandelnd und ihre Waaren durch die in Bewegung gesetzten Schlagwerke anpreisend?

Die häusliche Thätigkeit der Bewohner des Schwarzwaldes ist schon eine alte, es läßt sich urkundlich nachweisen, daß dort in den bäuerlichen Familien schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts neben dem Betriebe der Landwirthschaft die Anfertigung von Holzwaaren, meist für den Küchebedarf, üblich war. Die Langeweile scheint die in abgeschiedener Stille lebenden, mit den Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen der Städte oder dichter bevölkerten Gegenden kaum bekannten Schwarzwälder hauptsächlich bewogen zu haben, ihre Kräfte so gut es eben ging zu verwerthen, denn die Waldgeschäfte — Holzhauen, Kohlenbrennen, Holzflößen — die Viehzucht und etwas Ackerbau, der Hafer und Rüben für den Hausbedarf liefern mußte, nahmen während des langen Winters wenig Zeit in Anspruch. So scheint in der Folge der Landmann sich auch in der Herstellung anderer Gegenstände aus Holz versucht zu haben, und wir finden nach der Angabe des Benediktiners Steyrer im Kloster St. Peter, welcher 1796 eine Geschichte der Uhrmacherei des Schwarzwaldes geschrieben, daß schon um's Jahr 1667 der Pfarrverweser von Neukirch im Besitz einer hölzernen Wag- oder Unruh-Uhr, welche die Familie Kreuz auf dem zu Waldau (Abtei St. Peter) gehörigen Glashofe gefertigt hatte. Lorenz Frei, Holzarbeiter von St. Märgen, mit dem — wahrscheinlich auf seine Beschäftigung deutenden Beinamen „Hackbretterlenz", und der Kübler Simon Henninger von St. Georgen brachten zu jener Zeit einige solcher hölzernen Uhren für die umliegenden Bauernhöfe zu Stande.

Gleich als wollte der zarte Keim nicht recht Wurzel fassen, verloren sich diese ersten Anfänge der Uhrmacherei scheinbar wieder; erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entsteht die Uhrmacherei an mehreren Orten von Neuem und greift jetzt mächtig um sich. Aus den Werkstätten des Simon Dilger in Schollach und des Franz Ketterer in Schönwald, welch' beide als eigentliche Begründer der Schwarzwälder-Uhrmacherei zu betrachten sind, ging die Saat aus, die nun tausendfältige Früchte trägt.

Sehr einfach war damals noch der Bau einer Gewichtuhr; sie bestand ganz aus Holz, waren ja die Leute, welche sie verfertigten, nur gewohnt, hölzerne Haushaltungsgeräthe zu schnitzen oder zu drehen; ebenso einfach wie das Fabrikat waren die Werkzeuge. Eine solche Uhr zeigte nur die Stunden und war in einem halben Tag abgelaufen, ein Balancier, aus einem Balken bestehend, auf welchem zwei Gewichte verschoben werden konnten, wurde durch ein vertikal laufendes Steigrad mittelst einer Spindel in hin- und hergehende Bewegung versetzt; das Schlagwerk mangelte noch.

Waren die Thurmuhren wohl schon im fünfzehnten Jahrhundert sehr verbreitet, so konnte es doch bei den damaligen einfachen Lebensverhältnissen der Landbewohner gerade nicht auffallend und ärmlich genannt werden, wenn manchem Ort das gemeinsame Zeitmeßinstrument auf dem Kirchthurm noch fehlte, es war dazu kein dringendes Bedürfniß vorhanden, und die hohen Preise der Thurmuhren wirkten abschreckend auf die Liebhaber; Taschenuhren aber (um 1500 von Peter Hele in Nürnberg erfunden und wegen ihrer ovalen Form „nürnberger Eier" genannt) waren zu jener Zeit noch so selten, daß ihre Besitzer sich in weiten Kreisen genannt und selbst von vermöglichen Leuten beneidet sahen. Ist es ja noch nicht so lange her, und es erinnern sich dessen gewiß manche unserer Leser, die im vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts das Licht der Welt erblickten, daß man vor vierzig bis sechzig Jahren eine Taschenuhr als ein werthvolles Kleinod betrachtete, daß die Anschaffung einer solchen nur wohlhabende Leute sich erlaubten, und daß der Geschäftsmann seinen „Zwiebel" nur Sonntags in Gebrauch nahm.

In jenen Zeiten waren natürlich die einfachen Waldbewohner überaus glücklich, wenn sie eine Uhr ihr eigen nennen konnten: die Produkte unserer ländlichen Uhrmacher, mochten sie sich auch noch so sehr als Erstlinge der Uhrmacherei darstellen, fanden im nächsten Umkreis lauten Beifall und ermunterten viele der holzschnitzenden Schwarzwälder zur Nachahmung; dadurch trat ein Wetteifer ein, man befleißigte sich, Vollkommeneres, Neueres hervorzubringen; es war zweifelsohne das damals im Weltverkehr noch wenig bekannte Wörtchen „Konkurrenz" die Triebfeder des löblichen Strebens.

Die einfache Waguhr verlor sich schon 1740; ihre Stelle nahm die Pendeluhr ein, welche Anfangs ein kurzes Pendel vor dem Zifferblatt, später ein längeres Pendel hinter dem Uhrwerk hatte; die fortschreitende Verbesserung lieferte bald Uhren, die nur alle 24 Stunden aufzuziehen waren, Stunden und Viertel schlugen, und noch dazu solche, welche beim Stundenschlag Figuren bewegten und Datum, Monat u. s. w. angaben. Um 1750 kamen die hölzernen Triebe und Räder in Abgang, sie wurden durch Drahttriebe und metallene Räder ersetzt; 1770 bis 1780 fing man an, Achttaguhren zu machen, die Uhren wurden in verschiedenen Größen fabrizirt, so daß jedem billigen Wunsche Genüge geleistet wurde. Nach ihren ersten Verfertigern erhielten in der Regel die verschiedenen Gattungen ihre Namen, so heißen z. B. die kleinen Gewichtuhren „Zweimal Jockele-Uhren", die mittelgroßen „Schotten-Uhren", nach ihren Erfindern Jakob (in der Redeweise des Schwarzwalds Jockele) und Schott. Die Arbeitstheilung bildete sich aus, man war mehr und mehr auf zweckmäßigere Einrichtungen und Werkzeuge bedacht, und es stehen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der sich immer mehr ausbildenden Uhrenindustrie als Erste ihres Geschäfts der Glockengießer Johann Dörer in Furtwangen und der Rädergießer Wilhelm Fackler in Gutenbach fördernd zur Seite.

Wie sich das Innere der Uhr, die Mechanik, nach und nach vervollkommnete, so allmälig auch der äußere Theil.

Waren Anfangs die Zifferblätter einfache hölzerne Ringe mit den zwölf Zahlen, so verwendete man später gedruckte auf Holz geklebte Papierschilde. In dieser Branche soll sich Kajetan Kreuzer in Furtwangen durch Anwendung des Lackfirnißes und der Bernsteinlackfarben bei Fertigung der Uhrenschilde, Michael Dilger in Neustadt durch Einführung der Oelmalerei auf dieselben Verdienste erworben haben.

Die Uhrenfabrikation, hauptsächlich in den badischen Amtsbezirken Triberg, Neustadt, Villingen und Hornberg heimisch, beschäftigte im Jahr 1808 etwa 1000 Uhrmacher, 300 Nebenarbeiter und 900 Händler; die Zahl der gefertigten Uhren wurde auf 200,000 Stück zu einem Werthe von 300,000 Gulden geschätzt. Eine von der badischen Regierung 1847 veranstaltete Zählung ergab: 1568 Uhrmacher mit 2566 Gehülfen, ohne die Frauen und Kinder, welche bei manchen Arbeiten mithelfen.

Zum Verkauf der Uhren hatte der Verfertiger, der in der Hauptsache doch Landwirth blieb, nur wenig Gelegenheit, es bedurfte nothwendig eines Zwischenhändlers, der von den zerstreut wohnenden Uhrmachern die einzelnen Arbeiten zusammenkaufte und sie im Großen oder Kleinen wieder an auswärtige Abnehmer lieferte. Mit dem Emporwachsen der Industrie fanden sich auch solche Zwischenhändler, die den Namen „Packer" führen, sie bemächtigten sich bald des ganzen Uhrenhandels, kauften bei den Verfertigern zu geringen Preisen ein, und da sie nun den Handel ganz in ihren Händen hatten, so war es ihnen ein Leichtes, die Preise herabzudrücken und die Uhrmacher ihnen gegenüber in ein vollkommenes Abhängigkeitsverhältniß zu bringen, so daß manche unter ihnen nicht selten wegen ihres täglichen Bedarfs an Nahrung von diesen Packern, die häufig zugleich Kramläden besaßen, so gebunden waren, daß sie anstatt baaren Geldes sich mit unnöthigen Waaren abfinden lassen mußten. Das Packerwesen kam hiedurch bei den Schwarzwäldern gänzlich in Mißkredit, das sonst so nothwendige, nützliche Geschäft des Vermittlers zwischen Produzent und Konsument war ein Gegenstand des Hasses geworden.

Die glänzendste Zeit der schwarzwälder Uhrenindustrie fiel in das erste Drittel dieses Jahrhunderts. Von da an nahm der Verdienst sehr ab, die Formen waren veraltet, bei der höchst mangelhaften Verwendung von Hülfsmaschinen konnte der im Laufe der Zeit gesteigerte Anspruch auf möglichst vollkommene innere und äußere Ausstattung nicht befriedigt werden, woher es kam, daß häufig minder gute Uhren in den Handel gebracht wurden; von Seiten Amerikas und anderer Länder, wo dieselbe Industrie aufblühte, machte sich eine lebhafte Konkurrenz fühlbar, dazu kam noch die Kartoffelkrankheit, welche Mangel an Lebensmitteln auf dem Schwarzwald verursachte; auf der andern Seite that das in gewinnsüchtiger Weise ausgenutzte Packerwesen das Seine, um das Maß der Noth voll zu machen.

Die Schwarzwaldbewohner in ihrer Bedrängniß wandten sich um Abhülfe an die großherzoglich badische Regierung, und diese, die Wichtigkeit der Sache würdigend, bemühte sich durch sorgfältige Erörterungen die Ursachen des Verfalls der Industrie kennen zu lernen; sich stützend auf die von den Uhrmachern selbst lebhaft gefühlte Nothwendigkeit von Verbesserungen in der Fabrikationsmethode, hoffte man von einer Uhrmacherschule das Einströmen neuen Lebens in die gedrückten Verhältnisse. Mit Zustimmung des verstorbenen Großherzogs Leopold wurde sofort im Jahr 1850 in Furtwangen eine Uhrmacherschule gegründet, welche zum Zweck hatte: die Verbesserung der schwarzwälder Uhrmacherei, die Vervollkommnung und Ausbreitung der Stockuhrmacherei, die Einführung der feinen Gewicht- und Taschenuhrmacherei; ferner die Hebung des Werkzeug- und Gehäusemachens, der Schildermalerei, Gießerei ꝛc., wobei die Absicht stets auf Arbeitstheilung gerichtet wurde.

Diese Anstalt wirkte in der That segensreich, neben den inzwischen wieder eingetretenen besseren Zeiten ist hauptsächlich ihr das rasche, kräftige Wiederemporblühen der Uhrmacherei und die Einführung der nach nun dreizehn Jahren kräftig erstarkten Taschenuhrmacherei auf dem Schwarzwald zuzuschreiben; nach ihrem Programm sucht die Schule im Allgemeinen den schwarzwälder Gewerbestand zu zeitgemäßem Fortschreiten zu veranlassen und besonders junge Leute zu tüchtigen Arbeitern heranzubilden.

In der Uhrmacherschule wird unentgeldlich theoretischer und praktischer Unterricht ertheilt; in ersterem sind zwei bis drei Lehrer thätig, die in den verschiedenen Zeichenfächern, Arithmetik, Mechanik, angewandter Naturlehre, Aufsätzen, kaufmännischer Geschäftsführung, nach Umständen auch französischer Sprache unterrichten; durch weitere zwei bis drei Lehrer wird Anleitung in der praktischen Stock- und Taschenuhrmacherei gegeben, wozu eine eigene Werkstätte eingerichtet ist; eine andere mit Wasserkraft versehene mechanische Werkstätte dient zum Drehen, Hobeln, Schleifen, Durchschlagen ꝛc. größerer Stücke, weiter ist in der Anstalt noch eine Schreiner-, eine Modellir-, Holzschnitzer- und eine Schmiedewerkstätte vorhanden. Gegen eine äußerst mäßige Gebühr sind die vorhandenen Maschinen sämmtlichen Uhrmachern des Landes zur Benützung zugänglich.

Die Uhrmacherschule in Furtwangen, welche alljährlich mit 10,000 Gulden Staatsunterstützung dotirt ist, hat in den vierzehn Jahren ihres Bestehens gezeigt, daß sie ihre Aufgabe richtig erfaßt und gelöst hat, die Uhrenindustrie des Schwarzwaldes ist inzwischen so zur Blüte gekommen, daß man hofft, die Musterwerkstätten in kurzer Zeit eingehen lassen zu können.

Hat sich nun auch die Zahl der Uhrmacher gegen die oben angeführte Zählung von 1847 nicht sehr vermehrt: — eine Zählung im Jahr 1861 ergab 1713 selbstständige Groß- und Kleinuhrmacher, Uhrgehäuse- und Zifferblattmacher, mit 2312 Gehülfen und Lehrlingen, ungerechnet die helfenden weiblichen Hände — so ist doch nicht zu übersehen, daß in der Benützung verbesserter Werkzeuge und Hülfsmaschinen ein sehr bedeutendes Aequivalent an Stelle der Handarbeit getreten ist, und es wird kaum zu hoch gerechnet sein, wenn wir nun die Uhrenproduktion des Schwarzwaldes auf die doppelte Höhe des im Jahr 1847 eingenommenen Umfangs annehmen. Man schätzt jetzt das jährliche Erzeugniß der (badischen) Schwarzwälder auf 700,000 Uhren der verschiedensten Art, die Kunst- und Taschenuhren ungerechnet. Der Absatz der Fabrikate dehnt sich immer mehr aus, und es ist jetzt schon beinahe kein einigermaßen zugängliches Land unseres Erdtheils, wo sich nicht die Schwarzwälderuhren Freunde erworben hätten; auch der Verkauf an Ort und Stelle ist nun zufriedenstellender als früher; das früher verschrieene „Packerwesen" ist meistens in den Händen vermöglicher Uhrmacher, die den Absatz in's Ausland selbst suchen und die erkauften Arbeiten baar bezahlen. Dem großartigeren Betrieb sehr förderlich ist die nun vollständig durchgeführte Theilung der Arbeit, in deren Folge sich einzelne Geschäftszweige, wie die der Gestellmacher (Anfertigung der Uhrenkästen und Gestelle), Gießer (messingne Räder und Glocken), Kettenrad- und Kettenmacher, Tonfeldermacher, Schildmaler und die der eigentlichen Uhrmacher gebildet haben, welch' letzteren das Abdrehen der rohen Räder, das Zahnen, auf die Welle Setzen, Fertigen der Triebe (Spindeln), Einstellen u. s. w. obliegt.

Eine besondere Abtheilung unter den Schwarzwälderuhren nehmen die Figuren-, die Kukuks- und die Automatenuhren ein. Die Figurenuhren lassen mit der Bewegung des Pendels oder des Schlagwerks eine menschliche Figur, in der Regel Turner, Kapuziner, schildwachstehende Landsknechte, oder ein Thier eine gewisse Bewegung ausführen, die Augen verdrehen; bei der Kukuksuhr, eine Erfindung des Schwarzwälders F. A. Ketterer in Schönwald aus der Zeit von 1730—1740, hängt die Bewegung der Figur mit der des Schlagwerks zusammen; die Automatenuhren zeigen als Hauptsache Zecher in Thätigkeit, im Laufe befindliche Eisenbahnen, schaukelnde Schiffe, hüpfende Vögel u. dgl., ihre

Thätigkeit beruht in der Federkraft. An den Schaufenstern der Uhrenhändler sieht man bisweilen eine Uhr dieser Kategorie, die dem Beschauer viel Spaß macht und insbesondere den Beifall der Kinderwelt erntet: es ist der „Knöpfleesser"; an einem Tisch sitzt der Hungrige, vor sich einen mit Knödeln angehäuften Teller, die er eines um das andere mit der Gabel anzustechen und mit dem jedesmal weit aufgehenden Munde zu verschlingen scheint. Die Arbeit bei einem solchen „Knöpfleesser" ist mit sehr viel Präzision ausgeführt, und seine vermeintliche Thätigkeit wirklich täuschend. Die Originalität dieses Gedankens findet in zahlreichen Bestellungen ihren Lohn, wie überhaupt die hier erwähnten drei Gattungen von Uhren in neuerer Zeit wieder mehr in Aufnahme kommen.

Ein Regenabenteuer.

Elsäßer Dorfgeschichte

von

Arthur Schmitt.

Ich wage nicht mehr auf den Regen zu schimpfen, seit mir mein Freund Dietrich Herzfeld erzählt hat, daß er ihm all' sein Lebensglück verdanke. Es ist wahr, mein Freund Dietrich ist ein besonderer Mensch, einfach wie ein Kind und immer geneigt, nur das Gute in allen Dingen zu finden, Alles auf die Vorsehung zurückzuführen, was wir dem Zufall zuschreiben, und nicht auf hundert Schritte zu suchen, was er mit zehn haben kann, zufrieden endlich, wenn ihm wird, was er sich gewünscht, mit einem Worte ein echtes Original. Der freundliche Leser lasse sich erzählen, was ihm geschah. Nachdem er auf der heidelberger Universität das Diplom eines Doktors erlangt, kehrte er auf einige Zeit nach seiner Heimat zurück, zu braven Pächtern im Departement Oberrhein. Dietrich war ein einfacher Mensch: er fühlte sich alsbald wieder heimisch auf dem Hofe seines Vaters, unter den Schinken, die von der Decke des Zimmers herabhingen und die ihm so freundlich zunickten, wie die Gasflammen eines eleganten Salons. Er arbeitete eben so gerne bei dem Lärm des ganzen Hühnerorchesters, als in der stillen Einsamkeit seines Studirzimmers, und der beinerne Löffel, mit dem er das Nachtessen, das die Mutter zubereitete, genoß, machte ihm dieselbe Freude wie ein silberner. Da er jedoch schon von früher Jugend gar viel von Paris gehört, gedachte er auch dahin zu gehen und dort seine Kunst auszuüben. Ohne gerade ehrgeiziger zu sein als ein Anderer, sah er nicht ein, weßhalb er in der großen Stadt nicht reüssiren sollte; er wies sogar den Gedanken nicht von sich, sich dort ein hübsches Vermögen zu erwerben und wohl gar eine gute Heirath zu machen. Eine junge Erbin mit allen körperlichen und geistigen Reizen und mit einigen Hunderttausenden Heirathsgut lag keineswegs außerhalb seiner Ansprüche an das Leben, und Alle, die ihn kannten, fanden das gar nicht übertrieben und glaubten, daß er ganz der Mann sei, es zu erreichen. Ungeduldig, sich in's Leben zu stürzen, voll Zuversicht in die Zukunft, dachte er bereits an die Abreise, als ein kleiner Zufall sein ganzes Lebensschicksal entschied.

Eines Tages, als er auf dem besten Pferde seines Vaters einen Spazierritt machte, wurde er vom Regen überrascht, da er noch zwei oder drei Stunden nach Hause hatte. „Mir recht," sagte er, „der Wind hat mich verteufelt genirt; ein kleiner Regen vertreibt den Wind." Aber der Wind hörte nicht auf, und aus dem kleinen Regen wurde ein großer. Herzfeld nahm seinen Mantel fester um, schlug den Kragen über die Ohren herauf, drückte den breitrandigen Hut fester in's Gesicht und ließ Regen Regen sein. Aber wie groß auch seine Geduld war, der Regen schien diese, wenn auch nicht sich selbst, erschöpfen zu wollen; es goß in Strömen; in weniger als zehn Minuten war die Ebene ein Sumpf. Bis auf die Haut naß und weit und breit kein Unterkommen sehend, war der arme Herzfeld auf dem Punkte, seinem Herzen in einem etwas derben Erguß gegen Himmel und Erde Luft zu machen, als er in einiger Entfernung eine weibliche Gruppe sah, die an einer Stelle stand, wo mehrere Wege sich kreuzten. Es waren drei junge Mädchen, die ohne Zweifel von einem benachbarten Markte kamen und, ehe sie sich trennten, noch unter ihren großen Schirmen plauderten. „Das ist meine Rettung!" dachte Herzfeld, dessen schlechter Humor augenblicklich verschwunden war, und nachdem er zu den jungen Mädchen herangeritten, fragte er sie, welchen Weg man nehmen müsse, um nach dem nächsten Dorfe zu kommen, wo ein Unterkommen zu finden sei. Alle drei streckten die Hände zu gleicher Zeit aus, aber jede nach einer andern Richtung. „Hier rechts!" — „Diesen Weg da links!" — „Gerade aus!" sagten sie im selben Athem. Wem sollte er glauben? welchem Rathe folgen? Waren drei Orte gleich nah? Täuschten sich die Mädchen oder wollten sie ihn zum Besten haben? „Bah, was lange überlegen!" sagte Herzfeld bei sich. „Man muß nicht recht bei Trost sein, rechts oder links zu gehen, wenn man geradeaus gehen kann." Und er ritt auf den Weg, der gerade vor ihm lag. Das junge Mädchen, das ihm diese Richtung angegeben, sagte ihren Freundinnen guten Tag und machte sich gleichfalls auf den Weg. Da das Pferd auf dem morastigen Wege tief einsank, so ging es nicht rascher als die Fußgängerin; bisweilen war diese sogar voraus, dann verlangsamte sie ihre Schritte, um den Fremden nicht aus den Augen zu verlieren. Sie achtete darauf, ihm die besten Uebergangsstellen zu zeigen, und als das Pferd einmal nicht über eine größere Lache hinüber wollte, kam sie ihm zu Hülfe, nahm den Zügel und zwang es hinüber. Indeß, woran dachte unser Reisender? Gewiß nicht mehr an den Regen oder etwas Anderes, als die Freundlichkeit des jungen Mädchens, das sich so muthig vom Regen durchweichen ließ, so ohne alle Umstände bis an die Kniee in's Wasser trat, um einem Unbekannten Führerdienste zu leisten. Wo sind die Städterinnen, die dergleichen thäten? Freilich, die kleine Bäuerin würde in einem Salon eine traurige Rolle spielen. Und warum? Ihre Haltung ist leicht und anmuthig. Wie sie sich umbreht! Ist nicht ihr Gesicht ganz reizend? Es brauchte für sie wahrhaftig nicht viel Toilette, um unter den hübschesten Damen mit Glück zu figuriren.

Eine Viertelstunde später waren die beiden Zusammengeregneten in dem Dorfe angekommen und traten in ein Haus, das freilich keine fünf Stockwerke hatte und nicht aus Stein gebaut war, aber einen gar freundlichen Eindruck machte mit dem großen Rosenstock, der sich über die ganze Wand hinauf ausbreitete und mit Blüten übergossen war. Hier wohnten die Eltern der jungen Bäuerin. Man machte nicht viele Worte; die Zeit wäre auch nicht gut gewählt gewesen. Einen Augenblick später war der Tisch gedeckt, ein großer Klotz in's Feuer geworfen, die Pfanne auf das Feuer gesetzt und ein vortreffliches Frühstück von Herzen dargeboten. Das Ganze machte einen so appetitlichen Eindruck, daß er tüchtig zugriff. „Die Leute sind wahrhaftig prächtig," dachte Herzfeld, „so artig und zuvorkommend, daß ich gar nicht weiß, warum wir Städter uns so viel auf unsere Manieren einbilden".

Obgleich sich an dem Empfang der guten Leute nicht das Geringste aussetzen ließ, merkte er doch an ihren Gesichtern und in ihrem Wesen, daß sie etwas in große und peinliche Unruhe versetzte. Zuweilen schwiegen sie ganz und schienen zu lauschen; zu wiederholten Malen stand das junge Mädchen auf und ging in das andere Zimmer, und wenn sie wieder erschien, hefteten sich die Augen ihrer Eltern auf sie. „Mein Bruder ist krank," sagte sie als Antwort auf die fragenden Blicke Herzfeld's. Krank! soll ich sagen, daß das Wort in den Ohren des jungen Arztes gar nicht unangenehm klang? Er bat, ihn zu dem Kranken zu führen, untersuchte und gab sein erstes Rezept. Er schrieb es mit fester Hand, aber im

Die Kapitulation der Bürger.

Karl der Kühne (1433—1477), Herzog von Burgund, Sohn Philipps des Guten, Gemahl der Margarete von York, Schwester Eduards IV. von England, Gegner Ludwigs XI. von Frankreich, Vater der Maria von Burgund, Großvater Karls V. Er war ein Fürst von großen Eigenschaften, aber auch von großen Fehlern. Seine Tapferkeit grenzte an Tollkühnheit, seine Ausdauer an Starrsinn, seine Klugheit an Verschlagenheit, seine Frömmigkeit an Aberglauben, seine Freigebigkeit an Verschwendung, seine Gerechtigkeitsliebe an Grausamkeit.

Kecke, dann ein Zweiter, ein Dritter, zuletzt Alle, die ihn brauchten. Auf zwei Meilen in der Runde war kein Arzt, und es gab doch Kranke hier so gut wie anderwärts, und in diesem Augenblick selbst mehr als anderwärts, denn es war eine sehr bösartige Epidemie im Anzug. „Ich will meine Kundschaft besuchen," sagte Herzfeld lachend zu seinem Vater. — „Im Ganzen," meinte er eines Tages, als er von fünfzehn Besuchen, die er gemacht, zurückkam, „im Ganzen ist das gar kein schlechter Anfang. Warum soll ich anderwärts suchen, was ich hier sicher habe? Anderwärts kümmert sich vielleicht Niemand um mich, und dem Arzte fehlt es an Kranken; hier fehlt der Arzt den Kranken, und ich sehe wohl, daß sie mich nicht feiern lassen werden." Da dieß aber Ueberlegung kostete, überlegte er sich eine ganze Stunde die Sache, faßte dann seinen Entschluß und blieb.

Und die glänzende Heirath, die sich unser Freund in Paris versprach?... Wahrhaftig die, die er in seinem Dorfe machte, ließ ihn jene leicht verschmerzen. Schönheit, Jugend, Gesundheit und Liebenswürdigkeit zu heirathen, ist meiner Ansicht nach nicht so schlimm. Und wen heirathete Herzfeld? Gerade die, welche unsere Leser bereits kennen: das junge Mädchen, das ihm am Tage jenes heftigen Regens begegnete und den Weg zeigte. Jener Weg war der Weg des Glücks, und der gerade Weg wieder einmal der beste.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

5.

Ein Pfeifchen in der Nacht geschmaucht.

In einem lieblichen', kleinen Thale, das man erreicht, wenn man vom Wirthe aus, der Achen, dem schnellen Waldwasser entlang geht, da liegt, wie ein weißes Häslein im grünen Neste, ein hübscher Hof. Er, oder vielmehr das kleine, eingehegte Thal heißt „in der Eingard".

Um in die Eingard zu kommen, muß man nach hübscher Weile eine Brücke des Wassers überschreiten. Entweder das Grün ist da wirklich so herrlich, daß das Wasser doppelt so hell dagegen scheint, oder das Wasser ist so krystallrein, so bergesfrisch, daß Gras und Bäume doppelt gerne sich daran erquicken und mit Wurzeln und Blätterzungen daran saugen, selbst an seinem Frühnebel heiter die Gesichtsfarben, die Augen klären und frischen.

Das Kätzchen, das da im Grase schleicht, die Schwalben, die Tauben und die Spätzlein, die sich da in den Lüften darüber wiegen und ab- und zufliegen, sind wohl seine Kenner und gucken mit doppeltem Behagen auf all' das Liebliche, das da enge zusammengerückt ist. Sie weilen so gerne da!

Und dem Besitzer des Hofes in der Eingard, dem es gerade so war, geht und ging das Vorkommniß beim Wirthe gar nicht aus dem Sinn. Seiner schelmischen Jugendlichkeit wegen, trotz aller grauen Haare, noch immer und von jeher ob seines schelmischen Sinnes der Schelmbauer genannt — ging ihm jetzt die erlebte und erfahrene Geschichte über allen Spaß. Er hütete sich wohl, daheim zu erzählen davon. Aber im Herzen ging sie ihm selbst noch in der Nacht auf, nachdem sie ihn schon am Tage genugsam beschäftigt. Er konnte gar nicht schlafen. Und wie er sich drehte und wendete, Polster und Decke rückte und schob, die zusammengesenkten Augenlider wollten nicht jenen festen Verschluß annehmen, den man ihnen nicht geben kann, und den sie nur allein, fast nach Willkür, so sanft und doch so haltbar sich zu geben vermögen. Da langte er nach dem Pfeifchen, das er im Finstern mit aller Zubehör gleich neben der Bettstelle greifen konnte, stopfte und zündete es an und sah behaglich durch die Luftlöcher des Deckels die Glut zugweise aufglimmen, bis sie unter der Asche glanzloser und glanzloser ward, und lag und rauchte und sann so vor sich hin.

Das Ganze, an das er schier denken mußte, stellte sich vor seine Blicke wie ein Gemälde, ja noch mehr, als ob es in einem „Krippenspiele" sich bewegte, als ob er's durch das Glas eines wandernden Guckkastenmannes sähe. Nichts fehlte. Er hätte Alles greifen mögen! Nicht aber etwa in Angst und Beklemmung. Nein, die Leni mit ihrer Courage, mit ihrer Festigkeit, und der zerknirschte Greger, wie sehr das Weib Recht und der Mann Unrecht hatte — das beschäftigte ihn.

Er hatte den Greger nicht zu Spiel und Tanz gerufen; nein, im Gegentheile, er ward von den Anderen, vom Nagelschmied hineingezogen. Aber immer schien's ihm, als hätte er dabei eine Mitschuld, als hätte er da etwas zu thun und wäre noch nicht fertig. Es fehlte ihm noch wie ein Trumpf, — wie ein aufzuschlagender und hinzuwerfender Trumpf, nach dem Alles ziele. Und es war ihm, als hätte er das Spiel noch nicht ausgespielt. Er zog und zog am Pfeifchen, als brächte er dadurch etwas vorwärts. Er war gewohnt, mit jeder Sache in sich und außer sich zu Ende zu kommen. Dazu war er der Mann bei Haus und Hof. Der Greger hatte ihm ja auch einmal die wilden Pferde im Walde gestellt, sagte er sich, und dem Lipperl vielleicht das Leben gerettet. Es war freilich nur ein Trottl, und da konnte er von Keinem auf vielen Dank rechnen. Wenn's so ein Fürst, ein Graf, oder sonst Jemand Rechtes gewesen wäre, da hätte freilich der Greger sein Glück für all' sein Lebtag gemacht. Aber hat er gefragt und gewußt, wer am Boden geschleift werde? Er kam und that's! Hat er ein Wörtlein Reu' und Leid's verloren, daß es kein Besserer und Höherer war? — Nun, und wenn so! Daß Einer ein Paar Pferde im Rennen aufhält, das geschieht so oft in jedem Dorfe, in jeder Landgegend, daß es gar nicht recht der Rede werth ist.

Aber schau', sagte der Bauer wieder weiter zu sich, wenn der Greger Dir's recht im Spiele geboten hätte, und Du hätt'st, ihm entgegen, nur Dein Hütlein gerückt, so wärst Du im Stande gewesen, Zehn gegen Eins zu setzen und beim Verlieren lachend zu sagen: liegt gleich wieder nix dran! Um eines guten Spasses wegen hättest Du einen großen Geldzettel hingeworfen, Du bist der Schelm dazu. Und wenn der Greger käme und sagte: Bauer, schau', Du hast g'sehen, wie ich mit meinem Weibe stehe, und mein Weib ist ein kreuzbraves Weib, und die Wirthschaft geht bald hinter sich . . . hilf aus! — Was? hätte er's; der Angeredete, da auf ein paar Säcke Korn oder Erdäpfel ankommen lassen?

Und die Wirthin sagte ja auch, was das für eine gute Stund' von einem Weibe sei. Es komme ihr gar nicht darauf an, über alle Berge und Thäler eine Meile zu kraxeln (klettern) und dem Mann eine Suppe oder ein Schälchen Kaffe, mitten in all' ihren Arbeiten und Sorgen, zu bringen. Sollte es den Leuten ganz fehlen? Sollten sie sagen können, der Greger war mit dem Schelmbauer Bruder im Spiel, aber beim Helfen und Zuthun, da erinnerte er sich gar nicht, was für ein Gesicht der Greger auf den Schultern sitzen habe? — Siehst, hat der Fink zum Spatzen gesagt, und ihm die Augen ausgehackt. Soll ich's auch so machen? Kommt's mir darauf an? Und wenn sie mit ihren grünen Augen . . . nein, sie sind doch grau, aber sakrisch licht! . . . Wenn er mich anredet, sag' ich nein? Bin ich der Mann dazu? Ein schlechter Schelm, der mehr gibt, aber auch Einer, der nit gibt, wenn er's hat! Brauche ich zu warten, bis Einer vor meinen Zaun und vor meine Thüre kommt? — Er und sie kommen nit. Aber der Eingardhofer, der Schelm-bauer, kann 'was thun. Der kann anders kommen. Ich könnt' den Leuteln nachhelfen; der Greger wär' gerad' noch zu halten wie eine alte Thüre mit einer neuen Querleisten. Ich hab' der Leni ihre Alten ja auch 'kennt; es waren gerechte

Leute. Und es ist schade, daß die saubere Dirne sich in den Burschen verliebt hat, wie er noch das Militärröckl' getragen. Jetzt ist's geschehen und lang vorbei.

So redete der Bauer mit sich, indem er an all' das Geschehene und Gesehene dachte, er schnalzte dabei leise zur Beschlußfassung und Bekräftigung mit Daumen und Zeigefinger und rückte das kurze Pfeifchen in seinem Munde fester. Er dachte an diesen und jenen Sack, der da und dort stand, den er zu guter Gelegenheit profitirt. Und wenn er sich gerade selbst vorkam im Bilde, wie er den ledernen Zipf der Brieftasche aus der Schlinge ziehe, die Theile wie ein Buch öffne und Geld auf den Tisch lege — da schien ihm's, als ob das noch weit schöner wäre, als wenn er nach dem Spiele derartig auszahle. Er faßte im Sinnen die Pfeife fester mit den Zähnen, als hätte er die Hände schon mit dem Geben beschäftigt und müßte so nachhelfen.

Verwandte, die wußten wohl schon, was er für ein Schelm oder Schelmvetter sei. Aber Verwandten, sagte er sich, gibt man immer zu wenig. Und wenn man ihnen heute einen Ofen schenkt, so schimpfen sie morgen, daß man nicht das Holz dazu gegeben, und wenn man dieß auch zugeführt, so wollen sie, man möge es noch klein hacken, und zuletzt heißt's: selber einheizen! Ja, Verwandten geschieht schon ein Unrecht, wenn man was hat. Sie sollten's auch haben! Und wenn man theilt, ist's ja nimmer so viel. Und wenn man getheilt hat und sie haben ihr' Sach' verthan und verdorben, so kämen sie morgen wieder zum neuen Theil'.

So sagte er sich. Gerade weil er gut war, hatte er mit Verwandten seinen Hader; und es drängte ihn, um zu zeigen, ja, besser gesagt, nicht zu zeigen, sondern so zu thun, daß er wirklich gut sei! Der Lipperl könnte dem Greger was zuführen, gerade Der, zum Spasse; aber da könnten die Pferde wieder durchgehen, und die alte Geschichte hat mit der neuen gar nichts zu thun!

Das Pfeifchen schmeckte so gut, es fing leise bei den Zügen zu singen und zu pfnausen an — die Augendeckel hielten schon fester — schier vergaß er einmal ein Bisl' anzuziehen und duselte — er legte das Pfeifchen bei Seite und wendete sich — jetzt war der Verschluß da.

6.

Ein Weg in's Weite.

Je höher der Kirchthurm, desto schöner das Geläut', sagt ein bekanntes Sprüchwort. Aber im Gebirgslande ist kein Thurm hoch genug und kein Geläute stark genug — gibt es doch stundenweit im Walde, in Tiefen und auf Höhen Hütten und Höfe zerstreut, die kein Thürmlein sehen, die kein Läuten hören. Wie freuen sich die Menschen, wenn sie das an Sonn- und Feiertagen können, und sie kommen zu Fuß und zu Wagen gepilgert, um die Festfreude zu haben.

Der Weg durch den weiten Wald, der oft über Berge und Engen zu Pfarren führt, der ist von Strecke zu Strecke wohl gekennzeichnet. Die stärksten und die schönsten Bäume tragen Heiligenbildlein an ihren schwarzen Stämmen, und die hellen Farben blinken schier wie Blüten aus dunklem Grunde. Das ist der Pfarrweg; den Bittgang, auch den Todtenweg nennt ihn Einer oder der Andere, obwohl da auch das Leben pilgert und seine hellen Spuren läßt. Da wird das Kind den ersten Weg in's Leben, zur Kirche, auf sanften Armen getragen; da laufen Knaben und Mädchen ihren ersten Weg auf eigenen Beinen, zur Schule; da kommen Braut und Bräutigam vorbei — da streift wohl auch manche grüne Zweighand über den Sarg, und die dunkeln Bäume haben das Licht des dem Pfarrer voranschreitenden Meßners zwei Nächte zuvor gesehen. Mitunter steht auch ein Betschemel an einem solchen Baume, oder ein Bänklein erlaubt das Rasten und stille Insichgedenken.

Diesen Weg schritten zwei Weiber. Die Eine war eine arme verwittwete Häuslerin, die Frau Gevatterin eines Kindes, das sie in's Leben geführt und dem sie für dasselbe nichts mehr sein konnte und sollte. Das Opfer eines halben Tages verlorener Arbeit, das sie ihm heute brachte, fiel ihr wohl nicht zu leicht; aber sie that ihre letzte Pflicht. Die Andere war die schmerzbeladene Mutter.

Beide gingen sie neben einander, in Sonntagskleidern, ein Gebetbuch, ein frischgewaschen Tüchlein und den Rosenkranz in Händen. Vor ihnen schritt Greger und neben ihm die kleine Gestalt des Trottls, mit dem Särglein auf der Schulter. Ganz vorne noch, den traurigen Zug führend, ging der Gevatterin neunjähriger Bub' und trug ein hohes Kreuz.

Das Särglein sollte vom Herrn Göd (Gevatter) oder von einem Junggesellen getragen sein. Die Frau Godl (Gevatterin) war aber Wittwe, und der Lipperl wollte um keinen Preis das Särglein abtreten, er hatte um die Erlaubniß des Tragens so innig und dringend gebeten, und ließ sich es jetzt um nichts in der Welt nehmen. Er war in des Greger's und der Leni Hütte gekommen, nachzusehen wie es geht. Er hatte dann das kranke Kind erblickt und ihm geschmeichelt und sich zu ihm gesetzt, mit ihm gespielt und sogar bei ihm gewacht, — er ging nicht mehr aus der Hütte, bis das arme kleine Leben erlosch. Da heulte, schrie, weinte und bebte der Blöde, da nahm er die kleine Leiche an sich und wollte sie erwecken und erwärmen, bis man ihn mühevoll von der Nutzlosigkeit seiner Versuche und seines Thuns überzeugte. Als dieß der armen Leni, der Mutter, gelungen war, als sie ihn über die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Leiche belehrt hatte, da saß er an deren Seite und wachte und sah schier regungslos über diese hin.

Der Lipperl saß in der Hütte allein als Wächter, während sie, Leni, das Särglein kaufen ging, während sie Greger in der Holzschlägerhütte suchen wollte und beim Tanze im „Glücksrädlein" fand. So konnte man dem [illegible]vernünftigen Burschen schon das Särglein vertrauen, [illegible]konnte man ihn nach seiner Weise beglücken, und so [illegible] der Leichenzug armselig und doch feierlich dahinschreiten.

Der Greger schritt nicht so aufrecht, sondern gebeugter als sonst, und zumeist legte er eine Hand an das Särglein, um es sicher zu halten und bei der Last mitzuhelfen. Der Frau Gevatterin neunjähriger Bub' vorne betete, mit eben so vielem Stolz als kindlichem Mitgefühle, so laut er konnte und so oft er es nur zuwege brachte, das ganze Vaterunser. Und wie er sein Stimmlein erhob, dachte des Greger's Weib, wie einst ihr Kind hätte so groß werden, auch beten und sie mit seinem Stimmlein rühren und erquicken können. Schier zuckte in ihrem Busen manchmal der Neid und eine Frage auf: warum gerade sie — warum gerade das Gesichtlein unter dem Deckel liegen mußte! Aber „führ' uns nicht in Versuchung" klang wieder die Stimme des rothbackigen Jungen vorne, und das Weib ließ eine Perle vom Kranze wie von dem Auge fallen und fügte sich wieder in das Unvermeidliche.

Dem Greger war der Weg heute lange und schwer, — ja niemals war er's zum Wirthshause so oder von diesem heim. Er hätte nie geglaubt, was dieser Weg für ein eigenthümlich, unheimlich, ja heilig schauerlich Gesicht machen könne! — Und er war ihn so oft und oft gegangen!

Endlich beim Dorf und am Kirchhofgitter angekommen, trat der Meßner entgegen; er hatte die Bahre vorbereitet. Der Greger sorgte, daß die Last niedergestellt wurde. Der Herr Pfarrer kam mit dem Meßbuben, der das Kreuz vortrug, heraus und segnete die kleine Leiche ein. Da, an der Grenze, wo Tod und Leben ganz scheiden, betete der Meßner noch vor, die Weiber und Greger fielen in einzelne Gebete entgegnend ein — und dann geschah der letzte Liebesdienst — die Erde hatte ihren Theil zu sich genommen!

Der Bub' von der Gevatterin lief abseits zur Schule, nicht etwa als ob's ihm darum zu thun gewesen wäre, möglichst rasch wieder auf der Bank zu sitzen, sondern weil er's schwer auf dem Herzen trug, den andern Buben und

den Mädchen von seiner Wichtigkeit und dem Geschehenen zu erzählen. Die Weiber gingen neben einander wieder heimwärts, und jetzt schritt Greger nicht vor, sondern hinter ihnen her. Das erste Gefühl, das er verspürte, als er den traurigen Zwang geendigt hatte, war das Unbehagen, ein Verlangen, die Traurigkeit, die schweren und schwarzen „Mucken" zu vertreiben. Er wollte wieder zu sich, zu seinem gewohnten Selbst zurückkehren — er kannte sich schier nicht und es war ihm, als müßte er sich suchen und um sein eigen Selbst greifen. Er dachte daran, wo man am besten und auf dem kürzesten Wege zu andern Gedanken komme, welcher Wirth denn zunächst so ein stilles Plätzchen habe; und er musterte in Gedanken die Stuben, die nicht große Auswahl. Es kam ihm mit jeder Sekunde schier trockener auf der Lippe und in der Kehle vor und er fing an, sich Recht zu geben, da der überbleibende Mensch doch für sich leben und zu seinem Leben Kraft sammeln müsse!

Und als er so diesen Gedanken faßte, fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Schier erschrak er, als wäre er auf Unrechtem ertappt worden. Als er aufsah, war der Schelmbauer an seiner Seite.

Dieser hatte den Ort und die Gelegenheit wohl erpaßt und that nur so unschuldig, als wäre das Zusammentreffen ohne Absichtlichkeit. Als der Greger dem Bauer in's Gesicht

Halleodri! Das Begräbniß. (S. 25.)

sah, wußte er vorerst nicht, habe er sich wegen des in der Gegenwart des Eingardhofer Vorgefallenen zu schämen, oder komme der Schelmbauer ihn etwa zum alten Leben aufzumuntern? Zu Letzterem neigte er sich aus Liebhaberei.

Der Bauer sagte zum Lipperl, dessen Augen von einem zum andern glotzend liefen: „Du, geh' jetzt nach Haus, geh' nur, ich laß' Dir schon was Gut's geben, geh' nur!" Zum Greger sagte er: „Ich hab' mit Dir ein paar Wort zu reden!"

(Fortsetzung folgt S. 66.)

Schmerzvergessen

Novelle

von

L. Klerl.

Die Nacht war vorüber. Glühend und flammend kündete sich im Osten der junge Tag, und die ersten Strahlen des erwachenden Lichtes fielen auf die rauchenden Schutthaufen eines armen Dorfes in Slavonien, unfern der ungarischen Grenze. Der Kampf, den die verschiedenen, in

Originalzeichnung von Gabriel Max.

wilder Gährung begriffenen Völkerstämme Oesterreichs Mitte unseres Jahrhunderts in ihrem Vaterlande heraufbeschworen, hatte auch diesen abgelegenen Ort nicht verschont, und die Fackel der Zerstörung war mit verzehrender Glut über ihn dahingegangen.

Kriegerische Schaaren waren plündernd über die Berge, welche das Dorf in ihrem Schooße bargen, vorgedrungen. Da hatte zum Schutze von Weib und Kind, von Hab' und Gut manche Hand, so gut es ging, sich bewaffnet, aber schwer der entschlossene Muth dafür büßen müssen; Mißhandlung und Tod waren die Folge jeder Widersetzlichkeit gewesen, und die in hellen Flammen stehenden Häuser des armen slavischen Dorfes hatten den übermächtigen Schaaren auf dem nächtlichen Rückzuge als leuchtende Fackeln gedient.

Im Schutz der Kirchhofmauer lag auf einem Bündel Stroh die Leiche eines Mannes. Noch sprach Erbitterung aus den kalten Zügen, noch war die Faust drohend geballt, noch flehte das gebrochene Auge um Rache. An der Seite des Todten saß ein Mädchen; sie mochte dreizehn Jahre zählen. Helle Thränen entströmten den dunkeln Augen, die Lippen bewegten sich flüsternd zum Gebet, und zwischen den feinen Fingern glitten die Perlen eines Rosenkranzes hinab.

Da nahten schnelle, feste Schritte. Ein Knabe, fast schon im Jünglingsalter stehend, legte die Hand auf die Schulter des Mädchens.

„Ich habe sie gefunden, Maria, gefunden!" rief er mit leuchtenden Augen, eine abgenützte Violine emporhaltend. „Unter den Trümmern unseres Hauses habe ich sie hervorgezogen. Da lag sie vergessen, verachtet von den Bösewichten. Aber jetzt lasse ich dich nur mit meinem Leben, du mein geliebtes, einziges Gut!" Er drückte das alte Instrument mit leidenschaftlicher Heftigkeit an die Brust. „Sieh' her, Vater," fuhr er fort, neben der Leiche niederknieend und die kalte Todtenhand ergreifend, „Deine Maria wird nun nicht hungern, Dein Joseph nicht geknechtet werden. Zürne nicht, aber ich kann nicht dienen, kann die Schwester nicht als Magd bei Andern sehen. Und das würde, müßte geschehen, wenn wir dem reichen Stephan auf sein Gut da drüben folgten. Nein, Vater, Deine Kinder ziehen lieber von Ort zu Ort, und die Töne ihrer Geige werden ihnen Brod verschaffen, und sie werden freie Menschen sein!" — Das Mädchen erhob sich. „Denke an Deine Wunde, Joseph," flehte ihre sanfte Stimme, und sie ergriff ein paar große, saftige Blätter, denen Erfahrung und Glauben im Lande heilende Kraft zuschrieb, sie auf die Wunde des Bruders zu legen. Er aber riß das Tuch, das die blutende Stirne bedeckte, von derselben und rief: „Sorge Dich nicht. Die Haut ist nur geritzt und die Verwundung von keiner Bedeutung. Hätte der Bösewicht aber nur eine Linie tiefer gehauen, so — so — hättest Du auch keinen Bruder mehr, Maria!" Weinend fiel das Mädchen ihrem jugendlichen Beschützer um den Hals. „Warum," sagte sie, „mußtest Du auf den schrecklichen Menschen, der den Vater erbarmungslos niedergestochen, wie ein Unsinniger zustürzen? Du warst ja ganz, ganz wehrlos! Was konntest, wolltest Du thun?" — „Den Vater rächen!" rief der junge Slovake mit wild blitzenden Augen. „Das fragst Du noch? Doch freilich, Du bist ein Mädchen, und den Weibern gebührt die Klage, uns Männern die Rache." Düster vor sich hinblickend, murmelte er die letzten Worte, wie an sich selbst gerichtet, und ließ, in träumerisches Sinnen verloren, es ruhig geschehen, daß Maria mit kundiger Hand wieder den Verband um seine Wunde legte. Dann fuhr er auf. „Schnell, Maria, nimm, was uns geblieben! Schnüre Dein Bündel und komm'! Die Mittagsonne muß uns schon weit von hier finden!"

Sie that, wie der Bruder verlangte. Noch ein Gebet und ein kurzer Abschied von der Leiche des Vaters, dann zogen die Geschwister fort von dem Orte der Zerstörung, ihrer einst so schönen und geliebten Heimat.

II.

Und sie zogen weiter und weiter.

Der Anblick der jugendlichen Gestalten, ihr trauriges Schicksal, das auf ihren Gesichtern zu lesen war und wenige Worte erklärten, gewannen ihnen die Theilnahme aller Herzen. Man lauschte gern den Tönen von Joseph's Geige, die bald wunderbar melancholisch, bald stürmisch brausend erklangen, und der süßen Stimme Maria's, die die nationalen Weisen ihres Vaterlandes so rührend wiedergab und mit dem Klang des Tamburins begleitete. Sie litten keinen Mangel, und hätten nicht überall die traurigen Spuren des Krieges ihnen das Unglück des Vaterlandes, sowie ihr eigenes vor die Seele gerufen, sie hätten ruhig und sorglos der Gegenwart sich überlassen können.

Zum Glück für ihr Nomadenleben hatte der Lauf der Geschichte Ungarns Unabhängigkeitskampfe soeben ein Ziel gesetzt, und die Verheerung der Gegend, in der die Heimat der Geschwister gelegen, hatte zu den letzten Schrecknissen gehört, welche die grausame Kriegsgöttin heraufbeschworen. Ruhig konnten die jungen Musikanten daher es wagen, sich selbst großen Heerstraßen und Städten zu nahen, und Joseph, für den das ungebundene Leben und die neue Welt, die sich vor ihm aufthat, einen mächtigen Reiz gewonnen hatte, träumte davon, mit seiner Violine im Arm, die Schwester an der Seite, die ganze Erde zu durchziehen.

Wenn er aber solchen Gedanken Worte lieh, lächelte Maria matt und seufzte. Sie bemühte sich, des Bruders Pläne und Hoffnungen zu theilen und in ihrer Seele widerspiegeln zu lassen, aber es gelang ihr nicht, die Traurigkeit zu verscheuchen, die sich nach und nach ihres ganzen Seins bemächtigt hatte. Sie folgte Joseph, wohin er wollte, sorgte mit aufopfernder Liebe für Alles, was er bedurfte, aber ihre Wangen wurden immer bleicher, ihre Haltung immer gebeugter, und ihre Augen glänzten immer tiefer und wunderbarer.

„Das Kind ist krank," sagte Mancher, der Maria an der Seite ihres Bruders sah. Wenn Joseph aber ängstlich besorgt sie fragte, ob ihr etwas fehle? schüttelte sie still den Kopf, versichernd, ihr sei ganz wohl. Als der Herbst jedoch kam, wurde sie schwächer und schwächer, ihre Schritte langsamer und zögernder, und der Bruder mußte der Schwankenden oft als Stütze dienen.

Eines Abends, nicht mehr fern von einer großen Stadt, die die wandernden Kinder noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen hofften, erklärte Maria, nicht weiter gehen zu können, sie müsse ruhen. Sie waren auf einer Anhöhe, auf der nur einige Schritte entfernt die trümmerhaften Reste eines alten Klosters standen. Dorthin leitete Joseph die ermattete Schwester. Sorgsam bereitete er ihr zwischen großen Steinen einen Sitz, pflückte von den zwischen den alten Blöcken wachsenden und sich emporrankenden Sträuchern reife, saftige Beeren zu ihrer Erquickung und setzte sich dann, sie angstvoll beobachtend, auf das Gemäuer an ihrer Seite nieder. Ein thränenfeuchter, liebevoller Blick begegnete dem seinigen. — „Dank, guter Joseph, für Deine Liebe!" sagte Maria leise, seine Hand ergreifend und matt in der ihrigen drückend. „Bald werde ich ihrer nicht mehr bedürfen und nicht mehr Deine Schritte hemmen. Es zieht mich den Eltern nach. Du aber mußt auf Erden bleiben und ein großer Künstler werden. Ich werde, wenn ich zu Gott komme, ihn bitten, die Wünsche Deines Herzens zu erfüllen. Ich will ihn nicht lassen, er segne denn Deine Kunst und Dich!" Erschöpft lehnte Maria nach diesen Worten ihr Haupt gegen den kalten Stein. Joseph beschwor sie, nicht solchen Gedanken Raum zu geben, ihn nicht zu verlassen. „Ruhe," bat er, „und sammle Deine Kräfte. Sieh' dort die Thürme der Stadt, dort wird Dir Hülfe werden, und Du wirst genesen und nach wie vor mit mir weiter ziehen. Ich kann nicht ohne Dich leben!" — Sie lächelte traurig. „Ich möchte schlafen," flüsterte sie kaum hörbar, „spiele mir ein Schlum-

merlied, Joseph!“ Und er ergriff die Violine, und schmelzendere, wehmüthig süßere Töne, als in diesem Augenblicke, hatte er nie ihren Saiten entlockt. Maria's Augen schlossen sich, die Thränen versiegten auf der bleichen Wange, die Lippen lächelten wie im freundlichen Traume, und den herabgesunkenen Händen entfielen die sorgsam gepflückten Beeren. „Sie schläft!“ lispelte Joseph niederschauend, und er ließ den letzten Ton geisterhaft verklingen. Dann breitete er seinen Mantel über die schlummernde Schwester, neigte auch sein Haupt, und verfiel wie sie in einen festen Schlaf.

III.

In seinen bequemen Reisewagen gelehnt, von vier prächtigen Rappen schnell dahin gezogen, eilte Fürst G. beim Grauen der Morgendämmerung seine Reise an den Hof des Kaisers fortzusetzen. Plötzlich vernahm er in dem Halbschlummer, dem er sich überlassen, seltsame Laute. Zwischen dem Schreien, Lachen, Wehklagen einer jugendlichen Menschenstimme erklangen bald wunderbar harmonisch und klagend, bald in schreiender Dissonanz die Töne einer Violine.

Der Fürst, erregt von dieser seltsamen Erscheinung, bog sich aus dem Wagen, ihren Grund zu erforschen, aber weder er noch seine Leute vermochten das Geringste zu entdecken. Kein menschliches Wesen, so weit der Blick reichte, und doch durchzitterten die Laute immer deutlicher, immer vernehmbarer die Luft. Da am Fuß eines von Ruinen gekrönten Hügels, der sich einsam in dem weiten Thale erhob, befahl der Fürst dem Wagen zu halten, und stieg selbst hinauf, um in dem alten Mauerwerk den Urheber der wunderbaren Töne aufzufinden, die von dort ihn zu rufen schienen.

Welch' ein Anblick bot sich ihm dar, als er die Höhe erreichte! Mit gebrochenen Augen, ein Bild unendlichen Jammers, lag die entseelte Gestalt eines jungen Mädchens auf den kalten Steinen, und zu ihren Füßen kniete ein Jüngling, der bald mit dem Ausdruck der größten Verzweiflung, bald mit dem des tiefsten Schmerzes den Namen „Maria“ rief. Dazwischen riß er mit Ungestüm eine Violine empor, die in seinen Armen ruhte, und entlockte ihren Saiten seltsame, fremdklingende Phantasieen, als ob er dadurch die dem ewigen Schlaf Dahingegebene dem Leben wiedererwecken wollte. Sein Auge brannte in fieberhafter Glut, seine Haare hingen feucht vom Thau der Nacht in wilder Unordnung um seine Schläfe, seine Brust hob sich in krampfhafter Bewegung. Er achtete nicht das Nahen menschlicher Tritte; als er jedoch plötzlich die Gestalt des Fürsten erblickte, der theilnahmsvoll sich zu der Todten niederbeugte, fuhr er wild auf und schrie mit gebieterischer Stimme: „Helft! Rettet!“ Dann aber, indem er den Ton bis zum Flüstern dämpfte und abwehrend mit der Hand winkte, fuhr er fort: „Sachte, sachte! Rührt sie nicht an! Wir müssen ihr ein Bett von Tönen machen und durch die Lüfte sie nach Hause tragen. Eure Hände sind täppisch, nur Singvögel dürfen sie berühren.“ Er fuhr mit dem Bogen über die Saiten seiner Violine, leise, leise, in verhauchendem Klange, dann gäb das Instrument unter seiner Berührung einen schrillen, gellenden Ton, und der Knabe sank bewußtlos zu Boden.

Der Fürst, dem ein Blick auf die beiden Kinder Alles, was mit ihnen vorgegangen, gesagt, und der sogleich erkannt hatte, daß dem bleichen Mädchen für immer geholfen war, beschloß in seinem menschenfreundlichen Herzen, Alles, was geschehen konnte, zur Rettung des Knaben aufzubieten. Er befahl seinen Leuten, den von tiefer Ohnmacht Befallenen in seinen Wagen zu heben, setzte sich an seine Seite und eilte im Fluge mit ihm der nahen Stadt zu, ihn ärztlicher Aufsicht und Pflege zu übergeben.

IV.

Der glänzende Konzertsaal der großen Kaiserstadt war dicht mit Hörern gefüllt. Erwartung lag in allen Zügen. Ein junger Violinvirtuose, auf dessen Erscheinung man wie auf die eines Meteors am Himmel der Kunst auf das Aeußerste gespannt war, sollte seinen ersten Schritt in die Oeffentlichkeit thun. Sein Name war bereits in Aller Munde, denn die Urtheile und Aeußerungen der Lehrer des Jünglings, der ersten Lehrer der Jetztzeit, über das wunderbare Talent ihres Schülers, die vielfachen Erzählungen und Gerüchte über seine früheren Schicksale, die lebhafte Theilnahme und großmüthige Sorge des Fürsten G. für den jungen Slovaken, Alles hatte dazu beigetragen, ihn längst zu einem Gegenstand des allgemeinen Interesses zu erheben.

Neugierig richteten sich alle Köpfe empor, als die letzten Accorde der Ouverture verhallt waren, die große Saalthüre sich aufthat, und der junge Künstler, die Violine in der Hand, erschien. Eine hohe, edle Jünglingsgestalt mit freiem, natürlichem Anstand trat vor das begierig seiner harrende Publikum. Als er langsam das Instrument in seinem Arm erhob, schien Befangenheit ihn zu überwältigen. Leichte Röthe überflog das bleiche, von langem schwarzem Haar umwallte Antlitz; die tiefen, großen Feueraugen senkten sich zu Boden.

Doch es war nur ein Augenblick. Als unter der Berührung des Bogens die Saiten seiner Violine zu ertönen begannen, sah man, er wußte nichts von dem großen, lichterhellen Saale, dem glänzenden, um seinetwillen versammelten Publikum. Wo aber war er? Er träumte von der Vergangenheit, vom Vaterlande. Er sah sich in der zerstörten, brennenden Heimat, kniete an der Seite der ermattet hingesunkenen Schwester, hörte ihr Abschiedswort, spielte ihr das letzte Schlummerlied; aus den bald wild rauschenden, bald süß bewegten Tönen, aus der schmerzlich klagenden und in triumphirende Klänge sich lösenden Phantasie des jungen Virtuosen sprach der wandernde slavische Musikant.

Athemlos lauschte das Publikum seinem Spiel. Alle Erwartungen waren übertroffen. So etwas hatte man nie gehört. Das war keine erlernte Bravour, waren keine erstaunenswürdigen Kunststücke einer leeren Virtuosität, sondern der schönste Ausdruck, die tönende Sprache einer reichen, tiefempfindenden Menschenseele.

Die Ursprünglichkeit einer Künstlernatur von Gottes Gnaden hatte ihr Recht behauptet. Jeder beugte willig seine Kniee vor ihr, und mit einem Sturm des Beifalls, einem Enthusiasmus, der Seinesgleichen suchte, dankte die durch Kunstgenüsse verwöhnte Zuhörerschaar dem jungen Künstler. Der Strahlenkranz des Ruhmes senkte sich auf sein Haupt, er aber neigte es in stiller Demuth, und die Lippen flüsterten bewegt: „Maria, Dein Gebet ist erhört!“

An der Königsau.

Von

Karl Thomsen.

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blickt die Königsau.

Es war noch im Herbst des vorigen Jahres, als ich nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt auf der Insel Sylt die Chaussee entlang fuhr, welche an der schleswig'schen Westküste nach Ripen hinaufführt und von dort über die Grenze des Herzogthums in das Innere von Jütland. Etwa zwei Meilen südlich von Ripen wurde gefüttert in dem Dorfe Bröns, das von der Chaussee durchschnitten wird und sich schon aus weiter Ferne durch seinen stattlichen Kirchthurm bemerklich gemacht hatte. Der Name des Dorfes war mir wohl bekannt und weckte schwermüthige Erinnerungen. Als ich, diesen nachgehend, aus der Durchfahrt des Wirthshauses in's Freie trat, machte sich mir sogleich ein großer Denkstein bemerklich. Ich errieth seine Bedeutung und fand sie durch die Inschrift bestätigt:

Ei Minde om en glimre Dag,
Kun om et trofast Hjerteslag.
Kein Denkmal eines glänzenden Tags,
Nur eines treuen Herzensschlags.

Hier hatten vor sechzehn Jahren an einem kalten Wintertage Jäger und Dragoner der schleswig-holstein'schen Armee zusammengeströmte Haufen zersprengt, die aus den benachbarten jütischen Enclaven einen Einfall in's Schleswig'sche gemacht hatten. Meine Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück, in jene Zeit voll Thatkraft und Muth, voll Begeisterung und Hingebung, voll Zuversicht und Siegesfreude. Damals — und jetzt?! Nur noch die Hoffnung, die Hoffnung, daß Recht und Wahrheit dennoch einstmals siegen werde über Gewalt und Lüge; sonst erwartungslos und vereinsamt, aus weiter Ferne kommend, auf dem heimatlichen Boden ein Fremder!

Wenige Monate später — wer hätte es denken können — sollte wie mit Einem Schlage die Szene verwandelt sein. War hier keine Stimme, die mir zuflüsterte: die Vergeltung ist nahe! War hier keine Hand, die mich hinwegführte von dem melancholischen Stein, den der Hohn des Feindes vor mir aufgerichtet hatte und mir die Gestalten der nächsten Zukunft zeigte: das befreite und gerettete Vaterland?

Wenige Monate später! Mit Einem Schlage war das ganze lästerliche Werk zertrümmert, an dem der dänische Hochmuth vierzehn Jahre in dem unglücklichen Schleswig gebaut hatte; schon standen die deutschen Waffen wieder jenseits der Königsau. Schon war auch der letzte Gram entschwunden, der noch an ihren Ufern wie ein Gespenst in's Land geschaut und das Herz zusammengeschnürt hatte: der Gram über das schmähliche Projekt, ein Stück schleswig'schen Bodens an den Feind zu verkaufen, ein ganzes, volles, lebendiges Glied vom schleswig'schen Volkskörper abzutrennen. Denn Nordschleswig war und ist deutsch; deutsch, trotz seiner scheinbar dänischen Landbevölkerung, deutsch überall, wo Intelligenz und Sitte, wo Besitz und Kultur ihren Einfluß geltend machen. Das Nationaldänenthum hat hier keine Stätte.

Die Königsau ist mehr als eine todte, bloß staatsrechtliche Grenze; sie scheidet zwei lebendige und höchst verschieden geartete Volksorganismen. Siebenhundert Jahre hat diese Grenze bestanden; in siebenhundert Jahren ist sie in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen. Jenseits ihrer Ufer lag ein fremdes Land, fremd in Sitten und Bildung, in Gesetzgebung und Verwaltung, im Anbau des Bodens und in der Art zu wohnen. Ein Jütländer neben einen Nordschleswiger gestellt: und der Unterschied drängt sich in's Auge! Es ist ein Irrthum, sich den Letzteren als verdrossen, tückisch und unreinlich zu denken; der eingeborene Nordschleswiger ist verschlossen aber ehrlich, ruhigen und gesetzlichen Sinnes, er ist sauber und wohlanständig, und seine ganze Umgebung trägt diesen Charakter. Sein Haus und Gehöft sind hell und schmuck, solide und wohleingerichtet.

Das nordschleswig'sche Idiom wird gemeiniglich eine verdorbene dänische Mundart, ein dänisches Patois oder ein plattdänischer Dialekt genannt, jedoch mit Unrecht und ohne Berücksichtigung dessen, was schon die Geschichte zu seiner Beurtheilung an die Hand gibt. In der Vorzeit war die ganze cimbrische Halbinsel ursprünglich von deutschen Volksstämmen bewohnt, mit denen sich später in der nördlichen Hälfte die eindringenden Dänen vermischten. Die so entstandene Volkssprache ist ein danisirtes Niedersächsisch; nicht das dänische Sprachelement ist durch das deutsche, sondern umgekehrt das deutsche durch das dänische korrumpirt worden. Die charakteristischen Merkmale des dänischen Sprachbaues mangeln dem nordschleswig'schen Idiom; es ist seinem geistigen Wesen nach deutsch.

Das Verhältniß des nördlichen Schleswig zu dem übrigen Schleswig-Holstein ist verglichen worden mit dem Verhältniß des Elsaß zu Frankreich oder des Kantons Tessin zur Schweiz. Es ist dieß derselbe Irrthum, welcher die nordschleswig'sche Volkssprache einen verdorbenen dänischen Dialekt nennt. Die Elsäßer, beispielsweise, haben sich seit Langem eingelebt in die französische Volksthümlichkeit, aber es mag nicht geläugnet werden, daß sich einmal das tiefere Bewußtsein ihrer deutschen Abstammung unter ihnen geltend machen und das französische Gemeingefühl verdrängen könnte. Der Nordschleswiger dagegen hat nicht bloß ein schleswig'sches oder vielmehr schleswig-holstein'sches Gemeingefühl, wie es Jahrhunderte hindurch eine gemeinsam innere Verfassung und gemeinsam bürgerliche Interessen in ihm entwickelt haben: es steht nicht zu besorgen, daß in ihm je ein dänisches Nationalbewußtsein erwache, denn dieß ist von vornherein nicht in ihn gelegt.

Die dänische Schriftsprache ist in den Landdistrikten Nordschleswigs noch ausschließlich Kirchen- und Schulsprache. Die Zeit ist aber nicht fern, wo ihre ausschließliche Herrschaft durch das Deutsche aufgehoben werden wird; denn die Liebe des Nordschleswigers zu seiner Sprache bezieht sich allerdings eben nur auf sein eigenthümliches Idiom, das ihm auch Niemand zu rauben gedenkt, während er sonst aufgeklärt genug ist, die Vortheile einzusehen, welche die Kenntniß des Deutschen ihm bringen muß.

Es ist bekannt, wie die Gegenden des nördlichen Schleswig in mehreren Jahrzehnten der Schauplatz einer dänischen Propaganda gewesen sind, die das politische Urtheil der Landbevölkerung vielfach irre geleitet hat. Trotz aller erdenklichen Umtriebe ist es ihr aber doch nicht gelungen, dem Volke das Verlangen nach einer Inkorporation in Dänemark einzuflößen.

Noch nicht vier Meilen südlich von der Königsau liegt Hadersleben, die deutsche Stadt, von einem Redner im Süden mit Recht eine Vorwacht Deutschlands und die Perle Nordschleswigs genannt. Nach langen Jahren voll Leid und Entsagung ist ihr jetzt eine schöne Gegenwart erblüht und harrt ihrer eine noch schönere Zukunft in freier Entwicklung. Der Centralpunkt des Deutschthums an der nördlichen Grenze Schleswig-Holsteins, wird sie mit dazu wirken, ein deutsches Gemeingefühl über die Landdistrikte des Nordens zu verbreiten. Bald werden die Spuren der Fremdlinge dort nicht mehr zu finden sein. Ein Herrscher, Ein Band, Ein Volk von der Elbe bis zur Königsau!

Der Dom von St. Veit in Prag.

Von

Niemann.

In freudiger Spannung betraten wir die berühmte Metropolitankirche zu St. Veit, diesen herrlichen Dom, welcher den Hradschin krönt, hochragend über alle die emporstrebenden Prachtbauten des altehrwürdigen Prags, der «Pulchra filia pulchrior Libussae», „der schönen Libussa schönerer Tochter", wie die alte böhmische Chronik sagt. Wie mancher Fuß hat diese Schwelle überschritten! Wir sehen im Geist die wilden Hußiten hineinstürmen, zerstörungswüthig, in all' dem Reichthume und all' der Kunst, die sich ihren Blicken bietet, nichts sehend, als das Eigenthum des verhaßten Feindes und die Symbole eines fluchwürdigen Aberglaubens. Wir hören den schweren Schritt des räuberischen Schweden durch die hehren Hallen dröhnen, der kalten, berechnenden Blicks die Kostbarkeiten zusammensucht, die der fast beendete dreißigjährige Krieg übergelassen, welcher immer wieder Protestanten und Katholiken, Deutsche und Ungarn und die Söldner aus aller Herren Länder so lange Jahre hindurch in diesen Dom führte, bald als plündernde Räuber, bald als ordnende und bereichernde Andächtige. Wir sehen lange Friedensjahre dieses so oft entweihte Heiligthum wieder füllen und schmücken, bis endlich der Philosoph von Sanssouci seine Feuerschlünde darauf richtet und, schlimmer als alle früheren Zerstörer, die nur gegen die inneren Reichthümer ihre Wuth kehrten, die reinen Formen des ganzen Baues mit völliger Vernichtung bedroht.

Da ſinken die zarteſten Säulen und Bögen, die herrlichſten Statuen und Ornamente der plumpen Kanonenkugel zum Raube hin, da bleibt faſt nichts unverletzt, was einem der ſchönſten Bauwerke zur Zierde gereicht, und wird dieſer Bau

Der Dom von St. Veit auf dem Hradſchin in Prag.

ſelbſt nur mit der größeſten Mühe vor der gierigen Flamme gerettet, die zu häufigen Malen an dieſem Muſter gothiſcher Kunſt emporleckt. Wie freuen wir uns bei dieſem Gedanken des Planes, die Kirche nicht allein zu reſtauriren, ſondern

auch die ursprüngliche Idee des Baumeisters in Ausführung zu bringen, nach welcher der jetzige Dom nur der hohe Chor eines größeren Domes ist, nach welcher ferner ein zweiter Thurm erbaut werden und die Spitze des jetzigen mit einer zu dem Unterbau passenden vertauscht werden müßte. Wie es gekommen sein mag, daß die Ausführung so sehr hinter der Idee zurückblieb, ist wohl nicht genau anzugeben; vermuthlich hat es dieselben Gründe, wie beim kölner Dom und noch manchem andern Bau, Mangel an Geld, Wechsel des Interesses beim Wechsel der Zeiten. Der Dom ward 1344 unter der Regierung Karl's IV., dessen Hauptstadt Prag war und unter dessen liebevoller Sorge sie mächtig emporblühte, erbaut. Peter Arler führte den Chor mit seinen herrlichen Strebepfeilern, Bogen, Thürmchen und Spitzen aus: ein stolzer Torso, ragt die Kirche aus einer fernen Zeit in die unserige herein, durch eine Brandmauer abgeschlossen, die ein Freskogemälde schmückt. Der Thurm, der ehedem 506 Fuß hoch war, hat jetzt nur noch 314 Fuß. Der Kaiser selbst liegt im Dome begraben, der erste aus der Reihe böhmischer Könige, die in ihm Ruhe gefunden, und deren Bildnisse an dem „Königsdenkmal" zu schauen sind, welches sich im Mittelschiffe befindet. Von diesem Denkmal aus haben wir Gelegenheit, die Reihe schlanker Pfeiler zu bewundern, auf welche die himmelanstrebenden Gewölbe sich stützen, ein langes Studium für Kenner und Bewunderer gothischer Formen. Zwischen den Säulen der zierlichen Gallerie, die unter den Fenstern des Mittelschiffs hinläuft, hängen in langer Reihe silberne Lampen, ein eigenthümlicher Schmuck, der in solcher Weise verwandt wohl selten vorkommt. Im Choreingang fesselt das silberne Grabmal Nepomuk's nicht durch seinen Kunstwerth, sondern durch die Silbermasse (fünfzig Zentner). Der Dom strotzt überhaupt von Silber, von kostbaren Mosaiken und prachtvollen Grabmälern, trotz aller Plünderungen, die er erlebte; aber in gleicher Weise hervorragend ist er durch die Reinheit des Styls — seine Bauzeit fällt ja mit der des kölner Doms zusammen — und bildet dadurch einen Gegensatz zu den meisten übrigen Kirchen Prags, die mehr durch ihren Reichthum an Marmor glänzen, als durch Schönheit der Form, und einer Zeit ihre Entstehung verdanken, in der der Geschmack schon tief gesunken war.

Eine Moselfahrt.

Von

Nikolaus Hocker.

I.

Bekanntlich hat Schiller die Mosel eine lothringische Jungfrau genannt. Daß sie eine Jungfrau oder Frau sei, wußten die Alten bereits, denn sie bildeten sie als solche neben Vater Rhenus sitzend ab, dem sie ohne Zweifel als Gemahlin zugedacht war. Wenn nun ein alter deutscher Volksspruch behauptet: „ein König der Ströme ist der Rhein, die Donau soll seine Gemahlin sein", so hat der Verfasser dieses Verses übersehen, daß bei den heidnischen Germanen Vielweiberei herrschte. Der christliche Karl der Große folgte dem Beispiel des Königs Salomon. So wird denn auch die liebliche Mosella dem ernsten Rhenus als Gattin zur Seite treten. Lieblich ist sie, wie eine Braut am Hochzeitmorgen, und schön über alle Maßen. Wer das nicht glauben will, oder wer denkt, ich spräche von der Heimat in zu großen Lobeserhebungen, der gehe hin und sehe mit eigenen Augen. Der ernste Römer Ausonius brach auf seiner Wanderung von der Nahe zur Mosel in die begeistertsten Worte über unsern Strom aus.

Wer an einem herrlichen Maimorgen auf der Höhe des Markusberges oder des Weißhauses bei Trier steht, und dann niederblickt auf das mit allen Reizen der Natur geschmückte Thal, auf die alterthümliche, in Sage und Geschichte berühmte Stadt, der wird verstehen, welche Gefühle des modernen Dichters Brust bewegten, als er in die Worte ausbrach:

> Kennt ihr den Strom, kennt ihr den Wein?
> Gepriesen sei'n sie Laut:
> Die Mosel ist's, der deutsche Strom,
> Des deutschen Rheines Braut!

Die eigentlichen Schönheiten der Mosel beginnen auch erst oberhalb der uralten Augusta Trevirorum (Trier), wo die Saar sich mit der Mosel vereinigt, wo beim Dorfe Igel das berühmte Sekundinerdenkmal steht, und im Dorfe Konz Mauerreste und Sage an das ehemalige Vorhandensein eines römischen Kaiserpalastes erinnern. Dort treten die Berge näher an den Fluß heran, so daß man bei Trier vermeint, einen Gebirgskessel vor sich zu haben, in den die alten Trevirer ihre Stadt bauten. Die Bewohner Jülichs verweisen mit gerechtem Stolze auf das Sprüchwort: „so alt wie Jülich". Solothurn in der Schweiz rühmt sich nicht minder eines hohen Alterthums. Die Inschrift auf dem rothen Hause in Trier verkündet aber, Trier sei tausend Jahr vor Roms Gründung erbaut worden, und zwar von Trebeta, einem Stiefsohne der Semiramis, die bekanntlich in Babylon hauste, oder vielmehr dort eine Göttin war. Unsere Blicke wenden sich auch sofort von jener Höhe der Moselbrücke und der von der Zeit geschwärzten Porta nigra zu, deren dunkle Massen sich am Nordende der Stadt erheben. Sie soll von Trebeta gebaut worden sein, dem sein Sohn Hero auf dem gegenüber liegenden Marsberge ein Denkmal errichtete, das den Kern der grünen Kuppe, „Franzenknöppchen" genannt, bilden soll. Von diesem Stadtthore ziehen sich die Häuser des Vorortes St. Paulin, von Obstbäumen umgeben, hin. Die dortige Kirche hat hübsche Deckengemälde. Am südlichen Ende der Stadt taucht der Vorort St. Matheis aus grünen Baumgruppen hervor. Neben demselben auf einer Anhöhe erscheint Heiligkreuz. Jenseits des Olewigthälchens beginnt der rebenbewachsene Marsberg, auch Mons Juranus genannt, an dessen Fuße die Reste des Amphitheaters, nach vielhundertjähriger Ruhe dem bergenden Schooße der Erde entzogen, den Freund der Alterthümer zu einem längern Besuche einladen. Von der Villa Recking aus, die von schönen Anlagen umgeben sich bis an den Rand des Amphitheaters hinzieht, kann man niederblicken in die Arena, in der gefangene Franken den wilden Bestien vorgeworfen wurden. Sofort entrollt sich ein lebendiges Gemälde alttrierscher Geschichte. Wir sehen die römischen Legionen Besitz ergreifen vom Staate der Trevirer, den die Fürsten Induciomar und Cingetorix beherrschten. Es entstehen nach dem Muster Roms herrliche Paläste, Theater, Bäder und Tempel, deren Trümmer theilweise noch vorhanden sind. Trier wird Sitz eines Präfekten, dann Residenz der Kaiser, und nach Einführung des Christenthums Sitz eines Bischofs, mit dessen Würde später die des Kurfürsten, als Beherrscher eines reichen und schönen Gebietes, vereinigt wurde. Kampfspiele gehörten zu den Lieblingsvergnügungen der romanisirten Trevirer, die ihren Herren und Meistern im guten und bösen Sinne nacheiferten.

Als im Jahre 306 die Franken sich gegen Trier wandten, nahm Konstantin eine große Zahl dieser blauäugigen und blondhaarigen Germanen gefangen. Unter ihnen befanden sich die Fürsten Ascarich und Ragaris, die den wilden Thieren im Amphitheater zu Trier vorgeworfen wurden. Einige Jahre später hatten gefangene Brukterer dasselbe Schicksal. Ihre Zahl war aber so groß, daß die wüthenden Bestien über der Arbeit des Zerfleischens ermüdeten. Viele dieser Unglücklichen tödteten sich selbst, um das Vergnügen der Zuschauer, ihrer Feinde, abzukürzen. Wo einst das Blut germanischer Krieger den dunkeln Schieferboden der Arena netzte, blühen jetzt üppige Feldblumen, und ein aufgescheuchter Vogel unterbricht momentan die tiefe Stille, die gewöhnlich in den Resten des Amphitheaters herrscht. Um die Arena von elliptischer Form ziehen sich Mauern aus Kalkstein, unterbrochen von Gewölben, die zum Aufbewahren der

wilden Thiere dienten. Diese scheinen massenhaft in der Nähe gehalten worden zu sein, denn ein hübsches Thal führt den Namen Thiergarten. Der Wein, der unter dieser Bezeichnung in den Handel kommt, gehört zu den besseren Sorten der obern Mosel. Aus den Recking'schen Anlagen, deren Besuch gar wohl lohnt, führt ein Gewölbe, das seither verschüttet war, nach der Arena. Der Sage zufolge sitzt in ihm der Baumeister der römischen Wasserleitung, welche dem Amphitheater Wasser zuführte, Namens Catholdus, und harrt nebst seiner Frau der Erlösung. Diese hatte mit einem Sklaven ein Liebesverhältniß und verrieth demselben das Geheimniß der Wasserleitung, wodurch er den Sieg über Catholdus davon trug. Eine ähnliche Sage haftet bekanntlich am Dome zu Köln und der römischen Wasserleitung durch die Eifel, von welcher das Volk behauptet, sie habe dazu gedient, den Moselwein nach Köln zu schaffen.

Freunde des idyllischen Landlebens führt eine angenehme Wanderung nach dem Dörfchen Olewig, wo ein guter Rothwein gezogen wird. Den Bach zur Linken lassend, gelangt man zu den sogenannten römischen Bädern, die sich in einer Ecke der Stadtmauer befinden und aus Ziegeln gebaut sind. Man hat eine Menge Vermuthungen über die ursprünglichen Zwecke dieses Gebäudes aufgestellt. Bestimmteres wird sich vielleicht ergeben, wenn die jetzt begonnenen Ausgrabungen vollendet sind. In der Nähe erhebt sich der ehemalige kurfürstliche Palast, jetzt eine Kaserne, der die römische Basilika angebaut ist. Die Nordseite, sowie die Thürme mit einer Art Chor im Osten gehören noch dem ursprünglichen Bauwerke an, das durch die Fürsorge des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. von 1846—1856 durch den Baumeister König unter Leitung des Architekten Schnitzler zur Erlöserkirche umgestaltet wurde. Im Mittelalter war dieses Gebäude Sitz der kaiserlichen Vögte; dann wurde es kurfürstlicher Hof, und in diesen beiden Eigenschaften der Schauplatz heftiger und blutiger Kämpfe. Zur Zeit der großen Judenverfolgung flüchtete sich ein Theil der Unglücklichen in den Palast, die Freistätte der Trierer, wo sich gerade der Erzbischof Egilbert aufhielt. Als Adalbert, Probst von Paulin, 1008 sich des Erzbisthums bemächtigt hatte, und Kaiser Heinrich II. gegen Trier anrückte, konnte er den Palast seiner großen Festigkeit halber nicht einnehmen. Bei den Unruhen, die bei Gelegenheit der Wahl Arnold's von Isenburg zum Erzbischofe ausbrachen, spielte der Palast ebenfalls eine Rolle. Ueberhaupt ist die Geschichte Triers reich an Kämpfen der Bürger gegen die Erzbischöfe oder benachbarte Dynasten. Erstere beseelte derselbe Freiheitsdurst, derselbe Drang nach Unabhängigkeit, die in den übrigen rheinischen Städten, besonders in Köln, zu vielen blutigen Fehden führten. Wie die Erzbischöfe von Köln genöthigt waren, ihren Sitz nach Bonn zu verlegen, so wählten sich jene von Trier eine zweite Residenz in Koblenz. Handel und Industrie hatte die Bürger reich und selbstbewußt gemacht. Aus den Chroniken und Urkunden treten uns Zeugen ehemaliger hoher Blüte entgegen, die man in Anbetracht heutiger Zustände für eine Fiktion halten könnte. In dieser Hinsicht theilt Trier das Schicksal westphälischer Städte, wie Soest, Attendorn u. a., die zur Zeit der Hanse mächtig und stark waren.

Die gothische Liebfrauenkirche, ein schöner Bau, wird von Grund aus restaurirt. Der Dom, theilweise noch ein Römerwerk, ist unter der Leitung des ebenso kenntnißreichen als liebenswürdigen Domherrn v. Wilmovsky wieder hergestellt. Beide nebeneinander gelegene Kirchen enthalten manches für Kunstfreunde und Archäologen Interessante. Das Museum der Gesellschaft für nützliche Forschungen, neben der Stadtbibliothek gelegen, ist nicht minder reich an celtischen und römischen Münzen, Denksteinen, Antikaglien und dergleichen.

Wer diese Stadt schildern will, kann mit dem besten Willen nicht vermeiden, das archäologische Gebiet zu berühren. Ihm tritt hier das Alterthum sozusagen auf Schritt und Tritt entgegen. Stehen doch Reste kostbarer Marmorsäulen als Prellsteine an den Straßenecken; findet man doch hier und da Torsos römischer Statuen in Gartenmauern eingefügt. Mit Ausnahme der Liebfrauenkirche und der Jesuitenkirche, in welcher der Jesuit und Dichter Friedrich v. Spee seine letzte Ruhestätte gefunden hat, sind die übrigen Kirchen Triers architektonisch gerade nicht sehr wichtig. Die Gangolphskirche am Markte hat Fresken von G. Lasinsky, der früher in Trier lebte. Das Kaufhaus, sowie der Gasthof zum rothen Hause zeigen den gothischen Styl, der überhaupt an manchen Privathäusern zu Tage tritt. Immer seltener werden die schönen Giebel mit den reich verzierten Kaminen in der Mitte. Trier besitzt noch manche alterthümlichen Privatgebäude. Vieles ist aber in den häufigen Belagerungen, in Bürgerkriegen, Bränden u. s. w. zu Grunde gegangen. Ausgedehnte Gärten tragen in ihren Umfassungsmauern Spuren, daß dort einst längst verödete Stadtviertel lagen. Eine ähnliche Wahrnehmung habe ich zu Soest in Westphalen gemacht, dessen inneres Ansehen manche Uebereinstimmung mit Trier zeigt.

Die materielle Produktion dieser Stadt nimmt von Jahr zu Jahr größern Aufschwung, gefördert durch die verschiedenen Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt. Eine Eisenbahn nach Köln würde von besonderer Wichtigkeit sein. Eigentliche großartige, industrielle Etablissements hat Trier nicht, wenn man nicht eine in den letzten Jahren entstandene Maschinenfabrik dahin rechnen will. Nichtsdestoweniger herrscht dort viel Gewerbthätigkeit und reger Handel, besonders in Wein, Tabak und Häuten. Trier wäre wohl der Ort zur Begründung großartiger Industriezweige. Es fehlt aber die Spekulationslust und vor Allem — das Kapital. Nach Vollendung der Eisenbahn wird hoffentlich auswärtiges Kapital die gewerblichen und merkantilen Verhältnisse Triers umgestalten. Auf geistigem Gebiete herrscht große Regsamkeit, was schon der starke Absatz von Erzeugnissen der neuern Literatur beweist. Trier besaß früher eine Universität, die 1472 gestiftet, 1797 aufgehoben wurde. Heute befindet sich dort noch ein Priesterseminar, ein Gymnasium und eine Realschule. Männer wie Honthein, Neller, Wyttenbach, Steininger, Schneemann, Marx und Andere haben sich um Erforschung der trier'schen Geschichte sehr verdient gemacht. Eine eigentliche Geschichte der Stadt Trier fehlt noch. In der „Gesellschaft für nützliche Forschungen" konzentrirt sich die Thätigkeit auf historischem, archäologischem und naturgeschichtlichem Gebiete. Ph. Laven, Viehoff und Hutterus haben sich als Dichter und Literarhistoriker bekannt gemacht.

Die Mundart der Trierer gehört zum alemannischen Zweige, wie ja auch die Bevölkerung der Mehrzahl nach eine alemannische ist. Die Tracht beider Geschlechter ist die moderne. Nur die ländliche Bevölkerung ist darin noch alter Sitte treu geblieben. Die Frauen tragen eine weiße steife Mütze mit tellerförmigem, hoch aufstehendem Rücken, bald mit rothen, bald mit blauen Bändern versehen. Auf dem Hochwalde sind noch der lange Rock mit großen Knöpfen, aufstehendem Kragen und Dreimaster- oder breitrandigem Hute üblich. Die alten Sitten und Bräuche haben die kurfürstliche, die französische und die preußische Polizei abgeschafft. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde am Donnerstag vor Fastnacht ein brennendes Rad vom Markusberge in die Mosel gerollt, und eine daneben gepflanzte Birke abgehauen, wobei die Weber und die Metzger mitwirkend Reden hielten und durch Weinspenden erfreut wurden. Auch die ehemals üblichen Begräbniß- und Hochzeitsgebräuche sind abgekommen. Der Trierer ist wahrhaft religiös, in politischer Hinsicht liberal, dem Fortschritt ergeben, wie solches auch das Vorhandensein von zwei größern Zeitungen beweist; er ist aber kein Kopfhänger, wie die Bewohner des Wupperthales, sondern heiter und lebenslustig, und hält viel auf einen guten Tisch, noch mehr auf eine gute Flasche. Fremde werden leicht heimisch in Trier.

Grundzug im Charakter der Bewohner iſt Geradheit und Biederkeit, ſomit von galliſcher Falſchheit und Veränderlichkeit keine Spur mehr zu finden. Mit einiger Zähigkeit klebt der Trierer noch am Hergebrachten, Alten. „Kurtrieriſch“ gilt als Inbegriff reichsſtädtiſcher Solidität und Gediegenheit. Im häuslichen Leben herrſcht denn auch noch große Einfachheit, eine Folge der Abgeſchiedenheit. In kurfürſtlicher Zeit konnte eine Familie leben, wenn ſie „ein Studentchen und eine Geiß“ hatte; erſteres brachte dann das Koſtgeld bei und letztere die Milch für's ganze Haus. Dabei iſt nicht zu überſehen, daß Trier viele Klöſtern beſaß, durch die Hunderte von Familien Nahrung und Unterhalt empfingen.

Die Sagen Triers knüpfen ſich hauptſächlich an Kaiſer Konſtantin und ſeine Mutter Helena, die in einem Weinhauſe Schenkmädchen geweſen ſein ſoll. An Rictiovarus, der vor der Paulinskirche viele Chriſten martern ließ, haben ſich mythiſche Züge geheftet, die aber ſelten in Trier vorkommen. Die hiſtoriſche Sage und die Legende ſind dafür ſtärker vertreten. Die in einem altdeutſchen Gedichte enthaltene Sage vom Könige Eigel und ſeinem Sohne Orendel, der auf einer Brautfahrt zur Königin Breide den grauen Rock gewinnt, gehört dem Kreiſe der deutſchen Heldenſage an, dem auch die Genovefaſage in Pfalzel, einem Dörfchen unterhalb Trier, zugewieſen werden muß. Auffallend iſt, daß Trebeta, der fabelhafte Gründer Triers, aus Babylon kommt, und daß Orendel wieder nach Babylon zieht.

In Gedanken an die Vorzeit Triers verſenkt, wandern

Eine Moſelfahrt: Anſicht von Trier.

wir über die aus rothen Sandſteinquadern gebaute Moſelbrücke dem Weißhauſe zu, das der Prinz Friedrich der Niederlande, Statthalter in Luxemburg, angekauft hat. Oberhalb, jenſeits des Bahnhofes, erſcheint Eipel mit ſeiner Helenaquelle. Am waldbewachſenen Abhange wird das in den Felſen gehauene Balduinshäuschen ſichtbar. Auf der Wieſe unter demſelben fiel ein Abkömmling der Stuart's im Duell. Die Kuppe des Markusberges, die einſtens ein Apollobild trug, ſoll eine rieſige Marienſäule aufnehmen. Von dem Gipfel des Felſen, der das Weißhaus trägt, überſchaue man noch einmal zum Abſchiede das trier'ſche Thal, wie es im Golde der ſcheidenden Sonne daliegt, während Glockengeläute zu uns herüber dringt. Hutterus ſingt:

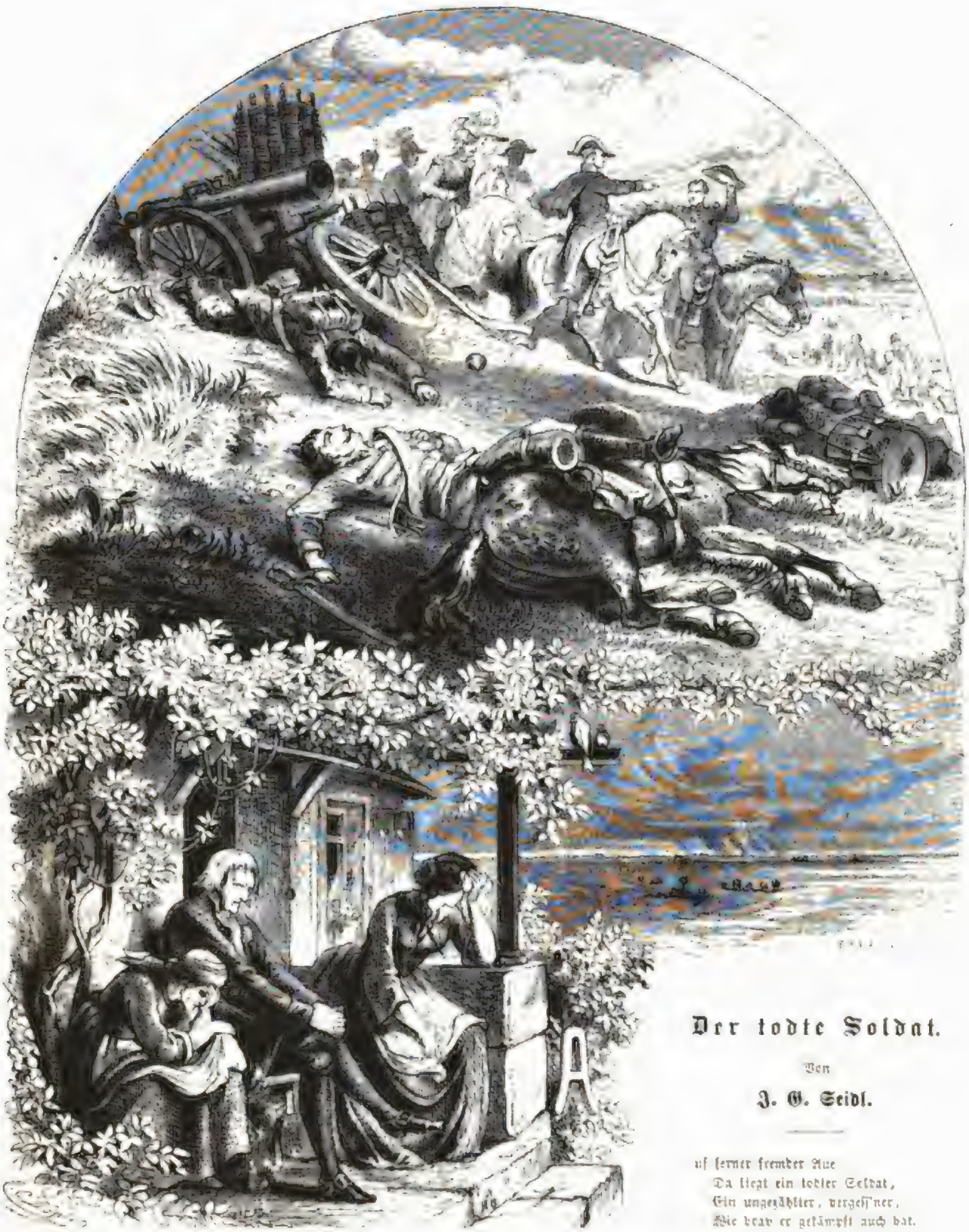
Von dem Markusberge drüben
Tönet hell die Abendglocke,
Und die Sonne wirft zu Thal
Ihre letzte Feuerflocke.

Tiefer ſinkt der Tag, die Sterne
Bleichen Glanzes niedergrüßen,
Und in weiche Nebel hüllt
Sich die Stadt zu meinen Füßen.

Wenn der Dichter ſich dabei der Worte der heiligen Schrift erinnert: „wie iſt die Stadt ſo wüſte, die voll Volkes war“, ſo hatte dieſes vor Jahren eine größere Berechtigung als heute. Auch Trier hat ſeine ſchlimmſte Zeit überſtanden, und die Schienenwege werden ſich auch ihm als Wünſchelruthen erweiſen, die nicht bloß verborgene Schätze an's Licht ziehen, ſondern auch Triers öde Gaſſen beleben werden. Die Lokomotive iſt der Held Sigfried, der unſere Moſel-Brunhilde aus dem langen Schlafe befreit hat. Und ſo ſoll auch uns die Dampfkraft moſelabwärts zu den rebengeſchmückten Geſtaden des Rheins tragen.

—

Deutſche Lieder mit Illuſtrationen.



Der todte Soldat.

Von

J. G. Seidl.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergeſſ'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins ſei.

Es iſt um manchen Geſall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hauſe,
Da ſitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und ſagt: „Gewiß, er iſt todt!"

Da ſitzt, eine weinende Mutter,
Und ſchluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat ſich angemeldet:
Die Uhr blieb ſteh'n um Eilf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht!
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Ein „Carl Moor“.

Novelle

von

Siegfried Kapper.

Einen Büchsenschuß etwa abseits der nur wenig befahrenen Vizinalstraße, die aus dem am dichtesten bewaldeten und am spärlichst bevölkerten nördlichen Segment des Montanrayons der Bergstadt P.. bei dem Städtchen D.. in die von Prag heraufführende Chaussee mündet, liegt in tiefer umschlossener Einsamkeit ein kleines Dorf, so tief versteckt zwischen überragenden, forstgekrönten Höhen, daß man sogar vergessen zu haben scheint, ihm einen eigenen Namen zu geben, und es daher bemüßigt ist, sich mit dem entlehnten Diminutiv eines benachbarten, kaum viel größeren Dorfes zu begnügen, von dem es wohl auch ursprünglich eine vor langen Jahrhunderten von einer Schaar emsiger Bergknappen und Holzschläger gegründete Kolonie gewesen sein mag. In der Mitte dieses Dorfes, die ansehnlichste unter dem Häuflein unansehnlicher, strohgedeckter Hütten, erhebt sich eine alte, mit einem nicht minder altbemoosten Schindeldache eingedeckte Mühle, deren von Zeit und Nässe stark angenagtes und geschwärztes Rad der Abfluß eines kleinen, aus den unfernen Stollenwässern sich nährenden Teiches treibt.

Dieses Dorf, und darin speziell diese Hütte, war während der Zeit, die ich, meinem ärztlichen Berufe obliegend, in dem Städtchen D.. verlebte, beinahe volle vier Jahre hindurch ein häufiges und liebgewordenes Ziel meiner jeweiligen, ausnahmsweise nicht gerade durch Berufspflichten gebotenen Wanderungen.

Es war an einem hochfrostigen, sonnigen Januar-Vormittag des Jahres 1856, als ich den Weg dahin zum ersten Male zurücklegte, damals in einem kleinen, von einem altersmüden Schimmel gezogenen Bauernschlitten und verlangt zu einem Kranken, der, wie der mich abholende Mühlknecht seiner Bestellung nicht eben sehr schmeichelhaft sich entledigte, „für die Wanderschaft, von der Niemand noch zurückgekehrt, mit allem Nöthigen bereits versehen sei, und, um sie anzutreten, nur noch — des Doktors bedürfe“.

Bis eine gute Strecke herüber über den spiegelglatt zugefrornen Teich kam der Müller, mit Ungeduld meiner bereits harrend, mir entgegen, riß dem etwas schwerfälligen Knechte die Zügel aus der Hand, schwang sich selbst auf den Vordersitz, und lenkte, um nun den Weg abzukürzen, den Schlitten quer über die Eisfläche dem bis an die Fenster eingeschneiten und eingefrornen Mühlbaue zu. Auf der Schwelle wartete auch schon die Müllerin und berichtete, schwer besorgt und mit Thränen in den Augen, wie das liebe Leben dem Aermsten sichtlich bereits um die Lippen schwebe, und von diesem seinem letzten Asyl jeden Augenblick schon sich zu verabschieden drohe.

Eine Minute darauf stand ich in dem behaglich durchheizten Hinterstübchen an dem schlechten aber reinlichen Lager eines hochbetagten Mannes, der freundlich mit dem Kopfe nickend mich willkommen hieß, und mit einer einladenden Handbewegung in dem alten Lehnstuhl nebenan Platz zu nehmen bat.

„Herr Doktor,“ sprach er mich dabei mit leiser, doch nicht eben matter Stimme, und ohne im Flusse seiner Rede sich zu unterbrechen, an, „ich hoffe, Sie werden es mit mir gnädig halten. Ich bin nun neunzig Jahr' und muß bekennen, daß ich mein Lebtag keinem Herrn Feldscheer' etwas über mich zu spekuliren, noch einem Apotheker etwas für mich zu brauen gegeben; weiß daher auch noch gar nicht, wie die lateinische Kuchel schmeckt. Nun aber, und weil's der Herr Pfarrer, den ich gestern zu mir bitten lassen, als Christenpflicht mir auf die Seele gebunden, will ich mich dagegen nicht wehren, wär's auch nur — um des Todtenscheines willen, damit die guten Leute hier in der Mühle, wenn ich sterbe, was doch nun auf keinen Fall mehr hundert Jahre lang auf sich warten lassen kann, um meinethalben nicht etwa einen Anstand hätten.“

Ich faßte die dargebotene Rechte, erwiederte einige Worte allgemeiner Beruhigung und benützte die Pause, die ich, ehe ich an das übliche Examen ging, ihm gerne gönnen möchte, um mir den Mann, dessen Humor mir denn doch nicht so ganz den Eindruck eines Sterbenden machen wollte, näher zu betrachten.

Es war eine hochgewachsene, breitschultrige, starknochige Greisengestalt, die da, von Kopf bis zu Fuß vollständig angekleidet, in den zu einer Art Rückenhalt aufgestapelten Bettstücken in halbsitzender Stellung vor mir lehnte. Der Anzug, der aus ein Paar Schuhen mit stählernen Schnallen, rothen Wollstrümpfen, zweifelhaft schwarzen, manchesternen Kniehosen, einem steingrünen, kurzschößigen Kamisol mit thalergroßen Metallknöpfen und einem schwarzseidenen, dickwulstig um den Hals gewundenen Tuche bestand, deutete mit seinen verblaßten Farben, sehr stark abgebrauchten Stoffen und vorlängst außer Gebrauch gekommenen Formen auf eine längst abgethane Epoche zurück. Den Eindruck der Verschollenheit, den sie hervorbrachten, erhöhte um ein Bedeutendes das dichte, silbergraue, beinahe wie gepudert aussehende Haar, das, über Stirn und Schläfen in Form einer Perücke zurückgestrichen, nach rückwärts in einem dicken, stumpf abgestutzten Büschel niederfiel, gerade so, als wäre eben vor einer Weile erst der dazu gehörige stattliche Zopf davon abgeschnitten worden. Die hohe, faltige Stirne, das blaßblaue, unter den buschigen Brauen klug hervorleuchtende Auge, die länglich schmale Nase, der eingezogene, gutmüthig lächelnde Mund, und dabei doch ein gewisser würdevoller Ernst, der aus den kräftig markirten Zügen sprach, vollendeten den Gesammteindruck eines jener Köpfe, wie die jüngere Welt sie nur mehr aus den Rahmen vorjahrhundertiger Familienbilder kennt.

Nach irgendwelchen Anzeigen einer Krankheit forschte ich an der äußern Erscheinung des Greises vergebens umher. Dagegen konnte einiges, für diesen Ort wenigstens Seltsame, in der Ausschmückung des engen, nur mit dem nothdürftigsten Geräthe ausgestatteten Stübchens von mir nicht unbemerkt bleiben, das mit ihr in auffallendem Einklang stand, und auf irgendwelche Weise auch innerlich zusammenzuhängen schien. Dahin gehörte an der Wand über dem Bette ein schön damascirter türkischer Säbel mit silbernem Handgriff; darüber gekreuzt ein alter, mit allerhand verblaßten Bändchen und Quästchen gezierter Peitschenstiel; eine große, langschleifige, einst wohl rosenfarb gewesene, nun vergilbte Masche von zweihandbreitem Seidenband; ein altes, höchst primitiv in buntem Wachs ausgeführtes Reliefbildniß, ganze Figur und unter Glas und Rahmen, das einen jungen, blonden Menschen in abenteuerlichst denkbarem Aufzuge vorstellte und darunter in mißlungener kalligraphischer Fraktur der Name „Carl Moor“ geschrieben stand; endlich ein altes, von der Feuchte der Wand braun durchsickertes Porträt Schiller's.

Der seltsame Alte war auch nicht krank, und der Glückliche, der den „Herrn Feldscheer's“ bisher noch so wenig Kopfbrechens verursacht, sollte ihrer Weisheit und mit ihr der gefürchteten „lateinischen Kuchel“ vor der Hand auch noch ferner entrathen können. Nur die unabweisliche Last der Jahre war es, die anhub, ihrer Ansprüche wegen bei ihm sich anzumelden und ab und zu ihn mit Anwandlungen von Schwäche heimzusuchen, die ihn selbst zwar nicht im Mindesten beunruhigten, die guten Müllersleute aber, seine treuen Pfleger, zu verschiedenen Malen bereits ernstlich besorgt gemacht hatten. Es waren die mahnenden Schauer des nicht mehr fernen langen Winterschlafes, die in vorgerücktem Spätherbst den mächtigen Stamm beschlichen; aber er sollte ihnen noch nicht erliegen. Es bedurfte nur der Verordnung einer etwas mehr kräftigenden und anregenden Diät, von Zeit zu Zeit eines Schlucks guten Weines, mit welchem ihn zu versehen ich meiner eigenen Vorsorge vorbehielt, und ich sollte bald die Freude haben, den Greis, der für die große Wanderung, von der Niemand noch zurückgekommen, mit allem Nöthigen außer dem Doktor bereits versorgt gewesen, seine Lebensgeister zusehends wieder sammeln, und, als endlich auch der Eisspiegel vom Teiche geschwunden und es in dem Thalgrund und auf den Höhen umher wieder Frühling geworden, auch wieder frisch und wohlgemuth auf der Bank von abgenutzten Mühlsteinen unter der großen Linde neben dem Eingange in die Mühle sitzen zu sehen, wie er da schon durch mehr denn sechzig Sommer an den Feierabenden, nachdem die Grütze darin zu klappern aufgehört, gesessen, und Geschlecht um Geschlecht neben sich erstehen und vorübergehen gesehen, bis von Allen er endlich allein noch da geblieben.

Ich suchte ihn darum hier noch oft auf, saß da neben ihm stundenlang, und folgte mit stillem Genusse den Erinnerungen, von denen er gerne in längstvergangene Tage sich zurücktragen ließ, und in denen er, ehe er die seinen abschloß, sein Leben doch noch gerne einmal durchleben zu wollen schien.

Es war dieß kein rauhes Leben, kein buntes, kein vielbewegtes. Doch hatte es Momente, anziehende Schattenplätze auf der langen, eintönig mühevollen Wanderung, bei denen sich angenehm und selbst nicht ohne Nutzen verweilen ließ. Es wurzelte im böhmisch-schlesischen Grenzgelände, das er, der jüngste Sohn eines wohlhabenden Müllers in der Gegend von Glatz, sein Eigenthum nannte. Die Nachspiele des siebenjährigen Krieges spielten in das Angedenken seiner Kindheit herüber, und besonders die grünen Gestalten der Grenadiere des großen Fritz hatten sich darin lebhaft erhalten, die eines Tages, eine ganze Kompagnie stark, im Mühlhofe seines Vaters sich einquartiert, alles Mehl, das sich da vorfand, zu riesigen Klößen verkochten und zu ungeheuerlichen Kuchen verbucken, darunter einen ganz besonders mächtigen von der leibhaften Größe und Figur eines Tambours, den sie dann als Schildwache vor's Thor stellten, damit er den anderwärts bequartierten Kameraden von ihrem Ueberflusse zeuge, und den sie nach zwei Tagen, als sie zum Weitermarsch aufbrachen, zum Abschied verspeisten, nicht ohne den Leuten in der Mühle auch Einiges davon zukommen zu lassen. Die schöne Mühlmagd erhielt den Schnauzbart, er selbst die beiden Trommelschlägel. Als sechsjähriger Junge sah er die Rinder seines Vaters die Pulverwägen schleppen, die der große Fritz nach Polen sandte, um es in die Trümmer sprengen zu helfen, die seitdem sich so viel bemüht wieder in Eins zusammenzuwachsen, und es doch nicht gekonnt. Auch die Mühle des Vaters, in Folge des Druckes der vielen darauf geladenen Kriegslasten, scheint bei dieser Gelegenheit oder einer nächsten ähnlichen einen gewaltigen Sprung bekommen zu haben; wenigstens ging sie bald darauf in die Brüche, und Hans Patera, kaum erst dreizehn Jahre alt, zog in die weite Welt und hat die Stätte, an der die Grenadiere des großen Fritz einst so kolossale Kuchen gebacken, nicht wieder gesehen. Dafür trieb er sich in Polen, in Mähren, in Ungarn herum, — sah dort die stolzen Schlachtitzen, deren Jeder, wie der Füsilier den Marschallstab in seinem Tornister, den Szepter Polens in seiner Rocktasche zu tragen gewohnt war, mit der noch stolzen Katharina trutzen, — hier die unbeugsamen Magnaten mit Kaiser Joseph schmollen, hörte auch Einiges vom Donner der türkischen Kanonen, und verirrte sich endlich in dieß namenlose Dorf, um im Schooße eines bescheidenen Auskommens darin Zeitlebens sitzen zu bleiben. Er kannte nicht nur alle Leute in der Gegend, er hatte auch deren Eltern und Großeltern gekannt, und wußte eine Fülle jener oft höchst merkwürdigen Geschichten zu erzählen, die in den engen Grenzen eines Dorfes, oft nur einer einzigen Hütte sich begeben, und doch nicht selten das Interesse eines, die halbe Welt umspannenden Romans hinter sich zurücklassen.

Auch er, Hans Patera, hatte seinen Roman, seinen eigenen, und kam, so oft sich ihm Gelegenheit dazu bot, mit besonderer Befriedigung darauf zurück.

Er begann in Wieselburg in demselben Jahre 1788, in welchem Kaiser Joseph gegen die Türken so unglücklich gekämpft, und da er schon einmal von Haus aus ein Müller war, — versteht sich nicht Kaiser Joseph, sondern Hans Patera, — und wandernde Müllerbursche ihr Glück für gewöhnlich auch wieder in Mühlen suchen, — gleichfalls in einer solchen.

Zur selben Stunde, in welcher er sein Ränzchen an der Schwelle dieser Mühle abschnallte, hielt vor derselben eine große, mit sechs Pferden bespannte Kalesche, und darin saß, in einen weißen, weiten Reitermantel gehüllt, ein todtenbleicher Mann. Es war Kaiser Joseph, auf seiner Rückreise nach Wien begriffen. Die Herren Magnaten mit den goldgeschnürten Dolmans über den Schultern und den weißbefederbuschten Kalpaks auf den Köpfen machten ihm ihre Reverenzen, ihn selbst aber schüttelte jetzt das böse Sumpffieber, das er sich aus den Niederungen der Theiß geholt, und er sprach zu ihnen in ganz wohl begreiflicher übler Laune — Hans Patera hat es Wort für Wort gehört und für Zeitlebens im Gedächtniß behalten —: „Mit den Türken allein wollt' ich schon fertig werden; mit den Türken, aber mit der Pest und mit euch noch dazu, das ist zu viel für Einen, und wenn er auch der römisch-deutsche Kaiser ist. Begrabt mir meine 7000 Todten und bereitet Quartiere für noch einmal so viel Lebende, die ich bald nachschicken werde.“ Die Herren verneigten sich bis an die Erde, der Kutscher hieb in die Rosse, und der Wagen rollte durch Wieselburg wienwärts weiter. Und am selben Tage noch hielt Hans Patera, glücklicher als der Kaiser, seinen Siegeseinzug in einem rasch eroberten Mädchenherzen, das dem liebenswürdigen und schönen einzigen Töchterlein seines neuen Meisters angehörte. Von ihr erfuhr er auch bei dieser Gelegenheit, warum der Kaiser die Worte: „und mit euch noch dazu“ so ganz besonders nachdrücklich betont. Die Ungarn nämlich waren dem Kaiser, der mit seiner Regentenhand ihnen etwas zu tief in die Truhe ihrer Gerechtsame hineingriff, damals gar nicht hold, und ebensowenig den Deutschen. Mit ihm, fügte sie jedoch gleich hinzu, Hans Patera aber, wiewohl sie eine „Ungarin“ und er ein „Schwab“ sei, wolle sie schon eine Ausnahme machen.

Der Liebeslenz, der ihm in der wieselburger Mühle blühte, mußte ein gar lieblicher gewesen sein. Noch im Zurückerinnern sonnte der Greis sich darin gerne. Nie seitdem, schwor er, habe der Flieder so schön geblüht, nie wieder der Mond so schön geschienen wie dazumal, nie er selbst so feines Mehl gemahlen. Und erst sein Singen! Es übertönte die Mühlsteine, und die schnurrbärtigen Nachbarn weit umher spitzten die Ohren und zerbrachen sich die Köpfe, was es bedeute.

Bald sollen sie es erfahren, und noch dazu von der Kanzel herunter. Das Mädchen hatte Wort gehalten und ihm ihr Herz geschenkt, und auch der Alte, ihr Vater, wollte sein Wort halten, das sie in einer schwachen Stunde einmal ihm abgeschwatzt, und die Beiden in Gottes Namen denn zu einander thun.

Aber auch der Kaiser hielt Wort und schickte die frischen Regimenter, die er vor'm Jahre auf seiner Durchreise durch Wieselburg den Herren Magnaten angekündigt. Just am Sonnabend vor dem Sonntag, an welchem unserm Hans Patera sein Lieb am Altare des Herrn angetraut werden sollte, rückte eine starke Abtheilung derselben mit dem Hauptquartier der neu aufgebotenen Armee, den zweiundsiebenzigjährigen Loudon an der Spitze, in Wieselburg ein. Es war dieß kein kleiner Schrecken für die Herren Magnaten sowohl, wie für die wieselburger Insaßen. Alles ging gesenkten Hauptes und ganz kleinlaut umher und dachte, was da wohl werden wolle. Denn der alte Loudon galoppirte gar grimmig über den großen Platz, einen ganzen Schwarm von Generalen, Obersten und Adjutanten hinter sich her, und sprengte durch alle Gassen, und ließ die Kanonen in einer Reihe aufführen und in alle Häuser Soldaten legen, in die der Herren vom Comitate die meisten, und was in den Häusern nicht mehr Platz fand, das kampirte in den Höfen und auf den Plätzen bei lodernden Feuern. Die Bürger mußten hergeben was sie hatten, und in der Mühle mußten selbst die Hochzeitskuchen daran. Es war eine schlimme Einquartierung. Man konnte vor Fuhrwerk, Pferden, Bajonneten und Tornistern sich gar nicht rühren, und an einen Hochzeitstanz war gar nicht zu denken. Dennoch hätte Hans Patera gewünscht, daß sie zum wenigsten eine halbe Woche in Wieselburg liegen bliebe, bis er nur erst seinen Ehrentag begangen haben würde. Aber es sollte nicht sein. Gleich morgen, Sonntags, in aller Frühe schon, sollten die kriegerischen Gäste wieder aufbrechen und weiter. Noch am Abend bei Fackelschein sprengte der alte Loudon wieder durch die Straßen, daß Alles erschreckt die Köpfe zu den Fenstern hinausstreckte. Die Fouriere und die Wachtmeister von den Stucknechten durchrannten alle Häuser und durchspürten alle Ställe, und wo ein Wagen zu haben war und ein Gaul an der Krippe stand, da mußte er heraus und Jemand dazu mit, um mit aufzuladen, mit vorzuspannen und mit fortzuziehen. Auch Hans Patera mit den beiden Gäulen seines Meisters und zukünftigen Schwähers mußte mit daran, und als die Frühglocke des Sonntags Morgens vom nahen Kirchthurm den Tag einläutete, schritt er neben seinen beiden Pferden, die den mit der Feldkanzlei des alten Loudon schwer beladenen Wagen schleppten, an der Mühle vorüber, rechts und links als Eskorte neben sich zwei Musketiere mit aufgepflanzten Bajonneten, und sein Lieb stand am Kammerfenster, einen Zipfel der Schürze vor den Augen, und er schnalzte mit der Peitsche, was er nur konnte. Das Schnalzen sollte so viel bedeuten als: „Was weinst Du, närrisches Mädchen? Die Sache ist sehr unangenehm und mir selbst dabei so vermaledeit niederträchtig zu Muthe, daß ich aus Grund des Herzens gleich am liebsten die ganze Feldkanzlei des großen Loudon in die Luft peitschen thäte. Am Ende aber, um ein paar Tage ist die Welt nicht aus, und heut' über eine Woche wollen wir dafür doppelt so lustig sein! Adjes! . . . Adjes! . . . Adjes . . .!" Er schnalzte, so weit sie ihn hören konnte.

Adjes! . . . Es gibt kein Wort auf Erden, darin so viel Ungeahntes liegt. Kein Mensch, der es ausspricht, weiß, ob er auch noch einmal „Da bin ich wieder!" sagen wird, und wär's auch nur auf fünf Minuten. Nun gar eine Woche!

Die Woche war um, und in der Mühle zu Wieselburg, in der Kammer oben, ging ein Mädchen umher, bleich wie ein Schatten und auch still wie ein solcher, und ordnete in eine Truhe allerlei Weißzeug, bunte Röcke, goldbetreßte Mieder, und über Alles obendrauf einen Rosmarinkranz und eine große, langschleifige Masche mit rosenfarbenen, zweihandbreiten Bändern. Und auf einer Haide unterhalb der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg, wohl zwanzig Meilen von der Mühle, saß zur selben Stunde Hans Patera, traurig in sich gekehrt und das gesenkte Haupt in seine beiden Hände bergend, bei seinen Pferden, die, traurig wie er und überdieß zum Umfallen müde, die Köpfe gleichfalls hängen ließen und das vorgestreute Futter gar nicht anrühren wollten. Um ihn her wogte das lärmende Gewirr des Feldlagers. Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, die Offiziere schimpften, die Korporale schrieen, die Quartiermeister rannten hin und her, die Musketiere juchheiten, die Husaren fluchten, die Zigeuner zimbalten aus Leibeskräften drein, er aber merkte von all' dem nichts; — ihm klang es in den Ohren: „Adjes! . . . Adjes!" . . . Da mit einemmal verstummte der Lärm, und das erweckte ihn aus seinem düstern Vorsichhinbrüten. Der alte Loudon galoppirte vorüber und rief: „Auf, Kinder! En avant! Der Türk' wartet schon, und kann's gar nicht erwarten, daß wir ihm ein wenig den Kaftan stäuben!" Und eine halbe Stunde darauf war das ganze Lager abgebrochen und wieder auf dem Marsche, und Hans Patera mit seinen Pferden führte wieder die Feldkanzlei des alten Marschalls.

Auch Fünfkirchen war nach dem anstrengenden Marsch einer Woche erreicht, und Hans Patera spannte vor der bischöflichen Residenz, wo der große Loudon sein Absteigquartier nahm, seine todtmüden Gäule von der Feldkanzlei und fragte den Kommandanten des Convoi, ob er nun nach Wieselburg zurück dürfe. Der aber maß ihn mit einem fürchterlichen Blick von oben bis unten, kehrte ihm den Rücken und ließ ihn ohne Antwort mitten auf dem Platze stehen. Dafür donnerte ihm ein Wachtmeister vom Train in die Ohren: „Kerl, was stehst Du da wie St. Nepomuk auf der Prager Brucken? Abfüttern! In einer Stunde geht's weiter nach Mohacs!"

Anfangs, als er requirirt worden, hatte es geheißen: auf drei bis vier Tage und nur eine kurze Strecke. Als die vier Tage um waren und die Strecke zurückgelegt, hieß es, wie das schon so im Kriege geht, nur noch drei bis vier Tage und noch eine kurze Strecke. Aus der kurzen Strecke aber wurden viele Meilen, aus den Tagen Wochen, aus den Wochen Monate. Es ging über die Donau, über die Theiß, über die Temes, bis Hans Patera mit seinem Fahrzeug endlich tief innen stand zwischen den Sümpfen und Maisfeldern des Banates und ohne alle Aussicht, so bald entlassen zu werden. Dergleichen unfreiwillige Dienstleistungen, so lange nur ein Huf und ein Rad hielt, waren dazumal nichts Ungewöhnliches, und so folgte auch Hans Patera der kaiserlichen Armee auf allen ihren Kreuz- und Querzügen durch das Banat, durch Syrmien, durch Slavonien, bis ihm endlich bei der Erstürmung von Dubitza seine beiden ausgehungerten Gäule unter der Deichsel der Feldkanzlei hinweg von einer türkischen Kartaunenkugel zerrissen wurden.

Ohne Gäule dachte er nun wohl seine Schritte fürder unaufgehalten gegen Wieselburg zurücklenken und dort seinen lang genug aufgeschobenen Ehrentag endlich feiern zu dürfen. Allein als er eben den Peitschenstiel umgekehrt, um ihn in einen Wanderstab zu verwandeln, klopfte ein Rittmeister von den Küraßieren ihm auf die Schulter.

„Heda, Junge!" sprach der Rittmeister, „so geht das bei uns nicht! So schmucke Kerle, die mögen an's Loskommen gar nicht denken! Entweder Handgeld nehmen, obligat auf vierzehn Jahr', und den Küraß vor die Brust schnallen, — oder unobligat auf Kriegsdauer bei mir als Reitbursch einstehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Städte am Harze.

Von

Heinrich Pröhle.

In wogenden Kornfeldern, zwischen drei hohen waldigen Hügeln vor dem Harze, liegt die Stadt Halberstadt an der Zweigeisenbahn von Oschersleben nach der Roßtrappe. Jeder der drei Hügel erzählt von der deutschen Literatur. Dort

auf den Spiegelsbergen wird nach dem Vermächtniſſe des Kanonikus Gleim die Spiegelsfeier begangen, zum Andenken an deſſen humanen Domdechanten, den Freiherrn von Spiegel. Als Gleim einſt auf einem Spaziergange nach Langenſtein,

Das Rathhaus in Halberſtadt.

zu Frau von Branconi, mit ſeinem Gaſte Lavater darüber geſtritten hatte, ob der Glaube Berge verſetzen könne, richtete er das Lied an Lavater: „Verſetze dieſen Hoppelnberg!“ Auf dem dritten Hügel liegt ein Kloſter, in welches Gleim

statt der Benediktinermönche deutsche Dichter setzen wollte. Der Ruhm der alten Bischofstadt Halberstadt aber gründet sich hauptsächlich auf seine Bauwerke. Im Orte selbst fällt dem Beschauer sogleich die alte Holzarchitektur auf. Man wandelt unter Häusern, deren oberer Stock immer zwei Fuß weiter vorgerückt ist, als der untere. Mit Verwunderung bemerkt man an ihnen auch die hohen spitzen Dächer, die zum Theil noch mit Schiefer gedeckt sind, und die Bodenluken mit thurmähnlichen Spitzen.

Wahrlich, da ist noch ein Stück deutschen Mittelalters! Aber auch dicht neben uns wandelt hier das Mittelalter fort. Seht nur die Trachten der Landleute neben Euch in der belebten Gegend unweit des Rathhauses. Die Bäuerinnen tragen kurze rothwollene Röcke und Mäntel aus einem einzigen schwarzweißen Stücke Tuchs, die in Schottland nicht einfacher sein können. Das Haar wird von allen Seiten nach oben gekämmt und auf der Mitte des Kopfes zusammengebunden. Den Haarknoten bedeckt eine kleine schwarze Mütze, die oben spitz zuläuft, und von der mehrere handbreite Bänder über den Rücken oft bis über die Hüfte herabfallen. Unter den Männern ist übrigens die Volkstracht dieser Gegend seltener geworden als bei den Frauen, welche dieselbe wenigstens bei jeder Abendmahlsfeier noch mit großem Ernste zur Schau tragen. Der Mann von altem Schlage hat Schnallenschuhe und weiße Lederhosen an. Diese werden unter dem Knie mit kleinen Riemen zusammengebunden und haben keine Hosenträger. Daher der jetzt nur noch scherzhafte Zuruf: „Chrischan, trecke de Hosen rup!“ und daher noch vor zwanzig Jahren das ernsthaft gemeinte Kommandowort der Ordner beim Pfingstbier vor Beginn eines neuen Tanzes: „Hosen 'rup!“ Der Rock ist der deutsche, hohe Kragen, mit einer Reihe breiter, sonnenförmiger Metallknöpfe besetzt und ohne weitere Verzierung. Dazu kommt dann noch der große „dreiecte“ Hut, oder die runde Mütze ohne Schirm, von hochstehendem gelbem Pelzwerke.

Ja, diese Bauern und diese Bauart gehören zusammen. Sie ergänzen sich gegenseitig in Stadt und Land, hier wie in anderen niedersächsischen Gegenden.

Betrachten wir nun das alterthümliche Rathhaus näher. Es hat schon manche Veränderung erlitten. Das Treppenportal, welches nicht einem Markte sondern nur einer Straße zugekehrt ist, verdankt sein Dasein erst dem Jahre 1663, aber das Rathhaus selbst stammt aus dem Jahre 1563. Geht man um dasselbe herum, so findet man neben ihm, nach einem Markte zugekehrt, einen so tapferen Roland, wie man ihn nur wünschen kann-(Illustrirte Welt 1864, S. 317). Dieser gute Mann sucht sich jünger zu machen als er ist, denn er trägt am Degenknopfe die Inschrift: renovirt 1686, aber am Gürtel hat er die ältere Jahreszahl 1433. Unweit des Roland's steht eine moderne Hauptwache im dorischen Style. Trotz alledem macht das Rathhaus im Ganzen noch einen malerischen Eindruck. Unter den mancherlei Bildern an ihm befindet sich auch zwischen einem Stadttrompeter und einem Stadtpfeifer das eines Bürgermeisters, dem salva venia der Bauch gestrichen wird. Die Justitia ist dargestellt mit unverbundenen Augen. Daneben finden sich die Buchstaben T. S. W (Trau, schau, wem).

Wir wandern zu dem noch berühmteren halberstädter Dome und erfreuen uns zunächst an dem herrlichen, schlanken Domplatze. Zwei Kirchen zieren ihn. Auf der einen Seite zeigt sich die Liebfrauenkirche, das älteste Bauwerk der Umgegend, und schon von außen strahlt uns über dem Portale eine schöne und alte Malerei entgegen. Auch hängt außen an der Wand das „blutende Schwert“ aus der Ritterzeit. Die Sage, welche sich an dasselbe knüpft, hat der nachmalige berühmte homöopathische Arzt Arthur Lutze, als er noch Postsekretär zu Halberstadt war, besungen. Ungefähr in der Mitte des Domplatzes liegt der große Leggenstein, welcher für einen heidnischen Opferstein gehalten wird. Man erzählt, der Teufel habe ihn nach dem eben fertigen Dome geworfen. Weil er aber den Dom nicht traf, baute der Satan neben denselben ein Weinhaus, welches lange der weltliche Versammlungsort aller vornehmen Herren war, die der Dom reichlich ernährte, und das noch jetzt der geschlossenen Gesellschaft des Domclubs gehört.

Wie stattlich ragen die schlanken, neuerdings schön ausgebesserten Domthürme vom Domplatze aus vor uns empor! Hier sind überall geschichtliche Erinnerungen. Am Abend blickt eine Leuchte von hier weit in's halberstädtische Land hinein. Ein verirrter Wanderer, der sich nur durch ein vom Dome gerade her scheinendes Licht in der Gegend zurecht fand, hat diese ewige Lampe gestiftet. Leicht sei dafür diesem Pilger die Erde! — Ein Glöcklein klingt: es ist der Adam oder die Adamsglocke, welche geläutet wurde, wenn der Bischof am Aschermittwoch den Adam aus der Kirche trieb, der sich Anfangs als büßender Sünder meldete, dann aber als Schauspieler für gute Bezahlung auftrat. Vierzig Tage stand er, von allen Menschen abgesondert, täglich während des Gottesdienstes in dem Portale des Domes, das wir staunend betrachten. Am Donnerstage aber führte ihn der Bischof mit feierlichem Gepränge in die Kirche und in die Gemeine der Gläubigen wieder ein.

Man hat von dem Dome zu Halberstadt nicht ohne Grund gesagt, daß so schlank, leicht und edel kein zweiter Dom in Norddeutschland sei. Seine Strebepfeiler und seinen Bogen, seinen weichen eleganten Gliederbau und die feine Technik an Thürmchen, Baldachinen, Spitzen und Blattwerken findet man nirgends wieder, es sei denn in den Gemälden des berühmten halberstädtischen Architekturmalers Hasenpflug. Eines der großartigsten und vollständigsten seiner schönen Bilder befindet sich in der bekannten Ravene'schen Gemäldesammlung in Berlin.

Wir dürfen nicht schließen, ohne auch einen Blick auf die Gegenwart der Stadt Halberstadt zu werfen. Hier ist zu sagen, daß die Stadt Oschersleben, welche vor zwanzig Jahren nur wie ein schmutziges Dorf aussah, durch ihre günstige Lage in viele Handelsverbindungen von Halberstadt eingetreten ist. Als Eisenbahnknotenpunkt vor dem Harze und zugleich an der Hauptbahn gelegen zwischen den preußischen Provinzen Brandenburg, Sachsen, Westphalen und Rhein, dicht angrenzend an die Braunkohlengegend von Hornhausen und Hötensleben, hat sich diese preußische Kreisstadt von einer Landstadt zum wichtigen Verkehrsplatze mit großem Korn- und Spiritushandel, mit Runkelrübenbau und Zuckerfabrikation erhoben. Durch Eröffnung der Gasbeleuchtung feierte sie das fünfzigjährige Jubelfest der Schlacht bei Leipzig. Die Einwohnerzahl von Oschersleben ist schnell bis auf 6700 gestiegen, während die berühmte braunschweigische Residenzstadt Blankenburg am Harze nur halb so viele Menschen zählt. Die Einwohnerzahl von Halberstadt ist zwar seit 1855 auch noch von 1900 bis zu 2200 angewachsen, aber man kann doch mit einiger Sicherheit voraussagen, daß es von Oschersleben einst überflügelt sein wird, wenn die ehemalige Metropole eines Bisthums sich nicht den schwankenden Besitz seiner preußischen Behörden für immer zu sichern und von seinen zahlreichen Stiftungen einen wahrhaft humanen Gebrauch im Sinne der Stifter zu machen versteht. Möge sein Leuchter niemals umgestoßen werden und mit dem milden Lichte der Kunst immer über die fruchtbare Ebene glänzen!

Schach.

Redigirt von Dufresne.

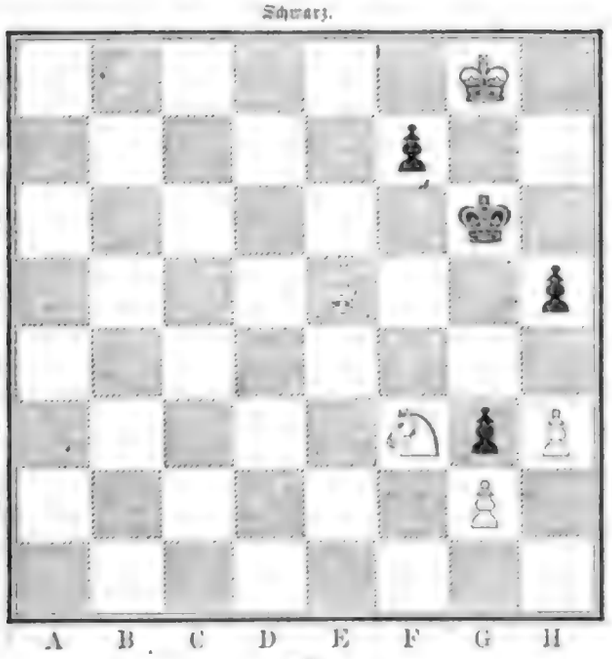
Auflösung von Nr. 22. (Jahrg. 1864, S. 558.)

Schwarz.	Weiß.
1) T. B 6 — A 6 †	1) K. A 5 nimmt A 6.
2) C 3 nimmt B 4	2) Beliebig.
3) S. A 4 — C 5	Schach und Matt.

Aufgabe Nr. 23.

Von Herrn Kniper.

Schwarz.

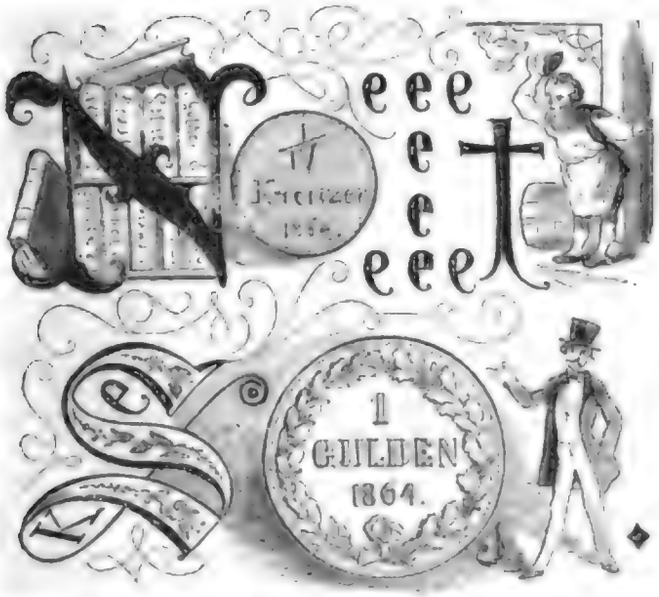


Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Bilderräthsel.

19.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 542 des vorigen Bandes:

In der Rache wird ein kleines Recht zum großen Unrecht.

Verschüttet.

Erzählung

von

Alexander Carus.

An einem warmen Sommernachmittag schritt eine Schaar Kinder aus einer Hütte im Graubündnerlande, die am Fuße eines hohen Berges lag. Voran trug ein reizendes junges Mädchen mit blondem Haare ein Hündchen auf den Armen. Es war todt, der Freund und Beschützer der Familie, die es in dieser Einsamkeit bewachte. Alle Kinder der Nachbarschaft waren herbeigeeilt, um dem Liebling der ganzen Umgegend das Geleite zu geben, und man sah aus ihren traurigen Mienen, wie sehr ihnen der Tod des armen Thieres zu Herzen ging, das von einer Lauine verschüttet und mit großer Mühe wieder herausgegraben worden war. Dabei hatte Alles geholfen, als ob es einen Menschen gälte, und als ob ihm die Natur nicht auf diese Weise schon selbst ein Grab geschenkt. Auch die älteren Bewohner des Hauses sahen mit ernsten Blicken der kleinen Trauerschaar nach. Der Unverstand oder die Unschuld der Kleinen hatte von dem Vater verlangt, daß sie dem Hündchen ein Kreuz auf das Grab setzen dürften; der Vater schlug es ab, und die Mutter verwies ihnen die Sünde, das Grab eines Thieres mit diesem heiligen Zeichen des Christen schmücken zu wollen. Sie ließen aber nicht nach mit Bitten, und so ward ihnen denn endlich gewährt, eine hohe Stange, die sie roth anstreichen und auf die sie mit schwarzer Schrift den Namen „Treu“ schrieben — so hieß der Hund — über dem Begräbnißplatze des Thieres zu befestigen. Noch lange weilten sie an dem frisch aufgeworfenen Erdhügel, bis sie der Vater, der nach dem benachbarten Dorfe gehen mußte, um noch vor Abend eine Sense für den andern Tag zu holen, wo er im Thale mähen wollte, nach Hause gehen hieß. Als er sich auf der Bergkuppe noch einmal umwandte, sah er die Kinder langsamen Schrittes heimkehren, oft sich umwendend nach dem Grabe ihres Lieblings, der sie heute nicht wedelnd und leckend empfing, sondern dort drüben unter der Erde lag, wo die rothe Stange hoch in die Luft ragte. Der Abend war lang eingebrochen. Die Luft war hell und klar, der Himmel schimmerte von Tausenden von Sternen, und der einsame Wanderer förderte rasch seine Schritte nach der Stadt. Länger, als er's wünschte, wurde der Bauer dort aufgehalten: die Schmiede hatten heute gar viele Sensen zu dengeln, und so kam es, daß es schon ziemlich Nacht war, als der Bauer heimkehren konnte. Ein unheimlich Gefühl überschlich ihn während seines Ganges: er wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben weßhalb. Als er ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, hörte er in der Ferne ein leises Rauschen, das allmälig zum Getöse und endlich zum Donner anschwoll. Dann wurde es plötzlich wieder still. In diesem Augenblicke trat die Mondessichel hinter einer Wolke hervor, und in der Ferne sah der Wanderer eine weiße Staubwolke emporwehen, die sich wirbelnd niederließ. Es war keine Täuschung möglich: eine Lauine hatte sich in das Thal gestürzt und gerade in der Richtung, wo seine Hütte lag. Der Bauer lief so rasch er konnte über Stock und Stein; aber die Angst, die ihm das Herz zusammenschnürte, nahm ihm den Athem und er mußte bald innehalten, — er brach in die Kniee, und bewußtlos lag er am Boden. Als er sich endlich erholte — er wußte nicht, wie lange er so gelegen — war Alles still. Der Mond zog am Himmel seine silbernen Wege, und weit und breit dehnte sich vor seinen Blicken ein ödes Schneefeld. Er wußte, so bewandert er sonst war, keinen Weg und Steg mehr, die Lauine hatte das ganze Thal in eine Ebene verwandelt. Was er sich in diesem Augenblicke dachte, wir vermögen es nicht zu schildern. Seine Hütte war von der Lauine verschüttet! Lange lief er umher. Er glaubte sich verirrt zu haben, und die süße Hoffnung, daß er sich getäuscht, tauchte in ihm auf. Plötzlich aber an einer Berglehne gewahrte er ein Licht, und mit Aufbietung aller seiner Kraft bahnte er sich einen Weg nach der Hütte. Als er sie endlich erreicht, mußte er lange pochen, die Leute lagen schon in tiefem Schlafe, das Licht war verlöscht. Endlich öffnete sich ein Laden, und als die Leute den Bauern vom Stäfflishof sahen, der bleich wie eine Leiche an allen Gliedern zitternd vor ihnen stand, erschraken sie nicht wenig und fragten, was ihm begegnet. Rasch erzählte er, was geschehen; es wurde das ganze Haus ge-

weckt, und bald war eine Karawane lichttragender Männer, Frauen und Kinder auf dem Wege. Aber wohin sollte man sich wenden? man wußte ungefähr die Richtung, in der das Haus gelegen, aber die Lauine hatte die Gegend förmlich unkenntlich gemacht. Nirgends sah man einen Schornstein, der auf die Bahn gezeigt hätte. Die Leute hatten sich zerstreut auf dem weiten Leichenfeld, und man sah nur die Kienfackeln und Laternen da und dort durch die Nacht schimmern. Plötzlich hörte man einen lauten Schrei, dann war's wieder stumm. Alle eilten nach dem Orte, woher man den Ton vernommen, und bald hatte man den Bauer gefunden, der neben einer rothen Stange lag, die schuhhoch über den Schnee hervorragte. Eine heftige Gemüthserschütterung schien ihn der Sprache beraubt zu haben, und er konnte nur in gerader Richtung vor sich hindeuten. Eine Szene, die sich kaum beschreiben läßt, da jeder Moment für die Verschütteten von höchster Gefahr war. Doch bald hatte er sich wieder soweit erholt, um den Leuten zu sagen, daß hier seine Kinder ihren Hund begraben und diese Stange über den Schnee herausreiche, während man nichts von dem Schornstein sah, weil die Stange auf einer kleinen Anhöhe errichtet war. Die Kinder, welche bei dem Begräbniß gewesen, bestätigten seine Aussage. Nun aber konnte er genau sagen, wo das Häuschen gelegen hätte, und alsbald begab man sich an die Arbeit. Die Hacken und Schaufeln, die man mitgebracht, leisteten gute Dienste. Aber man arbeitete lange, lange, und noch wollte sich nichts zeigen. Auf zwanzig, dreißig Schritte konnte man's nicht errathen, und jede Schaufel konnte, statt zu retten, die Last nur noch schwerer auf das Haus wälzen. Endlich, nachdem man zwei Stunden so angestrengt gehackt und geschaufelt, daß man oft von der Arbeit ruhen mußte, erschien ein

Verschüttet: Ein Augenblick des Glücks.

Schornstein, und als man hineinrief, erschollen auch Stimmen, die wie Musik an die Ohren des unglücklichen Vaters drangen. Nun ging's erst tüchtig an die Arbeit, und nach einer Viertelstunde hatte man ein Loch in das Dach geschlagen, und der Bauer zog unter heftig strömenden Thränen sein junges Weib an's Herz, nachdem sie ihm ihr Kleinstes gereicht, dessen sich eine andere Mutter sogleich annahm. Es war ein rührender, erschütternder Anblick, als ein Kind um das andere aus dem Schneegrab hervorging, und die Stunden gräßlicher Angst schilderte, die sie in dem finstern, verschütteten Hause zugebracht. Und wer hatte sie gerettet? der gute „Treu", dessen Grabmal ihren Rettern den Weg gezeigt. Die Familie fand hülfreiche Hand unter den Nachbarn und sie waren bald untergebracht. Die Theilnahme, die der Fall im ganzen Graubündnerlande erweckte, baute ihnen bald ein hübsches Häuschen, das dießmal auf einem Punkte steht, wo es vor Lainenstürzen gesichert ist. Aber die rothe Stange steht noch, und mancher Wanderer frägt sich, wenn er vorübergeht, was dieses Zeichen in der öden Einsamkeit zu bedeuten habe.

Zwei Tage in Padua.

Von

Hans Grosse.

Ich brachte zwei Tage in dem alten Padua zu. Es ist das Venedig des Festlandes. Wo man hinblickt findet man Aehnlichkeiten, nur ist es öder, aber ein prächtiger Platz, um seinen Gedanken nachzuhängen, und ich habe wohl begriffen, wenn ich durch die Straßen schlenderte, wie Padua so viele große Gelehrte hervorgebracht. An den Straßen ziehen sich lange Arkaden vor den Häusern hin; in diesen Arkaden befinden sich die Läden und Werkstätten, in denen

مسجد الفاتح في استانبول، وهو من أكبر مساجد استانبول وأجملها، بناه السلطان محمد الفاتح سنة ١٤٦٣م، وهو يقع على تلة عالية في الجزء الأوروبي من المدينة.

schen den engen Straßen, die nur durch die Arkaden noch etwas Breite bekommen, sind die Plätze delle Erbe, dei Frutti, dei Signori ein wahres Bedürfniß, und durch die prächtigen Gebäude, die an diesen Plätzen liegen, gewinnen sie noch eine besondere Anziehung. Am meisten fesselte mich in der alten Stadt nicht das zweifelhafte Wohnhaus des römischen Geschichtschreibers Livius, sondern der siebenkuppelige Santo, die Basilika des Antonius. Der Dom macht mit seinem Kuppelwald, der durch die hohe Cylinderkuppel und die um sie herum stehenden sechs kleineren gebildet wird, einen eigenthümlichen Eindruck, und gemahnt uns lebhaft an Venedig. Die 120 Fuß hohe und 93 Fuß breite Fassade trägt über dem Portal das Standbild des Heiligen, in der Lunette den heiligen Bernhard und Antonius. Das Innere ist so komplizirt, daß man wohl sieht, hier hat Bedürfniß und Laune den ursprünglichen Plan vielfach durchbrochen. Drei Schiffe werden durch mächtige eckige Pfeiler von einander getrennt; über nebeneinander stehenden niedrigen mit einer Galerie gedeckten Bogen schwingt sich je ein großer: ein Querschiff zieht sich vor dem Chore hin und schließt mit zwei frembartigen Kapellen ab, der Chor endlich wird durch einen in der Kirche stehenden Bau und einen Umgang gebildet. Durch die weiße Tünche würde das Innere einen kahlen Eindruck machen, aber die Masse von Denkmälern verleiht der Kirche vielen Reiz, und hier fesselte uns vor Allem die Kapelle del Santo im linken Kreuzschiffe, das Prächtigste, was Padua aufzuweisen hat. Zwei reichverzierte Marmorpilaster und zwischen ihnen vier schöne Marmorsäulen bilden, fünf Bogen tragend, die Fronte der Kapelle nach dem Querschiffe der Kirche hin. Um den reich mit Verde antico bekleideten Altar stehen Bronzestatuen der Heiligen und aus Marmor gehauene Engel, welche silberne Leuchter von zusammen mehr als 300 Unzen Gewicht tragen. Drei Wände der Kapelle sind von Lombardo, Sansovino und Compagna mit Reliefen geschmückt, welche die Wunder des Heiligen verherrlichen; die von Compagna dürften weitaus den Vorzug verdienen. Die Gebeine des Heiligen ruhen in einem Sarkophag unter dem Altar. Diese Gebeine gelten für besonders wunderthätig; davon zeugen die Votivtafeln, von welchen die Kirche vollhängt, und die zahlreichen Beter an diesem heiligen Schrein. Zunge und Kinn werden in einer Krystallschale in einer eigenen Kapelle aufbewahrt. Die Wand des Chors ziert ein Bild des Heiligen von Giotto. Außer dem Denkmal Antonio's zieht das großartige des venetianischen Admirals Cuterino Cornelio an, das sich durch die Tragfiguren und gefesselten Gefangenen auszeichnet. Aus diesem Steingewirre heraus wanderte ich zu dem botanischen Garten, dem ältesten Europas, mit seinem üppigen Grün, das uns den Süden in der herrlichsten Pracht enthüllt, und nach dem Prato, einer großen mit Platanen bepflanzten Wiese, dem Spaziergang der Paduaner, auf dem die Denkmäler ihrer berühmten Mitbürger — leider nur gar zu symmetrisch geordnet — stehen. Es sind freilich 74 Statuen, die uns Respekt vor dem paduaner Ruhm einflößen. Auch um die Stadt verdiente Männer sind aufgenommen, unter denen einem guten Deutschen der sächsische Geheimenrath Ludolph wohl am meisten in's Auge fällt. Auch unter den schönen von Sansovino erbauten Hallen der Universität, die von Namen und Wappen solcher akademischen Bürger strotzt, welche hier studirt, begegnete ich gar vielen deutschen Namen. Die Giustinakirche mit ihren edlen Verhältnissen macht einen erfreulicheren Eindruck als der Santo, aber es fehlt ihr der Zauber des Namens, den der heilige Antonius diesem verleiht, und so zog es mich doch nach meinen vielen Wanderungen durch die interessante Stadt und ihre Promenaden noch einmal nach dem Santo zurück, der mich zum Abschied wieder auf eine Stunde fesselte. Vor dem Dome kaufte ich noch ein Paar Antoniuskränze, mit denen ich in der Heimat große Freude machte, und verließ die „Stadt der Melancholiker".

Ein „Carl Moor".

Novelle von Siegfried Kapper.

(Fortsetzung.)

Hans Patera erwog, welches von beiden Uebeln zu wählen, und da es unschwer auszurechnen war, daß es doch noch immer besser sei, noch einige Wochen sich als gepreßter unobligater Reitbursch umherzutreiben, als in der nächsten Bataille von einem Spahi sich obligat den Schädel spalten zu lassen, oder im besten Falle vierzehn Jahr' lang den Küraß zu tragen, so fügte er sich in das kleinere, und berichtete über das doppelte Unglück: das nämlich, das seine Pferde, und dann das ihn selbst betroffen, in einem thränendurchweichten Briefe nach Wieselburg. Der Rittmeister fiel im nächsten Treffen und der schmucke Reitbursch gleich darauf einem Andern in die Hand. Nach diesem belegte ein Dritter und dann ein Vierter ihn mit Beschlag, und so wanderte denn der Unglückliche von Hand zu Hand, und wurde in den Stürmen des Krieges unter dem Vorwand der verschiedensten Dienstleistungen von den hin- und herziehenden Truppen so lange mit hin- und hergeschwemmt, bis endlich die große Kunde von der Einnahme Belgrads durch den alten Loudon erscholl, und in den sinnverwirrenden und athemberaubenden Truppenmärschen damit ein gewisser Stillstand eintrat.

Unsern Patera hatten die Wogen seines Mißgeschicks kurz vorher in der alten Veste Temesvar abgesetzt. Da gab es nun eines Abends Freudendonner aus allen Geschützen und Illumination in allen Fenstern, und Tags darauf große Parade und Festaufzug aller Zünfte und dann endlosen Jubel in allen Kasematten, sternenhagelvollberauschte Kroaten auf allen Plätzen, und Musik und Spiel und Tanz in allen Kasernenhöfen. Der große Loudon, geschmückt mit dem großen Theresienstern in Brillanten, den der Kaiser für die Eroberung Belgrads ihm von seiner eigenen Brust weg verehrt, war hier angekommen, und Bürger und Militär wetteiferten, ihn auf diese Weise zu feiern. Und da war es denn in einem solchen Kasernenhofe, daß ein Schauspiel ganz eigener Art die Aufmerksamkeit unseres armen Hans, des Einzigen vielleicht unter den Tausenden, dem nichts weniger als jubilos zu Muthe war, auf sich zog.

Im Hintergrunde des von Soldaten aller Waffengattungen vollgepropften Hofes nämlich erhob sich ein aus Fahnen, Trommeln, Musketen, Pistolen und Säbeln aufgeführtes Triumphgerüst, über welchem eine bunt gemalte Fama hoch in den Lüften schwebte, in der einen Hand eine weithingestreckte Posaune, in die sie aus vollen Backen hineinschmetterte, in der andern ein weithinflatterndes Banner mit der Aufschrift: „Viktoria! Vivat Joseph! Vivat Loudon!" Am Fuße des Gerüstes, auf einer kleinen, grünbestreuten, podiumartigen Erhöhung stand ein nicht mehr junger, dafür aber ausnehmend wohlbeleibter Genius in weißem, flitterbesetztem Flügelkleide, das von ein paar dicken Beinen gerade so viel sehen ließ, als es schicklicherweise nicht mehr konnte, einen papierenen Palmenzweig in der Rechten, einen schweren Eichenkranz in den Haaren und eine beträchtliche Last Schminke auf den Wangen. Er sollte die Austria vorstellen, und deklamirte unter vielen Thränen „Etwas sehr Langes und doch Gereimtes" auf den eben erfochtenen Sieg und den neu anzuhoffenden Frieden, das er durch unterschiedliche ausdrucksvolle Handbewegungen noch eindringlicher zu machen sich bemühte, zu deren Ausführung er sich seiner vakanten Linken bediente. Zu beiden Seiten neben ihm standen noch vier bis fünf andere Genieusse beiderlei Geschlechts: der eine in Reiterstiefeln, einen Dragonerhelm auf dem Kopfe und eine Uhlanenpicke in der Hand — er sollte offenbar den „Krieg" repräsentiren; der andere mit einem großen Handkorb Melonen, Pflaumen und Weintrauben, die die Segnungen des „Friedens" veranschaulichen sollten; der dritte mit einer Sapeurschaufel in der einen, einem Päckchen Briefschaften in der andern Hand und einem Wagenrade mittlerer

Größe unter dem Arm, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch etwas vorstellen sollte u. s. w. Nachdem der dicke Genius seinen Vortrag geendet, folgte eine äußerst rührende Pantomime, während welcher der Genius „Krieg" dem Genius „Austria" über den einen Kranz, den dieser bereits aufhatte, noch einen zweiten auferlegte; dann folgten unter der Begleitung einer Guitarre verschiedene Umzüge sämmtlicher Geniusse rings um das Triumphgerüst, und den Schluß der Feier bildete (auf allgemeines Verlangen) ein lustiger „Ungarischer", aufgeführt von einem der Geniusse, der sich mittlerweile als ein flinkgliedriger, schwarzbeschnurrbarteter, schmucker junger Magyar entpuppt hatte.

Hans Patera wußte damals nicht gleich, was er von diesem Schauspiele zu halten habe. Erst später sollte ihm klar werden, daß es sich um eine allegorische Siegesfeier zu Ehren des großen Loudon handle, veranstaltet von einer Gesellschaft, mit der er bald selbst in nähere Berührung kommen sollte. Der Eindruck nichtsdestoweniger, den es auf ihn hervorbrachte, war ein bewältigender. Zumal die Thränen der Austria ergriffen ihn so sehr, daß ihm selbst die hellen Thränen aus den Augen brachen, wenn auch nicht um der Erstürmung Belgrad's willen, so doch in der Erinnerung an das traute Kämmerlein in der Wieselburger Mühle, darin wahrscheinlich jetzt auch zwei Augen die bittersten Zähren vergossen. Was ihn aber noch weit mächtiger ergriff und ihm den Athem in der Brust schier stocken machte, das war der lustige Csardastanz, aufgeführt von dem schmucken Magyaren.

Ja, er war es! Kein Schneidergesell im ganzen Ungarland weit und breit konnte sich so spanndünn umgürteter Hüften rühmen, keiner einer so erstaunlichen Beweglichkeit der Gliedmaßen! Waren nicht jene sein männiglich bekannter Stolz? Hatte er ihn nicht mit jenen, als hingen sie ihm, wie bei Gliedermännchen, nur an dünnen Drähten in den Gelenken, unzähligemal mit unglaublicher, bewunderungerregender Geschwindigkeit über die Wieselburger Tanzböden dahinwirbeln gesehen? Und dann das pechschwarze, fettglänzende Lockenhaar, diese schwarzfunkelnden Augen, dieser nadelspitz hinaufgewichste Schnurrbart! Es war kein anderer, es konnte kein anderer sein als Vilmos Tusar!

Er war es auch, und Hans Patera konnte kaum den Augenblick erwarten, daß der Bewunderungswürdige unter dem allgemeinen Jubelgejauchze der Zuschauerschaft vom letzten, überaus künstlich ausgeführten Fußtriller aus den Lüften klirrenden Sporns zur Erde niedergekommen, um ihm an den Hals zu stürzen. War er ja die erste lebendige Seele seit Langem, mit der er über Wieselburg sprechen, von der er über seine Geliebte Erkundigungen einholen konnte! Sie waren dort Nachbarn gewesen, hatten allezeit gute Kameradschaft gehalten, und Vilmos Tusar's Nadel hatte für die schöne Müllerstochter das reichbetreßte Hochzeitsmieder gefertigt!

Auch der flinkgefußte Tänzer that sehr erfreut, seinen Wieselburger Kameraden — freilich nur, insoweit ein „schwabischer" Müllerbursch der Kamerad eines ungarischen Schneidergesellen überhaupt sein kann — wiederzusehen, und bewies ihm dieß, indem er ihn alsogleich unter dem Arm faßte und stante pede in die allernächste Schenke abführte, wo er, wie er erklärte, seine durchwindeten Beine ein wenig einfeuchten müsse.

Natürlich galt die erste Frage, die Hans Patera auf dem Wege dahin an ihn richtete, seiner geliebten Braut. „Deine Ilka?" antwortete der Schneider auflachend. „Weißt Du's wirklich noch nicht?" — „Was soll' ich wissen?" frug Hans Patera erbleichend. — „Ei, baratom, die ist ja auf und davon gegangen! Ja, die Weiber," setzte er mit der Miene eines Vielerfahrenen bedeutungsvoll hinzu, „die muß man kennen! Hab's auch gar nicht anders erwartet!" — „Auf und davon?..." wiederholte Patera beinahe lautlos und preßte seine Hand krampfhaft in den Arm des Schneiders. — „Vollständig auf und davon!" versetzte der Schneider. „Uebrigens hast Du nicht Ursach', Dich über sie zu beklagen, denn sie hat am Ende doch — Charakter bewiesen!" Hans Patera sah mit dem Ausdruck stummen Entsetzens ihn fragend an. „Sie ist wenigstens nicht mit einem ordinären Gemeinen, sondern" — hier warf sich der Schneider in die Brust und drehte den Schnurrbart noch ein wenig spitzer in die Höhe — „mit einem Generalen durchgegangen!"

Hans Patera brachen über diese Schreckenskunde die Kniee zusammen. Es war ihm, als bleibe nun nichts Anderes mehr übrig, als daß der Erdboden unter ihm sich aufschließe und ihn sammt und sonders verschlinge. Er wankte auch wirklich, und wäre nicht der Schneider gewesen, er hätte unfehlbar mit seiner ganzen Länge das Temesvarer Pflaster gemessen. Nur auf den Arm des Unglücksboten gestützt und schwankend wie ein Schatten vermochte er seine Schritte weiterzusetzen.

In der Schenke, die von vielsprächigem Lärm förmlich dröhnte, befahl der Schneider eine Maß vom besten Syrmier. Hans Patera begreiflicherweise rührte keinen Tropfen an. „Sei kein Narr, baratom!" bemühte sich der Schneider, ihm Trost zuzusprechen. „Du wirst doch eines Mädels halber Dir nicht mittelst Durst das Leben nehmen wollen? Dergleichen ist mir schon zwanzigmal passirt, und denk' nur, wo wär' ich heut', wenn ich mich jedesmal hätte umbringen sollen! Ueber so was aber muß man sich hinwegsetzen! Da heißt's Gleiches mit Gleichem vergelten, oder, was noch besser ist, vorbeugen, indem man bei Zeiten selbst durchgeht!"

Aber der Schneider hatte gut Trost zusprechen und Weisheit predigen. Hans Patera saß da wie eine Leiche, beide Arme auf den Tisch und das Haupt in beide Arme gestemmt, und das Einzige, was von Zeit zu Zeit über seine Lippen kam, war ein „Adjes", das ein Seufzer aus tiefer Brust in die weite Ferne trug. Der Aermste! War er ja in diesem Augenblick wirklich der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdenrund! Was sollte er beginnen? Wohin sollte er sich wenden? War all' seinem Denken, Hoffen und Denken nicht sozusagen die Lebensader entzweigeschnitten, all' seinem Thun und Lassen, seinem ganzen Dasein der Boden unter den Füßen geschwunden? Er fühlte sich zu nichts geworden und beispiellos elend, und das Liebste wäre ihm gewesen, wenn der Schneider, statt mit Trost und Syrmier in ihn zu dringen, die Gefälligkeit gehabt hätte, ihm ein Messer recht tief in die linken Rippen zu stoßen, damit es mit dem Ding dahinter, das so fürchterlich rumorte, mit einemmale aus sei.

Indeß waren auch die andern Geniusse, zur Hälfte noch in ihren allegorischen Gewandungen, zur Hälfte schon wieder in gewöhnliche Menschenkinder metamorphosirt, in die Schenke getreten.

„Ach, wissen Sie schon, lieber Waldemar?" breitete freudestrahlenden Auges ihnen voran die Austria ihre süßen Arme dem Schneider entgegen. „Wissen Sie schon von dem ungeheuren Glück, das uns bevorsteht, der unaussprechlichen Ehre, die uns widerfahren? Mein Mann ist ja zu Seiner Excellenz dem Herrn Baron... Grafen... Fürsten... Herzog von und zu Loudon berufen worden!"

Die Mittheilung dieser erfreulichen Nachricht hatte sie so erschöpft, daß sie nicht umhin konnte, dicht neben dem Schneider sich auf die Bank sinken zu lassen, und einem ihrer beiden massiven Arme auf seinem Nacken eine Ruhestätte zu vergönnen. Der Schneider seinerseits fühlte durch den Beweis von Zutraulichkeit sowohl wie durch die freudige Nachricht sich so überrascht, daß er als Erwiederung auf Beides nichts als ein erstauntes „So?" vorzubringen vermochte.

„Ach, haben Sie denn nicht den Mann gesehen im rothen Schnurenrock und mit dem großen Stock in der Hand?" fuhr die Austria in unerschöpflicher Ekstase fort, „den — wie nennt man nur die Leute hier zu Lande geschwind? — den... den Panduren mein' ich! Aber wie hätten Sie sollen? Sie nahmen sich ja nicht einmal Zeit, Sie Böser, auf mich zu warten, bis ich die Toilette gewechselt, und waren schon fort, als er kam!" — „Ein guter Bekannter... ein Freund..."

entschuldigte sich der Schneider so gut als er konnte. — „Dafür aber," fuhr die Austria im Tone der gekränkten Hintangesetzten fort, „haben Sie auch nicht gehört, was er sprach, und sollen zur Strafe nun es sich von mir erzählen lassen müssen! ‚Wo ist Herr Kautz?' fragte er. ‚Soll sogleich mit mir zu Seiner Excellenz, dem Herrn Generalissimus, kommen! Seine Excellenz befehlen, vor Ihro Weiterreise den Herrn Kautz noch zu sprechen!' Denken Sie, Seine Excellenz, der Graf, der Fürst, der Herzog, der was weiß ich, der große Loudon meinen Mann sprechen! Begreifen Sie, was das zu bedeuten hat? O Waldemar, unser Glück ist gemacht! Wir gründen hier ein stehendes Theater! Die ganze Garnison ist für uns; der große Loudon wirft meinem Mann eine bedeutende Subvention aus, und Sie und wir Alle werden mit fixen Engagements lebenslänglich angestellt! O Waldemar! Sagt' ich's Ihnen nicht immer? Halten Sie treu zu den Kautz'schen, an ihrer Seite blühen Ihre Rosen!"

Die dicke Austria begleitete dieß letztere Sinnbild mit einem entzückten Emporblick zu ‚Waldemar', und ließ zur bessern Erläuterung desselben nun auch ihr entkränztes Haupt auf seine Schulter zur Ruhe nieder.

Was der Schneider in diesem Augenblick empfand, und ob er nicht vielleicht wieder einmal an's Durchgehen dachte, das hat er Niemand gesagt. Thatsache nur ist, daß er eine unverkennbare Anstrengung machte, den verzückten Emporblick der Austria zu erwiedern. Nicht minder gewiß aber auch ist, daß es zu derselben Zeit in Hans Patera's Haupte, der das eben Gesprochene nur halb gehört und von dem Halbgehörten nicht das Mindeste verstanden, ungefähr wie vor Erschaffung der Welt aussah, so wüst und öde, nur noch etwas trostloser. Was gingen ihn die Kautz'schen an? Was frug er nach stehendem Theater? Was lag ihm an Subvention, Engagement und selbst an dem großen Loudon? Und an Dem gerade am allerwenigsten, der im Grunde der eigentliche Urheber all' seines Unglücks war, und um den er in seinem gerechten Schmerz sich weiter nicht scherte, als daß er ihn mitsammt seinen Türken aus aufrichtigster Seele gründlichst verwünschte. Er erhob sich und wollte gehen, hinaus, Gott weiß wohin, in die weite Welt, vielleicht sich ein Leids anthun, da ging die Thür auf, und herein trat feierlichen Schrittes ein ausnehmend hagerer und ausnehmend langer Herr, angethan in einen langschößigen violetten Staatsfrack (der jedoch bereits zahlreiche Merkmale einer nachbessernden Hand trug), eine weiße buntgestickte Seidenweste und nankingene Kniebeinkleider, zu denen ein paar hohe Reiterstiefel (wir erkennen an ihnen unschwer den Kriegsgott aus dem Kasernenhofe) und ein breitkrämpiger Landsknechthut aus der Epoche des dreißigjährigen Krieges nicht gerade harmonirten, — einen mit einem großen Siegel verpetschirten Brief hoch in der Rechten.

„Nun, Kautz!" rief ihm die dicke Austria, doch nicht ohne daß sie zuvor Haupt und Arm von Schulter und Nacken ‚Waldemar's' raschest zurückgezogen, entgegen, „hatt' ich nicht recht?" — „Madame Kautz," erwiederte der Herr im violetten Staatsfrack galant, „Sie haben immer recht! Ich rufe wie der große Loudon: ‚Viktoria, Kinder, wir gehen nach Belegrad!" — „Nach Belegrad?" wiederholte Madame Kautz, einigermaßen wie aus den Wolken gefallen, „also kein stehendes Theater? keine Subvention? keine fixen Engagements?" — „Geduld, mein hochverehrter Schatz!" vertröstete sie der Herr im violetten Staatsfrack mit würdevoller Ruhe. „Man erklimmt nicht so mit einem Sprunge die höchsten Gipfel des Parnassus!" — „Nach Belegrad?" schlossen auch die übrigen Genüsse sich dem von der Austria ausgedrückten Befremden an. — „Das ist ja schon tief drinnen im Türkenlande," fuhr Madame Kautz fort, „wo die Muselmänner den Mohammed und den Gottseibeiuns anbeten!" — „Vormals, meine Liebe!" entgegnete der Herr im violetten Staatsfrack, „vormals! Nun aber alldort der edle Loudon das Banner des deutschen Reichs aufgepflanzt, ist dem anders. Mohammed ist gestürzt, das Kreuz errichtet, und wir von Seiner Excellenz sind ausersehen, den heldenmüthigen Streitern, die dort an Hochihro Seite gefochten, zum Lohne für ihre Tapferkeit und zur Rekreation von den Mühsalen des Krieges die Genüsse der Kunst zu bringen. ‚Kautz,' sprachen Dieselben zu mir, ‚lieber Direktor Kautz!' sprachen Hochdieselben, ‚ich höre, Er ist ein großer Künstler und spielt vortrefflich Komödie. Schau Er gelegentlich 'mal 'nüber nach Belegrad und spiel' Er meinen braven Leuten drüben was von Seinen Stücken vor! Die Jungens haben genug geschwitzt, sollen nun auch 'mal ihren Spaß haben!' Hier ist der Geleitsbrief, den Seine Excellenz mir mitgeben zu lassen geruhten, eigenhändig von Hochihro Herrn Secretario und versiegelt mit Hochihro eigenem Petschaft!"

Hiemit legte er, das ganze Bewußtsein seiner großen Mission in den Mienen, den Brief triumphirend auf den Tisch und wandte sich mit einer höflichen Verneigung an die vier bis fünf übrigen Genüsse, die in ziemlich nachlässigen Stellungen sich mittlerweile um die Tafel gelagert. „Meine Herren — meine Damen," sprach er dabei, „ich darf wohl auf Ihre Unterstützung hoffen? Herr Saldern — Madame Strahlheim — Demoiselle Lydia — Herr Bertram — Herr Waldemar — Sie gehen doch Alle mit? Und auch Sie, Herr — Herr — wie Ihr werther Name ist, nicht wahr?"

Dieser letzte Theil seiner Umfrage galt unserem Freunde Hans Patera, der mittlerweile wieder am Tische seinen alten Platz eingenommen, in dessen Kopfe aber das vorweltliche Chaos, in das sein Herzleid und das sonderbare Treiben der räthselhaften Gesellschaft um ihn her ihn gestürzt, bis auf diesen Augenblick noch immer keine Anstalt gemacht sich zu lichten. «Teremtete!» antwortete der Schneider statt seiner. „Versteht sich geht er mit! Hörst Du, Kamerad Schlesier? Dich mein' ich!" Darauf schlug er ihn mit der einen Hand sehr vertraulich doch darum nicht minder unsanft auf die Schulter, und schob mit der andern ihm den Syrmier hin. „Mich?" fuhr Hans Patera aus seinem dumpfen Hinbrüten empor. „Was gibt's? Was soll's...?" — „Daß Du mitgehst, sag' ich!" — „Ich...?" — „Ja wohl!" — „Wohin?" — „Nach Belegrad!" — „Nach — Belegrad?" sah Hans Patera zuerst befremdet und dann mit freudig aufleuchtendem Auge um sich. „Ist — Ilka dort?" — „Ei was Ilka!" glättete sich der Schneider sein schwarzes Kleinod über der Oberlippe. „Komödie spielen, baratom! Theater! Ein fideles Leben führen wie ich, wie der Herrgott in Frankreich, wie wir Alle!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Vertreter deutschen Rechts.

Von

Georg Herbig.

Das schwer gekränkte Recht unserer Brüder an der Nordmark, das mit des Schwertes scharfer Sprache von den Tapfern der alliirten Armee Preußens und Oesterreichs vertheidigt worden, es hat am grünen Tisch zu London, mitten unter dem betäubenden und drohenden Lärm der beiden englischen Häuser und des englischen Volkes, einen nicht minder beredten und muthigen Vertreter gefunden in einem Manne, der den Diplomaten zu Ehren gebracht, weil er nicht mit falschen und verdeckten Wendungen, sondern mit der offenen Sprache des guten Rechts gegen die Anmaßungen der Feinde und ihrer Freunde aufgetreten. Der Name dieses Mannes, den die Geschichte auf einem ihrer glänzendsten Blätter neben den Feldherren des schleswig-holstein'schen Kriegs, neben den Siegern von Oeversee, Düppel und Alsen verzeichnen wird, — ist Ferdinand Friedrich v. Beust. Weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes Sachsen mit seinen Gedanken und Plänen hinausgehend, hat das Schicksal ihn im rechten Moment zu einer wichtigen Mission für das Gesammtvater-

land berufen, und wird ſich in ähnlichen Lagen dieſes geſinnungstüchtigen Mannes erinnern. Herr v. Beuſt iſt der Sproſſe eines altmärkiſchen Geſchlechtes und der Sohn des ſächſiſchen Oberhofgerichtsrathes Leop. v. Beuſt, geboren am 13. Januar 1804. In Dresden erzogen, ſtudirte er in Göttingen, und trat nach dem Examen als Aſſeſſor 1832 in die Landesdirektion, machte größere Reiſen, ehe er ſeine diplomatiſche Laufbahn begann, und wurde 1836 Legationsſekretär in Berlin, 1838 Attache in Paris, 1841 Geſchäftsträger in München, wo er die Eiſenbahnunterhandlungen zwiſchen Bayern und Sachſen leitete, worauf er Miniſterreſident in London und 1848 in Berlin wurde. Der Sturz des Miniſteriums Braun berief ihn nach Dresden als Miniſter des Auswärtigen. Seit dieſer Zeit iſt Beuſt, obgleich nominell Anfangs nicht an die Spitze der Regierung geſtellt, doch immer der eigentliche Leiter, die Seele und Triebfeder der ſächſiſchen Politik geweſen. Kein Menſch wird ihm abſprechen, daß er dabei immer mit viel Geiſt und inſtinktivem Scharfblick verfuhr, aber ebenſo richtig wird die Behauptung ſein, daß er oft dem Staate Sachſen eine Rolle

Friedrich Ferdinand Freiherr von Beuſt, königlich ſächſiſcher Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten.

zugemuthet habe, welche die moraliſchen und materiellen Kräfte dieſes kleinſten der deutſchen Königreiche weit überſtieg. Herr v. Beuſt ſollte eben, wie richtig behauptet worden, der Miniſter eines größeren Staates ſein; er ſelber iſt bedeutender als die Verhältniſſe, die ihn umgeben. Nach Beſiegung der Revolution ſuchte er ſeinen Stützpunkt in Berlin und ſchloß das Dreikönigsbündniß, das durch das Vierkönigsbündniß abgelöst wurde, aber ohne praktiſche Folgen war. Die Beuſt'ſche Politik neigte ſich einerſeits Oeſterreich zu, und ſuchte andererſeits die Mittelſtaaten in ihrer Stellung zu heben. Für dieſe Beſtrebungen war er bisher Mittelpunkt und Stütze. Daß Herr v. Beuſt ein „Kammerredner von weltmänniſcher Gewandtheit und anmuthvoller Würde" iſt, daß ſeine diplomatiſchen Noten und Depeſchen — zu denen er ſich jederzeit ziemlich ſchnell veranlaßt ſieht — „von geſchmeidiger Logik und eben ſo reichem als glattem Fluß der Rede ſind" — wer möchte das läugnen? Aber noch etwas Anderes darf man nicht vergeſſen: Herr v. Beuſt iſt auch der Mann, der vollſtändig das beſitzt, was man „politiſche Witterung" nennt. So geht, ſeit ein frei-

Digitized by Google

sinnigerer Geist — wie man wohl sagen kann — durch die ganze Welt schreitet, ein liberalerer Zug auch durch das seit der Reaktion höchst konservativ regiert gewesene Sachsen. Beim leipziger Turnfest im Sommer v. J. hat der sächsische Ministerpräsident eine Rede gehalten, die in dieser Hinsicht das lebhafteste Erstaunen erregen mußte; ein Angelpunkt derselben war die Versicherung, daß „das freie Wort in Sachsen nicht gebannt sei". Seitdem hat er die große Popularität, die er genießt, nicht nur gesteigert, und das Vertrauen des Volks wie das Vertrauen, das er am Hofe von St. James und den Tuilerien genießt, hat ihm in der schleswig-holsteinischen Frage das erste Wort gegeben, die er zu einer glücklichen Lösung zu bringen unermüdlich bestrebt ist.

Ein „Carl Moor".

Novelle von Siegfried Kapper.

(Fortsetzung.)

Hans Patera trat jetzt die Erinnerung an das Schauspiel im Kasernenhof vor die Seele. Zugleich, aus einem verborgenen, unbeachteten Winkel seines Gedächtnisses tauchten darin gewisse glänzend erleuchtete Räume auf, zu Breslau, Olmütz, Brünn und Pesth, in denen er auf seinen Wanderungen, sich oben in eine Ecke der letzten Gallerie gezwängt, tief unten hinter langen Reihen von Lampen und zwischen allerlei täuschend gemalten Felsen und Gärten einmal die lustigsten, ein anderesmal die traurigsten Geschichten vor seinen eigenen Augen sich abspielen gesehen, und erst jetzt, wie mit einem Blitze, ging ihm das Verständniß des Zweckes und des Berufes der Gesellschaft auf, in der er sich fand. Er hatte hinter jenen Lampen unter Anderem auch Dinge sich zutragen gesehen, ganz so wie die, die er eben erst an sich selbst erlebt: die heiligsten Liebesschwüre waren geschworen und, wie man nur so die Hand umdreht, schmählich gebrochen worden. Was die Betrogenen in der Empörung ihres Herzens darüber gesprochen, das empfand er nun selbst in vollem Maße, und es durchzuckte ihn der Gedanke, daß es gar nicht so übel wäre, wenn nun auch er hinter ähnlichen Lampen seinem beklommenen Herzen Luft machen, und der treubrüchigen Geliebten wenn auch nicht geradeaus in die Augen, doch wenigstens aus der Ferne all das sagen könnte, wovon sein betrübtes Gemüth überquoll.

Eine glühende Röthe drängte sich ihm in's Antlitz. „Darf ich fragen," wandte sich Herr Kautz jetzt auch abwechselnd an Herrn Waldemar und unsern ihm noch unbekannten Freund, „mit wem ich die Ehre habe . . .?" — „Mein Freund Patera . . ." erklärte der Schneider, „ein unglücklicher Liebhaber!" — „Also ein Liebhaber!" rieb Herr Kautz vergnügt sich die Hände. „Ah! Mir ganz besonders angenehm! Unstreitig ein bedeutendes Talent! Es soll mir ein Vergnügen sein, Herr . . . Paresini, auf die Anempfehlung unseres trefflichen Waldemar hin an meiner Bühne Ihnen das eben erledigte Fach des ersten Liebhabers zu übertragen! Gewiß, ein wahres Vergnügen! Ich verspreche mir, zwar ohne alle Schmeichelei, die erfreulichsten Resultate von unserer neuen Verbindung, und wir wollen sie nun auch gleich feierlichst inauguriren! Das Uebrige . . . wird sich finden; Herr Waldemar kennt uns ja! Herr Wirth, wenn ich bitten darf, eine Flasche vom Allerbesten!"

Herr Waldemar zog über die Berufung auf seinen Namen seine Brauen in sehr bedenklicher Weise zusammen. Die vier bis fünf Genüsse wechselten bedeutsame Blicke. Der Wirth brachte die begehrte Flasche. Herr Kautz schenkte ein und sprach: „Meine Gattin Madame Kautz, Madame Strahlheim, Demoiselle Lydia, Herr Saldern, Herr Bertram, unser neuengagirter Liebhaber, Herr Paresini!" Die Gläser in der Runde klangen aneinander, und Hans Patera, halb mit halb ohne Willen, jedenfalls aber ohne noch über die Natur der mit ihm sich begebenden Umwandlung gehörig im Klaren zu sein, war Mitglied der Kautz'schen Schauspielergesellschaft.

Das Engagement, es läßt sich nicht in Abrede stellen, hatte jedenfalls etwas Präcipites, was man zu Deutsch so Knall und Fall und über Hals und Kopf nennt. Um jedoch den Vorgang, womit es dabei herging, einigermaßen erklärlich zu finden, wird es vielleicht am Orte sein, aus anderweitigen Quellen über Herrn Kautz und seine künstlerischen Bestrebungen hier Einiges einzuschalten. Truppen jener Art nämlich, wie wir sie in der seinigen eben kennen gelernt, durchzogen zu jener Zeit, da die Jünger der dramatischen Kunst von dem gesellschaftlichen Verdikte, das auf ihnen lastete, unter dem Einfluß so edler Geister, wie Lessing, Schröder, Schiller u. s. w., kaum sich erst loszuringen begannen, und das ganze Schauspielerthum überhaupt noch weitaus mehr auf unstetem Umherirren als auf stabilen Instituten gegründet war, nicht nur die Gaue des deutschen Vaterlandes, sondern auch über dieses hinaus die der angrenzenden nichtdeutschen Länder. Verlorene Vorposten deutschen Kulturstrebens begegnete man ihnen in Lithauen, in Polen, in Ungarn, hier angezogen von der Gastlichkeit entlegener Edelsitze, dorthin verschlagen durch die riskante Unternehmungslust plänemachender Direktoren, hier im Gefolge einer Armee, dort des aufblühenden Handels, der Gewerbe, der Wissenschaft, überall im Kampfe mit unsäglichen Widerwärtigkeiten, mühselig sich durchbringend, in sich zerfahren, oft arg herabgekommen, immer aber mit einem gewissen, bis zur Aufopferung beharrlichen, an tragikomischen Momenten freilich oft auch überreichen Elan für ihre Mission. Zu ihnen auch zählte die des Herrn und der Madame Kautz.

Herr Kautz und seine Ehe- und Kunstgenossin hatte eine lange und mannigfach bewegte theatralische Laufbahn hinter sich. Sie hatten sie in Thüringen begonnen, waren dann durch Churfachsen nach Böhmen und von hier über Mähren nach Schlesien und Polen verschlagen worden, hatten sich dann nach Ungarn gewandt, und in diesem weiten Lande vor den verehrungswürdigsten Publizis der meisten Städte seit zehn Jahren ihre Vorstellungen gegeben. Auf Rosen während dieses vielortigen Künstlerwallens waren sie nirgends gewandelt, wie unermüdlich Herr Kautz auch beflissen war, allüberall nicht bloß seine darstellerischen, sondern auch dichterischen Talente auf's Beste glänzen zu lassen. Denn Herr Kautz war auch Poet, und nahm mit unverdrossener Gewissenhaftigkeit jede sich darbietende, nur halbwegs geeignete Gelegenheit wahr, um dem geehrten Publiko mit den gelungensten Ergüssen aus dem unerschöpflichen Born dieser seiner Begabung in der Form von wohlgesetzten Prologen, Epilogen, und Oden bereitwilligst entgegenzukommen. Aber auch mit ihrer Gesellschaft hatte es stets sein eigenthümliches Bewandtniß, um nicht zu sagen Verhängniß gehabt. Die bei derlei Genossenschaften übliche Zerfahrenheit war nämlich bei ihr, und wie kaum zu zweifeln, in Folge der finanziellen Verlegenheiten, mit welchen die Direktion in permanentem Kampfe lag, in ebenso permanenten Zustand fortwährender Auflösung und Regeneration ausgeschlagen, und es war Herrn Kautz sogar zu wiederholten Malen schon das Unangenehme begegnet, sich eines schönen Morgens von seinem ganzen Personale verlassen zu sehen. Allein das vielgewanderte Direktionspaar, an einen solchen Wandel der irdischen Dinge schließlich gewohnt, hatte immer wieder sich rasch zu helfen gewußt, zumal Herr Kautz bei der Wahl seiner neuen Mitglieder es mit den künstlerischen Erfordernissen nicht immer so ganz genau nahm, und sich nöthigenfalls sogar über die Kenntniß des Lesens und selbst — der deutschen Sprache bei ihnen hinwegsetzte. Freilich hatte er dabei die übermenschliche Mühe, seinen Histrionen ihre Rollen im förmlichsten Sinn des Wortes „einzukeilen", und diese gigantische Arbeit, ein zweiter Sysiphus, immer wieder von vorne anfassen zu müssen. Allein er hatte auch den Vortheil, nachdem er

die Neugeworbenen mit einem halben Dutzend Rollen geladen und sie, was er nie vergaß, mit dem mysteriösen Nimbus eines hochtönenden Theaternamens ausgestattet, sich überall wieder mit neuen „rühmlichst bekannten Künstlern“ ankündigen zu können, und worauf er sich nicht wenig zu Gute that, nebenbei auch noch eine Rechtfertigung für seine persönliche Ueberzeugung, dem deutschen Theater eine nicht unbedeutende Anzahl trefflicher Talente zugeführt und für dasselbe ausgebildet zu haben.

Auch die gegenwärtige Gesellschaft der Ehe- und Kunstgenossen Kautz bestand in ihrem größern Theile aus dergleichen neuangeworbenen Talenten. Den Schneider, der bei ihr das Fach der Bösewichter und Intriganten versah, hatten sie in Theresiopel, wo er eben daran war, sich für den Seiltanz zu qualifiziren, die Uebrigen auf ihrem Wege durch das Banat an sich gezogen. Sie hatten mit ihnen während der letzten Zeit in einem Wirthshaussaale zu Temesvar gespielt, und unter Anderem sich auch der Ehre erfreut, das berühmte neue Stück „die Räuber“, aus der Feder des Herrn Schiller, vor einer gewählten Gesellschaft von Generalen und Offizieren appart produziren, und dieser magnifiken Tragödie zu einem zweiten Male das spektakulöse militärische Schauspiel „Graf Waltron“ folgen lassen zu dürfen. Sie hatten ihre Sache so gut gemacht, daß die im höchsten Grade erlustigte und kontentirte Generalität sie damals mit sammt der ganzen Truppe in einem der Gasthöfe auf Hochdero eigene Kosten mit einer reichlichen Kolation zu traktiren und ihnen gnädigst zu verstehen zu geben geruht, wie sie nicht unterlassen wolle, sie bei sich ergebender Gelegenheit auch Seiner Exzellenz, dem Herrn Generalissimo, bestens zu rekommandiren. Die hohe Generalität hatte Wort gehalten, und die Wirkung davon, wie wir bereits erfahren, war auch nicht ausgeblieben. Der Wunsch des großen Türkenbewältigers, der kaiserlichen Garnison zu Belgrad die entsetzliche Langweile, von der sie in türkischen Landen während der Friedensunterhandlungen geplagt wurde, durch einen gemüthlichen Theaterjux zu vertreiben, wog Herrn Kautz gleich einem Befehl, und er würde zur selben Stunde gleich mit seinem Thespiskarren nach der kriegsberühmten Saveveste aufgebrochen sein, hätte er nicht in den letzten Tagen gerade den treulosen Abfall einiger der unentbehrlichsten Glieder seines künstlerischen Ensembles, darunter auch des ersten Liebhabers, zu beklagen gehabt. In dieser Noth hatte die mitleidige Fürsehung, die ja bekanntlich selbst für die Vöglein in der Luft und für die Fischlein im Wasser sorgt, und daher noch weit weniger eines Menschen, und wenn es auch nur ein wandernder Theaterdirektor, vergessen kann, ihm unsern schiffbrüchigen Freund Hans Patera in die Arme gespült, und es war daher nichts als ganz natürlich, daß er, den Wink der gütigen Fürsehung sogleich begreifend, in ihm sofort auch einen ungewöhnlichen Beruf für die Repräsentation erster Liebhaberrollen erkannte, und ohne Weiteres für dieß verwaiste Fach ihn — festhielt. Der Umstand, daß, wie er auf den ersten Blick gleich nicht minder erkannt, der junge Mensch vom Theater nicht den mindesten Begriff hatte, war für Herrn Kautz, wie gewöhnlich, kein Hinderniß. Er hatte schon ganz andere Geschöpfe für die weltbedeutenden Bretter zurecht gedrillt, und wußte, daß er in diesem Punkte auf seine Dressirmethode sich verlassen konnte! Und Hans Patera in seiner glücklichen Harmlosigkeit, — dem einzigen Glücke, das der schwere Schlag des Geschickes, der ihn betroffen, nicht mitvernichtet, — sollte er in dieser Geringfügigkeit einen Grund erkennen, die Hand, die ihm entgegen kam, von sich zu weisen? Was frägt der Verlassene, weß Art das Dach sei, das in trostloser Nacht ihm ein Unterkommen bietet?

Von Temesvar nach Belgrad nun sind es nicht ganz zwanzig Meilen, eine kurze Strecke für den, der vor sein leichtes Wägelchen vier flinke Ungarrößlein spannen kann, und — in guter Jahreszeit. Die Kautz'schen Ehe- und Kunstgenossen waren nicht in der Lage, zu ihrem und ihrer Gesellschaft Fortkommen so luxuriöser Beförderungsmittel sich bedienen zu können. Sie waren vielmehr darauf angewiesen, den einzigen Karren und den einzigen dürren Klepper, den sie ihr eigen nannten, zur Fortschaffung ihres theatralischen Hausraths zu benützen, und es im Uebrigen einem jeden ihrer geschätzten Mitglieder anheimzustellen, zur Fortbringung seiner werthen Person sich seiner eigenen Beine zu bedienen. Diese Art, Kunstreisen zu machen, ist, wie leicht zu ermessen, an sich schon keine sehr rapide. Dazu aber gesellte sich auch noch der zeitraubende Verhalt, den der besorgten Direktion die unerläßliche Ergänzung ihrer dramatischen Kräfte verursachte. Darüber zuerst brach der Winter herein mit seinen gliederlähmenden Frösten und klafterhohen Schneewehen, und dann das Frühjahr mit seinen Schneeschmelzen, seinen Regengüssen, seinen Ueberschwemmungen und seinen bodenlosen, Mann und Roß in den Abgrund des Morastes hinabziehenden Unwegen. Die Kautz'sche Truppe vermochte nur in sehr kurzen Strecken, dafür aber um so längern Pausen sich vorwärts zu bewegen.

Die Zeit indeß war keine verlorene. Herr Kautz benützte sie zur Schulung seiner „frischrekrutirten“ Künstler, und Hans Patera, was ihn betraf, ließ es sich redlichst angelegen sein, die ihm zugefallenen Liebhaberrollen sich bestens anzueignen. Zu Becskerek als „Ritter Adelungen“, in Spiesens „Klara von Hoheneichen“ war er zum ersten Male vor die fünf Talglerzen getreten, welche die Lampen der Kautz'schen Bretter bedeuteten. Er hatte in seinem Harnisch zwar furchtbar gezittert und der kalte Schweiß war ihm unter dem Visire in förmlichen Bächen hervorgerieselt; aber er hatte trotzdem seinen Part so ohne zu stocken und ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren hergesagt, daß nicht nur der kunstverständige „hohe Adel und das verehrungswürdige Publikum“ von Becskerek, sondern auch Herr Kautz mit ihm für's Erste ganz wohl zufrieden sein konnten. Dann sprach man in verschiedenen Edelhöfen ein und spielte da für Kost und Obdach kleine Hausstücke, produzirte in Neusatz eine Trauer-Allegorie auf den Tod Kaiser Joseph's (Dichtung des Herrn Kautz), und feierte in Karlowitz in einer Fest-Allegorie (gleichfalls Erzeugniß der Kautz'schen Muse), die Thronbesteigung Kaiser Leopold's. Madame Kautz zwischendrein legte Proben ihrer Schönredekunst und Herr „Waldemar“ der erstaunlichen Beweglichkeit seiner Beine ab.

An einem sonnigen Maimorgen des Jahres 1790 endlich schlug die große Stunde, da unter dem Zulauf der gesammten Straßenjugend von Semlin ein kleines, von zwei braunarmigen Slavoniern gelenktes Fahrzeug, die Kautz'sche Truppe an Bord, zwischen den langen und schwerbefrachteten Getreideschiffen hervor, die unterhalb der genannten Stadt am Ufer der Donau lagen, die freie Fuhrt zu gewinnen sich bemühte.

Es war dieß eine Reisegesellschaft und eine Ladung, wie beides auf diesen Wassern vorher wohl schwerlich gesehen worden.

Was die Erstere anbelangt, so bestand sie außer dem dürren Klepper aus etwa acht bis neun Personen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechtes von so entschieden abenteuerlichem Aussehen, daß es beiden Ruderern nicht zu verargen war, wenn sie mit kopfschüttelndem Befremden eine um die andere der für sie durchaus räthselhaften Gestalten einer eingehenden Musterung unterzogen, und den schweren Tschaik darüber mehr als einmal von der ihnen sonst wohlbekannten Bahn nach dem jenseitigen Saveufer abirren ließen. Nur zwei derselben, Herr Kautz und seine Gemahlin, die letztere in einem großblumigen Zitzgewand à l'anglaise, über welches ein breites, sehr abgepaßtes Fichu von himmelblauer Gaze nachlässig niederhing, und zu welchem ein fabelhafter Kopfputz von coquelicotrothen Bändern und Blumen einigermaßen anachronistisch kontrastirte, hatten neben einander auf der einzigen, im Rücktheile des Fahrzeuges sich vorfindenden Bank Platz genommen. Ein Mops und ein Retikül, die an ungebührlichem Umfang miteinander wetteiferten, ruhten der

Tom in Indien. — Aus dem „Ill. Neuen Familienbuch" (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) entnehmen wir die folgende Illustration, welche Tom in Indien darstellt. Tom ist ein Elefant, der in Indien zu Hause ist und dort zu allerlei Arbeiten verwendet wird. Er ist ein sehr kluges Tier und lernt leicht, was man ihm beibringt. Tom hat sich bei seinem Herrn, dem Elefantenführer, sehr beliebt gemacht und ist ihm treu ergeben. Er ist ein Tier, das man gern haben muß.

Tom in Indien.

Aus der Heimat. Illustrierte Zeitung (Verlag von J. J. Weber in Leipzig). Die Nummern 1 und 2 des neuen Jahrganges dieser Zeitung liegen uns vor. Sie bringen wieder eine Fülle von Illustrationen und Text, der sich durch Gediegenheit auszeichnet. Die Illustrationen sind sehr gut ausgeführt. Wir können diese Zeitung bestens empfehlen. Sie ist für Jung und Alt gleich interessant und wird sicherlich in jeder Familie, in welcher sie gehalten wird, viel Freude bereiten. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Der Kinderfreund. Illustrierte Zeitschrift für Jung und Alt (Verlag von Otto Spamer in Leipzig). Auch diese Zeitschrift liegt uns in den Nummern 1 und 2 des neuen Jahrganges vor. Sie ist ebenso gediegen wie die vorgenannte und bringt ebenfalls eine Fülle von Illustrationen und Text. Wir können auch diese Zeitschrift bestens empfehlen. Sie ist für Jung und Alt gleich interessant und wird sicherlich in jeder Familie, in welcher sie gehalten wird, viel Freude bereiten. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Der Kinderfreund. Illustrierte Zeitschrift für Jung und Alt (Verlag von Otto Spamer in Leipzig). Auch diese Zeitschrift liegt uns in den Nummern 1 und 2 des neuen Jahrganges vor. Sie ist ebenso gediegen wie die vorgenannte und bringt ebenfalls eine Fülle von Illustrationen und Text. Wir können auch diese Zeitschrift bestens empfehlen. Sie ist für Jung und Alt gleich interessant und wird sicherlich in jeder Familie, in welcher sie gehalten wird, viel Freude bereiten. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf.

Unsere Kunst, wie sie schlimmer nur Deutschlandhasse

Nach einem Gemälde von Gabriel Max.

Nr. 47. 1911. Unsere Kunst, wie sie schlimmer nur Deutschlandhasse. Nach einem Gemälde von Gabriel Max. — Nach einem Gemälde von Gabriel Max.

machte, die einem erregbaren Weibersinn bis in's Mark schnitt. „Nimm' doch ein Buch und thu' etwas Nützliches. Seit einer ganzen Stunde hast Du auch nicht ein Sterbenswörtchen gesprochen, sondern nur den Deckel vom Theekessel weggenommen, um ihn wieder aufzusetzen. Was willst Du doch damit, daß Du bald eine Tasse, bald einen silbernen Löffel über den Dampf hältst und dann das verdichtete Wasser wieder ablaufen läßt? Ich würde mich schämen, mit meiner Zeit so umzugehen." Der junge James hatte damals schon mehrmals Gravesande's Elemente der Physik durchstudirt, und es nimmt uns jetzt nicht mehr Wunder, wenn bereits in dieser frühen Periode die Verdichtung des Wasserdampfes seine Aufmerksamkeit beschäftigte; aber würde irgend einer von uns im Jahr der Gnade 1750 klüger geurtheilt haben als die Tante Muirheid, die von ihrem lebhaften Neffen eher alles Andere gewohnt war, als das langweilige Getändel mit dem Theetopf?

Dieß zur Erklärung unserer Illustration. Gehen wir nun zu dem Leben eines Mannes über, an welchem wir mehr die Naturgabe des Genius, als die durch eigenes Wollen erringbaren Eigenschaften persönlicher Thatkraft und Beharrlichkeit zu bewundern Gelegenheit haben; denn der größte Denker auf dem Boden der Mechanik, dessen sinnigem Geiste England seine dermalige Größe und die soziale Welt ihre gegenwärtige Gestaltung verdankt, war im Grund ein weicher, zaghafter, leicht zum Verzweifeln geneigter Mensch, wenn wir auch für diese trübe Charakterfärbung seiner kränklichen Leibesbeschaffenheit gerne die gebührende Rechnung tragen.

James Watt, der Sohn eines respektirten Schiffbauers, Schiffslieferanten und Kaufmannes in Greenock (Schottland), wurde am 19. Januar 1736 geboren. Seine kränkliche Kindheit machte den Eltern viele Sorge und hatte zur Folge, daß er weder an den kräftigenden Spielen seiner Altersgenossen theilnehmen, noch mit ihnen in geistigen Uebungen gleichen Schritt halten konnte, weßhalb er unter seinen Kameraden nur als das „dumme Hänschen" galt. Diese Neckereien scheinen der Grund zu sein, warum seine Eltern ihn nicht an dem regelmäßigen Schulunterricht, dem er in einer geordneten Weise nachzukommen außer Stande gewesen wäre, theilnehmen ließen; es wird uns nämlich berichtet, daß es seine Mutter auf sich nahm, ihn lesen zu lehren, während die Unterweisung im Schreiben und Rechnen sein Vater besorgte. Später besuchte er an seinem Heimatorte eine sogenannte kaufmännische Schule und benützte den Unterricht des dortigen Gymnasialrektors, um sich nothdürftig mit dem Lateinischen und Griechischen vertraut zu machen; bei weitem den besten Nutzen aber zog er aus den Studien, die er unter der Leitung des Mathematikers Marr betrieb, indem ihm nebenbei das Geschäft seines Vaters sozusagen spielend eine ständige Gelegenheit darbot, sich in die ersten Grundsätze der praktischen Mechanik einzuschießen. Bald lernte er die für den Schiffsbau erforderlichen Gegenstände aus Metall, Holz und anderem Material eigenhändig herstellen, wie er denn auch in der kleinen Schmiede, die er für seinen persönlichen Gebrauch eingerichtet, verschiedene Instrumente anfertigte und reparirte, einmal sogar als Gabe für einen Freund eine große Silbermünze in einen Punschlöffel umwandelte. Ferner kam dem jungen Mechaniker der Umstand sehr zu statten, daß der ältere Watt als Schiffslieferant stets Teleskope, Quadranten und andere optische Instrumente vorräthig hielt. James machte sich dieß zu Nutzen, um ihren Gebrauch und die Grundsätze ihrer Zusammensetzung gründlich kennen zu lernen; auch erzählt man von ihm, daß er manche Stunde der Nacht in dem Wäldchen unfern seines elterlichen Hauses auf dem Rücken liegend zubrachte, um durch die Zweige hindurch die wunderbaren Bewegungen der Sterne zu beobachten.

James war beinahe achtzehn Jahre alt geworden, als eine Reihe von Unglücksfällen, die über seinen Vater hereinbrachen, für ihn die Nothwendigkeit herbeiführten, eine Laufbahn zu ergreifen, welche in thunlichster Bälde ihn befähigte, von dem Ertrag seiner Arbeit zu leben. Da er sich längst dafür entschieden hatte ein Mechaniker zu werden, so begab er sich nach Glasgow, wo er bei den Verwandten seiner Mutter ein volles Jahr in dem vergeblichen Bemühen zubrachte, einen tüchtigen Lehrherrn zu finden; doch war sein Aufenthalt an dieser Universitätsstadt nicht ohne Vortheil, sofern er ihm die Bekanntschaft mehrerer ausgezeichneter Professoren, namentlich die des Physikers Dick verdankte, auf dessen Empfehlung er in einer der ersten mechanischen Werkstätten Londons ein Unterkommen fand. Bei seinen umfassenden Vorkenntnissen erschien bloß ein Jahr Lehrzeit als nöthig, für die der Lehrling als Gegenleistung zwanzig Guineen und seine Arbeit geben sollte, während er zugleich sich selbst zu verköstigen hatte, ein Aufwand, den er seinem Vater dadurch zu erleichtern bemüht war, daß er die dafür erforderlichen wöchentlichen acht Schillinge durch Extraarbeit in den Frühmorgenstunden aufzubringen suchte. Nach Ablauf seines Jahres mußte er wegen seiner leidenden Gesundheit London wieder verlassen, um in der kräftigenden Luft der heimatlichen Berge Stärkung für die von chronischen Rheumatismen geschwächten Glieder zu suchen.

Er wandte sich nun nach Glasgow, um daselbst einen Geschäftsbetrieb zu eröffnen, hatte aber schwere Kämpfe gegen den Zunftzopf durchzumachen, da man den jungen Mechaniker, welchem der Ausweis über Erstehung der von den Innungsgesetzen vorgeschriebenen ordnungsmäßigen Lehrzeit fehlte, als einen Fremden, der auch nicht einmal mit einer glasgower Bürgerstochter versprochen war, nicht aufkommen lassen wollte. In dieser Noth erhielt er Beistand von dem akademischen Senat, der im Sommer 1757 ihn zum Universitätsmechanikus mit freier Wohnung im Universitätsgebäude ernannte. Obschon diese Stelle, mit welcher die Obliegenheit verbunden war, die mathematischen und physikalischen Instrumente der Universität in Ordnung zu halten, ihm nur ein sehr geringes Einkommen abwarf, so fand er doch nach Verlauf eines Jahres einen leidlichen Absatz für die von ihm verfertigten Instrumente, so daß er unter Zutritt eines Associes mit einem Geschäftsfonds von 108 Pfunden eine größere Werkstätte zu Herstellung von Quadranten, Schiffskompassen, Mikroskopen u. s. w. in Thätigkeit setzen konnte. Allerdings gewährte ihm auch das in solcher Weise ausgedehnte Geschäft, das bis 1765 fortgeführt und anfangs nur unter Beihülfe eines einzigen ständigen Arbeiters betrieben wurde, gegen das Jahr 1764 hin aber ihrer sechzehn in Thätigkeit setzte, lange nur ein höchst nothdürftiges Auskommen, indem er, während der fondsspendende Compagnon die Stelle eines Rechners und Kassiers versah, für seine Mitwirkung nur mit jährlichen 35 Pfunden bedacht war.

Als die Professoren von Glasgow den jungen Watt gegen die Plackereien neidischer Zunftgenossen sicher stellten, glaubten sie nur, um billigen Preis sich die Dienste eines brauchbaren Arbeiters gesichert zu haben; doch erkannten sie bald, welch' einen ausgezeichneten Mann die Gunst des Schicksals ihnen zugeführt, und es stand nicht lange an, so wurde Watt's Werkstätte der Platz, wo sich die strebsamsten und unterrichtetsten Männer der Universitätsstadt zusammenzufinden pflegten. Der später als Professor der Chemie berühmte Dr. Robison schreibt hierüber: „Ich glaubte um die Zeit, in welcher ich mit Watt bekannt wurde, in der Physik und Mechanik schon etwas Tüchtiges hinter mich gebracht zu haben, muß aber gestehen, daß es mich mit nicht geringem innerlichem Aerger erfüllte, als ich entdeckte, um wie viel mir der junge Arbeiter überlegen war. Wenn wir über irgend eine physikalische Frage in Noth kamen, so pflegten wir stetig unsere Zuflucht zu unserem auskunftreichen Mechaniker zu nehmen, in dessen Hand jedes Thema zur Quelle der interessantesten Entdeckungen und Erfindungen wurde. Er ließ nie ab, bis er eine aufgeworfene Frage nach allen Seiten hin aufgeklärt und entweder auf ihre Richtigkeit zurückgeführt, oder ihr ein nutzbares Resultat abgewonnen hatte. Eines Tags ließ die gewünschte Lösung die

Lektüre eines Werkes von Leupold über Maschinen wünschenswerth erscheinen. Darauf hin lernte Watt sogleich Deutsch, und ein ähnlicher Anlaß bewegte ihn, sich auch die italienische Sprache zu eigen zu machen. Die natürliche Einfalt des jungen Mechanikers gewann ihm rasch das Wohlwollen Aller, die ihm nahe kamen. Ich kenne kein zweites Beispiel, in welchem die Ueberlegenheit eines bedeutenden Mannes so unbestritten anerkannt worden wäre, muß aber auch ihm das Zeugniß geben, daß er auf's Bereitwilligste die Verdienste Anderer gelten ließ. In dieser Beziehung benahm er sich mit einer so zarten Schonung, daß er häufig dem Erfindungsgeist seiner Freunde Dinge unterstellte, die nur seine eigenen Ideen in einer andern Form waren." Derselbe Berichterstatter erzählt an einer andern Stelle: „Die Freimaurerloge von Glasgow brauchte eine Orgel, und da allgemein die Ansicht herrschte, unserem Watt sei nichts unmöglich, so wurde an ihn die Anfrage gestellt, ob er sich den Bau derselben zu übernehmen getraue, trotzdem daß man wußte, es gebreche ihm ganz und gar an musikalischem Gehör. Er hatte schon eine Orgelreparatur besorgt und an diesem Geschäft so viel Interesse gefunden, daß er mit ja antwortete; doch baute er, ehe er an's Werk ging, vorher eine kleine Orgel, wobei er auf tausend Dinge kam, an die vorher kein Orgelmacher gedacht hatte, und namentlich ein Mittel ersann, die Stärke des Windes genau zu messen und zu regeln. Zugleich studirte er Smith's Harmonik, und ehe noch seine Orgel fertig war, hatte er die Theorie der Schwingungsausgleichung in unvollkommenen Konsonanzen so gründlich gemeistert, daß es ihm zum Staunen unserer besten Organisten möglich wurde, die große Orgel nach einem gegebenen Temperatursystem zu stimmen." Die zweite Orgel wurde im Herbst 1762 fertig und kam auf 2000 Pfund zu stehen; auch versuchte sich von nun an Watt in Anfertigung anderer musikalischer Instrumente, und es existiren noch jetzt von seiner Hand Guitarren, Flöten und Violinen, welche von ihren Besitzern als kostbare Reliquien aufbewahrt werden.

Im Jahr 1763 vertauschte Watt seine Wohnung im Universitätsgebäude mit einem Privatquartier in der Stadt und heiratete bald darauf eine Cousine, die durch ihren lebhaften, heiteren Sinn schöne Lichtblicke in die durch lang anhaltende nervöse Kopfschmerzen, getäuschte Hoffnungen und menschenscheuen Trübsinn verdüsterte Schatten seines Daseins warf. In demselben Jahr schickte ihm der Professor der Physik das Modell einer newcomen'scher atmosphärischen Dampfmaschine, welches bei den Experimenten den Dienst versagt, zum Ausbessern. An diese Arbeit sollten sich im Verlauf die großartigsten Erfolge knüpfen. Als er nämlich mit der Reparatur fertig zu sein glaubte und die Maschine in Thätigkeit setzen wollte, fand er, daß sie kaum den Stempel zu heben im Stande war. Durch Steigerung der Hitze wurde dieß zwar besser, aber er mußte dann, um den Dampf zu verdichten und den metallenen Cylinder abzukühlen, eine ansehnliche Menge kalten Wassers verwenden, Unbequemlichkeiten, die bis zur neuen Dampfentwicklung nicht nur von einem unverhältnißmäßigen Brennmaterialverbrauch, sondern auch von beträchtlichem Zeitaufwand begleitet waren. Man begreift dieß leicht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Dampf im Cylinder, wenn er dem Druck der atmosphärischen Luft auf den Kolben das Gleichgewicht halten sollte, dieselbe Temperatur besitzen mußte, wie das Metall des Cylinders. Wurde nun der Verdichtung halber Wasser eingespritzt, so bildete der mit diesem Wasser gemischte Dampf auf dem Boden des Cylinders eine heiße Wasserschichte, die, wenn sie des Atmosphärendrucks entbehrte, bei sehr niederer Temperatur kochte und daher einen Dampf lieferte, welcher dem Niedersteigen des Kolbens Widerstand entgegensetzte. Wollte man daher unter dem Kolben einen ziemlich vollständigen leeren Raum hervorbringen, so mußte man so viel kaltes Wasser einspritzen, um die Temperatur des Wassers unter 30 Grad R. herabzustimmen und auch den Cylinder bis auf diese Temperatur zu erkälten. Dann fand freilich der herabsteigende Kolben sehr wenig Widerstand; dafür aber konnte unter dem Kolben wegen rascher Verdichtung des neugebildeten Dampfes kein aufwärts treibender Druck sich entwickeln, bis das Metall an der abgekühlten Cylinderwand wieder auf 80 Grad erhitzt war. Während Watt bei sich erwog, ob es bei diesen entgegengesetzten Mißständen vortheilhafter sei, mit geringerer Kraft oder mit größerem Zeitaufwand zu arbeiten (eine Frage, die er im ersteren Sinn beantworten mußte), sah er sich auf die Untersuchung geführt, in welchem Verhältniß die Menge des tropfbar flüssigen Wassers zu der seines dampfförmigen Zustandes stehe, und welches Verhältniß sich in dem Wärmegehalt dieser beiden Zustände bemerklich mache. So fand er denn, daß ein Kubikzoll Wasser einen Kubikfuß Dampf bilde und der Kubikfuß Dampf so viel Wärme enthalte, um einen Kubikzoll Wasser bis auf 355 Grad R. zu erhitzen. Er theilte diesen Umstand dem Doktor Black mit, der ihm hierauf seine Lehre von der gebundenen Wärme erklärte. ‚Ich war demnach auf eine der Hauptthatsachen gestoßen,' sagte Watt, ‚auf welche diese Theorie sich gründet, ohne vorher von ihr gehört zu haben.'

Watt gab sich nun Mühe, ein Verfahren zu ersinnen, durch welches sich der Dampf ohne Abkühlung des Cylinders verdichten ließ. Er kam auf den Gedanken, mit dem Cylinder ein besonderes Gefäß zu verbinden, in welchem beständig ein leerer Raum unterhalten werden konnte. Ließ sich zwischen einem solchen Gefäß und dem Cylinder eine Kommunikation herstellen, so drang der Dampf vermöge seines Expansionsstrebens in dieses Gefäß ein und konnte hier urplötzlich verdichtet werden, ohne daß die Cylinderwand etwas von ihren 80 Wärmegraden verlor. Dieser glückliche Gedanke war der erste Schritt auf der glänzenden Laufbahn, der Watt's Namen unsterblich gemacht und seinen Ruhm bis an die äußersten Grenzen der Civilisation getragen hat. Er sagt selbst, von nun an hätten sich ihm alle anderen einzelnen Verbesserungen seiner Dampfmaschine in rascher, ununterbrochener Reihenfolge dargeboten, so daß innerhalb zwölf Stunden seine Erfindung vollständig genug gewesen sei, um die Hand an's Werk zu legen und Versuche anzustellen. Die Verbindung des Verdichtungsgefäßes (Kondensators) mit dem Cylinder reichte nämlich nicht aus, denn das verdichtete Wasser, das sich in dem untern Theil des Kondensators anhäufte, wurde zu einem Hinderniß, dem sich übrigens durch eine Verbindung zwischen dem Boden des Kondensators und einer von dem Mechanismus der Maschine selbst bewegten Pumpe abhelfen ließ. Ein anderer Uebelstand war, daß beim Niedersteigen des Kolbens Luft in den Cylinder eindrang und die Temperatur desselben herabsetzte, so daß beim nächsten Stempelstub ein Theil des in den Stiefel eingehenden Dampfes verdichtet wurde. Zu Beseitigung dieses Mangels schlug Watt vor, den oberen Theil des Cylinders durch eine luft- und dampfdichte Kappe gänzlich zu verschließen, die Stempelstange aber in einer Stopfbüchse sich bewegen und den Stempel statt durch den Atmosphärendruck durch Dampf niedertreiben zu lassen. Mit dieser letzteren Einrichtung verlor die Maschine den Charakter des atmosphärischen Drucks und wurde zur wirklichen Dampfmaschine, die in ihrer nunmehrigen Gestalt etwas vollständig neues, eine Erfindung, nicht eine bloße Verbesserung des glasgower Mechanikers war.

Bei alledem begannen erst jetzt die Hauptschwierigkeiten für unsern bescheidenen, schüchternen Watt, der, obschon durchdrungen von der tiefen Bedeutung seiner Erfindung, lange nicht die Mundfertigkeit und Aufdringlichkeit besaß, welche in der Regel nothwendig sind, um Andere zu überzeugen und zu Beschaffung der erforderlichen Mittel zu veranlassen. Endlich kam er mit einem kenntnißreichen Spekulanten, einem Doktor Roebuck, in Berührung, welcher ihn befähigte, die von ihm ideell kombinirte Maschine in Ausführung zu bringen. Diese, eine sogenannte einfach wirkende Maschine, sollte vorerst als Versuchsprobe gelten und erlitt von Zeit zu Zeit

Verbesserungen, wie die Umstände sie an die Hand gaben, bis sie eine große Vollkommenheit erlangte. Während des Baues derselben bewarb sich Watt mit seinem Associe für seine Erfindung um ein Patent, das denn auch am 5. Januar 1769 „auf eine neue Art, den Dampf- und Brennmaterialverbrauch bei Feuermaschinen zu vermindern" ausgestellt wurde.

Watt war eben im Begriff die neuen Maschinen im Großen zu bauen, als sein Associe Roebuck durch Mißlingen einer Grubenspekulation in Verlegenheit gerieth und die pekuniäre Unterstützung des gemeinschaftlichen Geschäfts einstellen mußte. Auch Watt hatte sich bei dem Unternehmen schwer in Schulden verstrickt, und die abermals getäuschte Hoffnung wirkte so entmuthigend auf ihn, daß er entschlossen war, die weitere Verfolgung seiner Entwürfe fallen zu lassen, und seine Thätigkeit auf feldmesserische Arbeiten und die kleineren Bedürfnisse des täglichen Verkehrs zu beschränken. Da erklärte sich ein Fabrikant von Birmingham, Matthew Boulton, geneigt, Roebuck's Antheil an dem Patent zu erwerben, und nach Abkaufung desselben begann zu Anfang des Jahres 1775 das neue Kompagniegeschäft, das nach Soho bei Birmingham verlegt wurde. Fortan gewann die Sache rasch einen anderen Schwung, da Boulton nicht nur über ein bedeutendes Kapital verfügen konnte, sondern auch alle die Eigenschaften besaß, welche geeignet sind, einem Unternehmen einen Markt zu gewinnen. Der zurückgezogene und verschlossene Watt hätte kaum einen geeigneteren Compagnon finden können; denn die Erfahrung zeigte, daß man vor dem Aufwand nicht zurückschrecken durfte und alle Kunst der Ueberredung nöthig wurde, um der neuen Erfindung Bahn zu brechen. Ja es waren für das Geschäft fast 50,000 Pfd. Sterl. ausgegeben worden, ehe es einen Ertrag abwarf.

Die Dampfmaschine wurde bis 1780 nur zu Hebung von Wasser, namentlich in den Kohlenminen, benutzt, und sollte sie bei Mühlwerken zur Verwendung kommen, so mußte man das gehobene Wasser unter großem Kraftverlust auf ein oberschlächtiges Rad bringen. Watt ersann nun eine weitere große Verbesserung, die berufen war, die großartigen Veränderungen einzuleiten, welche seitdem die meisten nicht von unmittelbarer Handarbeit abhängigen technischen Betriebe getroffen haben. Es handelte sich zunächst darum, die wechselnde Bewegung in eine drehende umzuwandeln und dadurch die Maschine für Mühlen nutzbar zu machen. Watt verfertigte schon 1780 nach dem Vorbild der Drehbank ein Modell, dessen Idee ihm diebisch entwendet und von einem Anderen, der sich ein Patent darauf geben ließ, zur wirksamen Ausführung gebracht wurde; er sah sich daher genöthigt, den ursprünglichen Gedanken durch einen anderen zu ersetzen, in welchem er in höchst sinnreicher Weise die sogenannte Sonnen- und Planetenbewegung einführte. Allerdings zeigte sich auch hier, daß man bei Erfindungen die verwickeltste und schwierigste Lösung der Aufgabe zuerst aufzugreifen pflegt. Man durfte nur das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbild nehmen, und nach vielen Beschwerden und Kosten kam man endlich darauf. Doch blieb das Werk auch nach Umwandlung der wechselnden Bewegung in eine drehende noch immer unvollkommen, so lange die Kolbenstange mit dem Hebel der Maschine durch eine Kette verbunden war, die wohl ziehen aber nicht drücken konnte. Durch eine der sinnreichsten Erfindungen, die sich jedoch ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, gelang es ihm, jene Stempelbewegungen immer in senkrechter Richtung geschehen zu lassen, obgleich das Ende des Hebels sich in einem Kreis bewegte. Die Maschine erhielt dadurch zugleich Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen und wurde weit weniger kostspielig, indem sie nicht nur um ein Drittel weniger Kohlen verzehrte als die alte, sondern auch alle Theile kleiner, somit wohlfeiler, hergestellt werden konnten. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auf die verschiedenen Nutzungen der Dampfmaschinen, wie sie von Watt selbst angeregt wurden, und auf die Menge von kleineren Erfindungen eingehen wollten, die seinem schöpferischen Geiste entstammten. Seine von Kindheit auf schwache Gesundheit befestigte sich mit dem zunehmenden Alter, so daß es scheint, die Mühen seines Berufs seien das Stärkungsmittel gewesen, dessen er bedurfte. Er war zweimal verheirathet, das zweite Mal mit einer Dame, die auf strenge Hausordnung hielt und ein Regiment führte, in welches sich der bejahrte Watt mit philosophischem Geiste fügte. „So müssen wir eben gehen," konnte er sagen, wenn auf ihren Befehl der Diener zu einer bestimmten Stunde, gleichviel, welche Freunde er um sich haben mochte, das Licht löschte. Komisch ist es, wie sie ihrem Gemahl, der ein großer Freund des Schnupftabaks war, seine ihr unbequeme Liebhaberei zu beschränken suchte. Wo die verhaßte Mull (hörnerne Dose) sich blicken ließ, mußte sie sich's gefallen lassen, in den sicher verwahrten Porzellanschrank zu wandern. Wohl gelang es nach solchen Raubzügen unserem Philosophen, wenn die gestrenge Dame mit ihrem Lieblingsgeschirr sich zu schaffen machte, gelegentlich hinter ihrem Rücken eine Prise oder wohl gar die Dose selbst wieder zu kapern; aber solche Triumphe waren von kurzer Dauer, weil der Feind ebenso wenig etwas von Gnade, als unser Held etwas von Rache wußte.

Ueber seine Vielseitigkeit spricht sich Walter Scott in seiner Vorrede zum Kloster folgendermaßen aus. „Noch in seinem 82. Jahre beachtete der muntere, liebenswürdige, wohlwollende Greis jede Frage und stellte seine Kenntnisse einem Jeden zur Verfügung. Seine Geistesgaben, sein Wissen, seine Phantasie strömten über, welches Thema man immer anschlagen mochte. Einer der Klubgenossen war ein grundgelehrter Philolog: wohlan, mit ihm sprach er über den Ursprung des Alphabets, als sei er ein Zeitgenosse des Kadmus gewesen; ein Anderer war ein berühmter Kritiker, und diesem mußte er als ein Mann erscheinen, der sich sein Leben lang mit nichts als mit Nationalökonomie und den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte. In den exakten Wissenschaften war er vornweg wie keiner sonst zu Haus. Und doch, Kapitän Clutterbuck, hättet Ihr, wenn er mit Eurem Landsmann T. Cleishbotham sprach, sicherlich darauf geschworen, daß er ein Zeitgenosse Claverhouse's und Burley's gewesen, und daß er jeden Schuß gezählt habe, welchen die Dragoner auf die fliehenden Covenanter abfeuerten. Wir entdeckten dabei, daß ihm auch nicht ein Roman von einigem Werth entgangen, und der hochberühmte und hochbegabte Mann der Wissenschaft ein ebenso eifriger Romanleser war, wie eine angehende Putzmacherin von achtzehn Jahren."

Mit dem Erlöschen des ursprünglichen Patents (1800) ging die Maschinenfabrik vermöge eines neuen Vertrags an Watt's und Boulton's Söhne (James Watt und Robinson Boulton) über; doch ließ unser alter Freund, der sich bis zur Stunde seines Todes eines frischen Geistes erfreute, seinen Genius nicht rasten, sondern beschäftigte sich fort und fort mit neuen Erfindungen, unter denen ihm sein Parallel-Eidograph (eine Maschine, vermittelst welcher er Statuen in beliebig verkleinertem Maßstab kopiren und vervielfältigen konnte) die größte Freude machte. Im Sommer des Jahrs 1819 wurde er von einer anscheinend nur leichten Krankheit befallen; doch erkannte er bald voll Ergebung in einen höheren Willen, daß sein Stündchen gekommen sei. Er starb am 19. August in seinem Landhaus zu Heathfield, unweit Birmingham, 85 Jahre alt, und wurde in der Pfarrkirche von Handsworth neben seinem ihm längst vorangegangenen Associe Boulton beigesetzt. Man hatte ihm einige Jahre vor seinem Tod für den Fall, daß er gegen die Regierung einen dahin bezüglichen Wunsch äußere, die Baronetswürde ertheilen wollen; doch lehnte er nach Einvernahme mit seinem Sohn diese Auszeichnung dankbar ab, zufrieden mit der Anerkennung seiner Zeitgenossen. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu London hatte ihn zu ihrem Mitglied, die französische Akademie zu einem der acht ausländischen Akademiker ernannt. Man hat mehrere Porträte und Büsten von Watt; das bedeutendste Denkmal aber ist eine kolossale

Kette am Gipfel, 2 m Durchmesser. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben.

Im Hochwasser in gefahr.

Nach einer Photographie.

Verlag von Ernst Wasmuth in Berlin.

und 10 m Höhe. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben.

Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben. Die Kette ist 1 m lang, 1 m breit und 1 m hoch. Sie besteht aus Eisenstäben, die 1 m lang sind und 1 m Durchmesser haben.

micciola sich hinanwindende Allee von laubreichen Bäumen verfolgen konnte. Nun begannen die Kerzen durch das Laub zu leuchten: unzählige Flammen, die durch die Dunkelheit wanderten. Rasch verbreitete sich der Lichterglanz und durchströmte die Allee in all' ihren Windungen. Nun unterschied ich die weißen Trachten der Brüderschaften und der Priester, der ernste, feierliche Gesang kam näher, und wurde dann und wann von lärmender Musik und prasselnden Gewehrsalven unterbrochen, was einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervorbrachte.

Endlich hatten die Vorläufer der Prozession mich erreicht, eine unordentliche Schaar von kleinen Knaben, welche Wachskerzen in der Hand trugen. Einige waren so klein, daß sie auf dem Wege getreten worden und zum Rücken ihrer Brüder Zuflucht hatten nehmen müssen; dennoch hielten sie ihre Kerzen muthig in den Händen. Dann folgte die Brüderschaft, dann die Priester, endlich Maria Maddalena mit dem reichen gold'nen Haar.

Welcher Jubel, welcher Lärm, als die Prozession in der kleinen Stadt einzog! Das Rufen und Schießen wollte kein Ende nehmen. In den Gassen wallten die Staub- und Rauchwolken hoch auf gegen den dunklen Himmel, der von tausend Flammen klar erhellt war. Die Piazza hatte inzwischen ihr Aussehen völlig verändert. Die Kirche war durch Guirlanden von Lampen erhellt, die Häuser rings umher waren auf die verschiedenste Weise illuminirt; auch die Zelte und Buden, welche das Fest auf dem Platze hervorgezaubert, hatten ihre Lampen, Kerzen, Lichter und Fackeln. Aber die schönste von allen Festflammen war doch die, welche mit röthlichem Schimmer vom Epomeo herab durch die Nacht strahlte. Der Epomeo, der ausgebrannte Krater mit seinen zwölf vulkanischen Kegeln, dessen höchster 2400 Fuß über dem Meere emporragt, und von dem man eine prachtvolle Aussicht über achtzig Meilen im Umkreis hat, beherbergt einen Eremiten, der heute ebenfalls sein Festfeuer angezündet wie ein klarer Stern, das an dem schwarzblauen Himmel blitzte. Der Abend war sehr schön. Auf der Piazza tummelte sich das bunte Volksleben in freier Luft zwischen den tausenden von Kerzen. Nichts konnte malerischer, phantastischer sein, als diese Gestalten in den prächtigen Gruppen. Schreien, Lachen, Singen und der Klang des Tamburins mischte sich zu einem chaotischen Lärm. Hier freute man sich eines zufälligen Begegnens auf herzliche Weise; dort wurde ein Streit mit scharfen Worten und heftigen Geberden ausgefochten; hier wurde gehandelt, wurden Waaren geprüft; dort sammelte ein Mönch Almosen für die Seelen im Fegfeuer; in einer schattigen Ecke hielt ein Liebespärchen sein Rendezvous. Hier wurden Kuchen und Heilige, dort Kastanien, Feigen und Wassermelonen verkauft; rings umher wurden Maiskolben auf Kohlen geröstet; Limonade- und Eisverkäufer drängten sich durch die Menge und priesen ihre Waare an. Wie hübsch die Mädchen den Mund spitzten, um das letzende Naß aus den kleinen Gläsern zu schlürfen! Fremde Damen, die das Fest mitmachen wollten, ohne sich unter den sogenannten Pöbel zu mischen, ließen sich von Eseln und Maulthieren umhertragen. F—t! da stieg eine Rakete in die Luft. Ein lauter Jubelruf begleitet sie. Jetzt fällt der Stab nieder. Jeder glaubt sie im Kopfe zu haben; das ist ein Gedränge und eine Verwirrung, die einen Augenblick unauflöslich sind. Die Rakete war das Signal, daß das Feuerwerk beginne. Ein Feuerregen, der die ganze Piazza mit Funken überströmt, endigt das Fest.

Die deutschen Landsknechte.

Von A. von Eye.

(Schluß.)

Die innere und äußere Verfassung der „frommen Landsknechte" beruhte durchaus auf dem Rechte des freien Mannes. Von einer Konskription im heutigen Sinne war damals keine Rede. Das Unwesen der Werbung, wie es im 18. Jahrhundert zur Schmach unseres Namens auf dem Lande lastete, würde dem ungebeugten Sinne der Reformationszeit unerträglich erschienen sein. Wir würden auch sehr irren, wollten wir annehmen, daß jene Fähnlein, die ein Jahrhundert lang die Throne Europas so mächtig erschütterten oder stützten, wie es früher nur das Ritterthum gethan, aus losem Gesindel zusammengesetzt worden. Leicht hatte der Ritter, der seine Fehden meistens aus dem Hinterhalte führte, die nöthige Handvoll Knechte aus Busch und Feld zusammengerafft; als aber der Krieg mehr und mehr von der kleinen in die große Hand überging und das offene Feld betrat, bedurfte es größerer Umstände, um die nöthige Mannschaft aufzutreiben. Wenn böse Zeitläufte einen Fürsten nöthigten, zu einem Heereszuge Landsknechte zusammenzubringen, wandte er sich an einen der bekanntesten Kriegsobersten, nahm diesen durch einen Bestallungsbrief in seine Dienste, und ertheilte ihm durch ein offenes Patent die Vollmacht ein „Regiment" aufzurichten. Regiment hatte damals nicht bloß die Bedeutung einer der Zahl nach bedingten und geschlossenen Truppenmacht, sondern es wurde zugleich die rechtliche Verfassung darunter verstanden, mit welcher eine Schaar freiwilliger Adels-, Bürgers- oder Bauersleute zum Zweck, die Sache eines Kriegsherrn zu verfechten, doch zunächst unter Verfügung ihres bestimmten Feldobersten zusammentrat. Von vornherein wurde die Zeit des Dienstes, die Größe des Soldes und der Sammelplatz für die Angeworbenen festgesetzt. Der Oberst beschickte sofort die ihm befreundeten Hauptleute, die wiederum das Land durchziehen und aller Orten das Werbepatent mit Trommelschlag „umschlagen" ließen. Da strömte dann aus den verarmten Ahnensälen, aus Werkstätten und vom Pfluge zusammen, was in einem „ehrlichen Kriegszuge" freiere Bewegung und größeren Lohn zu suchen Lust hatte. Anführer, deren Namen guten Klang hatten, brachten gewöhnlich in kurzer Zeit die bedungene Anzahl von Kämpfern zusammen. Oft ging auch eine bereits gesammelte und im Kriege beschäftigt gewesene Schaar vom Dienste des Einen in den des Andern über, doch stets durch freiwilligen Vertrag. Wem man die bewehrte Hand lieh, darüber machte man sich geringes Gewissen, und bei der unsäglichen Zerfahrenheit alles politischen Lebens, bei dem Mangel eines allgemeinen Vaterlandsgefühls, der damals noch größer war als heute, konnte man den leichtlebenden Gesellen kein so großes Verbrechen daraus machen, wenn sie über dem Vortheil des Einzelnen das Wohl des Ganzen zu Grunde richten halfen. Schon damals bot die arglistige Bereitwilligkeit der Nachbarn jenseits des Rheins deutschen Fürsten, Edlen und Bürgern immer die Hand, so oft sie Verkümmerung geistiger und politischer Freiheit von hochstrebenden Kaisern besorgten, und so konnte es geschehen, daß die tapfersten Streiter des Vaterlandes von Sebastian Schärtlin's Tagen bis auf Bernhard von Wanner Gut und Blut der französischen Verstellung verkauften, daß ein Stück des Vaterlandes nach dem anderen dem Reichsverbande entfremdet wurde, und die Kathedrale von Paris und die Waffenkammern Frankreichs sich mit Siegeszeichen füllten, welche Deutsche dem deutschen Blute abgerungen hatten!

Wer sich wollte anwerben lassen, mußte über Heimat und Herkunft Bescheid geben, mit anständiger Kleidung, ziemlicher Wehr, und wenn möglich mit einigem Unterhalt versehen eintreten. Die Namen der Geworbenen wurden in die „Musterrolle" geschrieben, und Jeder erhielt ein Handgeld mit der Weisung, sich zur bestimmten Zeit auf dem „Musterplatze" einzufinden. War die Mannschaft beisammen, so ward nach Landsknechtsbrauch auf freiem Felde ein Thor von zwei Spießen erbaut, deren Spitzen ein dritter querliegender verband. Hier erschien der Oberst als Musterherr zu Pferde; sein Schreiber saß vor der Pforte an einem Tische. Ein Hauptmann nach dem andern führte seine Leute durch die Spieße vor. Jeder Landsknecht wurde hier, na-

mentlich in Bezug auf seine Rüstung, einer genauen Prüfung unterzogen, und der, bei welchem ein bedeutender Makel sich fand, ward ausgeschlossen. Streng verpönt war, unter fremdem Namen oder mit geliehener Rüstung sich einzuschleichen. Nach abgehaltener Prüfung ließ der Kriegsoberst die Knechte Treue schwören und ihnen den Artikelbrief vorlesen. Hauptpunkte desselben waren: dem kriegführenden Herrn, Kaiser oder Fürsten, getreu zu dienen; dem verordneten Obersten, seinen Hauptleuten und Aemtern willig zu gehorsamen; Gott und seine Heiligen nicht zu lästern; Kirchen, Priester, Frauen und alte Leute zu schonen; bei verzögerter Auszahlung des Soldes keine Dienstesleistung zu verweigern; nach gewonnener Schlacht oder Eroberung einer Stadt sich regelloser Plünderung zu enthalten; dem Profos und Nachrichter bei ihren Arbeiten Freiheit zu lassen u. s. w.

Nach Verlesung des Artikelbriefes schritt man zur weiteren Einrichtung des Haufens. Die verschiedenen Aemter, Stellvertreter (Locotenanten, Lieutenants), Kapläne, Schreiber, Feldscheerer u. s. w. wurden bestellt und eingeführt. Die unteren Aemter, Waibel, Rottmeister u. a. hatten die Landsknechte das Recht, selber aus sich zu wählen. Zu Fähnrichen wurden immer die stärksten und tapfersten Leute genommen. Sie mußten schwören, bei ihrer Fahne Leib und Leben zu lassen. Paul Jovius berichtet, wie er einen deutschen Landsknecht auf italienischem Felde liegen sah, dem die rechte Hand abgehauen, die linke verstümmelt war, und der seine Fahne mit den Zähnen gepackt hatte. Die Fahnen waren groß, und wurden an kurzem Stiele geschwungen.

Der gemeine Landsknecht bekam monatlich vier Gulden Sold; wer eine vollständigere Rüstung hatte, das Doppelte; daher der Ausdruck Doppelsöldner, welche eine eigene Abtheilung bildeten. Nach jeder gewonnenen Schlacht begann ein neuer Monat. — Nur der Oberst erschien zu Pferde, alles Andere zog und focht zu Fuß. Das Handgemenge war das Hauptspiel in der Kriegführung der Landsknechte, ihre eigentliche Waffe das kurze, breite Schwert, die Hellebarde und der achtzehn Fuß lange Spieß. Das erstere brauchten sie im Kampfe mit dem feindlichen Fußvolke, die zweite hauptsächlich gegen die geharnischten Reiter, den dritten bei Aufstellung des sogenannten Igels, der, ähnlich der mazedonischen Phalanx, einen undurchdringlichen Wald starrender Spitzen bot.

Das Feuergewehr, damals noch die unhandliche Luntenbüchse, drang erst allmälig bei den Landsknechten ein. Es ist keine geschichtlich ganz gerechtfertigte Ansicht, daß das Ritterthum durch das Aufkommen der Feuerwaffen und den allgemeiner werdenden Gebrauch des Schießpulvers, das dem persönlichen Muthe allen Werth nahm, zu Grunde gegangen sei. Dieß Ritterthum hatte als historische Erscheinung sich längst überlebt und den Boden geräumt, als Bürgerthum und Landsknechtswesen denselben in Besitz nahmen. Dieses letztere ging bereits wieder einer Umgestaltung entgegen, als die Feuerwaffe begann darin recht heimisch zu werden. Zur Zeit Kaiser Karl's V., unter welchem das Landsknechtswesen seine höchste Blüte erreichte, befanden sich durchschnittlich fünfzig Hackenschützen bei jedem Fähnlein.

Von einer Tracht der Landsknechte im engeren Sinn kann nicht die Rede sein, noch weniger von einer Uniformirung derselben. Sie trugen die gewöhnliche bürgerliche Kleidung, im Anfange des Jahrhunderts ein auf der Brust weit ausgeschnittenes Wamms mit kurzen, eng anliegenden Schößen, anschließende Beinkleider, Schuhe und Barett oder Hut mit Federn. Die Farben wurden so hell und leuchtend wie möglich gewählt, oft ungleich über den Körper vertheilt, so daß z. B. das eine Bein roth, das andere blau war, ein gelbes Wamms einen schwarzen Aermel hatte, Streifen oder andere Verzierungen den einen Schenkel bedeckten, während der andere ohne Schmuck blieb. Die wesentlichen Bestandtheile blieben das ganze Jahrhundert hindurch dieselben, nur folgten sie im Schnitt der Mode, die damals nicht weniger rasch und launig war wie heute. Um die Mitte des Jahrhunderts kamen die zerschlitzten Kleider, die bauschenden Wämser und die sogenannten Pluderhosen auf; zu denen oft viele Ellen Zeuges verwendet wurden. Die Gestaltung derselben war so mannigfaltig, daß die Beschreibung kaum nachkommen kann; niemals hatte Schneiderwitz in der Welt ein so weites Feld, sich zu ergehen, gewonnen, wie damals. Zuviel indeß hat man den Landsknechten zugestanden, wenn man sie als Tonangeber in der Mode hat gelten lassen wollen. Wie sich denken läßt, ging dieses lose, phantastische Völklein, das nur dem Augenblick lebte, wie in Allem, gleich zu den äußersten Grenzen und machte die ausschweifendsten Moden sogleich zu den seinigen. Bei seiner umherziehenden Lebensweise konnte es in einer Zeit, wo es noch keine Journale gab, zur schnelleren Verbreitung der Moden beitragen. Mehr Einfluß auf dieselben kann man ihm wohl nicht zugestehen. — Wurde dafür gesorgt, daß die Landsknechte anständig gekleidet in den Dienst eintraten, so erschienen sie im Verlaufe des Feldzuges gewöhnlich bald abgerissen und entblößt; nach glücklicher Beendigung eines solchen, wenn sie viele Beute gemacht hatten, traten sie wie die Herren auf. Einige Hofjunker beklagten sich einst bei Kaiser Maximilian und verlangten, daß er den Landsknechten die übermäßige Kleiderpracht verbieten solle. Aber der vernünftige Fürst erwiederte lachend: „Ach, was ist das für eine närrische Bekümmerniß! Gönnt ihnen doch für ihr mühselig und kümmerlich Leben, dessen Endschaft sie stündlich gewärtig sein müssen, ein wenig Freude und Ergötzlichkeit. Sie müssen oft, wenn ihr dahinten steht, voran die Köpfe zerstoßen. Es ist der Speck auf der Falle, damit man solche Mäuse fangt. Seid zufrieden und lasset sie machen. Wenn diese Hoffart aufspringt, wagen sie gemeiniglich all' ihr Gut, und es währt nicht länger, als von der Vesper bis die Hühner auffliegen."

Wer statt der Kopfbedeckung von Sammet oder Filz eine eiserne erlangen konnte, besaß ein Stück, das nicht wenig zu seinem Ansehen beitrug. Ebenso erwünscht erschienen Brustharnisch, Krebs und Schienen für Oberarm und Schenkel. Gegen Ende des Jahrhunderts galten diese Waffenstücke mehr als unentbehrliche Rüstungstheile.

Die Kriegskunst war bei den Landsknechten noch in der Kindheit; erst Gustaph Adolph und Wallenstein erhoben diese auf eine höhere Stufe. Persönliche Tapferkeit entschied trotz der Feuerwaffen beim bürgerlichen Fußvolke noch so gut das Loos der Schlachten, wie früher bei den adeligen Reitern. Wer erst mit Beginn des Krieges angeworben wurde, fand natürlich nicht mehr Zeit sich einzuexerziren. Gemeine und Hauptleute machten auf dem Schlachtfelde in voller Aktion ihre Studien. Das Exerziren, „Trillen" genannt, kam erst gegen Ende des Jahrhunderts in geregelte Aufnahme und fand bis zum dreißigjährigen Kriege eine systematische Ausbildung.

In der Schlachtordnung der Landsknechte zog voran der sogenannte „verlorene Hauf", der den ersten Stoß entweder zu geben oder zu empfangen und den späteren Sieg mit dem ersten Blute zu bezahlen hatte. Die dazu verordnete Mannschaft ward entweder durch das Loos gewählt oder wechselte mit der übrigen der Reihe nach. Dann zog mit wuchtigem Sturmschritt der „helle Hauf" im geschlossenen Viereck undurchbrechbar in einander verschränkt, rings von Spießen und Hellebardenspitzen umstarrt, von den flatternden Fahnen überragt. Auf den Seiten gingen die Hackenschützen, erst in späteren Zeiten zu besonderen Haufen zusammengestellt. Nach damaligen Ansprüchen auf Tapferkeit mußte der Oberst voran seinen „Kindern" den Weg bahnen. So sah man in siebenundzwanzig Schlachten Georg von Frundsberg vor den Reihen der Seinigen sein Schwert führen, bei seinem schweren Leibe jedesmal tief aufathmend, wenn er es auf den Feind gesenkt hatte, wie die Axt auf die knorrige Eiche. Keineswegs war auch die Romantik des Mittelalters so weit geschwunden, daß nicht die feindlichen Führer sich oft zum Einzelkampfe gefordert hätten.

So treffliche Dienste aber die Landsknechte im Kriege leisteten, so verhängnißvoll war ihre Existenz in Friedenszeiten. Ohne ersparten Sold, der Arbeit entwöhnt, zogen sie bettelnd und raubend umher, gefürchtet und gemieden von Denen, die sie nähren mußten, ungebührlich geschont oft von Denen, die sie einmal wieder brauchen konnten. Sich selbst zwar nannten die Landsknechte die „Frommen", aber sie waren dieses nur im Sinne ihrer Zeit: treu, stark, tapfer. Der Zeitgenossen Klagen über das Unwesen der Landsknechte finden keine Grenzen. Hans Sachs verfaßte ein Gedicht, in welchem er darthut, warum der Teufel keinen Landsknecht mehr in die Hölle aufnimmt; Sebastian Frank nennt sie in seiner Chronik ein unchristlich, verdorben Volk, dessen Handwerk ist: Hauen, Stechen, Rauben, Brennen, Spielen u. s. w. Doch ist dem gegenüber nicht zu verschweigen, daß fremde Kriegsvölker, namentlich die Spanier, welche Karl V. mit nach Deutschland brachte, viel ärger hausten, als es je von den deutschen Knechten gesagt worden.

In Kriegszeiten war die Zucht unter den Landsknechten eine strenge; furchtbare Strafen waren bestimmt, sie von Vergehungen abzuschrecken, die nicht allein in der Insubordination gefunden wurden. Der Profos handhabte die Polizei und machte den öffentlichen Ankläger und Urtheilsvollstrecker. Sein Gehülfe war der Stockmeister, der mit seinen Knechten ihn im Einfangen von Verbrechern unterstützen mußte; ferner der Nachrichter, gemeiniglich Freimann genannt. Der Schultheiß verwaltete die Rechtspflege und hatte zu diesem Zwecke den Gerichtswaibel, den Gerichtsschreiber und zwölf Beisitzer unter und neben sich. Bei der gelösten bürgerlichen Stellung der Landsknechte konnten ihre Rechts-

Die deutschen Landsknechte: Die Musterung. (S. 54.)

händel nie wohl verwickelt sein, und wurden immer kurzer Hand entschieden. Desto mehr Umstände machte man bei peinlichen Gerichtsverhandlungen. Sie wurden immer öffentlich, auf einem von Schranken umfaßten Platze abgehalten. Innerhalb der Schranken saßen auch Hauptleute, Fähnriche und Waibel. Der Schultheiß eröffnete mit einer Anrede die Versammlung. Der Artikelbrief, d. h. die Gesetzverfassung des Regiments ward verlesen und von Neuem beschworen. Der Profos trat als Ankläger auf, er und der Angeklagte erhielten Fürsprecher. Es konnte Aufschub gegeben werden, doch durften mehr als drei Gerichtstage nicht gehalten werden. Bei manchen Regimentern hatte die ganze Gemeinde der Landsknechte das Recht, sich zusammenrufen und die Frage vorlegen zu lassen, ob das bevorstehende Gericht gehalten werden sollte. Ward der Angeklagte für schuldig befunden, zerbrach der Schultheiß über ihm den Stab und übergab ihn dem Profosen, dieser aber, wenn Ersterer am Leben gestraft werden sollte, dem Nachrichter. Hatte die ganze Gemeinde mit entschieden, so vollzog sie auch die Strafe. Zwei Reihen Landsknechte stellten sich, drei Glieder hoch, einander gegenüber und bildeten eine Gasse. Der Verurtheilte beichtete, ward ermahnt, sich tapfer und unverzagt zu benehmen, und in die Gasse geführt. Hier fiel er durch die Waffen seiner Kameraden. Nach vollstrecktem Urtheil knieten die Knechte nieder und sprachen ein Gebet; dann umgingen sie dreimal die Leiche und empfingen den Dank des Profosen für die „ehrliche Regimentshaltung und Führung". Die Feldobersten besaßen eine fast unumschränkte Gewalt, und verloren ihr Ansehen nur, wenn sie zu lange außer Stande waren den Sold zu zahlen.

Ein Künſtlergrab.

Von

Erwin Stein.

Die Auffindung von Raphael's Grabmal.

Im September des Jahres 1853 gruben in Gegenwart der Congregation dei Virtuoſi, der Academie von San Lucca und der Kommiſſion für Alterthümer und ſchöne Künſte einige Arbeiter in der Kapelle der Rotonda oder des Pantheon unter dem Altare der heiligen Jungfrau eine Oeffnung, und fanden eine Mauer in der Länge eines menſchlichen Körpers. Bis zu einer Tiefe von anderthalb Fuß ſtieß man auf nichts. Aber noch tiefer entdeckte man die Reſte einer Todtenkiſte und ein ganzes Skelett. Auf den Trümmern des Sarges, der aus Pinienholz beſtand, bemerkte man die Spuren von Malereien, die den Deckel geſchmückt. Unter den Gebeinen war eine Stelletta von Eiſen, Kugeln, Ringe von Metall und Knöpfe eines Kleides. Nach den genauen Angaben Vaſari's, in ſeiner Lebensbeſchreibung Raphael's und Lorenzetto's, war dieß Skelett kein anderes als das des großen Raphael. Die Stelletta war der

Sporn, mit dem Leo X. den unsterblichen Künstler ausgezeichnet. Der Baron Trasmondi, Professor der Chirurgie an der Universität, untersuchte die Gebeine und bestimmte Geschlecht und Wuchs. Die Zähne waren sehr schön und wohl erhalten.

Am Abend des 18. Oktobers bestattete man auf's Neue mit großer Feierlichkeit die sterblichen Reste Raphael's in derselben Kapelle unter dem Altar, welchen die von Lorenzo Lotti geschaffene Statue der Madonna del Sasso ziert. Diese Ueberreste wurden in einen bleiernen Sarg gelegt, der in einen Marmorsarkophag des Vatikanmuseums gestellt wurde. Die Arkade des Grabmals wurde vermauert und gesiegelt.

Der Baron Camucini, ein deutscher Künstler, und Horace Vernet, welche diesem Akte anwohnten, nahmen Bilder davon auf; keines ist indeß weiter verbreitet worden. Wir haben das Bild Vernet's in der kaiserlichen Bibliothek in Paris in einer Lithographie gefunden, und den interessanten Akt den Lesern dieser Blätter mitzutheilen nicht versäumen wollen.

Ein „Carl Moor".

Novelle von Siegfried Kapper.

(Schluß.)

Herr Kautz seinerseits erwiederte die Ehre des Empfangs mit einer schmetternden Begrüßungsfanfare, die eines seiner Mitglieder auf der mitgebrachten Feldtrompete und der türkischen Trommel ausführte, ließ sein Arsenal an's Land bringen und machte sich unverzüglich den steilen Kaleh-Meidan hinan, um den in der Festung kommandirenden Generalen in corpore mit seiner ganzen Gesellschaft die respektschuldigste Aufwartung zu machen, und das Geleitschreiben Hochseiner Excellenz des Herrn Generalissimus zu Füßen zu legen.

Auch die Aufnahme, die dem Kautz'schen Ehe- und Künstlerpaare von dieser Seite ward, zumal Madame Kautz nicht ermangelte, in einer längern, von ihrem Herrn Gemahl gedichteten Begrüßungsallokution, in welcher die Reime „Lorbeerreis" und „Siegespreis", „Waffentanz" und „Ruhmesglanz", „Musen" und „Busen" Schlag auf Schlag auf einander eindonnerten, sich und die Ihren in den hohen Schutz des kriegerischen Mäzen vertrauensvollst zu befehlen, war eine höchst ehrenvolle. Der General, nachdem er von dem Schreiben Einsicht genommen, geruhte in huldvoller Herablassung sich sofort nach den Namen der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft und nach den „Theaterstücken" zu erkundigen, welche aufzuführen sie im Sinne hätten, und war sehr zufrieden, voran unter diesen auch „die Räuber" nennen zu hören, eine „mordialische Komödie", von der er bereits vernommen, daß sie einem das Herz im Leibe umdrehen muß. Hierauf beauftragte er seinen Adjutanten, für die „Bequartierung der eingerückten Truppe" zu sorgen und auch darauf zu sehen, daß sie eine anständige „Stellage" zur bequemen Exekution ihrer Produktionen angewiesen bekomme. Ein Glas Wein, das er darauf einem jeden von der Gesellschaft reichen ließ, endigte die Audienz.

Für die „Bequartierung" war bald gesorgt. Das leerstehende Haus eines geflüchteten frommen Hadschi mit seinem Harem, seinen halbdunklen Kämmerchen, seinem Garten und seinem Kiosk hatte Raum genug, um die ganze Gesellschaft in sich aufzunehmen. Außer in seiner Phantasie hatte Herr Kautz sein Lebtag nicht so gewohnt, nicht einmal auf seiner Bühne, wenn er den „Sultan Saladin" spielte. Madame Kautz schwelgte in Entzücken über den reizenden Kiosk, nicht ohne die bedeutungsvollsten Seitenblicke auf „Waldemar". Dieser, zum Zeichen seiner Befriedigung, weihte die neue Behausung durch einige höchst kunstreiche Streckungen und Gliederverrenkungen ein, die er auf den an die Wände umher gereihten Divans unverzüglich aufführte. Die Andern brachten das langentbehrte Behagen, das sie empfanden, auf ähnliche Weise zum Ausdruck. Nur Herr Paresini war eine geraume Weile nirgends zu sehen. Er hatte sich in eines der dunklen Kämmerchen zurückgezogen und dachte da still trauernd eines eben solchen, das ihm einst so theuer gewesen.

Auch ein passender Platz für die „Stellage" war bald gefunden, und zwar unmittelbar in der Nähe des Palastes, den der edle Ritter Prinz Eugenius sich einst hier erbauen lassen. Eine geräumige, zu einem Militärmagazin umgewandelte Moschee, die hier stand, wurde ausgeräumt, und ein Dutzend Regimentszimmerleute auf speziellen Befehl des Kommandanten-Generals aufgeboten, um in ihr den Angaben des Herrn „Direkteurs" gemäß binnen kürzester Frist die verheißene „anständige Stellage" zusammenzunageln.

Nach zwei Tagen schon konnte Herr Kautz seine gemalten Wildnisse und Gärten darin entfalten, seine Courtine, die einen lorbeerbekränzten Musenreigen vorstellte, davor hängen, vor diese seine fünf Talglampen hinsetzen, und für den folgenden Tag die erste Vorstellung ankündigen.

Er wählte dazu selbstverständlich Schiller's „mordialisches" Jugendstück, nicht ohne dasselbe bei dessen Verkündigung durch eine lobpreisende Auseinandersetzung dem hochkunstsinnigen Publiko vorher gehörig anzurühmen und gleichzeitig zur Kenntniß zu bringen, daß das „Meisterwerk deutscher Dichtkunst" nicht nur durch lauter „Künstler ersten Ranges" vorgestellt werden werde, sondern daß der kommandirende Herr General zur Verherrlichung desselben auch noch geruht haben, ihm aus der hochlöblichen Garnison einige „wirkliche Räuber" und aus dem kaiserlich königlichen Fuhrwesenskorps einige „wirkliche Rosse" zur Verfügung zu stellen.

Wie Herr Kautz es in der Wirklichkeit angefangen, die gestaltenreiche und stürmisch bewegte Tragödie seinem Belgrader Publiko auch nur viertelwegs zur Anschauung zu bringen, darüber sind wir leider ohne nähere Nachrichten. Eine einzige Kunde darüber, der wir in der deutschen Kunstgeschichte begegnen, ist eine wortkarge Notiz im „Journal des Luxus und der Moden" von Bertuch und Kraus (Jahrgang 1791, Juliheft, S. 336), die weiter nichts besagt, als daß die Kautz'sche Gesellschaft im Sommer 1790 das erste deutsche Schauspiel zu Belgrad vorgestellt habe, und was Hans Patera in seiner Erinnerung an dieß merkwürdige Ereigniß uns aufbewahrt, ist nicht viel mehr, als daß er selbst den „Carl Moor", der Schneider Vilmos den „Franz" gegeben, daß Madame Kautz außer der „Amalia" auch noch den „Kosinski" gespielt, und daß die durchwegs militärische Zuhörerschaft bei aller Illusionswillfährigkeit, mit welcher sie sich dieß und noch mehr gefallen ließ, zu verschiedenen Malen eines schallenden, ganz und gar aus der Rolle eines anständigen Publikums fallenden Gelächters des Protestes sich denn doch nicht zu enthalten vermochte, wie z. B. als Madame Kautz mit den Worten „Männer such' ich, Männer!" die sie mit großem Feuer vortrug, dem verehrungswürdigen Publikum sich als junger polnischer Räuberkandidat introduzirte.

Der Beifall indeß, den das „mordialische Stück" Herrn Kautz und den Seinen eintrug, war ein außerordentlicher. Ob es diesen Succeß der bewältigenden Sturm- und Drangkraft zu verdanken hatte, die es durchschwillt und selbst durch Mißgriffe, Verstümmelung und Entstellung nicht völlig gelähmt werden konnte, ob der Darstellung durch so „ausgezeichnete Kräfte"? Es wird dieß so ziemlich zu jenen Fragen der Geschichte des deutschen Theaters gehören, deren Schicksal ist ewig unentschieden zu bleiben, und es wird wohl am besten sein, die Bürgschaft unseres dabei mitbetheiligten Freundes dafür gelten zu lassen, daß Beides gleichmäßig dazu beitrug. Madame Kautz wenigstens, wie er nach so langen Jahren noch mit Rührung sich dessen ganz wohl erinnerte, hatte weder an Händeringen noch an Thränen es fehlen lassen. Ja sie vergoß deren mit einer Verschwendung, als sollte sie nie weiter etwas zu beweinen haben, so daß man die Arme regelmäßig nach jeder Vorstellung hinter den Coulissen halb ohnmächtig an die Brust „Waldemar's" gesunken fand. Dieser dagegen schoß die grimmigsten Blicke umher,

deren sein schwarzglühendes Auge fähig war, verschränkte Arme und Beine auf die fürchterlichste Weise und schrie so gewaltig, daß er regelmäßig nach seinem ersten Auftritte schon stockheiser war. Hans Patera selbst sagte seinen „Carl" so schön und ohne den mindesten Absatz her, „wie das Vaterunser," wobei ihm freilich ganz besonders wohl zu statten kam, daß er aus dem Schicksale Carl's eine große Aehnlichkeit mit seinem eigenen auf's Lebhafteste herausempfand, und bei Amalia immer an Ilka dachte. Er war nach dem ersten Abend schon der erklärte Günstling aller Grenadiere, und ein kunstsinniger Kompagnieschuster, Böhme von Geburt, der neben dem, daß er das Schuhwerk seiner Kameraden in Zucht und Ordnung hielt, sich auch zur Aufgabe gemacht hatte, die Physiognomie derselben in schlechten Wachsbildern zu verewigen, begeisterte sich für ihn so sehr, daß er ihn auf gleiche Weise im Kostüme „Carl Moor's" porträtirte und das Bild als Merkmal seiner Verehrung ihm zum Geschenk machte. Was Wunder dann auch, daß das Stück achtmal wiederholt werden mußte, und zwar zuletzt auf besonderes Verlangen ganz appart für die Garnison von Semendria, aus der Offiziere und Mannschaften eigens zu dem Zwecke, um sich die Herzen im Leibe einmal recht gründlich umdrehen zu lassen, zu Hunderten herangezogen kamen.

Für die Finanzen der Kautz'schen Ehe- und Kunstgenossen waren diese Erfolge von äußerst wohlthätigem Einfluß. Ja, es trat sogar der seit unvordenklicher Zeit nicht mehr erhörte Fall ein, daß Herr Kautz sich herbeiließ, den Mitgliedern seiner Gesellschaft eine Abzahlung auf die Gagerückstände zu machen, die sie meist schon vom ersten Tage ihres Engagements bei ihm zu Gute stehen hatten. Hermann Patera erlebte bei dieser Gelegenheit das von allen Uebrigen beneidete Glück, einen blanken Theresienthaler in seine Hände gleiten zu lassen. Es war dieß der erste, er sollte auch der einzige und letzte Ehrenlohn seiner Künstlerlaufbahn bleiben!

Es war eines schönen Abends gegen Ende Juli, und Herr Kautz hatte eben mit eigener Hand die Courtine mit dem bekränzten Musenreigen emporgezogen, um es auch einmal mit dem „Grafen Waltron" zu versuchen, als, just da das Stück beginnen sollte, im vollgepropften Zuschauerraume eine verhängnißvolle Bewegung sich bemerkbar machte. Eine Ordonnanz machte mit beiden Ellenbogen durch die Menge sich Platz, und überreichte dem Herrn Festungskommandanten, der vorn in der ersten Reihe saß, ein schwarzversiegeltes Schreiben. Er gebot Herrn Kautz, der eben die erste Szene loslassen wollte, mit einer strengen Handbewegung zu schweigen, erbrach den Brief, überflog ihn, ließ die Arme sinken und verkündete dann dem athemlos harrenden Publikum mit thränenbebender Stimme: „Der große Loudon ist todt! Der Eroberer von Belgrad ist am 17. dieses Monats auf seinem Schlosse zu Neutitschen gestorben. Die ganze Armee legt auf Befehl Seiner kaiserlichen Majestät um ihn Trauer an . . . !" Die Courtine mit dem bekränzten Musenreigen sank langsam nieder, das Publikum, tieferschüttert, verlor sich schweigend aus dem Zuschauerraum, um ihn für's Erste während der ganzen Trauerzeit um den geliebten Feldherrn nicht wieder zu betreten.

Das war ein harter Schlag, den die Erfolge einer Trauer-Allegorie, die Herr Kautz auf den Tod des Gefeierten augenblicklich dichtete und sofort auch produzirte, lange nicht aufzuwiegen vermochten. Ein zweiter sollte ihm gleich auf der Ferse folgen. Nur wenige Tage darauf nämlich, als Herr Kautz, um gleich nach beendeter Trauer vor sein geehrtes Publikum mit einer neuen großartigen Ueberraschung hintreten zu können, die Seinen wieder einmal um sich versammelte, um die Vertheilung der Rollen zu einem neuen Stücke des Herrn Schiller, genannt „Kabale und Liebe", von dem ihm der kollegiale Chef einer andern wandernden Truppe soeben eine Abschrift hatte zukommen lassen, unter ihnen vorzunehmen, fand es sich, daß Herr Waldemar, dem er die Rolle des „Kalb" zugedacht, es vorgezogen, die des „Deserteurs aus Liebe" zu spielen. Er war, seiner Vorbeugungstheorie getreu, in Nacht und Nebel auf- und davongegangen, dießmal mit einer schönen Landsmännin, und notifizirte dieß dem entsetzten Direkteur zugleich mit dem Entschlusse, nun endlich einen „soliden" Lebenswandel ergreifen zu wollen, von Semlin aus durch die Post, — ein schmählicher Verrath zugleich und eine Affronte, über welche Madame Kautz ihre tiefste sittliche Entrüstung auf's Rückhaltloseste kund zu geben und hierauf in eine halbstündige Ohnmacht zu fallen nicht umhin konnte. Ohne „Kalb" aber gab es keine „Kabale und Liebe" und ohne „Franz" auch keine „Räuber" mehr.

Man versuchte es nun mit Lückenbüßern, kleinen Rührstücken, Lustspielen, Possen. Alles wollte nicht verfangen. Die Kämpen der Türkentriege, die eisenfresserischen Lagerlumpane eines Lascy, eines Hadik und zuletzt eines schlachtengewaltigen Loudon, verwöhnt durch die „mordialische" Kost des Herrn Schiller, mochten den süßlichen und zahmen Hauskomödien, in denen nur lauter Tugend gepredigt und Sittsamkeit gefeiert wurde, und gar nicht ein bischen Bosheit, Temperament und Passion vorkam, keinen Geschmack abgewinnen. Man spielte vor leeren Bänken.

Es waren böse Tage, die nun folgten. In den Finanzen des Herrn Kautz machte die gewohnte Ebbe sich wieder fühlbar. Der schöne Kiosk hatte für Madame Kautz allen Reiz schon seit längst verloren, und das herrliche Wohnen in den üppigen Gemächern des frommen Hadschi verlor ihn nun auch für ihren sorgenbekümmerten Gemahl. Vergebens nahm der brave Kommandant-General die Gesellschaft unter seine besondere Protektion, indem er seine Offiziere gewissermaßen moralisch dadurch zum Theaterbesuche zu zwingen versuchte, indem er zwei- oder dreimal, ungeachtet die Bänke rings um ihn ganz leer standen, für seine Person allein aufspielen ließ. Es wollte sich nun einmal nicht wieder machen. Am Ende sah der brave General, um das Schlimmste hintanzuhalten, keinen andern Ausweg, als die Truppe, bis andere Mittel und Wege gefunden sein würden, förmlich in seinen eigenen Sold zu nehmen, ein Sold, der freilich in nicht mehr bestand, als daß er unter seine Schützlinge eine Zeit lang die Musketierlöhnung von — vier Kreuzern täglich nebst der üblichen militärischen Brodportion austheilen ließ.

Die andern Mittel und Wege indeß fanden sich nun zwar nicht. Dafür aber rückte eines schönen Morgens um die Mitte September die ganze Garnison von Belgrad auf den großen Kaleh-Meidan en pleine parade aus, und der brave Kommandant-General der Festung, von Seiner Majestät dem Kaiser zum General-Feldzeugmeister avancirt und nach Wien berufen, nahm, umgeben von seinem Stabe und unter dem Wirbel des großen Generalmarsches von den versammelten Truppen feierlichen Abschied.

Der unmittelbare Rückschlag dieser Parade auf das Geschick der Kautz'schen Ehe- und Kunstgenossen war ein ebenso niederschmetternder, als die Veranlassung zu ihr selbst eine höchst erfreuliche, dem braven Kommandanten allgemein herzlich gegönnte. Auch mit den vier Kreuzern und den Brodrationen hatte es nun sein Ende. An eine Wendung zum Bessern war nicht zu denken, der Herbst stand vor der Thür, und sie sahen, wie mit Einem Schlage, sich wieder einmal von ihrer ganzen Gesellschaft auf's Trockene gesetzt. Welchen Beruf auch konnten all' diese „ausgezeichneten Künstler" in sich fühlen, nach diesem Umschwung der Dinge an dieser Stätte lohnlosen Strebens noch länger auszuharren? Sollten sie ihre kostbare Zeit und ihre unschätzbaren Talente etwa noch weiter an die mehr als zweifelhafte Mission setzen, dem deutschen Theater im Lande der Spahi's, Hadschi's und Janitscharen eine neue Domäne zu erobern? Ein solches Opfer konnte die deutsche Kunst unmöglich von ihnen verlangen. Die Strahlheim's und die Lydia's hatten daher in den Schutz einiger menschenfreundlichen Offiziere sich geflüchtet, und die Saldern und die Bertomi's in einem vom Ufer gelösten Kahne, den Tumult der Parade benützend, den bedrohlichen Zudringlichkeiten einiger Menschenfreunde aus der Klasse der Krämer und der Wirthe sich entzogen.

Nur „Carl Moor“ war zurückgeblieben, jedoch auch dieser nur, um einem andern, eigenen Sterne zu folgen, der ihm mittlerweile aufgegangen.

Man kennt den unwiderstehlichen Drang der Massen, überall, wo eine Regimentsmusik oder auch nur eine Trommel sich hören läßt, in dichten Phalanxen vorauf, nebenher und hinterdrein mitzumarschiren. Dieser Drang ist ein uralter, weltverbreiteter, und die Massen von Belgrad machten daher am Abend dieses Tages um so weniger davon eine Ausnahme, als an demselben die Regimentsmusiken und Trommeln der ganzen Garnison sich vereint hatten, um dem scheidenden Kommandanten ihre Gefühle in einem solennen „großen Zapfenstreich“ kundzugeben. Die Mannschaften aller Waffengattungen mit Fackeln und fliegenden Fahnen wogten durch die Straßen dem Konak zu, in welchem der General-Kommandant sein Quartier hatte, und die gesammte Bevölkerung Belgrads vor ihnen, mitten unter ihnen und hinter ihnen her war auf den Beinen. Auch Hans Patera am Arme des kunstsinnigen Kompagnieschusters aus Böhmen hatte dem allgemeinen Zuge sich angeschlossen, und auch seine, wie die Augen Aller, da er dem Konak so gerade gegenüber stand, schweiften von dem erleuchteten Portal desselben, vor welches der brave Kommandant herabgekommen war, um den Leuten für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit seinen Dank auszusprechen, zu dem hohen Söller darüber empor, den, die Excellenz Frau Festungskommandantin voran, ein Kranz vornehmer, festlich herausgeputzter Damen schmückte — die Gemahlinnen und Fräulein Töchter der Herren Obersten, Oberstlieutenants, Majore u. s. w. Etwas weiter rückwärts hinter dem Söller, aus dem bescheidenen Halbdunkel der Fenster zu beiden Seiten desselben, lugte auch noch eine ganze Reihe anderer neugieriger Köpfe auf die irrlichternden Fackeln und flatternden Fahnen herab — die Diener und Dienerinnen der auf dem Söller versammelten Herrschaften.

Da mit einem Male durchzuckte es Hans Patera, als wär' ein lichter Blitz aus der glitzernden Sternennacht in ihn niedergefahren. Er entwand sich den Armen des kunstsinnigen Kompagnieschusters, wankte einen Schritt vorwärts, blieb wieder stehen, rieb sich die Augen, streckte seine ohnehin lange Gestalt so hoch er konnte über die Häupter der Menge empor, stierte eine geraume Weile unverwandt nach einem der Fenster hinauf, als glaubte er, mit seinen Blicken es fassen zu können; ergriff, ohne sich umzudrehen, den Arm des Kompagnieschusters wieder, und rief: „Ich hab' sie! Bei Gott im Himmel, ich hab' sie!“ ... — „Wen?“ — „Herr Gott im Himmel! Gibt es denn noch Jemanden auf der Welt, als — sie?“ ... — „Du meinst doch nicht“ ... Dem Kompagnieschuster blieb nicht Zeit, seine Frage zu vollenden. Hans Patera hatte mit starkem Arm die Massen um sich her getheilt, die Kette der Spielleute und Fackelträger durchbrochen, einen offenstehenden Seiteneingang des Konak erstürmt, und stand nach wenigen, ihm eine Ewigkeit währenden Augenblicken, nachdem er verschiedene Gänge fruchtlos durchirrt und verschiedene Thüren vergebens aufgerissen, auf der Schwelle eines der seitlichen Gemächer, wenige Schritte von dem Fenster, das er eben erst mit seinen Blicken zu erfassen sich bemüht. „Ilka!“ rief er mit bebender, halberstickter Stimme. Eine Mädchengestalt in ungarischem Anzuge wandte sich nach ihm um. Sie schien den unerwarteten Ruf, der aus der Tiefe des dunklen Raumes kam, nicht fassen zu können. — „Ilka, — Du Treulo ...“ rief er noch einmal, und mit dem Ausrufe: „Heilige Mutter Gottes ... mein Hans!“ flog die Gestalt an seine Brust und hing mit ihren Armen an seinem Halse.

Zu einer andern Zeit vielleicht, daheim in Wieselburg, in dem trauten Kämmerlein neben den Mühlgängen, hätte sie der Verleitung nicht widerstehen können, ihren lieben Hans ein kleines Weilchen lang auf der Folterbank der Eifersucht aus der Haut fahren zu sehen. Zu dieser Stunde, an diesem Orte, verzichtete sie im Freudenrausch des eigenen Glückes auf dieses, einem Frauenherzen sonst so überaus kostbare Vergnügen, und beeilte sich dafür, mit den wenigen Worten, die des Geliebten leicht erklärliche Skrupel ebenso leicht zerstreuen konnten, nicht unnöthigerweise zurückzuhalten.

Die Geschichte war eine sehr einfache, in den hohen Styl eines echten und rechten Außerordentlichkeitsromans allerdings kaum passende, das Herz der ungarischen Müllerstochter aber darum nicht minder ehrende. Hans Patera mit der Feldkanzlei des großen Loudon war um die Ecke gebogen, das Adjesschnalzen seiner Peitsche war verhallt, das Hochzeitsmieder mit der rosenfarbenen Masche in die Truhe gepackt, die schöne Braut hatte mit stiller Ergebung in das Unabänderliche sich gefügt. Alles, was sie that, war, daß sie von Tag zu Tag nach der Straße hinauslauschte, ob das Schnalzen der Peitsche sich nicht hören lasse, der Bräutigam ihr nicht wiederkehre. Wochen, Monde vergingen darüber. Er kam nicht, nicht einmal ein Brief, nicht einmal eine Kunde von ihm. Die Leute inzwischen, in dergleichen Fällen stets die pure Klugheit und theilnahmsvolle Nächstenliebe selbst, begannen bereits mancherlei zu flüstern. Die Einen: dem armen Bräutigam sei irgendwo eine türkische Kugel durch den Leib gefahren, und Einige ihrer wußten sogar Tag und Ort genau, wo es geschehen; die noch Klügeren und noch Theilnahmsvolleren: der schändliche Mensch sei dem unglücklichen Mädchen mit ihrem Herzen und dem betrogenen Müller mit seinem Paar Rappen schmählich durchgebrannt, und auch Einige Dieser wollten die zuverlässigsten Nachrichten darüber haben und nur aus schonendem Zartgefühl für die arme Bedauernswerthe sie nicht an die große Glocke hängen. Sie hängten sie aber an die kleine, und diese bimmelte bald so laut in ganz Wieselburg umher, daß sie auch dem Alten in die Ohren klang, und er in seinem Verdrusse ihr böses Gebimmel sich als seine Ueberzeugung aneignete. Er erklärte mit einem echt ungarischen Kernfluche das Bündniß für gelöst. Die Lage des Mädchens war eine trostlose. Da näherte in der Person des schmucken Schneiders Vilmos sich ihr ein mitleidsvoller Tröster, der als Ersatz für das treubrüchige Herz ihr großmüthig sein eigenes, mit dem ganzen, unerschöpflichen Schatze von Liebe und Hingebung, deren es fähig, anbot. Aber auch Ilka's Entschluß war bereits gefaßt. Sie wollte den Geliebten, an dessen Tod wie an dessen Untreue sie in ihrer eigenen treuen Liebe gleich unmöglich glauben mochte, nun selbst aufsuchen gehen. Die erwünschte Gelegenheit dazu fand sich bald. Eine vornehme Dame war in Wieselburg angekommen, die Gemahlin eines Generals, die ihrem Gatten nach dem Kriegsschauplatze nachreiste. Eine ihrer Dienerinnen erklärte, die Reise nicht weiter mitmachen zu wollen, und sie wünschte, statt ihrer ein anderes Mädchen aufzunehmen. Ilka trug sich ihr an, und reiste am folgenden Morgen schon heimlich mit ihr von Wieselburg ab. Es war die Gemahlin des nachmaligen braven Kommandanten-Generals von Belgrad.

Zwei Tage nach dem großen Zapfenstreiche stand halb Belgrad abermals in dichtgedrängten Haufen am Flußufer unterhalb der Festung. Schweißtriefende Falin's schleppten schwere Koffer und Kisten den Kaleh-Meidom herab, und verluden sie auf eine geräumige, mit der kaiserlichen Flagge geschmückte Plätte. In der Nähe der Landungsbrücke stand auf der einen Seite das gesammte belgrader Offizierskorps, auf der andern der Chor der Spielleute. Da theilten sich die Haufen, die Salutschüsse donnerten von den Wällen, die Musik fiel ein, und der zum Generalfeldzeugmeister avancirte Festungskommandant, seine Gemahlin am Arme, trat daraus hervor, drückte den Offizieren Einem nach dem Andern die Hand, grüßte die Menge und bestieg das Schiff. Ihm folgte seine Dienerschaft und sein übriges Gefolge. Hans Patera, mit der einen Hand die wiedergefundene Braut führend, in der andern ihr leichtes Bündel — ihre wenigen Habseligkeiten, er selbst hatte deren keine — war darunter.

Da, mit einem Male, als er vorn den Fuß auf den Rand des Schiffes setzen wollte, faßte ihn Jemand am Arme. Es war Herr Kautz. „Herr Paresini,“ sprach er, „ich kann

Die gemeinste in Rom, sagt C. Sp. Wood, Esq., ist die Ehe mit der Schwester der Frau. Ich kenne Beispiele, wo ein Mann mit seiner Frau, seiner Schwägerin und deren Mutter zusammenlebte. Die Frau hatte ihrer Schwester einen Sohn geboren, und der Mann seiner Schwiegermutter ein Kind. Die Schwägerin hatte ihrem Schwager ein Kind geboren, und die Schwiegermutter ihrem Schwiegersohn ein Kind. Die Frau war also Mutter ihrer Schwester Sohn und Tante ihres Mannes Kind, und die Schwägerin Mutter ihres Schwagers Kind und Tante ihrer Schwester Sohn. Der Mann war Vater seiner Frau Schwester und Onkel seiner Schwägerin Kind, und die Schwiegermutter Mutter ihres Schwiegersohnes Kind und Großmutter ihrer Tochter Kind. Die Schwägerin war Mutter ihrer Schwester Sohn und Großmutter ihres Schwagers Kind, und die Schwiegermutter Mutter ihres Schwiegersohnes Kind und Großmutter ihrer Tochter Kind. Der Mann war Vater seiner Frau Schwester und Onkel seiner Schwägerin Kind, und der Schwiegersohn Vater seiner Schwiegermutter Kind und Großvater seiner Frau Kind. Die Frau war Mutter ihrer Schwester Sohn und Tante ihres Mannes Kind, und die Tochter Mutter ihres Schwiegersohnes Kind und Großmutter ihrer Tochter Kind. Der Mann war Vater seiner Frau Schwester und Onkel seiner Schwägerin Kind, und der Schwiegersohn Vater seiner Schwiegermutter Kind und Großvater seiner Frau Kind. Die Schwägerin war Mutter ihrer Schwester Sohn und Großmutter ihres Schwagers Kind, und die Tochter Mutter ihres Schwiegersohnes Kind und Großmutter ihrer Tochter Kind. Der Schwager war Vater seiner Schwägerin Kind und Großvater seiner Frau Kind, und der Schwiegersohn Vater seiner Schwiegermutter Kind und Großvater seiner Frau Kind. Die Schwiegermutter war Mutter ihrer Tochter Kind und Großmutter ihres Schwiegersohnes Kind, und die Tochter Mutter ihres Schwiegersohnes Kind und Großmutter ihrer Tochter Kind. Der Schwiegersohn war Vater seiner Schwiegermutter Kind und Großvater seiner Frau Kind, und der Schwiegersohn Vater seiner Schwiegermutter Kind und Großvater seiner Frau Kind. Die Tochter war Mutter ihrer Schwiegermut

Mühle kaufte — daß er hier, geschätzt und geliebt in der ganzen Gegend, ein halbes Jahrhundert lang den Bergknappen und Holzschlägern die spärlichen Ernten ihrer magern Grundstücke vermahlte, bis er endlich, nachdem Weib, Sohn, Schwiegertochter und Enkel in den Friedhof des nahen Pfarrdorfes ihm längst vorangegangen, Mühle und Grund in die Hände eines an Sohnesstatt angenommenen armen Mühljungen übertragen, um den Rest seiner Tage, von seinem Adoptivsohne und dessen Weibe dankbar gepflegt, in der Zurückgezogenheit eines mäßigen Ausgedings zu verleben: — so haben wir das ganze einfache Bild vor uns, das den engen Rahmen seines bescheidenen Daseins ausfüllt, und es erübrigt uns nur noch, eines Momentes zu gedenken, der dasselbe, und nicht ohne eine gewisse Harmonie, abschloß.

Es war an einem Spätherbstnachmittag des Jahres 1859 als ich, in der Brusttasche meines Rockes Schiller's „Räuber", in den Rücktaschen zwei Flaschen trefflichen Syrmiers und unter dem Mantelkragen, den ich des rauhen Wetters wegen um mich geschlagen, zwei frische Lorbeerkränze, mich auf den Weg nach der Mühle machte. Es war, als ich in derselben eintraf, bereits ziemlich dunkel geworden. Der alte Patera saß in dem großen alten Lehnstuhle neben seinem Bette und studirte, wie dieß sein liebster Abendzeitvertreib war, in dem prasselnden Reisig, das im Innern des eisernen Oefleins lustig loderte, und davon in den dämmerigen Raum des engen Stübleins und über das friedlich träumerische Antlitz des Greises ein gar traulicher, röthlicher Schein sich ergoß. Ich grüßte. „Ei was!" fuhr der Greis aus seinen Träumen empor, „Sie da, Herr Doktor? Und so spät noch? Ist Jemand krank im Dorfe..?" — „Ich komme zu Euch, alter Freund!" reichte ich ihm die Hand. — „Zu mir..?" versuchte er an den Armlehnen des Stuhles sich emporzurichten. „Das ist der Ehr' und der Freundschaft doch zu viel!" — „Nicht mehr," hielt ich ihn zurück, „als worauf Ihr alles Recht habt! Es ist heute der zehnte November!" — „Und was ist's mit dem..?" — „Da haben wir," erwiederte ich, indem ich den Mantel über das Bett warf und die beiden Kränze, ohne daß er es merken konnte, einstweilen darunter verbarg, „eine kleine Erinnerungsfeier mit einander zu begehen!" — „Drei Wochen zu spät!" lächelte der Greis wehmüthig. „Unser Hochzeitstag fiel auf den Sonntag nach Galli!" — „Ich meine dießmal eine andere Erinnerung! Es ist der Tag, an dem vor hundert Jahren der Mann geboren ward, der die ‚Räuber', der Euch den ‚Carl Moor' schrieb, der Geburtstag Friedrich Schiller's!" — „Ei!" rief der Greis mit freudiger Ueberraschung, „des Herrn Schiller, den ich da über meinem Bette hangen habe..?" — „Desselben! Sein Name wird heute gefeiert, wo er nur genannt wird, und das ist so ziemlich in der ganzen Welt, dies- und jenseits des Weltmeeres, am Nil, am Ganges, am Mississippi, in Sidney und am Kap der guten Hoffnung. Es feiert ihn als einen Stern der ganzen Menschheit Alt und Jung, Mann und Weib, Stadt und Dorf, Palast und Hütte, ein Jeder, der ihm ein Stück Beseligung des Herzens zu danken hat, und da sind ja auch wir darunter... und besonders Ihr, mein guter alter Freund!" — „Herr Doktor," vermochte der Greis vor innerer Erregung nun kaum sich zu halten, „da haben Sie Recht! O Gott, Sie haben Recht! Ohne Herrn Schiller gäb's ja keinen „Carl Moor", und ohne „Carl Moor" hätt' ich ja meine Ilka nie wiedergesehen! Das Herzleid hätte mich irgendwo im Türkenland oder in Ungarn in's frühe Grab gebracht, und ich säß auch nicht da, vom lieben Gott mit dem Segen so hoher Tage begnadigt! Mein Weib... mein einziger Sohn... mein einziger Enkel... o Gott, daß sie den Tag nicht mit mir erlebt!" Die hellen Thränen stürzten ihm aus den grauen Wimpern hervor. Ich aber half ihm jetzt aus dem alten Lehnstuhl auf, holte die beiden Kränze unter meinem Mantel hervor, und wir traten mit einander hin und bekränzten mit dem einen das braundurchsickerte Bildniß Friedrich Schiller's an der Wand über dem Bette; den andern ließ ich in der Hand des Greises zurück.

Nach einer Weile erhellte auch noch das Flämmchen einer Oellampe den ohne alle Frage bescheidensten Festraum dieses Abends. Auf dem Tische neben dem alten Lehnstuhl standen die zwei Flaschen, und bei einem Glase Weines, dessen Trauben an den Hügeln der Donau gereift, ehrten ein poetischer Landmedicus und ein greiser Müller die Manen des größten deutschen Dichters. Auch der armen Ehe- und Kunstgenossen Kaup, deren, wie so unzähliger anderer Sendboten deutschen Geistes verschollene Namen an diesem Tage in ganz Deutschland gewiß keiner lebendigen Seele in die Erinnerung, und noch weniger über die Lippen kamen, und des braven Kommandanten von Belgrad wurde gedacht, und selbst der leichtgefußte Schneider Vilmos wurde leben gelassen. Zum Schlusse der Feier las ich die Carl-Szene aus den „Räubern." Die Augen des Alten glommen dabei zwischen Thränen und Lächeln in seltsamer Glut hinter den düstern grauen Brauen hervor. Seine Wangen rötheten sich, sein ganzes Wesen hob sich in stiller Verklärung. „O du mein Gott!" sprach er ein über das andere Mal. „Wie oft seit nun bald siebenzig Jahren ist mir alles Dieß im Kopf herumgegangen, kreuz und quer, hier in der Mühle beim Klappern der Mahlsteine, drunten am Teich beim Rauschen des Wassers, draußen im Wald beim Fällen der Bäume, und wie unzählige Mal erst, seit ich wieder so gar allein und verlassen bin auf Gottes Erde — g'rad so wie damals auf der Haide hinter Stuhlweißenburg, in der Schenke zu Temesvar, als „Carl Moor" im Theater zu Belgrad! Es war eine leidreiche und doch wieder eine gar schöne Spanne Zeit! Ich hab' dran mein Lebenlang gezehrt, und noch heute. Nur freilich, daß es mir unter einander geht und ich's nicht mehr so fein säuberlich und wie 'am Schnürchen hersagen kann wie dazumal. Man wird aber alt, und Alles mit einander in Einem wird's mit..!"

In später Nacht erst führte der alte Müllersschimmel mich nach Hause.

Es war dieß mein letzter Besuch in der Mühle. Vierzehn Tage später, von einer mehrtägigen Reise zurückgekehrt, fand ich den alten Patera nur mehr als Leiche. Die mahnenden Schauer des langen Winterschlafes, die den kräftigen Stamm so lange beschlichen, ohne ihn brechen zu können, waren seiner endlich denn doch Meister geworden. Er war in stiller Mondnacht unvermerkt entschlafen, einer der ältesten, wenn auch nicht berühmtesten, ja nicht einmal gekannten „Carl-Moor"-Spieler.

Ich legte ihm den Kranz in den Sarg.

Ein Besuch in einem Kindergarten.

Von

H. Helm.

Daß es im Felde der Erziehung, vorzüglich des zarten Kindesalters, noch viele Mängel und Fehler gibt, darin stimmen viele namhafte Pädagogen und Andere überein.

Die häusliche Erziehung ist in den verschiedenen Ständen sehr verschieden. Im vornehmen Hause wird die Erziehung den Kindermädchen, Gouvernanten u. dergl. überlassen. Die erstere Klasse der Erzieherinnen, die Dienstmädchen, gehören meist den unteren Klassen der Bevölkerung an, und ihre Erziehung, die sie genossen haben, reicht im günstigsten Falle eben nur so weit, um sich gut selbst forthelfen zu können, und ist meist nur ein wenig äußerer Schliff, bei Weitem aber nicht das, was es sein soll: eine Erzieherin. Das sich nicht allein am Körper sondern auch am Geist entwickelnde Kind sieht und hört täglich neue Dinge, lernt täglich neue Eigenschaften an diesen Körpern kennen, sieht die Veränderungen, die an denselben vorgehen, und die nothwendige Folge davon ist: das Kind fragt sehr oft: „Wie heißt denn das? Warum macht denn Dieses es so?"

und bestürmt das Kindermädchen, das nicht versteht, das Kind von selbst dahin zu leiten und es zu belehren, mit Fragen, die demselben nichts weniger als angenehm sind, und die Antwort ist meist: „Das brauchst du nicht zu wissen“ ꝛc. Die nächste Folge davon ist, da das Kind sich zurückgesetzt fühlt, es wird störrisch. Bei der Mama, die den ganzen Tag über mit dem „Kindergewäsche“ sich abzugeben keine Zeit hat, findet es auch keinen Aufschluß, und so bleibt es entweder bei einer falschen oder bei gar keiner Aufklärung.

Die Erziehung des Kindes ist etwas sehr Wichtiges: das Kind an Leib und Seele erfassen und nach Lebensgesetzen weiter zu führen, um es als vorbereitetes Individuum der Schule zuzuführen, das ist der Zweck der Erziehung.

Kann dieß nun ein Dienstmädchen oder eine Gouvernante, und möge es die beste sein? Nein, sie kann es nicht. Der Mutter allein gehört die Erziehung des Kindes an. Da aber die meisten Mütter, neun Zehntel bestimmt, nicht recht erziehen können, so ist schon häufig versucht worden, die Erziehung in der Familie zu ergänzen, zu vervollkommnen.

Eine Idee, die kaum von zwei Zehntel der Bevölkerung gekannt ist, erhebt jetzt mit Recht ihre Stimme, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Es sind das die Fröbel'schen Kindergärten. Diese ausführlich zu beschreiben ist hier nicht am Platze. Ein kurzes deutliches Bild glaube ich am besten dadurch zu liefern, daß Sie, verehrter Leser oder Leserin, im Geiste mich in einen Kindergarten Thüringens begleiten.

Es war im Sommer des vergangenen Jahres, als ich eine Erholungsreise in das freundliche Thüringen unternahm. Durch einen Freund auf die Idee aufmerksam gemacht, besuchte ich den Fröbel'schen Kindergarten in der Residenz. Ich glaubte hier die Kinder im bunten Kreise sich tummelnd und mit einander spielend zu finden; wie erstaunte ich aber, als der freundliche Direktor mich in die verschiedenen Zimmer führte. Nach der Idee Fröbel's besteht ein Kindergarten aus zwei größeren Räumen, aus dem Spiel- oder Bewegungssaal und dem Beschäftigungssaal. Ich kam zuerst in den Beschäftigungssaal. An kleinen Tafeln saßen die Kinder anscheinend spielend. Die ganz Kleinen hatten verschiedene Baukästen vor sich, aus denen sie die mannigfaltigsten Gegenstände, als: Kirche, Haus, Treppe u. s. w. zusammensetzten. Die Formen kamen mir, dem Uneingeweihten, etwas plump vor, und ich äußerte mich deßhalb dem Inhaber des Instituts gegenüber, daß doch auf diese Weise das Schönheitsgefühl des Kindes beeinträchtigt würde. „O nein!“ entgegnete er lächelnd. „Wir geben hier dem Kinde gerade deßhalb solche Formen, damit der Phantasie des Kindes Spielraum gelassen werde, und dadurch, daß wir die gefundenen Formen durch passende Erzählungen und Geschichten mit einander verbinden, schafft sich das Kind das klare Bild von dem unklaren Gebilde. Hat es sich nun sattsam an den gefundenen Bauformen erquickt und auf diese Weise nur Körper und Eigenschaften an denselben betrachtet, erhält es ein anderes Spielmittel, die Legetafeln.“ Es waren dieß kleine, aus Pappe geschnittene Drei-, Vier-, Fünf- und Sechsecke, die im bunten Gemisch, dem jedoch gewisse Regeln zu Grunde lagen, durch verschiedenartiges Zusammensetzen die schönsten und überraschendsten Formen bildeten.

„Nachdem die Kinder auf diese Weise die Fläche betrachtet haben,“ fuhr er fort, „erhalten sie die Linie in Form von kleinen Stäbchen, die ich aus Schwefelholz-Fabriken als Streichhölzchen ohne Schwefel und Phosphor beziehe, und bilden mit diesen die Umrisse der Gegenstände. Natürlich lassen sich auf diese Weise die Formen schon genauer darstellen, als dieß mit dem Körper und der Fläche geschehen kann. Dieß Verfahren setzen die Kinder nun fort, indem sie die Linie auf der Schiefertafel, in welche ein Netz eingravirt ist, selber darstellen und die begonnenen Formen, die sie im Geiste behalten, oder die ihnen als neue vorgezeichnet werden, mit dem Griffel als Bild auf die Schiefertafel wiedergeben. Haben sie darin die nöthige Fertigkeit erlangt, so nehmen sie blau quarrirtes Schreibpapier an die Stelle der Schiefertafel und setzen die Uebungen bis zur Vollkommenheit so lange fort, bis sie zur Schule übergehen. Der Vortheil, der darin für das Schreiben liegt, ist nach Versicherung verschiedener Elementarlehrer sehr groß.“

Der Linie folgt der Punkt. Die Kinder bekommen eine Häckelnadel, in die sie statt der wirklichen Häckelnadel eine gewöhnliche Nähnadel stecken. Mit dieser sogenannten „Ausstechnadel“ stechen die Kinder die verschiedenartigsten Bilder und verfertigen auf diese Art eine Masse von Gelegenheitsgeschenken: Lampenschleier, Lampenschirme, Buchzeichen ꝛc. Diese Aneinanderreihung von Punkten, aus denen sie Bilder geschaffen haben, vervollkommnen sie nun weiter dadurch, daß sie den Zwischenraum von einem Punkt zum andern mit wollenen Faden vermittelst der Nähnadel verbinden, und so das schon durch das Ausstechen gewonnene Bild deutlicher hervortreten lassen.

„Wir rechnen auch sehr viel,“ sagte der Direktor, und führte mich an eine Tafel, an der die Kinder saßen, und in Papierblätter, die in Streifen abgetheilt waren, lose Papierstreifen einzogen, die durch die verschiedenartige Farbenmischung die schönsten Muster lieferten. „Ja, wie ist das möglich?“ entgegnete ich. — „Sehr einfach,“ fuhr er fort, „das Kind hebt erst einen Streifen in die Höhe, dann drückt es einen nieder, webt auf diese Art, und nimmt die Zahlenanschauung von 1 in sich auf. Dann drückt es in verschiedenartigem Gemisch 1, 2, 3, 4 und mehr Streifen nieder und hebt ebenfalls wieder so viel auf, bildet dadurch die verschiedensten Muster, die sie zu Gelegenheitsarbeiten verwenden, und macht, ohne es zu wissen, den ganzen elementaren Rechenunterricht durch. Sind Ihnen diese Vortheile einleuchtend?“ — Aus vollem Herzen konnte ich „Ja“ sagen.

Nachdem ich noch eine Menge der anziehendsten Spielmittel, die des Kindes Auffassungsweise und Sinnenurtheil stärken sollen, und bei richtigem Gebrauche derselben auch stärken müssen, beobachtet, führte er mich in ein anderes Zimmer, in das sogenannte Bewegungszimmer. Die Kinder waren uns unter Absingen eines fröhlichen Marschliedchens in dasselbe gefolgt. Hier sah ich nun im traulichen Verein die Kinder Spiele spielen, von denen ich früher keine Ahnung gehabt. Den Spielen war jedesmal eine Handlung aus dem Leben untergelegt, es wurden passende Bemerkungen dazu gemacht, zu dem Spiele passende Erzählungen vorgetragen, und das Kind langweilte sich nicht. Alle Fragen, welche die Kinder an den Lehrer oder die Lehrerin richteten, wurden freundlich beantwortet und dem Kinde dadurch Gelegenheit geboten, sein Wissen zu vervollständigen und seinen Anschauungskreis zu erweitern.

Das Verhältniß selbst zwischen Lehrer oder Lehrerin und Schüler ist ein der Familie entlehntes. Der Lehrer ist des Kindes „Onkel“ und die Lehrerin die „Tante“. Tante und Onkel aber sind Familienglieder, und so tritt schon das Kind bei seinem Eintritt in den Kindergarten nicht aus der Familie heraus, sondern bewegt sich einige Stunden bei der Tante oder dem Onkel. Das Kind schmiegt sich an diese an, erhält von ihnen genügende Belehrung und Unterhaltung, und das Bedürfniß nach einer dem Kinde angepaßten Erziehungsidee ist gesunden.

Lieber Leser oder Leserin, ich glaube, Dir durch diese wenige Zeilen ein hinlängliches Bild von einem Kindergarten gegeben zu haben, und es ist nur zu wünschen, daß Fröbel's Wort: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!“ nicht an Dir vorübergehe, sondern daß Du auch die richtige Erziehungsidee, den „Fröbel'schen Kindergarten“, freundlichst unterstützen mögest.

Geht dann diese Erziehung im Kindergarten mit der Erziehung im Hause Hand in Hand, so werden wir brauchbare Schüler der Schule zusenden und brauchbare Menschen den Lebenswogen übergeben.

Die Mauren in Schwaben.

Von

Ernst Bude.

„In Deutschland verdient keine Stadt mehr den Namen Bagdscheserai, das ist die Gartenstadt, als Cannstatt bei Stuttgart, nicht nur wegen der schönen und sinnreichen Wasserkünste des Gartens, sondern auch wegen des maurischen Baues, der Wilhelma, welcher die morgenländischen Wunder der Alhambra in das Zauberthal des Neckars versetzt, und an Schönheit und Merkwürdigkeit gewiß den von allen Beschreibern der Krimm so hoch gepriesenen Zauber des Palastes von Bagdscheserai bei Weitem an Schönheit und Romantik übertrifft.“ So rühmt der Orientalist Hammer-Purgstall den Wunderpalast und die Zaubergärten, welche der Kunstsinn des jüngst verewigten Königs Wilhelm von Württemberg am Ende seines Parkes, wo er an Cannstatt stößt, aus einer öden Baumallee umschuf. In nicht zehn Jahren stand durch die Meisterhand Zanth's die Rivalin der Alhambra vollendet da. Der königliche Bauherr hütete seinen köstlichen Schatz, dessen Thore sich nunmehr dem Kunstfreunde wie dem Neugierigen öffnen werden. In einem üppigen, mit den köstlichsten Blumen und Pflanzen beider Welttheile geschmückten Garten, aus dem nur der hohe Baumwuchs verbannt ist, und in dessen Mitte ein Springbrunnen sein melodisch rauschendes Wasser ergießt, stehen der Festsaalbau, darüber ein Belvedere, rings Kioske, ziehen sich Säulengänge hin, mit Schlinggewächsen umrahmt, liegen Gewächshäuser und Dienstgebäude. Aus dem köstlichen Hofe des Mittelbaues, dessen Stille nur durch das Rieseln des Brunnens unterbrochen wird, treten wir in den Divan, das Wohnzimmer, das rings von Sitzen an den Wänden eingefaßt ist, und auf das Neckarthal eine prachtvolle Aussicht gewährt. Im Vorsaal, dessen Wände mit Landschaften und

Die Mauren in Schwaben: Das Lustschloß Wilhelma in Cannstatt bei Stuttgart.

Lebensbildern des Orients geschmückt sind, tritt man in die Pflanzenhäuser, die für die verschiedenen Jahreszeiten den anmuthigsten Aufenthalt bieten. Das Innere des Divans fesselt uns aber am längsten. Die Wände sind mit Holzgetäfel belegt. Das Wandgesimse unter der Decke zeigt die reichen Dekorationen und glänzenden Farben des maurischen Styls. Chinesische und japanische Gefäße mit Trägern bilden den Schmuck für das an sich schon durch seine kostbaren Möbel und die Teppiche von Smyrna glänzende Gemach. Die Spiegelflächen der Wände des Saales lassen diesen kolossaler erscheinen, als er ist, und der Reichthum an Verzierungen überbietet den der übrigen Gemächer und die Aussicht ist noch prächtiger, als in andern Räumen. Die Beleuchtung durch den Kuppelstern ist von der magischsten Wirkung. Zwischen dem Saale und einem der Gewächshäuser liegt das Speisezimmer, das nach Osten blickt. Der Festsaal endlich besteht in einem Hauptschiffe mit zwei Exedern. und einem Vorbau, der eine bedeckte Anfahrt bietet. Bei der bedeutenden Höhe des Saales ist durch eine zweite Fensterreihe in den obern Theilen für Licht gesorgt, und Malereien auf durchsichtigem Glase mildern den Glanz des Tageslichtes, ohne den Anblick des Himmels ganz zu verhüllen. Die Kioske umschließen kostbare Bilder, die Gewächs- und Orangeriehäuser die seltensten Blumen und Vögel. Der Garten, der durch einen aus feinen gebrannten Steinen konstruirten Säulengang mit Pavillon in der Mitte von der Straße abgeschlossen ist, wird durch ein großes Bassin mit Springbrunnen belebt, um welchen zwischen den nach vier Dimensionen davon ausgehenden Wegen sich auf Postamenten Thierfiguren von karrarischem Marmor erheben. Auf der entgegengesetzten Seite liegt das Belvedere, das den höchsten Punkt im ganzen Garten einnimmt und die umfassendste Aussicht gewährt über die goldenen Kuppeln, die springenden Wasser, den Garten, die Stadt, den Strom und die reizende Ferne.

Die verlaſſene Mühle.

Von A. Schnezler.

Das Waſſer rauſcht vom Walde hinein,
Es rauſcht im Walde ſo ſüße;
Wie mag ich wohl gekommen ſein
Vor die verlaſſ'ne Mühle?

Die Räder stille, morsch, demoost,
Die sonst so fröhlich herumgetost,
Dach, Gäng' und Fenster alle,
In drohendem Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da knisterten die Aeste,
Da trippelten den Bach entlang
Gar wunderliche Gäste:
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie schleppten Müllersäcke,
Daher aus Busch und Hecke.

Und alsobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen sich im Saus,
Das Glöcklein schallt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer voller schwärmten sie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten sie,
Durch das Getös der Wellen;
Mit wilder Hast das Glöcklein schell,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel eben
Der Vollmond sich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondenglanze,
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehl's für heute!"

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder sitzt auf seinen Sack
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
Und Alles liegt in tiefer Ruh,
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben. —

Und als ich kam den andern Tag,
In banger Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern.
Das Wasser rauschet an mir hin,
Als wüßt' es, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die verlass'ne Mühle.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

7.

Die Kreide im Eingardshofe.

In der Stube des Hofes in der Eingard waren einige Zeit nach dem Tage jenes Zusammentreffens auf der Gasse Leni, Greger und der Bauer beisammen. Die Helle drang durch die beiden Fenster in die Stube, auf die schneeweißen Wände, die großen und breiten braunen Kasten, den langen schweren Tisch mit alter Eisenplatte. Der Bauer legte ein starkes Stück Kreide aus der Hand, das er von den auf den Tisch geschriebenen dicken Ziffern und Querstrichen abzog, und er stäubte sich die Hände von dem Kreidestaube ab, indem er dieselben gegen einander auf- und abschlug.

„Also," sagte der Eingardshofer, „es hat Alles haarklein seine Richtigkeit, und es bleibt bei dem, was ich g'sagt hab. Ich halt' mein Wort, und hernach haltet ihr's gerad' so wie ich — es is nix mehr z'reden! — Jetzt trink' noch das Krüg'l leer, und dann in Gott's Nam'!"

Leni sah auf die Ziffern und nochmals auf diese und jene genau; Greger stand und hielt sich mit Daumen und Zeigefinger einer Hand am Kinne.

„Meine Bäuerin braucht von dem ganzen Handel nix zu wissen," sagte der Bauer wieder. „Sie is' in der Sägmühl' draußen und kann jetzt jeden Augenblick heimkommen. Kein Mensch braucht was zu wissen, und mein Weib schon gar nit. — Du bist noch zu sauber, Leni," setzte er scherzend hinzu. „Und weißt, Dir hab' ich's auch z'meist geben. Der Greger... na, Du bist mir gut für Alles! Auf Dich bau' ich z'meist; und halt' den Hallodri ein biß'l z'samm'!" Dabei drohte er schelmisch mit dem Finger.

Greger legte die Hand auf's Herz und wollte eben losgehen mit der aufrichtigen Versicherung, wie er voll von Dank und den treuesten Absichten sei, wie er sich ändern und fest sein wolle.

„Na, reden wir nit weiter viel davon! Zeig's, dann bin ich's wohl z'frieden!" sagte der Bauer. „Sei kein dummer Vogel und schneuz' Dir nit selber in's Nest! Da, trink' und leer' aus und gedenk's!" Dabei schob er den grauweißen Krug mit blauen Verzierungen hin, der einen trefflichen Most enthielt.

Greger nahm ihn. „Ihr sollt leben!" sagte er und steckte seinen Kopf zu einem tüchtigen Zuge hinein. „Ich werd' zeigen, wer ich bin!" fuhr er mit tiefer Stimme fort, nachdem er abgesetzt hatte, und klopfte mit dem Zeigefinger der linken Hand auf seine Brust. Ihm war es in seiner entzündlichen Natur, als müßte er nur gleich die Wand von dem Innern da öffnen und dem Bauer in der Eingard sein ganzes Herz zeigen, daß kein Mankerl (Geringstes) falsch darin sei — nur die beste, die treueste Meinung und Absicht.

Leni nahm den von Greger ihr gereichten Krug mit dem letzten Restchen, sog es zierlich und höflich aus, warf dabei einen dankbaren Blick nach dem Bauer und sagte kein Wort.

„Also b'hüt' Gott!" Der Bauer reichte die Hand und schüttelte der Leni und dem Greger die Rechte. Das Weib hob des Greger's Hut, der zur Seite auf einem Sessel lag, und reichte ihm denselben. Dabei kam sie noch einmal näher an die Stelle, wo auf dem Tische die Kreideziffern waren, und warf sinnend einen Blick auf dieselben, die sie sich wohl fest einprägen mochte. Es waren Darlehen an Geld und Aussaat, Harrens- und Abzahlensfristen, auf lange Zeit hinaus genau und pünktlich ausgerechnet. Sie sagte kein Wort, ihr Herz war zu voll, aber einen Blick warf sie noch aus ihren Augen auf den Gutthäter, daß er ihm bis in's Innere drang und er mit den seinen etwas suchen mußte, zuerst den Krug traf und tief hineinsah, ob wohl richtig nichts mehr darinnen.

Außer dem Hofe schien dem Weibe der Himmel nochmals so blau, die Welt doppelt so hell und sie sich selbst nochmals so stark als sonst. Der Greger fühlte, trotz aller Befriedigung, wie er doch erhoben und erniedrigt zugleich sei, und er schwieg, um die Sache lediglich gehen zu lassen und gut und ruhig zu Ende zu bringen. Das war in den frühen Nachmittagsstunden.

Die beiden Leutchen hatten nun noch allerlei zu verrichten. Sie ging, um wegen eines Feldstückes anzufragen, für dessen Erlangen zur Pachtung gar keine Zeit zu verlieren war, wollte man Anderen zuvorkommen. Er mußte mit einem Bauern sprechen, der seinen Zug zuweilen in die Richtung führte, wo ihre, des Greger's und der Leni, Hütte stand. Es mußte noch dieß und das zur Einrichtung einer ordentlichen Wirthschaft, wenn auch im Kleinen, besorgt werden, und Leni wollte den Greger in die Sache hineinarbeiten, das Eisen schmieden, so lange es heiß, den Teig kneten, so lange er weich war, damit dann eben gutes Brod werde!

„Du gehst aber zu keinem Wirth mehr," schloß Leni die Rede, ihrem Mann in die Augen sehend. Er guckte fest und aufrichtig in die ihren, nickte zustimmend und reichte und drückte ihr die Hand, bevor er ging.

8.

Zwei Bäume rauschen im Walde.

Die Tage gingen dahin — arbeiten mußten Greger und Leni doch auch für die Nothdurft, und nicht einmal der kleinste Fußsteig, den man anlegt, geht schnurgerade auf's Ende los; es gibt allerlei kleine Krümmungen, Hindernisse, Ablenkungen, und es ist nur die Hauptsache, daß er zuletzt dort ausgehe, wohin man ihn haben will.

Die beiden Leutchen liefen also zeitweise noch immer da her und dort hin, und wenn Jedes für seinen Theil die nöthigen Wege verrichtet hatte, so trafen sie bei einbrechendem Abend wieder zusammen, um gemeinsam heimwärts zu wandern. Schien ja doch der Leni ihre alte Heimat wie neu, wie frisch aufgebaut und eingerichtet, und kannte sie darin nichts Schöneres, als mit Greger zu sitzen und von kommenden Tagen, von dem neuen Leben zu reden.

Leni dachte während des Gehens an einem solchen Abend daran, welch' schweren Gang sie da erst vor Kurzem vollbracht und wie sie jetzt, wohl noch immer trüb im Herzen als Mutter, jedoch glücklicher als Weib wieder dahinschreite. Wenn doch der kleine Bub' das auch mit erlebt hätte, das will heißen, wenn er in solchen neuen besseren Umständen mit herangewachsen wäre! Wenn er auf einem gepachteten Feldstücke hätte mit den kleinen Füßchen hinter dem Pfluge schreiten, oder zwischen den langen Reihen Kartoffelstauden stolz spazieren können! Wenn er vielleicht gar einmal, nach besonders guten Zeiten, hätte ein Bäuerlein auf eigenem Gründchen und Boden sein können! Was so einem närrischen Herzen einfällt! — Mit all' solchem Hoffen war's vorbei!

An Greger heftete sich jetzt ihr ganzes Sein, haftete ihr ganzes Herz und nun auch ihr voller Blick. Wie wenn der Wind zwei Bäume, die sich nahe standen, aber doch nimmer zusammenkamen, gewaltsam mit den Zweigen zu und in einander geneigt hätte, so kam sie sich mit Greger vor. Der Sturm der letzten Tage hat ihn wieder zu ihr geneigt, zu ihr gebracht. Sie hoffte, daß die Zweighände verschlungen bleiben werden; sie hoffte, daß er sich nun mit ihr zugleich dorthin neigen und richten werde, wo der Sonnenschein und die helleste Lichte zu allem Guten und Rechtschaffenen scheine! Konnte er doch, wenn er nur wollte, und hatte die Kraft, den Verstand und jetzt die beste Gelegenheit dazu! Er, ein kräftiger, geweckter und kluger Hallodri!

Wie allabendlich im Winter dunkelte es rascher herein, und der Wald hüllte sich in Dämmerung.

Er sah noch immer hübsch aus, der Greger! — So sagte es sich nämlich die still in Schmerzen beglückte Leni, und ihr Blick flog über ihn, wie er sich theils gegen die Bäume, theils gegen die weite Luft scharf abzeichnete.

Und sie hatte recht in ihrer Meinung. Wohl, so schön und stramm war er nicht mehr wie vor Jahren, als man meinte, er müsse nur dem ganzen Dorfe gleich „halbrechts!" „halblinks!" kommandiren. Auch seinen Schnurrbart trug er nicht mehr so gewichst und gekräuselt. Aber wenn dieser auch loser herabhing, so gaben dem Gesichte die großen, im reinsten Weiß schimmernden, ausdrucksvollen Augensterne noch immer eine Art von Schwärmerei, welche die Mädchen und Weiber gerne sahen. Die zierlich geschnittene Nase war schier zu fein für ihn jedoch das durch die Zeit etwas verwitterte Gesicht brachte die zu große Feinheit wieder in's Gleichgewicht. Aber Glieder hatte er, fest und hoch, breitschultrig, knochig, und dabei doch so zierlich war er, daß Leni in ihrem Innern meinte: sie begreife nur nicht, wie man den Greger aus dem Militär entlassen, denn der hätte einen Hauptmann, ja einen General gegeben ohne Gleichen! Dabei war ihre Furcht von jeher, d. h. von einstmals, so lange sie ihn noch nicht sicher hatte, daß sie nämlich so einen Mann nicht aus den Reihen fortlassen werden!

Sie liebte ihn von Jugendzeit und sie liebte ihn noch. Sie hätte wohl können vor Zeiten höher hinaus; aber sie zog's zum Greger, sie konnte ihr Herz von ihm nicht loslösen. Und wenn härtere Tage und trübere Dinge kamen, als sie je gemeint hätte, selbst wenn der Mann etwas Böses that, so dachte sie still: er ist im Grunde der beste Mensch, aber daß er ein bischen zu lang im Lagerleben und Militär war, das habe ihm geschadet, das habe ihn zu eigen gemacht, er könne nichts dafür und wäre ohne diese Gewohnheit, um nichts sich zu sorgen, und ohne seinen Jähzorn, ein ganz Anderer geworden!

Und Greger schritt dahin mit schwarzen kurzen Kniehosen, grauer Lodenjacke, das zierlich gespitzte Hütchen auf die Seite gerückt und sein Pfeifchen im Munde, als wandle er auf Erbgrund, als dürfte er nur nach Belieben jeden Augenblick den Wald fällen und klafterweise verkaufen lassen, oder zu Wiesen und Aeckern umgestalten, wie's ihm einfiele. Der Bauer aus der Eingard, eine Bekanntschaft, die ihm gerade seine Lustigkeit, der Hallodri, zugeführt, hatte ihm geholfen! — Gerade daß sein Kind gestorben war, ohne daß er was dafür konnte, hatte in ihm plötzlich eine Aenderung hervorgebracht! — Ihm dämmerte und nebelte es in den Gedanken auf, als käme Alles gerade gut, wie er's gehalten und getrieben, und verließe ihn sein Glück und sein Stern nimmer!

Ein Anderer hätte sich leicht allerlei Vorwürfe gemacht, würde darin ganz verschiedene Fingerzeige gesehen haben; aber andere Köpfe, andere Sinne; und dem Greger legte es sich so zurecht, wie er's brauchte, schienen Wirthshäuslein, Karten, Spiel und Gesang, Gläserblinken und lustige Freundschaft nach Allem doch noch nicht im schlechtesten, ja so recht im schönsten Lichte! Er meinte still in sich, man müsse sich nur nicht gar vergessen und zur Zeit auch wieder an Ernst und Arbeit denken!

Und je mehr Leni mit sanftem Worte an seiner Seite schritt, und je mehr sie rechnete, wie man aus dem zu pachtenden Grundstücke und mit der Aussaat des Bauers zum nächsten Herbst und für den nächsten Winter recht auskäme und Schulden abtragen könnte, gerade wie es mit weißer Kreide auf dem braunen Tische stand — was sie immer und immer vor sich sah — desto selbstverständlicher, ja desto weniger der Rede werth schien ihm all' das Zeug, die Sache war ja ohnehin schon klar, und er war ja zufrieden und einverstanden.

Aber... gerade ein Klosterleben brauche man deßhalb nicht zu führen, meinte Greger schon barscher. Und gerade für die Gutthat, wie ein Schulbub', nicht aus dem Geleis und still an der Wand zu gehen, damit der Herr Schulmeister nicht komme und zürne, das brauche man auch nicht! Und alle die Reden von Sparsamkeit, vom Daheimbleiben u. s. w., vom Wasser statt Wein und Bier ... fingen ihm endlich an fad zu werden, ja gerade diese Gegenstände erst recht wieder in's Gedächtniß zu bringen.

Der Wald führte zuweilen an Leiten (Abhängen) vorbei, an deren Fuße ein Wässerlein ging, oder ein Tiefweg führte, wenn nicht gar ein Geklüfte sich öffnete.

„Schau, Leni," sagte Greger, „was ich die Zeit her und heut' erlebt hab', das kommt nit wieder! Mir ist so eigen, so, so... mich leidet's nit in der Stuben, wo erst das Kind g'legen is! Ich muß noch ein biß'l wo sitzen und verschnaufen und verfimuliren. Mir is nit recht in der Keuschen (Hütte) und im Gewand! Komm', wir sein nit weit vom Wallnerwirth... komm noch auf ein Krüg'l... es is wegen dem besondern Tag!"

„Aber Greger!" begann Leni, und sie hatte die sanftesten Worte. Es fuhr ihr wie ein Stich in's Herz, denn sie ahnte, wie dieser glimmende Funke in dem alten Reisig zur Flamme auflodern könne. Sie bewies ihm, wie er be-

reits alles Nöthige und selbst sein Krüglein über Nöthigkeit gehabt hätte. Und sie trat ganz nahe zu ihm heran und wand einen Arm um seine Hüfte, gleichsam als müßte sie ihn halten und fester an sich schmiegen, damit er sie und sie ihn nicht verlasse. Was sie von den zwei Bäumen gedacht, das fiel ihr wieder ein. Der falsche Wind sollte die Zweighände nicht wieder auseinanderreißen! Sie gab ihm so die zärtlichsten, begütigendsten Worte.

„Geh', Weiberl!" sagte er und griff ihr an's Kinn. „Du bist noch immer so schnackig, wie's d'selm (damals) warst, als wir g'heirath' hab'n. Schau, Du wirst doch nit verlangen, daß sich Alles gleich ändert, wie man einen Baum umschlagt? Geh', komm'!"

Er hatte die besten Worte solcher Art, und sie meinte gerade in seiner Biegsamkeit ihm ihr „Nein" desto fester entgegensetzen zu sollen, denn sie fürchtete mit Recht das Ende. Sie kannte solche Rede; bei jedem Anlasse sollte der Baum nicht berührt und etwa mit diesem Schlage umgeschlagen werden. Sie wußte, lasse sie ihn neue Schößlinge und Wildtriebe ansetzen, dann war's aus mit gesunder Kraft und rechtem Treiben. Greger war wie Alle, die nur ein Fingerlein haben wollen, und dann hui! geht's um Hand und Arm und vielleicht den Kopf noch dazu! Sie mußte fest sein.

„Und ich lass' Dich nit," sagte sie sanft, aber dabei doch entschieden. — „Und Du mußt!" sagte er, aufflammend im Ehrgeize, der zuweilen gerade die in ihrer Würde gesunkensten Männer falsch ergreift; und er suchte sich von ihrem Arme loszumachen.

Sie hielt desto fester; sie wußte, ein unbewachter Augenblick entscheide. Und der Wilde flammte nun auf: „Glaubst Du und Dein Bauer, ihr habt mich wie den Fuchs in der Falle? Geht's dahin? Glaubt's ihr, ich lass' mich einspannen und der Welt vorkutschiren wie ein eingeschirrtes Pferd mit Zaum und Gebiß? Gerad' nit! Ich zeig', wer ich bin! Jetzt gehst Du mit! Jetzt gehst Du, wo ich hin will!" Er faßte sie mit seinem Griffe an ihrem umschlingenden Arm — sie rief: „Greger!" Er gab ihr einen Druck und Stoß... er löste und schleuderte sie von sich... war frei!

Sie, von der gewaltigen Kraft geschleudert, fiel an einen Baum... mit dem Kopfe an einen Baum... sie sank zusammen! Scharf neben ihr senkte sich der Boden tief abwärts.

Greger machte einige Schritte wild vorwärts, ohne sich umzusehen. Aus einem Steige abseits kam der Passer Hans mit der Xandl heraus. Jetzt schritt Greger doppelt rasch vorwärts und wollte da nichts mehr zu thun haben.

9.

Es geht Alles seiner Wege.

Auf einem Seitensteig, der von der Höhe des Bergwaldes abwärts führte, schritt Greger. Es war schon dunkel. Der Steig, den er schritt, führte gerade unten an der Sohle des Abhanges vorbei, den er oben nicht allein gegangen war, sondern mit seinem Weibe, das da ... stürzte.

Stürzte?

Als sein aufbrennender Zorn ihn hingerissen, als sein flammendes Auge Xandl und den Hans gesehen hatte, da war er fortgeeilt, als gälte es, das Ende der Welt oder ein ihm gehörendes Königsschloß als Gebieter über Leben und Tod zu erreichen, oder so fortzueilen und sein Lebtag nimmer mit dem Weibe zusammenzukommen. Dann, nach einer Weile, an einer Wegscheide, war er ein wenig stille gestanden. Heimgehen oder nicht? Umkehren oder nicht? Zum Wirth gehen oder nicht? Keines mochte er recht und Alles mochte er. Er sah sich wie verstohlen halb nach der Seite um, ob sie nicht nachkomme. Nichts rührte sich hinter ihm. Ein aufgescheuchter Nußheher aber kreischte und lachte mit seiner heiser-grellen Stimme plötzlich über seinem Kopfe.

Da fiel's ihm auch mit einemmale plötzlich in's Gehirn: sie könnte sich etwas gethan haben... sie kann nicht kommen! Gethan? was gethan? — Ist sie aus Spänchen zusammengesetzt oder ein starkknochig Weib? — „Hahaha!" krächzte der sein Plätzchen wieder suchende Nußheher heiser und gurgelnd.

Sie will nicht! Sie trotzt und meint, sagte er sich, er solle hübsch demüthig kommen, ein Schürzenknecht sein und für all' ihre Führung wie ein klein' Kind hübsch danken. Nein! rief er im Innern trotzig auf, nahm den Daumen in die Faust hinein und drückte zusammen. Die Xandl und der Hans hatten sie zudem gesehen. Wenn seinem Weibe „ein klein wenig passirt" sei, so konnten sie doch auch gleich zuspringlich sein und helfen. Sie sollten aber nicht helfen! Er ärgerte sich, daß der Teufel sie gerade den Weg herbeiführen mußte und sie die Frechheit haben könnten, sich in seine, des Greger's, Angelegenheiten einzumengen.

Er hätte umkehren und den Leuten zeigen mögen, daß er Herr sei und sie kein Wörtchen hier einzureden, keinen Muckser zu machen hätten! Aber sie will nur nicht kommen, sie will nur nicht! lautete sein innerlich selbstgemachter Einwurf, und sie möge also ihren Trotz büßen! So schritt er wieder vorwärts. Dann faßte es ihn plötzlich abermals.

(Fortsetzung folgt S. 74.)

Bilderräthsel.

20.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 39:

Wer keinen Pfennig achtet, wird keines Gulden Herr.

Das Beiramfest zu Brussa.

Von

Eduard Reiß.

Es war Anfangs Mai, als ich, von Konstantinopel und Skutari kommend, durch das Thor von Brussa, der alten von Hannibal gebauten bithynischen Stadt am Fuße des Olympus, eintritt. Ich war im höchsten Grade erstaunt über den Anblick, der sich mir darbot: die orientalischen Städte, von innen gesehen, verwöhnen den Reisenden durchaus nicht, und man betritt daher jede derselben zuletzt mit einer wahrhaft orientalischen Resignation, überzeugt auch hier, wenn das Aeußere noch so reizend scheint, nichts als jahrelang aufgehäuften Schmutz und Unflath, enge Gassen und übelriechende Winkel zu finden. Bei Brussa war ich in noch höherem Grade auf Derartiges gefaßt, da die Stadt, durch Feuersbrünste und Erdbeben ruinirt, ganz im Verfall sein

Fig. 1. Ancient Egyptian Tomb Chamber (Wilkinson).

Fig. 1. Ancient Egyptian Tomb Chamber (Wilkinson).

schlanken Minarets überragt, einen bezaubernden Eindruck. Ich hatte nicht im Sinne, mich lange aufzuhalten; als ich aber erfuhr, daß am 16. d. M., bei Gelegenheit des großen Beiramfestes, die Einweihung der herrlichen Moschee stattfinden solle, fand ich mich doch bewogen, zu bleiben, und ich bereute diesen Entschluß nicht. Die zahllose, andächtige Menge in bunter orientalischer Tracht, die sich am Abende des ersten Festtages in den prächtig erleuchteten Hallen einfand, deren zahlreiche krystallene Springbrunnen in dem Schimmer von Tausenden von Kerzen funkelten und sprühten, erhoben das Gemüth und versetzten mich mitten in die Märchen meiner Kindheit, so daß ich beinahe darüber vergessen hätte, daß ich kein Muselmann sei. Das Beiramfest ist durch zahlreiche Beschreibungen schon hinreichend bekannt, nur so viel sei deßhalb kurz beigefügt, daß es das große Beiramfest oder Kurbaan Beiram war, dem ich beiwohnte, welches vier Tage währt und zum Andenken an die Opferung Isaaks gefeiert wird. Es ist dieß eines der vornehmsten mohammedanischen Feste und wird namentlich in Konstantinopel, als dem Sitze des Sultans, mit großer Pracht gefeiert. Der Anfang desselben wird durch die Kanonen des Serails und Tophana bezeichnet, die ganze Stadt ist während der Abende erleuchtet, und in der Frühe des ersten Morgens empfängt der Sultan die Glückwünsche der höheren Staatsbeamten. Die einfachere Feier in der Moschee zu Brussa machte auf mich einen tieferen Eindruck, als all' der Lärm und der Festtumult in Stambul. Fährt das Gouvernement von Brussa in der Vergrößerung und Verschönerung der Stadt mit der gleichen Energie wie bisher fort, so ist kein Zweifel, daß sich dieselbe bald zur dritten des türkischen Reiches erheben wird.

Der Eppelin von Gailingen.

Von

Hans von Laar.

So wie es Fürsten gibt, die ihre Kronen verloren, hat auch Nürnberg, die alte mächtige Reichsstadt, deren Name einst gekannt war in allen Zonen, den strahlenden Nimbus eingebüßt, der Jahrhunderte hindurch ihr stolzes Haupt umschwebte. Die mächtigsten Männer buhlten um Nürnbergs Gunst, das gewaltige meerbeherrschende Venedig reichte ihm zu Handel und Kunstverkehr schwesterlich die Hand, Deutschlands Kaiser vertrauten den festen Mauern der Burg und der noch festeren Treue der Männer Nürnbergs die Kleinodien des Reichs, und demüthig beugte sich der stolzeste Edelmann vor dem Patrizier der Reichsstadt, dessen Haupt der heilige Aar mit mächtigem Fittich beschirmte. Mit dem völkerbeherrschenden Venedig sank auch die alte deutsche Reichsstadt, mit dem Löwen der Adria verendete zugleich der Adler, welcher so viele Jahrhunderte von Nürnbergs Thoren grimmig herabgeschaut, sie beide wanden sich sterbend unter der gewaltigen Hand des Mannes, der so lange das Geschick Europas beherrschte, um endlich arm und verlassen auf einer Felseninsel des Weltmeeres zu enden.

Nürnberg, diese edle Perle in Deutschlands Kaiserkrone, ist jetzt eine bayerische Kreisstadt mit etwa 60,000 Einwohnern, die noch immer mit Stolz auf die vormalige Größe ihrer Macht zurückblicken, sowie ja auch in verschiedenen Anklängen Nürnbergs Name im Herzen des ganzen deutschen Volkes wiedertönt. Nürnbergs Spielwaaren und Lebkuchen erfreuen das Kind, seine Erinnerungen, Sitten, Bauwerke und musterhafte Gewerbsthätigkeit den Mann, und Nürnberg war es, das zuerst unter Deutschlands Städten seinen altersgrauen Thürmen und Mauern den wunderbaren auf Eisenschienen hinsausenden Wagenzug zeigte. Wohl mögen die alten Senatoren, die in den Grüften des Johanniskirchhofs und der Sebaldskirche schlummern, sich aufgerichtet haben in ihrer engen Klause, als das Brausen der Lokomotive sie aus dem Schlafe weckte und eine neue Zeit verkündete, wie noch keine vorher dagewesen; aber sie haben das Haupt wieder zur Ruhe gelegt, vielleicht weil sie erkannt, daß die Längstverstorbenen unsere Zeit nicht mehr begreifen und besser thun, ruhig fortzuschlafen, als neugierig in eine ihnen unverständliche Welt zu schauen.

Man kann in Nürnberg nur wenige Schritte thun, ohne von irgend einer erhabenen oder wehmüthigen Erinnerung erfaßt zu werden. Da steht das bescheidene Häuslein des Schusters und Poeten Hans Sachs, des letzten Meistersängers, und in jenem stattlichen Palast wohnte Pyrkheimer, Albrecht Dürer's treuer Freund und Genosse. Dürer's Haus, ein altes übereinander geschobenes Eckgebäude, befindet sich am Wege, der zur Burg führt, nicht weit von dem sogenannten Himmelswege mit den Kraft'schen Stationen und dem Pilatushause mit seinem Eckthurme. Dieses Haus besaß im fünfzehnten Jahrhundert der Ritter Martin Ketzel, welcher 1477 aus reiner Frömmigkeit nach Palästina zog, um die Entfernung aller auf dem Leidenswege Christi erwähnten Punkte abzumessen und in der Nähe seiner Wohnung durch Erinnerungsbilder zu bezeichnen. Der gute Ritter muß etwas zerstreut gewesen sein, denn als er aus dem heiligen Lande nach Nürnberg zurückgekommen war, hatte er den Zettel mit seinen Notizen verloren, und mußte den langen Weg nochmals antreten. Glücklich wiedergekehrt, ließ Ritter Ketzel den Steinbildner Adam Kraft sieben in Stein gehauene Wandsäulen mit Figuren und Unterschriften verfertigen, und von dem jetzigen Pilatushause an auf dem Wege nach dem St. Johanniskirchhofe nach seinen Messungen aufrichten. Die Steinhauerarbeit an diesen Stationssäulen, deren Endpunkt der Kalvarienberg auf dem Kirchhofe bildet, ist meisterhaft.

Zwischen Baumgruppen und hohem Mauerwerk führt der Weg vom Dürerplatze nach der alten Reichsveste, und bei jedem Schritte erweitert sich die Aussicht auf die im weiten Umkreise am Fuße des Schloßberges dahingelagerte Stadt mit ihren Thürmen und spitzen Zackengiebeln, durchschnitten von dem Silbergürtel der Pegnitz. Am alten Burgthor, dessen schwere Flügel noch der trotzige Reichsadler ziert, steht der sogenannte Heidenthurm, welcher diesen Namen von einigen auf seinen Tragsteinen befindlichen sonderbaren Figuren, die für Götzenbilder gehalten wurden, erhalten hat. Dieser Thurm ist unbedingt das älteste Gebäude der Burg, denn seiner gedenkt bereits eine Urkunde des elften Jahrhunderts. In seinem Innern befindet sich eine Kapelle.

Die Burg ist ziemlich weitläufig und enthält eine große Anzahl Gemächer, von denen mehrere zum Behuf einer Malerschule und Gemäldegallerie benutzt sind.

An einer Stelle der Burgmauer wird ein Fleck gezeigt, der einige Aehnlichkeit mit dem Abdrucke eines Hufeisens hat. Ueber diese Spur berichtet eine Sage, daß sie von dem Rosse des Ritters Eppelin von Gailingen herrühre. Dieser war ein kecker Edelmann, auf Gailersreuth gesessen, der in unaufhörlicher Fehde mit den Nürnbergern lebte und den Begriff von Mein und Dein namentlich dann verwechselte, wenn ihm reichbeladene Wagen oder Saumrosse der nürnberger Kaufmannschaft begegneten. Lange hatte die Reichsstadt nach dem kühnen Stegreifritter gefahndet, ohne daß es ihr gelungen war den schlauen Mann zu erhaschen, da überraschten an einem schwülen Gewitterabend zehn Reisige der Reichsstadt den Ritter von Gailingen in einer Schenke, als eben der Knecht des Wegelagerers schwarzen Streithengst zur Heimkehr herbeiführte. Jubelnd entwaffneten die Nürnberger ihren gefürchteten Feind, banden ihn auf sein Roß und führten ihn im Triumph nach der Veste, wo er mit Ketten belastet in das tiefste Verließ geworfen wurde. Umsonst bot Eppelin's junge Hausfrau dem erbitterten Senat die Burg Gailersreuth sammt Zubehör für des Gatten Leben und Freiheit, ihr Vorschlag ward kurz zurückgewiesen, denn Ritter Gailingen war Nürnbergs gefährlichster Feind.

Als nun Ritter Eppelin in dem dunklen, feuchten Verließe schmachtete, da fiel ihm sein wildes, unchristliches Trei-

den recht schwer auf's Herz, und er that ein Gelübde, wenn Gott ihn aus dieser verzweifelten Lage befreien wolle, ein guter, frommer Mann zu werden und nur von dem redlichen Ertrage seiner Güter zu leben. Die Aussicht dazu war jedoch keine günstige, denn der Raubritter wurde vor den Senat geführt und ohne große Umstände zum Tode verurtheilt. Vergebens wiederholte die Frau von Gailingen ihre Bitten und Gebote, der Rath ließ sie aus der Stadt geleiten, ohne ihr auch nur eine Zusammenkunft mit dem Verurtheilten bewilligt zu haben, und dieser glaubte sich verloren und betete für das Heil seiner Seele.

Ein uralter Gebrauch bestimmt, daß einem zum Tode Verurtheilten der letzte Wunsch erfüllt werden muß. Als der Kerkermeister den Eppelin nach diesem Wunsche fragte, bat dieser, sein treues Streitroß, das mit ihm gefangen worden, auf den Burghof bringen zu lassen und zu gestatten, daß er, seiner Fesseln entledigt, das wackere Thier noch einmal besteigen und herumtummeln dürfe. Die Rathsherren lachten ob dieser seltsamen Bitte und bewilligten sie ohne Bedenken, doch erhielt der Hauptmann der Veste Weisung, während des Rittes die Thore der Burg verschlossen zu halten und zur Beaufsichtigung des Gefangenen eine Anzahl bewaffneter Knechte in dem Burghofe aufzustellen. Hellauf wieherte das schwarze Streitroß und scharrte mit den Hufen, als der entfesselte Ritter sich ihm näherte und die Zügel ergriff. Eppelin reckte die Arme, welche vom Druck der Ketten schmerzten, weit aus, wie der Vogel die Flügel, wenn er sich aufschwingen will, und als er die Muskeln biegsamer fühlte, da bestieg er den feurigen Hengst und trabte lustig durch den Hof. Freudig und stolz schüttelte das Roß die flatternde Mähne, mit weit aufgerissenen Nüstern warf es den Kopf zurück, seine Hufe schlugen zürnend den Sand, dann erhob es sich auf die Croupe und fiel in kurzen Galopp. Da kam dem verwegenen Raubritter ein kühner Einfall. Nur leise drückte Eppelin's Schenkel des Rosses Weiche, dieses aber bäumte hoch auf und schlug mit den Hufen, daß die Wächter vor dem umhergeschleuderten Kies und Sand zurücktraten. An eine Flucht des Verurtheilten war nicht zu denken, denn die festen, eisenbeschlagenen, mit Schloß und Riegel wohlverwahrten Thore machten solche unmöglich.

Der Ritter warf einen Blick nach oben, schlug vor der Brust ein Kreuz und ritt nach der Mauer, wo sie frei das Schloß umgibt. Hier hob sich das Roß. Der Raubritter setzte beide Sporen in des Thieres Flanken, ließ den Zügel fallen und faßte die Mähne. Laut auf schrieen die Wächter, denn mit gewaltigem Satze hatte sich der Hengst auf die Mauerzinne geschwungen, wo er zu neuem Ansatze nur einen Augenblick gebrauchte und mit seinem Herrn in ungeheurem Sprunge über den Burggraben setzte. Als die erschrockenen Nürnberger auf die Mauer rannten, erblickten sie den Raubritter mit flatterndem Haupthaar in vollem Rosseslauf dahinjagend, wie er ihnen mit der Hand spöttisch einen Abschiedsgruß zuwinkte. Eppelin von Gailingen war durch sein braves Roß gerettet; die lustigen Junkherren und Stegreifreiter der Umgegend aber dichteten zum Hohne der Reichsstadt ein Schelmenliedlein, worin es hieß:

Die Nürnberger henken Keinen,
Sie hätten ihn denn bevor!

Nicht weit von der Burg Gailersreuth saß am Fuße des waldigen Schloßberges, nahe der Mühle, wo die Brücke über die Wirsent führt, eine junge, schöne, bleiche Frau, vor sich im Grase ein kleines mit Blumen spielendes Mädchen, während zwei Knaben von sechs und acht Jahren sich auf der Wiese herumtummelten. Es war die Edelfrau von Gailingen, Eppelin's Gemahlin, die gestern erst von Nürnberg zurückgekehrt mit der hoffnungslosen Kunde über ihres Herrn Geschick. Die muthwilligen Buben vergnügten sich munter und lärmend, bald der Mutter eine Blume oder einen gefangenen Schmetterling bringend, bald sich lustig im Grase tollernd. Die Edelfrau blickte tiefbekümmert auf die fröhlichen Kinder, die das Schicksal des Vaters nicht verstanden. „Springt nur, ihr armen Buben," flüsterte sie, „ihr seid ja doch arme Waisen, denn euer Vater wird nimmer wiederkehren auf die Burg, da die Reichsstadt ihm den Tod geschworen. Vielleicht hat man ihn schon hingerichtet, denn die Städter sind rasch im Vollzug ihrer Todessentenzen, zumal wenn sie einen Mann betreffen, der adelig Gewerbe treibt."

Eben beugte sich die Edelfrau nieder, um die kleine Jutta zu sich emporzuheben, als plötzlich aus dem Walde ein Mann in zerfetzter ritterlicher Kleidung, ohne Waffen und unbedeckten Hauptes hervorstürzte und heftig an das Fenster der Mühle klopfte. Erschrocken streckte der Müller den Kopf hervor, der Fremde aber rief mit heiserer Stimme nach Wein und Brod und Leinwand zum Verband. Da schrie die Burgfrau von Gailersreuth laut auf, denn der Mann war Eppelin, ihr Gemahl, und eilte mit offenen Armen auf den Wiedergefundenen zu. Doch dieser riß aus des Müllers Händen den Weinkrug und den Brodlaib und rannte nach dem Walde zurück, wohin ihm die überraschte Gattin sammt den Kindern und dem Müller folgte. Dort, wo der Weg in das Gebüsch führt, fanden sie den Ritter von Gailingen neben einem niedergestürzten Rosse knieend, dem er Wein in die Nüstern goß und benetztes Brod zwischen die Lippen steckte. Dann entriß er der Gemahlin Tuch und Schleier, die sie noch vor wenigen Minuten mit ihren Schmerzenszähren getränkt, und wand sie dem schwarzen Rosse um die blutenden Kniee, während er demselben die Seiten und den Hals klopfte. Mit Erstaunen schauten die von Gailersreuth auf die merkwürdige Gruppe. Zwar erkannten sie leicht des Vaters schwarzes Streitroß, das mit Blut und Schaum bedeckt offenbar mit dem Tode rang, aber sie begriffen nicht Eppelin's außerordentliche Sorgfalt für ein sterbendes Thier, während er die wiedergefundene Familie kaum eines Blickes würdigte.

„Eppelin, mein Gemahl, ist Dir Dein Reitpferd lieber als Weib und Kind, die noch vor wenigen Augenblicken Dich verloren wähnten?" fragte die Burgfrau mit leisem Vorwurf in der Stimme.

Da sprang der Raubritter auf, umarmte die Seinigen und rief: „Verzeihe, meine Hausfrau, wenn ich Dich kränkte. Geht Alle hin und liebkoset das sterbende Roß, dem ihr euern Gatten und Vater verdankt, denn das edle Thier hat mich über den Burggraben der nürnberger Veste getragen, in deren Hofraum wenige Stunden später mein Haupt fallen sollte. Bis hieher hat mich der wackere Streithengst gebracht und meine Verfolger weit hinter sich gelassen — jetzt ist seine Kraft erschöpft."

Noch einmal wieherte leise das Streitroß, dann wandte es den Kopf nach seinem Herrn und neigte ihn zum Sterben. Auf der Stelle, wo es endete, ließ Ritter Eppelin einen Stein errichten, von dem freilich keine Spur mehr vorhanden ist. Der Ritter von Gailingen hielt das Gelübde, welches er im Verließe der Veste zu Nürnberg gethan, indem er die Wegelagerei quittirte und ein redlicher Edelmann wurde, der sich von allen Raufereien und wilden Gelagen fern hielt. Durch Vermittelung seines Freundes Hans von Göswinstein versöhnte sich Eppelin von Gailingen auch mit der Stadt Nürnberg und stand bald mit deren angesehensten Geschlechtern auf freundschaftlichem Fuße. Der Kaiser selbst, als er auf der Veste zu Nürnberg einsprach, ließ den vormaligen Wegelagerer vor sich kommen, um aus seinem eigenen Munde die Erzählung von dem ungeheuern Sprunge zu vernehmen, und soll ihm eine Stelle bei seinem Hoflager angeboten haben, die Eppelin jedoch dankend zurückwies.

Als Jutta von Gailingen, Eppelin's einzige Tochter, mit dem Sohne des nürnberger Patriziers Hans Imhoff vermählt wurde, ist die Braut von Gailersreuth mit hohen Ehren und Prunk eingeholt worden. Bei dem Bankett, als Alles lustig und guter Dinge war, erhob sich der Bürgermeister, Ritter Otto Holzschuher, und rief ein Sprüchlein aus zu Ehren des holden Bräutleins. Dem fügte er aber schalkhaft hinzu: „Ritter Eppelin, wir haben Euch vor Jahren mit Ketten an Nürnbergs Mauern verhaftet, jedoch jetzt

Abbildung 1: Ansicht der Stadt Köln vom Rhein aus gesehen
Kölner Dom, Rheinbrücke, Altstadt, Kirchtürme, Fluss, Schiffe

Die Möwenjagd auf dem Helm bei Schleswig. (S. 74.)

Das Mövenschießen auf dem Holm.

Von

Adelbert Graf Baudissin.

Der bekannte Schleswiger, dessen prächtige Schilderungen aus dem letzten Befreiungskampfe seiner Heimat in „Ueber Land und Meer" so großes Aufsehen gemacht, gibt uns in einem eben erscheinenden Prachtwerk: „Meerumschlungen" Schilderungen von Schleswig und Holstein, der beiden Länder, die wir mit theurem Blute erkauft, Schilderungen aus Krieg und Frieden, die er als geborner Schleswiger, der, einer der ältesten Familien des Landes angehörend, seine Jugend, seine Mannesjahre dort verlebt, an den beiden Kämpfen thätig und beobachtend Theil genommen, wohl wie kein Anderer zu schreiben befähigt und berechtigt ist. Wir entlehnen dem Buche, das Ernst und Humor so glücklich verbindet, eine kleine Episode.

„Die Holmer (Bewohner eines besondern Stadttheils in Schleswig) führen ein streng patriarchalisches Leben und sind im Grunde genommen Republikaner; trotzdem wird alljährlich Einer von ihnen zum König gewählt, und zwar zum König über die Möven, welche die Insel in der Schlei bewohnen und den Schleswigern jedes Jahr Gelegenheit geben, den Mövenpreis zu feiern.

Die Insel liegt dem Gottorper Schlosse gegenüber, zwischen Haddeby und dem Lolfuß, und soll in alten Zeiten durch ein gewaltiges Schloß geziert gewesen sein, von dem aber keine Spur mehr aufzufinden ist. Statt edler Ritter und Fürsten hausen jetzt allerliebste kleine Möven auf ihr, die im Anfang des Märzmonats aus wärmeren Gegenden zu ihren Brutstellen zurückkehren und sogleich unter den speziellen Schutz eines Königs gestellt werden, der — unähnlich vielen anderen Herrschern — darauf zu achten hat, daß seinen Unterthanen nichts abgenommen wird. Nacht und Tag muß er wachen, daß Niemand die Insel betritt und Eier raubt, und wenn die dritte Brut ausgekrochen ist und eine ziemliche Größe erreicht hat — was um die Mitte des Julimonats einzutreten pflegt — macht er dem Magistrat Anzeige, daß der Mövenpreis abgehalten werden kann.

Der Magistrat nimmt die Anzeige gebührend ad acta und macht durch das Intelligenzblatt der Stadt — dem Blatte fehlt freilich jede Spur von Intelligenz — männiglich bekannt, daß an dem und dem Tage, Mittags um zwölf Uhr, der und der Forstbeamte in voller Uniform die Möveninsel betreten und durch feierliches Abfeuern seines Gewehrs ein Zeichen geben werde, daß die bisher gehegten und gepflegten Bewohner nach Belieben können geschossen und gefangen werden.

Schon am frühen Morgen des verhängnißvollen Tages sieht man ehrwürdige Philister, kaum erwachsene Buben, Rathsherren und Schneiderlehrlinge mit Doppelflinten, Pistolen, Musketen, Entenbüchsen und Muskedonnern verdächtige und staatsgefährliche Uebungen anstellen. Hier ladet ein dicker Bierbrauer ein Pfund Schrot auf eine Handvoll Pulver, dort sucht ein Seifensieder das Piston abzuschrauben, hier werden alte Feuerschlösser reparirt, dort verzweifelte Anstrengungen gemacht, den eingerosteten Ladstock herauszuziehen, dazwischen laufen Weiber und Kinder mit enormen Pulverhörnern, schweren Schrotbeuteln und ganzen Schachteln voll Zündhütchen ab und zu. — Hunde aller Gattungen und Größen werden an Stricken festgehalten, oder mit Prügeln und Schmeichelreden in die bereitstehenden Boote gezerrt; was schwimmen und apportiren kann — ob die Bestie es thut, ist eine andere Frage — muß mit — der Bello und der Kuhle, der Neufundländer und der Dachs, der Hühnerhund und der Pudel. Unendlich scheint die Zahl der Boote, die bereit liegen, um die Jäger aufzunehmen; unendlich die Zahl derer, welche auf Mövenmord ausgehen. Schon mehrere Stunden vor der festgesetzten Zeit ist ein dichter Kreis um den Mövenberg gebildet; es ist noch kein Schuß gefallen, aber gezielt und probirt haben die Jäger; Wetten sind gemacht, Hunde sind über Bord gesprungen und dem Lande zugeschwommen; Kähne sind aneinander gerannt, und die Möven, die von Alters her wissen, „was soll es bedeuten", schweben kreischend über ihren Nestern und suchen vergebens, ihre Brut vor den Jägern zu warnen. Die armen Unerfahrenen tummeln sich tüchtig umher und verlassen sich, wie es scheint, auf den Schutz ihres Königs.

Da erschallt ein tausendstimmiges Hurrah. Der Forstbeamte hat seinen Kahn bestiegen und läßt sich auf die Schlei hinausrudern; in wenig Minuten hat er das Ziel seiner Seereise erreicht: er springt an's Land, knallt in die Luft — und Tausende und aber Tausende von Möven erheben sich wehklagend und bereuen zu spät ihr Vertrauen. Kaum hat der Forstbeamte seine Ceremonie beendet, so ergreift Alles, was Hände hat, die Ruder, um desto eher die Insel betreten zu können; das ist eine Wettfahrt, als gälte es Tod und Leben; da hört jeder Standesunterschied auf — der Bürgermeister und der Schusterjunge streben mit vereinten Kräften vorwärts zu kommen; stößt der Kahn auf eine Sandbank, so springt der Fischer in's Wasser und macht ihn wieder flott, oder er trägt die Schützen einen nach dem andern an's Land; Buben mit Säcken und Körben versehen mischen sich unter die Väter der Stadt, um „Kajapper" (junge Mövchen) zu fangen; Hunde aller Farben und Rassen springen winselnd und bellend in's Wasser, und piff, paff erschallt es von allen Seiten; der Rathsherr sitzt auf den Schultern des Mövenkönigs, der unter der Last im Moraste stecken geblieben ist, und knallt in's Blaue; der Handschuhmacher feuert seinen Ladstock in die Wolken; der Bierbrauer verliert die Zündhütchenschachtel, dem Metzger wird ein Gewehr bei den Ohren abgeknallt, daß er rückwärts taumelt; Ami und Cartouche beißen sich im Wasser um eine Möve; der Schneider wendet den letzten Odem an, um seinen Lehrling zu rufen, der mit dem Pulverhorn in die Schlei gefallen ist; der Nachbar fällt über den Nachbar her, weil jeder behauptet, die Möve geschossen zu haben, die ein Dritter getroffen; dazwischen kreischen die Möven aus tausend Kehlen — kurz, es ist ein so lebendiges Volksfest, wie es kaum ein zweites geben dürfte, und wer davon kommt, ohne bis unter die Arme in's Wasser gefallen oder sonstwie beschädigt zu sein — hat sich vortrefflich amüsirt.

Daß unter der dänischen Herrschaft auch der Mövenpreis Gefahr lief, einzugehen, versteht sich von selbst. Die Herren Beamten labten sich an den schmackhaften Eiern und kümmerten sich wenig darum, daß ohne Eier keine Brut zu erwarten war. Die beständige Plünderung der Nester hat zur Folge gehabt, daß die Möven sich andere Brutplätze ausgesucht haben, und daß die Zahl derer, welche dem Mövenberge bei Schleswig treu geblieben sind, außerordentlich abgenommen hat. Es ist jetzt bei fünfundzwanzig Thalern Strafe verboten, die Insel zu betreten, und da jeder Schleswiger ängstlich darüber wacht, daß das Verbot respektirt wird, steht zu erwarten, daß auch der Mövenberg die Erinnerung an dänische Wirthschaft verlieren wird."

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

... Wenn die beiden Wandelnden sein Weib gar nicht gesehen ... wenn sie den Abhang hinab ... gerollt wäre und sich zerschlagen hätte? „Alle Heiligen!" Sein Herz pochte gewaltig! Er lenkte von dem Wege ab, er ging zagenden Schrittes im Bogen um den Waldtheil herum; er schritt abwärts, und so war es ganz Nacht geworden. Er ging den Steig, und je näher er der entscheidenden Stelle kam, desto gewaltiger schlug ihn mahnend sein Herz. Er konnte jeden Augenblick mit einem Fuße auf ein Bündel,

auf einen weichen Klumpen ſtoßen, und derſelbe wäre ... ſeines Weibes zerſchmetterter Körper!... ihr Leichnam!

Er hatte mit Schwamm und Stahl Feuer gemacht, ſein Pfeifchen geſtopft, biß den Kernſpitz feſt mit den Zähnen zuſammen und zog in raſchen Zügen. Er ſchritt näher... näher... er horchte mit ſorgſamem Ohre, ob er nicht leiſe ſtöhnen und ächzen höre. Er ſtand... er ging ſeitwärts, mehr zur Höhe hinauf... er zog ſich an einigen Stämmen über das faule, rutſchende Laub auf der ſchiefen Ebene empor... bog ſich zur Erde und lauſchte. Kein Ton, kein Hauch, der etwa Liegen, Bewegen und Stöhnen auf dem Boden verrathen hätte. Das einzige Geräuſch war von ſeinem gleitenden Fuße. Alles, Alles war ſtille.

Sie iſt vielleicht todt? — Dummes Zeug! antwortete er ſich ſelbſt. Und wenn ſie todt iſt?... „Mörder! Mörder!“ ſchrie es ihm in's Ohr, ehe er den Satz und Gedanken ſich zu Ende führen konnte. Hatte nicht ein Heher wieder gekreiſcht, oder eine Eule ihr „buhu“ hohl geſtöhnt? Ihm ſchien's ſo. Und wenn jenes Unglück geſchehen war — ging nun ſein Gedankenzug weiter — war da zu helfen? Da galt es nur, auf ſeinem Recht zu beſtehen und ſich herauszuarbeiten! Der Muth, das Selbſtvertrauen wuchs wieder in ihm. Den Teufel iſt ſie todt! ſagte er ſich, oder iſt ihr nur ein Haar gekrümmt! Wenn man alle die Weiber zählen wollte, die bloß an demſelben Tag, oder vielleicht zur ſelben Stunde einen Stoß oder Schlag bekommen, ſo müßte man den Forſtwart um ſeinen Baumüberſchlag fragen, und es würde ſich herausſtellen, daß es noch immer weniger Bäume im Wald als ſolche Weiber in der Welt gebe! Untraut und Unſereins verdirbt nit! Da wäre ich ſchon tauſendmal geſtorben, derfallen, zu Tod grauſt worden und was Alles noch! O, ſie iſt, derweile er ſich ſorgt, ſchon ſein daheim und kocht ſich etwas, oder iſt zur Erholung wo eingekehrt, und trotzt ihm gerade dadurch und legt ſich die Predigt zurecht, die ſie ihm halten wolle. Er habe die wieder zu hören und ſich auf ſein Haupt die unzähligen Worte regnen zu laſſen wie Regentropfen, und ganz pudelnaß davonzuſchleichen! Die Predigterei ſei ſchon zu toll für ihn. Er war beim Militär und ſtellt ſeinen Mann! Sie meine wohl, weil ſie beim Bauer in der Eingard — ſeiner Bekanntſchaft! — für die Sache geredet? Gut geſtanden?... Wie wär's... wie wär's... Jetzt fiel es ihm wie ein Stahlfunken in den Pfeifenſchwamm... wenn die Leni und der Schelmbauer...? Will es da hinaus? Oho, der alte Fuchs in der Eingard iſt ſchlau genug und genäſchig! Wäre er nicht ſchlau, nicht leichtes Blut, nicht Hallodri und Schelmbauer genug dazu? Eiferſucht brannte ſogar auf in dem Menſchen, der immer Alles auf Andere und die Gründe für eigene Thaten auf Anderer Handlungen ſchieben wollte.

Geht es ſo? — Jetzt verſtand er's, nach ſeiner Meinung. Die Lunge dorrte, brannte ihm ſchier. Er fühlte erſt rechten Durſt, ja er brauchte Wein, Wein — der Brand mußte hinunter, das lodernde Gehirn und Herz mußten gelöſcht werden... wo iſt der Weg zum Wirthshauſe? Ja, nur weiter den Weg und fort zum erſten Wirth! Oder... ſollte er doch heimgehen? Er hatte jedoch geſagt, er wolle in's Wirthshaus, und als Mann war er es ſich ſchuldig, auszuführen, was er geſagt hatte. Er wollte am heutigen Tage trinken und gehe es wie es wolle, ja ſei auch zu dem, was ſchon geſchehen war, als er es vorerſt gewollt, nun noch geſchehen was immer es ſei!

So betäubte er ſich mit eigenen Redensarten. Er müſſe in's Wirthshaus, ſagte er ſich, er müſſe, das gebiete ſeine Ehre und Kraft als Mann! Er habe dem Weibe geſagt, er will und mag, und jetzt werde er ihr zeigen, es geſchehe, was er will und mag! Jetzt gerade, weil ſich Zeit und Verhältniſſe ändern, ſei es nöthig, daß er bei ſeinem Willen beharre, ſonſt komme er ganz in die Schürze wie ein kleines Kind! Sie ſolle gerade ſehen, was es für Folgen habe, wenn ſie nicht bei Zeiten nachgebe. Er wolle keinen Tropfen über Gebühr und Durſt zu ſich nehmen. Aber ſelbſt wenn er es thun könnte, wenn er heute zu viel gegen ſeinen Gram tränke, dann wär's auch nicht ſeine, ſondern nur ihre Schuld. Sie ſei die Sünderin; ſie habe nicht bei Zeiten ſanft nachgegeben. Und warum habe ſie nicht?

Zum Wirthe mußte er alſo. Das Weib, das an den Baum fiel — der Schelmbauer mit ſeinen hellblitzenden Augen — der Abgrund mit einem zerſchmetterten Körper — der Greger ſelbſt, im trotzigen Willen — Todesangſt, Eiferſucht, Rechthaberei — Leichtſinn, der über alle Angſtgedanken hinausragte — das Verlangen, ſein Weib müſſe kommen und ihn ſanft zuredend heimholen — alle Leidenſchaften einer aufgeregten Natur, alle Widerſprüche und Denkfolgerungen einer faſt knabenhaft begränzten, durchzogen ihn. Er ging zu einem Wallner (Waldhüttler), der ausſchenkte, und die Wallnerhütte war eben nicht weit weg.

Er trank und ſaß. Und als er getrunken und gewartet hatte, ob noch Niemand komme, ihn zu holen und zu ſuchen, da dachte er, ſie könnte doch noch nicht hier ſein und den richtigen Ort gefunden haben; er ließ ſich noch einmal einſchenken. Er brauche keinen Kredit! ſagte er zum Wallner in's Geſicht und ſah ihn kühn an. Er brauche ihm nichts zu beiten (borgen), er habe Geld genug im Sack! Und er pochte darauf. Er hatte ja beim Bauer in der Eingard ſolches erhalten, und er zahlte trotzig gleich den erſten Theil, damit der Wallner nicht meine, er ſei ein ſolcher Hallodri und lumpiger Gaſt und trinke und bleibe zuletzt ſchuldig. „Deine Kreide exiſtirt nimmer für mich!“ rief er. Reſpekt ſollte der Wallner haben. Und er, der Greger, laſſe ſich auch nicht etwa ſpotten und trinke nur in kleinen Portionen! Er war ein Pächter und ein Mann in der Dorfſchaft wie ſonſt Einer! Das Weib könnte ja auch jeden Augenblick kommen, ſagte er ſich entſchuldigend vor ſich ſelbſt, und da könnte ſie nun gleich am Kruge theilnehmen, ohne daß erſt friſch eingeſchenkt zu werden brauchte.

Und er trank, und ſie kam nicht... noch immer nicht... ſchon wieder nicht! Sie könnte ihn finden, war ſeine Meinung, wenn ſie nur wollte! Es war aber Trotz von ihr! O, er könne auch trotzig ſein! Er werde ihr ſeine Courage zeigen! Sie werde ihn noch zu bitten haben, daß er ſich beſänftige, daß er etwas vom Schelmbauer, ſeinem Kameraden, annehme! Oder... oder... komme es wie es wolle!

Er trank ſich immer mehr hinein, er trank ſo viel er vermochte. Gehe Alles in Trümmer! zürnte ſein wild aufgeregtes Blut wieder. Dann begann der Wallner beim Ofen einzuſchlafen, es war auch ſchon ſpät. Greger ſah, daß er Nacht machen müſſe. Sollte er da bleiben oder heimgehen? Heimgehen war zuletzt doch das Gerathenſte. Und ſo rief er den Wallnerwirth wach, und ſo zahlte er ſtolz von dem Gelde, und ſo ſchritt er hinaus, ſo wankte er, ſo bewegte er ſich durch den Wald vorwärts. Er ſchrie auf in wildem Geſange, als müßte er die Angſt ſich vertreiben und um ſich her Leben machen, daß ihm nicht Alles zugrinſe und unheimlich zuflüſtere. Und ſo langte er, nicht ohne Beſchwerde, endlich vor ſeinem Häuschen an. In die Stube gehen? — Ja, daß ſie dann aus ihrem Winkel hervorſtürze, wie die Katze auf eine Maus, und ihn ſchnappe, zerpredige? Sie mußte wiſſen, daß er komme! Sie konnte, ſie ſollte ihn erwarten und ihm entgegenkommen, ihn in Empfang nehmen, ihn als Sünderin ſanft beſchwichtigen, oder, wenn ſie für ihn ein Herz im Leibe habe, ihm gleich ſagen, es ſei ihr gar nicht das Geringſte geſchehen, ſie ſei heil und geſund und Alles iſt vergeſſen! Oder liegt ſie noch im Walde?... Hat man ſie heimgetragen und liegt ſie drinnen mit Wunden, blutig? In keinem Falle gehe er in die Stube! Hinten das Ställchen, wo die einzige und zur Nothdurft verkaufte Ziege geſtanden, das an der Wohnſtubenmauer warm gelehnte Stallhüttchen, habe noch Heu und Stroh genug... der Winter ſei nicht gar ſo kalt... grabe man ſich nur gut in's Heu ein, ſo ſei es ſo warm wie im Bette. Er habe ſein Pfeifchen und wärme ſich Hand und Wangen, und feſt ſchlafen werde er dann auch bald!

Er schlich leise von der Seite an das Haus, er durchschritt sachte den kleinen Raum, der zur gesuchten Thüre führte, er zog nochmals am Pfeifchen, daß es nicht verglimme und er nicht etwa da drin Feuer schlagen müsse. Er hatte das Plätzchen erreicht, das Heu lag bauschig unter seinen Füßen. Er warf sich der Länge nach hinein, er wühlte sich ein und deckte sich... ihn überkam es duselig und erschöpft ... er schlief ein.

10.

Wie sich Leni und Greger finden.

In der Stube, auf dem Bette lag Leni. Ihr Kopf schmerzte, ihr Leib fieberte schier. Eines Schrittes Breite hätte dazu nur gefehlt, und sie wäre, von einem kleineren Absatze zu einem größeren fallend, auf welchem es kein Halten und Klammern gegeben haben würde, in eine Tiefe hinabgerollt, aus der vielleicht nimmer ein Auferstehen, wenigstens nicht mit geraden Gliedern, gewesen wäre. Sie war an einen Baum angeprallt, da strauchelnd auf einen zweiten abwärts gesunken und in's Rutschen gekommen. Sie hatte sich jedoch auch da rasch an's Gesträuch geklammert und so gerettet, ohne von Jemanden gestützt und gesehen zu werden. Die Xandl und der Hans waren an ihr in der Nähe vorübergekommen, aber sie hatte sie nur gesehen aus dem Gehölz heraustreten, und sie wechselte kein Wort mit ihnen. Sie dankte dem Herrgott im Herzen, daß dieses Gesindel und leichte Volk so vorübergekommen, ohne den Greger aufgehalten und sich überhaupt eingedrängt zu haben. Dieses Volk wäre gerade im Stande, dachte sie, den Greger in seiner Laune zu den ärgsten Streichen, eben jetzt, zu verführen.

Und sie war dann ächzend, an sich haltend im Leide, vorwärts geschritten. Sie hoffte da den Greger noch mit den Blicken in die Ferne auf seinem Wege — und sicher heimwärts — zu erreichen.

Als sie ein wenig in eine Krümmung eingebogen hatte, wo sie von Hans und Xandl nicht mehr gesehen werden konnte, setzte sie sich in der Einsamkeit für ein Weilchen auf einen Stein. Sie mußte die Hüftbänder lösen, ebenso das Kopftuch, und Athem schöpfen. Der Schweiß drang ihr über Stirne, Nacken und Brust, die Tropfen standen auf der Schläfe und sammelten sich unter dem Halse, es kam nach der gewaltigen Erschütterung, die alle ihre Muskeln und Sehnen zog und bog, wie eine Ohnmacht. Sie ward bleich und wieder tiefroth. Sie öffnete den Mund, um genug Athem in die stöhnende Brust zu holen, ihre Hände und Füße zitterten. Sie nahm die Schürze, wischte sich mitten im Winter die dicken Schweißtropfen von Gesicht und Hals. Der Leib des Weibes, das Herz und Gemüth dazu, waren erschüttert. Sie trocknete sich keine Thräne, sagte sie sich — nein, eine aufgestiegene Thräne war's nicht, nur ein gesammelter Schweißtropfen im Augenwinkel, was da so naß war!

Dann, nach einer Weile, erhob sie sich und ging weiter. Sie war so schwach, als wäre sie bettlägerig gewesen. Und als sie wenige Schritte gegangen war, trat nach der Kälte wieder Frostschauer ein; sie schlang ihr Tuch fest um sich. Auf allen Wegen und Stegen sah sie um sich, in solche hinein — nichts war vom Greger zu erblicken. Es war auch schon zu dunkel, um weit und recht zu sehen. Sie rief in den Wald einmal, zweimal: „Greger!"

Doch, es wgr wohl nicht mehr möglich, daß er sie höre — wahrscheinlich war er ihr zu weit vor. Oder, wenn er sie auch hörte, so wollte er vielleicht, aus Trotz und ihres Nachfolgens sicher, nicht zurückkommen. Wo war er hin? Sie konnte ihn nicht suchen. Sie war allein im stillen, im nächtig gewordenen, im frostigen Walde. Sie fühlte den Frost fast fieberhaft stark, wie es immer nach fliegender Hitze und Erschütterung geht; sie konnte da leicht ein rechtes kaltes Fieber bekommen und vor Zittern liegen bleiben und vielleicht erstarren! Ob wohl im Winter auch ein Rothkröpfl' (Rothkehlchen) käme und ihr, als Todter, Blätter auf das Gesicht legen würde, daß es vor Himmel und Menschen verdeckt sei, wie die Leute sagen? Die schwarzen Krähen und Raben, die auf den höchsten dürren Aesten sitzen, würden sicherlich mit ihren feurigen Kugelaugen nach Raub und Nahrung aussehen, wenn kaum der nächste Morgen zu dämmern beginne, und da haben sie dann, wenn nicht heute, doch bald an ihr zu hacken und kreischend zu zehren!

Es rüttelte sie der Gedanke! — Doch auch das Nachtgethier konnte an eine Erstarrte kommen und sie annagen. Sie schauerte wiederholt, sie spürte, daß ihre Zähne aneinanderschlagen — sie holte einen tiefen, schweren Seufzer aus der Brust, faßte sich fest zusammen und fing recht auszuschreiten an. Und als ihr Auge auf die hervorgetretenen Sternlein fiel, da dachte sie, ihr jüngstbegrabenes Kind sei auch unter den Sternen und blicke von dort herunter. Dort hinauf sendete sie also noch inbrünstiger ihr Stoßgebetlein und meinte, wenn ihr Engelein für sie und den Vater beim Allvater bitten möchte, daß dieser helfe und rechtes Sinnen und Trachten eingebe, so konnte noch Allem und Allen geholfen werden!

So schritt sie in der Ermattung noch gekräftigt heim, sah aber die leise gehegte Hoffnung, daß der Greger vor ihr hieher gegangen und daheim sei, endlich unerfüllt; sie konnte nicht wieder fort und legte sich zu Bette und harrte, schwer seufzend, der Dinge, die da kommen sollten. Hin und wieder übermächtigte sie ein wenig der Schlaf. Und wenn sie eben ein Weilchen geschlafen hatte, erwachte sie, wie über einer Sünde ertappt, und ermunterte sich, scharf im Zimmer umherlugend, ob der Greger mittlerweile heim gekommen und etwa gar leise in sein Lager gegangen wäre.

Aber das war nicht der Fall. Sein Bett blieb immer leer. Da, tief in der Nacht, bei einem Erwachen, spürte sie, es lege sich ihr doppelt schwer in die Kehle und zwinge sie zum Räuspern... da schien's ihr plötzlich, als rieche sie Rauch in der Luft. Sie erhob sich, zog noch einmal riechend die Luft ein ... es war Rauch! Sie ging aus dem Bette an den Ofen, sie öffnete das Thürchen und sah, ob etwa ein Brand glühe und dampfe. Kein Fünkchen blinkte aus der Asche. Von ausgehängter Wäsche konnte nichts versengt sein, Feuer brannte Abends nirgends im Hause. Sie sah zu den Fensterchen hinaus — Nacht, Nacht und sonst nichts! Der Rauchgeruch kam stärker. Sie ging mit nackten Füßen an die Thüre, sie sah aus einem rückwärtigen Küchenfensterlein... noch immer nichts. Sie öffnete die Vorthüre, ein kalter Windstoß schlug sie ihr wieder zu. In demselben Augenblicke schien es ihr, als sähe sie einen Funken vor dem kleinen Fensterchen vorüberfliegen. Sie drückte die Thüre gewaltsam auf... sie eilte, mit herabfallendem reichem Haare, barfüßig und halb entkleidet, über den Schwellenstein, mitten im frostigen Winter, in das Höfchen... sie riß die Thüre des Gaisställchens und kleinen Stadels (Heulagers) auf... im selben Augenblicke leckte ein Flämmchen zu den obersten lückenreichen alten Brettern des kleinen Daches heraus, und ein dichter Qualm drang auf sie ein.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie auf, sie errieth halb den Zusammenhang... sie sah durch den Rauch... eine Mannesgestalt liegen... das konnte nur Greger sein, der sich trotzig und trunken da hereingelegt! Die Flammen schlugen prasselnd über ihm auf, und sie sah ihn jetzt grell erleuchtet... noch einen Augenblick und es war sein Tod!

Sie stürzte durch die Flammen... sie beugte sich über den vom Rauche Betäubten und Regungslosen, der noch ächzte... sie umfaßte ihn mit ihren Armen, riß ihn mit übermächtiger Gewalt empor... sie schleppte ihn aus dem Brande sammt einigen langsam jetzt emporbrennenden Strohresten aus der Thüre in den Hof... sie legte ihn da nieder ... sie selbst fing an den Kleidern zu glimmen und zu glosen an... sie löschte und zerdrückte auch dieß mit den bloßen Händen.

Aus der offenen Thüre leckten nun die Flammen hell heraus... vom Dächelchen des kleinen Raumes zu dem eng.

anſtoßenden Hausdache. Es flammte empor, es brannte lichterloh zum Himmel hinauf! Die Flammen ſtiegen in gewaltigen Büſcheln in die Luft, um ſie ballten und knäuelten ſich grell erleuchtete, ſchwarze und grauweiße Rauchwolken, und mitten unter dieſen tanzten praſſelnd ausgeſchleuderte Bränder und Funken einen hölliſchen Tanz!

„Hülfe! Hülfe!“ Ja, Hülfe in ferner, einſamer Hütte! Bis die Leute, welche Feuer bemerkten, mit der Spritze kommen konnten, war Alles ausgebrannt. Was nützen die paar Waſſereimer aus der nächſten Hütte? Sie warf ſich nur über den Greger, ob er noch lebe, und rüttelte an ihm. Greger ſchöpfte in der friſchen Luft tiefer und tiefer Athem ... er erwachte ... er ſchlug die Augenlider mit ſtierem Blicke auf und er ſah, vom grellſten Lichte beleuchtet, ſein Weib. Er hob den Kopf und glotzte einige Augenblicke ringsum und empor ... er ſprang dann entſetzt auf ſeine Füße! Er ſah ſeine Hütte, ſein ganzes Hab und Gut brennen, ſein Weib von Brandwunden geſchwärzt und verletzt! Die Erinnerung, daß er mit brennender Pfeife in's Stroh gegangen, tauchte in ihm auf. Er hätte mögen in's Feuer ſpringen und ſich ſelbſt darin verbrennen! Aber da fehlte ihm doch der Muth dazu, denn er ſah ſein armes Weib

Hallodri! Auf dem Brandplatz. (S. 78.)

vor ſich. Nichts, nichts konnte er thun! Hineinrennen und noch ein erbärmlich Stücklein retten? Auch damit war's in der raſend raſchen Flamme bald aus.

So ſtand der Lump da ... das waren die Folgen ſeines Sinnes und Wandels. Hallo! Hallodri!

11.

Trümmer und Gluten der Brandſtätte.

So viele Leute hatte der Greger in ſeinem Leben nicht zu Beſuch bei ſich geſehen, als jetzt. Nun, ſie gingen nicht in ſeine Stube hinein, und er konnte ihnen auch nicht das Platznehmen bieten. Dafür aber machte Keiner auf Höflichkeit Anſpruch und rechnete auch auf keinen Sitz.

Ja, in der Nacht vorher war wohl noch eine Stube da, und war ein ſorgſam ſchaffendes Weib und allerlei anheimelndes Geräth darin; jetzt aber zuckten aus Trümmern und Aſche rauchende Balkenreſte. Rußgeſchwärzte Mauern und Scherben gebrannten Thons, ſowie verkrümmten Eiſens, zeugten von einem Ofen, von Hausrath allerlei Art. An der Wand hing noch an einem Nagel das gewölbte, eiſerne Drahtgitter eines kleinen Vogelkäfigs, und das arme Vöglein war wohl das Kohlenklümpchen, das in einer Ecke am Drahte hing. Hie und da blieb noch ein Stäbchen von zerklüfteter ſchwarzer Kohle an der Wand, es war der Reſt eines Rahmens von einem Heiligenbilde. Und entlang der weißgeweſenen Wand quoll noch zuweilen ein Kothſtreifen, aus Aſche und Lehm gebildet, langſam von oben herab.

Die Männer hatten noch in der Nacht gut darauf losspritzen! Es galt das Löschen und Schreien und Hülfeleisten und Eimerreichen nicht mehr dem Häuschen, das war verloren und eingebrannt; es galt jetzt mehr, dem Winde die Bränder zu entreißen, und ihm todte Kohlen anstatt glimmender in der wilden ausstreuenden Hand zu lassen.

Einer der Wildesten, schier rasend beim Feuer, war der Trottl. Lipperl kam auf einer der rasselnden Spritzen, wie ein Kobold oben auf dem Kasten sitzend, und die Flammen ließen ihn doppelt seltsam erscheinen. Er stürzte sich schier in den Brand, er meinte, er müsse ihn löschen. Er lief brüllend und heulend wie ein Thier umher, und, wie man ihm auch wehrte, er sprang bald dahin, bald dorthin, um ein nichtswerthes kleines Ding zu retten. Er umfing bald Leni tröstend, bald Greger. Die Reste einer Wiege brachte er doch heraus. Und als Alles im Sinken und Stürzen war, da war er der Erste, der trotz der bloßen Füße in die heißen Trümmer hineinstieg und Restchen zusammenklaubte, Kleinigkeiten auf die Seite brachte.

Die Leute sahen sein Thun und ließen ihn da natürlich gewähren. Doch — wie ist das Feuer ausgekommen? frug allmälig Alles. Gelegt war's nicht. Ein Landstreicher und durchziehender Vagabund ward von Keinem seit Wochen gesehen. Beim Greger suchte kein Schlechter 'was zu gewinnen, nicht einmal ein vernünftiger Hadernsammler rechte Lappen. Sie war zu wirthschaftlich, um selbst etwa solche anhäufen zu lassen, und er hätte selbst diese längst vertrunken.

So stand nun des Morgens die arme Leni mit aufgeschürztem, halb verbranntem Rocke, von Asche und Ruß das schweißbedeckte Gesicht schier unkenntlich gemacht und die Augenränder angequollen, hoch geröthet, mitten in den Trümmern. Sie stöberte mit einem dicken, halb verkohlten Stocke unter dem Schutte und Gerölle, und hatte schon aufgehört, bei jedem fremdartigen Reste, der ihr zuletzt doch ein wohlbekanntes Stück in's Gedächtniß rief, und das sie zu einem Häuflein bei Seite legte, zu seufzen. Auf ihrer Brust lag es nunmehr, im Ganzen zusammen, wie ein Stück Blei, oder es kam ihr zuweilen vor, als wäre sie zwischen einem Schraubstocke oder dichtem Mieder eingeschnürt und wolle es ihr Brust und Rücken zusammen- und aneinanderpressen.

Ja, wie war das Feuer ausgebrochen? galt die allgemeine Frage. Es gab natürlich bei Tage noch mehr Leute, als der Brand bei Nacht hieher gezogen hatte. Und vollends die Weiber, die waren erst jetzt da. Wägelchen und Karren und einzelne Rosse, Reiter und Leute umstanden die Brandstätte.

Ja, wie war das Feuer ausgebrochen? Neugierde und Rechtspflicht suchten die Aufklärung. Der steinalte Halder (Viehhüter) aus dem Gutleuthäusl' (Versorgungshäuschen), der da auf den Stock gestützt stand, meinte, da Niemand etwas wußte, das Haus müsse einen „Feuerbaum" unter seinen Dachsparren gehabt haben, und seine Zeit war aus, und darum sei es von selbst in Brand gerathen.

Eine greise Bäuerin erzählte hustend und schwer Athem holend, ihr Großvater sei einst auch abgebrannt, und da habe sich auch nichts finden lassen, als daß „Zwiebrände" im Hause gewesen (an beiden Enden angebrannte Holzstücke), und da habe halt auch einmal „der Wind sein Futter haben wollen", damals so, wie es noch jetzt geschehen.

Eine Andere sagte wieder, sie habe auch von einem Feuervogel oder fliegenden Drachen gehört, der manchmal über ein Haus fliege, und sie bedauerte, daß Keiner jetzt mehr einen rechten Feuersegen wisse, wonach das Feuer augenblicklich „krepire". Ein Aehnlvetter (Großonkel) von ihr, der war noch Einer von den „Feuerjodeln", welche „das Feuer versprechen" konnten.

Aber damit waren doch nicht Alle so ganz einverstanden. Und hatte dort eine Gruppe sich in ein Gerede über Fernerliegendes, in Erinnerungen an Brände vor Zeiten und in der Umgegend eingelassen, so kam ein anderer Schied (Theil) doch wieder und wieder auf die Frage zurück: „Wie is das Feuer aus'kommen?" Das muß man wissen! Hat man Brandstifter, gefährlichen Bau, liederliche und unvorsichtige Leute im Dorfe oder in der Gegend? Jeder fliegende Funke ist ein Drohbrief für Alle, eine gemeinsame Gefahr! Nur Leni's Gegenwart und Gesicht und Thun, der festbegründete Ruf ihrer Sittlichkeit und Arbeitsamkeit hinderte die Männer zuerst, auf die Sache mit rechter Derbheit einzudringen. Als sie aber Greger's Gesicht, seine unstäten Blicke, seine Verwirrung bei jeder Nebenfrage und Antwort bemerkten, da wurden sie eindringlicher, da wurden ihre Worte schärfer und ihre Reden härter. Und endlich wurde aus dem Murmeln ein Reden, und aus dem Reden ein Rufen, Schimpfiren, es hieß laut und lauter: „Der Lump, der alte Hallodri! Betrunken war er gewiß und hat mit Licht herumgesuchtelt!" — „Er hat wohl zuletzt das Häusl', die Hütte angezündet, um in's Land betteln gehen, oder eine Weile nichtsthuend von der Gemeinde leben zu können. Assekurirt hat er's auch nicht und sich die Groschen nicht jährlich abgespart, um sicher den Leuten nicht zur Last fallen zu müssen!" — „Er hat's absichtlich gethan!" hieß es, „um ein lustig, arbeitscheues Bettelleben zu führen! Um als ‚armer Abbrandler' mit Gemeinde-Attest durch's Land und vor allen Thüren herumstreichen zu können. Der Hallodri! Das sieht ihm gleich."

Und als es bekannt wurde, daß er gestern noch spät in der Wallnerhütte war und „angestochen" wegging, als die Xandl und der Hans erzählten, was sie gestern gesehen, und wie sie wohl gesehen, was sie nur bemerkt zu haben nicht zeigen wollten, da hoben sich die Fäuste drohend. „Er muß in's Kriminale! . . . Er hat seinem eigenen Weib das Haus über dem Kopf angezündet! . . . Was liegt ihm daran, wenn auch der ganze Wald brennend geworden wär'? Sein is er nit, und er käm' trotzdem durch dabei!" Der Hans nahm einen noch glimmenden Span vom Boden auf, zündete an der Kohle sein Pfeifchen an und klappte den Deckel fest zu.

Als die Weiber einmal gehört hatten und vermeinten, es gelte auch einem Theile ihres Geschlechtes, da redeten sie sich und die Männer erst recht in den Zorn hinein; da trat der Eine oder der Andere an ihn hinan und sagte ihm in's Gesicht, daß er nicht werth sei, so ein rechtschaffen Weib zu haben und vom Erdboden getragen zu werden. Der Nagelschmied kam auch mit seiner Kraxe, seinem eisenbeschlagenen Stocke und seinem tüchenen, mit Hasenfell gefütterten Muff angestiegen, der an einer Schnur vom Nacken vorne herabhing, und er meinte: „Da wird man wohl Nägel für's neue Haus brauchen!" Als er aber des Greger's trübseliges Gesicht und seine Wortkargheit bemerkte, dagegen den Wortreichthum der Andern hörte, da meinte der gute Freund boshaft: man möge nur ihn, den Nagelschmied nämlich, verschonen, wenn man etwa einen gewissen Nagel brauche, solchen, der Einen trage. Und dabei griff er an das Halstüchlein. „Es wäre gescheidter gewesen," sagte der verteufelt boshafte Nagelschmied, „der Greger hätte ihm die Kohlenfeuerung verkauft, da wäre sie doch 'was werth gewesen, aber so den Wald noch unsicher machen . . .!"

Leni hörte den Nagelschmied, und sie warf ihm einen Blick zu, einen Blick, daß er rasch nach einer andern Seite sah und that, als ob er nichts gesehen hätte. Doch wehe, wenn der Greger schimpfen, sich rühren, oder wenn er gar ergrimmt die Faust heben wollte! Mehrere umstanden ihn, harrend, den ersten niederschmetternden Schlag nach ihm führen zu können.

„Nie mehr solle sie in einer Stube mit diesem Menschen Athem schöpfen!" riefen die Weiber der Leni zu. „Sie solle sich scheiden lassen — so ein braves Weib — daß er keinen Anhang und keine Ansprach an ihr sein Lebtag mehr habe." — Sie aber schüttelte nur, stets abwehrend, das Haupt und suchte mit schwachen, klanglosen Worten zu beschwichtigen. Aus ihrem schmerzerfüllten Herzen kamen

wenige Worte heraus; wenn sie zuweilen Naß aus den Augen und warm über die Wangen rieseln fühlte, war ihr ein wenig leichter. Hin und wieder sagte sie doch mit festerer Stimme, der Herrgott werd' ihr schon helfen, und man möge doch nicht unnützes Gerede machen; es ist halt ein Unglück, wie's schon geht. Die Leute glaubten aber zu gut zu wissen, daß Mann und Weib ein' Seel' und Leib da — nit seien.

Der Schelmbauer stieg über die Asche und Trümmer hinweg, faßte die Abbrandlerin beim Arme und sagte: „Leni, seh', komm', laß das Zeug stehen und liegen — es ist kein' Kreuzer werth — Du brauchst es auch nit — komm' zu mir in mein' Dienst, mein Dienst soll Dir nit schwer werden!" Da rollte es ihr nochmals so reich und heiß über die Wangen. Der Greger that einen heftigen Schritt vor und wollte den Schelmbauer von der Seite seines Weibes reißen. Mehrere warfen sich ihm jedoch in den Weg. Einer umfaßte seine Hüfte und hatte die Absicht, ihn bei Seite zu schleudern. Greger griff im vollsten Zorne an diesen knochigen Gürtel und wollte ihn mit furchtbarem Drucke lösen. Die Andern sahen dieß und machten seine Kraft ganz und gar wirkungslos.

Leni bemerkte, was vorging. Sie fürchtete das Aergste. Sie wußte, werden erst die Hände gebraucht . . . es stieg ihr mit einem Male wie ein Wurm zum Herzen, der es ihr annagte, die umthränten Augen vergingen ihr, sie war krank, schlaflos, hatte nicht Bissen noch Trank in den fiebernden Leib genommen — sie konnte sich nicht mehr gerade halten, wankte, taumelte — sie sank dem nächststehenden Schelmbauer in die Arme. Der hob sie kraftvoll aus dem Schutte heraus und setzte sie inmitten der Weiber auf Gebälkstücke nieder, an ein solches ihr auch den Rücken lehnend. Die Weiber lockerten die Schnüre ihrer Kleider, — Jede wußte etwas Anderes und besser Helfendes — sie waren sehr geschäftig.

Die Abbrandlerin hatte einen ernstlichen und starken Fieberanfall. Hier konnte man sie also nicht lassen, es mußte rasch Rath geschafft werden. Aus einem Korbwägelchen, das einen Bauern hieher gebracht, wurde der Mittelsitz gehoben; von einem andern wurde Stroh genommen, und so nach kurzer, für die Weiber sehr reichgeschäftiger Weile, lag Leni im Korbe des Wägelchens, in's Stroh gebettet und mit Pferdedecken warm zugedeckt.

Das Zeugl' fuhr langsam. Hinterher ging Greger, die Hände in den Taschen, stumm und wild im Ausdrucke, aber doch gebeugt, machtlos, umrungen von Männern und Burschen, die ihn scharf bewachten. Sie führten Beide in's Dorf. Die Eine zum Gutleuthäusl' oder Spital, den Andern in's Verhör zum Richter — wohl zum Arreste.

12.

Im Feuer des Gerichtes.

Der Bürgermeister hatte pflichtgemäß sein Protokoll an den Bezirk über „ausgekommenen Brandschaden" und „Befund der Ursach'" sowie „Muthmaßlichkeiten desselbigen" eingesendet.

Die Gendarmen gingen auch um die Brandstätte herum, hörten im Wirthshause und unter den Leuten sorglich, was gesagt, gemeint, geschehen war — und rasch kam vom Kreisgericht die Weisung in's Dorf, den Greger einzuliefern.

Da stand er nun vor dem Richter als Arrestant, und jedes seiner Worte wurde wohl aufgeschrieben, jede gestellte Frage sogleich mit der gegebenen Gegenrede verzeichnet. So viel Gewicht hatte man sein Lebtage nicht auf alle Worte gelegt, als jetzt auf ein einziges. Der Richter mit dem ernstfesten Gesichte war doch schlau und verfänglich, und setzte die Reden unversehens wie einen Fuß oder einen Stein und Baumstrunk in den Weg, damit man darüber stolpere. Aber der Greger dachte bei jeder Frage jetzt voraus, was er einst bei jedem Ding, über das er gestolpert, hinterher gedacht, nämlich: da liegt ein Musikant begraben! Und damit ihm dieser ja nicht mit der Baßgeige Eins aufgrumme oder nicht heimgeige, in's Strafhaus nämlich, brach er schlau den Fiedelbogen entzwei, wie eine Katze den Topf, wenn sie durchaus zur Milch gelangen will. Und er schlich und duckte sich und machte Sprünge, gerade so wie sie, wenn sie dann aus der Küche irgendwo und irgendwie hinaus will. Er war ein Hallodri!

Stein- und beinfest behauptete er, er wisse von nichts. Wenn Polizei und Gericht jedem Funken in der lieben Welt nachlaufen und selbem einen Paß geben wollten, so mögen sie es doch thun! Er wisse einmal von nichts; und wenn der Herr Untersuchungsrichter ihm sagen wollte, wer seine Hütte angezündet, so würde er ihm sehr dankbar sein. Der Herr Richter möge doch auch Acht geben, sein Haus könnte ja ebenso gut abbrennen, und dann würden sie wohl den Herrn einsperren? Gewiß nicht. Also möge man auch ihn in Ruhe lassen und den Mann oder den Funken suchen, der in der Welt herumgeflogen. Kühn war der Greger.

Er brachte dann zur Abwechslung und Mithülfe auch sogar den „Feuerbaum", die „Zwiebränd" und das „Windfutter" vor. Es gäbe allerlei Feind' und „böse Meister" in der Welt, die „mehr könnten als Birn' braten" und selbst von Weitem her Einem etwas Böses schicken. Wer könnte in der Welt Alles erfahren?!

O, der Hallodri! Er wußte, sein armes Weib war krank, und werde sich eher viertheilen lassen, als anders von ihm sagen, wie sie es ihm versprochen. Er wußte, sie lag krank im Spital, und die Richter, wollten sie es weit treiben, müßten lange warten, bis sie ganz gesund.

Greger sagte, wer hindere ihn, zu behaupten, der Bürgermeister oder der Bezirksrichter wären die Anstifter? Wenn er das wollte, müßten sich Bauer und Herren auch ein Langes und Breites zu Protokoll verantworten, und müßten aufzeigen, wo sie an selbem Abend oder in selber Nacht gewesen, was sie gethan, gegessen und getrunken, gerade wie er. Er aber thue es nicht, es falle ihm nicht ein, und lasse Jeden in Ruhe; man möge also auch ihn in Ruhe lassen, dasselbe Recht wie Andere habe auch er.

Der Herr Richter sah ihn schließlich nach allem Drehen, Wenden, Fallenlegen, Abbiegen und plötzlichem Wiederkehren in dieser Sache so hülflos an, wie Einer, der nicht mehr aus weiß und seine Schwäche still und unwillkürlich zugesteht. Das bemerkte der Hallodri gar wohl, und er wurde immer kühner und kühner. Er sagte, er habe zuerst gemeint, man hole ihn, um ihm zu helfen. Wolle nicht etwa das Gericht ihm Bauholz geben zum Wiederaufbau? Es gebühre sich vor der Regierung eher, daß sie einem Unterthan aufhelfe, als daß sie ihn noch einsperre und an allem Guten und Fortkommen hindere. Sei etwa das Dorf, oder eines Andern Haus und Gut abgebrannt? — Er werde doch nicht so dumm und hirnlos sein, und sich sein einzig Hab und Gut über dem Kopf anzünden? Aus Nachlässigkeit und Fahrlässigkeit, oder Trunkenheit, sei auch gar nichts geschehen. Er sei der Hallodri; nun gut, er heiße der Hallodri; aber wenn er schon einer sei, so könne er gerade so viel ertragen, um von dem Bischen in der Wallnerhütte gewiß nüchtern geblieben zu sein. Und für das Andere . . . wenn er sich einmal in's Bett schlafen gelegt, wie er gethan, sei er dann auch noch gewiß zu gescheidt, um sich etwa mitten im Wald mit seinem Häuschen einzuheizen. Er log, er rettete sich — sinkend schon — vor gerechter Strafe, durch neue strafenswerthe That.

Was wollte der Richter machen? Die gesetzlichen Anhaltspunkte fehlten, und es mußte beschlossen werden, den Greger bis auf Weiteres freizulassen. Das Schloß an seiner Gefängnißthüre rasselte, der Gerichtsdiener trat ein, einen Zettel in der Hand haltend und sagte: „Der Greger geht los!" Das sagte er in demselben Tone, als er gesagt hatte, der Greger geht wieder in's Verhör! Dem Greger aber ging das Herz auf, wie eine Pfingstrose im Sonnenschein. Er war jedoch schlau und fest genug, gegen den Mann an sich zu halten und nur so mit dem Kopf zu nicken und mit den

Augen zu zwinkern, wie Einer, der das lange erwartet und dem es „endlich einmal“ gebühre.

Der Gerichtsdiener ging mit ihm einen gepflasterten, von den Schritten wiederhallenden Gang entlang, händigte ihm in der Stube, am Ende desselben, seinen Hut, sein Taschenmesser, seinen Geldbeutel und seine Pfeife sammt Zeug ein, und sagte ihm „Adjes!“

Das Geldbeutelchen, als es Greger mit den Fingern griff, das gab ihm erst die rechte Lebenskraft. Als er es leibhaftig in der Hand hielt, war's ihm, als wäre es ein Kraft- und Seelenwecker. Er fühlte sich in selbem Augenblicke erst recht wieder sein. Er sackte das hohe Gut mit einer Art von Wurf und Fertigkeit der Bewegung in die Seitentasche seiner Lodenjacke, wie Einer, der gewohnt ist, da drin schwer zu tragen. Greger drückte seinen Hut gleich fest und kühn auf die Seite seines Kopfes — ein gemachter Mann!

Auf das „Adjes“ des Gerichtsdieners, das etwas Hochmüthiges an sich hatte, vielleicht versteckt Boshaftes, wie von Einem, der sagen wollte: „Du bleibst meine Kundschaft, Du kommst mir ohnehin bald wieder,“ (oder sollte der Hochmuth durch eine Gabe kleinmüthiger gemacht werden?) sagte er auch nur „Adjes!“ und ging seiner Wege.

(Fortsetzung folgt S. 130.)

Hallodri! Frei. (S. 80.)

Böses zeugt Böses.

Kriminal-Erzählung

von

F. F. Engelberg.

I.

Am Sylvesterabend 183.. war ein schauerliches Wetter. Der Sturm wüthete mit fürchterlicher Gewalt, und der Schnee, welcher aus den dunkeln, schwarzen Wolken herabfiel und welcher von unten wieder hoch gehoben und ruhelos fortgetrieben wurde, verdichtete die Luft so, daß man kein Auge aufthun, die Hand nicht vor den Augen sehen konnte.

Demungeachtet hatten sich in der Schenke zu Häusen, obgleich diese, wie das gewöhnlich der Fall ist, vor dem Dorfe hart an der Straße liegt, mehrere Gäste zusammengefunden, um hier gemeinschaftlich die letzten Stunden des Jahres zu verleben, den Anfang des neuen Jahres zu erwarten und mit dem Eintritt desselben gewohnheitsmäßig sich gegenseitig Glück zu wünschen.

Die Gäste gehörten sämmtlich zu den näheren Bekannten des Wirthes. Es befanden sich darunter der Schulmeister, der Ortsvorsteher und der Förster, die Uebrigen waren be-

Aus Neuer Welt. Illustrirte Zeitung. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. Jahrgang 1858. Band II. Seite 89.

Von der Ost-Indischen Reise. — Nach einer Photographie. — Siehe Seite 88.

Die Ost-Indische Reise. — Nach einer Photographie. — Siehe Seite 88. Wir geben heute einen Blick in das Innere eines Bazars, wie sie in Ost-Indien, namentlich in Bombay, zu finden sind. Die Photographie, nach welcher unsere Illustration gefertigt ist, wurde von einem Reisenden, Herrn Bourne, aufgenommen, der sich gegenwärtig in Ost-Indien befindet. Wir werden diese Photographie, welche uns durch die Güte des Herrn Bourne zugekommen ist, in unserer Zeitung veröffentlichen.

desvorurtheile, über Nächstenliebe und dergleichen mehr gesprochen wurde.

An dem gedachten Abend war nur der Tisch für die erste Klasse der Gesellschaft besetzt. Die übrigen Tische, auch der für Fremde, welcher seinen Platz zunächst der Thüre hatte, waren leer. Der Fremdentisch blieb in der Regel unbesetzt, namentlich Abends, da die Straße zu jener Zeit nicht besonders frequent war. Sie unterhielt überhaupt nur die Verbindung zwischen zwei, etwa vier Meilen von einander entfernt liegenden Landstädten, war außerdem uneben, führte über Berge, oder richtiger: Hügel, durch Thäler oder Tiefen, und auf eine Entfernung von etwas mehr als einer Meile durch eine, wenigstens streckenweise äußerst dichte Laubholzwaldung. Etwa fünfzehn Minuten vor dieser Waldung und fast in der Mitte des Weges lag die Schenke.

Die Gäste waren ausgelassen heiter. Sie hörten nicht auf das Sausen, Heulen und Toben des Sturmes, sie dachten auch nicht an den beschwerlichen Weg, der aus der Schenke nach dem Dorfe zurückführte; denn es war erst neun Uhr, die eimergroße, dampfende Punschbowle noch ziemlich gefüllt und die Temperatur des Zimmers äußerst angenehm, äußerst behaglich. Außerdem waren sie unter sich, sie brauchten sich nicht zu geniren, Niemand störte sie.

Und doch hatte dieser Jubel mit einem Male ein Ende. Ein Schlag, der den Sturm draußen und den Lärm im Zimmer übertönte und der ganz unerwartet gegen den Laden des einen nach der Straße führenden Fensters fiel, machte jeden Anwesenden stumm und regungslos. Man hörte nur noch das Wüthen und Heulen des Sturmes, sonst war Alles still. Aber nur wenige Augenblicke. Ein zweiter Schlag, noch heftiger, noch stärker als der vorige, der sogar dem Glase des Fensters laute, klirrende Töne entlockte, fiel gegen den Laden und brachte wieder Leben in die Gäste. Der Förster war der Erste, der sich vom Schrecken erholt hatte. Er sprang auf und nach der Thüre des Zimmers, riß diese eiligst auf, ohne sie wieder zu schließen, lief über den Flur nach der Hausthüre und schob den Riegel, welcher diese schloß, zurück. Noch hatte er die Hand nicht auf den Drücker des Thürschlosses gelegt, als die Thüre mit großer Gewalt aufgestoßen wurde, der Sturm eine ungeheure Menge Schnee durch die Oeffnung trieb und den Förster damit überschüttete. Das war so unerwartet und mit solcher Heftigkeit geschehen, Sturm und Schnee waren so eisig kalt gewesen und so unmittelbar mit dem erhitzten und unbedeckten Kopfe des Försters in Berührung gekommen, daß dieser unwillkürlich zusammenschauerte und zurück hinter die offene Thüre trat, um sich zu schützen. Er war eben im Begriff die Thüre wieder zuzuwerfen, als in der Oeffnung eine Gestalt sich zeigte, welche fast unhörbar die Flur betrat, über dieselben hinweg nach der noch immer offenen Wohnstube schritt, und hier auf der ersten, zunächst der Thüre befindlichen Bank mehr niederfiel, als sich niederließ.

Die Gestalt war fast vollständig mit Schnee umhüllt, wenigstens war die vordere, dem Sturme ausgesetzt gewesene Seite mit einer starken Schneekruste überzogen, die für den Augenblick nichts erkennen ließ. Man sah nur, daß die Gestalt einem Manne angehörte, von dem Manne selbst war nichts zu sehen. Der Kopf stak tief in einer Mütze, an welcher sich Ohrklappen befanden, die herabgezogen waren und das Gesicht fast vollständig bedeckten. Ueber den untern Theil des Gesichts war der breite Rockkragen gelegt. Der linke Arm hing schlaff an dem Körper herab, die Hand war zum Theil durch den Aermel des Rockes, zum Theil durch einen übergezogenen Handschuh, der schmutzig zu sein schien, wenigstens dunkel gefärbt und von Schnee frei, verborgen. Die rechte, mit einem gleichen Handschuh bekleidete Hand hielt den Knopf eines daumenstarken aber biegsamen Stockes krampfhaft fest. Der Knopf hatte die Form einer Kugel von etwas mehr als einem Zoll Durchmesser.

Der Mann machte einen unheimlichen Eindruck. Er athmete schnell, keuchend, rührte kein Glied und sprach kein Wort, er schien vollständig erschöpft zu sein. Die Aufmerksamkeit aller Gäste war ihm zugewendet. Er schien das nicht zu bemerken, auch die ihm von dem Förster und abwechselnd von dem Wirthe vorgelegten Fragen nicht zu hören oder nicht zu verstehen, er rührte und regte sich nicht.

Nach einigen Minuten wurde der Schnee in dem warmen Zimmer naß und tropfte als Wasser von den Kleidern herab. Der Mann beachtete auch das nicht. Als aber die Wärme des Zimmers auf den fast erstarrten Körper zu wirken anfing, da hörte man die Zähne zusammenschlagen, da sah man den Körper von innerem Frost erzittern und zusammenschrecken. Dieß unwillkürliche Erzittern nahm an Heftigkeit zu, je mehr der Körper Wärme in sich aufnahm, und hörte erst auf, als Wärme und Kälte gleichmäßig in demselben vorhanden waren. Bis dahin hatte der Mann den Stock festgehalten. Mit diesem Zeitpunkte schien der Krampf gewichen zu sein, die Hand öffnete sich, der Stock fiel auf den Boden des Zimmers.

Das Niederfallen des Stockes, an sich eigentlich ganz natürlich, nahm die Aufmerksamkeit aller Anwesenden verschiedenartig aber in hohem Grade in Anspruch.

Der Fremde schien darüber zu erschrecken. Er beugte sich hastig herab und machte verschiedene Versuche, den Stock wieder aufzunehmen. Das gelang ihm aber nicht; die Finger waren noch nicht biegsam geworden, sie konnten nicht fassen, nicht festhalten, sie versagten den Dienst.

Den übrigen Gästen war zuerst nur der harte, starke Ton, den das Aufschlagen des Stockes auf das Holzwerk des Fußbodens verursacht hatte, aufgefallen. Der obere Theil, der Knopf des Stockes, mußte von ungewöhnlicher, von großer Schwere, die beiden Schläge an den Laden des Fensters damit ausgeführt sein.

Als die Bemühungen des fremden Mannes, den Stock wieder aufzunehmen, erfolglos blieben, kam ihm der Förster zu Hülfe. Dieser hatte den Stock aufgenommen und wollte denselben eben auf den Tisch neben den Eigenthümer legen, als er plötzlich seine Bewegungen änderte, den Stock hoch gegen das Licht hielt und dann verwundert ausrief: „Weiß Gott, da klebt Blut! Mann, seid Ihr denn verwundet?“

Es folgte keine Antwort, die Frage mußte aber gehört und auch verstanden sein, denn der Fremde wies ohne weitere Aufforderung die innere Fläche seiner linken Hand, aber nur ganz flüchtig, er zog dieselbe sofort wieder zurück. Der Wirth, der ihm am nächsten stand, sah indeß, daß der Theil des Handschuhs, welcher die innere Fläche der Hand bedeckte, eine Oeffnung hatte, die vom Ballen an bis zur Wurzel des kleinen Fingers reichte; daß in der ganzen Ausdehnung dieser Oeffnung Blut sich befand, welches noch flüssig war; daß die Oeffnung selbst in einer geraden Linie verlief, und die Ränder derselben scharfkantig, nicht zerrissen waren.

Diese Wahrnehmung erregte ein lebhaftes Bedauern. Die Verletzung — so wurde allseitig angenommen — mußte durch irgend einen unglücklichen Zufall entstanden und das Blut von der verletzten Hand an den Stock gekommen sein. Freilich hätte Jeder auch gern Kenntniß gehabt von den näheren Umständen, welche die Verwundung herbeigeführt hatten, aber keiner der Anwesenden wußte, in welcher schicklichen Weise die Auskunft gefordert werden sollte, kein Einziger getraute sich, eine direkte Frage deßhalb zu stellen, Jeder fügte sich in Geduld.

Der Fremde hatte die Frage des Försters gehört und auch verstanden, sonst würde er seine Hand nicht vorgewiesen haben, er war also nicht taub. Er hatte aber noch immer kein Wort gesprochen, obgleich seit seinem Eintreten bereits mehr als eine Viertelstunde verflossen war; er hatte in dieser Zeit außer den gedachten, mehr unabsichtlichen Bewegungen und außer dem schweren und tiefen Athmen kein Lebenszeichen von sich gegeben, namentlich nichts an seiner Bekleidung geändert.

Die Gäste wurden endlich ungeduldig, der Punsch wartete und drohte zu erkalten, man wollte der Szene ein Ende

machen. Der Wirth trat in die unmittelbare Nähe des Fremden. „Lieber Freund," redete er diesen an, „was wollen Sie denn eigentlich? Bis jetzt haben Sie nur die Stube naß und schmutzig gemacht. Können Sie nicht sprechen, oder wollen Sie nicht antworten? Dann schreiben Sie auf, was Sie verlangen. Ich werde eine Schreibtafel herbeiholen."

Diese Anrede, welche nicht zu der Lage paßte, in welcher der Fremde sich befand, welche mehr als ungeschliffen, welche grob war, und daher verletzen mußte, blieb vollständig unbeachtet. Der Fremde änderte nichts in seiner Stellung, er rührte sich nicht, er blieb stumm.

Während der Wirth fortging, um aus dem Nebenzimmer eine Tafel herbeizuholen, nahm der Förster seine Stelle in der unmittelbaren Nähe des Fremden ein. Auch der Ortsvorsteher und der Schulmeister traten näher zu dem Fremden heran. Dieser schien auch dieß nicht zu bemerken, er verharrte in tiefem Schweigen und blieb regungslos.

Der Förster machte, indem er den Ortsvorsteher fragend ansah, mit der einen Hand die Bewegung, als ob er dem Fremden die Mütze abnehmen wollte. Der Ortsvorsteher gab durch wiederholtes Neigen des Kopfes zu erkennen, daß er damit einverstanden sei, daß er dieß gut heiße. Unmittelbar darauf streckte der Förster zum zweiten Mal den Arm nach dem Fremden aus, er erfaßte den oberen, fest auf dem Kopf aufliegenden Theil der Mütze, riß diese mit einem Ruck vom Kopfe herunter und blieb, die Mütze in der Hand, wie erstarrt stehen. Ein kurzer, scharfer Schrei, den der Fremde ausstieß, und ein Blick auf dessen Kopf, an welchem das Blut herabrieselte, machte ihn betroffen. Das Blut entquoll einer Hautverletzung. Das Haar fehlte an dieser Stelle, es mußte mit Gewalt herausgerissen worden sein, die blutige und blutende Haut war bloßgelegt. Der Förster glaubte zu tief gegriffen, das Haar mit erfaßt, und so ohne Absicht Schmerzen bereitet zu haben. Er war verlegen geworden. Sein Blick wendete sich von dem Fremden ab und fiel zufällig auf die Mütze hin, die er noch immer in der Hand hielt. In diesem Moment hatte seine Betroffenheit ein Ende. „Weiß Gott," schrie er, auf das Innere der Mütze zeigend, „ich bin nicht schuld, ich habe die Haare nicht herausgerissen, das ist ein alter Schaden. Das Blut in der Mütze ist nicht frisch, es ist eisig, es ist noch jetzt gefroren. Und dann fehlen auch die Haare, die nicht verschwunden sein können, die sich in der Mütze vorfinden müßten. Die Mütze hat festgesessen, ich habe sie nur losgerissen."

Der Fremde hatte nur den einen Schrei ausgestoßen, er erwiederte nichts. Als der Kopf entblößt war, zeigte sich ein jugendliches Gesicht von höchstens einigen zwanzig Jahren. Das lange, dunkle Haar war ungeordnet, es lag und hing wirr durcheinander und bedeckte zum Theil die hohe, etwas gewölbte Stirne, die Augenlider waren gesenkt, das Auge selbst nicht sichtbar, die Nase kurz, etwas stumpf, die Oberlippe durch ein kurzes und schwaches Bärtchen beschattet. Das Gesicht, ohne Farbe, leichenblaß, die linke Seite mit Blut beschmutzt, das vom Kopf herabgelaufen und zum Theil festgeklebt war, machte einen herzzerreißenden Eindruck.

Das geschlossene Auge, die leichenhafte Bläße, das Regungslose, die vollständige Lähmung aller sichtbaren Körpertheile und das aus der Kopfverletzung sich ergießende Blut ließ in dem Manne das Opfer irgend einer gewaltthätigen Handlung sehen. Es war ein Zustand, der unabweisbar Mitleiden, Unterstützung und Hülfe in Anspruch nahm, und der dieß um so beredter, um so dringender forderte, als der Blutverlust eine Ohnmacht hervorgerufen hatte und diese beseitigt werden mußte.

Der Förster forderte warmes Wasser, wusch und reinigte damit die Wunden am Kopfe und an der Hand, und legte, so gut er dieß zu thun im Stande war, einen Verband an. Er erklärte bei dieser Beschäftigung, daß die Verletzung an der Hand durch ein scharfes, schneidendes Instrument, anscheinend ein Messer, zugefügt sein müsse, und brachte, nachdem dieß Alles geschehen war, den Fremden mit Hülfe des Wirthes in ein Bett, welches in einer, eine Treppe hoch gelegenen Stube seinen Platz hatte.

Der Fremde hatte, während dieß mit ihm vorgenommen wurde, kein Lebenszeichen von sich gegeben, er mußte in Wirklichkeit ohne Besinnung und ohne Gefühl sein. Die Kleider desselben blieben im Zimmer neben dem Bette liegen; sie waren nicht durchsucht worden. Ebenso hatte man eine schwere, lederne Geldkatze, wie sie Fuhrleute und Handelsleute zu tragen pflegen, und welche der Fremde fest um den Leib geschnallt getragen hatte, in den untern Raum des Bettes gelegt, ohne einen Blick in das Innere derselben zu thun. Man hatte dem Fremden eine Tasse warmen Thee eingeflößt, und als derselbe darauf in einen ruhigen Schlummer gefallen zu sein schien, das Zimmer verlassen.

Die Theekanne und ein kleines Fläschchen, gefüllt mit Rum, war auf dem Tische stehen geblieben, man hatte vergessen dieß mit fortzunehmen.

Wer der Fremde war, das wußte man nicht. Er hatte darüber keine Auskunft geben können, und nach Papieren, die darüber Aufschluß gegeben haben würden war nicht gesucht worden. Das machte indeß in keiner Art Unruhe. Der Fremde war da, und sein Zustand am andern Morgen allem Anscheine nach wenigstens so weit gebessert, daß er über seine Verhältnisse werde sprechen können. Auch wegen der Unkosten machte sich der Wirth keine Sorge; er hatte in der Schwere der Geldkatze Sicherstellung gefunden.

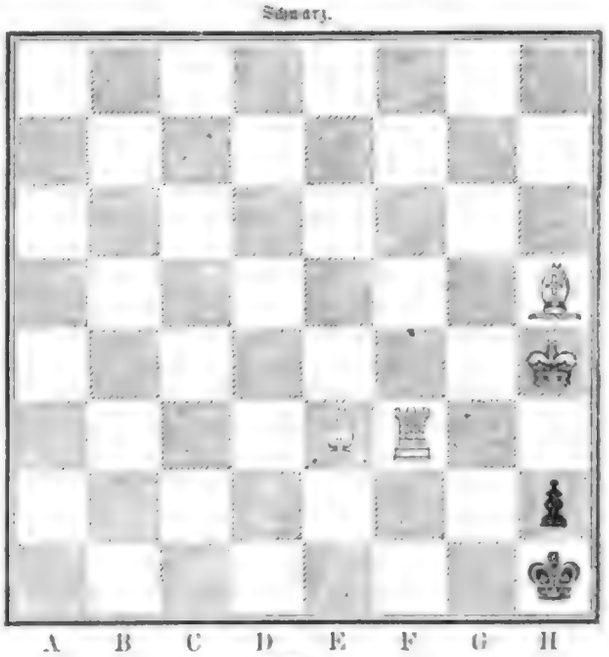
(Fortsetzung folgt S. 90.)

Schach.

(Redigirt von Dufresne.)

Aufgabe Nr. 24.

Von Herrn Kenny.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 23.

Schwarz.	Weiß.
1) S. F 3 — H 4 † . . .	1) K. G 6 — G 5.
2) K. G 8 — G 7 . . .	2) F 7 — F 6. Am besten.
3) L. E 5 nimmt G 3 . .	3) F 6 — F 5.
4) S. H 4 — F 3 Schach und Matt.	

Der Krieg in Schleswig und Jütland.

VII.

Die Eroberung Alſens.

Von

H. Bauer.

(Illuſtrirte Welt 1864, S. 493.)

Die namentlich auf Betreiben Englands zuſammengetretene londoner Konferenz, auf welcher außer England, Frankreich, Oeſterreich, Preußen und Rußland dießmal auch der deutſche Bund in der Perſon des ſächſiſchen Miniſters Herrn v. Beuſt vertreten war, konnte, obgleich ſich die deutſchen Vertreter ſehr nachgiebig zeigten und einen beträchtlichen Theil Nordſchleswigs wegen ſeiner angeblich däniſchen Bevölkerung den Kopenhagenern ausliefern wollten, doch in den ſchwebenden Fragen zu keiner Einigung führen, da Dänemark, auf Englands Hülfe bauend, in ſeinen Forderungen immer maßloſer wurde und ſich nahezu als Sieger geberdete. Die enragirten Dänen ahnten in ihrer Hitze gar nicht, daß ſie damit den Deutſchen in die Hände arbeiten und die deutſchen Großmächte auf einen Weg drängen mußten, den dieſelben Anfangs ſorgfältig gemieden, den Weg der deutſchnationalen Löſung des Streites. Die Dänen waren ſomit die beſten Bundesgenoſſen der Deutſchen und arbeiteten raſtlos darauf hin, eine Wiedervereinigung der Herzogthümer mit dem Königreiche unmöglich zu machen. Sie bauten

Der Krieg in Schleswig und Jütland: Küſte von Alſen nach der Einnahme.

blindlings auf auswärtige Hülfe und Deutſchlands Uneinigkeit. Dießmal aber war ihre Rechnung falſch; nachdem am 12. Juni noch keine Einigung auf der Konferenz erzielt war, gelang es den neutralen Mächten bloß mit knapper Noth, die deutſchen Mächte zu einer Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum 26. Juni zu bewegen. Nach Verlauf dieſer Friſt ſollte aber, wie die Letzteren bemerkten, falls Dänemark auf die von den deutſchen Mächten vorgeſchlagene ſchleswig'ſche Theilungslinie nicht eingegangen wäre, der Krieg ohne Weiteres wieder beginnen. Es ſollte ſich bald zeigen, daß der kleine Inſelſtaat noch nicht genug gedemüthigt war; noch lag die Hand der Dänen ſchwer auf Alſen und den Weſtſeeinſeln, noch war der äußerſte Theil Jütlands nördlich des Lymfjords — wohin ſelbſt Kaiſer Otto der Große vor 900 Jahren nicht vorgedrungen war — von ihren Truppen beſetzt, und die Raubflotille des Kapitänlieutenants Hammer kreuzte frech zwiſchen den frieſiſchen Inſeln, um dieſe keinen Augenblick vergeſſen zu laſſen, daß der Danebrog ihr Herr ſei; und den Beſitz dieſer Landſtrecken wußten die Dänen auf den Konferenzen trefflich geltend zu machen. Es galt alſo, bei einem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten namentlich ſich dieſer Gebietstheile zu bemächtigen, und die Alliirten trafen alle Vorkehrungen, um mit dem Ende des Waffenſtillſtandes ſofort losſchlagen zu können. Schon längere Zeit vor dem Ablaufe deſſelben begannen die nöthigen Truppenbewegungen, und Bataillon auf Bataillon marſchirten die tapferen Preußen, die ſchlachterprobten Oeſterreicher nordwärts, um zur entſcheidenden Stunde auf dem Platze zu ſein. Bange harrte man in Deutſchland dieſer Stunde entgegen. „Wird die Konferenz, werden die Intriguen des Auslandes doch noch die

Digitized by Google

Herzogthümer, oder wenigſtens einen Theil derſelben den Dänen ausliefern? war in Aller Munde, und um ſo freudiger empfing man allenthalben die Nachricht, daß die Konferenz endlich trotz der verlängerten Friſt reſultatlos auseinander gegangen ſei, daß jetzt abermals der gerechteſte aller Kriege ſeinen Lauf nehmen könne. Namentlich auf die preußiſchen Truppenbewegungen gegenüber von Alſen, auf die Oeſterreicher gegenüber den Weſtſee-Inſeln waren Aller Augen gerichtet, denn auf dieſen Punkten vor allen mußte ſich's zeigen, ob die deutſchen Großmächte jetzt reine Wirthſchaft zu machen gedächten mit dem däniſchen Gewaltregiment. Man hegte große Hoffnungen, aber dieſelben wurden durch den Erfolg noch übertroffen, denn ſchon wenige Tage nach Ablauf der Waffenruhe durchlief die freudige Kunde von der Eroberung Alſens durch die Preußen ganz Deutſchland. Der Hergang war des Näheren folgender:

Am Alſenſund hatte bekanntlich der preußiſche Siegeslauf vom 18. April ſein Ende gefunden, und die Dänen hatten die ihnen gegönnte Friſt mit gewohnter Regſamkeit benützt, um ihre Stellung hinter der gewaltigen Waſſerbarrière immer ſtärker zu machen. Ihre Schanzfeligkeit iſt zur Genüge bekannt, und ſo hatte ſich auch unter ihren Hän-

Der Krieg in Schleswig und Jütland: General Herwarth von Bittenfeld, der Eroberer von Alſen.

den die ganze Inſel Alſen beinahe in eine Feſtung verwandelt. Längs der ganzen Weſtküſte der Inſel zogen ſich Schützengräben mit Geſchützſtänden abwechſelnd hin, hinter denen das Feuer der Musketen, der gezogenen 24- und 4Pfünder, der glatten 12Pfünder, der Bombenkanonen und Mörſer auf den kühnen Stürmenden lauerte. Das „harmloſe" Sonderburg, ſchon ſeit Beginn des Krieges in eine Feſtung verwandelt, war bedeutend verſtärkt worden. Am Abhang vor der Stadt gegen den Sund zu lag die ſogenannte große Batterie mit 12 Geſchützen, unterſtützt von der mit 6 Geſchützen armirten Kirchenbatterie; die ſüdlich von der Stadt auf einer vorſpringenden Landzunge gelegene Kaſerne, ein großes, aus Backſteinen erbautes Viereck war in ein Fort verwandelt, deſſen 3 Etagen und 120 Schießſcharten mit 6 ſchweren Geſchützen und 1200 Infanteriſten beſetzt waren, und 150 Schritte ſüdlich von dieſem ſtarken Punkte lag noch die Mühlenbatterie mit 4 ſchweren Geſchützen. Der längs des ganzen Strandes ſich hinziehende Laufgraben erweiterte ſich vor der Kaſerne zu einer großen halbkreisförmigen Batterie, alle nach dem Sund zu ſich öffnenden Straßen waren durch gedeckte Geſchütze beſtrichen, und der Kirchhof war in eine ſtarke Stellung umgewandelt

Digitized by Google

Aber auch an einer zweiten Schanzreihe fehlte es nicht, indem der nördlich von Sonderburg bis zu 120 Fuß ansteigende Berg mit 4 starken Werken zu je 6 Geschützen gekrönt war, die mit der Stadt durch tiefe Laufgräben, auf deren Sohle sich 2 Geschütze bequem ausweichen konnten, verbunden waren. Doch nicht genug hieran: die ganz im Süden gelegene Halbinsel Kekenis war zu einem furchtbaren Reduit umgeschaffen worden, wo sich die geschlagenen Truppen wieder sammeln, von wo aus man günstigen Falls die verlorene Insel wieder erobern konnte. Wie fest, ja beinahe uneinnehmbar die letzte Stellung war, möge die folgende Beschreibung zeigen, damit man hienach den von den Dänen geleisteten Widerstand beurtheilen könne.

Im Süden der etwa 4 Meilen langen, 1—2 Meilen breiten Insel Alsen liegt die Halbinsel Kekenis; dieselbe bildet ein Dreieck von einer Meile Länge mit einer Basis von nahezu einer halben Stunde, welches mit der Südküste von Alsen nur mittelst einer etwa 1500 Schritte langen und durchschnittlich 50 Schritte breiten Landzunge zusammenhängt, während sie an den übrigen Stellen von derselben durch das 2000 Schritte breite Hörup Haff getrennt ist. Die Landzunge war dicht an der Halbinsel durch einen 16 Fuß breiten, 10 Fuß tiefen Graben durchstochen, worauf Palisfaden und spanische Reiter folgten. In zweiter Linie folgten in doppelter Etage 2 befestigte Linien, je 80 Schritte hintereinander gelegt, deren Feuer sich auf die Landzunge konzentrirte, und die Verbindung mit den am Südstrande liegenden Landungsbrücken war durch tiefe, breite Laufgräben gedeckt. So waren die Vertheidigungsmaßregeln zu Lande beschaffen. Die zur See getroffenen Vorkehrungen waren nicht minder umfassend. An der Stelle, wo sie den Uebergang vermutheten, hatten die Dänen eine Reihe von unterseeischen Höllenmaschinen (Torpedos) angebracht, die ihnen ein Amerikaner geliefert hatte. Im Hörup-Haff ankerte eine Dampferflottille, und in der Augustenburger Föhrde lag Rolf Krake mit mehreren Kanonenbooten. Die Besatzung der Insel bestand aus 6 Infanterieregimentern, einer 4- und zwei 12Pfünder-Batterieen, einer Abtheilung Dragoner und Genietruppen, zusammen etwa 13,000 Mann.

Gegen diese gewiß sehr starke Stellung sollte der erste Stoß der Preußen mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten gerichtet sein, und es wurden mit großer Umsicht schon mehrere Tage vorher die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Die Batterieen längs des ganzen Alsensundes wurden stärker armirt, und 250 Boote, auf denen jedesmal 2000 Mann übergesetzt werden sollten, wurden bereit gehalten. Die zum Angriff bestimmten Truppen bestanden aus den Brigaden Göben, Röder und Manstein, zusammen etwa 14,000 Mann mit 24 Geschützen und 12 reitenden Geschützen in Reserve. Den Oberbefehl über das Ganze führte der während des Waffenstillstandes an die Stelle des Prinzen Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber des preußischen kombinirten Armeekorps ernannte General Herwarth v. Bittenfeld, dessen wir, als des Kommandanten bei jener ruhmvollen Waffenthat, hier ausführlicher gedenken wollen.

Eberhard Herwarth v. Bittenfeld, einem augsburgischen Patriziergeschlecht entstammend, ist geboren am 4. September 1797; die Feldzüge 1813—15 machte er als Offizier im 2. Garderegiment mit, und eroberte in der Schlacht von Paris mit seinem Zuge 2 Geschütze. 1847 zum Obersten des ersten Garderegiments zu Fuß ernannt, befehligte er seit 1850 die Truppen des 8. und 4. Armeekorps und wurde 1860 zum kommandirenden General des 7. Armeekorps ernannt. Von seiner Tüchtigkeit legt die so überraschend schnell nach seinen Anleitungen erfolgte Eroberung Alsens das beste Zeugniß ab, deren Beschreibung wir hier anreihen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni, um Mitternacht, stellten sich die preußischen Truppen im satruper Holze an dem hier etwa 1000 Schritte breiten Alsensunde auf; um 2 Uhr früh stießen die Boote mit den ersten 2000 Mann ab; Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe war persönlich anwesend. Glücklich gelangten die Boote bis in die Mitte des Alsensundes, als plötzlich einem Mann aus Unvorsichtigkeit sein Gewehr losging. Augenblicklich wurde es am feindlichen Ufer, wo man den Uebergang an einer ganz andern Stelle erwartet hatte, lebendig; ein Feuersignal flammt auf, andere folgen, und bald strahlt der ganze Sund im rothen Scheine der riesigen Pechfackeln. Noch ein kurzer Moment, dann blitzt's in den feindlichen Batterieen auf, der Donner der Geschütze rollt über das Meer, und pfeifend und zischend prasseln Vollkugeln, Granaten und Kartätschen über die Boote weg, während zugleich längs der ganzen Küste sich das Tirailleurfeuer entwickelt. Jetzt hieß es rudern; unterstützt von den preußischen Batterieen geht es vorwärts, nahe am Ufer springen die Stürmenden in's Meer, und ohne daß die überraschten Dänen einen energischen Gegenstoß versuchten, werden die feindlichen Schützengräben und Batterieen im ersten Anlaufe genommen. Inzwischen waren die leeren Boote schleunig wieder umgekehrt, um Verstärkung zu holen, und schon Morgens um 4 Uhr waren die 2 Brigaden Göben und Röder vollständig übergesetzt. Rolf Krake, der Feuer und Dampf sprühend aus der augustenburger Föhrde herausgekommen war, und ein eiliges, ziemlich unschädliches Kartätschenfeuer auf die Boote eröffnet hatte, sah sich, von den preußischen Geschützen derb in's Gebet genommen, bald genöthigt das Weite zu suchen, nachdem er den Preußen einen Mann getödtet und ein Boot in den Grund geschossen hatte. Auf Alsen suchten die Dänen noch an mehreren Punkten Widerstand zu leisten, aber nachdem vollends einige preußische Geschütze übergesetzt waren und in's Gefecht eingriffen, zogen sie sich unaufhaltsam in südlicher Richtung gegen Kekenis zurück, wobei sie viele Todte, Gefangene und Geschütze verloren. Um 11 Uhr war der Feind, mit Ausnahme zahlreicher Versprengter, auf der oben beschriebenen Halbinsel zusammengedrängt, auf deren Erstürmung man sich erst vorbereiten mußte. Doch ehe es zum Sturme kam, räumten die Dänen, welche vor den preußischen Bajonneten Respekt bekommen hatten, die feste Position aus freien Stücken, um sich auf ihre Schiffe zu retten, so daß noch am nämlichen Tage ganz Alsen in den Händen der Deutschen war.

Von Seiten der Preußen charakterisirt sich die ganze Unternehmung durch die große Ordnung und Präzision, mit welcher Alles wie auf dem Exerzirplatze ausgeführt wurde. Wir haben uns über diesen Charakterzug der preußischen Armee bei Gelegenheit der Erstürmung der düppeler Schanzen weitläufiger ausgesprochen. Die Dänen zeigten dießmal wie bei allen früheren Gelegenheiten, einen vollständigen Mangel an jeder Offensivfähigkeit, wodurch allein eine nachhaltige Vertheidigung möglich wird, und machten sich abermals durch ihre Leidenschaft für das Anlegen von Schanzen, die sie doch nicht zu vertheidigen verstehen, lächerlich.

In ganz Deutschland jubelte man über die glänzende preußische Waffenthat, der übrigens in kürzester Zeit eine österreichische folgte, die nicht minder erfreulich war, und die Befreiung der Westsee-Inseln zur Folge hatte.

Die Hausindustrie im Schwarzwald.

Von

L. Gärtner.

II.

Hand in Hand mit der Entwicklung der Uhrmacherei des Schwarzwaldes und aus dieser heraus hat sich dort auch seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Fabrikation von Spieluhren und mechanischen Musikwerken zu einem bedeutenden Industriezweige herangebildet, in welchem gegenwärtig sechzehn Werkstätten (zu Vöhrenbach, Unterkirnach, Lenzkirch, Waldkirch und Schönwald) arbeiten und sich eines großen Absatzes ihrer Instrumente, vornämlich nach Rus-

land, erfreuen. Martin Bleſſing von Furtwangen (1847 geſtorben) hat ſich beſondere Verdienſte um Vervollkommnung dieſer Kunſt, namentlich in Beziehung auf die Genauigkeit der Mechanik, die Schönheit des Tons und die Mannigfaltigkeit der Tonfarben erworben; in ſeiner Familie wird dieſelbe jetzt noch in hervorragender Weiſe betrieben, aus ſeiner Werkſtätte iſt eine Anzahl tüchtiger Meiſter dieſes Fachs hervorgegangen.

Wie ſehr dieſe Branche der Uhrmacherei ſich emporgeſchwungen, davon gab ein ſelbſtthätiges Muſikſpielwerk, womit Michael Wette von Böhrenbach, Schüler des gedachten Bleſſing, 1862 die Londoner Induſtrieausſtellung beſchickte, ein rühmliches Zeugniß. Der amtliche Ausſtellungsbericht ſelber ſagt darüber, daß das Wette'ſche Orcheſtrion, Eigenthum des Großherzogs von Baden, das Vollkommenſte, das Beſte aller ſolcher bis jetzt gefertigten Inſtrumente ſei, daß es während der Ausſtellung Hunderttauſenden von aufmerkſamen Zuhörern die aufrichtigſte Bewunderung abgewonnen, und das gleichzeitig ausgeſtellt geweſene Orcheſtrion eines engliſchen Fabrikanten vollſtändig in den Schatten geſtellt habe. Wir halten es den Leſern dieſer Blätter gegenüber für Pflicht, auf dieſe im vollkommenſten Geſchmack mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Virtuoſität gearbeitete Rarität zur Ehre deutſchen Fleißes hier näher einzugehen, und bemerken zu derſelben für ſolche, welche das Wunderwerk noch nicht gehört haben, Folgendes: Die Muſikmaſchine hat zwei Hauptwerke, durch welche ſie in Bewegung geſetzt wird und geht vermittelſt aufgezogener Gewichte. Dieſelbe hat ferner ein vollkommenes Konzertſchiebwerk, wodurch die Muſikcylinder während der Umdrehung allmälig durch einen Schneckengang auswärts geſchoben werden, ſo daß beim erſten Umgange derſelben die Taſten auf der zweiten Reihe der Stifte eintreffen; die Cylinder haben acht ſolcher Umgänge, und es iſt auf dieſe Art möglich, auch große Konzertſtücke und Ouverturen damit vortragen zu können. 186 Taſten greifen auf die drei Muſikcylinder und die darauf befindlichen Stifte ein. Die Maſchine ſpielt auf 39 Walzen 13 große Muſikſtücke, hat 15 Regiſter, 590 einzelne Inſtrumente (Pfeifen) aus Holz, Meſſing und andern Metallen, welche im Charakter die Töne von Flöte, Fugarra (Oktave), Piccolo, Flageolet, Clarinet, Trompete, Horn, Fagot, Poſaune, Pauke, Rollir- und große Trommel, Triangel, Becken wiedergeben; drei verſchiedene Blaſebälge erzeugen den Wind. Auf dieſem 14 Fuß hohen und 10 Fuß breiten Inſtrument, das den Verfertiger drei Jahre Arbeit koſtete, läßt ſich jedes beliebige große Muſikſtück ſpielen, es bedarf dazu nur der Anfertigung und Einſetzung entſprechender Walzen.

Die Anfertigung ſogenannter Schwarzwälderuhren kam bei ſonſt ähnlichen Verhältniſſen auch anderwärts in Aufnahme; ſo wurde dieſe Beſchäftigung von fortgewanderten Schwarzwäldern nach Nordamerika verpflanzt, dort bald fabrikmäßig betrieben, dadurch die Einfuhr von eigentlichen Schwarzwälderuhren, die ſich früher auf ein Namhaftes belief, verdrängt und ſogar noch ein bedeutender Export nach England eingeleitet, wo ſolche Uhren unter dem Namen Yankee-Clocks bekannt ſind. Die größten derartigen Fabriken finden ſich im Norden der Vereinigten Staaten; im Jahr 1855 wurde die Zahl der darin beſchäftigten Perſonen auf 2500, die ihrer Produkte auf 1,600,000 Stück Holzuhren angegeben.

Im franzöſiſchen Jura (Hauptſitz Morez) verſuchte man ebenfalls das Geſchäft einzuführen, doch wollte die Sache nicht recht in Aufnahme kommen. Württemberg hatte früher in ſeinem Schwarzwaldantheil eine ſchöne Grundlage für die Uhrmacherei, indem zu ſeinem Gebiet das fleißige Hornberg gehörte, das aber vor etwa fünfzig Jahren an Baden abgetreten wurde. Bei den damaligen einfachen Verkehrsmitteln und den Zollſchranken, welche die einzelnen deutſchen Staaten ſtreng von einander ſchieden, war der Verluſt dieſes Stützpunktes für die württembergiſche Uhreninduſtrie ſehr zu beklagen; es ſann deßhalb auch die Regierung und die ſpäter gegründete württembergiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Gewerbe darauf, wie die Uhrenfabrikation im württembergiſchen Schwarzwald wieder heimiſch zu machen wäre. Mittelſt Unterſtützung des Staats, gedachter Geſellſchaft und einzelner Gemeinden gelang es auch, auf dem Heuberg, einem Ausläufer des Schwarzwaldes, nicht Unerhebliches zu Stande zu bringen: 1835 zählte man dort 79 Meiſter für Holzuhren; indeß, wie wenn dieſe Induſtrie nirgends ſonſt recht lebensfähig wäre, iſt das im Schwarzwald hart an der badiſchen Grenze und in unmittelbarer Nähe ſeiner badiſchen Bruderorte am Neckar gelegene große Pfarrdorf Schwenningen der Hauptſitz der württembergiſchen Uhrmacherei geworden, und es iſt dort namentlich die berühmte „württembergiſche Uhrenfabrik" der Firma J. Bürk, welche ihren Betrieb großartig nach franzöſiſchem Muſter eingerichtet, den Grundſatz der Arbeitstheilung vollſtändig durchgeführt, und durch die außer den gewöhnlichen Schwarzwälderuhren von ihr gefertigten elektriſchen Haustelegraphen, Gasuhren, Wächterkontroleuhren ihren Ruf weit über Europa hinaus, nach Aegypten, Auſtralien, Amerika, getragen hat.

Nach neueſter Zählung ſind im württembergiſchen Schwarzwald 350 Meiſter und 900 Gehülfen mit der Holzuhrenfabrikation beſchäftigt.

In der Hoffnung der Verbeſſerung der ökonomiſchen Lage mancher Gemeinden wurde dieſe Induſtrie vor einigen Dezennien auch in mehreren Gegenden der Schweiz eingeführt, ebenſo hat die königlich ſächſiſche Regierung ſeit 1829 weder Mühe noch Opfer geſcheut, die Uhrenmacherei, wie ſie auf dem Schwarzwald betrieben wird, in den ärmern Diſtrikten des Landes einzubürgern.

Auf dem Störfiſchmarkt in Hamburg.

Von

Eugen Rolf.

Auf der Holzbrücke von Hamburg, die ihren Namen wunderlicherweiſe beibehalten, auch nachdem ſie längſt eines der ſolideſten ſteinernen Prachtwerke zu ſein ſich rühmen durfte, war mein Lieblingsplatz; denn dort konnte ich das Leben und Treiben dieſes rüſtigen und kernigen Seevolkes am beſten beobachten. Hier entfaltete ſich der Markt in der ganzen Ueppigkeit eines Seeplatzes. Zu beiden Seiten der Brücke führen breite Steintreppen auf einen großen Perron, und gerade dieſe gaben dem Bilde, das ſich hier vor mir entfaltete, eine ungemeine Abwechslung. Die Treppen leerten ſich keinen Augenblick, denn vor dem Perron landeten die Elbjahrzeuge, welche von Unter- und Oberelbe die Viktualien nach der großen und üppigen Stadt brachten. Schlanke Altenwerderinnen und anmuthige Vierländerinnen in der köſtlichen maleriſchen Tracht trugen den Inhalt der ankommenden Schiffe geſchäftig die Treppe herauf, und die herrlichen Gemüſe und Gartenfrüchte in den flachen Körben machten einen überaus appetitlichen und verlockenden Eindruck. Aber auch die Treppen hinab wurde gar Vieles getragen, was für den weiteren überſeeiſchen Transport beſtimmt war. Und das imponirte dem Binnenländer gar gewaltig. Denn ſolche Maſſen von Eßwaaren hat er noch nirgends beiſammen geſehen. Am meiſten aber intereſſirte mich als Binnenländer die Störfiſchſchlächterei, die auf dem Perron ihren Schauplatz aufgeſchlagen. Faſt täglich kommen Schiffe von der Elbemündung und den Küſten der Nordſee, mit dieſem Koloß des Meeres befrachtet. Acht bis zehn Fuß lange und entſprechend dicke Störe laden die ſtämmigen Fiſcher aus, und mehrere Männer haben häufig zu ſchleppen, um ſie nach der Schlachtbank zu bringen, obwohl ſie, meiſt betäubt, wenig Widerſtand leiſten. Da beginnt dann mit Beil und Säge die Zertheilung des Fiſches, der in Stücken an die bereits der vielverlangten Waare harrenden Fiſchweiber abgegeben

weich, um in nach Schweren Arbeiten, oft tödlich klimm auch wenige Stunden Lager gestreckt, in den Straßen verstreut zu suchen. Es bietet eine Gesamtdarstellung von arbeiten- den Gefängnissen, die hier mit der Civil tätigen Zuchthäusern verglich, bis es dann Modern kam. Die kleine Abteilung Zuchthäuser, das Hauptwerk zum Verfassen des Jahr-

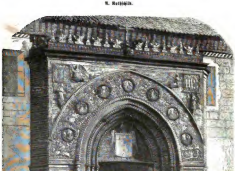
Zwei Schlafsäle aus der Zuchthaus in Hamburg.

machen, hat Sonne Monate der Wiederkehrender an den weiten- Ihren Freiheit, und die Gemeinschaft der Zuchthaus von Engel- zum Schlafe — hier gibt sie in durchschnittlichen Bilde der Gefängnis — hier sind die ungeraden Reihen Betten, die Ordnung, und die Sauberkeit.

prachtigen Bilder, Hamburg sollt Zuchthaus nicht Haben machten, Und da es der vorhandene Raum nicht ausreichte, Stadt jedes zu klein und hat Zuchthaus zu machen.

Die Kathedrale von Sevilla.

1. Aeußeres.



Haupteingang der Kathedrale von Sevilla.

Keine Stadt in der Welt, außer 21. Paris ja Rom, hat einen ähnlich großartigen Eindruck auf den Fremden gemacht, wie Sevilla. Wenn man einen prachtvollen Sonnenuntergang sieht, der sich in tausend Farben spiegelt, wenn man die Alhambra in Granada, den Dom in Mailand oder Straßburg, haben wir viele Bilder, aber keine Worte, um die unendliche Größe, Schönheit und Pracht dieses Gotteshauses, seine Größe und Harmonie, mit der

Digitized by Google

Stein, den nackten, grauen Stein mit den schlanken Säulchen, die in riesenhaften Bogen nach dem Gewölbe zu sich erheben. Der einzige auffallende Luxus ist das reiche Marmorpflaster, das hie und da von dem bunten Reflex der Fensterscheiben oder von den langen Luftstreifen erglänzt, welche das Eröffnen einer Pforte auf die heilige Dunkelheit des Ortes wirft. Unglücklicherweise hemmt der Chor, ein massiver Bau von Stein und Marmor, der gleich einer Kirche in der Kirche aufgeführt ist, von allen Seiten die Aussicht und das Licht. Aber trotz dieses systematischen Fehlers, den man in allen Kirchen Spaniens wieder findet, macht die Größe und christliche Einfachheit dieses kolossalen Gebäudes einen unermeßlichen Eindruck. Die wenigen hundert Gläubigen, die gewöhnlich der Messe beiwohnen, verlieren sich in dem ungeheuren Raume; die Orgel, die unter den riesenhaften Wölbungen hervortönt, hat Mühe, ihn auszufüllen, und die Strahlen von den hohen Fenstern des südlichen Schiffes dringen nicht einmal bis an das andere Ende.

Man muß die Kathedrale namentlich von Mittag bis zwei Uhr sehen, wo die Menge sich verlaufen hat, und ein majestätisches Schweigen den ganzen Umfang erfüllt. Dann wird man in seinen Träumereien nicht von ungestümen Bettlern gestört, und keine kokette Spanierin, nachlässig niedergekniet, lockt mit ihrem Fächer oder dem unter der schwarzen Mantilla hervorleuchtenden Blick. Man ist allein, allein mit seinem religiösen Gefühl, und selbst der Schall der Tritte kommt Einem wie eine Entweihung vor. Dann kann man in einer köstlichen Kühlung während der glühendsten Stunden des Tages ganz nach Gefallen die Pilgerfahrt in allen den Kapellen anstellen, welche durch die Kunst wie durch die Religion geheiligt sind. Ein Kirchenwächter begleitet den Fremden, und der Cicerone bringt den Sacristan zum Schweigen.

Ich habe versucht, den Eindruck zu schildern, den diese prachtvolle Kirche auf alle Reisenden hervorbringt, aber ich würde nicht enden, wenn ich alle Wunder beschreiben wollte, die sie in sich schließt. Ich übergehe den Kapitelsaal, ein wahres Kleinod von Architektur, dessen zierliches Oval voll Anmuth und Originalität, und das mit zwanzig herrlichen Porträts von Murillo geziert ist, welche leider nur etwas zu hoch gestellt sind. Die Vorhalle, schöner als die große Halle anderer Kathedralen, die Kapelle der Könige (de los Reyes), wo man die Grabmäler des unglücklichen Alphons X., El Sabio (der Gelehrte, nicht der Weise) genannt, und das von Fernando II, dem Eroberer von Sevilla, sieht; den Krystallbecher, dessen sich dieser eben so tapfere als fromme König bediente, der seinen Heiligennamen mit dem Degen erwarb; den Schlüssel Sevillas, den die Mauren ihrem Sieger am Tage seines Einzugs in die eroberte Stadt im Jahre 1261 darbrachten; die Holzschnitzereien im Chor, die noch schön sind selbst nach denen von Cordova, und die Karyatiden, ausgeschnitzt in Eichenholz, welche die beiden unermeßlichen Orgelgehäuse stützen. Alles hat den Charakter des Grandiosen: selbst die Osterkerze, welche so hoch wie ein Schiffsmast ist, wiegt 2050 Pfund, und der Leuchter gleicht einer Riesensäule. Neunzig Fenster beleuchten die Kathedrale, welche nicht weniger als neun Thore hat, von denen einzelne sich durch den Reichthum ihrer Ornamente auszeichnen. Die Kathedrale von Sevilla ist, wie gesagt, ein wahres Museum, dem alle Künste ihren Tribut dargebracht haben, denn sie schließt außer der großen Halle der Kirche eine zweite viel neuere Seitenkirche, eine ungeheure Bibliothek von einfachem und strengem Styl, und einen Patio ein, der zwar dem von Cordova sehr nachsteht, aber wie er mit arabischen Mauern umgeben und mit Orangenbäumen bepflanzt ist, deren Gedächtniß freilich nicht bis auf Abderrahman hinaufreicht. Ein schönes, arabisches Thor, die Pforte der Vergebung genannt, vollkommen erhalten aber sorgfältig mit Kalk geweißt, führt in diesen Patio, den eine schlechte neuere Skulptur verunstaltet. Der schönste äußere Schmuck ist die Giralda, ein riesenhafter Thurm aus arabischer Zeit, der sich durch Zierlichkeit und Eleganz auszeichnet und ein prachtvolles Panorama von seiner Höhe bietet.

Böses zeugt Böses.

Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg.

(Fortsetzung.)

II.

Der Zustand des Fremden hatte den Gästen in der Schenke zu Hausen noch einige Zeit Stoff zur Unterhaltung gegeben. In einer Gesellschaft aber, deren ausschließliche Aufgabe es war, dem Frohsinn zu huldigen, konnte dieß von keiner langen Dauer sein. Die allseitigen Bemühungen in dem Nachholen des Versäumten hatten den Zwischenfall bald in Vergessenheit gebracht. Es ist dieß auch gar nichts Seltenes. Heutzutage läßt man sich nicht leicht durch fremdes Leid in dem eigenen Genusse stören. Der Egoismus hat überall feste Wurzeln getrieben und die opferbereite Nächstenliebe zu einer Wunderblume gemacht.

Die Uhr hatte im neuen Jahre bereits viermal geschlagen und war nahe daran, den Ablauf der fünften Stunde anzuzeigen, als der Schulmeister, der am Morgen, am Neujahrstage, Dienst in der Kirche hatte, zum Aufbruch mahnte. Mit ihm zugleich verließen alle Gäste, von welchen die Mehrzahl erheblich schwer zu tragen hatte, das Lokal.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und hatte sich durch das dichte Gewölke Bahn gemacht. Auch der Sturm hatte sich beruhigt. Die gebrochenen Wolken ließen keinen Schnee mehr fallen, und der zur Erde gefallene hatte Ruhe gefunden. Auf die stürmische Nacht war ein ruhiger Morgen gefolgt, der um so schöner war, als Schnee und Mondlicht ihn fast tageshell machten.

Unter den Gästen, welche gemeinschaftlich von der Schenke nach dem Dorfe Hausen zurückgehen wollten, befand sich nur ein Einziger, der dieß bemerkte. Es war der Förster. Er hatte, vielleicht gewohnheitsmäßig, den Blick über die Fläche zwischen Haus und Waldung schweifen lassen, war stehen geblieben und hatte mit der einen Hand wiederholt die Augen gerieben, als ob er die Sehkraft derselben erstarken wolle. Nach jeder Wiederholung dieser Prozedur, nach jedem Hinsehen nach der zuerst auffällig gewesenen Stelle hatte er unverständliche Worte vor sich hingebrummt. Er schien nicht an Das glauben zu können, was seine Augen sahen, und doch war die Wahrnehmung immer dieselbe geblieben. Endlich streckte er den Arm aus, um die Gegend genauer zu bezeichnen und rief dabei: „Schock schwenzelenze! Leute, guckt einmal dort hin! — Nun, was seht Ihr da?“

Einer der Bauern meinte: „Herr Förster, das sieht aus wie Pferd und Wagen.“ — „Dafür halte ich's auch,“ entgegnete dieser; „aber das Fuhrwerk bleibt auf einer Stelle, das Pferd rührt sich nicht, es muß nicht weiter können.“ — „Ja,“ fiel ein Anderer ein, „der Richter hat Recht. Die Sache sieht verdächtig aus. Der Wagen steht still und das Pferd auch, und von einem Menschen ist nichts zu sehen.“

Es wurde noch Vieles hin und her gesprochen und jede einzelne, von der andern abweichende Vermuthung über das Vorhandensein eines Unglücks und über die Entstehung desselben laut und beharrlich verfochten. Es dachte während dieser Zeit Niemand daran, daß einem Unglück vielleicht durch schleunige Hülfe noch begegnet werden könne, daß jede Zögerung die Gefahr für die Hülfsbedürftigen vergrößere und die Rettung erschweren müsse. Der Förster machte dem Gerede ein Ende. „Leute,“ sagte er, „euer Schwatzen hilft zu nichts. Wir können vielleicht noch helfen. Ich muß wissen, was da passirt ist. Wer von euch geht mit?“

Drei Personen schlossen sich aus. Es waren: der Ortsvorsteher, den seine Amtspflicht, der Schulmeister, den seine Stellung, und der Wirth, den sein pekuniäres Interesse zur

Stelle hätte hinziehen sollen. Die Uebrigen erklärten sich zum Mitgehen bereit. Sie wurden allerdings auch mehr durch Neugierde, die sie befriedigen wollten, dazu veranlaßt, sie zeigten aber doch Interesse, und das hatte in diesem Falle schon großen Werth.

Der Weg, der von der Schenke aus zum Wagen führte, war äußerst beschwerlich. Eigentlich war gar kein Weg zu sehen, er war fußhoch, ja stellenweise, namentlich in den Tiefen, mannshoch mit Schnee zugedeckt. Anfangs wurde nicht darauf geachtet; aber der vierte Theil der Entfernung war noch nicht erreicht, als bereits Ermüdung eingetreten war und von Umkehren und Zurückgehen gesprochen wurde. Der Förster wollte davon nichts wissen. „Schock schwenzelenze!" schrie er, „Kerls, ihr, mit euren Storchbeinen, werdet euch doch nicht fürchten. Bedenkt doch nur, daß dort drüben ein Vieh oder wohl gar noch ein Mensch umkommen muß, wenn wir nicht Hülfe schaffen. Es geht schlecht, das ist wahr; aber ich will vorausgehen und Bahn brechen. Ihr folgt mir. Marsch, vorwärts!"

Die Anrede hatte den beabsichtigten Erfolg. Kein Einziger blieb zurück, Alle folgten dem Förster in der Richtung nach dem noch immer unverändert dastehenden Wagen. Der letzte Hügel war erreicht. Gegenüber in geringer Entfernung stand Pferd und Wagen. Man hatte Halt gemacht, um zu verschnaufen und zum Durchwaten der Tiefe neue Kräfte zu sammeln. Der Förster hatte aufmerksamer wie die Uebrigen hinüber gesehen. Er wendete sich darauf zu seinen Begleitern und erklärte diesen, daß das Geschirr ihm bekannt vorkomme, und daß, wenn er sich auf seine „Lichter" verlassen könne, dasselbe dem alten Johann gehören müsse.

Es hatte nur dieser Andeutung bedurft, um jeden Einzelnen diese Wahrnehmung machen zu lassen. Man war mit einemmale einig, daß keine Zeit zu verlieren sei, um den Ort zu erreichen, wo der alte Johann sich festgefahren habe.

Der „alte Johann" war eine in Hausen allbekannte Persönlichkeit. Er passirte seit vielen Jahren diesen Ort in der Regel jede Woche zweimal, bei außerordentlichen Gelegenheiten auch dreimal, und beförderte zwischen den beiden Landstädten Briefe, Packete, und nach Möglichkeit auch Personen. Er war nicht mehr jung, aber für sein Alter ungewöhnlich rüstig, und sein lebendiges, freundliches und gefälliges Wesen bei Jedermann beliebt. Dieß erklärt die Bereitwilligkeit und die Eilfertigkeit, mit welcher von dem Augenblicke des Erkennens der Weg von dem einen zu dem andern Hügel zurückgelegt wurde. Jeder wollte der Erste am Orte des Unglücks sein, Jeder zuerst hülfreiche Hand leisten.

Endlich war das Ziel erreicht. Man hatte sich nicht geirrt, das Pferd und der Wagen war Eigenthum des alten Johann. Das Pferd und der vordere Theil des Wagens stand auf der Krone des Hügels. Die Kräfte des Pferdes hatten allem Anscheine nach nicht hingereicht, den Wagen vollständig hinaufzubringen, und das Zurückgehen des letzteren war offenbar nur dadurch verhindert worden, daß sich der Schnee, vielleicht auch ein Stein zufällig vor das Rad gelegt hatte. In der Umgebung war keine Spur wahrzunehmen, der Schnee lag gleichmäßig, die obere Fläche zeigte keine Vertiefungen. Das Geschirr mußte vor dem Schneefalle oder während desselben zum Stehen gekommen sein, nach dem Schneefalle konnte Niemand dasselbe verlassen haben.

Das Pferd war nicht todt, aber steif und abgetrieben. Es hatte den Kopf auf die hochstehende Deichselstange gelegt und die Augen geschlossen. Von Zeit zu Zeit wurde der große, schwere Körper erschüttert wie von innerem Frost, oder wie von Krämpfen, welche dem Tode vorausgehen. Dem Tode war vielleicht noch zu begegnen, wenn die dazu nothwendigen Mittel zur Hand gewesen wären. Aber diese fehlten, Niemand hatte daran gedacht, sich damit zu versehen. Und dann war die Aufmerksamkeit, welche dem armen Thiere geschenkt wurde, auch nur eine flüchtig vorübergehende, sie wendete sich sehr bald ungetheilt dem Aufsuchen, dem Auffinden des Eigenthümers desselben zu.

Der Förster bestieg den Wagen, der von Andern gehalten, und so vor dem Zurückgehen geschützt wurde. Der im Vordertheil befindliche Brettsitz war leer. Der darauf liegende Schnee hatte keine Eindrücke, er war gleichmäßig vertheilt. Der Sitz konnte seit dem Schneefall nicht benutzt sein. Hinter diesem Sitze lagen Kisten ungeordnet über einander. Sie reichten bis zu dem oberen Rande der Wagenleitern und waren sämmtlich gleichfalls hoch mit Schnee bedeckt. Der Förster kletterte über dieselben hinweg und kam in den hintern Theil des Wagens, in welchem sich fast gar kein Gepäck befand. Es hatte den Anschein, als ob die Güter, die an dieser Stelle verwahrt gewesen, in Eile mehr in den vorderen Theil gebracht worden wären, um Platz zu machen. Doch konnte auch dieß nicht nach dem Schneefalle geschehen sein, weil auch hier der Schnee hoch und gleichmäßig auflag.

Der Förster gab sich alle Mühe, eine verdächtige Stelle aufzufinden, die Schneedecke mit seinen Augen zu durchdringen. Es war augenscheinlich, daß er zögerte, den Fuß vorwärts zu setzen oder mit der Hand bis auf den Boden des Wagens zu dringen. Dieß Zögern war natürlich, rein menschlich; es entsprang nicht aus Furcht, es war die Folge einer Scheu, die Jeder, auch der Beherzteste empfindet, wenn er mit eigenen Händen ein Grab aufdecken und den Augen bloßlegen soll. Die Schneedecke war ein Grab, sie mußte das sein, da nicht anzunehmen war, daß der Besitzer den Wagen verlassen haben sollte.

Wenige Minuten später war diese Scheu besiegt. Der Förster schob den lockeren Schnee mit dem Fuße zur Seite, wiederholte diese Bewegung einigemal, und blieb dann plötzlich wie erstarrt stehen. Aber nur einen Moment. Dann bückte er sich nieder, griff mit beiden Händen tief in den Schnee und rief, während er diesen forträumte, mit vor Schreck bebender Stimme: „Schock Schwenzelenze! hier liegt Johann! der arme Kerl ist gewiß mausetodt. Wir müssen nach der Schenke. Hier können wir nichts thun. Kinder lauft, holt Pferde. Was?" schrie er auf einmal verwundert auf, — „Donnerwetter, das ist ja Blut, und in welcher Menge! Kinder, das geht nicht mit rechten Dingen zu, hier ist ein gräßliches Verbrechen verübt, da muß Alles bleiben, wie wir es gefunden haben. Ich werde hier am Wagen bleiben und Wache halten. Ihr geht nach dem Dorfe zurück und holt Pferde herbei, aber schnell, daß mir nicht auch noch ein Unglück zustößt."

Während der Förster vom Wagen herabstieg, entfernten sich seine Begleiter, um möglichst schnell die Hülfe herbeizuschaffen.

Es mochte Morgens gegen sechs Uhr sein, als die Letzteren wieder vor der Schenke eintrafen. Einer von ihnen ging ohne Aufenthalt weiter nach dem Dorfe, um von dort Pferde zu holen, die Uebrigen wollten in der Schenke dessen Rückkehr erwarten und bis dahin zur Aufnahme des Verunglückten Alles vorbereiten lassen. Sie fanden indeß die Thüre verschlossen, Alles in tiefem Schlafe und erst Eingang, nachdem sie längere Zeit hindurch laut gerufen und gepocht hatten. Durch dieß Rufen und Pochen, das sich nach jeder vergeblichen Wiederholung steigerte und verstärkte, waren zuletzt alle Hausbewohner, selbst die Dienstboten, ermuntert worden; sie fanden sich nach und nach auf dem Flur und in der Gaststube zusammen. In dem Moment, in welchem der schlaftrunkene Wirth die Thüre öffnete, erreichte der Lärm den Höhepunkt. Jeder der Angekommenen wollte die erste Mittheilung von dem Unglück machen, das den alten Johann betroffen hatte, und da Keiner schwieg, der Eine vielmehr den Andern zu überschreien suchte, so war längere Zeit hindurch ein Verständniß rein unmöglich. Das bedurfte es aber auch nicht; die einzelnen übereinstimmenden Laute: Johann — todt — Blut — genügten allein, um Theilnahme zu erwecken und viele Hände in Thätigkeit zu setzen, damit es bei dem Eintreffen des Verunglückten an nichts fehle.

Bald nachher verließen sämmtliche Männer das Haus,

um dem Wagen entgegenzugehen, der bald eintreffen mußte, da die Pferde längst vorüber waren.

Im Hause blieben nur Frauen zurück. Sie hatten sich in der Gaststube zusammengefunden, weil sie sich vor dem Alleinsein fürchteten. Von den Männern war nichts mehr zu hören, im Hause selbst die tiefste Ruhe eingetreten.

Etwa zehn Minuten später wurde diese Ruhe urplötzlich gestört. Auf der nach dem Boden führenden Treppe ließ sich mit einemmal ein fürchterliches Poltern hören. Es war, als ob ein schwerer Gegenstand mit großer Gewalt von oben herabgeworfen worden sei und im Herabfallen keine Stufe verfehlt habe. Der Lärm war von kurzer Dauer gewesen, nach wenigen Sekunden war Alles wieder ruhig geworden.

Keine der Frauen hatte den Muth gehabt die Gaststube zu verlassen und nach der Veranlassung dieser Störung sich umzusehen. Sie hatten gleichzeitig, wie auf Verabredung, laut aufgeschrieen, sich aber bald wieder beruhigt, als draußen Alles still geworden war.

Gegen sieben Uhr langte der Wagen vor der Schenke an. Das Pferd war zurückgeblieben, es hatte nicht fortgeschafft werden können. Nachdem ihm das Geschirr abgenommen worden war, hatte es den Halt, die Stütze verloren, es war umgefallen, man hatte es liegen lassen.

Der Wagen wurde bis auf den Hof gefahren, und der Hof abgeschlossen. Man hatte sich geeinigt, sofort einen Boten abzusenden, um das Gericht herbeizuholen, bis zu dem Eintreffen desselben aber keine Veränderung vorzunehmen. Der Hof, namentlich die Stelle, wo der Wagen stand, wurde gemieden. Der Förster hatte ausgesprochen, daß Hülfe unnütz und Rettung unmöglich sei; er mußte Recht haben, denn er war auf dem Wagen gewesen und hatte sich dort überzeugen können.

Kurz nach Mittag traf der Untersuchungsrichter in Hausen ein. Er ließ zunächst das Gepäck von dem Wagen herabnehmen und dann den Förster angeben, wie er die Leiche gefunden habe. Hierauf wurde der Schnee sorgfältig fortgeräumt und so nach und nach der Körper des alten Johann bloßgelegt. Dieser war wie gewöhnlich bekleidet, nur die Mütze fehlte, die auch auf dem Wagen nicht vorgefunden worden war. Der Körper lag gekrümmt auf der rechten Seite, die Arme, den rechten jedoch mehr als den linken unter sich, die Beine hoch, der Kopf tief, als ob er über die Kisten hinweg in den hintern Theil des Wagens gefallen oder geworfen sei. Der Körper war noch biegsam, noch nicht steif, er war unter der starken Schneedecke noch nicht erkaltet.

Der Kopf bot einen entsetzlichen Anblick. Es war eine runde Masse, vollständig mit Blut übergossen, die nichts erkennen ließ, Alles bedeckte und selbst das Haar in eine feste, zusammenhängende Verbindung gebracht hatte. Erst als der Körper in eine andere Lage gebracht worden war, zeigten sich auf der rechten Seite des Kopfes in der Schläfengegend zwei Vertiefungen, aus welchen sich immer noch Blut ergoß. Die eine mußte die Hirnschale durchdrungen und das Gehirn verletzt haben, denn es kamen mit dem Blute auch Gehirntheile zum Vorschein. Von der Nase war nur wenig zu sehen. Der Knochen oder Knorpel mußte zertrümmert, ganz breit geschlagen sein. Die Hände waren krampfhaft geschlossen. Die rechte hielt ein langes Einschlagemesser, einen sogenannten Nickfänger, die linke einen Büschel Haare von dunkler, beinahe schwarzer Farbe und von nicht gewöhnlicher Länge, da dasselbe auf beiden Seiten aus der Hand heraussah. An der rechten Hand und an dem Messer klebte Blut; auch die linke Hand und das Haar, welches dieselbe hielt, war blutig, doch in viel geringerem Maße als die rechte Hand. Es schien, als ob das Blut sich zuerst nur an den Wurzeln der Haare befunden habe, und von da auf die Hand herabgeflossen sei. Die Haare waren nicht abgeschnitten, sie waren mit den Wurzeln und der Haut herausgerissen. Das mußte mit großer Gewalt, mit Aufwendung einer ganz ungewöhnlichen Kraft geschehen sein. Dafür sprach einmal die große Menge der Haare, und das andere Mal der Umstand, daß an den Wurzeln derselben sich Theile der Kopfhaut zeigten. Andere Verletzungen wurden nicht vorgefunden, namentlich war die Kleidung in vollständiger Ordnung und unversehrt.

Dieser Thatbestand ließ annehmen, daß dem Tode ein Kampf vorhergegangen war, und daß dabei gegenseitig Verletzungen zugefügt sein mußten. Das blutige Messer in der rechten, das blutige Haar in der linken Hand beseitigten in dieser Beziehung jeden Zweifel. Durch beide Umstände wurde die Verfolgung und das Auffinden des Thäters wesentlich erleichtert, das Verbrechen selbst aber äußerst zweifelhaft gemacht.

Die Feststellung des Einen oder des Andern unterlag erheblichen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Der Verlauf dieser wahrheitsgetreuen Erzählung wird dieß bestätigen.

Bei der Leichenschau war, außer den Gerichtsbeamten, nur noch der Todtengräber, sonst Niemand zugegen gewesen. Der entsetzliche Anblick des zerschlagenen, blutigen Kopfes hatte alle Uebrigen fortgetrieben. Sie hatten erklärt, so etwas nicht mit ansehen zu können. Das hatte zur Folge, daß die Einzelnheiten, das Resultat des Befundes, erst nach der Beendigung des Geschäfts bekannt und besprochen wurden, und daß man sich erst bei dieser Gelegenheit wieder des Fremden erinnerte, der am Abend vorher unter so ganz ungewöhnlichen Umständen angekommen war, an den bis zu diesem Augenblicke kein Mensch wieder gedacht, und der bis dahin kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Der Förster erzählte dem Untersuchungsrichter von der Ankunft des Fremden, von dem auffälligen Verhalten desselben, von den Verletzungen, die er an der Hand und am Kopfe gehabt habe, und von der eigenthümlichen Beschaffenheit und Schwere seines Stockes.

Das Alles schien so genau zu dem Resultate der Leichenschau zu passen, so ganz und gar mit einander in Verbindung zu stehen, daß kein Anderer als der Fremde der Thäter, der Mörder sein konnte. Auch der Untersuchungsrichter war davon überzeugt. Er ließ sich ohne Weiteres in das Zimmer führen, in welches der Fremde am Abend vorher gebracht worden war, und in welchem er sich noch befinden mußte.

Es ist bereits gesagt, daß bis dahin kein Mensch an den Fremden gedacht habe. Das könnte nicht glaublich scheinen. Man berücksichtige aber, daß es in der Schenke zu Hausen zu den Seltenheiten gehörte, daß Fremde dort übernachteten, daß die Sylvesterfeier bis zum Morgen gedauert, und daß dann im unmittelbaren Anschlusse das Auffinden des alten Johann und die Bedienung der dadurch herbeigezogenen Gäste Jedermann so beschäftigt hatte, daß darüber alles Andere recht gut vergessen werden konnte. Genug, es ist Thatsache, daß bis dahin das Zimmer des Fremden und dieser selbst ganz und gar in Vergessenheit gerathen war.

Der Wirth hatte die Thüre zu diesem Zimmer geöffnet und den Untersuchungsrichter vor sich eintreten lassen. Beide warfen den Blick suchend umher. Das Bett war leer, der Fremde fort. Das Theegeschirr stand noch auf dem Tische vor dem Bette, nur die Rumflasche fehlte.

Von den Sachen des Fremden war nichts zurückgeblieben. Aber auf dem Kissen und der Decke des Bettes, da, wo der Kopf und die verletzte Hand gelegen haben mußten, fanden sich große Blutflecken vor, die bereits trocken geworden waren.

Die Flucht, das Verschwinden des Fremden wurde als ein Beweis für seine Schuld angesehen. Die Flucht selbst mußte in der Zeit ausgeführt sein, in welcher die Männer das Haus verlassen hatten, um dem Wagen entgegen zu gehen, und in welcher das Poltern auf der Treppe gehört worden war.

III.

Inmitten des Dorfes Lingenätz liegt zwischen zwei großen Bauernhöfen ein kleines, einstockiges Haus, das zwar alt aber gut erhalten ist, und das sich durch ein freundliches

Stadtrat bestimmt hatte. Als einige Stein in seinen Garten zu werfen und gar, nach alter Sitte, einzudringen. Der Hausherr, der wußte, was man ihm zugedacht hatte, hatte sich mit seinen Leuten und Knechten, mehr denselben versehen und empfingen jene so gut, daß sie sich nicht mehr wieder sehen ließen. Der Rat aber, als er solches vernahm, ließ seine Mannschaft in aller Eile, mit Spießen und Hellebarden versehen, ausrücken, um solche Unbill zu rächen. Der Hausherr, als er solches erfuhr, ließ seine Knechte, auch seine Söhne, mit Spießen und Hellebarden versehen, und sie hielten sich, als wenn sie Soldaten wären, und wehrten sich so gut, daß sie den Rat schlugen. Als solches der Rat vernahm, ließ er Sturm blasen, und es kam zu einer großen Schlacht, in welcher der Hausherr mit seinen Söhnen und Knechten, auch mit seinen Freunden, so gut sich hielten

Auch heute, in den letzten Stunden eines Jahres, hatte der alte Mann in diesem Buche gelesen, laut, langsam, mit zitternder Stimme. Die Frau, welche ihm mit fromm gefalteten Händen gegenüber saß, hatte mitgelesen, aber nicht aus dem Buche, denn sie hatte die Buchstaben und Zeichen nicht kennen, sie hatte in ihrer Jugend nicht lesen gelernt, sondern von dem Munde des alten Mannes. Das Alter hatte sie schwerhörig gemacht. Sie konnte nicht jedes Wort hören und verstehen. Aber die einzelnen Worte, die ihr Sinn aufgefaßt, sind zum Verständniß hinreichend gewesen, sie haben ihr das Vorgelesene im Zusammenhange vor die Seele geführt, und im leisen, langsamen Nachsprechen ist sie dem Manne gefolgt. Sie hatte nachgebetet und betete noch, als der Mann aufgehört hatte zu sprechen, und über das Gelesene in stilles Sinnen versunken war.

Die alten Leute feierten so Sylvester; es war eine ernste, eine heilige, und doch eine durch und durch freudige Feier.

Längere Zeit war so in tiefem Schweigen verflossen. Dann machte der Mann das Buch langsam und bedächtig zu, nahm die alte, große und schwere Brille von der Nase herab und schloß Beides, Buch und Brille, in ein Schränkchen, das hinter dem Ofen in die Wand eingemauert war, und in welchem die wenigen Werthsachen, die er sein eigen nannte, aufbewahrt wurden.

Als er zurückkehrte, reichte er über den Tisch hinweg der Frau die Hand, drückte diese und sagte in tiefer Bewegung: „Das gesegne uns der liebe Gott!“ — „Ja, Alter,“ erwiederte diese, „Gott segne es uns.“ — „Mutter,“ versetzte der Mann, nachdem er seinen Platz am Tisch wieder eingenommen hatte, „wir bleiben heute ganz allein. Die Anna kommt nicht, und der Fritz bleibt auch aus.“ — „Na, was Du nur willst,“ entgegnete diese sanft verweisend, „'s ist ja nicht möglich, der Junge kann ja noch nicht hier sein, und in dem garstigen Wetter kann die Anna auch nicht 'rausgucken.“ — „Ich weiß gar nicht,“ sagte der Mann darauf, wie sich rechtfertigend, „daß der Fritz mir heute gar nicht aus dem Kopfe kommt. Immer und immer muß ich an ihn denken. Mir war's den ganzen Tag, als ob er kommen, uns überraschen müsse. Es wäre ja auch nicht unmöglich gewesen, daß er eine Fahrgelegenheit gefunden hätte.“ — „Du,“ versetzte die Frau, die, wie es stets der Fall ist, Recht behalten wollte, lächelnd, „mußt Dir keine solchen Gedanken machen, Du mußt auf Deine alten Tage noch Geduld, Du mußt hübsch warten lernen, Du wirst dann auch manche Täuschung weniger erleben.“ — „Freilich wohl,“ unterbrach sie der Mann, „aber der liebe Gott wird mir heute die Ungeduld gewiß zu Gute halten. Fritz ist ja unser Alles, er ist unsere Sorge, aber auch unsere Freude und unsere Stütze.“ — „Du mußt's nicht beschreien, Alter,“ fiel die Frau eifrig ein, „hast'n so immer die Brücke gehalten, hast'n verhätschelt. Der Junge hat auch seine Fehler wie alle Menschenkinder. Aber,“ fügte sie begütigend hinzu, „ein gutes Herz hat er, das muß ihm der Neid lassen, und Briefe kann er schreiben und die Worte so schön setzen, daß man gerührt wird und das Wasser Einem in die Augen schießt.“ Sie nahm den Zipfel ihrer reinlichen Schürze hoch, um sich die bei diesen Worten naß gewordenen Augen zu trocknen. Während dieser Bemühungen fuhr sie fort: „Ja, ja, das ist wahr. Alter, lies nur einmal den letzten Brief noch einmal vor. Ach Herr Jemine,“ unterbrach sie sich, „er ist ja nicht da, die Anna hat ihn mitgenommen und noch nicht wieder gebracht.“ — „Laß nur gut sein, Mutter, 's sind ja doch nur todte Buchstaben,“ versetzte der Mann, „wie ganz anders ist es, wenn der Junge Dir gegenübersteht, wenn die Worte aus seinem Munde kommen, und Du die Wahrheit dieser Worte aus seinen klaren, treuen Augen herausfühlst. Sieh, Mutter, das ist's, worauf ich mich freue, was ich mir so sehnlich herbeiwünsche; nur einen Blick in seine lichten, heiteren, unschuldigen Augen, die so schön waren und gewiß noch schöner geworden sind.“ — Die Frau erwiederte nichts, sie weinte. Auch der Mann schwieg.

Fritz war der einzige Sohn, das einzige Kind dieser alten Leute und der Inbegriff ihrer Wünsche und ihrer Sorgen. Er war in Armuth aber in Rechtschaffenheit erzogen worden und hatte mit seinem vierzehnten Jahre das Vaterhaus verlassen, um bei einem entfernten Verwandten in die Lehre zu treten. Nach überstandener Lehrzeit war er auf Wanderschaft gegangen. Zuletzt hatte er in Dresden Arbeit gefunden und von dort aus seinen Eltern geschrieben, daß er zu Neujahr auf Besuch kommen werde.

Anna, welche diesen letzten Brief mit fortgenommen haben sollte, war die einzige Tochter des reichen Ortsschulzen zu Lingenätz und nur zwei Jahre jünger als Fritz. Das nahe Zusammenwohnen der Eltern — sie waren Nachbarn — hatte Fritz und Anna täglich zusammen geführt. Sie hatten zusammen gespielt, später die Schule besucht, im Hause gelernt, hin und wieder auch gearbeitet und mit den andern Kindern wenig verkehrt, sie waren, mit Einem Worte, in ein inniges, geschwisterliches Verhältniß getreten.

Als Fritz das elterliche Haus verließ und seine Lehre antrat, hatte er und Anna über diese Trennung viel geweint. Fritz hatte in jedem Briefe, den seine Eltern von ihm erhielten, Anna, und diese durch die Eltern wiederum Fritz grüßen lassen, so daß Beide wenigstens mittelbar in stetem Verkehr geblieben waren.

Der letzte Brief hatte auch Anna große Freude gemacht. Sie sollte den Jugendfreund, den Bruder, nach langer Trennung wieder sehen.

Anna war ein hübsches, aber ein eigensinniges und ein eigenwilliges Mädchen geworden. Die Erziehung, die sie erhalten, hatte sie dazu geführt.

Auf dem Lande ist der Wirkungskreis eines jungen Mädchens nicht groß, namentlich dann nicht, wenn die Eltern so gestellt sind, daß sie die Arbeitskräfte der Kinder entbehren und durch fremde Hülfe ersetzen können. In solchen Fällen — die jetzt gar nicht selten sind, weil die fortdauernde Steigerung des Werths aller ländlichen Produkte neben reich gesegneten Ernten den Ertrag der Grundstücke um viel mehr als das Doppelte erhöht und überall Wohlhabenheit, häufig sogar Reichthum geschaffen hat — gibt es viel müßige Stunden, und da diese durch Zerstreuungen, wie die Stadt sie zehn- und hundertfach bietet, nicht ausgefüllt werden können, auch viel Zeit zu Träumereien.

Anna hatte wenig Neigung zur Landwirthschaft. Von ihren Eltern wurde ihr keinerlei Zwang auferlegt, es blieb ihr mithin viel Zeit, und es bot sich ihr mannigfache Gelegenheit, zu träumen, zu grübeln und Luftschlösser zu bauen. Dieser Zustand ist aber für ein junges Mädchen ein äußerst gefährlicher. Es ist die Pflanzschule für allerhand Verirrungen, die in der Regel eine so bestimmte Richtung annehmen, so tiefe Eindrücke machen, so feste Wurzeln schlagen, daß später selten etwas im Stande ist sie herauszureißen, zu ebnen, zu vertilgen.

Der Mangel an geistiger Befähigung oder an einer besseren Erziehung hindert dieß nicht, im Gegentheil, Beides macht das Uebel nur schlimmer, nur unvertilgbarer. Es ist dieß eine Behauptung, die sich auf langjährige Beobachtungen stützt, und für deren Richtigkeit viele Belege beschafft werden könnten. Man kann sich aber selbst sehr leicht davon überzeugen, wenn man sich nur die Mühe gibt, einen Blick in das Familienleben dieser Leute zu thun; es wird da gar nicht schwer halten, wahrzunehmen, wie locker das Verhältniß ist, in welchem der Gatte zur Gattin, die Kinder zu den Eltern, und die Eltern zu den Kindern, und Beide wiederum zu den Hausgenossen stehen, wie man sich gegenseitig belügt, betrügt, wie roh man sich beleidigt, sogar mißhandelt, und wie gar nicht selten noch viel größeres Unrecht ausgeführt wird.

So lange es sich nicht um die Erreichung eines eigenen Wunsches handelte, so lange sie selbst nichts wollte, war Anna im Stande Alles zu thun, was man von ihr forderte, selbst wenn ganz Ungewöhnliches dabei zu leisten ge-

wesen wäre; sie wurde aber störrig und trotzig und rührte weder Hand noch Fuß, noch Mund, wenn ihr versagt wurde, was sie begehrte, wenn sie auf irgend ein Verlangen Verzicht leisten sollte.

Als Fritz am Sylvester nicht gekommen war, als er auch am Neujahrstage nicht eintraf, da war es mit der Freude bei Anna vorbei. Die Entschuldigungen, welche die alten Leute hervorsuchten, um sich zu täuschen, sich Beruhigung einzureden, fanden bei ihr keinen Eingang, sie wollte davon nichts hören, nichts wissen; und Fritz, wenn er je noch kommen sollte, mit Vorwürfen entgegentreten. Dennoch kam Anna aber täglich mehrmals in das Haus der alten Leute, um nachzusehen, ob Fritz eingetroffen sei, sie theilte sogar wenige Tage später deren Besorgnisse, und ängstigte sich zuletzt über das Ausbleiben des jungen Mannes mehr noch als die alten Leute.

Die Sylvesternacht hatte manches Opfer gefordert, manchen Wanderer, der das schützende Obdach nicht hatte erreichen können, in eine Schneedecke eingehüllt, in dieser einschlafen und nicht wieder zum Leben erwachen lassen. Auch in geringer Entfernung von Lingenätz war ein solcher Unglücksfall vorgekommen, und die Nachricht davon steigerte die Besorgnisse bei Anna sowohl als bei den alten Leuten bis zur unerträglichen Angst. Nur noch einen Tag wollte man warten, dann aber sich Gewißheit verschaffen.

Am 6. Januar, dem Fest der heiligen drei Könige, ruht auf dem Lande die Arbeit. Der Nachmittag dieses Tages war dazu benutzt worden, gemeinschaftlich einen Brief fertig zu machen, um in Dresden Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Fritz von dort abgereist sei. Das war keine leichte Arbeit gewesen, sie hatte so viel Zeit in Anspruch genommen, daß der Abend herangekommen war, und nicht mehr daran gedacht werden konnte den Brief fortzuschaffen. Man wollte dieß am andern Tage thun.

IV.

In der Sylvesternacht gegen ein Uhr näherten sich dem Dorfe Hausen zwei Männer. Sie mußten vom Wege abgekommen sein, oder diesen absichtlich verlassen haben, denn sie kamen aus einer Richtung, in welcher kein betretener Weg zum Dorfe führte. Dieselben schienen mit der Oertlichkeit genau bekannt zu sein, da sie in gerader Linie auf eine Schlippe zuschritten, die zwischen zwei Gehöften hindurch nach der Dorfstraße führt. Jeder dieser Männer trug einen großen Pack, der schwer sein mußte, wenigstens war bei Beiden der Oberkörper stark vorgebeugt; außerdem keuchte auch die Brust unter der Last, die sie bedrückte, und unter den Anstrengungen, welche das Tragen und das Vorwärtskommen nothwendig machte. Gleichwohl näherten sie sich nur sehr langsam ihrem Ziele, denn der lockere Schnee und der heftige Sturm, wenn dieser auch mit ihnen gleichen Strich hielt, machte das Gehen äußerst schwierig und ermüdend. Sie sind kaum noch tausend Schritte von dem Dorfe entfernt, da bleibt der Eine stehen. Er kann den Fuß nicht mehr hoch heben, nicht mehr fortsetzen, seine Kräfte sind erschöpft. Der Pack fällt hinter ihm zur Erde nieder. Er hat nichts mehr zu tragen, er kann sich leichter und freier bewegen, und dennoch bleibt er stehen, die Füße können nicht weiter, sie können auch den Körper nicht mehr tragen, sie brechen zusammen. Der Mann sinkt nieder, während sein Begleiter, ohne sich umzusehen, weiter schreitet.

„Lob," ruft der Niedergefallene mit matter Stimme, „lauf' nicht fort. Ich kann, Gott straf' mich, nicht weiter, ich muß ein wenig ruhen, ich muß erst verschnaufen." — „Du bist des Teufels, Kerl," entgegnete der Andere, indem er stehen bleibt und dann einige Schritte zurückgeht, „hier ist jeder Aufenthalt gefährlich. Man kann uns vom Dorfe aus sehen. Wir sind verloren, weiß Gott, Friede, wir sind geliefert, wenn wir entdeckt werden. Da unten in der Höhle kannst Du ausruhen, aber hier — Kerl mache, daß Du auf die Knochen kommst; nur bis an die Mauer gehe, da kannst Du Dich ducken und ruhen, bis ich wieder zurück bin. Hier trink', und dann vorwärts." Er reichte dem Daliegenden eine Flasche, die dieser an den Mund setzte und in Einem Zuge fast vollständig leer machte. Der Genuß hatte jedoch nicht die erwartete Wirkung. Friede — wir müssen diesen Namen jetzt beibehalten — versuchte zwar sich aufzurichten und auf die Beine zu kommen, aber es gelang nicht, er fiel immer wieder zurück. „Lob," sagte er nach dem letzten vergeblichen Versuche lallend, „ich komme nicht auf die Beine, sie knicken zusammen. Geh', laß mich allein. Ich setze mich hier neben das Packet, da kann mich Niemand sehen. Du kommst schnell wieder. Dann werde ich mich erholt haben und wieder gehen können. Der Teufel wird mich doch nicht gleich beim Kragen fassen." — Lob erwiederte nichts, um den Mund aber spielte ein eigenthümliches Lächeln und aus den Augen leuchtete eine unheimliche Freude. Er wendete sich schweigend dem Dorfe zu und machte einige Schritte vorwärts, blieb dann aber plötzlich stehen und kehrte noch einmal zurück. Er hatte in dieser Zeit einen Entschluß gefaßt, den er sofort zur Ausführung brachte. Indem er dem Daliegenden die Flasche in die Hand gab, sagte er hastig: „Da, Friede, trink'. Das wird Dich warm halten. Du kannst die Flasche behalten, ich brauche sie nicht. Ich weiß nicht, ob ich gleich werde zurückkommen können, ich muß vorsichtig sein. Bleib' nur munter, und wenn Du irgend kannst, so geh' bis zur Mauer und leg' Dich dort nieder, Du bist da mehr geschützt wie hier."

Friede blieb allein. Der Schnee deckte ihn bereits bis zur Brust zu, und der Sturm trieb immer neue Massen in seine Nähe, die sich mehr und mehr anhäuften und ihn bald vollständig zudecken mußten.

Lob hatte in kurzer Zeit die Schlippe erreicht. Ehe er in diese eintrat, warf er seinen Blick nach allen Richtungen forschend umher und erst, als er nichts Verdächtiges wahrgenommen hatte, schritt er weiter. Auf der Dorfstraße war Alles still, kein Fenster mehr erleuchtet, in keinem Hause Leben wahrzunehmen, und selbst von dem Wächter nichts zu sehen und zu hören. Als Lob diese Wahrnehmung gemacht hatte, verließ er die Schlippe und trat in die Dorfstraße hinaus. Er schlich langsam und vorsichtig dicht an der einen Häuserreihe vorwärts; nur wenn er vor einem Fenster vorbei mußte, sprang er mit der Behendigkeit und Leichtigkeit einer Katze vorüber, und wenn er vorüber war, blieb er stehen und horchte und schlich und sprang erst weiter, wenn sein Auge und Ohr nichts Verdächtiges wahrgenommen hatte.

Endlich trat er unter den Vorbau eines Thores und richtete seinen Blick auf ein kleines, gegenüberstehendes Haus. Er that dieß mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Nach etwa fünf Minuten trat er aus seinem Versteck heraus. Er war sicher, daß kein Mensch ihn beobachte, von keiner Seite Gefahr drohe oder Verrath zu fürchten sei. Mit einer Schnelligkeit, die keine Ermüdung erkennen ließ, weil alle Hindernisse mit Leichtigkeit überwunden wurden, eilte er sodann über die Dorfstraße hinweg und verschwand bald darauf in dem Hause, das er vorher so genau beobachtet hatte. Das Oeffnen und Schließen der Thüre hatte keinen Lärm verursacht, Lob mußte erwartet, bei seiner Ankunft die Thüre von innen leise geöffnet und geschlossen worden sein. Im Hause blieb es dunkel und still wie vorher.

Zwei Uhr war vorüber. Da öffnete sich geräuschlos die Thüre eines anderen Hauses, das von jenem etwa dreißig Schritte entfernt war. Auf der Schwelle erschien eine Frau. Sie schien unschlüssig zu sein, ob sie hinaustreten sollte, denn sie blickte mehrmals in die dunkle Flur zurück. Zuletzt zog sie aber die Thüre leise hinter sich in's Schloß und ging dann geraden Weges auf das Haus des Lob zu. Hier pochte sie an das Fenster, das einzige, das nach der Dorfstraße führte, und dann rief sie kaum hörbar: „Hanne! Hanne! ist Lob da?" Hinter dem Fenster im Zimmer hörte man mit halblauter Stimme sagen: „Nein, noch nicht," worauf die Frau leise wie vorher erwiederte: „Wenn nur

nichts passirt ist! Mir ist so graulich. Das Wetter ist fürchterlich, man jagt nicht gern einen Hund hinaus, und sie wollten doch weit gehen." — „Ach was," hörte man im Zimmer sagen, „Du bist dumm. Mach's nur mir nach. Leg' Dich nieder und laß die Thür' auf, damit Friede hinein kann, wenn er kommt, und Dich nicht erst zu wecken braucht."

Die Frau erwiederte nichts, sie ging nach ihrem Hause zurück. Die Thüre war hinter ihr kaum geschlossen, so kam Lob wieder zum Vorschein und lief über die Thorstraße hinweg und, indem er sich dann dicht an das Mauerwerk der Häuser hielt, in die Schlippe hinein. Er hatte den Weg in kürzester Zeit zurückgelegt, war wie ein Schatten dahingeglitten. Die Schlippe passirte er wieder langsam und vorsichtig. Am Ausgange spähte er umher. Er lächelte, denn Friede war nicht da, und schritt dann hinaus auf das öde Feld, das der Schnee wie mit einem Leichentuche bedeckt hatte. Er kannte keine Furcht, Sturm und Schnee flößten ihm keinen Schrecken ein.

Je weiter er sich von dem Dorfe entfernte, desto heiterer, desto zufriedener wurde sein Aussehen. Er hatte dazu hinreichende Veranlassung. In dem lockern Schnee war keine Spur wahrzunehmen, war nicht zu sehen, daß er kurz zuvor denselben Weg schon einmal zurückgelegt hatte. Und doch war er sicher, nicht fehlzugehen. Aber das nicht allein, noch

Böses zeugt Böses: Die Schmuggler. (S. 95.)

eine andere Wahrnehmung versetzte ihn in diese Stimmung. Die Stelle, wo Friede liegen geblieben war, markirte sich nur durch eine Erhöhung. Von Friede und dem Packete, das dieser getragen und hier abgeworfen hatte, war nichts zu sehen. Der Schnee hatte Beide zugedeckt, begraben. Lob griff mit beiden Händen in den kalten Schnee, erfaßte den Körper seines Kameraden, hob diesen etwas hoch und brachte ihn in eine andere Lage. Dann machte er die Hände los und ließ den leblosen Körper neben dem Pack in den tiefen Schnee niederfallen.

Der Pack war dadurch frei geworden. Das Aufnehmen desselben hatte aber bei seiner Schwere große Schwierigkeiten. Lob mußte dabei alle Kräfte aufwenden, und dennoch gelang es ihm erst nach wiederholten vergeblichen Versuchen. Er hatte den Pack hoch gehoben und sich aufgeladen, und eilte nun nach dem Dorfe zurück, aber in einer andern Richtung. Er umging das Dorf und kam auf der entgegengesetzten Seite zunächst in den hinter seinem Hause liegenden Garten, und durch diesen in sein Haus.

(Fortsetzung folgt S. 106.)

Felix Hemmerlin.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Hemmerlin in der Hohlgaſſe bei Schwabendingen überfallen. (S. 99.)

Die Freiheit des Geiſtes und die bürgerliche Freiheit, die auf dem größten Theile Europas noch lange nicht ganz erkämpft und für immer feſtgeſtellt iſt, hat viele und ſchwere Opfer gekoſtet. Ein halb Jahrtauſend, und länger, dauert der Kampf dafür. Blut der edelſten Männer und Frauen iſt dafür auf Schaffoten gefloſſen; ganze Völkerſchaften haben

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

in Jahre langem, heiligem Kriege dafür gelitten und gestritten, und die Flammen zahlloser Scheiterhaufen, deren Feuer unauslöschlich in der Weltgeschichte fortbrennt, beleuchten die Opfer, welche den Weg zur Freiheit des Geistes gewiesen und gebahnt haben. Die Opfer, welche öffentlich in solchem Lichte endeten, haben noch das für sich, daß sie den Ruhm und Dank der Nachwelt für ihre Namen ernten; alle hervorragenden Kämpfer darunter kennt man; sie stehen in unsterblicher Verklärung. Aber die Vielen, nicht die Hunderte, sondern die Tausende, welche nicht öffentlich leiden und sterben, sondern innerhalb festgeschlossener heiliger Mauern und unter der Erde — die haben ein anderes Loos. Man hat neuerdings, ganz kurz erst, in Spanien und im Neapolitanischen, unterirdische Gewölbe entdeckt, und darin — mit eisernen Ringen an steinerne Säulen und Mauern gefesselte Skelette, menschliche Gerippe und morsche Reste von Kleidern, kostbarer schwarzseidener Gewande, Zeichen, daß es Würdenträger, daß es vornehmere Opfer waren. Es waren Klosterkerker, nicht Gefängnisse der Inquisition, welche als solche bekannt waren. Wie Viele sind hier in dem Dunkel, in welches sie die lichtscheuen Feinde der Geistesfreiheit hinabstießen, verschwunden und unter Qualen verkommen, in den Kerkern der Inquisition wie in denen vieler Klöster, nicht bloß außerhalb Deutschlands, nein auch auf deutschem Boden! Wie viele mögen es gewesen sein, von denen man nie etwas erfahren hat, nicht einmal den Namen! Unter die, die man kennt, und die hinter Klostermauern verschwanden, ohne daß man die Zeit und die Art ihres Todes weiß, gehört ein berühmter schweizer Streiter für Licht, Wahrheit und Sitte: das war Felix Hemmerlin.

Hemmerlin nannte sich in seinen lateinischen Schriften, wie schon sein Vater, nach der Sitte der Gelehrten seiner Zeit Malleolus, d. h. ein kleiner Hammer. Er war aber ein guter, scharf gespitzter und fester Hammer, der mehr als einen Stein am Gebäude der alten Nacht, des Wahns und der Knechtschaft ausschlug und zertrümmerte, und manchen guten Nagel einschlug am Gotteshaus des befreiten Geistes. Einige seiner Schriften sind aber auch schon in seiner Zeit verdeutscht worden von seinem Schüler und Freund, dem in seinem Jahrhundert berühmten Nikolaus von Wyl aus Bremgarten, der damals in Zürich, später zu Nürnberg lehrte, darauf Schreiber des Raths der Reichsstadt Eßlingen am Neckar wurde, und in hohem Alter starb als Kanzler des geistig größten Fürsten seiner Zeit, des freisinnigen württembergischen Herzogs Eberhard im Bart.

Hemmerlin war ein geborner Züricher. Schon als Kind hatte er die gesunde Luft der Schweizeralpen eingeathmet und den freieren Geist, der in dem städtischen Bürgerthum lebte, sowohl in freien Städten als auf den berühmtesten Universitäten eingesogen. Im Jahre 1389 war Hemmerlin in dem schönen Zürich geboren; er selbst nennt sich einen Schwaben, weil nach der mittelalterlichen Eintheilung diese oberdeutschen Lande auch zu Oberschwaben zählten. Seine Eltern gehörten zu den guten alten Geschlechtern der Stadt. Er war also ein geborner Aristokrat. Aus diesem stadtadeligen Blute blieb denn auch diesem Manne, in dem einer der merkwürdigsten Vorkämpfer der Grundsätze der neuen Zeit steckte, sein Leben lang dennoch etwas von aristokratischer Art, aber im guten Sinne des Worts. Für das Volk hat er geschrieben, für das Volk und den Fortschritt hat er gekämpft, trotzdem daß er ein Patrizier war; so mancher Adeliggeborne zu allen Zeiten und an allen Orten hat ja ebenso gethan wie er. Aber gemeine Gesinnung und bäuerische Unart waren ihm über die Maßen widerwärtig, mochte es an den Uri- und Schwyzer-Bauern oder an dem berner Stadtadel sich ihm vor Augen stellen. Hemmerlin war ein klassisch gebildeter Mann, der die Unkultur um so weniger ertragen konnte, wenn in die Form derselben sogar noch die Anmaßung sich einkleidete. Da schwang er die Geißel seines Witzes; da schrieb er dagegen und neigte den Haß der Getroffenen wider sich.

Von der Stiftsschule seiner Vaterstadt war er nach Erfurt gegangen und hatte dort Theologie studirt. Gleich darauf hatte er eine Pfründe an dem Chorherrenstift zu Zürich erhalten. Er zeichnete sich durch Talent und Kenntnisse so sehr aus, daß er auch noch dazu eine Pfründe an dem Stifte zu Zofingen bekam, und zwei Jahre darauf, im Jahre 1422, wurde er zum Stiftsprobst zu Solothurn gewählt. So hatte er schon in seinem dreiunddreißigsten Jahre das Einkommen von drei sehr einträglichen Pfründen. Das benützte er zu seiner eigenen Weiterbildung und zur Bildung Anderer. Vier Jahre schon war er Stiftsprobst, als er nach Bologna reiste und einige Jahre lang dort weiter studirte: es waren die berühmten Volkslehrer dieser Hochschule, die er hörte. Er wurde Doktor beider Rechte. Er ward durch seine Rechtsschriften nach seiner Rückkehr bald so berühmt, daß Fürsten sein Gutachten suchten, der Kaiser ihn auszeichnete, und des Kaisers Landvogt im Elsaß, der Markgraf von Hochberg, ihn zu seinem Geheimenrathe ernannte. Hemmerlin war höchst freigebig gegen die Armen und überaus gastlich. So oft ein Armer zu ihm kam, um sich Raths bei ihm zu erholen, berieth er ihn treulich. Fand er es nöthig, so machte er den Leuten aus dem Volke schriftliche Vorstellungen oder Gesuche und andere Eingaben an die Behörden, ganz unentgeldlich. Nur wenn es ein Bauer war, begehrte er von ihm dafür — um drei oder vier Pfennige Hanfsamen für seine Vögel. Wer an seinem Tische mit ihm aß und trank, gewann ihn lieb; denn er wußte ebenso angenehm zu sprechen, als ernsthafte Gespräche zu führen. Die Arbeit des Tages durch gesellige Unterhaltung bei Tisch mit Freunden und anderen ehrbaren Gästen zu würzen, war ihm Bedürfniß. Seine Bücher — er hatte deren über dritthalbhundert gesammelt — versagte er Niemand, welcher, um sich zu unterrichten, sie bei ihm entlehnte. Das war eine große Freundlichkeit in einer Zeit, wo die Buchdruckerei noch nicht erfunden und ein Buch etwas Seltenes war, und wo Diejenigen, welche geschriebene Bücher besaßen, sehr kostbar damit thaten und sie eingeschlossen hielten. Hemmerlin aber wollte nicht nur sich, sondern auch Andere unterrichten, Licht sollte es werden in der Welt. Hemmerlin erlebte zwar noch die Erfindung des Bücherdrucks, aber nur erst die ersten Anfänge dieser Kunst in seinen letzten Jahren. Sehr liebte er den Gesang und die Musik überhaupt; ebenso, sagt Nikolaus von Wyl, „Malerei und aller Künste Schönheit und Wunderbares; er trachtete auch von Jeglichem sich etwas eigen zu machen, so daß ich in unserm Lande jetzt Keinen wüßte, der ihm in allen diesen Tugenden mit einander zu vergleichen wäre".

Zur Zeit der Kirchenversammlung zu Konstanz war Hemmerlin noch jung. Als sie den edeln Huß dort auf dem Scheiterhaufen mordeten, war er kaum sechsundzwanzig Jahre alt. Auf der Kirchenversammlung zu Basel dagegen war er Mitglied, und zwar eines der berühmtesten aus der Schweiz. Hemmerlin fühlte sich nicht bloß als Schweizer, sondern als Deutscher. Als er mit seinem vaterlandsliebenden Auge sah, was in der Versammlung zu Konstanz, der so nahe bei Zürich gelegenen Stadt, vorging, mußte ihm das Herz bluten. Auch die zu Basel zeigte ihm nur die Schmach und das Elend der deutschen Nation. Aus dieser Beschauung kam ein scharfer Geist in seine Schriften, und die Feinde des Lichtes hatten es bald genug heraus, wie zersetzend und auflösend seine Feder auf Kitt und Steine wirkte am mittelalterlichen Bau ihrer Herrschaft. Selbst als Hemmerlin sich die Miene gab, das Hergebrachte zu decken, ging er mit seiner Ironie und Satyre darauf aus, das Unzeitgemäße und Schädliche daran für die Denkenden in's Licht zu setzen. Sein Leben lang hat er mit Wort und That daran gearbeitet, der neuern Zeit zur Geburt zu helfen.

So lang er in der Freiheit schrieb, war seine in der Wirkung auf das Volk berechnete Satyre oft derberer Art, grobkörnig, besonders auch gegenüber von seinen eigenen züricher Chorbrüdern. Er geißelte nicht nur ihr unerbauliches Leben, sondern auch ihre Gewissenlosigkeit und Faul-

heit im Amt. Da sie, um die reichen Einkünfte ihrer Pfründe recht behaglich zu verzehren, ihre Stellen durch Miethlinge versehen ließen, so nannte er sie „stumme Hunde, die nicht bellen“. Da er gegen ihre Sittenlosigkeit einschritt, so verschworen sie sich gegen ihn. Und doch war diese ärgerlich genug: sie lebten nicht nur offen unzüchtig, sondern eines Tages, während man in der Kirche die Tagzeiten sang und das Volk zur Beichte ging, hielt ein Theil der Chorherren in der Sakristei ein lärmendes Zechgelage. Da der Probst des züricher Chorstifts die Mißbräuche unabgestellt ließ, und die Chorherren Hemmerlin's Ermahnungen und Warnungen mit Schikanen gegen ihn vergalten, drohte er, den Bischof von dem Unwesen in Kenntniß setzen und Schutz für sich bei der Bürgerschaft Zürichs suchen zu wollen. Im Chorstift wurde der Entschluß gefaßt, eines so lästigen Mannes sich zu entledigen.

Es war im Januar 1439. Hemmerlin ritt von Konstanz, wohin ihn der züricher Stiftsprobst Amenstetter in Geschäften des Stiftes geschickt hatte, wieder heim. Er ritt ganz allein. In der Nähe von Bassersdorf gesellt sich ein fremder Reiter zu ihm. Er sei der Gegend und des Weges unkundig, sagt dieser, und bittet um Erlaubniß, mit ihm zu reiten. Hemmerlin nimmt ihn freundlich an, und sie reiten miteinander. Sie gelangen in die Hohlgasse bei Schwabendingen. Hier sprengt der Fremde plötzlich voraus. Hemmerlin reitet nach und trifft in der Hohlgasse den Fremden mit herumgeworfenem Pferde aufgestellt, die Lanze gegen ihn eingelegt. „Du mußt sterben!“ ruft dieser ihm entgegen, „weil Du die Stiftsherren, und darunter besonders Heinrich von Moos, auf vielerlei Art beleidigt und verklagt hast.“ Damit setzt er ihm die Spitze seiner Lanze auf den Leib. Hemmerlin bittet, warnt, mahnt ab von der verruchten That; er zeigt ihm die gewissen Folgen, die sein Mord für den Mörder haben müßte; er setzt seine ganze Beredsamkeit ein. Daß die Bürger von Zürich, daß die hohen Gönner Hemmerlin's die That rächen würden, war einleuchtend; der Fremde bedenkt sich wirklich, schwankt, zögert; und indem — hört man Menschentritte. Auf einem Nebenpfad sieht Hemmerlin rasch einige Wanderer daher kommen; es sind Bauern. Diesen schreit Hemmerlin aus Leibeskräften um Hülfe zu. Der Meuchelmörder erschrickt beim Anblick der Landleute, stößt Hemmerlin seine Lanze in den Leib und jagt davon. Die Bauern eilen herbei. Der Verwundete blutet stark; er ist sehr schwach; sie bringen ihn nach Zürich. Hier werden ihm die Sterbsakramente gereicht: die Züricher Aerzte und Wundärzte halten einstimmig die Wunde für unbedingt tödtlich und geben die Hoffnung auf. Zu Zürich war ein eigenes Glöcklein, das man zu läuten pflegte, wenn einem Kranken die Sterbsakramente gereicht wurden. Heinrich von Moos hört dieses Glöcklein läuten; er erfährt, daß es Hemmerlin gelte, und daß dieser noch lebe. Da verbirgt er sich, und flüchtet Nachts auf Abwegen und durch die Wälder in seine Heimat Wallis.

Die andern Chorherren des Stifts, welche im Geheimniß des Mordanschlags sind, ergreifen jetzt auch die Flucht. Sie treibt ihr böses Gewissen hinweg; denn diese sind bis jetzt weder angeklagt noch verfolgt. Die andern Theilnehmer an dem Meuchelmord verstecken sich über Nacht in einem Hause, sie werden aber am folgenden Tage von den Gerichtsdienern ergriffen. Auch der Diener des züricher Chorherrn Tugwaß ist unter den Ergriffenen. Der Diener bekennt, sein Herr habe ihm von Konstanz aus befohlen, mit dem Mörder zu reiten und den Doktor Hemmerlin anzufallen; er aber sei fest dabei geblieben, das nicht zu thun; er habe das seinem Herrn erklärt und sei nicht mitgeritten.

Das bischöfliche Gericht in Konstanz hatte nun die Sache zu untersuchen. Des Bischofs Generalvikar Nikolaus von Gundelfingen war aber Hemmerlin todfeind und glaubte sich von dessen Satyre getroffen. Der Bischof selbst, Heinrich von Görgen, war seit Jahren ein persönlicher Feind Hemmerlin's. Als dieser Bischof sich um das erledigte Bisthum Chur bewarb, um zwei Bisthümer zugleich zu haben, hatte Hemmerlin, vom Domkapitel in Chur dazu aufgefordert, dem Bischof in einem an ihn gerichteten Schreiben geradeaus die Wahrheit gesagt, nämlich Herr Heinrich von Görgen habe, wenn er wolle, Arbeit genug in seinem Sprengel, um hier Ordnung zu handhaben; und ohne Verletzung seiner Pflichten könne er nicht neben dem Bisthum Konstanz auch das von Chur besitzen. Des Bischofs Generalvikar untersuchte darum die Sache so, daß er sie hinauszog, Zwischenbescheide gab, aber kein Endurtheil fällte. Obgleich die zu Hemmerlin's Mord Verschworenen der Unthat überführt waren, so war doch der Ausgang der Untersuchung ein bischöfliches Gebot, die Sache solle Hemmerlin vergessen und beruhen lassen, soweit sie die Chorbrüder unter Heinrich von Moos betreffe.

Auf das hin stellte sich der längst vorgeladene Heinrich von Moos ohne Weiteres vor solchen Richtern. Die Untersuchung gegen ihn wurde eingeleitet. Da kam etwas dazwischen, was den Feinden Hemmerlin's sehr unbequem war. Der von Heinrich von Moos gedungene Meuchelmörder war, wie dieser, ein Walliser. Heinrich von Moos hatte ihn gedungen, aber nicht bezahlt. Armuth hatte ihn verleitet, dem Heinrich von Moos zu Willen zu werden. Lange irrte er unstät und flüchtig in den südwestlichen Alpenlanden umher. Auch dort verachtete und floh ihn Jedermann, und er klagte allenthalben Heinrich von Moos als Denjenigen an, der ihn durch Versprechungen zum Mordangriff auf Hemmerlin verführt habe. Zuletzt warb er bei der Kirchenversammlung zu Basel um seine Lossprechung. Diese wurde ihm verweigert, es sei denn, daß er sich zuvor mit Hemmerlin über Genugthuung und Kosten verglichen hätte. Dem armen Verführten, der dieser Forderung nicht Genüge thun konnte, ließ Hemmerlin bedeuten, er verlange nichts von ihm, wenn er aufrichtig und eidlich angebe, wie die Sache sich verlaufen, und wer sie angestiftet habe. Der Unglückliche ließ seine Angabe von einem öffentlichen Notar vor Zeugen niederschreiben. Mit dieser Urkunde in der Hand trat nun Hemmerlin vor dem bischöflichen Gericht gegen Heinrich von Moos auf. Die wog schwer. Was aber Hemmerlin von dem Generalvikar vernahm, das war — im Jahr 1441 — Heinrich von Moos sei aus dem Gefängniß entflohen. — Jetzt mußte der Verbrecher seiner Chorherrnpfründe entsetzt werden; flüchtig irrte er nun Jahre lang umher, im Elend. Da wurde, im Jahre 1450, das große Jubeljahr vom Papste verkündet; Heinrich von Moos nahm den Pilgerstab und wallfahrtete nach Rom, um Lossprechung zu erhalten. Diese Reise war sein Tod; er starb unterwegs im Elend.

Dazwischen dauerten die Plackereien des Stifts gegen Hemmerlin fort. Hemmerlin klagte. Der Probst des züricher Stifts ernannte, um in dieser Klagsache zu Gericht zu sitzen, zu Richtern gerade diejenigen Chorherren, welche in den Mordanfall auf Hemmerlin mitverwickelt waren und sich früher flüchtig gemacht hatten. Der durch diese und andere Schikanen und böse Ränke mit Recht tief verbitterte Hemmerlin wandte sich jetzt an des Kaisers Landvogt im Elsaß, im Jahre 1443, an den Markgrafen von Hochberg, dessen Rath er war. Der griff sogleich zu seinen Gunsten ein. Der neue Kaiser Friedrich III. kam im Herbst dieses Jahres selbst nach Zürich. Hemmerlin hatte durch das Erlebte von seinem sonst so frohen und munteren Geiste viel verloren. Jetzt da der Markgraf, da der Kaiser sich seiner mit großer Auszeichnung annahm, jetzt da Hemmerlin gegen alle seine Feinde Recht erhielt, gebrauchte er seine stärksten Waffen; er gab Flugschriften heraus, deren beißender Witz und satyrische Laune seine bisherigen Feinde noch erbitterter, deren Haß noch größer machten. Als im Jahre 1443 die Schwyzer mit ihren Bundestruppen in der Schlacht an der Sihl bei St. Jakob die Züricher schlugen und die ganze Landschaft Zürich mit Feuer und Schwert verwüsteten, rächte Hemmerlin sein Züricher Heimatland an diesen Siegern durch die schärfste seiner Satyren. Das Unglück seines Heimatlandes

hatte ihm noch weher gethan, als die Unbilden, die ihm selbst widerfahren waren. Das machte seine Feder bitter, und er gab die Feinde seiner Vaterstadt Zürich in malerisch-satyrischen Schilderungen dem Gelächter und dem Gespötte preis. Lange trugen die so Gezüchtigten die Gedanken der Rache mit sich herum. Hemmerlin stand auf dem Höhepunkt seines Ruhmes; auch der Markgraf Jakob von Baden, ein großer Gönner und Freund guter Köpfe, hatte ihn zu seinem Rath ernannt, und viele Herren bewiesen ihm durch Auszeichnungen ihre Hochachtung. So vergingen Jahre. Da schrieb, im Jahre 1452, Hemmerlin eine Flugschrift, die nannte er Passionale, d. h. Meine Leidensgeschichte. Darin erzählte er schonungslos, was er zu erdulden gehabt, und sagte darin, wenn Diejenigen, welche so gegen ihn gehandelt haben, immer nach Recht und Billigkeit verfahren seien, so werden sie, neben dem eigenen guten Bewußtsein, noch bei der Nachwelt Ehre davontragen, wenn diese lesen werde, was er darüber geschrieben habe, er verewige dann ihren Ruhm. Darüber geriethen alle seine Feinde, besonders die in der Klerisei, in stille Wuth. Es vergingen wieder zwei Jahre.

Auf den 28. Februar des Jahres 1454 hatten die Züricher eine große Fastnachtslustbarkeit ausgeschrieben und alle Eidgenossen dazu eingeladen. Dieses allgemeine Volksfest sollte die alte Eintracht und Freundschaft mit den einen Kantonen befestigen, mit den andern erneuern, und was früher geschehen war in Vergessenheit begraben. Von allen Seiten strömte eine große Menge Volks in das gastliche, festlich geschmückte Zürich. Das Volksfest begann mit seinen Masken und seinen Scherzen. Hemmerlin sitzt frohen Muthes in seinem Hause am Mittagstisch. Da bricht eine große Schaar junger Bursche, Schwyzer und Urner, zu ihm herein, mit wildem Lärmen, überfällt ihn, und reißt ihn aus der Mitte seiner Freunde heraus, unter gewaltigem Fluchen und Schelten: „Er sei ein Feind der Eidgenossen, des Papstes und des Bischofs von Konstanz.“ Nikolaus von Gundelfingen, der Generalvikar, ist es, der diesen Haufen gedungen hat. Er ist es, welcher gebietet, Hemmerlin auf das Gerichtshaus zu führen, und welcher gleichzeitig dessen Bücher, Papiere und Eigenthum unter Siegel legen läßt.

In der Dämmerung des Abends wird Hemmerlin im Hofe des Gerichtshauses auf ein Pferd gesetzt, ihm gleich einem Missethäter eine seiner Hände auf den Rücken, und unter dem Bauche des Pferdes ein Fuß mit dem andern zusammengebunden. So wird er durch Heinrich Greweil, einen Diener des Generalvikars, auf das bischöfliche Schloß Gottlieben abgeführt. Sucht man in alten Handbüchern nach Gottlieben, so findet man dort geschrieben: „Schloß am Untersee, im Bisthum Kostnitz, worin der Bischof die Geistlichen, so eine Uebelthat begangen, gefänglich verwahren läßt.“ Vor vier Jahrzehnten, im Jahre 1415, während der großen konstanzer Kirchenversammlung, saßen hier auf Schloß Gottlieben gleichzeitig drei weltgeschichtliche Gefangene, Johann Huß und sein Freund Hieronymus, die beiden hellen und standhaften Wahrheitszeugen aus Böhmen, deren von Mächten der Finsterniß vergossenes unschuldiges Blut den Rachekrieg der Hussiten über Deutschland brachte, und der Papst Johann XXIII.; jene saßen wegen der Wahrheit, für die sie unerschütterlich zeugten; Papst Johann wegen gräulicher Verbrechen, darunter wegen Giftmords, Verführung und einer Reihe anderer Todsünden, wegen deren ihn die Kirchenversammlung richtete und absetzte, nachdem ein langes Verzeichniß seiner Verbrechen theils bewiesen, theils als erwiesen angenommen worden war.

Auf dieses Schloß Gottlieben wird jetzt auch der neue Wahrheitszeuge Felix Hemmerlin gebracht. Der fünfundsechzigjährige Greis wird in einen finstern, stinkenden Kerker gelegt, in welchem vor Kurzem erst zwei Straßenräuber eingesperrt waren. Da liegt er vierzehn Tage, dann öffnet sich seine Thüre, er wird wieder auf ein Pferd gesetzt und im Dunkel nach einem andern Schloß abgeführt, das er nicht kennt. Es ist aber das Schloß Kastel. Hier wird ihm ein geräumiges Gefängniß angewiesen, scheinbar ein gutes. Darüber aber hängen losgerissene Felsstücke, welche der nächste Sturm herabwerfen muß. In der dritten Nacht stürzt wirklich der Sturmwind ein solches Felsstück herab. Aber es fällt nicht auf sein Gefängniß, sondern nur hart an seinem Gefängniß, gerade davor, nieder. Hatten seine Feinde ihn unter diesem Felsstück stumm machen und begraben wollen? — Zwei Monate sitzt er schon hier, noch immer unverhört. Seine Rathsherren von Zürich opfern ihn auf: der Frieden mit Schwyz, Uri, Bern und dem konstanzer Bischof dünkt ihnen Bedürfniß. Aber die Herzoge Albrecht und Sigmund von Oesterreich verwenden sich bei dem Bischof für ihn. Seine Feinde arbeiten dagegen. Ein treuer Freund benachrichtigt ihn, daß der Bischof den Herzogen eine abschlägige Antwort geschrieben. Da versucht Hemmerlin sich selbst zu befreien. Seine Hüter sind in tiefen Schlaf gesunken, er schleicht aus seinem Gefängniß in den Schloßhof, aus diesem gelangt er in's Freie und eilt Konstanz zu. In einem abgelegenen Hause dieser Stadt findet er Aufnahme. Zwölf Tage ist er schon hier verborgen, als sein Versteck verrathen und er wieder eingefangen wird. Jetzt legen ihm seine Feinde schwere Ketten an Händen und Füßen an. So gefesselt wird er auf einen hohen Thurm, wahrscheinlich denselben, in welchem der Wahrheitszeuge Huß gefangen gelegen war, gebracht und in ein arges, finsteres Gefängniß gesperrt, worin bereits ein Anderer liegt, ein Mörder, mit einer ekelhaften Krankheit befallen.

(Schluß folgt S. 118.)

Eine Hauttracht.

Von

A. Arnold.

Wilde Völker liefern uns, die wir unsere eigene Thorheit uns nicht gerne klar machen wollen, die eklatantesten Beispiele für die unumschränkte Macht der Sitte, des Gebrauchs, indem wir sehen, wie sich die Einzelnen freiwillig den größten Schmerzen unterwerfen, die gräulichsten Operationen an sich vornehmen lassen, nur um einem altherkömmlichen Gebrauche des Stammes gerecht zu werden, oder die eigene Eitelkeit zu befriedigen. Wir dürfen hier nur an die gräßliche Operation der Botokuden in Brasilien erinnern, welche große Holzpflöcke in die Unterlippe und die Ohrlappen stecken, oder an solche Stämme, die ihren Kindern die Köpfe zwischen zwei Brettern spitz drücken, oder die sich in einem gewissen Alter eine Anzahl Zähne herausreißen oder einzelne Fingerglieder abschneiden. Doch hier soll von alle dem nicht die Rede sein, wir beschränken uns bloß auf eine den meisten wilden Völkern eigenthümliche Sitte, das Tätowiren. Nicht alle wilden Völker tätowiren sich jedoch wirklich, viele beschränken sich darauf, allerlei Farben auf die Oberfläche der Haut aufzutragen, wie die meisten Indianerstämme; das eigentliche Tätowiren hat aber ganz den gleichen Zweck, nur daß die Operation nicht wiederholt zu werden braucht, da die in die Haut gegrabenen Zeichnungen nie wieder vergehen. Eitelkeit und Putzsucht sind etwas dem ganzen Menschengeschlechte Gemeinsames, und der Wilde, der gar keine oder wenigstens keine zierlichen Kleidungsstücke zu fertigen versteht, hält sich dafür an den eigenen Körper, den er nach seinem Geschmack möglichst zu verschönern sucht.

Wo die Rauhheit des Klimas den Völkern nicht die Erfindung von Kleidungsstücken aufdrängte, da finden wir überall das Bemalen oder das Tätowiren des Körpers, und man kann sogar behaupten, daß die völlig nackt gehenden Indianerstämme Brasiliens eben auch dadurch, daß sie beinahe jede Bemalung verschmähen, die niedrige Stufe, auf der sie stehen, beurkunden. Kleidungsstücke finden bei solchen Völ-

kern lediglich bloß aus Eitelkeit oder Nachahmungsliebe Eingang, wie überhaupt die Sitte, bekleidet zu gehen, keineswegs aus Zartgefühl entsprungen ist, sondern von klimatischen Verhältnissen diktirt und dann von Geschmack, Kunst, Putzsucht und steigender Bildung weiter kultivirt wurde; unsere Prüderie entstand erst in zweiter Linie, nachdem einmal die Sitte, bekleidet zu gehen, eingeführt war. Soviel ist übrigens sicher, daß die Tätowirung in gewissem Grade die Kleidung ersetzen kann und für einen Europäer die Nacktheit viel weniger anstößig erscheinen läßt. Die Sitte ist jedenfalls uralt, schon Herodot weiß von ihr zu erzählen, und gewiß ist, daß die Thrazier, Pikten und Britannier schon derselben huldigten, und sich namentlich des Mennigs als Färbemittel bedienten. Gegenwärtig ist der Gebrauch am meisten unter den malaischen Stämmen und auf den Südseeinseln vertreten, am stärksten aber auf Neuseeland, wo die intelligente, unter den Wilden hochstehende Bevölkerung das Tätowiren zu einer wirklichen Kunst erhoben hat, und dasselbe sogar auf Lippen und Zunge erstreckt. Mr. Earle, ein englischer Künstler, erzählt von einem neuseeländischen Tätowirkünstler, der sich einen solchen Ruf erworben hatte, daß er, obgleich der Sohn eines Sklaven, beinahe königliche Ehren genoß und große Reichthümer sammelte. Solchen, die er tätowirt hatte, wurde sogar, wenn sie im Kampfe gefallen waren, von ihren Besiegern die tätowirte Haut abgezogen und ausgespannt, damit die geschmackvollen Zeichnungen in der Hütte des Siegers als Gemälde prangen könnten, — ein neuseeländisches Kunstkabinet. Doch um auf die Pro-

Das Tätowiren eines neuseeländischen Häuptlings.

zedur des Tätowirens selbst zu kommen, wollen wir den berühmten Reisenden Dumont d'Urville hören, welcher namentlich die neuseeländischen Sitten genau beobachtete.

„Als ich einen Morgenspaziergang machte," erzählt er, „beobachtete ich den Tätowirkünstler Tawi, welcher einen Häuptling eben unter den Händen hatte und dessen Oberschenkel bearbeitete. Das Werkzeug, dessen er sich bei der mühsamen Operation bediente, war der Flügelknochen einer Taube oder eines wilden Huhns, etwa drei Linien dick, und in der Art an eine etwa vier Zoll lange Handhabe befestigt, daß er mit derselben einen spitzen Winkel bildete. Mit diesem Meißel zog er auf dem Schenkel des unbeweglich Daliegenden allerhand gerade oder gewundene Linien, indem er mit einem etwa einen Fuß langen Holz oben darauf klopfte. Das eine Ende des Holzes war abgeplattet, um mit dieser Art Löffel sogleich das bei jedem Schnitt und Schlag hervordringende Blut zu entfernen; die Spitze des Meißels wurde zuweilen in ein nebenstehendes Gefäß getaucht, welches den mit Wasser gemischten Saft eines Baumes enthielt, der den Linien eine unvergängliche schwarze Farbe verleiht. Diese Operation ist so schmerzhaft, daß sie nicht auf einmal am ganzen Körper vollzogen werden kann, und daß oft Jahre vergehen, bis ein neuseeländischer Häuptling vollständig ausstaffirt ist. Die Operation selbst heißt Moki."

Auf Taiti, wo diese Kunst gleichfalls geübt wird, führt dieselbe den Namen „Tiki", und steht unter dem Schutze einer gleichnamigen mächtigen Gottheit, worüber wir Europäer vielleicht mitleidig lächeln mögen, aber gewiß mit Unrecht, denn der Götze, der uns beherrscht, dessen unsinnigem, geschmacklosem Kultus wir oft Leben und Gesundheit zum Opfer bringen, ist noch viel tyrannischer als die armselige Gottheit der Südsee-Insulaner, und heißt — die Mode.

Tanzweisen und Spiele

aus dem Harze und seiner Umgebung.

Mitgetheilt
von
Heinrich Pröhle.

Holle, holle, hör'!
Wer is vor use Dör?
Dat is wel'n klein Jüngelken,
Kann piepen un kann trümmelken
Un kann ek wol noch mehr.

So lautet ein hübscher Volksreim, den ich am Fuße des Harzes hörte. Er spricht die Freude der Eltern an ihrem Bübchen aus, das mit der Kindertrommel lärmt oder auf Pfeifen und Schalmeien aus dem Baste der Weide musizirt. So musiziren die Kinder im Frühlinge in der Harzgegend um jedes Haus herum. Ja, man möchte sich den Frühling selbst als einen rothbackigen Knaben vorstellen, der um die Bauernhäuser lärmt, trompetet und springt, denn der Frühling ist auf dem Lande die Zeit des Tanzens, Musizirens und Spielens, hauptsächlich bis zur Sonnenwende hin.

Der Frühling kommt. Die Osterzweige werden unter den nassen Büschen im Garten versteckt. Die Konfirmanden sind konfirmirt am Palmsonntage und finden sich am Osterfeste auf dem hochgelegenen Rasen hinter dem Kirchhofe des Dorfes. Da werden Spiele und Ringeltänze unternommen, bei denen Alle sich anfassen und im Kreise drehen. O schöne Zeit, wenn sie der Schule entwachsen und am Osterfeste noch daheim sind, indem ihnen nichts obliegt, als der fleißige Besuch der Kirche selbst am Nachmittage! In der Katechisation der Erwachsenen fragt der Pfarrer noch namentlich nach Jedem von ihnen. Aber der Ringeltanz auf dem Anger ist ihr erster Eintritt in die große Welt. Und der Tanz den die Konfirmanden beginnen, wird fortgesetzt den ganzen Sommer hindurch im Dorfe.

Wir wollen zuerst den Ringeltänzen der Kinder unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Man singt in einiger Entfernung vom östlichen Rande des Harzes:

Ringel, Ringel, Reihe,
Wir sind der Kinder dreie,
Wir treten auf den Hellerbusch
Da geht es immer husch husch husch —
Kiteritki.

In etwas weiterer Entfernung vom Harze fassen die Kinder sich bei den Händen, tanzen im Kreise herum und singen:

Lange, lange Rige (Reihn),
Zwanzig ist 'ne Stiege,
Dreißig ist ein Rosenkranz,
Vierzig ist ein Jungferntanz,
Fünfzig wohl auf der Rige!

Einige Kinderspiele mögen sich hier anreihen, und zwar zuerst das oberharzische Spiel von der Königin mit dem rauhen Pferdeschwanze. Da setzt sich zuerst ein Spieler auf die Erde, die Andern legen ihre Hände auf seinen Kopf, und Einer geht um den Haufen herum und singt:

Kling, Klang, Gloria,
Wer sitzt in diesem Theria?

Darauf singen die Andern:

Eine schöne Königin.
Kann man nicht zu sehen kriegn.

Dann singt der Herumgehende wieder:

Schaht nischt, paht nischt,
Dreimal will we rimmer gahn,
Dritten will we urpen Kopp schlahn,
Dei fall hinner uns hergahn.

Indem er das sagt, schlägt er einen Spieler mit der Hand auf den Kopf, welcher sogleich seine Hände von des Knieenden Kopf hebt und dem Herumgehenden folgt. Das wird so lange fortgesetzt, bis alle Spielenden dem Herumgehenden folgen. Hat kein Spieler mehr die Hand auf des Knieenden Kopf, so fällt dieser wie todt um; dann setzen sich die Andern in eine Reihe und der Herumgehende tritt zu Jedem und spricht: „Kennt se wol midde te Grawe gahn?" (Können Sie wohl mit zu Grabe gehen?) „Ja. Wer is denn todt?" sagt der Angeredete. „Eine schene Königin midden rohen Pärschwanse. Wenn de Glocke bim, bim schleiht, antein (anziehen); wenn de Glocke baum, baum schleiht, kohmen (kommen)." Hat er es Jedem gesagt, so tritt er auf den Spielplatz und ruft: bim, bim. Dann springen die Sitzenden auf, machen solche Bewegungen, als ob sie sich anzögen und sind sie damit fertig, so ruft er baum, baum! Dann eilen sie herbei, laden die Königin auf ihre Schultern, und nun geht es mit ihr fort nach einem Rasenplatze, auf welchem sie dieselbe niederlegen. Darauf springt sie als Gespenst auf, und wen sie dann erhascht, der wird bei der Wiederholung des Spiels Königin. Dieß Spiel wird jedoch nur von Knaben gespielt. Daß die Lage des auf die Schultern Geladenen keine angenehme ist, kann man sich leicht denken.

Ein anderes Spiel ist die norische Brücke. Noricum hieß bei den Römern ein Theil des südwestlichen Deutschlands, und die norische Brücke ist eine Erinnerung an alte Römerbauten, welche sich merkwürdigerweise im Munde unserer Knaben und Mädchen erhalten hat. Zwei Kinder fassen sich in dem Spiele an beiden Händen, doch so, daß ein Raum zwischen ihnen ist. Die andern Spieler fassen sich einander hinten an den Kleidern, treten vor die Beiden und fragen: „Können wir wohl über die norische Brücke kommen?" Sagen diese nun: „Nein, sie ist zerbrochen", so fragen sie: „Wer hat sie zerbrochen?" Die Andern antworten:

Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner schönen Tochter.

Nun gehen sie um die Brücke herum und singen:

Wir wollen sie wieder flicken
Mit Rasten, mit Pasten,
Mit Einerlei, mit Zweierlei.

Haben sie dieß ausgesungen, so treten sie wieder vor Beide und fragen: „Können wir nun wohl über die norische Brücke kommen?" Sagen Beide ja, so geht der Zug unter den Händen durch. Den Letzten fangen sie. Darauf fragen sie den Gefangenen! „Was kriecht?" Antwort: „Maus." „Was fliegt?" „Vogel." „Spuck dreimal aus und lache nicht." Dieß geschieht. Dann fragen sie wieder: „Wo willst Du hin, in die Sonne oder in den Mond?" Der eine der Fragenden heißt natürlich Sonne, der andere Mond. Sagt der Gefangene nun „in den Mond", so tritt er hinter Denjenigen, welcher Mond heißt. Dann geht das Spiel wieder von vorne an.

Ein Spiel der Kinder, bei welchem dieselben einzeln umherlaufen, ist nördlich vom Harze: Vögelken verköpen. Der Verkäufer fragt: Wer pfeift da? Der Käufer antwortet: Ein Käufer! Verkäufer: Was will er? Käufer: Ein Vögelchen! Verkäufer: Was für eins? Käufer: Ein Rothkehlchen! Wie viel kost's? Verkäufer: Fünf Thaler! Käufer: Eins, zwei, drei, vier, fünf. Verkäufer: Vögelchen flieg aus, komm' bald wieder in mein Haus! Der Käufer patscht nun dem Verkäufer fünfmal in die Hände, während das Vögelchen schon bis zu einem bestimmten Orte läuft. Der Käufer muß sich beeilen, daß er es wieder einholt, sonst ist das Vögelchen nicht sein. Der Käufer spricht: Wat krüppt da an de Ehrde? Verkäufer: Ein Würmeken. Käufer: Wat fliegt da in de Luft?

Verkäufer: Ein Vögelken;
Kiek dreimal in de Luft
Un lache nich.
Käufer: Ha, ha, ha, ha, ha!
Verkäufer: Kümmst in de Hölle
Bi'n Dübel!
Harrst'e niche lacht
Sau wörst'e in Himmel
Bi'n Engele.

Ich lasse nun einige Spiele folgen, welche sowohl von Kindern als von Erwachsenen gespielt werden, und in denen die Beziehungen der Geschlechter je nach dem Alter der Spieler hervortreten oder verschwinden.

In einem solchen Spiele fassen auf dem Harze sich Alle an, so daß der Größte obenan steht. Sie kriechen dann einander immer unter den Armen durch, und jedesmal die Durchkriechenden singen:

Krus-Krämschen durch den Busch,
Wir wollen das Hirschlein jagen!

So geht es fort, bis Alle wie ein Knäul aufgewickelt sind. Der Größte, der dann in der Mitte steht, heißt König.

In einem anderen Spiele setzt ein Mädchen sich in die Mitte, hält sich die Augen zu und nimmt dabei einen Pflock in die Hand. Die andern Kinder haben sich angefaßt, gehen um das Kind herum und singen:

Gib mir mal die spanische Piste!
Mein Herz wird sie bald wiederelen!
Mein Herz wird sie bald wiederolen!

Hierauf nimmt einer den Pflock an den Mund und bläst: Tut! Wer in der Mitte sitzt, muß nun rathen, wer geblasen hat, und so lange sitzen bleiben, bis er den Richtigen trifft.

In einem andern Spiele fassen Alle sich an und singen, während sie im Kreise um ein Mädchen, das in der Mitte desselben steht, herumgehen:

Wir traten auf die Kette,
Daß die Kette klang.
Da kam ein schönes Mädchen,
Die so schöne sang.
Wer wird das wohl gewesen sein?
Es wird die Jungfer N. N. sein,
Dreh'n Sie sich mal rum
Und sein Sie nicht so dumm.

Das Mädchen in der Mitte ergreift einen der Mitspielenden, dreht sich mit demselben herum, und dieser stellt sich in die Mitte.

Die eben angeführten Lieder von der Kette, auch von den spanischen Pistolen, hört man von Erwachsenen besonders zu Johanni. Das Johannisfest ist an Spielen ausnehmend reich, und wird natürlich von Alt und Jung im Freien begangen. Es ist die volksthümliche Feier der Sonnenwende. Die Umdrehung der Sonne um die Erde oder der Erde um die Sonne wird dabei von den Kindern dargestellt, welche mit kleinen Tannen in die Häuser gehen, dieselben an den Kronen fassen und sie umdrehen, indem sie außerdem die Tannen umkreisen, was, besonders wenn es von vielen Kindern zugleich ausgeführt wird, einen ganz zauberischen Anblick gewährt. Dabei singen die Kinder:

Ach Tannenbaum, ach Tannenbaum,
Du bist ein grüner Zweig;
Wie grünest du den Winter,
Du schöner Sommerzweig!
Tripp, trapp, Käsenapp,
Heute ist Johannistag.

Aber auch die Erwachsenen feiern auf dem Oberharze den Johannistag lebhaft, wie folgende gedrängte Beschreibung desselben durch einen Bewohner von Zellerfeld lehrt: „Nachdem am Morgen der Gottesdienst besucht und beendigt ist, bereitet man, bei günstiger Witterung, den eigenthümlichen Harzkarneval vor. Auf den meisten Straßen werden haushohe Tannenbäume, geziert mit Blumen, Bändern, Tüchern, bemalten Eiern, Kränzen u. dgl. errichtet, Guirlanden über die Straßen von einem Hause zum andern gezogen, und allerlei anderer Schmuck und Schnickschnack hergestellt!"

Und so sind wir denn bei der schönen Sommerzeit angelangt, in welcher die Kinder sich im Kreise angefaßt herumdrehen, in die Hände klatschen und singen:

Im Sommer, im Sommer,
Da ist die schönste Zeit.
Da geht man spazieren
Mit allen jungen Leut'.
Das Klitschen, das Klatschen,
Das kann man nicht versteh'n,
Da muß man, da muß man
Sich dreimal rummer dreh'n.

Bei den Worten das Klitschen, das Klatschen klatschen die Kinder in die Hände und drehen sich dreimal herum.

Auch die erwachsenen Bursche und Mädchen führen im Sommer noch oft nach altväterlicher Weise ihre herrlichen Tänze im Freien zum Gesange aus. Die zu diesen Tänzen gehörigen Singweisen geben der Lust einen edleren und reineren Ausdruck, als irgend eine andere Musik es könnte. Treuherziger Gesang beherrscht den Tanz, während unsere neuen Walzermelodieen den Tanz in seiner Leidenschaft zum zügellosesten Herrn machen. So haben wir denn sogleich in der ersten Tanzweise, welche wir hier aufführen, eine vollständige Idylle vor uns. Sie lautet:

Wo treff' ich meinen Schäfer an,
Wo werd' ich ihn wohl finden,
Der mir mein Herz verjüngen kann
Wohl unter einer Linden?
Wohl unter einem grünen Busche,
Da ich meinen Schäfer suche!
Schäfer, ihr bleibt stille steh'n,
Mir däucht, ich sollt' ihn kennen.

Der Kreis steht still, und das Mädchen wählt einen Tänzer aus demselben. Dann singt man weiter:

Warum willst Du so von mir geh'n,
Und Dich so von mir trennen?
Darum will ich mich zu Dir wenden
Fasse Dich an beiden Händen.
Und Du wirst desgleichen
Auch mir ein Küßlein reichen!
O, wie glücklich ist die Stund',
Da ich meinen Schäfer fund!

Hier folgt rascher Tanz und Springen.

Ein Spiel mit Tanz im Freien heißt „das Blättchen von der Liebe" und lautet:

Das Blättchen von der Liebe,
Es blühet überall.
Die Andern hab'n 'n schönen Schatz,
Ich habe aber keinen.
Ich will mir einen nehmen dieses Jahr;
Die Jungfer mit dem rothen Rock,
Tritt her zu mir.
Ei, das ist eine schöne Jungfer,
Das sei Dir.
Sie thut mir nichts zu Feinde,
Ja, wiederum ein Zärtchen,
Da hört sie ja hin.

Eine andere Tanzweise lautet:

Seht doch, ach seht doch, wie artig kann scherzen,
Den Einen zu schlagen, den Andern zu herzen,
Den Dritten zu ehren, den Vierten zu hassen,
Den Fünften will ich mit Armen umfassen!
Den ich geschlagen, den will ich wieder lieben,
Es soll sich kein Mensch darüber betrüben! —
Ei, so muß das schöne Paar
Von einander gehen.
Treue, treue liebe mich
Und vergiß das Küssen nicht.

Eine vierte:

Kunterbunt,
Wie lauter bunt,
Wie schön soll ich mich kleiden?
Ich hab' ein wack'res Mädchen hier,
Und das soll von mir scheiden.
Er sprach,
Sie sprach:
Scheiden ist nicht gut,
Stolz ist Dein Muth,
Stolz ist das junge Blut
Das mir gefallen thut,
Das mir gefallen thut.
Hast Du mich denn lieb, mein Kind?
„O ja."
Hast Du mich von Herzen lieb?
„O ja."
Also komm doch her, mein Kind,
Weil ich Dich jetzt wiederfind'.
Bist der Allerschönste mein,
Kannst noch immer bei mir sein.

Eine fünfte:

Machet auf, machet auf den Garten,
Ich will sie herzlich lieben,
Sieh' da, sieh' da, dort ist mein Schatz,
Den ich hab' auserkoren.

Nun adje, ich scheide von Dir,
Nun adje, ich scheide von Dir.
„Ach scheide doch nicht so weit von mir,
Scheiden, das thut weh."
Nun adje, nun adje,
Scheiden, das thut weh

Ein besonders fröhlicher Tanz führte den Namen „Vetter Jucheidom." Man rief bei demselben: „Vetter Jucheidom komm' herfür!" und dabei umfaßte man sich, dann hieß es: „Vetter Jucheidom ist schon da!" Darauf rief Einer, der den Vetter Jucheidom vorstellte: „Forelle, Forelle komm' herfür!" Alle antworteten: „Forelle, Forelle ist schon hier!" Hierauf rief Vetter Jucheidom: „Karpfen, Karpfen komm' herfür!" Dann riefen Alle: „Karpfen, Karpfen ist schon hier!" Jetzt rief Vetter Jucheidom: „Bischen, Bischen komm' herfür!" Hierauf riefen Alle: „Bischen, Bischen ist schon hier!" Darnach rief Vetter Jucheidom: „Hechtkopf, Hechtkopf komm' herfür!" u. s. w.

Sehr volksthümliche Tänze fanden sich bis vor Kurzem auf den Hochzeiten, wie schon folgender muntere Reim andeuten zu wollen scheint:

Tanz, Mädel, tanz!
Der Kukuk hat 'en Schwanz,
Der Kukuk hat 'en bunten Stern,
Tanzet vor der Braut her.

Von den jetzt leider durch moderne Tänze verdrängten Hochzeitstänzen möge hier nur die Beschreibung des Hahnentanzes Platz finden, welcher die Hochzeit eröffnete.

Der Musikmeister ging im Brauthause, auf dem Hofe

Tanzweisen und Spiele im Harze: Die norische Brücke. (S. 102.)

und in den Ställen mit der Klarinette umher. Bald durch's Fenster, bald durch's Deckloch, bald im Stalle, bald in der „Dehle" ahmte er mit diesem Instrument das Gackern der Hühner nach: kakakakadak, kakakakadak. Das dauerte zu Anfang der großen Bauernhochzeiten eine volle halbe Stunde, und endlich schloß die Klarinette mit einem langen ängstlichen Tone, als wenn die Hühnerweihe ein Huhn holte. Dann rief die Gesellschaft, welche sich hin und wieder während des Hahnentanzes mit Hahnenfedern besteckt hatte: „Die Hühnerweihe kommt, will das Huhn holen!"

Wie es an der rheinisch-westphälischen Grenze noch Gegenden gibt, wo der Pfarrer das Brautpaar unter einer Linde auf der Anhöhe erwartet und traut; so ist es in der Gegend von Goslar und Harzburg wenigstens Sitte, daß das Brautpaar, wenn es getraut ist, während des Nachmittags auf einem freien Platze mit den Hochzeitsgästen verschiedene Spiele spielt. Es wird auch ein Ringeltanz gemacht; während desselben und unter der Musik entwischt das junge Ehepaar, ein Jedes nach der entgegengesetzten Seite; nun laufen die Burschen hinter dem jungen Ehemann und die Mädchen hinter der jungen Frau her, um sie wieder zu holen; finden sie dieselben, so müssen sie etwas zum Besten geben, finden sie sie nicht, so müssen die Gäste mit etwas herausrücken. Den zweiten Tag nach der Hochzeit gibt es ein Gericht Sauerkraut, dann weiß ein Jeder, daß die Hochzeit ein Ende hat.

Deutſche Lieder mit Illuſtrationen.

Eine Erinnerung.

Von

Moritz Hartmann.

Mond, der ſtille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlider,
Einer, der nicht ſchlafen kann,
Blickt ſo in die Gaſſen nieder.

Eine lebensloſe Nacht
Ohne Ruh' und ohne Regung,
Eine gottvergeſſ'ne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir;
Denn als Kind aus ferner Weite,
Durch das nächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abseits uns vom Wege lag
Einsam eine alte Mühle;
Mitten durch den nächt'gen Hag
Zog ihr sausendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes:
So, wenn Sommers Tod sich naht,
Tönt der Schrei des Sterbewindes.

Halten ließ die Mutter schnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
„Ist in Nacht solch' Fenster hell,
Ist ein Herz hier um so trüber."

Und sie sah mit trübem Sinn
Lange, lange, ohn' Ermatten
Wie am Fenster her und hin
Wiegend, singend, lief ein Schatten.

Schweigend blickte sie empor
Nach dem regen Schatten immer;
Heimisch waren ihrem Ohr
Solches Lied und solch' Gewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen stiller waren,
Ließ sie erst zur weitern Fahrt
Fürder unsern Karren fahren.

Und ich fragte: „Mutter, sag',
Warum in der Nacht, der kalten
Ließest nach durchreistem Tag
Du so lang die Pferde halten?"

Und sie sprach: „Kennt' ich vorbei
An mir so vertrauten Schmerzen?
Solches Lied und solch' Geschrei
Kennen alle Mutterherzen.

„Aus todkrankem Herzen dringt
Dieses Schreien, will mir scheinen,
Und die Mutter, die da singt,
Möchte lieber weinen, weinen.

„Mit ihr, der's an Trost gebricht,
Mußt' ich hier im Dunklen trauern:
Ach, mein Kind, Du weißt noch nicht,
Wie lang' solche Nächte dauern."

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich fest gedrückt
An ihr Herz, um still zu weinen.

Böses zeugt Böses.

Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg.

(Fortsetzung.)

Etwa eine halbe Stunde später — es mochte halb vier Uhr sein — erschien Lob wiederum auf der Dorfstraße. Er eilte nach dem Hause, aus welchem vorher die Frau gekommen war, öffnete ohne Weiteres leise die Thüre und trat ein. Die Frau war noch munter. Sie saß unmittelbar neben dem Ofen, in welchem das Feuer erloschen war und der nur noch eine geringe Wärme verbreitete. Sie stand nicht auf, sie hielt den Eintretenden für den Gatten, und die Ankunft desselben bereitete ihr dießmal keine Freude, sie nahm nur die grenzenlose Angst, die bis dahin die Brust bedrückt hatte, fort. „Gott sei Dank," rief sie laut, „daß Du da bist; Du darfst nicht wieder mitgehen. Ich habe erschreckliche Angst ausgestanden, die ganze Nacht keine Ruhe finden können und bin auch schon drüben gewesen bei . . ."

Sie hielt inne, stand auf und bewegte sich einige Schritte vorwärts nach der Thüre zu, in welcher Lob bewegungslos stehen geblieben war. Die Frau sah scharf nach der Thüre oder vielmehr nach der Gestalt, die in derselben stand, vermochte aber in dem dunklen Zimmer nur die Umrisse eines Mannes zu erkennen, nicht das Gesicht, nicht das teuflische Lächeln wahrzunehmen, das dasselbe verzerrte. Die Gestalt war ihr fremd, die Ungewißheit ängstigte sie, und das Alleinsein mit einem unbekannten Manne erregte ihr Furcht. Sie vergaß alle Vorsicht und schrie laut auf: „Herr Gott, wer ist denn da?" — „Hol' Dich der Teufel mit Deinem Schreien," entgegnete Lob mit gedämpfter Stimme vortretend. „Ich bin da. Sperre doch Deine Glotzen auf. Du schreist ja, als ob Du das ganze Dorf auf die Beine bringen wolltest." — Die Frau hatte die Stimme erkannt. Sie trat dicht an den Sprecher heran. Sie fürchtete sich nicht mehr, sie zitterte aber vor Angst, vor innerer Bewegung; sie wollte sprechen, aber die Aufregung erstickte jeden Laut. Endlich preßte sie die Worte heraus: „Lob, Du bist's, — wo ist denn Friede?" — „Ich weiß nicht," entgegnete dieser schnell, „wollte eben sehen, ob er da wäre. Wir haben verfluchtes Pech gehabt . . . waren in Prümnitz . . . hatten uns schon durchgearbeitet . . . waren im Hause drin und wollten just einpacken, als der Teufel Lärm machte . . . wir mußten Alles im Stich lassen." — „Und Friede ist gefangen?" schrie das Weib angstvoll. — „Schrei doch nicht so," versetzte Lob, und fügte, als ob er seinen Worten ein größeres Gewicht geben wollte, hinzu: „ich breche Dir den Hals, wenn Du noch einmal aufschreist. Friede ist nicht gefangen, ich habe wenigstens nichts davon gesehen. Wir kamen glücklich aus dem Hause heraus, liefen auch zusammen aus dem Gehöft und trennten uns erst vor dem Dorfe, wo Friede den Weg direkt nach Hausen einschlug, während ich nach dem Holze lief." — Die Frau war ruhiger geworden, aber immer noch nicht beruhigt, sie schien diesen Angaben keinen Glauben zu schenken. „Lob," sagte sie nach einigem Zögern, „Du machst oft Lügen. Du weißt, daß ich Dir nicht Alles glaube. Hast Du jetzt wahr geredet?" — „Straf' mich Gott!" erwiederte dieser betheuernd, „Röse, Du kannst mir glauben, ja, ich habe Dir die reine Wahrheit gesagt, Friede ist nicht gefangen." — „Lob," sagte die Frau, immer noch zweifelnd, „Dir gilt ein Schwur nichts. Du bist schlecht, Du bist durch und durch schlecht. Du hast Friede erst zugesetzt, daß er mitgehen sollte, Du brauchtest einen Helfershelfer und wußtest, daß Friede, daß wir in großer Noth waren, daß wir nichts mehr zu essen hatten, und daß der Hungernde zu Allem zu brauchen ist. Warum," frug die Frau plötzlich einlenkend, „bist Du nicht bei Friede geblieben? warum hast Du ihn allein gehen lassen?"

Auf diese Fragen war Lob nicht vorbereitet, sie kamen ihm unerwartet und versetzten ihn in Verlegenheit, er blieb die Antwort schuldig. Der Frau entging dieß nicht. Ihr Auge hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt, sie stand außerdem dem Lob dicht zur Seite und hatte die Veränderungen in dessen Gesichtszügen wahrnehmen können. Der bereits vorhandene Argwohn hatte dadurch Nahrung erhalten, er war stärker geworden, es fehlte nur noch Klarheit. Die Frau zweifelte nicht mehr daran, daß den Friede ein Unglück betroffen, daß Lob dieß verschuldet habe, und daß dieser nur gekommen sei, um sich rein zu reden, den Verdacht von sich abzulenken. Aber sie hatte durchaus keine Ahnung, in welcher Richtung sie forschen sollte; sie hielt nur fest, daß Friede verrathen, daß er festgenommen sein müsse.

„Lob," sagte sie forschend, als dieser keine Antwort gab, „Du hast gar nichts aufgebracht, kein Stückchen Brod, kein Stückchen Fleisch, keine Kartoffel?" — „Weiß Gott, Röse, gar nichts; wir sind ja gar nicht zum Einpacken gekommen." Diese Antwort wurde rasch, im unmittelbaren Anschluß an die Frage gegeben; man hätte sie deßhalb als richtig annehmen können. Die Frau aber dachte anders, sie fand gerade in diesem Umstande einen Grund mehr, die Wahrheit derselben in Zweifel zu ziehen. Während sie sich den

Anschein gab, als ob sie nur Sinn habe für ihre Sorgen und ihre Leiden, beobachtete sie Lob mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit. „Hunger," sagte sie dabei mehr vor sich hin, „thut erschrecklich wehe. Seit heute Morgen haben wir kein Stückchen Brod im Hause, und heute Mittag haben die Kinder die letzten Kartoffeln gegessen; für mich ist nichts geblieben, ich habe die Kinder nur halb satt machen können, mich hungert entsetzlich. Lob," wendete sie sich zu diesem, „verschaffe Du mir ein Stückchen Brod. Du sollst es wieder erhalten, lass' mich nur heute nicht hungern, erbarme Dich mein. Ich will auch glauben, was Du sagst, will Dir keine Vorwürfe wieder machen, will Alles thun, was Du von mir verlangst. Lob," sagte sie dringender, „gib mir nur ein Stückchen Brod, daß ich meinen Hunger stillen kann, nicht mehr die entsetzliche Leere in meinem Leibe fühle." — Die Frau war weich geworden, sie weinte. Das gedrückte und geängstigte Herz machte sich durch Thränen Luft. Diese Thränen verschafften dem armen Weibe Linderung und erfüllten das starre Herz ihres Gegners mit Erbarmen. — „Röse," versetzte Lob, „heule nicht. Du sollst Brod haben, Du sollst Dich satt essen und Deine Kinder auch, ihr sollt nicht hungern, ich will dafür sorgen. Warte am Fenster, ich bin bald wieder da."

Er verließ eiligst das Haus, ohne eine Erwiederung abzuwarten. Die Frau blieb zurück, sie veränderte ihre Stellung nicht, sie preßte nur die gefalteten Hände fest gegen ihren Kopf und verharrte in tiefem Schweigen. Nach wenigen Minuten wurde sie durch ein leises Pochen am Fenster aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. Sie ging zum Fenster, öffnete dieß und nahm aus den Händen des Lob ein größeres Packet, und außerdem ein ganzes Brod und eine Wurst. Sie nahm das Alles schweigend, ohne Dank zu sagen, in Empfang und legte Alles vor sich auf den Tisch, ohne zu essen. Lange Zeit stand sie vor dem Tische und betrachtete mit thränenfeuchten Augen die darauf gelegten Eßwaaren, während eine trübe, eine sorgenvolle Zukunft vor ihre Seele trat. Endlich sagte sie still vor sich hin: „Das ist Judaslohn, Friede ist verrathen, wir müssen büßen. Lob geht leer aus und hat obenein den Nutzen. Gestern hatte er, wie wir, kein Brod. Wo hat er das da her? Er ist klug, viel klüger als Friede, er hat sich gewiß bei Zeiten aus dem Staube gemacht und Friede fangen lassen. Aber er soll nicht lachen, dafür will ich schon sorgen. Friede darf nicht sprechen, weil er geschworen, weil er einen fürchterlichen Eid geleistet hat; ich habe nichts versprochen, und will und werde daher auch nicht schweigen. Kommt Friede nicht wieder, dann soll auch Lob nicht hier bleiben."

Die Frau suchte ihr ärmliches Lager auf, nicht um zu schlafen, nur um zu ruhen, denn der Geist und der Körper waren todmüde. Nach kurzer Zeit dachte sie nicht mehr an ihre Sorgen und Kümmernisse, ein fester Schlaf hatte auch ihrer geistigen Thätigkeit ein Ziel gesetzt.

V.

Das neue Jahr führte der Schenke zu Hausen eine Menge Gäste zu. Der an dem alten Johann verübte Mord war ein Ereigniß, das in wenigen Tagen sich weit und breit ausgesprochen hatte. Man beachtete nicht die schlechten, unbrauchbaren Wege, auch nicht die empfindliche Kälte, die auf den letzten Schneefall gefolgt war; man wollte in Hausen gewesen sein und den Ort gesehen haben, an welchem eine so entsetzliche That hatte verübt werden können.

In Bezug auf den Mörder gab es nur Eine Stimme. Es mußte der junge Mann sein, der am Sylvesterabend unter so verdächtigen Umständen in der Schenke zu Hausen eingekehrt und dort so geheimnißvoll verschwunden war.

Die Schritte, welche der Untersuchungsrichter gethan hatte, um die Spur desselben aufzufinden und auszumitteln, schienen erfolglos zu bleiben. Niemand wollte ihn später gesehen, Niemand von ihm gehört haben, er war verschwunden.

Das allgemeine Urtheil nahm indessen bald eine andere Richtung. Schon am zweiten Tage nach dem Auffinden der Leiche hatten sich bei dem Untersuchungsrichter eine Menge Leute gemeldet, welche dem alten Johann theils Briefe, theils Gelder, theils Packete zum Transport und zur Ablieferung an die demselben bezeichneten Empfänger übergeben haben wollten, und die sie nunmehr zurückforderten.

Diese Anträge blieben kein Geheimniß. In der Schenke zu Hausen, dem Sammelplatze der Antragsteller, wurde darüber viel gesprochen. Dort war auch ein Verzeichniß der vorgefundenen Gegenstände zu Jedermanns Einsicht ausgelegt. Dasselbe war aber äußerst mangelhaft, nicht speziell genug, um eine Vergleichung mit den übergebenen Sachen anstellen zu können. Außerdem waren darin Gelder und Briefe gar nicht vermerkt. Das Letztere hatte allerdings seinen Grund nicht in einer sorglosen oder flüchtigen Bearbeitung, sondern einfach darin, daß weder Gelder noch Briefe vorgefunden worden waren.

Die Briefe pflegte der alte Johann in einer Ledertasche aufzubewahren. Diese fehlte. Das lose in einer Westentasche vorgefundene Geld hatte nur wenige Groschen betragen, die augenscheinlich nur zur Bestreitung der Bedürfnisse der Reise hatten verwendet werden sollen. Es fehlte also auch das Geld, welches der Ermordete zur Ablieferung erhalten und an sich genommen hatte. Endlich wurden aber auch — und das war das Auffallendste — eine Menge Packete vermißt; es wurden deren viel mehr zurückgefordert, als vorhanden und verzeichnet waren.

Die Zahl der Briefe, der Gelder und der Packete, welche vermißt wurden, war nicht gering; der Umfang und das Gewicht sehr erheblich. Ein Einzelner hatte die Fortschaffung unmöglich ausführen können, es mußten dabei zwei oder noch mehr Menschen thätig gewesen sein.

Der junge Mann, auf welchem der Verdacht lastete, hatte kein Gepäck bei sich gehabt. Er war in Hausen fremd gewesen, Niemand hatte ihn gekannt.

Aus diesen Thatsachen, deren Richtigkeit nicht bezweifelt wurde, bemühte man sich, Schlüsse zu machen, Folgerungen zu ziehen. Man sagte: das Fehlen der Briefe, der Gelder und der Packete läßt unzweifelhaft auf eine Beraubung des Ermordeten schließen. Der Mord ist allem Anscheine nach nur ein Mittel gewesen, welches den Raub möglich gemacht hat, und diesem jedenfalls vorhergegangen. Der Mörder muß mithin auch der Räuber sein. Wenn nun aber — so folgerte man schließlich — ein Mensch allein nicht im Stande gewesen ist, das Objekt des Raubes zu bergen, bei Seite zu schaffen, so ist auch nicht möglich, daß der junge Mann der Räuber sein sollte, denn er hat kein Gepäck bei sich gehabt und, weil er fremd war, in Hausen und der nächsten Umgebung keine Verbindungen, mithin auch keine Genossen haben können. Wenn nun aber dieser junge Mann der Räuber nicht sein kann, so muß er auch an dem Morde unschuldig sein, da Raub und Mord mit einander in unzertrennlicher Verbindung stehen.

Diese Folgerungen waren einfach, und daher recht gut faßlich; ob sie zutreffend waren? das konnte nur das Endresultat der eingeleiteten Untersuchung herausstellen.

Auf die Untersuchung selbst hatten diese Folgerungen zunächst allerdings keinen wesentlichen Einfluß. Es blieb bei den Maßregeln, welche Seitens des Gerichts zur Auffindung und Verfolgung des Unbekannten getroffen waren, und die auf eine dritte Person nicht ausgedehnt werden konnten, da in dieser Beziehung jeder Verdacht, mithin jeder Anhalt fehlte. Aber die Beamten der Sicherheitsbehörde nahmen daraus Veranlassung, den Verbrecher nicht mehr ausschließlich in dem jungen Manne zu suchen, und die Nachforschungen auch auf den Verbleib der fortgekommenen Gegenstände auszudehnen.

Nachdem die Verübung des Verbrechens, soweit dieß irgend hatte geschehen können, festgestellt worden war, beschäftigte sich der Untersuchungsrichter mit der Rückgabe der

vorgefundenen Frachtgüter. Es war dieß ein äußerst mühsames Geschäft. Die wenigsten Packete waren mit einer lesbaren Adresse versehen. Die Briefe fehlten. Absender und Empfänger mußten daher unter Vorlegung der in den verschiedenen Packeten befindlichen Sachen erst ermittelt werden. Noch weit mühsamer war die Feststellung der fortgekommenen Packete und der darin befindlich gewesenen Sachen, weil von diesen eine genaue, alle Einzelnheiten umfassende Beschreibung, die das Auffinden möglich machte, aufgenommen und das Material zu dieser Beschreibung aus dem Gedächtnisse der damit meist wenig begabten Absender gesammelt und zusammengestellt werden mußte.

Alles das wurde in der Schenke zu Hausen verhandelt, weil dort die vorgefundenen Frachtgüter niedergelegt waren. Das Ergebniß des Verhörs, die vorgelegten Fragen und die ertheilten Antworten wurden demnächst aber auch in der Gaststube ausgetauscht und weitläufig besprochen. Es erlangten auf diese Weise auch Unbetheiligte davon Kenntniß. Zu diesen Unbetheiligten gehörte insbesondere der Schulmeister, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Er fand an den Erzählungen, an den lebhaften Schilderungen Derer, die ihr Eigenthum nicht zurückerhalten konnten, die Verluste erleiden mußten, lebhaftes Interesse. Es gewährte ihm Unterhaltung und eine gewisse Befriedigung, wenn er die Rolle des Tröster und abwechselnd die des Berathers bei diesen Gelegenheiten übernehmen und durchführen konnte. An einem solchen Terminstage — es ist der 5. Januar — finden wir ihn in einer lebhaften Unterhaltung mit einer ältlichen Frau.

„Ach, Du meine Güte," sagte diese eben zum neunten oder zehnten Male in großer Betrübniß, „muß gerade mir dieß passiren. Ich habe gedarbt und gespart, um meinen Kindern auch einmal eine Freude zu machen. Und nun muß ich so schändlich um das Meinige kommen." — „Aber gute Frau," erwiedert der Schulmeister beruhigend, „nehmen Sie doch nur Lehre an. Es ist bis jetzt noch nichts verloren. Sie haben ja immer noch Hoffnung, daß Sie Ihre Sachen wieder erhalten." — „Hoffnung?" fiel die Frau ein, „nun freilich, die habe ich, aber auch weiter nichts. Was davon zu halten ist, das wissen Sie, Herr Kantor. Hoffen und Harren . . . ich will nichts weiter sagen." — „Sie können," versetzte der Schulmeister, „mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß Sie die Sachen wieder erhalten. Polizei und Gericht muß dafür sorgen, sonst gäbe es keine Gerechtigkeit im Lande." — „Nein," sagte die Frau in weinerlichem Tone, „daran glaube ich heute noch nicht. Ach, die schönen Sachen; Sie hätten sie nur sehen sollen, das Herz im Leibe lachte Einem. Aber ich sagte es gleich, daß ein Unglück kommen müsse; ich habe das im Voraus gewußt." — „Wie," frug der Schulmeister neugierig aufhorchend, „ist denn das möglich?" — „Das will ich Ihnen sagen, Herr Kantor. Bei dem Einpacken hatte ich Malheur. Das Packet war fix und fertig, geschnürt und gesiegelt, es lag zum Forttragen bereit. Da bemerkte ich zu meinem großen Schrecken, daß ein Schreibebuch mit einem schönen, goldenen Umschlage außen geblieben, nicht mit eingepackt war. Ich mußte das Packet noch einmal öffnen, und dieß eiligst thun, da Johann fort wollte. Zwirn und Bindfaden hielt fest, beides ließ sich nicht zerreißen; ich nahm daher ein Messer zur Hand und begann damit die Naht aufzutrennen, hatte aber kaum einige Schnitte gethan, da rutschte das Messer ab, mir in den Finger und dringt tief in das Fleisch, bis auf den Knochen. Das Blut spritzte und lief sogleich aus der Wunde heraus auf das Packet, auf den Tisch und auch auf das schöne, schöne Buch, dessen eine Ecke im Umsehen roth gefärbt war. Zum Glück kam noch mein Alter herbei gesprungen, der das Buch eiligst fortriß und dann auch sogleich abwischte. Das Blut war aber einmal d'ran gekommen, es ließ sich nicht ganz fortbringen, die eine Seite blieb blutig gefärbt. Ach, Du Herr Jemine, sagte ich da zu meinem Alten, das bedeutet nichts Gutes. Und sehen Sie, so ist's auch gekommen, meine Ahnung ist Wahrheit geworden. Das schöne, schöne Buch. Ich wollte es gar nicht mit fortschicken, aber mein Alter bestand darauf, ich mußte das Buch in das Packet obenauf legen."

Der Schulmeister war dieser Erzählung mit lebhaftem Interesse gefolgt. Er ließ sich sogar das Buch, die Beschaffenheit des Umschlags, das verwendete Papier und die beschmutzte Stelle noch genauer beschreiben, als dieß bereits geschehen war, und wiederholte zuletzt seinen tröstlichen Zuspruch. Er hatte, indem er sich ein vollständiges Bild von diesem Buche verschaffte, keine bestimmte Absicht, er hielt es nur für nicht unwahrscheinlich, daß dasselbe irgendwo zum Vorschein kommen könne, und daß dann dadurch die Entdeckung des Verbrechens möglich sein werde. Dieß war aber, wie gesagt, zuerst nur eine unklare Vorstellung. Je mehr er sich jedoch Mühe gab, darüber nachzudenken, desto zweifelloser und gewisser schien es ihm, daß das Buch aufgefunden werden müsse. Er wollte eben so wenig an ein Verborgenhalten, als an eine Vernichtung desselben glauben. Das Buch war nicht ganz werthlos, es mußte aber für ganz unverdächtig gehalten werden, weil eine Menge gleichartiger Exemplare existirten und der Erwerb eines solchen vorgeschützt werden konnte. Die einzigen Bedenken des Schulmeisters hatten nur Bezug auf den Ort des Auffindens. Er rechnete keineswegs mit Sicherheit darauf, daß dieß Hausen sein werde, und hielt es deßhalb für nöthig, seinen Kollegen in einem weiten Umkreise Mittheilung von seiner Wahrnehmung zu machen.

Nachdem dieß geschehen war, sah er dießmal mit wahrer Ungeduld auf das Ende der Schulferien, welche vor Weihnachten beginnen und sich bis zum siebenten Januar ausdehnen.

Endlich war der so sehnlich erwartete Morgen des achten Januar angebrochen. Die Ungeduld läßt den Schulmeister nicht in der Stube verweilen, er geht hinaus vor die Hausthüre. Es ist ungewöhnlich kalt da draußen, und ein heftiger Nordostwind wirbelt den lockern, feinen Schnee spielend hoch, wirft ihn dann übermüthig nieder, oder trägt ihn fort, weit ab von seiner früheren Lagerstätte. Der Schulmeister beachtet das nicht. Er fühlt keine Kälte, und die Schneemassen, mit welchen er von Zeit zu Zeit überschüttet wird, haben über ihn keine Gewalt. Er scheint für das Alles unempfindlich zu sein, denn er bleibt trotz Kälte und Schnee draußen vor der Thüre und wartet auf die Kinder, die gerade heute nicht zeitig und unregelmäßig sich einfinden.

Einzelne Kinder sind bereits in das Haus eingetreten. Der Schulmeister hat dieselben an sich vorübergehen lassen, den Gruß kurz erwiedert, sonst aber ganz gegen seine Gewohnheit kein Wort mit ihnen gesprochen. Es waren dieß augenscheinlich Kinder begüterter, wohlhabender Eltern, denn sie waren sämmtlich warm und mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet. Und diese Eltern — so meint der Schulmeister — sind nicht verdächtig, sie können das Verbrechen nicht verübt haben, weil sie der besitzenden Klasse zugehören. Allerdings war dieß ein Vorurtheil, aber ein solches, das fast allgemein getheilt wird. Es ist immer ein Vorrecht des Wohlhabenden gewesen und wird es auch für alle Zukunft bleiben, daß ihm von Haus aus die Verübung grober Verbrechen nicht zugemuthet wird, daß namentlich Verbrechen, die gegen das Eigenthum gerichtet sind, und Verbrecher, die eine widerrechtliche Bereicherung haben erzielen wollen, stets außerhalb dieser Klasse gesucht und verfolgt werden.

Nur wenige Minuten fehlen noch bis zum Beginn der Unterrichtsstunde. Die Ungeduld des Schulmeisters steigert sich von Sekunde zu Sekunde. Dieß zeigt sich in seinen Bewegungen. Er sieht häufiger die Dorfstraße entlang und entfernt sich immer weiter von der Thüre seines Hauses, als ob er den noch fehlenden Kindern entgegengehen wolle, nur um sie früher zu erreichen. Während dieser Zeit sind wiederum Kinder nach einer flüchtigen Musterung in das Haus eingetreten; auch sie sind unverdächtig gewesen, bei ihnen ist das Buch nicht gesucht worden.

Endlich verkündet die Glocke auf dem nahen Kirchthurme den Anfang der achten Morgenſtunde. In demſelben Moment erſchienen weit unten auf der Dorfſtraße noch drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, die gleichzeitig in größter Eile das Schulhaus zu erreichen ſuchen. Das müſſen die Kinder ſein, die der Schulmeiſter erwartet, in deren Beſitz er das Buch zu finden hofft, denn kaum hat er dieſelben erblickt, ſo tritt er auf den Flur des Hauſes. Wenige Augenblicke ſpäter treten auch die Kinder dort ein, die zu ihrem großen Erſtaunen ſich nicht nach der Schulſtube begeben dürfen, ſondern ihrem Lehrer in deſſen Wohnzimmer folgen müſſen. Hier werden ihnen die wenigen Bücher, die ſie mitgebracht haben, abgenommen und durchgeſehen. Dabei wird kein Wort geſprochen. Die Kinder erfahren nicht, weßhalb dieß geſchieht, ſie ſehen nur, daß die Durchſicht mit großer Haſt ausgeführt wird, und ihr Lehrer ſich in großer Aufregung befindet.

Das Geſchäft iſt beendigt, das Buch mit dem Blutfleck iſt nicht gefunden, die Kinder haben daſſelbe nicht bei ſich gehabt, der Schulmeiſter hat ſich getäuſcht. Das Fehlſchlagen ſeiner faſt zuverſichtlichen Erwartung bringt den Mann mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt. Auf der einen Seite iſt es ihm lieb, daß er vergeblich geſucht hat, auf der andern Seite bereitet ihm die Enttäuſchung Verdruß. Der Mann iſt leiden-

Böſes zeugt Böſes: Das verdächtige Buch. (S. 110.)

ſchaftlich, was er als Lehrer nicht ſein ſollte, und deßhalb wird der Verdruß bald mächtiger als die Liebe. Mit einem Unbehagen, wie er dieß noch ſelten empfunden hat, betritt er wenige Augenblicke ſpäter die Schulſtube.

Das Gebet iſt geſprochen. Der Schulmeiſter beginnt ſeine Thätigkeit dießmal mit dem Einſammeln der Ferienarbeiten, die, wie ihm bekannt iſt, meiſt in Bücher eingeſchrieben ſind, welche der Weihnachtsmann beſcheert hat. Er kann und will ſich nicht von dem Gedanken losreißen, daß er ſich nicht getäuſcht haben könne, und fordert deßhalb auch jedem Schüler, jeder Schülerin — Knaben und Mädchen ſind in einer Klaſſe vereinigt — einzeln die Arbeit ab. Es iſt ihm dabei gar nicht um die Arbeiten zu thun, er will nur die Bücher ſehen, und jedes Buch, das eine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem geſuchten hat, verſetzt ihn in Aufregung. Die Bücher von den auf den drei erſten Bänken ſitzenden Schülern hat er bereits an ſich genommen, die Schüler der vierten Bank haben ſich erhoben und reichen zu gleicher Zeit die Bücher dar. Er überſieht alle mit einem einzigen Blick und bleibt erſtarrt, bewegungslos ſtehen. In den Händen eines zwölfjährigen Knaben befindet ſich das Buch mit dem goldenen Umſchlage und mit dem verwiſchten Blutflecke in der einen Ecke. Er kann ſich gar nicht irren, alle Merkmale, alle Erkennungszeichen ſind vorhanden, das

Digitized by Google

Buch ist genau so, wie die alte Frau ihm dieß beschrieben hat.

Der Schulmeister sieht das Buch vor sich, und doch macht er keinen Versuch, dasselbe in seinen Besitz zu nehmen. Der Anblick bereitet eben so wenig Genugthuung als Freude, er bereitet nur einen unendlich tiefen Schmerz, der augenblicklich die ganze Brust des Mannes erfüllt. Die fürchterlichen Folgen, die sich an das Auffinden des Buches knüpfen, treten vor die Seele dieses Mannes, verdrängen den Schmerz und erzeugen die widerstreitendsten Empfindungen. In demselben Moment, in welchem er sich entschließt, das Buch nicht zu bemerken, den Fund zu verheimlichen, den Angeber nicht zu machen, und so nicht unmittelbar das Unglück über eine bis dahin unbescholtene, sogar geachtete Familie heraufzubeschwören, in demselben Moment ruft auf der andern Seite das entsetzliche Verbrechen nach Sühne, nach Vergeltung; und indem er sich vornimmt, über seine Wahrnehmung unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, fühlt er gleichzeitig, daß er das Geheimniß nicht bergen, nicht in sich verschließen kann. Mit diesem Bewußtsein kehrt auch die Besonnenheit zurück und alle Unentschiedenheit hat ein Ende. Er streckt seine Hände aus, nimmt das Buch und legt dasselbe, ohne ein Wort zu sagen, zu den übrigen. Aber kaum hat er das gethan, kaum das Buch auf seinen Arm genommen, so muß er aufhören mit dem Einsammeln der Ferienarbeiten. Das Buch mit dem Blutfleck wiegt schwer; die Schuld, die dieses Buch bezeugt, drückt den Arm nieder und macht ihn erzittern. Der Arm kann die Last nicht tragen, wie die Brust zu eng ist, das Geheimniß in sich aufzunehmen.

„Kinder," sagt er, indem er die Bücher auf sein Pult niederlegt, „ich kann heute keine Schule halten, mir ist nicht wohl. Geht nach Hause, kommt morgen wieder." Und die Kinder gehen jubelnd fort, während ihr Lehrer mit einem Herzen voll Weh zurückbleibt. Gegen zehn Uhr verläßt auch er das Haus und das Dorf. Er geht auf dem Wege nach der nächsten Stadt weiter. Und in dieser Stadt hat das Untersuchungsgericht seinen Sitz.

VI.

Etwa zu derselben Zeit, zu welcher der Schulmeister in Hausen das Dorf verließ, geht auch der alte Mann, der Vater des Fritz, von Lingenaetz fort, um den Brief, der am sechsten Januar fertig gemacht worden war, in die Stadt zu tragen und mit der Post weiter befördern zu lassen. Am Tage vorher hatte das nicht geschehen können, das Wetter war zu garstig und an ein Fortkommen gar nicht zu denken gewesen.

Auch heute ist das für den alten Mann von vornherein noch ein schwieriges, ein sehr gewagtes Unternehmen, aber die unendliche Liebe zu seinem Fritz und die ängstlichen Sorgen für dessen Wohl und über sein Verbleiben lassen ihn nicht an die Gefahren denken, welchen er sich aussetzt, indem er die Ausführung dieses Unternehmens beschließt.

Zu Anfang des Weges hat er allerdings scheinbar nur ein Hinderniß zu bekämpfen. Es ist dieß der ungebahnte Weg, der feine, lockere und sandähnliche Schnee, der denselben fußhoch bedeckt und der durchwatet werden muß. Ein zweites, noch viel erheblicheres Hinderniß — der scharfe und heftige Nordostwind — wird bei Antritt der Reise als solches gar nicht erkannt. Denn wenn dieser Wind auch die nicht allzu dichte Kleidung bis auf die Haut durchdringt und den Körper erkaltet, so verfolgt er doch mit dem alten Manne ein und dieselbe Richtung. Allein die Heftigkeit ist so groß, daß der Körper unaufhaltsam vorwärts geschoben wird, daß die alten, steifen Beine nicht nach dem Willen und der Bequemlichkeit ihres Besitzers ausschreiten können, daß sie vielmehr unwiderstehlich vorwärts gehen müssen. Die Bewegungen, die er so zu machen gezwungen ist, sind eilfertig und schon deßhalb äußerst ermüdend. Die verwendbaren Kräfte sind diesen Anstrengungen nicht gewachsen.

Noch ist kaum eine Stunde Weges zurückgelegt, und schon sind die alten Beine müde und lahm; sie wollen stehen bleiben und ausruhen, aber sie haben schon keine Festigkeit mehr, sie erzittern bei dem Widerstande, den sie leisten sollen und nicht leisten können. Der Wind, der hinter dem alten Manne herbraust, ist mächtiger. Die Beine dürfen nicht ruhen, sie müssen vorwärtsschreiten, immer vorwärts, rastlos weiter und immer weiter, bis sie einen Halt und einen Ruhepunkt finden. Aber ein solcher Punkt ist nirgends wahrzunehmen. Es gibt kein Haus, nicht einmal einen Baum; rings herum in großer Ausdehnung sieht das Auge nur eine weite, schneebedeckte Ebene. Der alte Mann fühlt seine Kräfte schwinden und sich schwach werden, und das Bewußtsein seiner Schwäche macht die Ermüdung größer, als sie in Wirklichkeit ist. Er entschließt sich umzukehren, weil er sich sagt, daß er nicht im Stande ist, das Ziel zu erreichen. Aber indem er sich umwendet, das Gesicht dem Winde zukehrt, sieht er auch wieder die Unmöglichkeit ein, gegen den Wind zu kämpfen und die Heimat zu erreichen. Trostlos, verzweifelnd kehrt er zurück und läßt sich von Neuem von dem Winde vorwärts treiben, immer weiter fort von der Heimat. Er weiß es, daß die alten Beine nur noch kurze Zeit den Körper tragen und sich fortbewegen können, aber er will nicht unterliegen, er will das Aeußerste nicht unversucht lassen. Trotz Wind und Kälte wird es dem Manne warm, sogar heiß, der Schweiß dringt in großen, schweren Tropfen unter der Kopfbedeckung hervor, die Tropfen rinnen an den gefurchten Wangen herab und fallen nieder in den kalten, sandigen Schnee. Die Ermattung wird größer und immer größer, das Verlangen nach Ruhe immer lebendiger, immer dringenderes Bedürfniß. Und doch noch immer nirgends ein schützendes Obdach, nirgends ein Gegenstand, an welchem er sich festhalten könnte, um, wenn auch nur auf Augenblicke, nicht von dem Winde fortgetrieben zu werden, um zu verschnaufen und frische Kräfte zu sammeln.

Der alte Mann sieht den gewissen Tod vor Augen. Er kann die Füße nicht mehr hoch heben und forttragen, sich nicht mehr aufrecht erhalten, er ist nunmehr vollständig erschöpft; er will die Augen schließen, um sie nicht wieder zu öffnen, nicht mehr gegen den Tod kämpfen, sich willenlos dem Verderben überlassen; nur einen Blick, den letzten, will er noch um sich werfen, nur einmal noch sehen, ob denn auch wirklich nach keiner Richtung hin Rettung zu suchen und zu finden sei. Und indem er dieß thut, indem er das matte Auge über die weite, weiße Fläche schweifen läßt, bemerkt er vor sich in weiter Ferne eine dunkle Masse. Das Auge bleibt daran haften wie gebannt; es sieht, daß sich die Masse bewegt, daß sie nicht stillsteht, daß sie vorwärts, ihm entgegen kommt, langsam, noch weniger schnell, als der Wind ihn forttreibt. Aber die Entfernung wird immer geringer, darin täuscht er sich nicht, denn nach kurzer Zeit erkennt er mit Sicherheit, daß es ein mit zwei Pferden bespannter Wagen ist, der ihm entgegenkommt.

Er fühlt sich nun nicht mehr allein, nicht mehr verlassen, und dieß Gefühl erzeugt neue Kräfte und macht ihn wieder stark. Er will nicht unterliegen, er will nicht sterben und nimmt den Kampf mit den Elementen von Neuem auf. Seine Kräfte reichen aus, der Wagen ist endlich erreicht.

Es bedarf nur weniger Worte, um dem alten Manne einen Platz zu sichern. Und Platz ist vollauf vorhanden, denn außer dem Fuhrmann befindet sich auf demselben nur eine Person. Diese ist unkenntlich, in Decken eingehüllt, in Stroh förmlich verpackt und schweigsam. Auch der alte Mann, der den Wagen bestiegen und sich gleichfalls mit Stroh umgeben hat, um sich vor der Kälte zu schützen, spricht nicht. Erst ist es die Ermattung, die ihn still macht, und bald darauf der Frost, der auf den durch und durch erhitzten Körper einwirkt.

Langsam und in tiefem Schweigen geht es vorwärts, dem Dorfe Lingenaetz zu, das dem alten Manne auf seine Frage als Reiseziel genannt ist. Kurz vor dem Dorfe bricht

der Fuhrmann das Schweigen. „Lieber Freund," redet er den alten Mann an, „wißt Ihr in Lingenaeh Bescheid?" — „O ja," stammelt dieser vor Frost zitternd, „ich bin da geboren, groß und alt geworden." — „Wollt Ihr mir da wohl sagen, in welchem Theile der alte Heise wohnt?" — „J, der bin ich ja selbst," entgegnet dieser verwundert aufhorchend; „freilich kann ich das sagen. Fahrt nur zu, daß wir bald hin und in die warme Stube kommen, ich kann vor Frost bald nicht mehr bleiben." — „'s hat sich sein Zufahren in diesem Wetter und bei diesem Wege," brummte dieser vor sich hin, dann sagte er laut: „Der arme Kerl, der da hinten liegt, will zu Euch. Er ist krank, und hat ein paar Tage bei uns gelegen; ich glaube gar, 's ist Euer Junge." — „Was?" schrie der Alte auf, „mein Fritz?" Und indem er das sagte, wollte er aufspringen. Aber er konnte sich nicht bewegen, sich nicht aufrichten, die Füße waren erstarrt, der Körper war steif geworden. Er konnte die Gestalt vor sich nicht erreichen, die verhüllende Decke nicht wegnehmen, sich nicht überzeugen, ob darunter sein Fritz verborgen liege; er konnte nur rufen, nur schreien: „Fritz, Fritz, bist Du es denn wirklich? Antworte doch, Fritz, gib nur ein Zeichen, daß Du es bist, daß Du mich hörst, daß Du mich verstehst." Aber Fritz, wenn er es war, antwortete nicht; er gab auch kein Zeichen, er blieb stumm, regungslos.

Den alten Mann überkam eine entsetzliche Angst. Sein Fritz, sein einziger Sohn, sein Alles mußte todt sein, todt ihm gegenüber liegen. Und er konnte sich nicht von der Stelle bewegen, sich keine Ueberzeugung verschaffen, ein Schlaganfall hatte den alten Körper vollständig gelähmt. Eine Viertelstunde, die ihm eine Ewigkeit zu sein dünkt, muß der alte Mann diese furchtbare Angst ertragen, in dieser aufreibenden Erregung verharren.

Endlich bleibt der Wagen stehen. Das Ziel ist erreicht. Aber die Thüre öffnet sich nicht, es kommt Niemand, um Hülfe zu leisten. Die Frau hört schwer. Sie hat weder das Anhalten des Wagens, noch die Rufe des alten Mannes gehört, sie weiß nicht, was draußen vorgeht, was ihrer Schmerzliches wartet. Erst als der Fuhrmann an das Fenster pocht und lauter ruft, wird sie aufmerksam, und mit ihr die Nachbarn, die gleichzeitig herbeieilen, um Hülfe zu leisten. Den alten Heise hat ja Jedermann lieb, ihm will Jeder gern und willig Hülfe leisten.

„Kinder," ruft der alte Mann seinen Freunden, die ihn vom Wagen herabheben wollen, weinend zu, „ich kann noch warten, laßt mich nur liegen; bringt erst den da in's Haus. Aber die Decken nehmt herunter, den Kopf macht frei, daß ich ihn sehe." Und die Decken wurden abgenommen, der Kopf wurde frei. Und der alte Mann erkannte seinen Sohn, obgleich er ihn seit Jahren nicht gesehen hat, obgleich derselbe bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist; und er schreit laut auf: „Mutter, 's ist unser Fritz, aber er ist — todt, er ist..." Thränen ersticken seine Stimme, er kann nicht weiter reden, nicht sagen, daß Fritz eine Leiche und er ein Krüppel ist. Die Nachbarn hoben den leblosen Fritz vom Wagen herab und trugen ihn hinein in das Vaterhaus und in die warme Stube, und wie sie ihn da hinlegten auf das hohe, reinliche Bett, wie die alte Mutter verlangte, da — schlug Fritz die Augen auf, langsam und matt, und ließ sie wieder zufallen, eilig, schnell, als ob sie das Licht nicht zu ertragen vermöchten, oder die Kraft fehle, sie offen zu halten. Fritz war nicht todt. Die Nachbarn schrieen es der schwerhörigen Frau laut in die Ohren und sagten es dann dem alten Manne draußen auf dem Wagen, der über diese Nachricht die eigenen Leiden vergaß.

In dem stillen, friedlichen Hause wurde es von da ab laut, lebendig und unruhig. Vater und Sohn, Beide schwer krank, der Eine besinnungslos, mußten sorgsam gewartet und gepflegt werden. Die alte Mutter konnte das allein nicht thun, sie suchte und fand Hülfe und Unterstützung auf allen Seiten.

Anna, die Tochter des reichen Ortsschulzen, war unermüdlich thätig. Sie kam fast gar nicht nach Hause, half bei Tag und Nacht, wo und wie sie nur konnte, und wenn irgend etwas fehlte, so wußte sie aus den elterlichen Vorräthen Rath zu schaffen. Ihre Augen waren geröthet, sie wurden selten trocken. Anna weinte viel mehr, als die alte Frau; sie gab sich keine Mühe, die Thränen zu unterdrücken, sie gab sich auch keine Mühe, die Thränen zu verbergen, sie überließ sich ganz ihrem Schmerze. Drei Tage und drei Nächte hatte sie bereits mit einer rührenden Hingebung Hülfe geleistet, kein Schlaf ist währenddem in ihre Augen gekommen, sie hat genau und pünktlich nach der Verordnung des Arztes Medizin eingeflößt und den verletzten Kopf und die verletzte Hand verbunden, und ist am Morgen des vierten Tages eben damit beschäftigt, den Verband am Kopfe abzunehmen und zu erneuern, als Fritz, der bis dahin unbeweglich gewesen ist, die Lippen öffnet und leise, fast unverständliche Worte flüstert. Anna beugt sich nieder, sie hält das Ohr dicht an den Mund des Kranken und lauscht. Sie versteht die Worte, die nicht gesprochen, die mehr ausgehaucht werden, und hört Fritz sagen: „Auguste, liebe, gute Auguste, Du bist mein, ich bin Dein . . ." Weiter hört sie nichts, sie will nichts weiter hören; sie zieht die Hände zurück, die beschäftigt waren, den Verband anzulegen; sie vollendet die begonnene Arbeit nicht, sie wendet den Blick ab von dem armen, kranken Menschen; sie hört auch auf zu weinen; die Quelle, aus der sie die Thränen geschöpft hat, ist mit einem Male versiegt; sie geht fort von dem Bett und verläßt das Zimmer und das Haus, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Sie spricht kein Wort. Es erfährt kein Mensch, warum sie den Verband nicht vollendet hat, weßhalb sie fortgeht, weßhalb sie nicht wieder zurückkehren will. Erst lange Zeit später hat sie darüber gesprochen.

Als Anna eintritt in die Stube ihrer Eltern, findet sie darin die Gemeindeältesten anwesend und den Vater im Begriff, diesen eine so eben erhaltene Verfügung des Gerichts vorzulesen. „In der Neujahrsnacht," so hört sie lesen, „ist bei dem Dorfe Hausen auf öffentlicher Landstraße ein entsetzliches Verbrechen, ein Mord verübt worden. Der That ist ein junger Mann verdächtig, der am Sylvesterabend in der Schenke zu Hausen eingekehrt ist und in der darauffolgenden Nacht sich von dort heimlich entfernt hat. Der Mann war etwa zwanzig Jahre alt, hatte langes, dunkles Haar, einen schwachen Schnurrbart und war am Kopf und an der linken Hand . . ." — „Herr Gott!" schreit Anna, auf die bis dahin Niemand geachtet hat, und unterbricht damit das Weiterlesen, „das ist ja Fritz Heise. Der ist am Kopfe verwundet und an der linken Hand, der hat langes, schwarzes Haar und ein kleines Bärtchen. Das trifft Alles bis in's Kleinste, da ist gar kein Zweifel. Geht hinüber zu Heise's und seht nach, ihr werdet den Mörder finden."

Sie sagt das Alles langsam, ohne sichtbar erregt zu sein, als ob es sich um den gleichgültigsten Nachweis gehandelt. Und doch hat sie gehört, daß dieser junge Mann eines Mordes verdächtig gehalten wird, daß er ein Mörder sein soll. Und doch weiß sie, daß ihr Vater der Richter des Ortes ist und als solcher kein Unrecht unterdrücken, keine strafbare Handlung verheimlichen darf, daß er von Allem, was in dieser Beziehung zu seiner Kenntniß kommt, Anzeige zu machen verpflichtet ist, daß er nie seine Pflicht verabsäumt hat, und sie auch dießmal erfüllen wird. Sie weiß das Alles, und dennoch gibt sie unaufgefordert den Nachweis. Wenige Minuten früher würde Anna nichts gewußt, und wenn auch das, sie würde nichts gesagt haben. Sie war ein eigenwilliges Mädchen; ihr Eigenwille war bitter gekränkt worden, und diese Kränkung hatte alle Theilnahme, jedes Mitleid und jede Zuneigung, kurz alle Liebe mit einem Mal erkalten und absterben lassen. Wenige Minuten früher hätte Anna für den Jugendfreund noch die größten Opfer gebracht, jetzt würde sie die Hand nicht hoch gehoben haben, selbst wenn sie dadurch den Tod von ihm hätte abwenden können.

Nach einer kurzen Berathung beschließen die Gemeinde-

Kinder. Lebt Ali so froh zu hoffen, wie 1855 wenige Monate vor seinem Tode? Er hatte sich damals verheiratet. Nach Ansicht seiner Ex. war Zweifelsucht in ihm kein Platz. Mädchen, nur kein Weib hat jungen Ehemann. Ein Zeichen dafür ist, daß Ali sich nicht mehr um Politik kümmert, daß Ali sich jetzt für gänzlich Neutral, und er hat recht, neutralisiert. Ali ist ein Mann, der Ruhe will.

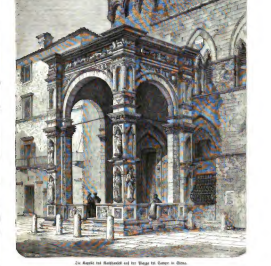
Aber Ruhe war ihnen bei den Pforte, dem alten, von glänzenden Fenster umgebenden, weltberühmten Palast, nicht beschieden. Ali Pascha, der Großvezier, der Mann, der Ruhe will, der Ruhe hat, der Ruhe braucht, aber in diesem noch gefährlich mit zum Kampfe gezwungen, dem Ruhen klagt man an einem schönen Tage. Ich bin Mohammedaner, Ali ist ein Mann, der Ruhe will, der Ruhe hat, der Ruhe braucht, aber nicht Ruhe. Und Mohammed sah Ali schlafen.

Ein altes Buch hat der Mohammedaner, und das Evangelium ist ihnen unbekannt. Ich habe es nun ihnen gebracht, und ich habe es ihnen gedeutet, und in ihren Erklärungen, in ihrer Auffassung von Gott und seinen Wunderthaten hat Ali gefunden Gleichnis, von seinem Mitschlafen bis zu seinem ewigen Schlafen. Und Ali hat gesagt: Ich will auch wachen, ich will auch beten, ich will auch Gott suchen, wie Christen. Und Mohammed sah Ali schlafen.

Ali Pascha. (Nach einer Photographie.)

Ich will auch Gott suchen, wie Christen. Ali schläft so ruhig, daß der Tod, der Bote, dem Gerufe, sein Amen zu ihm will sein machen dann nun der Schlaf, der sein ewiger Schlaf ist

im Jahr einer guten Ernte, welche dann 1533 auch wirklich auch der schönsten Ernte hervorbrachte, welche man noch einen Weinherbst nennt. Die Weinlese hat in Ofen und Umgebung 3 Wochen gedauert, Jedes Fuder, behauptet man, Jedesmal Grabenlese und Gerlese waren der Weinbau der Ofen-Pester Gegend.



Die Kapelle und Marienbild auf der Burge bei Ofen n. Ofen.

berühmterste, in Ofen für den ein Marienbild der Burgkapelle, in der Ofenburg, in der Hauptstadt Ungarns, in der Hauptstadt eines im Königreich und von Ofen, welches man in den meisten katholischen Ländern kennt. Die Marien-Kapelle auf der Burge Ofen hatte man hier

in großer Wallfahrtsort berühmt. Als der türkischen Eroberung Ofen 1541 Sultan Soliman II. Ofen eroberte, ließ er die Kapelle in Ofen bei Lebensstrafe niederreißen, gegen 1686 Ofen in dem Moscheen. Eine zerstörte Marienkapelle stehe bei ungefähr noch. Ich ist auch der Thurm von dem Ofen

das Mittelalter lebendig vor sich. Auf der einen Seite erhebt sich der Palast der Republik, zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus Stein und Ziegeln erbaut mit seinen Spitzbogenfenstern, seinen burgartigen Zinnen, seinem schlank in die Lüfte steigenden Thurme und der offenen am Fuße angebauten Kapelle. Rings herum zeigen sich eine Menge anderer Gebäude und Paläste aus Stein, Backstein und gemischtem Materiale, deren mittelalterliche Restanten mit ihren Viereckthürmen den Gesammteindruck des Platzes um so merkwürdiger machen. Die Piazza del Campo, ein großer Zirkus, der Zeuge so vieler blutiger Szenen und prachtvoller Feste, wo jedes Jahr die Wettrennen stattfinden, welche an Grauenhaftigkeit mit den Stiergefechten von Spanien sich messen können, — diese Piazza ist so kolossal, daß man sich über die Dimensionen der kleinen Kapelle täuscht, welche sich an den Palazzo della Republica schmiegt und mich immer wieder durch ihre anmuthigen Formen, durch die Eleganz ihrer ganzen Bauweise fesselte. Dieses kleine Juwel der Frührenaissance ist ein Werk des zu Siena geborenen und ansässigen Francesco di Georgio, jenes vielseitigen Meisters, welcher der Welt zumeist als Kriegsbaumeister des Urbinerherzogs bekannt ist. Von jenen Rennen, welche auf dem muschelförmigen vertieften Platze gehalten werden, erzählen wir ein andermal.

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

1.

Charakteristik der einzelnen Stadttheile und ihrer vorherrschenden Einwohner-Elemente. Die Wohnungen des Reichthums. (Staffordhouse.)

London, dieses moderne Babel, dehnt sich über einen ungeheuren Flächenraum aus, von dem man sich eine annähernde Idee machen wird, wenn ich die über jeden Zweifel erhabene Thatsache hier anführe, daß ein guter Fußgänger, der genau die kürzesten Wege kennt, mindestens drei Stunden bedarf, um von einem Ende der Riesenstadt zum andern zu gelangen, also z. B. von New-Croß nach Highgate oder von South-Kensington nach Hackney, Punkte, die zu London gehören, und über die hinaus selbst noch Straßen, Squares (freie Plätze) und Häuser in Menge sind, die als zu London gehörend betrachtet werden. Ja, wir können noch weiter gehen, wenn wir Greenwich, Deptford, Woolwich u. s. w., deren jede eine besondere Stadt bildet, ebenfalls als zu London gehörend betrachten; und wir können dieß mit Recht, indem die Straßen- und Häuserverlängerung eine ununterbrochene ist. So würden bequem aus den oben erwähnten drei Stunden sich fünf machen lassen, bevor man, immer in der gleichen Richtung vorwärts gehend, vom freien Felde, das London südlich einschließt, bis zu demjenigen gelangt, wo nördlich das Häusermeer ein Ende hat.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche Stadt die entgegengesetztesten Elemente menschlicher Gesellschaft in sich schließen muß, und keine andere Stadt der Welt bietet dem Beobachter menschlicher Schwächen und menschlicher Degradation das reiche Material, das jeder Tag ihm hier gewährt. Ich nehme selbst Paris nicht aus, wo jedenfalls die individuelle Freiheit nicht existirt, welche — zum größten Theil wenigstens — hier als die Ursache moralischer Gesunkenheit, schrecklichen, moralischen Elends und der scheußlichsten Verbrechen zu betrachten ist.

Nirgends wie hier sind unbegrenzter Reichthum und bittere, schreckliche Armuth Nachbarn, oft Hausnachbarn, und nirgends mehr als hier machen die sozialen Mißverhältnisse den Schritt von der Tugend zum Laster leichter, und bieten sie die Verlockungen, die dem letzteren den Sieg über seine Opfer unschwer machen.

Zum besseren Verständniß vieler der nachfolgenden Szenen, die der Natur und dem täglichen Leben entnommen sind, möge der Leser uns vor Allem eine kurze, charakteristische Schilderung der verschiedenen Stadttheile (oder eigentlich Städte) gönnen, die in ihrer Gesammtheit London bilden. — Die Themse theilt London in zwei ungleiche Massen, deren größere nördliche ganz in der Grafschaft Middlesex liegt, und deren südliche durch die Grenze der Grafschaften Kent und Surrey wiederum in zwei ungleiche Hälften getheilt ist. Im Zentrum Londons liegen die City und Westminster; erstere der Sitz des Welthandels und letzteres die Residenz des Hofes, der Aristokratie und der gesunkensten Verbrecher. Je mehr der Wanderer nach Westen vordringt, desto anständiger und fashionabler erscheint ihm London; je weiter er in der Richtung der City, also nach Osten hinaus seine Schritte lenkt, je mehr begegnet er den Wohnungen des Elends, den Höhlen des Lasters und Verbrechens. Derselbe Gegensatz, nur in etwas weniger auffallend, nicht so scharf markirt, zeigt sich zwischen dem eleganteren Norden und dem ungesunderen und deßhalb mehr dem Proletariat und den großen Fabriken und Industrie-Werkstätten überlassenen Süden.

Die Postverwaltung hat London in Postbezirke eingetheilt, die durch ihre Anfangsbuchstaben auf Briefen bemerkt, die schnelle Ausgabe derselben erleichtern. Diese Postbezirke sind ein bequemer Wegweiser für die Charakteristik londoner Ansichten und Vorurtheile; ich führe sie deßhalb an. E. C. (Ost-Centralbezirk) läßt in der Regel den Empfänger des Briefes als einen Geschäftsmann erkennen, indem die ganze City in diesem Bezirke liegt; W. C. (West-Central) ist zweideutig; E. (Ost) reicher Fabrikbesitzer, Schiffsbauer, Seemann, Dieb, Armuth; W. (West) Aristokratie, Beamtenwelt, Privatwohnungen reicher Kaufleute und Banquiers, Klubs, hohe Behörden, Künstler u. s. w.; N. (Nord) und N. W. (Nord-West) Rentiers, Beamte, City-Kaufleute (Privatwohnung), Offiziere, anständige und vermögende Wittwen, Pensionäre u. s. w.; N. E. (Nord-Ost) ist sehr zweideutig und gemischt; S. E. (Süd-Ost), nahe London-Bridge, Pöbel und Verbrecher, mehr nach außenhin anständige Bürger, Commis, Arbeiter; S. (Süd) sehr gemischt, doch nicht als fashionable angesehen; S. W. (Süd-West) sehr anständig. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der echte Engländer großes Gewicht auf diese Post-Initialen legt; nach ihnen bemißt er entschieden die soziale Stellung Desjenigen, der an ihn schreibt, und man kann in hundert Fällen es neunzigmal als gewiß ansehen, daß ein englischer Aristokrat oder bedeutender Geschäftsmann, Künstler, Geistlicher u. s. w. von einer Adresse keine Notiz nehmen wird, die im E., S., S. E. oder N. E.-Bezirk zu suchen sein würde, ausgenommen es handle sich um eine reine Geschäftssache, oder der betreffende Briefschreiber sei dem Empfänger genügend bekannt.

Je mehr man vom Zentrum Londons aus, d. h. von dem Punkte, wo City und Westminster zusammenstoßen, nach Südwesten, Westen, Nord-Westen oder Norden vorschreitet, desto breiter werden die Straßen, desto eleganter und häufiger die Squares, desto reinlicher, frischer und einladender die Umgebungen. Mit wenigen Ausnahmen ist das Gegentheil hievon nach den andern Richtungen hin der Fall. Enge, sich krümmende und windende Straßen und Gassen, Sackgassen, dunkle, finster und unheimlich erscheinende Winkel, schmutzige Wege, Haufen von Unrath, eine oft über alle Begriffe unreine und übelriechende Atmosphäre, der die dicke Luftschichte, welche über diesen Theilen Londons beständig lagert, den Abzug wehrt, schmutzige Häuser, mit dicken Staublagen bedeckte Fenster, oft Menschen, deren Anblick Ekel erregt; Krüppel und Gebrechliche, die ihr Elend zur Schau tragen, um Mitleid zu erregen; rohe, mitunter halbnackte irländische Weiber, brutale Matrosen, gesunkene Dirnen, und zu diesem Allem das nicht endende Schreien, Lärmen, Musiziren, Singen, das unaufhörliche Wagengerassel; hier ein

Straßenkrawall, der mit blutigen Köpfen endet, dort eine Bande Betrunkener, die die Polizei zu arretiren im Begriff, und für die der über alle Idee rohe englische Pöbel Partei nimmt; Lebensgefahr bei jedem Schritt, in jeder Minute, sei es von der Hand eines londoner Banditen oder von dem wahrhaft unsinnigen Fahren, von dem Einsturz eines Gerüstes oder eines ganzen Hauses, einer Gas-Explosion oder des Versinkens der Granitquadern, auf denen man geht — Alles das ist wiederholt und wiederholt dagewesen, und wird sich wiederholen so lange London steht.

Und in dieser Riesenstadt kann man jetzt schon kaum einen zehn Minuten langen Gang unternehmen, ohne unter oder über einer Eisenbahn zu passiren; und dieses Eisennetz, diesen Schienengürtel, den man um und über London gespannt, werden wir im Zeitraum eines Jahres ziemlich verdoppelt sehen. Durch ihn sind die Entfernungen für die besitzende Klasse auf ein Nichts reduzirt; er bringt den gut salarirten City-Commis aus dem entlegenen Camberwall, Hackney, Paddington oder Islington pünktlich zur Comptoirstunde nach seiner Office, den reichen Banquier und Großhändler um ein Uhr zur Börse oder nach seinem Privatkabinet, nachdem er den vorhergehenden Abend und die Nacht im Schooße seiner Familie, auf seinem oft Hunderte (englischer) Meilen entlegenen Landsitze zugebracht hat. Doch auch der Dieb, der Verbrecher wechselt durch die zahllosen Eisenbahnen schnell den Schauplatz seiner nächtlichen Thätigkeit mit seinem komfortablen Hause in einem entlegenen Distrikt. Pässe gibt es nicht, die Polizeikontrole kann nur im Falle der Evidenz zur Thätigkeit schreiten, und wo hier kein Zeuge ist, da schlägt der Richter das Gesetzbuch zu und entläßt den Angeklagten ganz artig und höflich.

Die hauptsächlichsten Stadttheile Londons nächst der City und Westminster sind: Pimlico, Chelsea und Brompton im Süd-Westen, Marylebone, Mayfair, Paddington und Bayswater im Westen; Kentish-Town, Camden-Town, Highgate und Hampstead im Nordwesten; Holborn, Clerkenwell, Islington, Barnsbury und Somers-Town im Norden; Dalston, Clapton, Hoxton, Hackney und Bethnal-Green im Nord-Osten; Shoreditch, Whitechapel, Bow-Mile-End, Stepney und Blackwall im Osten; the Borough, Rotherhithe, Southwark, Surrey und Peckham im Süd-Osten; endlich Brixton, Camberwell, Battersea und Lambeth im Süden. Es gibt Engländer, sowie seit langen Jahren hier wohnende Ausländer, die das Studium Londons sich zu einer Art von Lebensaufgabe gemacht haben und behaupten, daß man einem jeden der soeben nummerirten Stadttheile seine bestimmte soziale Einwohnerklasse nachweisen könne, die ihm einen speziellen Typus verleihe. Ich halte dieß für zu weit gegangen in Bezug auf alle, wenngleich ich zugebe, daß es auf einige anwendbar sein mag; als z. B. Mayfair entschieden für die nicht überreiche Aristokratie, Bayswater für die City-Kaufleute, Camberwell für die wohlhabenden Deutschen, Islington für Beamten- und Commis-Familien und den gut bezahlten Arbeiterstand, Brompton und Chelsea für Künstler und Gelehrte, Lambeth, Rotherhithe, Stepney und Whitechapel für Diebe, letzteres auch für arbeits- und geldlose Deutsche, Peckham, Brixton und Dalston für Handwerker, die nach City und Westend zur Arbeit gehen u. s. w.; doch eine bestimmte Grenze läßt sich hier eben nicht ziehen, indem — die rein aristokratischen Viertel ausgenommen — mehr oder weniger Mischung überall vorhanden ist.

Ich muß, bevor ich zu meiner Hauptaufgabe, der Schilderung des Lebens und Treibens der unteren Volksklassen, schreite, wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Wohnungen des Reichthums werfen, um den Kontrast um so schärfer hervortreten zu lassen. Man erwarte jedoch nicht die Beschreibung glänzender Hotels und Paläste, wie die kontinentale Aristokratie in den verschiedenen Residenzstädten, namentlich in Paris, sie aufzuweisen hat. Etwa fünf oder sechs von außen einigermaßen imponirende Adelswohnungen lassen sich in London auffinden, der Rest verschwindet in langen Häuserreihen, deren eines dem andern genau gleicht, und die nicht die mindeste architektonische Zier, nicht den leisesten Geschmack bekunden. Desto prachtvoller und luxuriöser sind sie fast ohne Ausnahme im Innern ausgestattet. Großartigkeit seiner Wohnungen im Aeußern entfaltet der englische Adel in London nicht, nur auf seinen Landsitzen findet man sie. Von den in London nennenswerthen Adelspalästen halte ich nur drei der Erwähnung werth, nämlich Staffordhouse (Herzog von Sutherland), Aspleyhouse (Herzog von Wellington) und das noch im Bau begriffene Palais des Herzogs von Bucclench. Was nun die innere Ausstattung dieser Adelswohnungen, was das Privat- und Gesellschaftsleben der englischen Aristokratie während der kurzen Zeit der „Season", die ihre Mitglieder in London zubringen, betrifft, so sind das Dinge, die nicht in diese Skizzen gehören. Was ich im Folgenden erzählen werde, ist Thatsache, und mein Bericht in allen Fällen die treue Schilderung von Ereignissen, deren Augenzeuge ich war. Nur das will ich schließlich noch hier erwähnen, daß in den Stadtwohnungen der meisten Familien der englischen Aristokratie eine Verschwendung in Pracht, Luxus und Gediegenheit herrscht, wie manche gekrönte Häupter solche nicht aufzuweisen vermögen. Der Reichthum der herrlichsten exotischen Gewächse, die kostbaren Draperieen, die massiven goldenen und silbernen Familienservice, die über alle Begriffe reichen Möbel, prachtvollen Teppiche, die ausgesuchten Delikatessen, zu denen alle Welttheile um die Wette ihre Kontingente stellen müssen, die excellente Musik, die glänzende Gesellschaft an sich, und schließlich das Heer dienstbarer Geister in Gestalt riesiger Lakaien und zwergähnlicher Grooms und Pagen — das Alles sind täglich und in Hunderten solcher Häuser zu gleicher Zeit vorkommende Dinge, für die man schließlich das Interesse verliert, und deren stereotype Aufzählung in den öffentlichen Blättern man endlich gelangweilt überschlägt.

2.

Die Wohnungen der Armuth und des Elends. — Bethnal-Green. — Die Armenhäuser (workhouses) und deren Beamte.

In welchem Theile Londons man sich auch befinden mag, man wird nie weit zu gehen haben, um vor einer Behausung der Armuth zu stehen; um zu einem Aufenthalt des Elends zu gelangen, bedarf es der Reise nach einem bestimmten Stadtviertel, z. B. Bethnal-Green. Den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen wird der Leser bald kennen lernen.

Statistiker, moderne Romantiker und schriftstellernde Philanthropen haben sich die wenig lohnende Mühe gegeben, die Armuth Londons regelrecht zu klassifiziren, je nach den Nationalitäten, der Religion, den Existenzmitteln, den ursprünglichen Ursachen der Verarmung und den fortdauernden. Lassen wir alle diese gelehrten Forschungen bei Seite, die das Elend in nichts hindern, und führen wir dem Leser ein Bild vor Augen, das besser als statistische Tabellen und Klassifikationen die Sache veranschaulichen wird.

Wir haben so eben eine der prunkvollsten Straßen Londons verlassen, Regentstreet, und wenden uns westlich in der Richtung nach dem exklusiv aristokratischen Theile der Stadt. Die Entfernung von Regentstreet nach Grosvenor oder Berkeleysquare und den beiden zunächstliegenden Straßen, die von der fashionablen Welt bewohnt sind, ist sehr unbedeutend; doch zwischen den beiden Punkten ist Platz genug für die Wohnungen der Armuth. Wenden wir uns nach Osten, in der Richtung nach Goldensquare, so haben wir ein unentwirrbar scheinendes Labyrinth von Gassen und Gäßchen vor uns, in denen ebenfalls die bitterste Armuth ihren Wohnsitz in nächster Nähe des üppigsten Reichthums aufgeschlagen hat.

Viele der hier herum wohnenden Armen sind Ausländer, meist Franzosen, Spanier, Italiener, Russen oder Polen. Die

Häuser haben meist das Aussehen gewöhnlicher Bürgerhäuser, d. h. eines gleicht genau dem andern; die Fenster sind oft sorgfältig verhängt mit weißen oder dunklen Rouleaux, die Hausthüre ist, wie überall in England, stets verschlossen. „Das Haus hat nicht das Ansehen, als ob Armuth, Mangel und Jammer darin hausen," sagte ein deutscher Freund, der eben in London angelangt war, zu mir, als ich ihm erzählte, daß ich darin ein Bild des Elends vor Augen gehabt, das ich nie vergessen würde. Und doch war es so. Ein französischer Arzt bewohnte ein Zimmer der zweiten Etage mit seiner Frau. In diesem Zimmer befand sich nicht ein Stück Mobiliar, nicht ein Stuhl, kein Bett — nichts als die Wände und die Dielen. In einem Winkel sorgfältig zusammengekehrt und mit einem großen Stück alter Packleinwand bedeckt lag ein Haufen Hobelspäne — das war das Bett. Zur Nacht wurden sie ausgebreitet und die alte Packleinwand ward darauf gelegt, und auf diesem Lager vergaßen und verschliefen die zwei Personen, welche andere Tage gesehen hatten, das Leid, den Hunger; in diesem kahlen Zimmer wohnten sie Jahr und Tag, bis eines Tages Beide vor dem Polizeirichter standen und zum Gefängniß verurtheilt wurden wegen Diebstahls, zu dem schließlich die bitterste Entbehrung sie getrieben. Und von Außen sahen Haus und Fenster ganz respektabel aus: Thürgriffe und Klopfer von Messing waren spiegelblank polirt und Vorhänge an jedem Fenster. Doch die Erlebnisse und Schicksale dieses französischen Arztes, und namentlich die seiner Frau könnten Stoff zu einem dickbändigen sozialen Roman liefern, wenn sie unter die Feder eines Dickens oder Reynolds fielen. Ich schreite jetzt an dem Hause vorüber und denke: das war auch eine jener mysteriösen Existenzen, die London so zahlreich aufzuweisen hat, wo heute das Gold im Ueberfluß vorhanden und morgen der Kupferpenny fehlt, um ein Talglicht zu kaufen. — „Doch der englische Arme?" fragt der Leser, „der londoner Arme?..."

Der fremde, ausländische Arme ist die Konsequenz der Gastfreundschaft, die die englische Konstitution einem Jeden gewährt, der sie beansprucht, gleichviel wer er sei und von wo er komme. Seine Zahl ist Legion. — Der einheimische Arme ist das Resultat der scheinbaren individuellen Freiheit, welche die englische Geburts- und Geldaristokratie dem englischen Proletariat läßt und nie verfehlt, recht hoch anzurechnen; die hauptsächlich darin besteht, daß der Arme, ohne im Geringsten von der Polizei inkommodirt zu werden, in seinen Häusern leben, wirthschaften, verhungern und erforderlichen Falles sich gegenseitig tödtliche Faustschläge und Messerstiche versetzen kann. Nur muß er den Begüterten in Ruhe lassen; nur muß er von dem Arbeitgeber, der ihm zwanzig Jahre Arbeit gab, nicht verlangen, nun auch im einundzwanzigsten mit Sicherheit Arbeit und somit Brod für sich und die Seinen zu erhalten; nur muß er ohne Aufsehen, ohne zu viel Geschrei Hungers sterben.

Die letzten Worte thun zur Genüge dar, aus welcher Klasse der Gesellschaft die londoner Armuth sich rekrutirt: aus der des bedingungsweise beschäftigten Arbeiters hauptsächlich, d. h. aus denjenigen Personen, deren Broderwerb von Umständen und Verhältnissen abhängig ist, die heute viel verdienen und morgen nicht wissen, woher das tägliche Brod nehmen. Diese Klasse des englischen Arbeiters gleicht der Heuschrecke in der Fabel: sie ißt und trinkt gut, so lange der Verdienst die Taschen füllt, ohne an die unfehlbar folgende Dürre und den Ausfall des Verdienstes zu denken.

Solche Arme, für die ein Tag des Wohllebens ein periodisch wiederkehrendes Ereigniß ist, wohnen über ganz London zerstreut, oft in Häusern für sich allein, oft in getheilten Häusern und oft zu vielen Familien unter einem Dache. Eine Plage ist es für jede ruhige und anständige Familie, eine solche Gesellschaft über oder neben sich zu haben, indem das stets keifende Weib, die nie ordentlich gesättigten Kinder und der vergeblich sich um Broderwerb bemühende oder auch den letzten Penny rücksichtslos vertrinkende Mann unter allen Umständen eine wenig wünschenswerthe und jedenfalls höchst unruhige Nachbarschaft bilden; und es ist durchaus nichts Seltenes, daß eine ganz respektable Familie, die eine zweite Etage in einem durchaus anständigen Hause bewohnt, plötzlich eine derartige Gesellschaft als Nachbarn erhält.

Es gibt viele Straßen und Gassen in London, die fast ausschließlich von dieser Klasse von Armen bewohnt sind, und solche Straßen sind in allen Theilen der Stadt, ausgenommen den ganz neu angebauten, zu finden. Die Unreinlichkeit der Engländer dieser Kategorie spottet jeder Beschreibung, und bildet im Verein mit der schrecklichen Atmosphäre, die in ihren Häusern nicht allein, sondern meist in den ganzen Quartieren herrscht, das Hauptelement der Typhusfieber, die oft so zahlreiche Opfer in London fordern. Niedrige, dumpfe und jeder Ventilation entbehrende Zimmer, gewöhnlich im traurigsten baulichen Zustande, selten Höfe hinter den Häusern, und wo solche sich finden, mehr zur Verbreitung von Krankheiten als zur Reinigung der Luft dienend, indem sie so unendlich klein sind, daß oft zwei Personen in einem solchen Hofe nicht Platz haben würden, und ferner mit dem Kehricht, den Unreinigkeiten u. s. w., welche das Haus produzirt, mehr als überfüllt sind. In der Regel sind dann diese Wohnungen so mit Erwachsenen und Kindern angefüllt, daß die Gesammträumlichkeit eines oft von einer zahlreichen Familie gemeinschaftlich bewohnten einzigen Zimmers nicht die Hälfte der erforderlichen atmosphärischen Luft enthält. In diesen Räumen vegetirt nun eine derartige Familie jahraus jahrein, ohne Reinigung des Zimmers, ohne frisches Bestreichen der Wände, in Schmutz, Unrath und einer der Gesundheit und Entwicklung entgegenwirkenden Atmosphäre; da nimmt ein Bett oft sechs Kinder, drei bis vier Erwachsene auf. Wie unter solchen Verhältnissen es um die Moral besteht, brauche ich nicht weiter zu erläutern; in welchem Zustande sich das Mobiliar einer solchen Wohnung der Armuth befindet, bedarf nicht der Beschreibung; und wie es um das innere und äußere Leben dieser Klasse bestellt ist, das werden wir in einem späteren Abschnitte finden.

Doch wir müssen nun eine Stufe tiefer hinabsteigen auf der sozialen Leiter, indem wir — um nur eines der Viertel des Elends dem Leser vor die Augen zu führen — uns nach Bethnal-Green wenden, einem Kirchspiel Londons, das wir im Nordosten der Weltstadt finden, und das in den letzten acht Monaten den Zeitungen Stoff und den höchsten Staatsbehörden Aerger und Arbeit genug gegeben hat.

Hier ist nun das Elend in seiner nacktesten und haarsträubendsten Form zu Hause. Den Einsturz drohende Häuser, aus denen die Polizei oft mit schonungsloser Gewalt die Insassen hinausjagt, um sie vor dem sichern Tode zu bewahren; zerbröckelnde Mauern, scheibenlose Fenster, feuchte Fußböden, dem Regen nicht wehrende Dächer, treppenlose Etagen, von Koth und Schlamm erfüllte Gassen und vor Unrath jeglicher Art unpassirbare Höfe. Dazu ein oft kompleter Wassermangel, indem die Bewässerungskompagnieen natürlich für ihre Leitungen Bezahlung verlangen; ein entweder gar nicht vorhandenes oder im höchsten Maße defektes Drainagesystem, und endlich, als das Resultat aller dieser vereinigten Faktoren, eine mehr denn pestilenzialische Luft, die in sich aufzunehmen die Lungen absolut sich weigern. Und nun die Bewohner dieser mehr als fürchterlichen Stätten des Elends und Jammers, diese nackten oder höchstens mit einem Lumpen bedeckten Kinder, deren todtenähnliche Farbe, deren erschreckende Magerkeit und oft verkrüppelte Glieder mehr als alle Beschreibung die Schrecken jenes Stadttheils erzählen; die Erwachsenen in unnennbare Lumpen gehüllt, den Stempel von Laster, Verbrechen oder jahrelanger Entbehrung auf dem Gesicht, scheu um sich blickend, Kartoffelschalen und von Hunden verschmähte Fleischreste auflesend und gierig verschlingend, Katzen und Hunde nächtlicherweile von den Straßen wegfangend, schlachtend und roh verzehrend, weil ihnen nicht nur das Brennmaterial, sondern selbst das nothwendigste Küchengeräthe mangelt, um an irgend eine Zubereitung denken zu können.... Und wenige Schritte ent-

fernt vielleicht, an den Grenzen dieser verpönten Kolonie des Elends, sehen wir reichlich gefüllte, glänzend erleuchtete Bäcker- und Fleischerläden, pomphaft aufgeputzte Trinthäuser, Ueberfluß, Hülle und Fülle in nächster Nähe des tiefsten Elends, der bittersten Entbehrung.

Gerade in diesem Augenblick sammelt der Bischof von London Geld zum Bau neuer Kirchen, indem — seiner Ansicht nach — die jetzt vorhandenen dem Bedürfniß und der Einwohnerzahl nicht mehr entsprechen. Man sagt, seine Kollekte sei bereits auf gegen 40,000 Pfund Sterling (267,000 Thaler) angewachsen. Auch dem Stadttheil von Bethnal-Green wird der Bischof vermuthlich eine oder mehrere der neu zu erbauenden Kirchen zuweisen, damit dem Mangel an körperlicher Nahrung wenigstens die Fülle geistiger Speise substituirt werden könne.

Außer den Armen und Elenden gibt es nun noch die gänzlich Obdachlosen, deren Zahl man auf zwischen 40 und 50,000 schätzt. Für alle drei Kategorieen sind die Workhouses bestimmt, eine letzte Zufluchtsstätte zu bilden. Wie diese Armenhäuser ihrer Bestimmung entsprechen, das können die londoner Zeitungen fast eines jeden Tages darthun. Es vergeht in der That selten ein Tag, an dem nicht ein Akt

Straße in London.

der Inhumanität oder selbst der Brutalität Seitens eines Beamten dieser durch den wohlhabenderen Klassen aufgelegte Zwangssteuern unterhaltenen Anstalten an die Oeffentlichkeit gelangt. Verweigerung der Aufnahme todkranker und jeglicher Subsistenzmittel baarer, alter Personen oder Kinder, unmenschliche Behandlung der Insassen oder unmoralische Aufführung der Beamten gegenüber dem weiblichen Theil der ihrer Obhut anvertrauten Armen des Kirchspiels sind Dinge, die kaum mehr von sich reden machen, so ist man ihrer in letzter Zeit gewohnt worden.

Vergessen wir nicht, daß von der Hauptstadt eines Landes die Rede ist, dessen Journalisten nie eine Gelegenheit sich entgehen lassen, bei der sie mit Stolz auf die im englischen Volke wurzelnde hohe Moral hinweisen oder der enormen Summen gedenken können, die Hof, Aristokratie, besitzende Klasse und Volk selbst alljährlich für wohlthätige und barmherzige Zwecke steuern. Ja, die Wohlthätigkeits-Anstalten sind zahlreich und die gespendeten Summen sind enorm; doch werden sie dem beabsichtigten Zwecke entsprechend verwendet?... Wir wollen die Antwort dann geben, wenn wir Gelegenheit haben, sie mit Beweisen zu belegen. — Und die Moral, und die Frömmigkeit?... Wir wollen diesen Punkt mit Schweigen übergehen.

Felix Hemmerlin.

Von Dr. Wilh. Zimmermann.

(Schluß.)

Hier liegt der berühmte Mann neben einem Mörder auf nacktem Stroh. „Gemordet hat Hemmerlin nicht, aber er hat gethan, was gewisse Herren für viel strafwürdiger halten als Mord: er hat ihre Sitten gegeißelt vor dem Volk und ist selbst sittlich streng, so tadellos, daß ihn Niemand etwas zeihen kann; und seine zweite Missethat ist: er hat durch seine Satyren, die er unter das Volk verbreitete, diesen Herren alte und neue „Geldzuflüsse" abzuschneiden gesucht und abgeschnitten. Dafür ist keine Vergebung. Darum liegt er neben dem Mörder im Thurm. Der Thurm ist stellenweise zerfallen, das Ungewitter und der Sturmwind reißen von Zeit zu Zeit große Steine aus demselben los und erschrecken durch ihr Herabfallen die beiden Gefangenen. Jede Nacht müssen sie dem Tod des Erschlagenwerdens entgegensehen.

Vier volle Monate hat die Rachsucht seiner Feinde Hemmerlin schon in diesem Aufenthalt liegen lassen; aber er hat seinem Gott und seiner gerechten Sache vertraut; er verzagt noch nicht. Da tritt der Generalvikar selbst mit einem Schreiben in den Kerker. Er hält dem gefesselten Hemmerlin vor, derselbe habe gegen seinen Eid gehandelt, als er dem Bischof bei seiner Bewerbung um das Bisthum Chur in den Weg getreten sei. Hemmerlin beweist sein volles Recht dazu, und daß in seiner eigenen Angelegenheit der Bischof nicht Richter wider ihn sein könne. Der Generalvikar kommt auf Hemmerlin's Schriften. Hemmerlin beweist ihm, daß diese seit fünfzehn Jahren und länger in den Händen des Bischofs seien, unbeanstandet: auch seien sie auf der Kirchenversammlung zu Basel öffentlich feil geboten und verkauft worden. Er habe scharf geschrieben, aber was er geschrieben habe, sei nichts als die Wahrheit. So standhaft und fest war Hemmerlin's Vertheidigung durch alle Punkte, obgleich die schweren Ketten ihm Hände und Füße wund gedrückt hatten. Diese, sagte er, solle man ihm abnehmen, und ihn frei lassen; er verlange nicht wieder nach Zürich zurückzukehren, sondern in irgend einem regulirten Kloster den Rest seiner Tage in Ruhe und Abgeschiedenheit zu verleben.

Das Letzte hatte ihm der Generalvikar in den Mund gelegt, als das Einzige, was er zu hoffen habe. Derselbe hat sich entfernt; es vergehen Tage, es vergehen Wochen, es vergehen Monate: Hemmerlin bleibt gefesselt. Endlich, nach einem vollen Vierteljahre weiter, treten bischöfliche Diener herein, die Fesseln werden ihm abgenommen, und er wird aus seinem Kerker auf die bischöfliche Pfalz gebracht. Hier wartet schon ein Notar seiner, um ihm sein Urtheil zu verlesen. Obgleich durch die Länge und das Entsetzliche seines Gefängnisses Hemmerlin's Gehör gelitten hat, so hört er doch so viel, daß er seiner Stelle als erster Chorherr entsetzt und zu lebenslänglicher Einsperrung in ein Kloster verurtheilt sei. Dabei blieb ihm seine Stiftsprobstei zu Solothurn und seine Pfründe zu Zofingen. Verurtheilt sei er dazu, lautete es, weil er in seinen Schriften Schimpfliches gegen den Papst Nikolaus, seine Kardinäle und die ganze römische Kurie, sowie gegen die „Bettelmönche" geschrieben habe. Selbst daß er einige züricher Chorherren als Anstifter des Meuchelmords gegen ihn „öffentlich" genannt habe, wurde ihm als strafbar eingerechnet. Und doch waren diese der Unthat überwiesen! Zum Verbrechen dabei wurde ihm gemacht, daß er als Priester gegen Priester solches veröffentlicht, daß er auch diese Wahrheit vor das Volk gebracht hatte.

Hemmerlin hoffte, er werde jetzt, seinem Verlangen gemäß, in irgend einem regulirten Kloster untergebracht werden. Darum legte er keine Berufung gegen das Urtheil ein. Aber er wurde wieder in seinen alten Kerker zurückgeführt. Daß die Kraft dieses Geistes noch nicht gebrochen war, das grimmte seine Feinde, wie es die scheinheiligen Leute noch heute grimmt, wenn der Geist, den sie hassen, in Kraft bleibt trotz ihrer Unbilden. Daß Hemmerlin doch noch mürbe und gebrochen werde, ließen seine „frommen" Feinde ihn in dem abscheulichen Kerker noch so lange sitzen, bis das Jahr seiner Einkerkerung vollendet war. Erst im Februar 1455 wurde er aus seinem Thurme abgeholt, mit gebundenen Händen auf ein Roß gesetzt und aus der Stadt geführt. Wohin? wird ihm nicht gesagt. Die Fahrt ist lang; nur die Kälte und die hohen Schneehäupter der Alpen sagen ihm, daß es in's Innere der Schweiz geht. Endlich wird er abgesetzt, zu Luzern, und, zu seinem Schrecken, im Barfüßer Kloster daselbst. Diese „Bettelmönche" gerade gehörten zu seinen Todfeinden. In der Schrift, die er gegen sie geschrieben, hatte er gesagt, „sie predigen vom Fasten als etwas Nothwendigem zur Seligkeit, die Prediger selbst aber haben rothglühende Backen und Vollmondsgesichter" u. s. w.

Daß man ihm hier nicht hold war, hatte er sogleich an sich zu erfahren. Sie hatten ihm weder die „Vollmondsgesichter" noch Anderes vergessen. Sie nehmen ihn nicht in ihr Kloster auf, sondern legen ihn in einen nebenangebauten finsteren Thurm. Auch in diesem Thurm waren so eben erst gemeine Verbrecher seine Vorfahren gewesen. Zwei Monate läßt ihn die Bettelmönchsrachsucht in dieser Behausung. Dann erst wird er in ein anständiges Zimmer im Kloster selbst gebracht. Zum Aufseher über ihn wird der Guardian des Klosters gesetzt, ein roher, hartherziger Mann. Er wird stets als Gefangener angesehen, obgleich man ihm manches Gute zu Theil werden läßt. Denn der Herr Doktor war thatsächlich, auch in den Augen dieser Barfüßer, noch immer „ein Ordensprälat". Erst im Jahre 1457 gab er seine Probstei zu Solothurn auf, freiwillig und gewissenshalber, wie er selbst sagt. Die Einkünfte seiner zofinger Pfründe aber behielt er bei, und damit die Mittel, auch die luzerner Barfüßer milder zu stimmen.

Seine satyrische Laune und sein Feuer verlassen ihn auch im Barfüßerkloster nicht. „Guardian," sagt er eines Tages zu diesem seinem Wächter, „es wohnte einst zu Solothurn ein alberner Mensch. Eines Tages schwoll daselbst die Aar sehr an und stieg bis über ihr Bette. Fürwahr, sagte der Mensch, die Solothurner sind ehrbare, fromme Leute; sie könnten so leicht von diesem Wasser viele hundert Eimer entwenden, ohne daß die zu Basel es im Mindesten spüren würden; allein aus Ehrlichkeit thun sie es nicht." Als der Guardian dreinschaut und die Parabel nicht gleich versteht, wird Hemmerlin deutlicher. „Lieber Guardian," setzt er hinzu, „wenn Ihr wolltet, so könntet Ihr mir so manchen Liebesdienst erweisen, der Euch keine Mühe kostete und meinen Feinden und Verfolgern nie zu Ohren käme; allein Ihr wollt nur nicht." — Noch deutlicher sprechende Mittel müssen nicht ohne Erfolg geblieben sein; denn er durfte bald sogar schreiben in seiner Einsamkeit.

Auch gefangen und unter strenger Aufsicht verläugnete Hemmerlin in dem, was er hier in Luzern schrieb, seine frühere Gesinnung nicht. Während seine Satyre die Geißel schwang über die herrschende Partei, die Laster und Mißbräuche, namentlich über den unsinnigen Aberglauben an Teufels- und Gespensterspuk, und deren Beschwörung und Bannung, womit die Mönche sich eine reiche Einkommensquelle erhielten, gab er sich das Ansehen eines ganz Gläubigen, und erzählte mit der ernstesten Miene von der Welt die abgeschmacktesten Geschichten. Er wußte das so zu schreiben, daß der Verständige mit dem ersten Blick den hellen, feindenkenden Kopf herausfinden mußte, welcher Thorheiten seiner Zeit lächerlich macht; die luzerner Barfüßer aber nahmen das für baaren Ernst. Seine höher stehenden Feinde aber und der römische Hof verstanden die versteckte Satyre des gefangenen Prälaten recht wohl; der Letztere verbot alle seine Schriften; er setzte Hemmerlin in die erste Reihe Derer, von welchen „Alles verboten sei, was sie geschrieben haben".

So blieb sich Hemmerlin gleich; er änderte selbst im Un-

glück die Farbe nicht. Für sein Vaterland und die Menschheit brachte er mit Freuden Ehren und Würden, Vermögen, Freiheit und Leben zum Opfer. Auch das Leben; denn bald nach dem Jahre 1457 verschwindet er hinter den Klostermauern; und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Ueber der Art, dem Ort und der Zeit seines Todes liegt Dunkel. Vielleicht starb er jenseits der Alpen; die Inquisition und deren Register mögen das wissen.

Hemmerlin gehört zu Denen, die gerne Qualen leiden wollten, wenn dadurch die Wahrheit an's Licht gebracht wurde.

Eine Moselfahrt.

Von

Nikolaus Hocker.

II.

Wer die Reise moselabwärts auf dem Dampfschiffe macht, hat volle Muße, die herrlichen Landschaftsbilder zu betrachten, die sich fortwährend den Blicken darbieten. Die Berge treten bald dicht an den Strom, bald ziehen sie sich in einiger Entfernung von diesem hin und lassen dann, von Nußlaub halb verdeckt, die altersgrauen Thürme der Kirchen mit den um sie geschaarten Häusern der Dörfer erkennen. Bald sind die Höhen mit Reben, bald mit Gehölz bedeckt. Die vielen Krümmungen, welche die Mosel macht, verleihen der Szenerie einen erhöhten Reiz, weil wir diese von verschiedenen Seiten betrachten können. Das Dorf Ruwer liegt am Ruwerbache, den Ausonius in seinem Moselgedichte nennt. An dem Hüttenwerke Quint, dessen Hochöfen rauchen und flammen, ergießt sich die Kyll in die Mosel. Durch ihr schönes Thal wird die Köln-Trierer Eisenbahn geführt werden. Unterhalb der Quint wendet sich die Mosel nach Osten, und der Schiefer beginnt die Stelle des rothen Sandsteins einzunehmen. Diese Gesteinsart begleitet den Fluß bis zu seiner Mündung in den Rhein. Die Orte Schweich, Mehring, Köwerich und Elüßerath gleiten im raschen Fluge an uns vorüber. Leiwen ist der Geburtsort des als Dichter, Redner und Astronom berühmten Johannes de Livania, während in Trittenheim der Abt Johann von Trittenheim das Licht der Welt erblickte. Beide Männer sind für die rheinische Kulturgeschichte von großer Wichtigkeit.

Das in reizender Lage vor uns auftauchende Neumagen wurde schon von Ausonius gefeiert. Hier hatte Konstantin der Große eine Veste. Die Volkssage läßt ihn im Berge sitzen und aus ihm hervorkommen, wenn das Ende der Welt nahe ist, ähnlich der Sage von Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuser. Von Neumagen zog sich eine Römerstraße über den Hundsrück nach Bingen. Unterhalb Neumagen mündet die Thron, ein auf dem Hochwald entspringendes Flüßchen, in dessen Thal die Burgen Hunolstein und Throneck liegen und an die Heldensage erinnern, die uns schon durch König Orendel von Trier und seinen Vater Eigel vorgeführt wurde. Pisport ist jedem Weinkenner durch den dort wachsenden guten und der Gesundheit förderlichen Wein bekannt. Ebenso Niederemmel und Usemond, dem gegenüber der Braunenberg liegt, dessen Gewächs sehr beliebt ist, obgleich der Berg nicht so viel hervorbringt, als verkauft wird, denn man könnte das Becken der Ostsee damit anfüllen. Die Weinfabrikation hat ganz besonders den Braunenberger in's Auge gefaßt. Mülheim war der Hauptort der Grafschaft Veldenz, so genannt nach der sagenreichen Burg Veldenz, deren Trümmer eine halbe Stunde weit im Gebirge liegen. Jetzt beginnt die Region der Ritterburgen, um welche die Volksüberlieferung einen unvergänglichen Zauber gewoben hat. Ueber dem Städtchen Bernkastel erscheinen die Trümmer der gleichnamigen Burg, die 1692 durch Feuer zerstört wurde. Die Lage ist äußerst reizend, und die herrliche Landschaft lockt zu längerem Verweilen und Ausflügen in die Nachbarschaft, besonders in die grünen Thäler der Eifel und des Hundsrücks, die reich an schönen Partieen sind. Am Ufer liegt das Hospital von Cues, eine Stiftung des Kardinals Cusanus, der dort in einer Fischerhütte das Licht der Welt erblickte. Ueberall gewahren wir die Höhen mit Weinreben bedeckt, die eine sorgfältige Pflege finden und in den letzten Jahren auch den Fleiß des Winzers reichlich gelohnt haben. Zeltingen mit den Burgtrümmern auf einem malerischen Felsvorsprunge ist ebenfalls den Weinfreunden bekannt. Wir lassen eine ganze Reihe Dörfer, Trümmer von Klöstern, einzelnen Wartthürmen oder romantisch gelegenen Kapellen unberührt, verweisen auch in Betreff des Cröver Reiches und seines eigenthümliche Bestimmungen enthaltenden Weisthums auf die deutsche Rechtsgeschichte, denn Trarbach (Illustrirte Welt 1860, S. 241) mit seinen Mauern und Thürmen erscheint auf dem rechten Moselufer, und mit ihm ein wunderhübsches, etwas wild aussehendes Landschaftsbild, das schon viele Maler gefesselt und gar manche Dichter begeistert hat.

Freunde des Mittelalters besuchen die Trümmer der Starkenburg, einst von der Gräfin Laurelta bewohnt, die den Löwen von Trier, den mächtigen Erzbischof Balduin von Luxemburg, fing und ihn dort oben in strenger Haft hielt. Indiskrete Chronisten behaupten, es habe ihn gar nicht aus der Nähe der schönen Gräfin getrieben, deren dunkle Augen und rosige Lippen ihn gefangen hielten. In der Nähe von Trarbach steht der Wellstein, den man lange für einen Kromlech hielt. Neuere Untersuchungen zeigten, daß der Stein ein natürlicher Fels sei, der allerdings einige Aehnlichkeit mit den keltischen Kultusstätten hat. Zell ist ein alterthümliches Städtchen mit bequemen Gasthöfen und einer freundlichen Umgebung, in der man die Mühen und Sorgen des täglichen Lebens gar leicht vergißt. Die Mosel macht unterhalb eine bedeutende Krümmung, so daß man die auf der Höhe gelegenen Trümmer des Klosters Marienburg mit herrlicher Aussicht zweimal sieht. Auf einem Berge am Alfbache liegen die malerischen Trümmer der Burg Arras, deren Bewohner in der Geschichte des Moselthales häufig genannt werden. Es waren streitsüchtige Ritter, auf dem Turnierplatze wie auf dem Schlachtfelde zu finden, und eben so gewandt beim Trinkbecher wie in Minnehändeln, von denen die Sage Manches berichtet. Dasselbe gilt von den Rittern von Beilstein, deren Burg am rechten Ufer auf hohem Berge liegt. Die Herren von Metternich erbten ihre Besitzungen, und nannten sich auch nach der Winneburg, die unterhalb Kochem liegt. Der berühmte österreichische Staatskanzler, Fürst Metternich, gehörte diesem rheinischen Adelsgeschlechte an. Ihr Stammort ist das Dorf Metternich bei Koblenz.

Einen Glanzpunkt der Mosel bildet das Städtchen Kochem, dessen Häuser sich dicht an die grauen, mit Reben bewachsenen Felsen schmiegen, während auf der Höhe die Trümmer der Pfalzgrafenburg erscheinen, in der Heinrich der Tolle seine schöne Gattin erschlug. Pater Martinus von Kochem ist den Freunden ascetischer Literatur zur Genüge bekannt. Lohnend ist ein Ausflug nach der Winneburg, an deren Thurm das Wappen des Fürsten Metternich angebracht ist. Clotten und die Trümmer des Schlosses Coraidelstein, ein Besitzthum der Grafen von Kesselstadt, Treis mit den Ruinen zweier Burgen und einer schönen modernen Kirche, dann Karden mit seiner zu Ehren des heiligen Kastor erbauten Stiftskirche, ein alter Ort, der wahrscheinlich schon von den Römern erbaut wurde und in der Kirchengeschichte des Mosellandes viel genannt wird, verdienen längeren Aufenthalt. Bei Moselkern mündet das Elzflüßchen in die Mosel. Das Elzthal wird viel von Malern besucht, da das wohlerhaltene Schloß Elz mit seinen alterthümlich eingerichteten Sälen und Gemächern von hohem Interesse ist. Bei Brodenbach erhebt sich auf einem Bergkegel die schöne Ehrenburg, die vielfach als Ziel der Ausflüge dient. Das Dorf Alken wird überragt von den mächtigen Wartthürmen der Burg Thuron,

die Pfalzgraf Heinrich, ein Bruder des Welfen Otto, baute. Gondorf ist der Stammsitz der Ritter von der Leyen, die in den Fürstenstand erhoben wurden. Ein gutes Stück mittelalterlicher Romantik entfaltet sich noch vor unsern Blicken beim Dorfe Kobern mit den Trümmern zweier Burgen, die ein mächtiges Dynastengeschlecht besaß, dessen letzter Sproß, Johann Lutter von Kobern, 1532 wegen beabsichtigten Landfriedensbruchs in Koblenz hingerichtet wurde. In der Sage berühmt ist „das schöne Kleeblatt von Kobern", drei durch ihre Schönheit ausgezeichnete Schwestern. Auf der obern oder Altenburg erhebt sich die völlig restaurirte, in der Form eines Baptisteriums gebaute Matthiaskapelle, über die uns Dronke und Lassaulx eine dankenswerthe Monographie geliefert haben. Sie bildet ein Sechseck, mit einer als Dreiviertelkreis geformten Absis an der Ostseite. Ueber dem sechseckigen, durch Pfeiler gebildeten Innenraume erhebt sich eine sechseckige Kuppel, während der Umgang von einem fächerartigen halben Tonnengewölbe bedeckt wird.

Unterhalb Kobern treten die Moselberge vom Strom zurück. Es erscheinen freundliche Dörfer, von Obstwäldern oder Rebengärten umgeben. Bei Winningen wächst ein vortrefflicher Wein. Bei Güls ist jedes Fleckchen Landes mit Kirschbäumen bedeckt, deren Frucht nach England versendet wird. Vor uns tauchen die Festungsmauern von Ehrenbreitstein, zur Rechten und Linken die Forts von Koblenz auf, während gerade vor uns, durch die Gitter der Eisenbahnbrücke verdeckt, die Stadt selber sichtbar wird.

Wir sind am Ziele. Das Epos des Rheinlandes tritt an die Stelle der Moselidylle. Alles wird großartiger, gewaltiger. Mit der Landschaft verändern sich auch die Men-

Eine Moselfahrt: Ansicht von Karden.

schen, ihre Sitten und Bräuche, ihre Mundart, ja ihre Sagen, die in ethnographischer Hinsicht so wichtig sind. Und wie reich tritt erst die Geschichte vor die Augen unseres Geistes! Balduin von Luxemburg, der die koblenzer feste Brücke baute, erscheint im Kreise seiner Vasallen, eine auserlesene Schaar, in der die edelsten Namen des Rhein- und Mosellandes vertreten sind. An ihrer Spitze steht ein Waldbott von Bassenheim, deren Stammschloß an den Vorbergen der Eifel liegt. Unlängst ist es in den Besitz des Fürsten von Hohenzollern übergegangen. Es ist eine urgermanische Heldengestalt. Das Kreuz auf dem Mantel erinnert an den Hochmeister des deutschen Ordens, Heinrich von Walpot, der diesem edeln Geschlechte entsproß. Wo sich grüne Wiesen, die zu Bleichen dienen, am Ufer der Mosel hinziehen, lagerte 1198 das Heer des Kaisers Otto von Braunschweig, um die Schaaren des Hohenstaufen Philipp am Uebergange zu hindern. Die Höhe hinan zieht sich die Landstraße nach Metternich, neben ihr die Wasserleitung, die der Stadt Koblenz das frische, klare Eifelwasser zuführt. Nicht lange hält es uns auf der Höhe. Wir eilen in's Thal, wo die engen aber freundlichen Straßen der Stadt mit ihren bequemen Gasthöfen uns aufnehmen zur Rast nach beschwerlicher Fahrt.

Wer die Mosel eingehend schildern wollte, bedürfte so viele Bogen, als uns Zeilen vergönnt sind. Wir nennen uns stolz und freudig ein Kind des Mosellandes, und haben oft genug geschwelgt in seinen landschaftlichen Schönheiten, uns erhoben an seiner Geschichte und Sage, als daß wir nicht den Wunsch hegen sollten, es möge ein talentvoller Maler sie von den Quellen bis zur Mündung bereisen und alle bemerkenswerthen Punkte dem Papiere anvertrauen. An Dichtern fehlt es nicht, die sich zu ihrem Preis in Sang und Sage versucht haben. Wohl kann man sie ein Land des

Segens und der Fülle nennen, in dem die Traube wie das köſtlichſte Obſt reift, deſſen Boden Erze und koſtbare Steine birgt, während an ihren Ufern ein biederes, gemüthliches Völkchen wohnt, etwas lebendig in Folge des Weingenuſſes, aber dennoch ehrlich und den Fremden raſch zugethan. Dieſen werden an der untern Moſel bis Kochem die mit Gold- und Silberfäden geſtickten Mützen der jungen Mädchen und das um einen Metallpfeil geſchlungene Haar auffallen. Eine eigentliche Volkstracht iſt auch an der Moſel nicht mehr zu finden. Die verheiratheten Frauen tragen je nach der Gegend Mützen mit breitem Hinterkopfe, an denen rothe und blaue Bänder befeſtigt ſind. Die Mundart iſt die alemanniſche, wie überhaupt der Volksſtamm große Aehnlichkeit mit den Bewohnern Schwabens und des Elſaß hat. Bald wiegt der Dialekt des Hundsrücks, bald der Eifel vor. Die Haupterwerbszweige bilden Weinbau, Schifffahrt, Gerbereien, Ausbeute der Schiefergruben u. ſ. w. Eine Moſeleiſenbahn von Koblenz nach Trier iſt projektirt, wird aber ſchwerlich zu Stande kommen. Deſto beſſere Ausſichten hat die Eiſenbahn, die von der rheiniſchen Eiſenbahngeſellſchaft gebaut werden wird. Den Verkehr auf der Moſel beſorgen neben den Segelſchiffen die Dampfboote der Moſeldampfſchifffahrtsgeſellſchaft, die ſich unter ihrem gegenwärtigen energiſchen Direktor immer mehr entfaltet. Leider iſt im Sommer häufig der niedere Waſſerſtand der Schifffahrt entgegen. Die preußiſche Regierung hat für die Korrektion des Fluſſes ſehr viel gethan, wie überhaupt das Moſelland ſeit 1814 einen bedeutenden Aufſchwung genommen hat. Kein Menſch wird die patriarcha-

Eine Moſelfahrt: Anſicht von Kochem.

liſchen Zeiten der Herrſchaft des Krummſtabes, die eine Zeit der Adelsherrſchaft war, zurückſehnen. Damals rivaliſirten Trier und Koblenz als Reſidenzſtädte mit einander. Heute hat ſich letztere Stadt mehr und mehr gehoben, während Trier die Folgen der jahrelangen Iſolirung noch nicht verwinden kann und auf fortgeſetzte Eiſenbahnbauten hoffen muß, um Koblenz ebenbürtig zu werden. Möchten die Touriſten, die alljährlich durch Deutſchlands Gaue ſchweifen, etwas häufiger ſich der Moſel zuwenden. Ihnen ſeien die Worte gewidmet, die ich 1852 als Einleitung zu meinen „Moſelſagen" ſchrieb:

Mag vom ſtolzen Rhein geſungen ſein,
Von ſeinem Wundergarten;
Von den Rebenhöh'n und den Thälern ſchön,
Mit Städten, Klöſtern und Warten:
Auf des Rheines Braut, auf die Moſel ſchaut
Auch ſie iſt die Quelle der Wonnen.
Hier pocht das Herz, befreit von Schmerz
Des Lebens Stürmen entronnen.
O, ihr Wein ſo ſüß, und ein Paradies
Rings vor die Blicke gebreitet.
Und ein Volk ſo gut, ſo ein treues Blut,
Daß ſich's Herz im Buſen weitet;
Daß man jubelnd hebt, hier neubelebt,
Die weingefüllten Pokale.
Es gilt ihr Klang und der beſte Sang
Dem herrlichen Moſelthale.

Natur im Hause.

Unsere Hausfreunde.

Von

Karl Ruß.

Wenn im Spätherbst die Tage unfreundlicher werden, alles bunte Leben in der Natur längst verschwunden und erstorben ist, die munteren Sängerschaaren von dannen gezogen sind, und die zurückgebliebenen Vögelchen betrübt in den kahlen Baumzweigen sitzen — da beginnt Herr Spatz, im Gegensatz zu allen seinen Genossen, ein gar emsiges Thun.

Lange Halmen, dicke Reiser und gewaltige Flocken von Wolle, Hadren u. s. w. schleppt er herbei und baut sich in irgend einem passenden Winkelchen ein gar dichtes und warmes Nest. Nicht aber etwa, um darin eine neue Brut zu beginnen, sondern bloß zur Behaglichkeit seiner eigenen hohen Person. Um einen recht geeigneten Platz, ein Mauerloch, ein altes Schwalbennest, ein Staarenkästchen u. s. w. zu erringen, hat er oft hartnäckige Kämpfe mit Seinesgleichen zu bestehen. Nach dem endlichen Siege aber ruft er ein triumphirendes Schiep! schwippt einige Male vergnügt mit dem Schwanze und eilt sogleich an die Arbeit.

Hier, vor den rauhen Stürmen und dem starren Frost geschützt, überdauert er dann den Winter und schlägt sich seine Krümchen und Körnchen tapfer zusammen, so viel ihm die Kehrichthaufen oder die milde Hand gutherziger Menschen nur irgend bieten. Außer der Nahrungsnoth des Winters bedrohen den armen Kerl aber noch gar viele andere Feinde. Der Bube mit dem „Käscher", die Hauskatzen, Eulen, Marder und andere Mörder überfallen bei Nacht sein friedliches Hüttchen, und Schlingen, Fangbretter, Habichte u. s. w. drohen bei Tage ihm Freiheit und Leben zu rauben. Doch er ist ein gar listiger Bursche, und weiß allen den unzähligen Gefahren und Nöthen meistens vortrefflich zu entgehen. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich die Erfahrungen seiner Vorfahren auf ihn vererbt, und klüger als alle seine Verfolger, schwippt er pfiffig mit dem Schwanze und ruft ein höhnisches Scheep-schiep!

Und hat er glücklich den harten Winter überdauert, da, mit dem ersten Athemzuge der reinen Frühlingsluft, beginnt er ein ganz neues Lied. Jetzt erklingt sein Schirkeln nicht mehr so rauh und kreischend, sondern so hell und rein, würdig des Frühlingsjubels aller lebenden Wesen. Und mit Eifer stürzt er sich jetzt auf die ebenfalls erwachenden Raupen, Blattläuse, Schnecken, später auf die Maikäfer und viele andere schädliche Kerbthiere, und vertilgt ihrer unglaubliche Mengen. So zeigt er sich dankbar und erkenntlich für das ihm mildherzig gestattete Plätzchen, so wird er, der verachtete und verfolgte Proletarier Spatz, zum Wohlthäter seines Gastfreundes, des stolzen Menschen; denn er erhält ihm sein Obst, Getreide und seine Blumen, seine nöthigsten und angenehmsten Lebensbedürfnisse.

Der liebe Frühling führt jetzt aber noch andere Hausfreunde des Menschen herbei. Da schwirren die herzigen Schwalben heran, mit ihren zierlichen weißen Höschen, weißer Weste und schwarzem Frack. Es sind Hausschwalben, die sich unter dem Fensterbrett oder auf den ihnen gastfreundlich angebrachten Leisten künstliche Häuschen aufbauen und dieselben mit Federn, Wolle und Haaren reich und warm auspolstern für ihre Brut. Die Rauchschwalben dagegen beziehen die Schornsteine oder das Innere der Häuser, wo sie in offenen Bodenräumen, Dachkammern, Ställen u. s. w. sich ähnliche Nester erbauen. Dann folgt der gravitätisch drollige Staar. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als den widerrechtlich in seine Wohnung, den Staarenkasten, eingedrungenen Spatz sammt seinem Neste hinauszuwerfen. So sehr auch jener lärmt und schreit, es hilft ihn Alles nichts — er wird an die Luft gesetzt, dann das Stübchen gereinigt und mit neuem, weichem Neststoff versehen.

Unter dem größten Jubel der Jungen und Alten zieht jetzt Freund Adebar ein, auf seinen hohen Sitz auf der First einer Scheune, wo man ihm gastlich ein Rad hingelegt hat, damit er darauf seinen mächtigen Nestbau gründe. Nächst den Schwalben ist kein Frühlingsgast, keiner von allen diesen Hausfreunden willkommener als der Storch. Ja, in einigen Gegenden betrachtet man ihn als den Segen des Hauses und knüpft noch wohl allerhand Aberglauben und Bedeutungen an seine Person.

An der Gartenseite des Hauses nistet auf dem Fensterbrett noch ein liebliches Vögelchen, das Gartenrothschwänzchen, und sein Vetterchen, das Hausrothschwänzchen, hat in der Nähe der Rauchschwalben im Bodenraum auf einem Balken seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Der zutrauliche allerliebste Fliegenschnäpper aber benutzt gar das immer offen stehende Fenster unseres stillen Studirstübchens, und baut sein Nest auf den flachen Deckel der alten Schwarzwälderuhr, trotz ihrem ununterbrochenen Tik und Tak.

Der sinnige Naturfreund tritt nun gern in eine innige Berührung mit den harmlosen und lieblichen Thierchen, welche freiwillig und so zutraulich ihm genaht sind. Und nicht leicht könnte ein für das hehre Walten der schönen Gottesnatur empfängliches Menschenherz irgendwo reinere und wohlthuendere Freude finden, als in dem traulichen Umgange mit unseren nächsten Freunden aus der Thierwelt, besonders der munteren, gemüthlichen und so reizenden Vogelwelt.

Da hat der gastliche Freund des kleinen Volkes nun ernstliche Sorge zu tragen um das Wohlsein und Gedeihen seiner kleinen Schützlinge. Ein harter Kampf und Streit ist zwischen ihnen ausgebrochen, den zu schlichten er alle Mühe hat. Der Staar hat den Sperling ohne Weiteres aus seinem Eigenthum geworfen; Meister Spatz behauptet aber, durch das Recht der Verjährung wohlbegründete Ansprüche an den Kasten zu haben, und macht dem Staar viel zu schaffen, indem er seinem Recht des Stärkeren das des Hartnäckigen und Pfiffigen entgegensetzt. Sobald der Staar fortgeflogen ist, schlüpft er in den Kasten hinein und wirft nun ebenfalls all' das hineingetragene Baumaterial wieder hinaus. Freilich wird er hiebei einmal von dem Schwarzrock erwischt und jämmerlich zerzaust; doch das stört ihn nicht viel, er wird dadurch nur noch hartnäckiger und vorsichtiger, indem er sich nun wohl vorsieht, um nicht noch einmal abgefaßt zu werden.

Inzwischen haben die Hausschwalben den äußeren Bau ihrer kleinen Wohnung vollendet, und Herr Spatz meint, daß er am Ende bei den kleinen Schwachen doch leichter zum Ziele komme, wenn er sich ohne Weiteres ihres Nestes bemächtige. Mit einem großen Strohhalm beladen rückt er mit einem Mal zum Entsetzen der Armen ein. Aber auch sie lassen sich nicht so leicht aus ihrem Eigenthum verdrängen; ihr gutes Recht gibt ihnen Heldenkraft, und da sie den frechen Eindringling vereint angreifen, so entspinnt sich ein gar hitziger Kampf. Wiederum aber siegt das Recht des Stärkeren, und der Spatz macht sich in dem Schwalbenhäuschen bereits behaglich; doch da spielt der Gastherr ihrer aller, der Mensch, den dritten Mann, vertreibt ihn und wirft sein unsauberes Gerümpel aus dem zierlichen Bau. Allein dieß hilft wenig; Spatz gehört zu den zähen Naturen, die selbst wider Recht und Einsicht auf ihrem Kopfe bestehen, und nistet sich, trotz aller Störungen und Schwierigkeiten, immer wieder in dem Schwalbenbau ein. Endlich wird ein allgemeiner Friede dadurch hergestellt, daß wir einen alten Topf an einem passenden Orte heraushängen. Denselben betrachtet Meister Spatz zuerst von allen Seiten genau, findet ihn aber bald sehr gastlich, und zieht ohne Weiteres wieder mit einem Strohhalm oder einer Feder beladen ein. Dann erst sucht er sich ein Weibchen und beginnt mit regem Fleiß sein unförmliches Nest zu bauen.

Es ist merkwürdig, daß an dergleichen Kämpfen sich von den Sperlingen und Staaren meistens die Männchen betheiligen, und die Weibchen als müßige Zuschauer verharren,

während die Schwalben in getreuer Gattenliebe stets den Feind zusammen angreifen.

Ueberblicken wir nun einmal den Nutzen, welchen jede einzelne Familie dieser kleinen Hausfreunde des Menschen im großen Naturhaushalt gestiftet. Den des Sperlings haben wir bereits gesehen. Die Staare sammeln gar emsig nackte Schnecken, Regenwürmer u. s. w. von den Gartenbeeten und Engerlinge aus den Furchen hinter dem Pflüger. Alle Schwalbenarten fangen eine unbeschreibliche Menge von Fliegen, Mücken, Motten u. s. w., mit denen sie den ganzen Sommer ihre Jungen füttern und selbst davon leben. Dabei ist es durchaus unbegründet, daß sie Honigbienen verzehren; denn sie können nur solche Insekten fangen, welche keinen Stachel haben, schnappen also nur die nutzlosen Drohnen fort. Die Leute wissen es auch meistens, was für außerordentlich nützliche Thierchen die guten Schwalben sind, deßhalb spricht sie der Volksglaube fast heilig. Nur hier und da bestehen häßliche Vorurtheile gegen sie, und die möchten wir gern all' überall beseitigt sehen.

Beide Rothschwänzchen leben ebenfalls das ganze Jahr hindurch von schädlichen Kerbthieren, besonders denen, die im dunklen Gebüsch die Blüten und Früchte bedrohen und auf den Weinstöcken, Himbeersträuchern, in den Gartenlauben u. s. w. sich herumtummeln. Ebenso ergibt sich die Thätigkeit des Fliegenschnäppers ja bereits aus seinem Namen.

Wer also auch nicht einmal auf das Vergnügen Gewicht legen sollte, das er in ihrem Umgange finden kann, auf die Freuden, die sie uns durch ihr allerliebstes zutrauliches Wesen, durch ihren Gesang und ihr munteres Spiel zu bieten vermögen, — der sollte wenigstens um des großen Nutzen willens, den sie im Naturhaushalt, also auch dem Menschen mittelbar bringen, alle diese kleinen Hausfreunde hegen und schützen. Man sollte ihnen überall Gelegenheit für ihre Nester anbringen, und dieselben dann vor den Katzen, Raubvögeln und allen ihren vielen Feinden möglichst zu bewahren suchen. Wir haben dieß allen Naturfreunden bereits im ersten Artikel der „Natur im Hause" warm und dringend an das Herz gelegt. Dort geschah es mit Rücksicht auf alle Singvögel und mit Hinweis auf das Vergnügen, welches dieselben dem sinnigen Gemüthe zu bereiten vermögen. Hier geschieht es mit nachdrücklicher Hervorhebung der unberechenbaren Wichtigkeit, welche gerade die Vogelfamilien für den Haushalt der Natur, und also auch für das Menschenleben haben, die wir ausschließlich als unsere trauten Hausfreunde betrachten können. Möchten doch diese Worte dazu beitragen, den guten Thierchen noch recht viele Freunde und Beschützer zu erwerben!

Am allergünstigsten von ihnen allen steht eigentlich der Storch da. Ihn schätzt man allenthalben, spricht ihn auf dem Lande noch gleichsam heilig und verfolgt den, der es wagen wollte, einen Storch zu tödten, mit Entrüstung und Haß. Aber leider verdient Meister Langbein diese außerordentliche Begünstigung so recht eigentlich gar nicht. Er vertilgt zwar Schlangen und anderes schädliches Gethier, und besonders viele Frösche, doch im Grunde genommen sind die Frösche selbst recht sehr nützlich, ebenso die Blindschleichen und nichtgiftigen Schlangen, die überall mit größtem Unrecht aus Vorurtheil verfolgt werden, so daß also sein Nutzen größtentheils nur auf die Kreuzottern und andere giftigen Schlangen beschränkt bleibt, die es aber bei uns im lieben Deutschland fast nirgends mehr gibt. Dagegen ist Herr Adebar nur zu oft ein übler Kunde, der an Vogelnestern mit Jungen und Eiern, jungen Hasen und allerlei anderen jungen Thieren nur zu großen Geschmack findet. Man wolle daher in sein Lob nicht zu enthusiastisch einstimmen und seiner zu großen Verehrung immerhin gewisse Schranken setzen! Ganz ausrotten wollen wir ihn jedoch keineswegs, denn er ist doch eine der schönsten Zierden unserer schönen deutschen Auen, und ein bewohntes Storchnest im Dorfe läßt uns das Letztere ja doch noch einmal so nett, noch einmal so gemüthlich erscheinen.

In die Reihe unserer Hausfreunde müssen wir noch die Dohlen und die Thurmschwalben rechnen, welche in den Löchern des alten Kirchthums wohnen. Beide sind der Schonung und des Schutzes der Menschen jedenfalls auch würdig, denn sie leben ebenfalls von schädlichen Kerbthieren. Die Dohlen bieten außerdem in ihrem Fleische einen von vielen Leuten geschätzten Braten. Auch die Thurmschwalben ißt man zuweilen; doch ist es wahrlich zweckmäßiger und menschlicher, sie, wie alle Singvögel überhaupt, um ihrer Lebensart und ihres Nutzens willen nicht zu essen. Die kleinen Körper bieten ja überdem nur so geringe Bissen, daß es eigentlich doch furchtbar grausam und roh erscheinen muß, solcher Kleinigkeit wegen ein so fröhliches Leben und ein so nützliches Dasein umzubringen.

Von der schwäbischen Alb.

Von

Paul Stein.

Der Schwarzwald ist durch neuere Schriftsteller, wie den zahlreichen Besuch seiner heilsamen Quellen in allen seinen Einzelnheiten längst viel bekannter geworden, als die schwäbische Alb. Dadurch ward die Meinung bestärkt, daß sich hier reichere Ausbeute an Naturschönheiten und origineller Färbung vorfinde, als dort. Dennoch müssen wir das Gegentheil behaupten und erwarten diese Meinung von den Touristen bestätigt zu hören, welche beide Gebirge durchwandert.

Die Alb ist dem Verkehre länger fremd geblieben, als der Schwarzwald, und ehe die Schienen der Eisenbahn sich auch kühn über ihre Höhen legten, bewunderte man meistens nur aus der Ferne ihre blauen, scharf abfallenden Bergwände mit ihren kühn abspringenden, ruinengeschmückten Spitzen. Nur im Frühjahre wurden hie und da die blühenden Ausläufer der Alb, jene entzückend schönen Thälchen voll herrlicher Fruchtbäume besucht, und wohl dann auch eine durch Sage und Geschichte merkwürdige Ruine bestiegen. Schwab hat zuerst mit begeisterter Wärme eine Albreise beschrieben und angerathen, die landschaftlichen Reize dieses Gebirges geschildert und ihnen den romantischen Zauber der Sage beigesellt. Von dem Volke selbst, das hier wohnt, erzählt er wenig. Es ist auch nicht wohl möglich, in das Leben des Volkes selbst, seine Eigenthümlichkeiten, seine Sitten und Gebräuche auf einer Reise einzudringen. Dem flüchtigen Beschauer zeigt sich hier meistens nur die rauhe Außenseite; und nur wer längere Zeit sich unter dem Volke aufhält und gleichsam mit ihm lebt, kann in die originellen Einzelnheiten seiner Lebensweise eindringen und erkennen lernen, wie sich in ihnen das Charakteristische des Bodens selbst wiederspiegelt, auf dem sie entstanden sind und so lange sich fortgepflanzt haben. Auf der Alb besonders tritt dieß scharf markirt hervor. In dem Leben, den Sitten und Gebräuchen, der ganzen Denk- und Handlungsweise ihrer Bewohner läßt sich deutlich wiederfinden, was als charakteristisches Merkmal auch die Natur jenes Gebirges hauptsächlich auszeichnet. Das Derbe, Kräftige seines Bodens, das Schroffe, Harte seiner Umrisse, das gemüthlich Heitere seiner weiten, von schönen Wäldern durchzogenen Hochebenen, wie selbst das romantisch Groteske seiner felsumstarrten Thäler findet man in einzelnen Zügen des Volkes ausgeprägt, und spiegelt sich gewöhnlich in heiterer Färbung in seinen Sitten und Gebräuchen, seiner ganzen Lebensweise ab. Die herrliche Luft, welche über die Berge streicht, übt gleichfalls ihren Einfluß aus, sie fördert den frohen, frischen Sinn der Albbewohner, erhält ihr Gemüth gesund und scheint sie besonders vor der schädlichen Ansteckung der Sektirerei zu schützen, welche in den Thälern, die vom Fuß ihrer Berge an nach den milderen Niederungen auslaufen, ein sehr ergiebiges Terrain findet; auf den Höhen der Alb und auch in den

dazwischen liegenden Tiefen zeigt sich fast keine Spur davon. — Wie das Innere des Menschen mit der ihn umgebenden Natur und seiner Beschäftigung immer in innigem Einklang steht, drückt dieß auch seinem Aeußeren einen bezeichnenden Stempel auf. Der Landmann wird stets die Spuren des Klimas, des Bodens, ja selbst der Produkte, die sein Fleiß im Verein mit diesem erzielt, an sich tragen. Man unterscheidet den Bauern dieser Gegend leicht von dem einer andern, und zwar nicht allein durch das Charakteristische seiner Kleidung, sondern mehr noch durch seinen Gesichtsausdruck, seinen Gang, seine Haltung und vorzüglich auch durch seine Art zu sprechen. Es liegt weniger in dem verschiedenen Dialekt, als wie dieser gesprochen wird, oft nur in dem rascheren oder langsameren Sylbenfall, dem schärferen oder singenden Laut; aber gerade darin zeigt sich ungemein viel Charakteristisches und bezeichnet oft merkwürdig die verschiedenen Abweichungen ganz naheliegender Länderstrecken. So hat die Sprache des Albbauern durchaus nichts von der singenden Weise des Unterländer Landmannes, er stößt seine Worte kurz, kräftig heraus, der Ton seiner Stimme ist hell, durchdringend, auch wo er ohne Aufregung spricht. Dieß ist auch bei dem weiblichen Geschlechte ganz dasselbe und ohne Zweifel mit eine Folge der stets reinen, scharfen Luft, welche auf die Stimmorgane einen reizenden und stärkenden Einfluß hat, wie sie auf das Gemüth frisch, kräftig und belebend einwirkt. Ein besonders hervorzuhebender Zug der Albbewohner ist der scharf ausgeprägte Sinn für Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung, welcher die Frauen auszeichnet und sich namentlich in der stets frischen Wäsche beiderlei Geschlechtes vortheilhaft zeigt. Diesen Zug, den man so häufig bei dem Landvolke vermißt, hat die Alb mit der Schweiz gemein, und er läßt sich wohl, wie manche andere Aehnlichkeit, aus ihrem historischen Zusammenhange, der besonders seit der Einführung des Christenthums nachgewiesen werden kann, herleiten, während das württembergische Unterland mehr von dem fränkischen Elemente, dem jene Züge mehr oder minder fehlen, in sich trägt, wie auch ihre Sprache viele Verwandtschaft mit einander zeigt.

Auf dem hohen, steinigten Albgebirge, das größtentheils von einer kräftigen Erde überdeckt ist, wird dem Fleiße des Landmanns eine ergiebige Ausbeute. Mit Stolz und Liebe hängt er deßhalb an dem Boden, auf dem er geboren, und der ihm mehr als hinreichend Lebensmittel beut. Seine prächtigen Felder, seine herrlichen Waldungen, sein Haus und Hof, mit dem daran hängenden Titel, sind sein höchstes Gut, seines Lebens Freude und Stolz, über die keine andere Empfindung zu triumphiren vermag. Dieß zeigt sich nicht selten in harter, schroffer Weise, und die Zähigkeit, mit welcher der Albbauer an seinen Ansichten und Vorurtheilen hängt, ist bei der Stufe der Bildung, auf der er steht, unbeugsamer, als selbst Vorurtheile in den abgeschlossensten Kreisen des Adels oder Bürgerthums. Kaum etwas milder findet sich dieser Zug bei dem weiblichen Geschlechte, das sonst in allen Dingen ein merkwürdiges Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, überhaupt so tüchtig und brav sich bewährt, als man es nur wünschen kann. Unermüdlicher Fleiß und Sparsamkeit paaren sich mit ihrer Ordnungsliebe und Reinlichkeit, wie auch eine seltene eheliche Treue bei ihnen hervorzuheben ist, — Züge, die man viel weniger bei den Männern findet, welche der Fruchtverkauf aus den abgelegenen Orten in die Städte führt, wo die Gelegenheit zu Trunk und dergleichen schädlichen Dingen sie häufig den einfachen Sitten ihrer Heimat untreu werden läßt. Doch hängen sie mit großer Vorliebe an dem Althergebrachten. Mehr ist dieß jedoch bei den Frauen der Fall, und ihre Tracht ausgenommen, die, vielleicht aus dem großen Hang zur Sparsamkeit, wohlfeilem Flitter gewichen ist, halten sie noch ziemlich treu an den Sitten und Gebräuchen ihrer Ahnen. Im Hauswesen wie bei Festlichkeiten werden diese noch immer festgehalten, und wenn gleich nicht mehr mit derselben Pietät, wie noch vor kaum zwanzig Jahren, so sind doch dieselben Grundzüge geblieben. Schade ist es, daß die schöne und originelle Tracht sich nicht mehr damit vereint. Mit Unbehagen vermißt man an den drallen, kräftigen Gestalten die bunte, kleidsame Umhüllung, die ihnen so wohl gestanden; besonders bei Hochzeiten und auf dem lustigen Tanzboden fehlt dieser bäuerliche Staat ungemein. Er paßte so recht zu dem Ganzen, war so hübsch und stattlich aussehend wie die Leute selbst, so originell wie ihre Sitten und Gebräuche, und vermehrte den poetischen Anstrich derselben wie den Reiz ihrer Naivetät um ein Bedeutendes, ja er erschien zu der ganzen Szenerie wie eine Nothwendigkeit, der pittoresken und wieder so anmuthigen Natur entstammt und für immer angehörend. Leider erblickt man jetzt nur selten noch, nur bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten, die reiche Tracht in ihrer ganzen geschmackvollen Zusammensetzung. Wie Alles, so zeigt auch sie sich bei der Jugend am vortheilhaftesten, die hier, wie allenthalben, mit den hellsten Farben sich schmücken darf. Bei den Männern ist der Unterschied der Farbe ein geringerer und hat auch nicht die tiefe Bedeutung, die ihnen theilweise bei den Frauen beigelegt wird. So durfte und darf noch heutzutage, und diese Sitte wird mit aller Strenge gehandhabt, nur ein unbescholtenes Mädchen sich mit rothen Bändern und weißer Schürze kleiden; diejenige, welche gesündigt, muß sie ablegen, an ihre Stelle schwarze Bänder in die Haare einflechten und mit dunkler Schürze ferner ihren Lebensweg gehen. Auch mit dem Hochzeitstage legt die junge Frau diesen jugendlichen Schmuck ab und verbirgt ihn mit der Brautkrone, deren Hauptzierde aus Flittergold und bunten Bändern besteht, in die wohlverschlossene Lade. Ebenso muß jede Frau, und sei sie noch so jugendlichen Alters, der Spinnstubengemeinschaft und den Freuden des Tanzbodens entsagen. Die ernsteren Pflichten, welche sie als Weib und Mutter erwarten, und denen sie am Altare Treue geschworen, verdrängen für immer die flüchtigen Freuden der Jugend. Von nun an lebt sie nur ihrem Haushalte und sucht mit unermüdlichem Fleiße die etwaigen Verschwendungen ihres Mannes zu decken, und so tolerant man während des ledigen Standes den Verkehr beider Geschlechter duldet, ebenso unerbittlich richtet man über ein Weib, das die eheliche Treue bricht. Die Männer genießen hierin, wie allenthalben, große Vorrechte, wenigstens insoweit, als man nicht gleich unwiderruflich den Stab über ihre Vergehen bricht. Die Nachsicht der Frauen zeigt sich auch hier, wie anderwärts, milder und versöhnlicher als die der Männer, und was sie mit dem Flammenschwerte an sich selbst richten, suchen sie bei dem Haupte des Hauses zu entschuldigen, zu vergessen, selbst wieder gut zu machen.

Dagegen haben die Sitten und Gebräuche des ledigen Standes für unsere feinere Auffassungsweise allerdings manches Anstößige, selbst Unmoralische, doch liegt in ihrer Naivetät viel Anziehendes und Entschuldbares. Die Freiheit des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern in den Spinn- oder Kunkelstuben, wie man auf der Alb sagt, ist nach unseren gebildeten Begriffen eine sehr große, und geht weit über unser Gefühl des Anständigen und Schicklichen hinaus; allein Sitte und Gewohnheit schützen dabei auf der Alb vor Aergerniß, und da es wenig, fast keinen Einfluß auf das spätere häusliche Leben und eheliche Glück ausübt, so ist es wohl das Beste, und wird auch von der Behörde als solches erkannt, hier den Maßstab der Toleranz anzulegen, und an dem, was der Gebrauch seit Jahrhunderten geduldet, nicht strenge zu rütteln. Unter den vielen verfänglichen Dingen jedoch, die vorzüglich den langen Winterabenden ihre Entstehung verdanken, wo altersgleiche Mädchen zu gemeinschaftlicher Arbeit und Zusammenkunft sich eine Stube miethen, wo dann auch nach dem Feierabend ihre Anbeter sich einfinden, zeigt sich auch manche rührende und anmuthige Sitte, wie viele ganz harmlose Freuden. Bei dem gefährlichen Aegelschütteln und dem noch gefährlicheren Nachhausebegleiten werden rührende Volkslieder oder neckische Schel-

menliedchen gesungen. Bald singt das Eine, bald das Andere vor, dann fällt der ganze Chor ein, und es ist gar anmuthig und gemüthlich, wenn man in stiller, winterlicher Nacht durch die Dörfer wandelt und unter den Strohdächern, die bis an die niedern Fenster sich wie eine dunkle, unheimliche Mähne herunterziehen, die bescheidenen Lichter schimmern sieht und den hellen Klang jugendlicher Stimmen vernimmt, die theils in muthwilliger, theils in rührender Weise, oft noch mit Lachen und Scherzen untermischt, in die menschenleeren Gassen hinausschallen. Auch wird beim abendlichen Spinnen, nebst vielen Hexen- und Gespenstergeschichten, Manches von der fernen Welt und ihrem Treiben erzählt, wohl nebenbei eine lehrreiche Geschichte vorgelesen, die Dorfereignisse besprochen, auch über die letzte Leichenrede des Schulmeisters noch einmal geweint, dieser oder jener lehrreiche Satz aus des Herrn Pfarrers Predigten zitirt, und an die nächste Hochzeit mit ihren Freuden gedacht. So viele Mädchen in einer solchen Kunkelstube sich befinden, so viele Liebesverhältnisse sind auch natürlicherweise darin zu finden.

Die Eltern bestimmen und schließen die Heirathen der Kinder. Hier wird nicht nach der Wahl des Herzens gefragt, welche ohne passende äußere Verhältnisse fast nie entscheidend ist und sich meistens auch ohne Murren dem Gebrauche und der Sitte fügt. Stand und Vermögen sind die bestimmenden Elemente zu einer Heirath.

Von der schwäbischen Alb: Die Kunkelstube. (S. 124.)

Der Bauernstand ist der erste, gleichsam der Adel im Dorfe, dann kommen die Söldner, dann die Halb- und Viertelssöldner, und endlich die Taglöhner. Handwerker gibt es unter den Söldnern, den Bauern nicht. Der Bauer, welcher seinen hohen Rang fühlt und ihn gewöhnlich nach der Zahl seiner Roßköpfe abwägt, ist zu stolz, um ein Handwerk zu erlernen. Sein Gut, sein Haus und Hof, und vor Allem seine Pferde geben ihm das Bewußtsein eines höhern Rangs, auf den er sich nicht wenig einbildet. Anderwärts werden gewöhnlich die Landbebauer in eine Klasse zusammengeworfen; hier auf der Alb sind es streng gesonderte Stände bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Bauern sehen sich als die ersten Besitzer des Landes, als die Gründer der Gemeinden an, und waren es wohl auch. Sie besitzen ungleich größere Güter als die Söldner, auch gab es von Alters her immer nur eine gewisse Anzahl Bauern in jeder Gemeinde, und dann haben sie einen unverhältnißmäßig größeren Antheil an den Gemeindegütern, wie den Waldungen, den Waiden u. s. w. Ueberall steht der Söldner ihnen nach, der, wie sich aus allen Traditionen nachweisen läßt, früher als Taglöhner im Solde der Bauern gestanden und sich erst im Laufe der Jahrhunderte Grundbesitz erworben hat. Sind gleich diese speziellen Beziehungen längst dahin gegangener

Zeiten auch den jetzigen Bewohnern wenig bekannt, so ist den Söldnern gegenüber doch der Stolz an den Bauern hängen geblieben, wie ein Theil seiner Vorrechte. In neuester Zeit freilich gleicht sich auch dieses mehr aus, und das Geld besiegt hier, wie fast allenthalben, eingewurzelte Vorurtheile. Eine reiche Söldnerstochter wird jetzt willig zur Herrin eines Bauernhofes angenommen, während dieß in früherer Zeit nur selten geschah. Auch verheirathet sich eine Bauerntochter oder ein jüngerer Sohn wohl auf ein hübsches Soldgut, doch nie werden sie ohne große Ueberwindung neben dem Kuhgespann einhergehen, das dem Söldner allein zukommt, und die Erinnerung, daß sie von „Roßklöpfen" abstammen, wird stets lebendig in ihnen bleiben. Pferde besitzen nur die Bauern, und sie sind so stolz auf ihre Anzahl, daß sie mehr halten, als zur Bebauung ihrer Güter nothwendig ist. Das nützliche Zugvieh der Ochsen sieht man auf der Alb fast gar nicht, es herrscht noch ein unüberwundenes Vorurtheil dagegen. Der Bauer würde seinen Stall, sein Haus, sein Gut dadurch vermehrt finden und nie einen Acker mit diesem Thiere pflügen. Wer nicht Pferde besitzt, bestellt sein Feld mit Kühen, und Diejenigen, welche pekuniären Vortheils halber sich schon Pferde und Ochsen angeschafft, wurden sogleich Gegenstand der angebornen derben Spottlust der Albbewohner, und „halb Ochs, halb Gaul" genannt. Doch hierin, wie in mancher ökonomischen Einrichtung, werden ohne Zweifel bald vortheilhafte Veränderungen eintreten, und sind es theilweise schon durch treffliche Oekonomen, welche sich auf der Alb angesiedelt und volksthümlich gemacht haben.

Die Ehen, wenn auch selten durch die Neigung des Herzens geschlossen, fallen doch gewöhnlich zu beiderseitiger Zufriedenheit aus, wozu besonders die Tüchtigkeit der Weiber beiträgt, die mit Konsequenz und Duldsamkeit ihren Pflichten nachkommen und in allen Verhältnissen viel Gutmüthigkeit und gemüthlichen Sinn entwickeln. Ein ausdauernder Fleiß ist übrigens auch den Männern eigen. Hierin, wie in Allem, zeigt sich bei dem Albbewohner eine starre Zähigkeit. Dennoch ist der Wohlstand im Abnehmen; man findet jetzt viel mehr verarmte Familien, als noch vor ein paar Dezennien, und schreibt diesen Umstand den Folgen mißverstandener Aufklärung zu, die den Bauern zu mancher Verschwendung außerhalb seines Hauses treibt. In demselben herrscht die gewohnte Sparsamkeit fort, welche übrigens mit dem Geize durchaus nichts gemein hat. Im Ganzen leben die Leute gut, sie genießen die Produkte ihres Bodens und brauchen zu einer kräftigen Nahrung den Ertrag ihres Viehstandes. Auch sind sie wohlthätig; kein Armer wird vergebens an ihrer Thüre betteln oder um ein Nachtlager flehen.

Noch ist die Alb einer der wohlhabendsten Theile Württembergs. Es gibt viele reiche Leute dort, und Diejenigen, welche durch ihre eigene Schuld verarmten, finden, wenn sie nur arbeiten wollen, immer ein ganz erträgliches Auskommen. Von der erschreckenden Armuth, wie man sie in so vielen andern Gegenden findet, zeigt sich hier nirgends eine Spur, und es ist auch kaum denkbar, daß je Hungersnoth in diesen kleinen Ortschaften entstehen könne, die, nur so wie hineingeschwemmt in die weiten, reichen Kornfelder, zwischen den herrlichen Waldungen liegen.

In den gewöhnlichen äußeren Lebensbeziehungen tritt das Standesvorurtheil viel weniger schroff hervor, als in den inneren Familienverhältnissen. Die meisten Einwohner eines Dorfes, ja verschiedener Ortschaften, die sich nahe liegen, begrüßen sich mit dem vertraulichen Du. In früheren Zeiten war dieß durchweg der Fall, und nur, höchst sonderbarer Weise, wird das Du in ein Ihr umgewandelt, wenn gevatterschaftliche Verhältnisse entstehen; die besten Freunde, selbst Verwandte, heben dann das gewohnte Du unter sich auf, um es mit dem formelleren Ihr zu vertauschen. Im Wirthshause wie in Geschäftsverhältnissen zeigt der Reiche dem Armen, zeigt der Bauer dem Taglöhner gegenüber wenig Stolz, und kommt auch hie und da eine anzügliche Redensart zum Vorschein, so wird sie doch nur höchst selten verletzend. Dagegen in Familienverhältnissen hält der Bauer unerbittlich strenge und mit dem ganzen Hochmuthe seines Standes an dem fest, was er sein „Reacht" nennt, und was ihm mit seiner Familienehre eins erscheint. Hier bleibt er starr, wie die Felsen seiner Heimat, sein Gemüth kahl, wie diese. Doch zum Glück brechen die Herzen der derben Albkinder nicht darüber. Was Sitte und Gebrauch mit sich bringt, steht selbst in jugendlichen Herzen als eine unüberwindliche Macht; die weicheren, empfindsameren Gefühle verstummen gewöhnlich sehr schnell vor dem Gebote, was sie lehrt zu thun was „Reacht" ist. Ohne sonderliches Widerstreben, meist auch ohne besonderen Schmerz wird der „Schatz" aufgegeben und der vorgeschlagene Freier oder das „rechte Mädle" acceptirt. Die Eltern stellen vor Allem, als Hauptsache, das Heirathsgut fest, was bei dem Heirathstag (Verlobung) gerichtlich aufgesetzt und unterschrieben wird. Dem Heirathstag folgt die Hochzeit sehr schnell, gewöhnlich in drei Wochen nach. Bei Wittwern, welche Kinder haben, zieht die Braut fast immer am Heirathstage in das Haus ein. Niemand nimmt ein Aergerniß daran; man findet des Hauswesens und der Kinder wegen diese Einrichtung zu praktisch, um ihr einen moralischen Tadel anzuhängen.

Am Tage vor der Hochzeit findet die sogenannte „Strohsackfüllete" statt, eine Art Polterabend mit vielem Schabernak. Die Gemeinschaft der Kunkelmädchen, zu der die Braut gehört, besorgt das Geschäft, den grünen Strohsack für das Brautbett zu füllen. Zu gleicher Zeit wird eine neue Kunkel mit feinem Flachse umwickelt, in den man Zuckerzellen einstreut, damit der jungen Frau beim Abspinnen Süßes in den Schooß falle zum Zeitvertreib und zum Netzen der Lippen, oder wohl auch, um die Trennung von den lustigen Gespielinnen ihr nicht allzu schwer erscheinen zu lassen, um das einsame Abspinnen der ersten Kunkel Flachs ihr durch kleine Naschereien minder langweilig zu machen. Diese sogenannte Brautkunkel wird mit einer Menge Spindeln besteckt, an die man der Braut unter verfänglichen Scherzen kleine Geschenke hängt, welche alle für die künftige Mutter berechnet sind.

Die Gäste, die sich bei dieser Feier einfinden, werden mit Bier und Weißbrod traktirt. Zu dem Strohsackfüllen, das in der Scheune vor sich geht, kommen auch die Freunde des Bräutigams und die Burschen der Kunkelstube, um mit derben Scherzen und dergleichen Zärtlichkeiten die Mädchen bei diesem Geschäfte zu unterhalten. Ist dieß wichtige Werk vollbracht, so wird der große Leiterwagen mit der Aussteuer der Braut geladen. Obenauf, als höchster Staat, kommen die steif gefüllten, roth und blau karrirten Betten, welche künstlich aufgebunden und mit rothseidenen Schleifen [illegible] sind. Ihre Anzahl und Stattlichkeit ist ein Fingerzeig [illegible] oder geringeren Reichthums der Braut. In der Mitte des Wagens bleibt ein kleiner Raum frei; hier prangt die Brautkunkel, um die sich auf quer übergelegten Brettern die Nähterin, welche bei dieser Festlichkeit, sowie bei der Hochzeitsfeier eine wichtige Rolle spielt, und die besten Freundinnen der Braut schaaren. Vornauf sitzen die Musikanten. Unter lustigen Klarinett- und Geigenklängen und unter lautem Peitschengeknall schwingt sich der Knecht auf die blankgeschirrten Pferde, und langsam fährt der Wagen nach dem Hause des Bräutigams. Ist die Braut aus dem Dorfe selbst, so folgt sie in Begleitung ihres Verlobten, ihrer Eltern und nächsten Verwandten zu Fuß ihm nach; kommt sie aus einem andern Orte, so hat der Bräutigam die Verpflichtung, sie mit seinen Pferden und dem zierlichsten Leiterwagen, der ihm zu Gebote steht, abzuholen. Sei nun die Braut aus dem Dorfe selbst, oder komme sie aus der Ferne, der Abschiedsschmerz aus dem elterlichen Hause wird mit ganz gleicher Heftigkeit ausgedrückt. Die Sitte verlangt dieß so, und selbst die glücklichste Braut nimmt von ihrem Elternhaus und der Nachbarschaft einen wahrhaft herzbrechenden Abschied, und weint und schluchzt so lange fort, bis sie das Haus ihres Verlobten erreicht hat. Dort aber geht's nun lustig zu, die

Thränen verwandeln sich in Lachen und Scherz, und Tanz und Schmaus füllen den Abend aus. Die Braut bleibt in dem Hause des Bräutigams, wohl in der Brautkammer selbst, doch schläft des Anstands halber eine Verwandte bei ihr. Der Kirchgang am folgenden Tage geht von dem Wirthshause aus, wo die Hochzeit gehalten wird, und ist von dem Geläute der Glocken, von Musik und Büchsengeknall begleitet. Die jungen Bursche und Männer machen den Anfang, in ihrer Mitte geht der Bräutigam, dann folgt der weibliche Theil, zwischen zwei erwählten Brautjungfern die Braut. Der Anzug der Braut ist ganz schwarz bis auf die blendend weißen Strümpfe und die bunte, schimmernde Brautkrone, die ein eigenthümlicher Aufsatz von rothseidenen Rollen und weißen Flachszöpfen ist; um den Kopf schließt sich ein Reif, eine Art Diadem mit Perlen, Golddraht und kleinen Spiegelchen geschmückt. Obenauf sitzt ein Busch von Zittergold und Glasperlen, und in dem Nacken hängt eine Unmasse blau- und rothseidener Schleifen. Diese bunte Kopfbedeckung sieht auf der schwarzen Kleidung sehr frisch und originell aus. Die Brautjungfern tragen ähnliche Aufsätze, doch legen sie diese ihrer Schwere halber nach dem Kirchgang ab, während die Braut bis zu Ende des Festes diesen Schmuck tragen muß.

Nach der Trauung, der immer eine Predigt vorangeht, begibt sich der Zug wieder in gleicher Weise, nur daß jetzt Braut und Bräutigam neben einander gehen, nach dem Wirthshause, wo der Schulmeister des Dorfes noch eine Rede zu halten hat. Gewöhnlich postirt sich dabei der Redner auf den hohen, zu diesem Zwecke mit frischem Stroh belegten Düngerhaufen. Um ihn her gruppiren sich die Hochzeitsgäste, und mag er nun sagen was er will, Thränenströme, wenigstens aus den Augen der weiblichen Zuhörer, begleiten stets seine Worte. Hat er sein „Amen" ausgesprochen, fängt die Musik lustig zu spielen an und eilt der offenen Scheune zu. Die Burschen springen alle nach der Braut, und wer zuerst ihre Hand ergreift, führt sie zum Morgentanz dorthin. Die minder Glücklichen jagen nun nach ihren erwählten Tänzerinnen und folgen diesem Paare nach. Wer den Morgentanz zusammengetanzt, bleibt auch den ganzen Tag über sich ziemlich treu; der Bursche sitzt am Tische bei seiner Erwählten, er hält sie im Trunke frei und bekommt dafür von ihr ein Fazinetle (buntes Taschentuch), welches ihm die Näherin zum Abendtanz, der bei beginnender Dämmerung wieder in der Scheune gehalten wird, auf den Hut zu nähen hat. Von da an tanzen die Burschen gewöhnlich mit dem Hute auf dem Kopfe. Die Braut muß ihrem Morgentanztänzer, obgleich er weiter keine Verpflichtungen gegen sie hat, statt einem zwei Tücher auf den Hut nähen lassen.

Jedes zahlt seine Zeche selbst, die der Speisen wird vorher bestimmt und richtet sich nach der Wohlhabenheit des Brautpaars. Die meisten Gerichte bestehen aus Fleisch und Würsten, welche schon in Portionen abgetheilt aufgetragen werden, damit ja Keins vor dem Andern einen Vortheil voraus habe. Mit der ersten Schüssel wird gleich ein Kartenspiel gebracht zum Verloosen der einzelnen Portionen; auch besteht der Gebrauch, daß der Wirth bei jeder frischen Schüssel so viel Bogen Papier bringt, als Gäste zugegen sind, damit Jeder, was er nicht gleich genießt, einwickeln und mit nach Hause nehmen kann. Tanz, Essen und Trinken dauert bis spät in die Nacht hinein, dann werden die Neuvermählten mit Musik und Gesang nach Hause begleitet. Bei diesem „Heimzug" bemerkt man nichts von der vorhergegangenen, oft sehr rauschenden Lustigkeit. Eine feierliche Weise tritt an die Stelle derselben. Der Zug geht durch das ganze Dorf; verstummt die Musik, so wird stets der Gesang: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen, Das Andre wird sich alles fügen ꝛc." angestimmt. Das Brautpaar wird bis in seine Kammer begleitet, wo sich die Freunde und Freundinnen in derselben gruppiren und das sogenannte „B'hüt di Gott!" aus dem ledigen Stand ihm singen. Dann folgt eine rührende Abschiedsszene, bei der die jungen Eheleute für immer von den Freuden des ledigen Standes und der engeren Gemeinschaft mit ihren Gespielen sich scheiden. Diese letzte Feierlichkeit muß aber vor dem erst n Tagesgrauen beendigt sein, sonst ist nach dem allgemeinen Glauben die Ehe von vielem Unheil begleitet.

Von Fastnachtsschwänken weiß man auf der Alb sehr wenig; ihr leichter, schalkhafter Humor ist den derben, offenherzigen Bewohnern derselben völlig fremd. Dagegen sind Ostern und Pfingsten Tage des Vergnügens und des Scherzes. Scheibenschießen und Kegelspiel um einen fetten Hammel und dergleichen Preise mehr werden am Nachmittage von den Burschen getrieben. Abends holen sie die Mädchen zum Tanze ab und bewirthen sie; Diejenige nun, welche von einem Burschen besondere Aufmerksamkeiten dabei annimmt, ist sein Sommerschatz, und diese Uebereinkunft wird in aller Form durch das Geschenk eines Weckens von Seiten des Burschen bekräftigt.

Eine sehr hübsche Sitte ist das Fackelbrennen am ersten Fastensonntage, auf der Alb weißer Sonntag genannt. An diesem Tage hat die noch unkonfirmirte Jugend einen wahren Jubelabend, indem sie auf dem jeweiligen Winterfeld mit Anbruch der Nacht eine Menge Fackeln abbrennt. Dieses hellleuchtende einfache Feuerwerk gewährt einen ungemein hübschen Anblick, da man es allenthalben über die Felder und durch die Wälder schimmern sieht und dabei den stürmischen Jubel der Knaben und Mädchen hört. An diesem Fackelbrennen gerade an diesem und nur an diesem Tage hängt Jung und Alt mit solcher Vorliebe, ja mit einer wahren Ehrfurcht, daß diese Sitte wohl noch lange im Volke fortbestehen wird. Sie rührt wahrscheinlich von dem uralten Gebrauche her, der namentlich in Oberschwaben sehr allgemein war: dramatische Aufführungen der Leidensgeschichte Jesu; und da dieses Fackelbrennen nur am ersten Fastensonntage stattfinden darf, hing es wohl mit der bildlichen Darstellung der Gefangennehmung Jesu zusammen.

In früheren Zeiten wurde auch zu Pfingsten der Umzug des Pfingstlümmels unter vielen tollen Späßen gehalten, eine Sitte, die jedoch gänzlich abgekommen ist; nur Tanz, Kegelspiel und Scheibenschießen füllen jetzt noch den Pfingstmontag, zum Theil auch noch den Dienstag aus.

An der Kirchweihe wird der flotteste Tanz abgehalten. Schon in früher Nachmittagsstunde beginnt diese Festlichkeit und dauert bis weit in den andern Tag hinein; zwischendurch amüsiren sich die Burschen und Mädchen an einem Lotteriespiel mit zum Theil recht kostbaren Gewinnsten. Was hiebei Fortuna den Burschen zutheilt, verehren sie ihrem geheimen oder bereits offen anerkannten Schatze. Die also beschenkten Mädchen sind dann bei der Tafel und beim Tanz die Ersten, und werden während dieser Lustbarkeit „Platzmeisterin" genannt.

Sonderbar ist der noch immer ziemlich treu gehaltene Gebrauch des jährlichen Aderlassens an einem bestimmten Tage. Da strömt hauptsächlich die Jugend zu den berühmtesten Badern, in deren Stuben dann ein wahres Blutbad beginnt. Alle Gegenvorstellungen vernünftiger Chirurgen nützen wenig. Will's der Eine nicht thun, gehen sie zum Andern. Sie halten es für eine nothwendige Gesundheitsregel. Nach dem Aderlaß aber geht's in's Wirthshaus zu Bier und Tanz, wohl, um das Verlorene bald möglichst wieder zu ersetzen.

Während der Erntezeit sah man früher Schnitter und Schnitterinnen nur im Sonntagsstaat; auch jetzt noch vollbringen sie das Geschäft des Schneidens in besserer Kleidung als der gewöhnlichen. Es ist ein recht stattlicher Anblick, die langen Reihen sauber gekleideter Arbeiter und Arbeiterinnen in den prächtigen Fruchtfeldern zu sehen, wie sie mit Stolz und Freude den Segen des Himmels einheimsen. Eine schöne Pietät liegt in dieser Auszeichnung der Kleidung, mit der das Erntegeschäft betrieben wird. Die Tage des Segens und des Lohnes vieler Mühen werden dadurch zu

Festtagen gestempelt; noch hört man viele fromme Lieder bei der Arbeit, besonders Abends bei der Heimkehr, singen. Ueberhaupt findet man während dieser Zeit eine erhöhte Stimmung unter den Leuten. Mit stolzem Auge sieht der Bauer auf den schwerbeladenen Wagen, mit dankesfrohem Blicke begleitet ihn die Bäuerin in die Scheune und lohnt die Schnitter mit guter Kost, wobei die fetten Ernteküchlein eine Hauptrolle spielen. Während der Erntezeit liegt der Bäuerin das Hauswesen allein ob, doch auch sie trägt einen besseren Rock als sonst, obgleich sie nicht zum Schneiden auf's Feld geht. Das Ende der Ernte, wie jede wichtigere ökonomische Arbeit des Dorfes wird stets mit irgend etwas Besonderem gefeiert. Ebenso wird der Anfang und die Beendigung der Kunkelstube, Ein- und Ausstand genannt, mit einer Biersuppe, in neuerer Zeit auch mit Wein gefeiert und, wie immer bei den Festlichkeiten der ledigen Stände, viele Possen dabei getrieben.

Lichtmeß, als der Hauptwandertag, ist ein äußerst belebter Tag auf der Alb. Da gewöhnlich um diese Zeit noch Schnee liegt, nimmt das Geschelle der Schlitten gar kein Ende, denn jeder Bursche und jede Magd, welche wandern, werden zu Schlitten von einem Orte zum andern gebracht. Bereitwillig geben alle Bauern Schlitten und Pferde dazu her. Unter Gesang, wohl auch mit Musikbegleitung, führen

Aus der schwäbischen Alb: Der Wandertag an Lichtmeß. (S. 128.)

seine Kameraden den Knecht an den Ort seiner neuen Bestimmung, ebenso die Kunkelmädchen die Magd, wie überhaupt Beiden an diesem Tage alle mögliche Ehre und Freundlichkeit erzeigt wird. Es liegt in dieser Sitte ein ganz ungemein gutmüthiger und herzlicher Zug, dem gewiß eine tiefere und rührende Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Mit diesen hier flüchtig geschilderten Sitten und Gebräuchen, deren Verfall in einzelnen Zügen schon sehr bemerklich ist, wird gar manche gute Seite der Albbewohner verschwinden, doch wohl auch manches schlimme Vorurtheil, das eben so festen Boden wie diese gefaßt hat, und sich mit vieler Halsstarrigkeit selbst auf vortheilhaftere Einrichtungen der ökonomischen Dinge erstreckt, und sich den durch die Wissenschaft in neuerer Zeit auch auf diesem Felde so großen Fortschritten zu eigenem Nachtheil widersetzt. Das Eine muß nach und nach das Andere ausgleichen, und bei tüchtigen Beispielen, wie sie sich bereits finden, wird der Geist der neueren Zeit nicht nur an dem Alten, Hergebrachten rütteln, sondern da, wo Jenes zweckwidrig erscheint, es durch Neues, Besseres ersetzen. Das Gute aus früheren Tagen wird allmälig in eine andere Form übergehen, und das Unerquickliche, was sich in dieser Uebergangsperiode zeigt, sich durch erkannte Vortheile und zeitgemäßere Anschauungen klären, bis sich das gute Alte zu gutem Neuem umgestaltet hat.

Verloren.

Von

H. Bleuer.

Es war ein schöner, sonniger Maitag. Nur einzelne weiße Wölkchen zogen von Nordost gegen Südwest und ließen beständige Witterung hoffen. An dem großen offenen Schiebfenster eines Gartensalons, welcher zu einem, Hamburg nahe gelegenen Landhause gehörte, saß eine schöne, obgleich sehr bleiche Frau, anscheinend den ersten dreißiger Jahren angehörig. Ihre ganze Kleidung, wie ihr Aussehen und die Schwäche, die sich in der geringsten Bewegung verrieth, zeigten deutlich, daß sie erst kürzlich von einem harten Krankenlager erstanden sein mußte. Aber weder in dem Glanze ihrer Augen, noch in der Lebhaftigkeit ihrer Gesichtszüge ließ sich eine Spur jener glücklichen Stimmung entdecken, welche über das Antlitz einer Wiedergenesenen einen so eigenthümlichen Zauber auszugießen pflegt. Die langen, schwarzen Augenwimpern hingen wie düstere Wolken über den großen, himmelblauen Augen, aus welchen von Zeit zu Zeit eine Thräne über die blassen Wangen herabrollte, besonders wenn sie ihre Blicke auf ein fünf bis sechs Monate altes Knäblein richtete, welches ein Kindermädchen ihr gegenüber in den Armen hielt.

Die Genesene war Hedwig, die Gattin des Kapitäns Tomson, welcher gerade vor einem Jahre als Befehlshaber eines großen Dreimasters nach Indien abgesegelt war, um mit dessen köstlichen Produkten belastet nach Deutschland heimzufahren und die Reichthümer des Rheders zu vermehren, in dessen Diensten er die gefährliche Fahrt unternahm. Zwölfmal schon hatte die kühne Brust Tomsons, hatten die gewaltigen Eichenrippen „Pluto's“ (so hieß das Schiff) auf dem gleichen Wege den schäumenden Wogen des Weltmeeres Trotz geboten, um, mit den Schätzen des Orients beladen, in die deutschen Gewässer zurückzukehren. Umsonst hatte die treue Gattin den kühnen Seemann schon wiederholt, und dießmal besonders flehentlich gebeten, endlich dem gefahrvollen Berufe zu entsagen und, zufrieden mit dem bereits Erworbenen, seiner Familie zu leben. Nur Einmal noch wollte Tomson die Fahrt machen, und dann den Wünschen und Bitten des geliebten Weibes und des einzigen Töchterleins, Mathilde, willfahren. So schmerzlich auch der Abschied jedesmal war, so viele Thränen hatte er doch nie gekostet wie bei dieser letzten Fahrt, wie Tomson sie nannte. Es war jetzt nur allzu wahrscheinlich, daß es die letzte Fahrt des braven Seemanns gewesen war. Nicht nur wollte keines der Schiffe, welche auf dem Heimwege begriffen waren, als Tomson gerade Indien zusteuerte, dem „Pluto“ begegnet sein, sondern in den letzten Wochen waren auch Nachrichten eingelaufen, daß ein großes Schiff auf offener See in den Gewässern des indischen Ozeans in Brand gerathen und mit Allem untergegangen sei, ehe demselben oder der unglücklichen Mannschaft Hülfe gebracht werden konnte. Aus einigen aufgefangenen Schiffstrümmern wollte man mit Bestimmtheit darauf schließen, daß dieses schreckliche Unglück den „Pluto“ getroffen habe.

„Armes Kind!“ seufzte jetzt die unglückliche Mutter mit einem schmerzlichen Blicke auf das holde Knäblein, das so ganz das Ebenbild seines muthigen Vaters war, — „armes Kind! vielleicht hast du in derselben Stunde das Licht der Welt erblickt, da dein braver Vater in Erfüllung seiner Berufungspflicht mit dem Tode in seiner gräßlichsten Gestalt rang. O mein Wilhelm! mein geliebter Gatte! warum hast Du meine Bitten und Thränen nicht erhört? warum meiner trüben Ahnung nicht geglaubt? Die süße Hoffnung, die Dir beim schmerzlichen Abschiede aufdämmerte, einen männlichen Sprößling auf Deinen Armen zu wiegen, — Du hast sie Dir selbst zerstört. Gott, mein Gott! wie werde ich diesen grenzenlosen Schmerz tragen, ohne ihm zu erliegen!“ Und häufiger und heißer rannen die Thränen über die todesbleichen Wangen; die Wärterin des Kindes wandte ihr schmerzbewegtes Gesicht zur Seite, und selbst der kleine Wilhelm schien theilnahmvoll auf die bekümmerte Mutter zu blicken.

Da trat die fünfzehnjährige Mathilde, die treue Pflegerin der zärtlich geliebten Mutter ein, wischte die Thränen von den bleichen Wangen und sprach mit kindlich rührendem, vertrauensvollem Tone: „Wie, mein liebes Mütterchen! wollen die Thränen und Klagen nicht enden? Soll Deine schwache Gesundheit vollends untergraben werden? Sollen Deine Kinder auch die geliebte Mutter verlieren? Und wo bleibt das Vertrauen zu dem Vater über den Sternen, der mit Weisheit und Liebe Alles lenkt, wie Du mich so oft gelehrt hast?“ Ein sanfter Händedruck, ein unbeschreiblich liebevoller Blick war die Antwort der tiefgerührten Mutter, und die Genesene gehörte von Neuem ganz ihren Kindern. Wie schwer auch die schließliche Bestätigung des schrecklichen Unglücks die beiden fühlenden Herzen der Gattin und der Tochter traf, sie rangen mit festem Muthe und himmlischem Vertrauen ihren Schmerz nieder und „warfen all' ihre Sorgen auf den Herrn!“ — Und der Herr träufelte in himmlischem Troste Balsam in die schwer verwundeten Herzen.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

13.

Der Ausgang.

Frei war der Greger! Das Thor des Gerichtshauses schien ihm noch einmal so hoch und weit und die Welt so unabsehbar groß. Nach Allem schien's ihm herausgekommen, daß er doch auf sich selbst gestellt sei, und zuletzt lobte er sich, was für ein Mann in ihm stecke für diese große, weite Welt.

Das Geldbeutelchen, das Geldbeutelchen, das griff und hielt er — es war leibhaftig in seiner Hand mit dem Inhalte, welcher noch vom Schelmbauer herrührte. Das hatte ihm Leni von ihrem Leibe, nach dem Brande, zum Halten gegeben. Und so war es ihm durch die Wandlungen hindurch bis heute geblieben. Er hatte Vorrath, er konnte machen was er wollte, und brauchte den Stolzen und Hoffärtigen daheim, diesen Verzündlern (Angebern) gar nicht, am allerwenigsten sogleich, wieder zu kommen. Sie sollten zündeln und schüren; er verständ' das besser, und habe das Feuer im Gericht ausgehalten und sei heil und gesund, ja, habe noch dem Richter den Wassereimer über den Kopf gegossen. Er fühlte im Augenblicke auch wieder erst die rechte Verachtung für den Gerichtsdiener, den er bald freundschaftlicher behandelt hätte. Er, der den Gerichtsherren Nüsse zum Aufbeißen gegeben, daß sie sich die alten Zähne daran ausbeißen könnten! Hallo! Hallodri!

Und wohin sollte er nun zuerst? Wohin anders vorerst, als an einen Ort, wo man Herr über sich wär', wo man gleich befehlen und recht in der Welt sein könnte — in's Wirthshaus! Nun da konnte er seine Glieder strecken in rechter Weis' und sich wieder mit eigenem Willen fühlen und wieder Mensch sein. Er hatte sich's doch wohl auch jetzt verdient. Und nur da konnte er sich wieder Allen zeigen und den Leuten Anlaß geben, zu sagen: Der Greger is' frei und unschuldig und ein braver Kerl wie alle Anderen! Er mochte in's Wirthshaus gehen und Einen beim Kragen nehmen und mit ihm balgen, der ihm etwa nicht alle Ehre und Achtung zu beweisen Lust hätte. Er mußte wieder einen Schluck guten Trunkes in seine durstige Kehle, in sein flau gemachtes Inneres kriegen, statt des widerlichen, „öden Geschwappels“ (matten Gewässers) aus dem alten Gefäße im Häftlingshause. Und ja, um sein Weib mußte er auch fragen. Ob Einer wohl wissen werde, was sie mache? Im Wirthshause, wo die Leute einkehren, die zum Markte kommen, werde man auch am ehesten von ihr wissen; da müsse er also in jedem Falle hin. Vielleicht treffe er jemand Befreundetes von daheim. Und, ach — überkam es ihn wohl — wenn ich jetzt

heim, in mein Häusl', zu meinem klein' Buben gehen könnt'! Da überkam es ihn fast wie Rührung, da wollten die Wimpern nicht so klar auf- und zugehen wie sonst, und da hing es wie starker Nebel darin.

Aber . . . dummes Zeug! deßwegen war er ja gerade eingesperrt, und deßwegen komme er ja gerade vom Arreste, weil er keine Hütte und keine Stube und kein Weib und kein Kind darin mehr habe. Und das ist ja die ganze trübe, furchtbare Geschichte, über die er schon schlaflose Nächte auf dem Strohsacke im Kerker zugebracht. Da hätte er gerne all' sein letztes Hab', ja einen Finger von seiner Hand gegeben um ein Fläschchen kräftigen Sprit, so ein paar derbe Schlucke festen Branntweines, daß sein Herz strammer, sein Herz duseliger und schläfriger geworden wäre, und er hinüberträumen gekonnt hätte in's bewußtlose Nichts — Nichts — und erst erwacht, erwacht vielleicht um einen ganzen Tag später. Das fehlte, o das fehlte ihm so sehr, und das konnte er jetzt haben.

Und er schritt schnurstracks auf das Wirthshaus los. Im Wirthshause trat er vor und verlangte seinen Krug. Er meinte, Alle werden auf ihn losstürzen und sich freuen, daß er da sei. Der Wirth, hoffte er, der ihn ja kenne, werde ihm sogleich die Hand reichen und sagen: „Greger, freut mich b'sunders!" Auch den Leuten, die ihn nicht kennen, werde der Wirth zuflüstern und zuwinken: „Das ist der Greger vom Thal drüben, den sie wegen Verdachts eingesperrt haben, der aber ein kreuzbraver Kerl, schuldlos ist, weil er doch wieder da." — Und so werde sein, des Gregers, Ruf erst weit gehen und ein Ansehen bekommen. Mit dem Zutrinken an allen Tischen werde sich das zum Einstand gar hübsch machen.

Aber der Wirth schenkte ein wie für einen anderen Menschen, und sagte nur, auf das besonders zuthunliche Winken und Grüßen, so halblaut: „Ah, der Greger is' ah (auch) wieder da!" Er strichelte und wischte dann auf seiner roth und weiß linirten Tafel, die auf dem zinnbeschlagenen Schenktische lag, mit ihrem angebundenen Schwämmchen herum, als wäre die Welt voll Greger, als wären sie immer bis zur Stunde da ein- und ausgegangen, oder — als gäb's gar keinen. Der Schenkbub' kam auch jeden Augenblick mit neuen Anforderungen an den Schenktisch. Wenn der Greger recht gesehen und verstanden, war der Willkomm nicht einmal so gut wie früher, that der Wirth gerne, als sähe er ihn nicht. Und die Andern rückten sich breiter aus. Der und Jener sollten ihn doch wohl noch kennen! — Sie machten ihre Rücken förmlich ausgiebiger und stemmten die Ellbogen nach beiden Seiten aus und die Köpfe desto mehr nach einem Punkte zusammen, als gäbe es nur mehr diesen im ganzen Raume. Und Keiner sah ihn, wollte ihn sehen, oder ihm freiwillig Platz machen und ihn gerne zum Sitzkumpan haben.

Der Greger ärgerte sich. Er wollte nur nicht schon so thun, und es nochmals mit Aufmunterung versuchen. Er rief dem Wirth von seinem Sitze aus, an der Ecke eines Tisches, der übrigens leer war, mit fester Stimme zu: „Na, wie ist's denn immer 'gangen derweil?" — Der Wirth sagte gedehnt und nicht sehr laut: „Na — so — so!" — „Nix Neues?" rief Greger schon gedämpfter, wie zum letzten Versuch. — „'m, noa! (hm, nein!)" sagte der Wirth wieder träge gedehnt, und er klapperte, wischte und strichelte. Dann drehte er den Rücken, denn er stieg nach dem Gestelle hinauf, wo allerlei Geschirre und Dinge standen, um etwas zu suchen oder zu thun.

Der Greger begann mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln. Bald zog er einen festen Zug vom Glase ein. Er sah dabei, der Inhalt gehe bald zu Ende, und so sagte er sich, es müsse ja nicht gerade da sein — es gäbe noch andere Orte. In wenigen Minuten rief er „Zahlen!" so kurz und fest, als hätte er nur gleich eine Rechnung für Roß, Wagen und Knecht dazu. Er schlug seinen Geldbeutel fest hin, wie ein „Nobliger" und schenkte dem Zuträgerburschen die Kreuzer, die herauskamen. Dann ersah er den Augenblick, als der Wirth in die am Schenktische mündende Kellertreppe hinabgestiegen war, um ihm nicht „Adjes" sagen zu müssen, und ging, kaum seinen Hut rückend, zur Thüre hinaus.

14.

Steigen und Sinken.

Zum Trotze all' den Leuten, welche ihn auf solche Weise, gleichgültig, ja schier kränkend empfangen, wollte der Greger anderswohin. Sich selbst die schuldige innere Rechthaberei verschaffen! Meinten diese paar Leute da, sie seien die Welt, und meinte der Wirth, seine „Kaluppe" sei der höchlichste Ort?! O, er wollte ihnen beweisen, daß es noch bessere Orte und Aufnahme, mehr Freude und rechtes Behagen und Bekommen gebe.

Wohin? Zu Leuten, die von längst her mehr Herz im Leibe haben. In der Branntweinschenke, über deren kleiner Glasthüre das goldgelbe Kännchen hänge, sei es gemüthlicher, enger zusammengerückt. Da sei ein Mensch, wie der Greger, mehr angesehen. Da sitzt auch mancher tüchtige Kerl, dem's im großen Wirthshaus nur zu theuer, der aber doch mehr werth, als Viele da drüben, ja Alle. Und billiger ist es auch. Sparen heißt's, bei Allem — redete sich Greger zu. — Da hinein! Also da hinein gehe es und ging es. Er lasse eine Flasche vorsetzen, und es tränken dann noch die Andern mit für das, was er dort allein bezahlen müßte, und so werde es recht gemüthlich werden. Er verdiene es wohl, nach so langer, trübseliger Einsamkeit, daß er einige fröhliche und freundliche Menschengesichter um sich sehe. Das mag er.

Wirklich sagte auch der Branntweinschenker, als der Gast eintrat: „Ah, der Greger!" aber in einem ganz andern, höheren, lauteren, kräftigeren Tone sagte er das, als Jener mit seinem lumpigen Zinngeschirre, auf das derselbe sich etwas einbildete. Es war schon so eine eigene Luft, ein eigener Duft in der Gaststube, die dem Greger heimelnd und behaglich waren. Es war schier ein unsichtbares Bad, nach all' dem Früheren und mit Allem, was er an sich hatte, in das er wohlig hineintauchte. Und der Branntweinschenker wischte sogar den Tisch vor ihm erst fein mit der Schürze ab, wie vor einem recht Seltsamen und Gerngesehenen.

„Bist jetzt wohl Wittwer!" sagte der Schenker, als wollte er ihm das Gespräch an die Hand geben, um recht aufgeweckt zu sein, und eine Stube voll recht gesprächiger, neugieriger und Neuigkeiten hörender Gäste zu haben. — „Wittwer?" sagte der Greger, und setzte das blinkende, ausgestürzte Stamperglaslein scharf ab. „Wie so, was meinst?" — „Nun . . ." der Branntweiner rückte sein grünes Käppchen, schob die Augen hin und her und sah verlegen, daß er da nicht ganz zurechtgekommen. — „Strohwittwer!" rief Einer mit wankendem Kopfe vom anderen Tische herüber. „Stroh, Strohwisch, Strobelkopf!" warf derselbe dem Wirthe weiter in heiterster Laune zu. — „Geht her da!" sagte Greger, in's rechte Fahrwasser kommend, „geht her, wer trinken mag, setzt euch zuchi!" (herzu.) Der zurechtgewiesene Wirth brachte rasch noch zwei Gläser und bewegte die Gäste auch rasch zu einander.

Der Eine der beiden Hinzukommenden hatte auch schon mehr getrunken, als im Grunde nöthig gewesen wäre. — „Und wenn er Wittwer ist, was liegt daran? So ist's noch gescheidter. Dann ist er frei und ledig und kann in der Welt hingehen, wo er will. Kein Weib brummt und zwoifelt (winselt) daheim, wenn man ein Bisl' da sitzt. Frei ist er! da seht ihr ihn und da habt ihr ihn!" Und dabei schlug er auf den Tisch.

Das war schon ein anderer Ton, der das Herz wärmte. „Trink', trink'!" sagte Greger ermunternd. Das war wieder die alte Welt voll Brüderlein, und das Herz löste sich ihm von den Schnüren, mit dem sie es ihm anderswo zusammengeschnürt. — „Der Wirth will halt auch was plau-

schen. Wer hört auf das? Komm', wir machen lieber ein Spielchen dafür!" sagte der andere Kamerad. Das war ein Wort! Greger hatte kein Kärtlein so viele Wochen mit Augen besehen. Er konnte sie berühren, er durfte sie berühren. Ja, er war es sich, so schien es ihm, als Mensch schuldig, sich selbst seine Freiheit zu beweisen, sich fast durch ein Spielchen wieder zu gewöhnen und recht bewußt zu werden, daß er Herr seiner selbst und frei sei. Er sagte nicht Nein und ließ sich gerne, nicht gerade hinzugehend, von dem Andern so gemach in's Spielchen hineinziehen. Der Wirth war auch gleich, ehe er Ja gesagt, mit Karten und Kreide da. „Nichts mit dem langweiligen Kopfzerbrechen im Spielen!" sagte der Wankende, und ergriff die Karten. „Wer höher hebt!" Und dabei begann er bereits das Spiel zu mischen.

Da Andere in die Taschen griffen, setzte Greger stolz und nicht knauserig ein. Der Andere hob die höhere Karte und gewann. — „Doppelt oder nichts!" rief Greger. Er wollte nicht etwa verlieren. Und so ging es fort und fort; er goß seine Schlücke hinab und verspielte. — „Du sollst heut' alle schwarzen Aß haben!" sagte der Benebelte. „Die schwarzen Aß bedeuten Sterben und Leich'." — „Ja aber . . . was hast Du denn immer mit Sterben und der Leich?" sagte Greger, und es zuckte ihm denn doch so am Herzzipflein. Was wollte man denn da im Grunde immer gerade mit der Wittwerschaft? — „Ja, kommst Du nicht von der Leich'?" sagte der Wirth geradeaus. — „Von der Leich'?" Greger ward blaß und stand auf . . . „Weiß nix!" — „Weißt nix?" sagte der Eine. „Dein Weib hat Platz gemacht im Spital. Es is' grad der Paslerhans da eingekehrt, der ein Vetter von der Frauensperson ist, die an ihren Platz in's Spital 'kommen ist." — „Der Nagelschmied?" frug Greger, als wollte er das Vertrauen zur Person näher prüfen. — „Weißt nix?" fuhr der Angetrunkene fort, ehe Greger in sich zu irgend etwas kommen konnte, und des Redenden Kopf wankte: „Weißt nix? Aus ist aus und g'storben ist g'storben! Vorgestern, haben s' g'sagt, dein Weib sei im Spital gestorben, so wird s' wohl heut' begraben." — Greger zitterte an allen Gliedern, er ließ die Karten fallen, es verschlug ihm schier die Rede. „Und ich war nit dabei?" sagte er stammelnd. — „Sie haben schon vor etwelchen (einigen) Tagen gesagt, Du wärst unschuldig entlassen. Der Gerichtsdiener hat auch erzählt, man find't nichts bei Dir heraus, und so hab' ich gemeint . . . Trink', Du arme Seel'! trink', Du armer Hascher!" sagte der Wankende zu Greger. „Du kannst sie auch nit tiefer begraben, und auch nit aufstehn machen." — Greger sprang auf. „Zahlen! zahlen!" sagte er, und zitternd gab er aus dem zusammengeschmolzenen Inhalt des Beutelchens schier den Rest von Geld. — „Trink' das Deine aus!" sagte der Schenke. — „Nimm Dir Deine Flasche mit!" sagte der Eine, und schob sie ihm hin; „Du hast einige Stunden Marsch. Schau, daß Du frisch bleibst!"

Greger griff krampfhaft nach der Flasche — seine einzige Rettung, sein einziger Freund. Er fühlte und es war ihm, als bedürfe er sie, sonst wanke er ohne Halt, ohne Muth, ohne Tröstung. Er mußte sie haben zum Gange durch den Wald und über die Wasserbrüdlein, zu seinem todten Weibe, zu ihrem Leichnam, oder zu ihrem Grabe. Die Scheiben klirrten und rasselten hinter ihm, als er, halb bewußt, die Thüre nach sich zuschlug. Er griff, wie früher nach dem Beutelchen, nach der Flasche jetzt, und eilte vorwärts. Sie war sein Trost, sein flüssig Gold, sein Schlüssel zum Traum- und Heimatreich. Er sah vor sich nur ein Leichenantlitz, die wächsernen Züge seines regungslos hingestreckten Weibes, seines armen Weibes. Und er sagte sich, er trage die Schuld an Allem. Er hätte mögen mit dem Gehirne an einen Baum rennen, daß es dieser zerschelle und verspritze, und daß es zu Ende sei mit seinem nackten, hellerlosen Leben — mit Allem, mit Allem!

Kurze Zeit zuvor war er Vater, Ehegatte, ein Mann bei Haus, wenn auch nur einem kleinen, mit einer — Saat für den Frühling und einem Bischen Gelde zum Aus- und Haushalten. Jetzt war er nichts, nichts, jetzt gehörte er nirgend zu, jetzt mochte ihn nur der Wind nehmen und tragen, wohin er wollte, dort war er gerade gar nicht und gerade eben so gut zu Hause. Ihm schauderte schier, wenn er an sich dachte. Und wenn er seine Faust unwillkürlich an der Brust krampfte, da — fühlte er die Flasche. Nichts war ihm geblieben, nichts als diese. Aber darin stak der Trost, der einzige Trost; und die blinkende, flüssige Stütze mußte heraus und in sein Inneres hinein.

Ah . . . es wurde besser. Wärmer wurde es und wohliger. „Und wenn ich allein bin," sprach er in Gedanken, sich fassend — „wenn ich auf der Welt Niemanden habe, als mich, Niemanden! — Wenn ihr Mund stumm ist und ihr Vorwurf stille . . . So war auch Niemand mehr auf Erden," sagte er sich, „der ihn anklagen könnte, Niemand, der sich zufällig zu verrathen im Stande wäre, oder aus dem man etwas mit Gewalt oder List jemals herausbeläme. Er war sicher, er war auf sich allein gestellt. Das Schlimmste hatte auch noch Gutes. Hallo! niemals einen Arrest, und keinen Richter mehr und keinen Schrecken, und los und ledig für die ganze Welt, wie neugeboren, wie einstmals, als er jung und frisch. Hallo! Hallodri!"

Der Weg wurde nochmals so weit und breit, so unabsehbar frei. Die unsicheren Füße griffen aus, als nähmen sie mit jedem Schritte eine Meile fort, oder träten dieselbe hinter sich. Und wieder fühlte er sein Fläschchen, und wieder öffnete er den Stöpsel. Es gluckste so klangvoll, so trostreich hinab — ha, das war gut!

So schritt er fort und fort. Da begann der Wind zur Abwechslung mit ihm zu sprechen. Die Bäume nickten und winkten mit den Zweighänden, schüttelten das Haupt über ihm und rauschten ihm allerlei zu. Der fein streichende, sausende Wind, über Baumstämme wie über Saiten ziehend, der war wie ein Allerseelenklingel (Glöckchen) so fern klingelnd, oder wie das Glöcklein, wenn der Pfarrer mit der heiligen Salbung zum letzten Dienste geht. Und Greger glaubte sogar im Rauschen ein Beten und Murmeln und Weinen zu vernehmen. Ja, schier war es ihm, als weine er selber. War er's nicht? O wenn er's nicht war, sagte er sich, so sei er ein rechter Lump, ein verlotterter, verlorener Hallodri. Dieweil sie sein Weib zu Grabe tragen, habe er sich angetrunken und wanke im Walde dahin. Er komme nicht in's Spital, — er sehe ihr liebes, gutes Gesicht nicht mehr, nicht mehr. Er komme nicht einmal mehr zum Grabe, ihr eine Scholle auf's Herz zu legen. Das habe sein Hallodri-Sinn gethan, das habe der wilde, verwirrende Trunk gemacht. Er griff mit beiden Händen in die Haare und zauste sich — er hätte schreien mögen wie ein wildes, angeschossenes Thier, oder das von Hieb und Stich verwundet war. Aber, sagte er sich nach einer kurzen Weile, was solle ein armer Teufel in der Verzweiflung thun? Es bleibe ihm nichts Anderes übrig. Die ungerechte Welt, die Welt sei an Allem Schuld und nicht er in seinem einfältigen Gemüthe! Ja, ja, es mußte so kommen, wie es gerade jetzt ist, bestätigte er sich. Da, das nöthige Trostfläschchen, es ist Hölle, Hölle! Aber zur Hölle nun auch gerne mit Allem!

Und er setzte es an, trank es leer und schleuderte es an einen Baum, daß es zerschellte, zerklirrte, die Splitter um sich stiebend. Dem mit einem Arme kräftig geführten Wurf neigte er sich auf dessen Seite nach und strauchelte. Er raffte sich noch einmal auf. Er wankte noch eine Strecke, Gleichgewicht suchend, weiter — dann trugen die Beine nicht mehr, die Kniee knickten ein, er sank zusammen und lag — in dieser Zeit — im Walde!

15.

Ein freundlicher Zug.

Ein kleines Schlittlein, dessen Deichsel aus einem ungeschälten Weißbuchenstämmchen gebildet und mit Weidenruthen

vorne angebunden war, fuhr durch den Wald. Der Schnee lag abseits der Wege nicht so fest und dicht, der Wind hatte einzelne Stellen frei gefegt und andere, namentlich um Baumstämme herum, dafür desto höher zugedeckt.

Den Schlitten führten Zweie, deren warmer Hauch in der Winterluft schier vor ihnen herging und sich dunkelkräuselnd, wie leichter Rauch, wirbelnd vor ihnen abzeichnete. Der Eine der recht fleißig Vorwärtsziehenden athmete tiefer, oder deutlicher gesagt, mehr in der Tiefe, denn er war ein Vierfüßler, ein großer schwarzer Hund, der wedelnd und mit hellen, schier freudigen Augen und kräftiger Brust in die Welt hinein drängte. Der Andere neben ihm war gelassener und stetiger, ein kleines hageres Männchen, das nicht von Natur aus gar so klein, aber durch Alter in der Gestalt vermindert war. Kaum sah man das Männlein aus all' den Hüllen, die er an und um sich hatte und als Schutz gegen die Kälte trug. Die Füße, das heißt die hohen anliegenden Stiefel, waren unten mit allerlei Lappen so fest, dicht und rund umwunden und mit dickem Bindfaden zugebunden, daß es schier aussah, als hätte der Mann Ballen oder Klumpen statt ordentlicher Gehwerkzeuge. Jacken hatte er statt einer sogar zweie an: eine kurze, graue, fest zugeknöpft und durch die auf- und angesetzten Flecken noch dicker und wärmer; dann ragte an den Hüften und dem

Hallodri! Der Fund im Walde. (S. 134.)

Rückentheile noch eine dunkle, längere Jacke hervor, oder vielmehr hinab. Um den Hals trug er, über den emporgestellten Krägen, ein altes meergrünes Wolltuch zweimal rund umgeschlungen, und von den Haaren sah man gar nichts, denn eine bunte Schlafmütze zog sich von der Stirne über die Ohren bis in den Nacken oder das meergrüne Tuch hinab; und über Allem saß auf dem Kopfe ein alter, einst schwarz gewesener, jetzt aber brauner, spitzer Bauernhut mit zerknütterter Krempe fest angestülpt. Hätten nicht die hellen großen Augen so aus all' dem Zeug herausgesehen, und würden die allerlei Farben nicht noch die blasse Gesichtshaut und die von der Kälte geröthete Nase etwas stärker haben abstechen lassen, man hätte erst rathen müssen, was für Gestalt oder Geschlecht oder Alter hier wandle.

So eingebückt und in scharfem Winkel die Kniee des Mannes sich auch vorwärts bewegten, so stramm hielt doch der eine dicke Pelzfäustling an der Buchenstange und so fest hielt auch der andere einen Strick, der von der Stange über die Schulter sich zog. Der Hund war schier nur zur Unterhaltung im hänfenen Geschirre eingespannt, und so sehr er sich auch mit wichtiger Miene und freudigem Gewedel bestrebte fest anzuziehen, so sehr schien das Männlein mit ihm in der Kraft zu wetteifern und nahezu dem klugen Vierfüßler zeigen zu wollen, er vermöchte die ganze Geschichte auch allein.

Auf dem Schlitten lagen als Laſt Holzſtücke, kleines und größeres Reiſigwerk, hie und da ein halbvermorſchtes Scheit; aber obenauf auch, wie Schmuck und Krönung, ſtanden zwei Körbe mit Nüſſen, friſchbackigen Aepfeln zwiſchen ſchwarz glänzenden Zwetſchgen und ähnlichem Dürrobſt. Der Alte ſchien's nicht nothwendig gefunden zu haben, das beſondere Gut vor der Welt zu verbergen; da werde es ihm Niemand nehmen und auch nicht abverlangen. Aber er ſchritt wohl wegen dieſer eingeheimſten Laſt doppelt freudig aus und zog ſchärfer und rüſtiger an. Eichkätzchen ſetzten ſich aufrecht und äugelten neidig von ihrer ſicheren Höhe auf dieſes koſtbare Gut; einige Kohlmeiſen mit ihren dicken, geſtäubten, ſchwarzgelben Federpelzlein hüpften und zwirbelten um die Aeſte herum, ziſchelten und kollerten, als mache ſie die reiche Nahrung im kargen Winter erſt recht geſchwätzig, und die Krähen ſchrieen von den höchſten dürren Gipfelzweigen herunter: „Grad recht! grad recht!"

Der Hund antwortete regelmäßig ihrem Kreiſchen mit Bellen, als möchte er ſie ſicherlichſt von allem Gut, trotz ihrer Höhe in der Luft oben, vertreiben. Plötzlich aber bellte er ſtärker, erſt ſtoßweiſe, dann anhaltender und anhaltender, machte allerlei unregelmäßige Vor- und Seitenſprünge, ſo daß das alte Männlein um ſich ſah und immer langſamer und langſamer zog — in Aufmerkſamkeit, wiſſend, daß dieß etwas zu bedeuten habe, ſchier ſtehen bleibend. Er lugte nach allen Seiten aus, hob den Hals höher und länger aus dem alten meergrünen Tuche heraus, rückte an ſeinem tiefgeſenkten, gebrochenen Hutrande und ſah mit großen grauen, von dichten Brauenbüſcheln überſchatteten Augen in die Seite des Waldes hinein, wo ſein Blick auch mehr und mehr haften blieb, als bemerke er etwas. Dann nach kurzer Weile, hielt er richtig ganz an, ließ Strick und Stange los und ſchritt mit dem Fußklumpen, ſeine dicken Pelzfäuſtlinge wie Laſten an den hängenden Händen bewegend, nach der Seite hinein. Der Hund bellte und wedelte immer freudiger, als wäre er richtig verſtanden; er drehte, wohl wiſſend daß er nicht fort könne, ſich ſogar um, ſtellte die Vorderpfoten auf den Schlitten und das Holz und ſah ſo von dieſer Höhe in die Ferne, dem Alten nach.

„He, Mann!" ſagte dieſer, nachdem er kaum dreißig Schritte gegangen war, „he, Mann, was macht's denn da?" Er ſprach zu einem am Boden Liegenden. „He, Mann!" rief er ſtärker hinab. Und als er erſah, daß derſelbe ſich gar nicht rühre, bog er ſich hinab und fing feſt zu rütteln an. Todt war der Liegende nicht, darüber waren bald alle Zweifel gelöst. Aber in einer Art feſten Schlafes, in einer Erſtarrung mochte er ſein. Vielleicht krank? Vielleicht auch betrunken? Aufgeweckt mußte der Liegende werden, ſonſt konnte er zu Grunde gehen und im Schlafe in kommender Nacht gar erfrieren. „He, Mann, auf! — Glaubſt vielleicht, Du liegſt dahoam hinter'm Ofen? Beileib!" ſagte das Männlein, etwas ziſchelnd, aus Zahnlücken heraus. „Oder biſt krank? Oder haſt oan (einen)? Auf! auf!" ſchrie er noch ſtärker, als er keine Antwort erhielt. Und der Alte rüttelte ſo lange, bis ſich Greger aufſetzte und den Mann anſtarrte, unwiſſend ob er in dieſer oder in jener, kurz in welcher Welt er ſei!

Aber die geflickte Jacke, die Pelzhandſchuhe, der zerbrochene Filzhut und die Fußklumpen belehrten ihn wenigſtens darüber bald, daß er da eine Geſtalt aus dieſer und nicht aus einer andern Welt vor ſich habe.

„Geh', ſteh' auf! Da is' in keinem Fall was für Dich und der rechte Ort. Kannſt ja erfrieren in der Nacht! Wo willſt denn hin oder wo kommſt denn her? Heb' Dich nur amal auf! Und kannſt epper (vielleicht) nit geh'n, ich hab' da mein' Schlitten und ſetz' Dich drauf. Ich ſchlepp' Dich ah noch vorwärts und hoam (heim)!"

Kurz, Greger hob ſich allmälig und endlich auf, ſchüttelte ſich, rieb ſich, ſtampfte ſich mit den Füßen warm, ſpannte die Arme aus und warf ſie ſich feſt um den Leib, kreuzweiſe über die Bruſt nach dem Rücken, daß er wieder rüſtig und beweglich werde, und zeigte dadurch gleichzeitig, daß er ſtehen und wohl auch noch, obſchon langſam, gehen könne und nicht gefahren zu werden brauche. Er frug, woher er ſei, und woher er komme und wohin er gehe? Anſtatt zu antworten, hatte er in ſeinem vernebelten Gehirne noch immer Richtung genug, um durch Fragen für den Andern die eigene Antwort zu erſparen.

„Ich bin der Blaſi (Blaſius) vom Triſling-Grund. Und wenn Du mitgeh'n magſt, ſo kannſt mit mir geh'n. Um den Weg umi (herum), dort auf der Wieſen, ſteht unſer Häusl'. Is' Dir letz (unwohl)? Komm', wärm' Dich!"

Greger fühlte, daß dieß recht nöthig ſei. Er ſah, daß der Abend dämmere und er nicht ein noch aus wiſſe, daß er ſtundenlange geſchlafen. Er ſpürte allmälig mehr, wie ihm die Knochen im Leibe ſchmerzten, und daß er an einzelnen Theilen dagegen ſchier empfindungslos war. Er ſetzte ſich daher mit aller zuſammengerafften Kraft in Bewegung und ſchritt mit zu dem Schlitten. Der Hund bellte ihn freudig an; der Alte nahm, bei ſeinem Schlittlein angelangt, wieder den Strick über die eine Schulter, legte den dicken Pelzfäuſtling an der Stange an und zog vorwärts, mit den klumpigen Füßen ausſchreitend.

„Erſt ſchau'n wir nur, daß wir bald heim kommen. Das Andere ſagſt mir daheim. Komm' nur! — Siehſt," ſagte er nach einer Weile, deutete mit dem Kopfe und einem Pelzfäuſtling vorwärts, „dort um den Schacher (Wäldchen) herum, dort ſiehſt Du's ſchon!" Greger ſah das Häuschen weiß hervorblinken und ſchob, anſtatt zu reden, auch an dem Schlitten mit. Die Kälte hatte ihm wenigſtens das brodelnde Gehirn ruhiger gemacht. „Willſt denn noch heut' weiter? Oder brauchſt wohl ein Nachtlager? Wirſt doch nit gar ſo ein Hallodri, ein Landſtreicher oder ſchlechter Kerl ſein? Wirſt es ſchon ſagen! Wo derhoam (daheim) biſt denn?"

Dem Greger zuckte das Wort „Hallodri" wie ein ſpitzes Eiſen in das Herz, aber er nannte das Thal und die Ortſchaft, wo er her ſei und wohin er wollte. „Na, da biſt ſchön z'recht gangen!" ziſchelte der Alte lachend aus ſeiner Zahnlücke heraus. „Da wärſt eher zum Handibldei (Märchenfigur) kommen, als dorthin. Da biſt ja ganz verfehlt!" Greger ſchämte ſich, daß er vom rechten, ihm ſonſt ſo wohl bekannten Wege abgekommen und da in ganz falſche Richtung hineingekommen ſei. „Biſt vielleicht auf ein Irrwurzen treten, kann ſchon ſein! Da im Wald geht's ſchon oft ſo und gibt's dererlei!" belehrte und tröſtete geſprächig der Alte im Fortwandern. „Hab' ſchon gar Viele z'rechtweiſen müſſen!"

Vor dem kleinen ärmlichen Hauſe nach einer Weile angelangt, hielt der Alte ſtille und warf den Strick von der Schulter ab. Kaum aber war das Anlangen, der Lärm der Ankunft, zu dem namentlich der freudige vierfüßige Gehilfe beitrug, drinnen in der Hütte bemerkt, da pochte es an den Fenſterſcheiben, und kleine Kinderfingerchen klapperten und trabbelten darauf herum.

„Der Aehnl! der Aehnl!" (Großvater) riefen die Stimmchen von innen heraus, deren Beſitzern das Thüröffnen im Winter wohl verwehrt ward. Und die Kinder drückten die Näschen, Wangen und Lippen an die Scheiben, daß ſie nochmals ſo breit erſchienen. „Wart' nur, du Schlankerl!" (Schelmchen) ziſchelte der Alte einem Bübchen zu und lächelte und drohte ihm mit dem Pelzfäuſtling, während er des Hundes Halfter und Stränge löste.

Greger klopfte die Schnee-, Schmutz- und Laubreſte von ſeinen Kleidern, ſtrich ſich ein wenig die Haare zurecht und machte ſich zum Eintreten bereit. Weiter wandern konnte er nicht, er war vom Wege ganz ab, es dunkelte, und wenn er in der Nacht am traurigen Orte anlangen würde, wohin es ihn zog, da könnte er nimmer Einlaß finden und würde auch keine Rede und Antwort erhalten. Es that ihm förmlich gut in ſeiner Scham und in ſeinem Weh, noch Ungewißheit zu haben, und er wollte Dank wiſſen, wenn man ihn in einer Menſchenwohnung bis morgen freundlich behalte.

Der Alte legte seine Holzvorräthe zu den andern, stellte den Schlitten an die Wand unter den Dachvorsprung, daß er mit den Kufen zur Höhe daselbst lehnte, klopfte den hölzernen Riegel der Küchenthüre auf, die der ungeduldig freudige Hund schier mit den Füßen vordrückte, und ging mit seinem Obstschatze über die kalte Küche in eine Stubenthüre, aus der es recht warm und behaglich herauslüftete.

16.

Der Gute und der Böse in der Holzschlägerhütte.

„Seh', setz' Dich!" sagte der Alte in seiner Stube zu Greger und wies dem Gaste den besten Sitz, die Ofenbank, an. Der Hund ging von Winkel zu Winkel, Alles beriechend und sich überzeugend, daß Alles im Hause das Alte und in gewohnter Ordnung sei.

Nun schälte das Männchen aus dem Umbindtuche vorerst den Hals und das Kinn heraus. Dann hob er den Hut, aber sehr sorgfältig und langsam. Er fuhr mit einer Hand zwischen Krempe und Kopf hinein und ergriff etwas. „So, sososo!" sagte er zischelnd und nahm den Hut ganz ab. Aus einer hohl gehaltenen Faust guckte ein Kreuzschnabel, der unter dem Hut wohl warm aber stockfinster gesessen hatte, mit rothem Kopfe und schwarzen Aeuglein sich drehend und wendend, in die neue Welt. „Den hab' ih erwischt! das wird a Freud' geben!" sagte der Alte und steckte den Vogel in ein Häuslein, das er hervorholte, und worin der Vogel erst starr und stille saß, plötzlich mit einem Aufschrei aber emporfuhr, unruhig umherflatterte, bald jedoch gelassener wurde. Dann ging der Mann daran, seine Schlafmütze vom Kopfe zur Höhe zu ziehen. Sie wurde aber dabei immer länger und enger statt weiter; endlich jedoch gelang es sie herunterzuholen, und ein gutmüthig-freundlich, altes Männergesicht mit silberschimmernden glatten Haaren, die ober der Stirne weggeschnitten waren und an den Schläfen glatt herabhingen, war sichtbar. Schier mit stets lächelndem Munde verringerte er nun, auf einem Stuhle sitzend, den ersten Klumpen am Fuße in seinem Umfange, dann hob er noch einen Lappen weg, sodann wieder einen, endlich den Bindfaden und alle die Hüllen vom andern Fuße, und so stand er jetzt vollends zierlich und schlichtnett da, ein altes Bauernmannerl! Jetzt rieb er sich noch die Schenkel und die Arme und sagte mit zischelndem Munde zutraulich: „Ja, Unsereins hat kein so warm's Geblüt mehr, und da heißt's vorsichtig mit dem G'sund (seiner Gesundheit) sein!" Und nun kam er mit Greger in's Reden.

Dieser sagte nur, daß er ein Holzknecht von einigen Stunden weit her sei und sein krankes Weib im Spital besuchen wolle. Weiter ging er vorerst nicht.

„Kinder hast keine?" — „Nein," sagte Greger. — „Na, heut," sagte der Aehnl, „is' ja Nikolo (Nikolaustag)! Und wenn Du Kinder hättest, wissest's schon besser! Da sollst halt sehen, wie meine kleinen Engl (Enkel) sich freuen und wie's da drein arbeiten werden!" Er zeigte auf die mitgebrachten Näschereien. „Der Krünitz (Kreuzschnabel), der soll a bisl a Freud' machen!" Es seien die Kinder von seiner Tochter, erzählte er mittheilsam, und der Hausmann sei sein Schwiegersohn. „Ich wohn' bei ihnen und leb' mit ihnen — 'sein kreuzbrave Leut'!"

Der sonst so gesprächige Greger war wortkarg. Ihm war es im Innern schmerzhaft wirre, er mußte an sich halten. Er fühlte jetzt, wie er's nimmer wagen konnte, rechten und ehrlichen Leuten zu sagen wer er sei, wie er so ein eigenes Geschöpf, ganz anders als die Andern, und wie er nicht mehr recht zu ihnen passe! Dieß Sichselbstgewahrwerden wollte ihm, wie trübe Wetterwolken, sich inner der Brust immer dichter und dichter zusammenballen.

Der Schwiegersohn, ein hoher baumstarker Mann, kam herein, mit dem jüngsten Kinde im Polsterchen auf einem Arme, und die Kugelaugen glotzten aus dem runden Gesichtchen mit dem offenen Mäulchen gar lieb und herzig.

Der Hausmann bot sein „Grüß Gott!" und Greger stand auf und reichte ihm die Hand. „Mit Verlaub bin ich eini komma (herein gekommen). Nix für ungut!" Der Alte trat gleich hinzu, meldete wer und woher der Angekommene sei und sagte gutmüthig-höflich, es sei selbem im Wald ein bisl letz (bischen unwohl) gewesen!

Der Schwiegersohn sagte dem Gaste, sich nur wieder nieder zu setzen und lud ihn ein, sich's kommod zu machen. Dann reichte er dem alten Vater das Kind zum Küssen. Der hauchte noch einigemale vorsichtig warm in die hohlen Hände, nahm das Kind sammt dem Polster in seine Arme, sagte ihm „Einei und eididerldei!" und hielt ihm den Finger wie zum Spielen und Tanzen hin, herzte das kleine Geschöpflein, als wäre er von einer Reise hundert Meilen weit endlich wieder heimgekommen. Dann gab er dem Vater, dessen gestreckte Hände schon darauf harrten, das Kind wieder vorsichtig zurück, immer mit diesem sprechend und ihm aus dem zischelnden Munde Schönheiten, Lustigkeiten und Lieblichkeiten aller Art sagend. Zum Schwiegersohne sich wendend, sagte er dann: „Mußt mir die Leutl (Kinder) drin halten, bis sie herein dürfen, die Nikolo-Bescheerung hab' ich schon da und das will ich schon wieder machen. Laß mir sie nit herein, bis ich ruf'!" Hineingehen zu ihnen mochte er nicht, sonst, das wußte er, werden sie sich gegenseitig nicht los, und hereinlassen mochte er sie auch nicht zu früh für all' die Herrlichkeiten!

Die Tochter, ein frisches starkes Weib mit rother Gugl (Kopf-Bundtuch), deren Schleifen sich zierlich im Nacken breiteten, kam auch auf ein Weilchen herein und wechselte mit Greger das „Grüß Gott". Sie spielte auch mit dem Jüngsten und frug, ob der Vater nicht vielleicht den Rest warmer Einbrennsuppe möge, der noch in der Ofenröhre stehe? — „Magst vielleicht Du?" frug er Greger, und sowie dieser verneinte, so verneinte er auch für sich, er habe keinen Appetit und er sei heute ganz warm geblieben. Er setzte sich dann zu Greger und sagte: „Siehst, jetzt hast alle Meinigen schon gesehen bis auf die Kinderl, die wirst ah bald sehen, rund wie die Maschanzgerln (hübsche Aepfelchen), und dann essen wir mitsammen heut' was frisch Gekochtes, das wird Dir gut thun und schmecken!" Viel hätten sie nicht, erklärte der Alte, und das erwarte der Gast wohl auch nit; aber sie geben es gerne, und es sei ihnen recht lieb, wenn manchmal Jemand in der Hütte einspreche. Es sei doch eine Abwechslung, besonders im Winter und wenn er, der Alte, nicht auswärts arbeite.

„Arbeitet denn das Vaterl noch?" frug Greger. — „Krauzimäusl! wär' nit schlecht!" rief er, fast erstaunt über eine solche Zumuthung. „Schau, schau!" setzte er zischelnd, fast beleidigt hinzu. Und wenn er nur mehr einen Finger ausstrecken könnte, so müßte er wenigstens an einer Wiege sitzen und als Arbeit diese hin und her schaukeln! äußerte er. Freilich, mit schwerer Arbeit sei's nichts mehr. Einst war er ein Kerl wie der leibhaftige Baumtod und Siebenmeilen-Ackermann! Doch jetzt müßte er wohl geringer zugeben. Aber ohne Arbeit ist gar kein Leben, und es ist nur ein Leben, wenn man was arbeitet! Er habe es immer so gehalten.

(Fortsetzung folgt S. 136.)

Eisgang auf dem Lorenzostrom

bei Montreal.

Von

Karl Wilke.

Mit dem Ueberschreiten des Lorenzostromes betritt man eine ganz neue Zone; der ganze nordamerikanische Kontinent hat bekanntlich eine verhältnißmäßig niedrigere Temperatur, als die unter dem gleichen Breitegrad liegenden Gegenden

der östlichen Halbkugel; New-York und Rom, die beide unter demselben Breitegrad liegen, bieten ein deutliches Beispiel. Noch viel schroffer aber tritt dieser Unterschied hervor, wenn wir den Boden Kanadas betreten. Die Stadt Montreal, am nördlichen Ufer des Lorenzo, liegt etwas südlich vom 46. Breitegrad, also etwa in der gleichen Zone wie Lyon, und doch ist in dieser Gegend der Winter dem im nördlichsten Sibirien gleichkommend. Der mächtige Lorenzo ist zur Weihnachtszeit von Montreal bis Quebek nur eine starrende Eisfläche, von solcher Mächtigkeit, daß die Schifffahrt dadurch völlig aufgehoben wird. Dafür gibt die Eisdecke zu dieser Zeit eine prächtige Schlittenbahn ab, wie denn überhaupt der Verkehr im Winter dort viel reger ist als im Sommer, wo die gewaltigen Wasserbarrieren und die zahlreichen Sümpfe denselben hemmen. Der Winter ist die Jahreszeit, wo sich entfernte Freunde besuchen und größere Reisen unternommen werden. Mit dem Eintreten des Thauwetters ist Jeder wieder mehr auf den näheren Umkreis beschränkt, soweit der Verkehr nicht durch Dampfboote und Eisenbahnen vermittelt ist. Das kanadische Thauwetter ist aber nicht so harmlos wie das unsrige, obgleich z. B. Montreal südlicher liegt als Wien, Stuttgart ꝛc., sondern wenn das Eis der großen Seen und Flüsse bricht, so drängt sich die ganze Masse der riesigen Blöcke unter donnerähnlichem Getöse durch den Lorenzo dem Meere zu. Es ist ein entsetzlicher Graus der Verwüstung, ein solcher Eisgang; die gewaltigen Massen reiben sich an einander, zerschellen sich gegenseitig, schieben sich zu Bergen zusammen und verstopfen

Das Eis auf dem St. Lorenze.

die Mündungen der Flüsse, die sich dann verheerend über ihre Ufer ergießen, und wehe dem Schiffe, das in den Weg der entsetzlichen Eisriesen geräth.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

„Und was arbeit' denn der Vater?“ frug Greger. — „Von früh bis in die Nacht,“ sagte der Alte, „muß ich immer was grapeln und gibt's auch immer was zum grapeln! Und ich glaub', wenn sie mich in die Truchn (Sarg) legen, so richt' ich mir noch die Hobelspän'!“ sagte er lächelnd und sah dem Greger zutraulich mit den großen Augen unter den dichten Augenbrauenbüscheln in's Gesicht. Der Greger möge sich nur in der Stube umsehen, sagte er nach dem Lächeln, was es da Werkzeug und Vorbereitungen gebe! Und er beschrieb schier mit Stolz einen Kreis mit dem magern Finger in dem Zimmer rings herum, welches wirklich mit allerlei Zeug in der schönsten Ordnung, in allen Winkeln, auf allen Höhen und selbst unter den braunen Holzbalken der Decke vollgeräumt war. Den Schlitten draußen habe man gesehen, fuhr er fort, da fahre er das Holz noch leichter heim, als daß er es etwa trage. Aber das Holz brennt gar lustig im Ofen, das ist wohl zu spüren! Und auch manchen Schlitten verkaufe oder vertausche er gegen Mehl, Schmalz oder Rauchfleisch, oder auch Weiz' und Korn. Auch Kienspäne mache er und verwerthe sie schlau. Dann die Schnitzelbank in der Ecke, die sei zum Besenbinden, und er schnitzt die Stecken und bindet, wenn's draußen „schneibt und froisent“, Ruthenbesen, die immer ihren Absatz finden! sagte er mit einem gewissen Stolz auf seine Arbeitskräfte. Dann — der Gast sehe nur nach dem Netze und den Schlaghäuschen dort oben! Meine er, damit fange man nicht Vögel auf dem Eise, oder im Herbst und Frühlinge? — Er

schnalzte mit dem Daumen- und Zeigefinger und sagte dazu: „Hei, hab' ich ein Netz voll!“ Dann wies der Alte wieder nach Schwingen (aus Baststreifen geflochtene flachrunde Körbe), die auf einem andern Gestelle standen, ja wies mit einem freudigen Bewußtsein, als hätte er dem Greger eitel Schmuck und Gepränge zu zeigen. Die Schwingen, sagte das Männchen, die fülle er im Frühlinge voll gesammelter frischer Ameiseneierl' und trage sie für die Vogelliebhaber und Vogelhändler, die ihn schon gut kennen, zu Markte, und da singe er als alter Ameisler noch so lustig im Gehen vor sich hin, als vor zwanzig Jahren — schier selbst ein Vogel. Aber kein Gimpel! setzte er lachend hinzu. — Nachher kommen die Erdbeeren, deren im Walde da genug wachsen. Und er zeigte wieder auf kleine Strohkörbchen und Strohgeflechte, die zierlich auf und in einander gestapelt waren. Da geht gar viel hinein, und das verkauft sich recht fein. Das ist auch zur Herbstzeit mit den Schwammerln so. Maserknöpfe schnitze er auch in den Tagen, da nichts Anderes zu machen sei, Maserknöpfe, die sich gar gut rauchen und in denen er schier eine eigene Kunst habe. Dann sogar auch einen Fuchsenkopf vermag er herauszuschnitzeln und kenne seinen Fuchsenkopf aus hundert andern! Und zuletzt, wenn nichts wachst und schon gar nix mehr vorwärts will, dann gehe er in's Steinklopfen im Sommer, zum Wegwärter, und da

Halledri! Unerwartet. (S. 139.)

sitzt sich so warm auf den sonnenbeschienenen Steinen! Da zeigte er seinen eigenen Hammer, den er sich selbst dafür gekauft, denn der habe einen so guten und leichten Zug, wie kein anderer! „Na, so halt,“ schloß er, „muß ich immer was thun, immer was, wenn's auch ein bisl' zittrig geht und Händ' und Füß' nit recht vorwärts wollen; sie müssen halt doch nach und nach, und es geht, wenn man nur will! Aber ich will grad' und bin recht lusti' und kreuzfidel dabei!“

Dem Greger war's so eigen um das Herz dabei; und wenn er dem alten Männlein ein Weilchen in's Gesicht gesehen, so war's ihm doch, als müßte er die Augen niederschlagen und habe gar kein Recht, Jemanden, und gerade diesem, so frei in's Gesicht zu gucken.

Der Hund saß jetzt den Beiden gegenüber auf seinen Hinterfüßen, hielt den Kopf empor und bewegte horchend bei den Worten des Alten die Ohrlappen vor und zurück, als müßte er wohl verstehen und Alles genau bedenken! — Er sah auch dem Greger unverwandt in's Gesicht. Die klaren guten Augen unter der breiten Stirne thaten dem Greger schier wohl, er senkte den Blick zu dem Thier und streichelte ihn gerührt, ihm war's, als müßte er sich zu etwas Lebendem halten und diesem das geringste Gute erweisen.

„Glaubst, ich werd' mich füttern lassen von irgend wem?“

nahm der Alte wieder das Wort auf. „Fallt mir nit ein! Müßt' mich ja schämen! Nit einmal mein Hund thut's. Der arme Teufel lauft immer mit mir und apportirt mir Alles, was ich gar nit such' und brauch', thut immer so als möcht' er sagen: könnt' ich nit mithelfen? — Hast g'sehen wie er anzieht?" sagte er, stolz auf sein Thier, wie ein Anderer auf seine prächtigen Rosse. „Und ich von 'nem Weib, von meiner Tochter mir was geben lassen? Wär' nit schlecht!" rief der Alte aus. „Und glaubst epper (vielleicht), i blas' das ganze Jahr Trübsal und Mühseligkeit? Sollst mich hören die Maultrommel spielen! Da passen die Vögel im Wald und die Leut' daheim und im Wirthshaus auf, wenn ich damit komm'! Glaubst epper ih trink kein Weinl' und kein Glas Most oder Bier? Ei ja wohl! Aber zur Zeit und brav lusti und in Ehren! Und die Kreuzerl' sein gar wohl zusammengespart, und da schmeckt's gar gut!" Das Bäuerlein klopfte mit Wohlbehagen auf die Westentasche, in der einige Kupferkreuzer klingerten, wie auf einen Schatz.

Und Greger erinnerte sich an seinen Geldbeutel und wie leicht und leer — er nun war — und er schämte sich.

„Weißt, a Räuscherl bei einer Tauf', oder a Hochzeit, oder so was," zischelte der Alte so recht treuherzig heraus, „a kloans Räuscherl, na na, so was war auch schon da; aber a Rausch! a Rausch!" Und er hob den Finger bedeutungsvoll. „Mußt's nit thun, mußt's nit thun!" sagte er gutmüthig und wiegte verneinend leicht das Haupt mit dem Silberhaar hin und her.

Und dem Greger war dabei viel weicher und weher und sündiger, als hätte er eine lange, lange Predigt gehört und hätte ihm Einer so recht salbungsvoll vorgehalten, was er heute von ihm gesehen und erlebt.

„Du hast ja eh (ohnehin) a Weib," fuhr der Alte fort, „und da weißt, was Eine is'!" — Dem Greger drang dieß wie eine Schraube in's Herz, ihm war's, als müßte er Alles gestehen; aber er that sich Gewalt an und hielt sich. „Da sollst meine Tochter mit ihrem Mann sehen. Grad' wie ich und meine Selige! Da is' nur ein Herz was begehrst und magst, und da weiß Ein's vom Andern jeden Schritt und jedes Kreuzerl. So arm sie sein, so möchten's mir schier ein' goldenen Herrgott geben! Es is' a rechte Freud' für mih — ih mein', ih bin schier selbst der Jung' und mein Töchterl' wär' mein alt's Weib'! — Hast's g'sehen? Was sagst?"

Der Alte bog sich zurück, um etwa das freudige Verwundern bei'm Greger zu sehen. Der lobte das Weib und mußte den Mann loben, und ihm war's dabei, als wäre jedes Lobeswort für den Andern ein Schimpf gegen ihn selbst.

Der Abend war dabei leise hereingedämmert, und in der Stube ward es schier dunkel. Da öffnete sich leise die Thüre und ein klein blondes Köpfchen steckte sich zwischen dem Thürspalt herein. „Aehnl, Aehnl!" (Großvater) sagte eine dünne Stimme, „da bin ih! Und ih hab mi fein fortg'schlichen. Du hast ja in der Früh g'sagt, ih soll kommen — was machen wir denn?" Und der kleine Stinerl (Augustin) trat an den Großvater und lehnte sich an seinen Schooß. Dieser sagte: „Weißt, heut' mußt Du den Krampus (der böse Knecht Ruprecht in Satansgestalt) machen, und ih werd' der Nikko (gute heil. Bischof Nikolaus) sein. Mußt Dih aber nit vor Dir selber fürchten und vor mir auch nit'" — „Nein, nein!" versicherte der Kleine.

Und der Großvater stieg auf eine Bank, holte mit ein bischen wankenden Händen eine hohe, schwarzglänzende, papierene Mütze von einem Gestelle herunter und eine lange, hochrothe Zunge aus Papier dazu, die mit zwei Bindfäden zum Umbinden versehen war. Dann brachte er wieder eine große Bischofsmütze, aus einem weißen Bogen Papier geklebt, zum Vorschein, einen langen Stab mit bogenförmigen Zierrathen, oben ebenfalls aus Papier, und zuletzt eine dicke Birkenruthe. Mit all' Diesem stieg er wieder herab und hielt die schwarze Satansmütze und die rothe Zunge dem kleinen Stinl hin, welchem anfangs davor graute, der aber bald darnach griff. Nun ging das Großväterchen in einen Winkel, zündete ein Oelpfanndl (Oellämpchen) an, dann noch ein zweites aus einer kleinen Glaskugel auf einem Leuchter gebildet, und er stellte diese beiden Flammen an zwei Tischenden gegenüber, zwischen sie aber auf den Tisch die Körbe mit Nüssen, Aepfelchen und Zwetschgen. Das Obst verdeckte er wohl mit dem Tuche.

„Und hast den Mann nit g'sehen, der da sitzt?" sagte das Großväterchen. „Was schickt sich denn?"

Der Kleine ging zum Greger, reichte ihm das Händchen und sagte ihm mit zierlichem Stimmchen „Grüß Gott". Dann lehnte er sich sogar zutraulich zwischen seine Kniee hinein und sah ihm mit den hellen Augen lieblich in das fremde Gesicht. Dem Greger war so wohl dabei, als hätte ihn dieser Richter wieder in die Menschheit aufgenommen und ihm gesagt: Du bist auch Einer von den Unserigen. — Und er fühlte ein warmes, trauliches Menschenleben an dem seinen!

So mit denselben Worten klar war es ihm wohl im Innern nicht. Aber er verspürte ein Wohliges, wie es sich nicht gleich sagen läßt, doch recht tief empfinden. Er streichelte dem Kinde die Haare und die Schulter und legte, unwillkürlich hingezogen, die Wange an seinen Kopf.

Großväterchen setzte nun dem Kleinen die schwarze Mütze auf, band ihm die hellrothe lange Zunge unter das Näschen, gab ihm, bei dem Mangel eines schwarzen Mantels, die eigene dunkle Jacke wie einen Mantel um den Leib, knöpfte den obersten Knopf an dem Halse zu, daß die Jacke wie ein gewaltiger Mantel um Stinl hing, und die noch viel zu langen Aermel wie prachtvolle Gehänge auf dem Boden nachschleiften. Nun ward ein mit Papier umklebtes Spiegelchen zum „Anschauen" gebracht. Der Kleine starrte sich erst erschrocken an, dann lachte er und trommelte mit den Füßchen vor Freude.

Der Großvater gab ihm nun eine leichte Kette, an welcher zuweilen der Hund bei seiner Hütte angeschlossen wurde, legte je ein Ende in je ein Händchen des Stinl und ließ ihn dieses fest schließen, dann lehrte er ihn tüchtig rasseln, damit es so „grauslich" thue, wenn die schlimmen Kinder von der Stube drüben erscheinen. Und zuletzt legte der Großvater dem Stinl noch die Fingerchen der einen Hand, welche schon ein Kettenende hielten, mit Noth und Sorgfalt um den dicken Stiel der Ruthe, daß er sie fest halte und als rechter „Krampus" damit drohe!

Stinl schüttelte aus Leibeskräften, so daß der Hund, im Begriffe, vor der fremdartigen gefährlichen Gestalt laut zu knurren, sich doch an ihm hinaufhob und ihn beroch, ob er richtig noch das Kind vom Hause sei. Nun zog der Alte noch das weiße Decktuch vom Bette, hüllte sich selbst wie in einen Mantel darein, setzte sich die breite und spitze weiße Mütze auf und nahm den langen Bischofsstab in die Hand. Der Kleine lachte vor Freude hellaut auf und rasselte und schlug mit Kette und Ruthe schier unwillkürlich als Krampus.

Der Aehnl ging nun im vollen Bischofsornate zur Thüre, steckte den Kopf mit der Bischofsmütze durch dieselbe und rief hinaus: „Leutl' kimmt's (Kinder kommt)!" Und die Kinder, welche schon von den Eltern in der Stube drüben vorbereitet waren, stürmten im Nu herein! Noch ein Knabe und ein blondzöpfiges Mädchen, und das eine mit den Kugeläuglein ward im Pölsterchen auch hereingebracht.

Der gute Nikko und der böse Krampus standen in Reihe und Glied; der Eine rasselte mit seiner Kette, sprang und schüttelte den Kopf auf und ab, damit die rothe Zunge recht baumle.

Das war vorerst ein Geschrei der Kleinen! Die Großen lachten. „Na na, seid's nur still! Es is' ja der Aehnl da!" tröstete die Mutter. Die Kleinen flüchteten in die Ecken und der Krampus holte sie, je von einem Aufschrei begrüßt, und die Eltern mußten stets die zu große Angst besänftigen.

Endlich frug der Großvater als Bischof: ob die Kinder brav gewesen seien? ob sie schön folgen thäten? und ob sie

schon beten könnten? Die Mutter wollte nicht recht zufriedene Antwort geben und wußte über jedes etwas Anderes, dieß und das; der Vater fiel aber bald ein und sagte, sie seien doch brav und sie haben versprochen, noch besser zu sein.

Und der gute Bischof Niklo sagte: „So soll sie der Krampus nit holen und nit mit der Ketten fortschleppen?" Der kleine Stinl rasselte jetzt verständnißreich schon aus freien Stücken mit der Kette und rief sogar, so tiefstimmig als er nur vermochte, „Muh" dazu, um recht Furcht zu machen.

„Der Stinl ist's, der Stinl ist's!" schrie die Kleine, das brüderliche „Muh" aus früheren Spielerfahrungen sehr wohl erkennend, und wies mit dem Fingerchen nach dem kleinen Bösen. „So därf er enk (euch) nix thun und fürcht's enk nur nit!" sagte der Alte, die Würde aufrecht erhaltend, obwohl die Kinder sich schon gar nicht mehr fürchteten. „Nein, er därf kein' fortschleppen!" zischelte er nochmals, um es recht würdig zu machen. „Und weil ihr so brav seid und noch brävere Kinder zu sein versprecht, so hat der Niklo euch alles das mitbracht!" — Er hob die Tücher von den Körben, und die hellen Aepfel und die Nüsse und Zwetschgen blinkten da gar zierlich und verlockend heraus. Die Kinderchen schrieen: „Ah! ah!" und griffen rasch zu. Der Krampus wollte auch sogleich mitthun. Da erinnerte sich der Großvater rasch der Würde und des nöthigen Endspieles. „Und jetzt fort mit dem Krampus, fort!" Er drehte den rasselnden Krampus, der gar nit 'naus wollte, zur Thüre hinaus. Dieser aber war im Nu, mit der rothen Zunge in der Hand, wieder in der Stube, an dem Tische, stellte sich auf die Zehen und langte in die Aepfel hinein. Nachdem er erst hineingebissen, schrie er wieder „Muh" und machte die Geschwisterlein bangen, aß und jauchzte mit ihnen in bunter Abwechslung.

So macht man sich am einsamsten Orte, in verstreuten Hütten, hoch zu Berge und tief in Waldesgründen, die Zeit kurzweilig und den Gedanken an frühe und späte Tage innig schön!

Und Greger sah auf die Alten und Jungen in der lieben warmen Stube und dachte an sich, an seine verkohlte und eingeäscherte Hütte, die jetzt im Walde öde unter den hineingukenden Sternen lag — an sein todtes Weib, dem er nie solche schöne Stunden gegönnt und nimmer bereiten konnte — an sein Kind, das er nimmer habe, und all' das Glück, das er muthwillig verstört und das er so leicht, so reich wie diese in Armuth hätte haben und glücklich genießen können! Er hätte mögen hinstürzen vor den Kleinen und Großen, und vor den Guten als Böser eine Beichte, ein Bekenntniß seiner Sünden ablegen und um Erlösung, um Vergebung bitten. Aber er hielt an sich, nur in den Augen wurde es dem Hallodri feucht.

Stinl, als besonders brav, bekam jetzt in Rücksicht seiner Krampusbemühungen eine Extrabelohnung, den Kreuzschnabel! Das war wohl die höchste Höhe des Ergötzens. Jedes Kind wollte den Vogel berühren, betasten, streicheln. Der glückliche Stinl drängte schier das Näschen in den kleinen Käfig zum Vogel hinein, der endlich darin zur Ruhe kommen sollte.

Und nun, in all' den Geschäften, nahm Großväterchen die Maultrommel aus einem Beutelchen heraus, preßte sie zwischen den Rest von Zähnen und die Lippen, begann mit einem Finger darauf ein Liedlein zu schlagen, daß die Kleinen sich wieder zu ihm wendeten, ihn umringten und umlachten.

Und im Augenblicke, als Alles so fröhlich, so hell, die Luft schier melodisch war — selbst der Hund schien aus purer Freude ein Bellen zu beginnen — da öffnete sich die Thüre, und aus dem Dunkel in's Lichte herein trat... Leni, leibhaftig Leni! Blaß war sie, leidend wie eine Auferstandene, und blickte so wehmüthig in das Licht und auf die Gruppe! Greger erhob sich von seinem Platze am Ofen — er schlug die Hände zusammen: „Alle guten Geister...!" Er fürchtete die Erscheinung, sie lockte ihn — er wollte schier in die Kniee sinken!

„Greger!" rief mit schwacher Stimme die Kranke, kaum Genesene. Sie war aus dem Spittel mit einem Bauern die längste Strecke herzu gefahren und hatte so den Weg zum Kreisorte, wo sie noch den Greger gefangen wähnte, abgekürzt. Der Bauer, welcher querein weiter gemußt, hatte ihr die Waldhütte zum Uebernachten genau beschrieben und ihr auch den Gruß an die Hüttler mitgegeben. Das heute doppelt helle Licht leuchtete ihr weithin und führte sie um so sicherer hieher.

„Greger!" — Jetzt gewann er Muth hinzugehen. „Leni! Leni!" rief er nochmals und umschlang sie — er weinte wie ein kleines Kind an ihrem Halse. Sie stand aufrecht, und nur ein leises Umschlingen mit einer Hand zeugte ihm noch von ihrem inneren Fühlen. Greger empfand die Bedeutung, und sie zerknirschte ihn nur noch tiefer.

Der Alte hatte mit dem Spiele eingehalten, die Kleinen vergaßen den Bissen im Munde, die Andern sahen und hörten staunend — der Krampus fing, ohne eigentlich zu wissen warum, hell zu weinen an.

Freud' wie Leid verbinden Menschenherzen in urangestammter Gemeinsamkeit!

17.

Es geht heimwärts.

Der Schlitten fuhr wieder durch das Gehölz. Aber dießmal war er nicht doppelt bespannt, und auch das Männchen mit den Klumpfüßen und dicken Pelzfäustlingen zog nicht daran. Ein starker Mann ging davor her. Auch weder Holz noch Obst war dießmal auf den Schlitten geladen. Eine lebendige Last befand sich auf demselben und zwar ein mit einem roth und braun gestreiften Tuche dicht verhülltes Weib, dessen Augen hell nach dem Wege vorwärts sahen, und dieß schien dem Führer die Last leicht zu machen.

Der Hallodri zog rüstig das Schlittlein! Und natürlich sein Weib zog er da glatt und ohne Rütteln und Schütteln mit dem Gefährte vorwärts. Von der Waldhütte hatten sie Abschied genommen, mit allerlei kleinem Vorrathe freundlich ausgerüstet, und der alte Blasl lieh sein Schlittlein her, das er sich auf einer bezeichneten Zwischenstation schon wieder heimholen wollte! Er stand vor der Thüre und sah der Abreise zu. Er war es, welcher Leni, die eine Strecke gehen wollte, sogleich auf dem Schlitten Platz zu nehmen nöthigte, und er zog, zum Beweise, was für ein kraftvoller Bursche er noch sei, sie eine Strecke von der Thüre hinweg vorwärts. Er nehme es mit Jedem auf! rief er und schüttelte die Hand und lachte. Dann kamen die Kinder alle vor die Thüre und halfen auch mit anziehen und nachschieben, der Hund sprang immer an die Deichsel, wie zur Aufforderung, man möge ihn doch anspannen; und es gab eine recht lustige Ausfahrt.

Mancher, der mit Viergespann, hellglänzendem Gefährte und reicher Dienerschaft auszieht, hat keinen so wohlgemuthen, herzinnigen Ausgang oder Auszug in die Welt hinaus. Der letzte Begleiter war der Hund, er lief noch eine Strecke bellend und wedelnd mit, dann kehrte er plötzlich um und rannte spornstreichs heimwärts, als hätte er eiligst wichtige Botschaft zu bringen.

Und so waren Greger und Leni wieder vereint und sollten wieder ihrer Heimat sich nähern. — Heimat? Wo war sie? Der Wald war groß genug, die Berge waren breit und hoch genug, im Dorfe oder in dessen zerstreuten Rotten gab es Höfe und Stuben und Kammern genug; — aber wo war ein Raum für sie? Draußen im Walde lag wohl auch ein Raum, und sie konnten darauf Platz nehmen und sich strecken. Aber der Fuchs hat seinen Bau, der Dachs und der Bär und der Maulwurf seine Höhle, die Natter und die Eidechse liegen zusammengerollt unter dürrem Laub, der Wurm kriecht in das selbstgehöhlte Loch unter der Baumrinde oder der Erde — wo sollten zwei Menschen wohnen, deren Einer erst aus dem Gefängnisse kam, als Brandstifter

von allen Leuten, wenn auch nicht überwiesen, so doch gehaßt und gefürchtet, wie das fressend' Feuer — und der oder die Andere, sein Weib, das zu ihm halten sollte und wollte?

Leni wußte: verlasse sie ihren Mann jetzt, so rolle er wie ein fortgestoßener Kiesel vom Hochwege niederwärts, niederwärts, unabsehbar wohin in den Abgrund. Greger war von dem Geschicke mit gewaltiger Faust gepackt, gedrückt und mürbe gemacht. Jetzt war es Zeit für die pflegende Weibeshand. Wie aus einem Bündel Flachsstengel herausgeweicht, herausgebrechelt, mit dem Schlägel gepocht und gewaltsam gelöst, so waren die Fasern und Fäden seines besseren Menschen nun herausgearbeitet und von der rauhen, nichtsnutzen Schale gelöst. Jetzt konnten sie mit sorgsamem Finger gefaßt, fein gesponnen und gedrillt und nützlich gemacht werden. Das wollte sie, Leni, sein Weib. Sie wollte die Spinnerin und das Spinnrädlein sein, und an dem munteren und traulichen Surren und Schnurren, ja selbst Brummen, sollt's auch nicht fehlen!

Leni stieg von dem Schlitten herab und ging, zugleich um sich wärmer zu machen, wieder neben Greger langsam her. Wo sollten sie hin? Das war die Frage, welche sie für den Augenblick zuerst und zumeist beschäftigte. Sollten sie fort, fort aus dieser Gegend und ihr Glück weiter versuchen? Der Greger hatte große Lust dazu und meinte dieß. „Nein," sagte entschieden Leni. Das hatte sie wohl vorhergesehen und überdacht. Wenn sie ging, so ließ sie alles Gerede hinter sich her, und wenn sie mit Greger ging, so fehlte diesem der rechte Antrieb, gerade den Leuten, die ihn kannten, daheim zu zeigen, wer er sei, und die alte Scharte auszuwetzen. Wenn er, wenn sie mit ihm in die Ferne ging, so konnte er langsam, langsam wieder zu sündigen anfangen, auf ganz neue Rechnung, und wo das dann hinausginge, dessen war kein Absehen. In der alten Heimat sollte er bleiben — da werde er am ehesten fühlen, wie nöthig es sei, mit den Menschen Mensch, mit den Aufgewachsenen ein gleich Rechtlicher wie sie zu sein, und sich wieder einzufügen in das Gefüge der Leute. Und sie wollte ihm schon beistehen, wo Einer etwas gegen ihn hätte, wenn er selbst nur seinen Mann stelle.

Vorerst konnten sie bei der armen Frau Gevatterin um ein Plätzchen am Ofen oder auf der Ofenbank ansprechen. Das war die Einzige, an die sich zu wenden man noch wagen konnte. Die Andern würden wohl der Ausreden mehr als genug haben. Aber die Aermste, die werde wohl die Reichste im Mitgefühle sein. Und auch diese einzige Gastfreundschaft konnte man nur sehr kurze Zeit benützen. Doch nachher?

Greger spekulirte allerlei aus, wie man denn doch dahin und dorthin einsprechen gehen könnte. — „Nein, nein!" sagte Leni. „In meiner eigenen Hütten will ich sein! Noch so armselig und elend, aber in meiner eigenen Hütten." — Greger zuckte die Achseln und sein Mund frug nicht, aber seine Augen drückten die Frage aus: „Wie so?" Er wußte, der Zimmermeister müßte erst geboren werden, der ihm Holz gäbe und zimmere, und kein Nagelschmied liehe einen Nagel, kein Maurer seine Kelle und seine Arbeit. Und Leni sagte, wenn sie sich mit den Händen ein Loch in die Erde graben müßte, sie wollte das und würde darin sein! — Greger schwieg und sann. Er dachte, ob das Weib in bester Absicht nicht zu weit gehe und sich mit gar unmöglichen Dingen beschäftige. Er meinte, das komme vielleicht von dem Unglücke und der Krankheit her. Doch Leni, gekräftigter in sich geworden als je, fuhr fort: sie wolle auf die alte, liebe Brandstätte gehen und sehen, was das Feuer und nachher der Wind noch übrig gelassen. Und so viel Steine und so viel Reisig werden sich vorfinden, um einen „Schluff" zu machen, worin sie sich Beide hocken und zur Ruhe strecken könnten. Und das wolle sie! Und so wolle sie wohnen!

Der Greger sah sie erst starr an, ob dieß ganz ihre Wahrheit und richtige Meinung. Aber sie beharrte und bewies ihm mit jedem Worte nicht nur ihren guten Willen, sondern auch die Möglichkeit des Ausführens. Greger fand noch allerlei Einrede und Bedenken, wegen Gesundheit, Kälte u. s. w.; aber Leni sagte fest, sie setze Alles, ihren ganzen Stolz darein, und wenn auch nur auf solche Weise, wieder Häuslerin zu sein. Und wenn er nicht mit ihr halten wolle, so möge er es darauf ankommen lassen, ob sie allein thun werde, wie sie gesagt. Wenn's ihm dann anderswo doch zu schlecht ginge, so möge er dorthin kommen, sie suchen und finden und sich überzeugen, daß ihr Feuer wärme und auf ihrem Strohlager sich liege und träume, gut, vielleicht besser als anderswo.

Greger konnte am Ende von all' dem nichts Anderes thun, als still seine Zustimmung geben, oder vielmehr Leni gewähren lassen. Und so zogen sie heim, auf die alte traute Stelle, in den Wald — auf die Brandstätte.

18.

Auf der alten Brandstätte.

Was das für einen ersten Wiederanblick gab, als die Beiden ihre Heimatstätte wieder sahen! Wohl waren sie abseits gegangen, die wenigst betretenen Steige, um nicht gleich den Blicken Aller ausgesetzt zu sein; wohl waren sie Beide stehen geblieben auf dem Wege, bevor sie vom Walde heraus in die Lichtung zu ihrer Hütte treten sollten, oder an die Stelle, wo dieselbe früher stand. Der Leni wie dem Greger pochte das Herz gewaltig, aber ihm doch anders als ihr. Er nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß. Sie sah, die Erste, wieder nach dem Wege vorwärts und wollte mit dem Blicke nicht sein Gesicht treffen. Aber einmal geschah es doch — da stand er — die beiden nahen Daumen über der Hutkrämpe, die er hielt, zeigten, daß er die Hände unter dem Hute gefaltet hatte, und das gesenkte Haupt blickte niederwärts. Dann warf er noch einen Blick zur Höhe, sie that den ersten Schritt wieder weiter, und er ging nach.

Vor der Brandstätte stand sie und sagte kein Wort und wollte nichts reden und nichts deuten. Fast minutenlange stand sie wie ein Stein, regungslos; dann aber hob sie, wie bewältigt, die Schürze und weinte darein, daß ihr Rücken schüttelte. Sie gedachte, nebst Allem, noch der letzten Augenblicke, wie sie, wie Greger diese Stelle verlassen. Greger's Haupt war unwillkürlich gegen die Erde gesunken. Er hob die Hand und legte sie an ihre Hüfte — er wollte sie stützen, und er selbst bedurfte an ihr die Stütze. Leni ließ da sogleich die Schürze mit einem festen Rucke fallen, und sie stieg nun in den Schutt, in die Trümmer beherzt hinein. Das Drahtgitter des Vogelhäuschens hing noch an dem Nagel einer geborstenen Wand. Sie zog bald da einen Rest und dort einen heraus, der Schnee lag auch an Stellen hoch geschüttet, und sie befreite das Meiste mittelst eines verkohlten Brettstückes von demselben. Namentlich eine Stelle, im Winkel, wo der Ofen stand, hatte sie ausersehen.

Innerhalb kurzer Zeit entstand vor ihrem geistigen Auge die Rothhütte, hatte sie sich in den lebhaften Sinnen den Bauplan vorgezeichnet. Sie theilte ihn dem Greger mit, der auch nichts Besseres zu thun wußte und sie gerne gewähren lassen mochte.

Ueber der Wanderung und dem Aufenthalt auf der Brandstätte war der Tag schier verronnen, die von der Kälte starren Hände vermochten auch nicht viel mehr; und so war es Zeit, wegen des Nachtlagers einzusprechen und schickliches Kommen vor der Nacht zu beachten. Die Konleute (Eheleute) gingen nun den ersten vorbesprochenen Weg zur Gevatterin. Diese gewährte gerne mit Leid und Freud' das Angesprochene, ja Alles, was sie nur den armen Nachbarsleuten bieten konnte. Sie war nur froh, Leni lebend und den Greger heil und frei zu sehen. Sie hatte in der armseligen Hütte und trotz der Traurigkeit das still-seligste Fest. Greger wußte im regen Wechsel des Vorfallenden kaum, wie

ihm war. Alles in Allem war er wieder Menſch geworden, er, der ſich noch vor Kurzem ausgeſchloſſen von der Welt hielt; und er fühlte, wie ſein Weib ihm wieder zu dieſer Art Heiligkeit verholfen, wie der Strahl ihrer Helligkeit und Reinheit auf ihn zurückſcheine. Es ward ihm, auf Augenblicke, in ſeinem ganzen Weſen, als müßte der Boden erdrückt unter ihm eingehen und ihn ſinken laſſen, oder bald wieder dagegen ſo leicht, als dürfte er ſich nur recht regen wollen, um ſich leicht in die Luft zu erheben.

Leni's Sinn war nur nach der Brandſtätte im Walde gerichtet, und kaum ſchlief ſie in der Nacht, wenn ſie nicht von der Mattigkeit ganz überwunden war. Des andern Morgens ſchlürfte ſie die beſonders bereitete und gerne gegebene warme Waſſerſuppe der Gevatterin wie etwas Heilſames und Lebenweckendes in ſich. Greger dankte mit tauſend „'gelt's-Gott!" aus tiefühlendem Herzen, dann erbat ſich Leni einen Topf und wollte einige Erdäpfel für Geld haben, welches aber die Gevatterin „nit um die Welt" annahm. Sie gab ihr noch extra ein großes Stück Brod und ein Neſtchen Milch; dann ging die Gevatterin in ihre Arbeit als Taglöhnerin, und Leni und Greger gingen in den Wald, auch mit den geliehenen Grabwerkzeugen wieder auf die Brandſtätte.

Leni zäunte vorerſt auf der Erde einen Feuerherd aus

Hallodri! Eigener Herd. (S. 142.)

Steinen und Ziegelſtücken ein, nahm einige verkohlte Balkenreſte, legte ſie übereinander, neigte ſich hinab und that mit Greger's Pfeifenzeug ein Feuer ankenten (anzünden), um die ſtarrenden Finger geſchmeidig zu machen. Als die Flamme emporbrannte, wagte Greger kaum hineinzuſehen und die wärmebedürftigen Finger darüber zu halten. Ihm war es, als müßten dieſe Hände nur gleich wie dürrer Zunder Feuer fangen und lichterloh in einem Fluge verbrennen. Es fiel ihm ein, einſt gehört zu haben, daß man die heimlichen Brandſtifter zur Feuerprobe an die Flammen brachte, oder mit Brand ſtrafte, und ihm war's, als ſähe ein Richter aus den Wolken heraus und ſpreche den Gottesgerichtsſpruch — der Sünder müſſe gleich auffladern und zu Kohle und Aſche werden. Er war geſtraft mit harter Strafe mitten in all' ſeinem Glücke des Entronnenſeins vor derſelben und in all' ſeiner Freiheit!

Sie aber rieb ſich kräftig und friſch die Knöchel, die zu rüſtiger Wärme kamen, und eilte ab und zu auf den Schutt und hatte das rechte Winkelchen auserkoren, wo die Mauern noch am beſten ſtanden.

In und um den Wald, nicht zu weit von der Eingard, ſtieg noch ein Geſchöpf herum, arbeitend — was für dasſelbe Arbeit eben genannt werden konnte. Es brach dürre Aeſte, klaubte Holz, holte Steine aus den Hohlwegen, legte

Digitized by Google

Reisig in die Vertiefungen u. s. w. Mit den starken Sinnen eines Wesens, welches Hören und Sehen, die allgemeinsten Erhaltungstriebe lebendiger Geschöpfe ausgebildet hat, bemerkte der Tepp, der Trottl, die Rauchsäule des Feuers, ersah Lipperl dessen Kennzeichen von einer ihm wohl bekannten Stelle über die Bäume emporwirbeln. Er, dessen Sinne oft dahin gerichtet waren, wußte dort schon lange keine Hütte und kein Rind und keine Leute mehr. Er, der so viel herumstrich, wußte auch, daß jetzt dort keine Holzschläger arbeiteten. Mit der Neugierde, die derlei Wesen lockt, ihnen Unbekanntes zu sehen, mit all' der unbewußten Neigung, die ihn in jene Richtung zog, wo einst Greger und Leni waren, die ihm so viel Gutes gethan, die er so gerne gehabt, das kleine Kind dazu — mit all' diesen, in solchen Menschen lebendigeren, sie ganz ausfüllenden Trieben, ging er mit seinem Reisigbündel, das er eben trug, der Brandstätte oder dem Feuer entgegen. Als er in eine Lichtung hinaustrat, als er von Ferne zwei Gestalten in des Feuers Nähe arbeiten sah, beschleunigte er die kurzen Schritte seiner Füße. Als er näher kam und Greger und Leni erkannte, warf er mit einem Schrei seine Bürde ab, stürzte auf die Beiden zu und umarmte sie, schrie und heulte und sprang gleichzeitig in ungebändigter Freude und Erregtheit. Leni hatte ordentlich Mühe, ihn zurecht zu bringen. Und als sie ihm mit der Hand auf den Kopf tätschelte, ihn einen braven Burschen hieß — da stürzte der Tepp auf ihre Hand und schmatzte sie und sprang und weinte dazu. Dem armen Wesen ward noch so wenig Liebe in der Welt! Er redete allerlei unzusammenhängend Zeug in Einem Athem, und aus dem Ganzen waren nur einzelne Worte, wie: „wieder haben — Lipperl immer da gewesen — jetzt da bleiben — nicht sterben — Greger nit umbringen — Lipperl gern im Herzen" — und derlei verständlich.

Greger ward es so eigen, als er doch noch einen Menschen sah in der Welt, wenn auch nur einen solchen, der um ihn weinte und an ihn dachte, der ihn in der Welt, das ist im Dorfe, vermißte. Freilich, dem hatte er einmal ein Gutes gethan. Und da dämmerte in ihm der Gedanke auf, wie es doch sein Gutes habe, so ein rechtes Ding zu thun und beim Rechten zu bleiben. Man wisse ja nie, wie und wo es hereinkomme.

Er hieb, von diesem aufdämmernden Gedanken belebt, gleich desto kräftiger in den Balken an der Erdscholle ein — er meinte, er müsse jetzt nur rasch irgend ein rechtschaffen Werk vollbringen. Beide Leute gaben dem Lipperl gute Worte und besänftigten ihn. Er rief: „helfen, helfen!" und heftete die glühenden Blicke auf Leni, ihr Gebieten zu empfangen. Er holte sein fallen gelassenes Reisigbündel, ging still, ohne daß es ihm gesagt war, zum Feuer und legte von seinem Holze hinein. Er lachte herzlich auf, als es hell loderte und prasselte, er umsprang es mit lebhaften Sprüngen, er wärmte seine eigenen Hände soviel er vermochte, und lief, diese heißen Hände in die Leni's zu drängen und so die ihren zu wärmen, wie ein spielend, kleines Kind. Dann räumte, hob, trug und half er, wo er nur konnte.

Als er eine Wand der Wiege fand, den letzten Rest derselben, da war er glücklich, und er half mit großem Kraftaufwande und Fleiße sie in eine Stelle zum Rothhüttlein verwenden, wo sie von Wichtigkeit und sichtbarem Nutzen war. Leni fügte mit eigenem Gefühle diesen Rest der Vergangenheit in ihr Rothhüttlein, schier meinte sie, derselbe werde zum besondern Schutze ein liebreich Zeichen für ihre neue, kleine Behausung sein.

Mitten in der Arbeit eilte Lipperl spornstreichs fort, zum Erstaunen Beider. Sie wußten sich nicht zu erklären, warum und wohin er eilte. Nach Stunden kehrte Lipperl zurück — er brachte ein rein gewaschen und zusammengelegtes Tüchlein — dasselbe, das er einst in Noth und Leiden zum Verbande erhalten. Er meinte damit ein wichtiges Gut, eine Hülfe zur neuen Aus- und Haussteuer beigebracht zu haben.

19.

Am eigenen Feuerherd.

Als der Abend hereindämmerte, stand in den Winkel der Brandstätte gelehnt ein arm und erbärmlich, aber doch gegen den Wind und das Wetter schützend Hüttlein. Aus verkohlten Trümmern, aus Erde, Steinen, Stroh und Reisig war es gebildet — aber es war eine Heimat, eine unentreißbare Heimat!

Und in diesem engen, in diesem eigenen Raume schlugen zwei Menschenherzen einander nahe. Lipperl wollte wohl da bleiben und da schlafen, aber Leni und Greger hatten Mühe, ihm das auszureden, und Noth, ihn heimzuschicken. Nur gegen das Versprechen, die Hütte ein andersmal größer zu bauen, ging er, und mit der Versicherung und der Erlaubniß, morgen wieder zu kommen. Dem Greger war es, als bekäme er diesen armen Burschen jetzt erst recht lieb und es sollte demselben gewiß Keiner mehr etwas anthun, ihm gewiß kein Leides widerfahren, wenn es nur gälte, Muth und Kraft und Arbeit dafür einzusetzen. Greger fühlte sich in all' dieser Armseligkeit als ein Beschützer, als Einer, von dem in der Welt noch etwas abhängt, und das that ihm gut. So erbärmlich, so klein, so eng und nieder sein Rothhüttlein war, so war doch noch ein Wesen auf der Welt, das sich sehnte, darin zu wohnen und es als ein Glück, als eine Freude betrachten wollte. Und er, Greger, wollte Leni schier hindern, ihr kaum zustimmen, und das war doch all' sein einzig eigen! Dieß werthlose Hüttlein hatte nun bei Greger den rechten Werth, und der arme Lipperl war's, der das lehrte.

Als das letzte Nöthige zusammengeholt war, zündete Leni auf Steinen in der Hütte ein Feuerlein an. Zu dem Reisigfeuer ward dann auch der Topf gestellt, da ward nun auch das dürftige Mahl gekocht, und das Feuer also zu seinem wohlthätigen Dienste an dieser Stelle wieder eingeweiht. Die Luft zitterte um die Flamme rings umher, und diese flimmernde Bewegung war wie ein still grüßend Willkommenzeichen. Nur gebückt und gebeugt konnten die Köpfe der Hüttler da einhergehen, aber der Sinn war hoch aufrecht. Der Rauch des Feuers zog zu einer zwischen Balken, Erde und Steinen gelassenen Lücke oben hinaus, aber er stieg mit dem Gebete zweier in Frieden und voll neuer Hoffnung lebenden Menschen empor, die noch dankten für diese, diese Heimat.

Leni nahm den ersten Erdäpfel und warf ihn in's Feuer, um „das Feuer damit zu speisen", daß es „gut und nährend und nicht verzehrend" sei. Sie sprach leise in sich, nach altem Brauch:

„Feuerl, steig' nit auf's Dach,
Da hast du auch dein' Sach',
Daß ich's dir recht mach'!"

Sie fühlte sich wieder in eigener Behausung.

Und wie Greger in all' dieser Armseligkeit so auf sie hinsah, wie das rothe Feuer aus der schwarzen Erdwand hinter ihr sie davon abhob, so erschien sie ihm schön wie nie; schöner, als wenn sie in der schönsten Stube säße. Er wünschte eine solche nur für sie, nicht um seinetwegen.

„Nun weißt, wo Du hin gehörst? und wo Du zu Hauf' bist und wo Dir kein Mensch 'was sagen kann?" — Er faßte sie um den Hals, drückte sie derb an sich und preßte ihrem Mund einen heißen Kuß auf. „Leneri! Leneri!" sagte er, „ich kann Dir nit sagen, wie mir is'! Mir will's schier das Herz versprengen. Und könnt' ich nur eine Ader aufschlagen und mein Herzblut für Dich verrinnen lassen, ich thät's, daß Du sehen könnt'st, ich geb' mein' letzten Tropfen für Dich!" — „Wenn Du's nur einsiehst, daß ich's gut mit Dir mein'! Mehr will ich nit!" sagte sie. „Und, Greger, versprichst mir, ein guter, ein rechtschaffener Mann zu sein?" Sie hielt ihm die Hand entgegen. — „Leneri," sagte er, „ich darf's wohl sagen, ein gebrannt's Kind fürcht' das Feuer!" — „Versprichst mir ein rechtschaff . . ." wie-

derholte sie die Hand haltend. Er unterbrach sie. „Ja, da soll mich der Herrgott doch gleich in den Erdboden hinein verschlagen, wenn ich's nit bin!" rief er mit der alten Heftigkeit aus, und griff sich mit einer Hand an die Brust, als wollte er sich gleich selbst zu Boden schleudern. „Da müßt' ich doch der schlechteste Hallodri von der Welt sein! Aber eher glaubst von mir, daß ich mich selbst um's Leben bring', als Dich um Dein' Ruh'! Und wenn Dir Einer eine Schlechtigkeit von mir erzählt, so glaubst eher, Du selbst warst es, als der Greger! Den Greger treffen sie nit, und der Greger is' der bravste Kerl von der Welt, so wahr mir der Herrgott helfen soll in der Stund' meines Absterbens!" — „Du schwörst's mir?" sagte Leni. — „Ich schwör's bei der Ruh' von unserem seligen Kinde und meiner eigenen Seligkeit!" — Die Leni drückte ihm fest die Hand — ein stilles Aneinanderschlagen zweier Herzen folgte. Dann that Leni ihre häusliche Arbeit wieder an den Feuersteinen bei dem armseligen Topfe.

Die Katze kam auch bald und miaute vor der Thüre. Und als Leni das alte Hausthier einließ, das wohl auch umhergeirrt war, als sich dasselbe heimisch in einem Winkel zusammenrollte und mit den wiederscheinenden Augen im Zimmer umhersah, war der Hausfrau so wohl dabei, wie sich's gar nicht sagen läßt.

Und so brachte auch Leni hier die Feiertage zu, wo Andere so lustig und gesellig waren — und da schmauste sie nach aller Arbeit mit Greger aus der dampfenden Schüssel am eigenen Herde, in eigener Behausung.

(Fortsetzung folgt S. 170.)

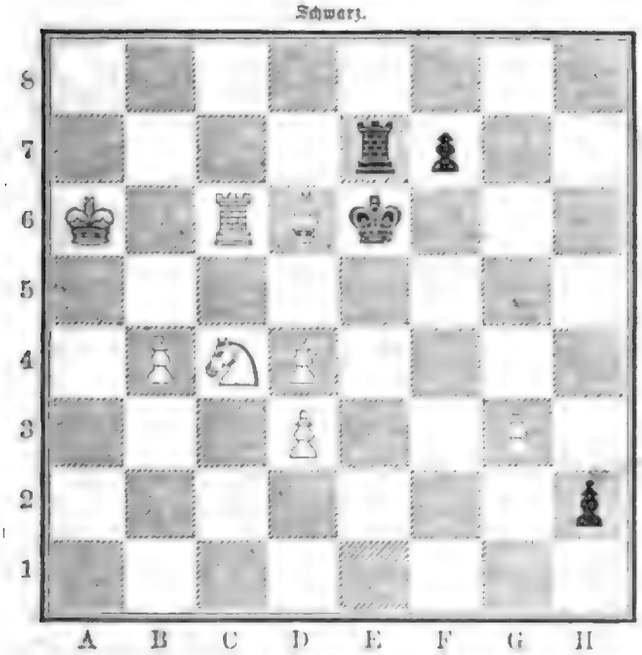
Schach.

(Redigirt von Dufresne.)

Aufgabe Nr. 25.

Von Herrn **Joseph Heiterer** in **Brünn**.

Schwarz.



Weiß.

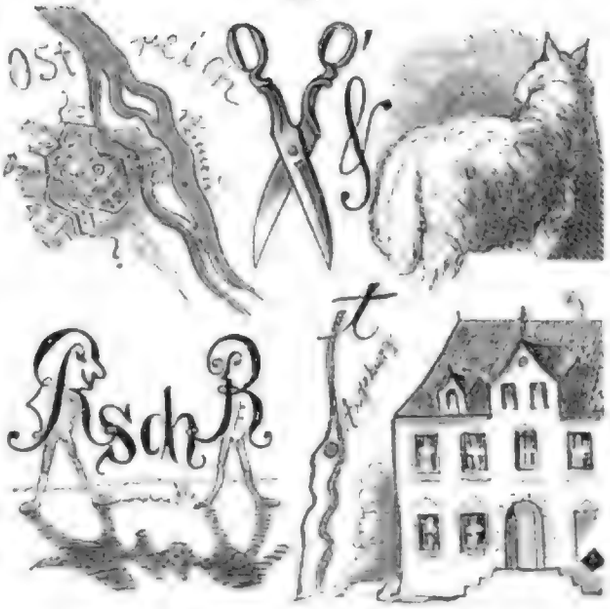
Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 24.

Schwarz.	Weiß.
1) T. F 3 — F 1 †	1) K. H 1 — G 2.
2) T. F 1 — H 1	2) K. G 2 nimmt H 1.
3) L. H 5 — F 3 Schach und Matt.	

Bilderräthsel.

21.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 68:

Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

Auf Mönchsgut.

Von

Alexander Bauer.

Gleich merkwürdig durch Geschichte und Sage, durch die zahlreichen Denkmale eines in grauer Vorzeit untergegangenen Geschlechtes, wie durch ihre Naturschönheiten und ihre pittoreske Gestaltung ist die Insel Rügen, vor Schleswig-Holsteins Eroberung der nördlichste Vorposten Deutschlands, von dessen äußerster Spitze Arkona man in dämmernder Ferne schon die Küste von Schweden wie einen Nebelstreifen erblickt. Die Gestalt der Insel ist außerordentlich unregelmäßig und zerrissen; vier größere Halbinseln: Wittow, Jasmund, Mönchgut und Zudar, gehen langgestreckt und wunderlich geformt vom Kerne der Insel aus, während zwischen ihnen wieder eine gleiche Anzahl kleinerer vertheilt ist; außerdem liegen rings um die Hauptinsel her noch zweiundzwanzig Neben-inseln und Werder. Rügen hat gar manches Wunderbare und Anziehende für den Fremden, doch schweigen wir heute von dem in grünem Waldesdunkel verborgenen Herthasee, in dessen geheimnißvoller Tiefe die Sklaven ertränkt wurden, welche das Loos getroffen, das Bild der Göttin Hertha in den grünen Fluten desselben Sees zu baden; wir wollen schweigen von dem mächtigen Wallringe, in dem einst die Burg und der Tempel Swantewits, des mächtigsten Gottes der alten Rugier gestanden, von den halbversunkenen Schanzen der uralten Charenzaburg, in deren schützendem Ringe der blutige Tempel des grausen Kriegsgottes Rugiwit gestanden, und begnügen uns, ein kleines Kulturbild von einem Theile der heutigen Bevölkerung zu geben, von den durch ihre Eigenthümlichkeiten merkwürdigen Bewohnern der Halbinsel Mönchgut. Diese von der Ostseite Rügens ausgehende und hauptsächlich nach Süden hin sich erstreckende Halbinsel ist zwar an Naturschönheiten nicht ärmer als die übrige Insel und zeichnet sich hauptsächlich durch prächtige Waldungen aus, aber doch wird dieselbe ihrer Abgelegenheit wegen weniger besucht, und so haben sich hier die ursprünglichen Sitten der Bewohner viel reiner und unverfälschter erhalten als anderswo.

Die Bewohner sind ein kräftiges Schiffervolk, das nur wenig Ackerbau treibt und sich hauptsächlich vom Häringsfang, durch Lootsen- und Matrosendienst nährt; im letzten Kriege haben diese kühnen Schiffer auf der preußischen Flotte vortreffliche Dienste geleistet. Ihre eigenthümliche Tracht dürfte schon aus unserem Bilde ersichtlich sein, und so wenden wir uns unmittelbar zur Beschreibung ihrer Wohnstätten, deren Bauart viele Aehnlichkeit mit der in Schleswig üblichen hat. Den größten Theil des Hauses nimmt die Tenne ein, in welche man durch die Hausthüre tritt; zu beiden Seiten derselben befinden sich die Viehställe, über welchen je nach Umständen noch einzelne Schlafkojen angebracht sind. Ganz im Hintergrunde der Tenne befindet sich die einzige kleine Stube des Hauses, welche nichts als den Tisch und einen Webstuhl enthält. Ein Rauchfang gilt in den meisten Häusern als Luxusartikel. Ihre Kleider verfertigen sie sich, wie schon der in jener Stube befindliche Webstuhl andeutet, meistens selbst; weniger löblich ist die Sitte, an der sie unverbrüchlich festhalten, daß sie nur unter einander heirathen; abgesehen von dem hiedurch begünstigten ein-

Fischer auf Mönchgut.

seitigen Wesen, können natürlich auch die schlimmen Folgen dieses Mißbrauchs für Geist und Körper mit der Zeit nicht ausbleiben. Die Bräuche, welche sich auf das Geschlechtsleben beziehen, sind bei ihnen besonders eigenthümlich; vor Allem muß es dem Fremden auffallen, daß beim Brautwerben die Stellen vertauscht sind, indem hier das Mädchen den Mann freit. Hat ein Mädchen sein Auge auf einen Burschen geworfen, so hängt sie ihre Schürze unter einer gewissen Form vor das Fenster; sobald der Erwählte vorübergeht, läßt sie die Schürze fallen, und der Betreffende, wenn er anders nicht die Werbung zurückweist, wozu aber einiger Muth gehört, ist Bräutigam. Hat das junge Ehepaar noch keine eigene Wohnung, so wohnen die Leutchen ganz einfach bei den Eltern des einen Theils, bis sie sich ein eigenes Nest erworben haben. Unter ihrem plattdeutschen Dialekt finden sich viele schwedische Wörter, was jedoch nicht, wie man fälschlich behauptet, auf ihre schwedische Abstammung hinweist, sondern sich durch die lange dauernde schwedische Herrschaft und den häufigen Verkehr mit diesem Lande erklärt. Die Bewohner Mönchguts sind vielmehr, wie die übrigen Bewohner Rügens, wendischen Stammes.

Kaiſer Konrad IV. und der treue Ritter von Dewisheim

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Konrad IV. an der Leiche des Ritters von Dewisheim. (S. 146.)

Die Geſchichte kennt kein zweites Herrſchergeſchlecht, welches von ſeinem Aufblühen bis zu ſeinem Ende hintereinander in ununterbrochener Reihe und in großer Zahl an ausgezeichneten Perſönlichkeiten ſo reich war, wie das der Hohenſtaufen. Von Friedrich dem Alten an, dem erſten Herzog aus ſeinem Hauſe, der aus einem einfachen Rittersmann

einer kleinen Burg in Schwaben sich zum Eidam Kaiser Heinrich's IV. emporschwang, bis auf die Letzten des Hauses, bis auf den geistvollen Manfred und den goldhaarigen König Heinz, welchen die Italiener Enzio nannten, und den Jüngling Konradin, dessen Blut ohne Rücksicht auf seine sechzehn Jahre der thronräuberische, tückische Anjou vergoß — welch' eine Reihe von herrlichen Fürsten- und Heldengestalten! Es war auch nicht Einer unter Allen, von dem man nicht wenigstens so viel sagen müßte, daß er eine ungewöhnliche, eine ausgezeichnete Erscheinung gewesen sei. Dieses schwäbische Blut — das war ein nachhaltiger, ausgiebiger Stoff, aus welchem die Natur viele große und viele edle Fürsten gemacht hat. Wie klein erscheinen dagegen spätere Fürstengeschlechter, in welchen schon nach ein paar ausgezeichneten oder großen Männern das Eintreten der Abnahme, der Schwäche, ja der sittlichen wie der geistigen Entartung sichtbar ist! Und doch sind selbst die letzten Hohenstaufen nicht mehr so groß wie die früheren, und Kaiser Konrad IV., obwohl größer als seine Zeitgenossen, hatte doch nicht mehr die Großheit des Sinns und des Auftretens, wie die seiner Ahnen war; Kaiser Konrad's III. des Rothbarts und des zweiten Friedrich's.

Der zweite Friedrich war hinübergegangen am 13. Dezember 1250. Trotz seiner Schatten wollten die Völker, die jetzt nur auf die leuchtenden Tugenden des großen Kaisers sahen, lange nicht an seinen Tod glauben: der römische Hof hatte vier Jahre lang zuvor wiederholt Lügengerüchte von seinem Abscheiden verbreitet, um Deutschland dadurch zu verwirren. Aber dießmal war er wirklich gestorben, der große Held und Feldherr und der noch größere Staatsmann, welchem das Diadem so wohl stand um die schöne geistreiche Stirne. Kaiser Friedrich II. war todt.

Das benützte der römische Hof, alle Welt zum Abfall von dem Hause der Hohenstaufen aufzufordern. Papst Innocenz IV. hatte dem ganzen hohenstaufischen Hause den Untergang geschworen. Die römische Politik ging fortwährend darauf aus, das deutsche Reich zu verwirren und zu spalten, die großen Vasallen der deutschen Krone zu kleinen Souveränen zu machen, durch die Zerrissenheit des Reichs die Kraft der deutschen Nation lahm zu legen, und so von Rom aus über Fürsten und Völker, über die deutschen Gewissen und über die deutschen Gelder Herr zu sein. Lange noch bei Lebzeiten Kaiser Friedrich's II. hatten die Reichsfürsten seinen Sohn zum römischen Könige, d. h. zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone gewählt. So war jetzt, nach seines großen Vaters Tode, sein treuer Sohn, der dreiundzwanzigjährige Konrad, als der Vierte dieses Namens, der rechtmäßige Kaiser der Deutschen. Innocenz IV. aber ließ gegen ihn einen Kreuzzug predigen durch Schaaren von Bettelmönchen in Sizilien und in Deutschland. Dort, in Süditalien, war der Hohenstaufe Konrad der rechtmäßige König von Neapel und Sizilien durch Erbfolge, wie er es hier in Deutschland war durch „Wahl" der Fürsten. Der Papst erklärte, keine der beiden Kronen dürfe Konrad tragen, und seine Bettelmönche predigten auf seinen Befehl: Keiner dürfe ein Zeugniß ablegen oder das Abendmahl nehmen, es sei denn, daß er zuvor dem Hohenstaufen abschwöre. Ja, der Papst nahm sich heraus, Konrad alle seine Erbgüter und Gerechtsame in Schwaben und Franken abzusprechen.

Diese Politik des römischen Hofes wirkte eine arge Entsittlichung in Schwaben. Da sah man schwäbische Grafen und Herren ohne Scham treubrüchig und ehrvergessen werden. Gerade die, welche Hausvasallen der Hohenstaufen und von diesen mit Wohlthaten königlicher Freigebigkeit überhäuft worden waren, sah man nach Lyon zum Papste gehen, um sich von ihm die hohenstaufischen Güter austheilen zu lassen. So sehr war das Gefühl für Ehre und Pflicht in den Herren abgestumpft durch das, was vom römischen Hofe ausging. Ruchlos wurden die Menschen in den Schlössern und in den Klöstern. Aber sittlich blieben, dankbar-treu ihrem rechtmäßigen Kaiser und seinem Hause, die deutschen Städte. Dahin gehörten mit ihrer edlen Anhänglichkeit besonders auch die Bürger von Regensburg.

Der Bischof der Stadt bedrängte mit seinen Lehensleuten die treuen Bürger. Auf ihren Ruf eilte der Hohenstaufe Konrad herbei, schlug den aufrührerischen Bischof und seine Partei und nahm den Bischof selbst mit vielen Andern gefangen. Großmüthig gab der junge Kaiser ihm und den Andern die Freiheit wieder. Er verzieh, er begnadigte. Die Bürger der Stadt gaben dem Kaiser ein Festmahl, und zu völliger Aussöhnung lud dieser auch den begnadigten Bischof dazu ein. Wie seine Ahnen gethan, so hatte auch Konrad es gehalten: er hatte seine Herberge im Kloster des heiligen Emmeran genommen. Abends wurde nach Art jener Zeit noch in diesem Kloster fröhlich gezecht, bis tief in die Nacht. Der Abt des Klosters gab sich alle Mühe, seine Gäste gut zu bedienen, mit dem Besten, was er hatte; und der Keller des heiligen Emmeran war mit köstlichen Weinen wohl versehen.

Spät hatte sich der Kaiser zur Ruhe begeben mit seinem gleich jungen Freund und Waffengefährten, dem Ritter Friedrich von Dewisheim. Die schliefen in Einem Gemach. Schwärmerisch, wie die Frauenliebe der Zeit, war die Freundschaft jugendlicher Waffengenossen. Im Vorsaale des Kaisers schliefen nur vier Ritter, nach einer andern Nachricht sechs. Die übrigen Ritter des Kaisers hatten zerstreut im Kloster ihr Nachtlager genommen. — Keiner hatte gesehen, wie sich, während sie die Becher klingen ließen, eine bewaffnete Rotte in's Kloster schlich.

Es war Mitternacht vorüber. Da bewegt sich leise ein dunkler Zug nach dem Schlafgemach des Kaisers. Es ist der Bischof von Regensburg, es ist der Abt von St. Emmeran, es ist eine Rotte von Kriegsleuten und etlichen bewaffneten Mönchen. Sie führt Konrad von Hohenfels, ein Dienstmann des Bischofs. Die Ritter im Vorgemach des Saales, wo der Kaiser schläft, liegen von Schlaf und Wein betäubt; sie werden geknebelt. Nur Einer widersetzt sich, er wird niedergestoßen. Die Thüre zum Schlafgemach des Kaisers ist verschlossen. Mit einer Axt schlagen die Mörder sie auf. Sie werfen sich auf das Bett des Kaisers; der Schläfer darin empfängt schweigend die Dolchstöße der Verschworenen. Mit höllischer Freude über den Tod des Hohenstaufen, dieses „Kirchenfeindes", des „Gebannten", ziehen Bischof und Abt mit ihrer Rotte von dannen, im Schatten der Nacht.

Aber sie hatten sich getäuscht. Nicht der Kaiser war unter ihren meuchlerischen Dolchen gefallen, sondern sein Freund, Friedrich von Dewisheim. Der hatte bei seinem kaiserlichen Freunde gewacht und sein Haupt gehütet. Als er die Tritte der Mörder hörte und zur Flucht keine Möglichkeit sah, verschloß er die Thüre, drängte den jungen Kaiser in Hast, sich im Dunkel zu verbergen. Der Kaiser folgte ihm und verbarg sich in der Nähe. Es war stille geworden. Der Kaiser, der aus dem Kloster zu kommen suchte, fand sich in den Irrgängen im Dunkeln nicht zurecht, und kam so, ohne es zu wollen, wieder in sein Schlafgemach zurück. Da fand er im bleichen Dämmerlichte seinen Freund in seinem Blute.

Dieser hatte, als das einzige Mittel, seinen Kaiser und Freund zu retten, erwählt, für ihn zu sterben. Er hatte sich schnell in des Kaisers Bett gelegt und lautlos, als läg' er im tiefen Schlaf, die Todesstöße der frommen Mörder empfangen, die keine Täuschung ahnten. Der Kaiser sammelte sein ritterliches Gefolge im Kloster. Mit des Tages Grauen war der ganze Umkreis desselben von den Kaiserlichen umstellt, an den Verschworenen und an dem Kloster die gebührende Strafe zu nehmen. Im ersten Zorn und Schmerz wollte er das ganze Kloster dem Boden gleich machen. Das Flehen der Mönche, die sich ihm zu Füßen warfen, erweichte ihn. Um nicht Unschuldige mit Schuldigen zu strafen, nahm er als Buße eine Geldsühne von diesen an. Die war jedoch so groß, daß sie ihre kostbare Bibliothek versetzen und einen goldenen Altar verkaufen mußten. Die

eigentlichen Mörder waren fast alle entkommen, in schneller Flucht nach Böhmen; unter ihnen auch der Bischof. Der Abt aber wurde gefangen genommen und eingekerkert. Das Gebäude, worin der Mord geschah, wurde von den Kaiserlichen noch am gleichen Morgen bis auf den Boden niedergerissen. An dieser Stelle mußten die Mönche eine Kapelle bauen. Die wurde die Königskapelle genannt. Darin mußte ein Mönch täglich beten, nächst Gottes Ehre zu Ehren der Hohenstaufen, zum Angedenken des Frevels, und um die Geister der für ihren Kaiser hier Ermordeten zu versöhnen.

Die Abtei verlor alle ihre Rechte, und Konrad von Hohenfels fand schnell seinen Rächer. Schon glaubte er, der menschlichen Rache entronnen, in Sicherheit zu sein. Da, während er unter freiem Himmel dahin ritt, sank er vom Roß, und das Roß mit ihm: der Blitz hatte ihn erschlagen.

Daß Kaiser Konrad IV. in seinem dreiundzwanzigsten Jahre einen Freund hatte, der aus Liebe und Treue sich für ihn aufopferte, zeugt für den Werth und die Schönheit seines menschlichen Charakters. Aber daß der Kaiser vom Vasallen, der Freund vom Freunde in der Gefahr an Großmuth sich übertreffen ließ, das deutete darauf, daß der große Sinn der Hohenstaufen vorüber war. Die Poesie, welche diesen Stoff der Geschichte in eine Ballade gebracht hat, faßt diesen Gedanken, welchen die Zeichnung unseres Künstlers vor Augen stellt, einfach also:

Der König irrt im Labyrinth
Der Gänge auf und nieder,
Und tappt sich fort, im Dunkeln blind,
Zum Schlafgemache wieder.
Es ist so stille drinnen,
Nur langsam leises Rinnen,
Wie Tropf' auf Tropfen rinnt.

Da säumt der Mond den Wolkenrand,
Und zeigt in Blut gebettet
Den Freund — schnell hat er ihn erkannt —
Der sterbend ihn gerettet.
Er sinkt wie todt zum Todten —
Da hebt sich's aus dem Boden,
Wächst riesiggroß zur Wand.

„Weh, Sohn von Staufen, wehe Dir,
Wie bist Du reif zum Falle!
An Großmuth, Deines Hauses Zier,
Beschämt Dich der Vasalle?
Wir flogen gleich den Aaren,
Weil wir die Größten waren
An Sinn; weh, Enkel, Dir!"

Der König hört's; ihm reißt das Haupt
Empor des Fluches Grauen;
Was ihm die Kraft im Busen raubt,
Er schaut's, und muß es schauen.
Im Dämmerschein, dem matten,
Entschwebt des Ahnherrn Schatten —
Der schüttelt trüb das Haupt *).

Die Bleistift-Fabrikation.

Geschichte und Gegenwart.

Zum 200jährigen Jubiläum der Bleistifterfindung im Jahre 1865

von

Dr. Frühling.

Der Bleistift, dieses scheinbar wenig interessante Schreibmaterial, gewährt, wenn man nur einmal sich die Mühe nimmt, seine Entwicklungsgeschichte näher anzusehen, ein großes Interesse, nicht bloß, weil er in tausendfacher Weise sich bei den täglichen Verrichtungen des Menschen nützlich macht und so sein beständiger Begleiter geworden ist, sondern auch, weil, was Wenige wissen, heutzutage Millionen als Betriebskapital in den Bleistiftfabriken liegen und gerade diese Fabrikation mit zu denjenigen Branchen gehört, in welchen Deutschland eine hervorragende Stufe einnimmt.

Wenn man an eine historische Skizze des Bleistifts geht, so gebietet es schon das Interesse, zu fragen, wie alt ist denn eigentlich dieses kleine, uns heut unentbehrliche Instrument, und war es schon bei den hochentwickelten Völkern des Alterthums vorhanden, oder, wenn nicht, was vertrat vor zwei Jahrtausenden seine Stelle im allgemeinen Verkehrsleben.

Man bediente sich einstmals da, wo wir heute ein Stückchen Papier nehmen, dünner Täfelchen von Holz oder Elfenbein, die mit einer dünnen Schicht Wachs überzogen waren, in das man mit einem Griffel die Schrift einritzte. Dieser Griffel hieß „Stilus", auch wohl „Graphium", von dem griechischen Worte γράφειν, „schreiben". Die Größe der Täfelchen war verschieden, je nach der Bestimmung. Unsere heutigen verliebten Briefschreiber nehmen kleine Couverts, ähnlich wählten die Römer der alten Zeit zu Liebesbriefchen kleinere Täfelchen. Jedoch schrieb man auch damals schon Briefe auf Papier.

Die Mangelhaftigkeit dieser Wachstafeln zeigte sich besonders beim Zusammenlegen, wo die Schrift leicht verwischbar war, weßhalb man sie mit einem erhöhten Rande umgab. Die Wachstafeln dienten zu den verschiedensten Zwecken, zu Schultafeln, sogar zu Testamenten, als Notizbuch im Hausgebrauche und als Portefeuille, welches man beständig bei sich trug, um mit dem Griffel sofort jedes Beliebige zu notiren, Geldposten einzutragen, Concepte zu entwerfen ꝛc. Es waren oft mehrere Täfelchen zusammen, geschlossen von einem Deckel aus Elfenbein, Silber und Gold. Kostbar verziert waren namentlich die Schreibtafeln, welche Consuln, Prätoren und andere Magistrate der Kaiserzeit bei ihrem Amtsantritt ihren Freunden zu schenken pflegten. Das Bild des Gebers und allerlei Symbole prangten auf der Vorderseite. Mehrere Schreibtafeln jener Zeit sind erfreulicher Weise noch auf uns gekommen. So eine, welche aus dem Jahre 167 nach Christus stammt und im Jahre 1790 in einem altrömischen Bergwerke Siebenbürgens gefunden wurde. Sie enthielt sogar eine recht lesbare Schrift, und zwar die Kopie einer öffentlichen Bekanntmachung Seitens des Vorstehers einer Leichenkassengesellschaft.

Der Stilus, so zu sagen der Bleistift der alten Welt, war an den Täfelchen in ähnlicher Weise angebracht, wie der heutige Bleistift an unsern Notizbüchern. Er war an der einen Seite spitz zum Einritzen der Schrift, an der anderen breit, damit man die Schrift wieder verwischen konnte. Das Material zu den Stiften war entweder Holz, Eisen, Bronze, Elfenbein oder auch kostbarere Metalle, Silber oder Gold.

Der Bleistift, wie wir ihn heutzutage gebrauchen, ist eine Erfindung der neueren Zeit, und man darf ihn wohl unbedenklich der großen Anzahl technischer Fortschritte und Erzeugnisse zur Seite stellen, durch welche namentlich die letzten drei Jahrhunderte zur Verbreitung der Künste und Wissenschaften, zur Erleichterung des Studiums und des Verkehrs so mächtig beigetragen haben. Dem klassischen Alterthum und seiner Kunst war, wie wir sahen, unser Graphit-Bleistift, und überhaupt aller Gebrauch des Bleies zum Schreiben völlig unbekannt. Erst das Mittelalter verwendete das Blei zu diesem Zweck. Allein dieses Metall war keineswegs dem Graphit-Bleistifte gleich; diese sind nur wegen der bleiähnlichen Farbe ihrer Schrift mit dem Namen des Bleies in Verbindung gebracht worden.

Man bediente sich des Bleies damals nur zum Liniren der Handschriften, keinenfalls zum Schreiben oder Zeichnen. Das Linirblei hatte die Form einer scharfkantigen, runden Scheibe, wie sie zu demselben Zwecke auch schon im späteren klassischen Alterthume angewendet worden sein soll.

Erst mit der Entwicklung der modernen Malerei beginnen die Spuren bleistiftartiger Zeichnungen. Solche ließen sich mit Brodkrumme auslöschen. Petrarka's Laura ward von

*) Wilhelm Zimmermann, Gedichte. Dritte Auflage. S. 163.

einem Zeitgenossen auf diese Weise porträtirt, und zur Zeit des Michel Angelo erhielt sich diese Manier ebenfalls noch im Gebrauch. Die Stifte kamen von Italien dann auch nach Deutschland. Unter welchem besonderen Namen, wissen wir nicht. In Italien selbst hießen sie „Stile". Hier finden wir also die altrömische Bezeichnung des Griffels, „Stilus", wieder. Allein auch sie scheinen nicht das eigentlich herrschende Zeichnungsmaterial gewesen zu sein. Neben ihnen bestand der Gebrauch der Feder beim Zeichnen wie beim Schreiben, dazu kamen in der Blütezeit der Malerei auch die schwarze Kreide und der Rothstift in ausgedehnten Gebrauch. In Italien bezog man den besten Rothstift aus Deutschland, die beste Kreide aus Spanien.

Vasari bemerkt von einem Künstler des sechzehnten Jahrhunderts besonders, daß er den Stift, die Feder, die schwarze Kreide und den Röthel mit gleicher Geschicklichkeit zu handhaben verstanden habe. In jene Zeit fällt nun auch die Entdeckung des Graphits, und damit die Anfertigung eines ganz neuen Schreib- und Zeichnungsmaterials — des Bleistiftes.

Diese Entdeckung, welche sowohl für das praktische Leben als für die Kunst von den wohlthätigsten Folgen geworden ist, wurde in England gemacht und fiel in die Regierungszeit der Königin Elisabeth. Im Jahre 1664 wurde die berühmte Graphitgrube zu Borrowdale in Cumberland aufgefunden. Mit der Eröffnung dieser Grube waren alle Vorbedingungen erfüllt, welche die Entwicklung einer bedeutenden Bleistift-Industrie auf englischem Boden möglich machten. Im Jahre 1665 wurden in England die ersten Bleistifte fabrizirt.

Die Grube von Borrowdale, früher wegen der Kostbarkeit ihres Inhalts sogar den räuberischen Angriffen der Bergbewohner ausgesetzt, liefert bis auf den heutigen Tag den Engländern das Material zu den besten englischen Bleistiften. Die Verarbeitung des gewonnenen Graphits geschah in der Weise, daß man das Material, sowie es aus der Grube kam, mit Sägen in entsprechende Stückchen schnitt, welche ohne weitere Zuthaten in das Holz gefaßt wurden. Merkwürdig ist es, daß die ersten auf diese Weise angefertigten Bleistifte entschieden als die besten anerkannt, und in der Zartheit und Milde des Bleies bis heute noch von keinem anderen Fabrikate übertroffen sind. Obgleich die Cumberlandstifte schon deßhalb sehr gesucht waren, weil sie eben zuerst einem längst gefühlten Bedürfnisse gründlich abhalfen, verdankten sie doch ihren dauernden und bedeutenden Ruf, namentlich in der Künstlerwelt, zugleich ihrer ausgezeichneten Qualität.

Die Cumberlandgrube blieb jährlich bloß sechs Wochen lang geöffnet, und doch soll sich der Werth des in dieser kurzen Zeit gewonnenen Graphits jedesmal auf 40,000 Pfund Sterling oder eine Million Franken belaufen haben. Das Produkt wurde, wie es aus der Grube kam, nach London geschickt und daselbst auf dem Graphitmarkte (black lead market) verkauft im Wege der Versteigerung, welche am ersten Montag eines jeden Monats stattfand. Der Preis war durchschnittlich 40 bis 50 Franken das englische Pfund, und der Werth des guten Cumberlandgraphits belief sich nach Dufrénoy auf 400 Franken das Kilogramm.

Von welcher Bedeutung diese Grube und die damit verbundene Bleistiftfabrikation für England war, beweist die Thatsache, daß es die englische Regierung für nothwendig hielt, den Export von Graphit in einer anderen Form, als der von Bleistiften, auf das Strengste zu verbieten. Trotzdem aber, daß die Grube nur sechs Wochen im Jahre geöffnet und kein Graphit aus derselben exportirt werden durfte, konnte es doch nicht ausbleiben, daß in Folge der durch Jahrhunderte fortgesetzten Ausbeutung die Ergiebigkeit der Grube abnahm, bis sie zuletzt fast nichts mehr lieferte als nur einen Abfall, der nicht mehr wie früher zur Bleistiftfabrikation sich eignete. Die Engländer suchten nunmehr fortwährend allenthalben nach neuen Graphitlagern, jedoch bis auf den heutigen Tag ohne den gewünschten Erfolg. Es blieb daher Nichts übrig, als auf ein Mittel zu sinnen, um die noch vorhandenen unreinen Reste zu reinigen. Das Produkt blieb aber weit hinter dem Naturgraphit zurück. Auch verschiedene Mischungen blieben ungenügend.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Bleistiftindustrie nach Frankreich verpflanzt und gewann daselbst bald eine ziemliche Ausdehnung; man kam hier im Jahre 1795 zuerst auf den Gedanken, als Bindemittel des Graphits den Thon zu benützen, und wurde durch diese neue sehr bedeutende Verbesserung eine neue Bleistiftindustrie hervorgerufen. Trotzdem war aber im Gebiete der Bleistiftfabrikation noch ungemein viel zu leisten, um den erhöhten Anforderungen der vorgeschrittenen Kunst und des verfeinerten Lebens überhaupt gerecht zu werden. Es waren zwar verschiedene Härtegrade und verschiedene Sorten der Bleistifte erlangt, aber sie entsprachen noch lange nicht den verschiedenen Gebrauchsweisen; die Bearbeitung des spröden Materials erforderte tiefes Studium und gewissenhafte Arbeiter, um dem Bleistifte die erforderliche Vollkommenheit zu geben.

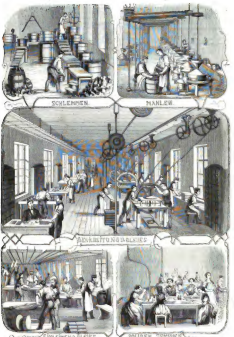
Die deutsche Industrie befand sich von vorneherein in einer ungünstigen Lage. Frankreich und England waren an sich schon industrielle Länder geworden, sie hatten einen unermeßlichen Absatz nach Außen, die freieste Bewegung des industriellen Lebens nach Innen, während in Deutschland noch die politische Zerklüftung und der Zunftzwang, der auf der Gewerbsthätigkeit lastete, hindernd entgegenwirkten.

Unter den Gegenständen der deutschen Industrie nahm die Bleistiftfabrikation anfänglich eine sehr bescheidene Stelle ein. Die ersten Spuren finden sich in dem Dorfe Stein, unweit Nürnberg, aus dem Jahre 1726. Indeß lenkte die bayerische Regierung bald ihre Aufmerksamkeit auf diesen Industriezweig und suchte ihn zu fördern. Schon im Jahre 1766 erhielt ein Graf von Gronsfeld die landesherrliche Bewilligung zur Errichtung einer Bleistiftfabrik in Jettenbach. Doch blieb die Fabrikation, der es an Material, an Erfahrung und an Absatz gebrach, zu unbedeutend, als daß die „Bleistiftmacherei" in Beckmann's Technologie, welche im Jahre 1777 erschien, eine andere als eine ganz oberflächliche und nur gelegentliche Erwähnung gefunden hätte.

Im Jahre 1816 errichtete die bayerische Regierung eine königliche Bleistiftfabrik in Oberzell (Hafnerzell) und führte in diesem Etablissement das schon oben erwähnte französische Verfahren ein, Thon als Bindemittel des Graphits zu verwenden. Als die neue Fabrikation vollkommen im Gange war, gab die Regierung das ganze Etablissement in Privathände. Außerdem hatte die Bleistiftfabrikation auch in Wien Wurzel gefaßt, und es war daselbst ein Etablissement entstanden, welches ebenfalls nach der französischen Methode den Graphit mit Thon mischte. Die Firma L. und C. Hardtmuth in Wien ist eine der renommirtesten in Oesterreich. Die Fabrik selbst ist in Budweis in Böhmen. Der Graphit kommt aus dem nahen Schwarzbach. Andere Fabriken gibt es noch in Nürnberg, Regensburg und Passau.

Die berühmte, jetzt so ausgedehnte Faber'sche Bleistiftfabrik in Stein führt ihren Ursprung auf einen sehr bescheidenen Anfang zurück. Im Jahr 1760 nämlich hatte ihr Gründer, Kaspar Faber, in jenem eine Stunde von Nürnberg entfernten Dorfe Stein sich angesiedelt, und im Jahre 1761 mit der Fabrikation der Bleistifte begonnen. Sein Anlage- und Betriebskapital betrug neunundfünfzig Gulden, wie ein erhaltenes gerichtliches Dokument besagt. Nürnberg und Fürth scheinen zuerst ihre Augen auf die Produkte der Fabrik gerichtet zu haben. Dahin wurden, wie wir wissen, die in jeder Woche gefertigten Bleistifte an jedem Samstag in einem Korbe abgeliefert. Das Produkt wurde bald der Gegenstand weitläufiger Handelsspekulationen.

Nur langsam fand die neue französische Methode, den Graphit mit Thon zu verbinden, Eingang, und viele Jahre nach Aufnahme jenes Verfahrens waren selbst in der Faber'schen Fabrik die Arbeiter noch beschäftigt, nach der älteren



Die Bleistiftfabrik von Faber in Stein bei Nürnberg.

Manier das spanische Blei durch Schmelzen und durch Schneiden mit der Säge zu verarbeiten.

Die Mischungen sind nämlich sehr verschiedener Natur. Man stellt nicht bloß mancherlei Qualitäten her, sondern hat es auch bei den einzelnen Beimischungen in der Hand, sehr verschiedene Härtegrade zu erlangen, die gewöhnlich mit Nummern bezeichnet werden, von denen die Fabrikanten für die bestimmten Zwecke des Zeichnens, Schreibens u. s. w. eine gewisse Reihenfolge unterscheiden, deren Stärke auch wohl durch die Bezeichnungen „sehr hart", „hart", „mittelmäßig", „weich" u. s. w. angegeben ist. Der Graphit wird nun mit mannigfachen Stoffen verbunden, um obige Zwecke zu erreichen. So verwendet man Kolophonium, Schwefel, Spießglanz, Schellack, Gummi, Leim u. a. m., am geeignetsten aber hat sich Thonerde erwiesen. Und diese Erfindung danken wir, wie erwähnt, den Franzosen. Die Verbindung mit Schwefel liefert sehr spröde, krobkörnige Bleistifte, die schwer eine feine Spitze annehmen und schwer und ungleich gefärbte Striche geben, auch leicht das Zeichenmaterial ritzen. Hält man sie in eine Lichtflamme, so entzünden sie sich leicht mit bläulicher Schwefelflamme und riechen schwefelig. Die mit Kolophonium gemischten Bleistifte sind spröde und brennen mit etwas rußender Flamme. Die mit Spießglanz vermengten Stifte sind schon besser, feinkörniger, dichter. Die mit Schellack gemischten sind ziemlich hart. Auch Leim und Gummi als Bindemittel machen den Bleistift hart. Die Thonerde dagegen verbindet sich innig mit dem Graphit, die Mischung ist eine schöne, feinkörnige, und wenn die Stifte sorgfältig fabrizirt werden, namentlich die Thonmischung nicht stark ist, so unterscheiden sie sich, namentlich in den besseren Sorten, nicht so sehr von den aus reinem Graphit gemachten Bleistiften. Vor dem Löthrohre kommen sie sehr schnell zum Glühen, ohne zu rauchen; die zugesetzten Thontheilchen bleiben allein übrig, der Stift schreibt jetzt nicht mehr, sondern ritzt nur noch. Soll ein Bleistift ganz reiner Graphit sein, so muß er in mäßiger Flamme sich schnell erhitzen, weder Rauch noch Ruß entwickeln und nach dem Glühen langsam verglimmen. Die geglühte Spitze hat nur den Glanz der Schnittfläche verloren und eine etwas hellere Farbe bekommen, die Striche zeigen aber dieselbe Reinheit und Milde wie zuvor.

Doch unterlag die Fabrik lange schlimmen Konjunkturen, das Zunftwesen hatte Nürnbergs Handel von seiner früheren Höhe allmälig zum Rückgange gebracht. Im Jahre 1839 übernahm der gegenwärtige Besitzer, Johann Lothar Faber, nach dem Tode seines Vaters, Georg Leonhard Faber, unter nicht sehr günstigen Verhältnissen die Fabrik. Wohl aber brachte er einen weiteren Gesichtskreis aus einem mehrjährigen Aufenthalt im Auslande mit und vertraute darauf, durch Güte und Billigkeit der Waare dem Geschäfte einen neuen Aufschwung zu geben. Die väterliche Fabrik beschäftigte kaum noch zwanzig Arbeiter und ihr jährlicher Umsatz betrug etwa 12,000 Gulden. Die Bleistifte wurden nur in verhältnißmäßig wenigen und billigen Sorten fabrizirt, aber bald sah sich der neue Besitzer der Fabrik veranlaßt, auch feinere Sorten mit entsprechenden Preisen einzuführen.

Seine verbesserten Fabrikate und namentlich seine neuen sogenannten Polygrades-Bleistifte, die sich besonders in der Künstlerwelt den größten Ruf erworben haben, zeichnete er alle mit der Firma der Fabrik, und da dieselben durch die erhöhten Preise, welche die mehr und mehr verbesserten Qualitäten zur Folge haben mußten, bei den Nürnberger Kaufleuten nur wenig Abnahme fanden, so bereiste er selbst ganz Deutschland, Rußland, Oesterreich, Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien und die Schweiz, und knüpfte mit allen bedeutenden Städten des In- und Auslandes direkte Handelsbeziehungen an, die bei der fortwährenden Verbesserung seines Fabrikates ihm bald eine befriedigende Abnahme und eine immer steigende Nachfrage verschafften, bedeutend genug, um sich über die beschränkte Sphäre lokaler Interessen zu erheben.

Auch im Innern der Fabrik gingen gleichzeitig große Veränderungen vor sich. Beinahe jedes Jahr erforderte jetzt einen neuen Bau, so daß allmälig der ganze Ort mehr und mehr eigentlicher Bleistiftfabrikations-Ort wurde. Die beinahe zahllosen Beschäftigungsarten, welche der Bleistift in Anspruch nimmt, machten nach und nach ein großartiges Assortiment nothwenig, von dem langen Staffelei-Bleistift bis zum kleinsten Etuistift. Die Faber'schen Bleistifte trugen den Sieg über alle Fabrikate ähnlicher Art davon.

Mit dem Jahre 1849 wurde eine Commandite in New-York und später in Paris errichtet. Ebenso ward auch den Bedürfnissen Englands, Indiens und Australiens durch Errichtung einer Agentur in London Rechnung getragen.

Während der Besitzer sich auf jede Weise bestrebte, allen Zwecken der Fabrikation in vollkommener Weise zu genügen, ließ er zugleich das sittliche und materielle Wohl seiner Arbeiter nicht außer Acht, in welchen er zugleich Menschen, Mitmenschen, zu sehen sich gewöhnt hatte. In ihrem Interesse wurden vor Allem Fabrikstatuten verfaßt, welche die Pflichten und Rechte des Einzelnen genau regelten und insbesondere das moralische Wohlverhalten des Arbeiters betrafen. Sie gaben dem vorzüglich tüchtigen oder im Lebensalter vorangeschrittenen Arbeiter Gelegenheit, sein Einkommen zu vergrößern, indem ihm unter bestimmten Voraussetzungen eine Lohnerhöhung zugesichert wurde.

Natürlich blieb zahlreicher Mißbrauch des Fabrikzeichens auf dem Kontinent und in Amerika nicht aus.

Die Graphitschätze der Cumberlandgrube waren erschöpft, sie sollten aber im Jahre 1847 durch einen wichtigen Fund Ersatz finden. Johann Peter Alibert, Negoziant erster Klasse von Tabasthus in Sibirien, hatte in dem gebirgigen Osten Sibiriens eine Forschungsreise unternommen, zum Theil in der Absicht Gold aufzufinden. Er prüfte den Sand der Flüsse Oka, Belloi, Kitoi und Irkutsk, und stieß zufällig in einer der Gebirgsschluchten, nahe bei Irkutsk, auf Fragmente reinen Graphits. Alibert erkannte sofort die Wichtigkeit und Bedeutung des Materials und stellte deßhalb genaue Untersuchungen an, bis er nach vieler Mühe und Arbeit im selben Jahre die Ueberzeugung gewann, daß in einem Zweige der Gebirgskette von Saian auf der Höhe des Felsengebirges Batougol, vierhundert Werst westlich von der Stadt Irkutsk, nahe an den Grenzen von China, ein primitives Lager von Graphit vorhanden sein müsse.

Man stieß zuerst auf Graphit, der sich nur mit dem Abfall des Cumberlandgraphits vergleichen ließ, daher mußten noch mehr als dreihundert Tonnen Graphit weggeräumt werden, bis sich endlich ein Lager des besten und reinsten Graphits eröffnete. Bald wurden Stücke gewonnen, die bis achtzig Pfund wogen. Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg erklärte, daß derselbe ganz die nämlichen Bestandtheile und die nämlichen Eigenschaften besitze, das ist, ganz von derselben Natur sei wie der Cumberlandgraphit, und die bedeutendsten englischen Bleistiftfabrikanten erklärten die Qualität dieses sibirischen Graphits in keiner Weise der des Cumberlandbleies nachstehend.

Im Jahre 1856 wurde zwischen der Fabrik und Alibert ein Vertrag abgeschlossen und von der kaiserlich russischen Regierung sanktionirt, zufolge dessen aller Graphit, welcher aus den sibirischen Minen kommt, zum Zwecke der Bleistiftfabrikation jetzt und für alle Zukunft ausschließlich an die Fabrik A. W. Faber geliefert werden darf.

Mit großen Schwierigkeiten ist der Transport verknüpft. Die Graphitblöcke mußten, sorgfältig in Holzkisten verpackt, auf dem Rücken der Rennthiere eine ungeheure Gebietsstrecke, auf der keine Spur von einer Straße zu finden ist, zum nächsten Hafen wandern, um von dort auf dem Seeweg nach Europa zu gelangen. Ein anderer Theil des Graphits wird lediglich auf dem Landweg zur Fabrik geschafft.

Das neue Material gelangt theils roh im Naturzustande zum Verarbeiten, und wird dabei ein Höhegrad von Gleichmäßigkeit, Reinheit und unveränderlicher Härte erreicht, wie

er nie zuvor, selbst nicht an den besten Cumberlandstiften zu finden war.

Nach sechsjährigem Streben auf diesem Gebiete ist die Fabrik eben jetzt im Begriff, mit diesen ihren neuen Erzeugnissen den Weltmarkt zu betreten.

Am 16. September 1861 beging die Fabrik in würdigster Weise ihr hundertjähriges Jubiläum. Ein besonders dazu geschriebenes Schriftchen, dem wir obige Notizen entnommen haben, wurde zur Erinnerung an dieses Fest „den Gönnern und Geschäftsfreunden der Fabrik" überreicht. Der Besitzer, der das Etablissement durch seine Tüchtigkeit und Ausdauer zu der jetzigen Höhe emporgebracht hat, erhielt an diesem Tage die verschiedensten Ehrenbeweise und Auszeichnungen von Seiten des Königs von Bayern und des Magistrats von Nürnberg, welche seine Energie und zugleich seine edle Humanität gegen seine Arbeiter sicher verdienen.

Die Bleistiftfabrikation, welche künftiges Jahr ihr zweihundertjähriges Bestehen feiert, hat für die deutsche Arbeitstüchtigkeit wiederum ein glänzendes Zeugniß geliefert, und sie verdiente daher wohl einige geschichtliche Anmerkungen sowie einige Worte über den gegenwärtigen Stand, auf den wir mit Stolz blicken dürfen.

Carlotta Patti.

Von

Amadäus Worms.

Die Gesangeskunst hat selten mehr als ein Phänomen zu gleicher Zeit am Horizonte erscheinen lassen: doppelt wunderbar, daß in unsern Tagen zwei Sterne von gleichem Glanze, gleicher Größe leuchten, und daß diese Beiden Schwestern sind: Adelina und Carlotta Patti. Die Zahl 15 ist bedeutsam für diese Meteore. Vor 30 Jahren glänzte die Catalani, vor 15 die Lind, und nun dieses Geschwisterpaar. Nicht von ihrer Heimat — die Mutter der beiden Künstlerinnen war eine berühmte Sängerin am Pergola-Theater in Florenz — sondern von jenseits des Ozeans, von Amerika breitete sich der Ruf der Geschwister aus, der bereits ein Weltruhm ist. Adelina Patti war eine berühmte Sängerin, als der Ruf der jüngeren Schwester der Aelteren keine Ruhe ließ, und sie die Lorbeeren auf demselben Boden zu gewinnen trachtete, obgleich sie als Klavierspielerin sich bereits einen Namen erworben. Carlotta war von ihrer heftigen Mutter als kleines Kind im Zorne auf ein Bett geschleudert worden, und nach Jahren erst zeigte sich eine Schwäche im Fuße, die ihr das Auftreten auf der Bühne zu versagen schien und sie nöthigte, den Konzertsaal dem Theater vorzuziehen. Carlotta ist im Jahre 1840 zu Florenz geboren, von wo sich die Mutter mit den Kindern, einem Engagement an der italienischen Oper in New-York folgend, nach Amerika begab, wo sie blieb. Carlotta, welche frühzeitig die musikalische Begabung der Familie auf dem Piano zeigte, wurde, wie gesagt, von den Erfolgen der jüngeren Schwester in solchem Grade gereizt, daß sie mit der ihr eigenen Energie ihre Gesangstudien betrieb, um schon nach einjähriger Schule mit den ersten Sängerinnen rivalisiren zu können. Carlotta trat 1861 zum ersten Male in New-York auf, und der Erfolg war so brillant, daß der Impresario Ullman, ein Mann von dem größten Scharfblick, die glänzende Zukunft der Künstlerin sogleich erkannte und sie alsbald für seine Konzerte engagirte. Von Stadt zu Stadt wuchs ihr Ruf, und nur der wüthende Krieg konnte ihren Kunstlauf unterbrechen, um ihn nur um so glänzender, und zwar nunmehr auf der Bühne, die sie freilich mit Widerstreben betrat, wieder aufzunehmen. Das Engagement der Carlotta begründete und befestigte auf's Neue den Wohlstand und die Zukunft der new-yorker Oper. Sie trat in allen Rollen ihrer Schwester mit nichtendenwollendem Applause auf und durchflog noch einmal die Nordstaaten, bald auf der Bühne, bald im Konzertsaale singend, und ihre Triumphe ließen sich nur mit denen der Sontag und Lind vergleichen. Nach dieser Rundreise betrat sie mit Ullman den europäischen Boden. Der Direktor der italienischen Oper in London bot ihr ein Engagement auf drei Saisons und ließ sie in Konzerten auftreten: sie erhielt 2400, 3000 und zuletzt 3600 Pfund Sterling. Die erste Saison hat ihre Berühmtheit begründet: am 17. April v. J. trat sie zum ersten Male in London auf, und obwohl eine ganze Aufführung der Oper Norma vorangegangen war, riß dennoch ihr Gesang das Publikum, das drei Stunden Musik gehört, zum begeistertsten Applause hin. Wir dürften uns an diesem Zeugnisse genügen lassen und glauben, daß hier ein ganz gewaltiges Talent aufgetaucht sein müsse, aber die Erfolge, die sie allüberall begleiteten, sind erst der volle Beweis, daß jener Abend nicht ein Zufall war. Carlotta gehört schon ihres Organes wegen zu den Phänomenen. Darüber ist nur eine Stimme: eine so reine und verhältnißmäßig volle Intonation der höchsten Sopranlage, bis über das dreigestrichene F und G hinaus, hat die Mitwelt noch nicht gehört. Ihr Vortrag ist einzig. Die Passagen und Fiorituren macht sie mit solcher Leichtigkeit, ihr Staccato bis zum hohen f hinauf mit solcher Fertigkeit und Grazie, daß man freudig in den Jubel einstimmt, der den Saal nach jedem Vortrag durchbraust. Und wir freuen uns, daß Herr Ullman nach seinen kölner Erfolgen sich entschlossen hat, Deutschland in dieser Saison nach allen Richtungen zu durchwandern, um seine großartigen Konzerte einzuführen, in welchen nicht das ganze Gewicht auf einem Künstler beruht, sondern auf einem Kreis von Virtuosen des ersten Ranges, die gemeinschaftlich zu einem großen Ganzen zusammenwirken. Wir möchten der großen Künstlerin einen Freibrief mit auf ihre Fahrten geben. Da wir sie nicht persönlich kennen, legen wir ihn hier nieder. Er ist einem pariser Briefe entnommen: „Carlotta Patti ist hier und hat bei Rossini und bei Meyerbeer gesungen, sonst nirgends: weder Pasdeloup's Anerbieten von 3000 Frks. für die Arie der Königin der Nacht in seinem Conzert populaire, noch Pereire's Antrag von 5000 Frks. für eine Soiree haben sie bewegen können. Die Direktionen aller Opernbühnen haben sich überboten, sie zu gewinnen, aber vergebens; selbst das strenge Tribunal der Conservatoire-Konzerte hat sich, allen Traditionen zum Trotz, entschlossen, nachdem man die Künstlerin bei Rossini gehört, ihr den ehrenvollen Antrag zu machen, im Conservatoire zuerst in Paris aufzutreten, und diesen Antrag hat Carlotta angenommen, wird ihm aber erst Anfangs April genügen. Ihre Weigerung, früher sich hören zu lassen, hängt, wie ich von guter Hand erfahre, mit einem Uebereinkommen zusammen, das zwischen beiden Schwestern besteht, niemals zu gleicher Zeit in einer und derselben Stadt zu singen. Da nun Adelina vom 1. Januar bis Ende März bei der hiesigen italienischen Oper engagirt ist, so wird Carlotta erst im Conservatoire-Konzerte auftreten. Ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, welche sie gehört haben; ich halte jedoch mein Urtheil zurück, weil ich es dieses Mal gegen meine Gewohnheit in so lebhafte Farben kleiden würde, daß Sie mich am Ende eher für einen verblendeten Enthusiasten als für einen nüchternen Kritiker halten möchten. Aber ich stelle einen Gewährsmann, den seine musikalische Welterfahrung und seine Jahre mehr als mich vor dem Verdachte der leichtsinnigen Hingabe an das Schöne schützen, und dieß ist kein Anderer als Meyerbeer, von dessen begeisterten Aeußerungen ich Zeuge war, in denen er unter Anderem aussprach, daß gewisse überraschende Stimmeffekte in der Vortragsweise der Carlotta eben so reizend und unerklärbar wären, wie früher bei Jenny Lind. Er hat die schöne Schlußszene aus dem ‚Feldlager in Schlesien' für Sopran und obligate Flöte für ihre hohe Stimmlage eingerichtet. Soll ich noch hinzufügen, daß nach meiner Ansicht Carlotta in gewissem Sinne mehr eine Naturſängerin, einzig in ihrer Art, als eine vollendete Künstlerin

zu nennen ſein dürfte, ſo mögen Sie daraus erſehen, daß ich doch den kritiſchen Verſtand nicht ganz über ihrem Geſang eingebüßt habe."

Zum Schluſſe für unſere Leſer noch ein kleines Surporte: Eine pariſer Zeitung hat ausgerechnet, daß Adelina Patti ſich ein Vermögen von fünfzehn Millionen Franken erſungen haben wird, ſollte ſie zu ihrem gegenwärtigen Honorar à 3000 Franken per Abend ſo lange wie die Griſi ſingen. Eine londoner Zeitung bemerkt dagegen, daß Carlotta Patti ihre Schweſter noch um einige Millionen überflügeln wird, wenn ihre Konzerte in der Zukunft eben ſolche ungeheure Einnahmen erzielen ſollten wie im verfloſſenen Jahre. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß der monatliche Nutzen der Carlotta Patti'ſchen Konzerte einen Durchſchnitt von über 40,000 Franken, alſo ungefähr eine halbe Million per Jahr ausmacht, während Adelina, welche nur zehnmal im Monat ſingt, eine monatliche Gage von bloß 30,000 Franken bezieht. Dagegen gibt Ullman mit Carlotta nie weniger als fünfundzwanzig Konzerte im Monat. Es iſt aber nicht alles Gold, was glänzt; denn von dieſen großen Summen fällt die Hälfte in die Taſchen der reſpektiven Patti-Unternehmer Ullman und Stratoſch. Dann führen dieſe Schweſtern einen ſeparaten Haushalt, leben wie Prinzeſſinnen und unterſtützen reichlich ihre zahlreiche Familie. So hat vor Kurzem Carlotta ihren jüngeren Bruder Carlo von Amerika kommen laſſen, um ihn in das brüſſeler Konſervatorium zu bringen. Derſelbe ſoll ſchon jetzt ein ausgezeichneter aber ſehr luſtiger Geiger ſein. Trotzdem, daß er erſt zweiundzwanzig Jahre alt iſt, war er ſchon zweimal, freilich auf amerikaniſche Art, verheirathet, lief ſeinen Eltern davon und ließ ſich bei der Konföderirten-Armee anwerben, wo er es bis zum Kapitän brachte, wurde bei Gettysburg gefangen und vertauſchte dann das Schwert mit der Geige.

Carlotta Patti.

Digitized by Google

Deutsche Lieder mit Illustrationen

Heimkehr im Gewitter.
Zu
Heinrich Heines.

Es ist ein wohlbekannter Ort,
Da steht ein stolzer Vogel Nest,
Zwischen zwei hohen Linden,
Die Linden rauschen immerfort,
Das Nest ist schwankend und leicht gebaut,
Wie Schiffchen schwankt darin.

Zieht hoch empor das Zauberwort
Den Helden und den hohen Sinn,
Im Rauschen und im Brausen
Des Sturmes, der in Wetterwut
Von Berg zu Berge schreitet,
Und Felsen spaltet und Eichen fällt,
Und Wolken jagend, Wolken peitscht,
Bis Nebel schwarzen Nebel ballt.

Da schreit der Jungfrau nun zu Mut,
Die hohen Linden hoch umher,
Und ihre Blicke weit zu tragen,
Und ihre Blicke weit zu wagen,
Die Jungfrauen steigen ins Schiff,
Mit Wellen und in Wellen hoch —
Und Wellen hoch und Wellen tief —
Die Schiffe, wenn sie Meere tragen,

Böses zeugt Böses

Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg.

(Fortsetzung.)

VII.

In demselben Moment, in welchem der Schulmeister aus Hausen im Begriff ist, die Thüre zu dem Zimmer des Untersuchungsrichters zu öffnen, ward die Klinke des Schlosses von innen niedergedrückt und die Thüre langsam und geräuschlos aufgestoßen. In der Oeffnung erscheint eine Frau. Dieselbe hat kaum die Thürschwelle überschritten, so verbirgt sie das Gesicht in ein großes Tuch, das sie in der Hand trägt, und bricht unmittelbar darauf in heftiges, lautes Weinen aus. Sie vergißt darüber die Thüre zu schließen, sie vergißt auch das Fortgehen, sie bleibt stehen, ganz in Schmerz versunken, sich ganz den Ausbrüchen dieses Schmerzes hingebend. Es kümmert sich kein Mensch um das arme Weib, kein Wort des Trostes, der Beruhigung wird zu ihr gesprochen, sie steht allein mit ihrem Schmerz, mit ihren Thränen.

Und doch, der Schulmeister, der tief ergriffen ist von diesem Anblick, möchte zu der Frau reden, obgleich er sie nicht erkannt hat, aber seine Anwesenheit ist durch die offene Thüre bemerkt worden, und die Aufforderung des Untersuchungsrichters, der er folgen zu müssen glaubt, läßt ihm dazu keine Zeit. Die geschlossene Thüre und die ernste Aufgabe, die er zu lösen hat, nimmt seine Aufmerksamkeit auch anderweit in Anspruch. Die Frau ist bald vergessen.

Der Untersuchungsrichter und der Schulmeister haben sich in Hausen kennen lernen. „Herr Rath," sagt der Letztere daher ohne besondere Einleitung, „ich komme zu Ihnen, um Ihnen von einer wichtigen Entdeckung Mittheilung zu machen. Unter den Sachen, welche von dem Wagen des alten Johann fortgekommen sind, hat sich auch ein Schreibbuch befunden. Mir ist dasselbe zufällig ganz genau beschrieben worden. Ich habe darnach gesucht, und bin so unglücklich gewesen dasselbe zu finden. Ich sage: unglücklich, weil ich das Buch in Händen gefunden habe, in welchen es gewiß nie gesucht worden sein würde."

Der Beamte, welcher mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hat, wendet sich zunächst an den in demselben Zimmer beschäftigten Aktuar, ertheilt diesem heimlich eine Anweisung und kehrt erst, nachdem der Aktuar das Zimmer verlassen hat, zu dem Schulmeister zurück. „Sie müssen mich entschuldigen," sagt er darauf zu diesem, „Ihre Mittheilung scheint mit einer Anfrage in Verbindung zu stehen, welche soeben eine mir unbekannte Frau an mich stellte. Ich sollte Auskunft geben, ob ein gewisser Friede Topf aus Hausen hier verhaftet, und als ich das verneinte, ob in der Neujahrsnacht in Prümnitz ein Einbruch ausgeführt worden sei. Ich hatte weder von dem Einen noch von dem Andern Kenntniß, und fertigte daher die Frau kurz ab. Sie wird indeß bald wieder hier sein, ich lasse sie rufen. Und nun sagen Sie, Herr Kantor, haben Sie das Buch bei sich?" — „Ja, hier ist es." — „Wem gehörte dieß Buch, oder wer bezeichnete Ihnen dasselbe?" — „Ich habe darüber mit der Frau des Sattlermeisters Enke, die Sie, Herr Rath, schon verhört haben, gesprochen." — „Und wem haben Sie das Buch abgenommen?" — „Dem elfjährigen Sohne des Schneidermeisters Krone in Hausen. Dieser ist mir seit vielen Jahren als ein braver, ordentlicher Mann bekannt, dem ich eine Betheiligung an dem schauderhaften Verbrechen nimmer zugemuthet haben würde." — „Haben Sie mit irgend Jemand über das Auffinden des Buches Rücksprache genommen?" — „Nein, nicht einmal dem Knaben habe ich davon gesagt." — „Das ist sehr gut. Und Sie glauben, daß dieß Buch dasselbe ist, welches sich in dem fortgekommenen Packete der Frau Enke befunden hat?" — „Ich bin davon fest überzeugt, denn . . ." — Der zurückkehrende Aktuar unterbrach den Schulmeister. In seiner Begleitung befand sich die Frau, welche kurz vorher die Gerichtsstube verlassen hatte. Die Frau weinte nicht mehr, sie blieb in der Thüre stehen und sah im Zimmer umher, unsicher und suchend, bis sie den Schulmeister erblickte, den sie vorher noch nicht gesehen haben mußte, den sie aber mit allen sichtbaren Zeichen der Ueberraschung erkannte. Auch den Schulmeister hatte die Anwesenheit der Frau in Erstaunen versetzt. Inzwischen war der Untersuchungsrichter der Letzteren näher getreten. „Sie sind," frug er, „verheirathet?" — „Ja." — „Wie heißt Ihr Mann?" — „Friede Topf." — „Ihr Mann ist am Sylvesterabend von Hause fortgegangen, um in Prümnitz zu stehlen?" — „Er ist fortgegangen. Ob er in Prümnitz hat stehlen wollen, weiß ich nicht." — „Und ist noch nicht zurückgekehrt?" — „Er ist bis heute noch nicht zurückgekommen." — „Sie haben auch seit seinem Fortgehen keine Nachricht von ihm erhalten?" — „Nein." — „Wie kamen Sie dazu, mich zu fragen, ob in Prümnitz ein Einbruch verübt sei?" — „Weil" (die Frau stockte, aber nur wenige Augenblicke, dann fuhr sie fort:) „ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß. Mein Mann ist im vorigen Sommer bis in den Herbst hinein lange Zeit krank gewesen und hat nicht arbeiten und nichts verdienen können. Als er wieder arbeiten konnte, da gab es keine Arbeit mehr. Wir waren in großer, großer Noth, von Allem entblößt. Lob Dathe, unser Nachbar, wußte das. Er überredete meinen Mann, mitzugehen und Lebensmittel zu holen; er setzte so lange zu, bis mein Mann sich zum Mitgehen bereit erklärte. Am Sylvesterabend holte Dathe meinen Mann ab. Es mochte gegen sechs Uhr sein, als Beide unser Haus verließen. Dathe kam nach Mitternacht zurück und sagte mir, daß sie in Prümnitz gewesen wären, daß sie dort bereits in ein Haus eingestiegen seien, aber hätten flüchten müssen, weil Lärm entstanden sei. Mein Mann sei auf dem geraden Wege, Dathe durch das Holz nach Hausen zurückgelaufen. Das ist Alles, was ich weiß, ich kann nicht mehr sagen." — „Ist noch eine andere Person mitgegangen?" — „Davon weiß ich nichts." — Der Untersuchungsrichter machte eine Pause. Er schien über das Gehörte nachzudenken. Dann sagte er: „Sie wissen mehr, als Sie mir gesagt haben; Sie wissen namentlich, daß Dathe in jener Nacht nicht leer nach Hausen zurückgekommen ist, daß er Lebensmittel und andere Sachen mitgebracht hat." — „Nein," versetzte die Frau, „das weiß ich nicht, ich habe das nicht gesehen, und deßhalb kann ich das nicht sagen. Aber ich glaube, daß es so ist, weil mir Dathe noch in jener Nacht ein Brod, eine Wurst und auch noch ein Packet gebracht hat, und weil er vorher ebensowenig wie wir Brod haben wollte." — „Was war in dem Packet?" — „Das kann ich nicht sagen. Ich habe dasselbe nicht geöffnet, nicht öffnen wollen, und kann es zu jeder Zeit abgeben." — „Und Sie wissen wirklich nicht, wo diese Sachen hergekommen sind?" — „Nein." — „Auch nicht, daß eine dritte Person mit Dathe und Ihrem Manne fortgegangen ist?" — „Nein." — „Haben Sie später mit Dathe gesprochen?" — „Nein. Er ist nicht zu mir, ich bin nicht zu ihm gekommen." — „Haben Sie keine Vermuthungen, wo Ihr Mann sich befinden könnte?" — „Wenn ich die hätte, würde ich da zu Ihnen gekommen sein?" Die Frau sagte das mit wehmüthigem Ernst und weinte. Man mußte ihr glauben, sie konnte nicht gelogen haben.

Wenige Stunden später befindet sich der Untersuchungsrichter in Hausen, um dort Haussuchungen vorzunehmen und Verhaftungen auszuführen.

Während derselbe sich ohne Aufenthalt zu dem Schneider Krone verfügt, muß der Aktuar zu Lob Dathe gehen, und diesen und seine Hausgenossen überwachen. Dieß war gleichzeitig und geräuschlos ausgeführt worden und von den Betheiligten nicht vorhergesehen, eine Mittheilung von der einen oder der andern Seite hatte nicht stattfinden können.

Krone war zu Hause. Er saß bei dem Eintreten des Untersuchungsrichters auf seinem Arbeitstische, die Füße unter

sich, und führte die Nadel mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Emsigkeit. Das Oeffnen und Schließen der Thüre hatte seine Arbeit nicht unterbrochen. Erst als der Beamtete ihn anredete, ließ er die Hände ruhen und wendete die Augen von der Arbeit weg und auf den Sprecher. Und kaum hatte er diesen erblickt und erkannt, so sprang er auf und von dem Tische herab. Es war ein kleiner, schwächlicher Mann, äußerst freundlich und auffallend gesprächig. Der jedenfalls unerwartete Besuch ließ keine Bestürzung, nicht einmal Ueberraschung wahrnehmen; es hatte ganz den Anschein, als ob er darauf vorbereitet sei, als ob dieß nicht unerwartet komme. Mit einer Zungenfertigkeit, die den Beamten in Erstaunen versetzte, sprach er von der großen Ehre, die ihm zu Theil werde, von der Freude, die er darüber empfinde, und knüpfte daran eine Menge Fragen nach dem Befinden des hohen Herrn, nach dessen Familie, die er zu kennen nicht die Ehre habe, nach dem bösen Wetter und endlich, womit er aufwarten könne.

Der Untersuchungsrichter hatte gar nicht zu Worte kommen können, er hatte den Mann ausreden lassen müssen. Bei dem Eintreten der ersten Pause legte er das Buch, das der Schulmeister ihm übergeben hatte, mit der Frage vor: „Ist dieß Buch Ihnen bekannt?“ — „Freilich kenne ich dieß Buch,“ entgegnete Krone, nachdem er die darin befindliche Schrift angesehen hatte. „Das gehört meinem Jungen. Der Bengel hat wieder einmal tüchtig geschmiert. Ich habe mich schon darüber geärgert. Was der Junge doch für Sorgen macht! Er hört auch gar nicht. Machen es denn Ihre Kinderchen auch so? Na, da können Sie von Glück sagen. Die Kinder, ja, Herr Rath, die . . .“ — „Wo haben Sie das Buch gekauft?“ — „Nicht wahr, das ist ein schönes Buch? Es ist erstaunlich, was jetzt Alles für's Geld gemacht wird. Wie wir jung waren, da wurde an so etwas nicht gedacht. Gekauft? sagen Sie; ich habe gar nichts gekauft, das Kaufen ist nur für die Stadtleute, bei unser Einem wirft's nicht so viel ab, da . . .“ — „Wie sind Sie sonst zu diesem Buche gekommen?“ — „Ja, sehen Sie, Herr Rath, unser Einer hat auch seine Freunde; man weiß oft gar nicht, wo man sich Freunde macht. Aber eine gute That bleibt selten ungelohnt. In der Stadt, da ist das auch anders, da wohnt vielmehr Undank, als auf dem Lande; da sind die . . .“ — „Ach,“ unterbrach der Untersuchungsrichter den geschwätzigen Mann, „antworten Sie doch kurz, sagen Sie mir einfach, wer Ihnen das Buch gegeben hat?“ — „Gegeben? Sie wollen wissen, wer das Buch mir gegeben hat? Gütigster Herr Rath, wenn ich das könnte, ich müßte geradezu lügen, wenn ich das sagen wollte. Wie ich schon bemerkte, man hat so seine guten Freunde. Und diese wollen oft die rechte Hand nicht wissen lassen, was die Linke thut. Sie haben doch gehört, daß es auch unbekannte Wohlthäter gibt? Nicht wahr, hoher Herr, Sie haben davon gehört?“ — „Das ist schlimm für . . .“ — „Freilich, freilich,“ fiel Krone hier ein, „ich kann mich nicht einmal bedanken, ich weiß ja nicht, wem ich dafür die Hand drücken soll. Aber Sie können mir glauben, meine Freude ist darum nicht geringer. Ich habe Alles angenommen und bei mir gedacht, der liebe Gott habe es für mich vom Himmel herabfallen lassen, und da ich keinem Menschen habe danken können, so habe ich das bei dem lieben Gott gethan, und der wird . . .“ — „Erklären Sie aber doch einfach, wie Sie zu dem Buche gekommen sind?“ — „Ich bin ja eben dabei, hoher Herr; Sie werden sehen, daß dieß sehr einfach ist, und doch seine großen Schwierigkeiten hat. Lassen Sie sich sagen: Am Neujahrstage komme ich früh in meinen Hof und will Bahn fegen — Sie wissen doch, daß die Nacht vorher tüchtiger Schnee gefallen war; — ich habe kaum angefangen, so stoße ich unweit meiner Thüre auf etwas Festes, auf etwas Hartes. Ich räume den Schnee fort, und was erblicken da meine Augen? ein großes Packet. Na, denke ich, da hat dir auch Einer einen Possen gespielt, da will dich auch Einer zum Besten haben. Aber neugierig war ich doch. Ich nehme also das Packet, an dem ich ganz ordentlich zu tragen hatte, klopfte erst den Schnee ganz rein ab, gehe nach der Stube, nehme hier meine Scheere, und fange an zu schneiden und zu trennen. Wie ich fertig bin und die Leinwand auseinanderschlage, finde ich zuerst das Buch und darunter eine Menge andere Sachen. Da war denn große Freude im Hause und . . .“ — „Sie wollen also das Buch mit anderen Sachen in Ihrem Hofe gefunden haben?“ — „Wollen? nein, ich habe es dort gefunden. Bemühen Sie sich hier an das Fenster. Sehen Sie da den breiten Stein? Er liegt genau vier Schritte von meiner Haus- und acht Schritte von meiner Hofthüre, nicht mehr und nicht weniger. Auf diesem Steine lag das Packet. Bei uns armen Leuten kommt so etwas nicht alle Tage vor, und da merkt man sich das hübsch. Es ist ja . . .“ — „Ihr Hof ist, wie ich sehe, durch eine Mauer eingeschlossen. War die Eingangsthüre verschlossen?“ — „Wir haben wenig zu verlieren, aber das Wenige hat für uns großen Werth. Und dann gehört es ja auch zur Ordnung. Sie können sich darauf verlassen, die Thüre wird jeden Abend beim Dunkelwerden verschlossen, und wer da zu mir will, der . . .“ — „Haben Sie Zeugen dafür, daß Sie das Buch gefunden haben?“ — „Ich wohne allein in meinem Hause, ich habe auch Niemand gerufen und gegen Niemand davon gesprochen, weil ich dachte, mein unbekannter Wohlthäter . . .“ — „Wo sind die Sachen, die sich außer dem Buche in dem Packete befunden haben?“ — „Sie sollen Alles sehen, es ist noch Alles beisammen, nur das Buch ist fortgekommen, weil mein Junge dieß brauchte und ich gerade keine Zeit hatte, ein . . .“ — „Legen Sie diese Sachen mir vor.“ Mit der größten Bereitwilligkeit und ohne irgendwie Verlegenheit zu zeigen öffnete Krone die Schublade einer alten Kommode, zog daraus ein Packet heraus und legte dieß dem Untersuchungsrichter vor.

Das Alles war so natürlich geschehen, die Reden zeigten eine so große Offenheit, eine so überzeugende Wahrheitsliebe, daß die Richtigkeit seiner Angaben kaum bezweifelt werden konnte. Und doch durfte der Untersuchungsrichter denselben keinen Glauben schenken. Er that das auch nicht. Krone mußte sich eine Durchsuchung seines Hauses und aller Behältnisse gefallen lassen, und zuletzt in seine Verhaftung und in die sofortige Abführung nach dem Gerichtsgefängnisse sich fügen, obgleich er viel dagegen sprach und den Richter fußfällig bat, ihn nicht für alle Zeit unglücklich zu machen. Sein Schmerz bei der Trennung von Frau und Kind war tief empfunden, er grenzte an Verzweiflung. War der Mann unschuldig, so war mit seiner Verhaftung eine furchtbar schwere Verantwortung übernommen.

Von Krone verfügte sich der Untersuchungsrichter zu Lob Dathe, welcher mit seiner Familie bis dahin überwacht worden war. Dathe zeigte sich finster, verschlossen und schweigsam. Er war nicht groß, aber untersetzt und muskulös gebaut, trug sonst aber nichts Charakteristisches an sich. Als der Untersuchungsrichter ihm sagte, daß sein Haus durchsucht werden solle, erwiederte er kurz: „Das muß ich mir gefallen lassen, Sie haben das Recht dazu“. Und als er aufgefordert wurde, alle Behältnisse und Räume zu öffnen, that er dieß zwar finster und grollend, aber ohne allen Widerspruch.

Die Durchsuchung war beendigt. Sie hatte keinen Erfolg gehabt, es war nichts gefunden worden. Lob Dathe wurde aber dennoch verhaftet, da die Frau des Friede Topf das Packet, welches sie in der Sylvesternacht von demselben erhalten haben wollte, an das Gericht abgab, und dieß allem Anscheine nach von dem Wagen des „alten Johann“ herrührte.

VIII.

Am Tage nach den in Hausen ausgeführten Verhaftungen wurden erst Krone und dann Dathe dem Untersuchungsrichter zum ersten ordentlichen Verhör vorgeführt.

Krone, dieser einfache, natürliche Mensch, schien durch die

Verhaftung und den Aufenthalt im Gefängnisse furchtbar gelitten zu haben. Sein Zustand glich dem der Trunkenheit. Das Gehen war unsicher und schleppend, das Sprechen hastig und stammelnd. Als er die Schranke, die ihn vom Gerichtstische trennte, erreicht hatte, blieben die Arme schlaff und kraftlos an dem Körper herab hängen, und der Kopf neigte sich zur Brust hernieder, als ob er hier einen Stützpunkt suche. Er rührte keine Hand, nicht einmal einen Finger. Nur der Mund war thätig. Aber seinen Reden fehlte jede Ueberlegung, jedes innere Leben. Die Worte, die er gebrauchte, und die häufig nicht einmal im Zusammenhange und dann auch nicht immer vollständig ausgesprochen wurden, verdankten ihre Entstehung einer langjährigen Gewohnheit. Dieselben kamen monoton, ohne jeden Accent zum Vorschein, und hatten außerdem auf einen und denselben Gegenstand Bezug; sie beschäftigten sich unaufhörlich mit der Darstellung des Auffindens des Packetes und mit dem unbekannten Geber, oder, wie Krone sagte, mit dem unbekannten Wohlthäter.

Auffällig mußte es sein, daß Krone den eigentlichen Grund seiner Verhaftung, der ihm doch mitgetheilt worden war, und der ihm daher bekannt sein mußte, mit keiner Sylbe erwähnte. Dieser Zustand schien lediglich eine Folge der Haft und des Aufenthalts im Gefängnisse, also ein ganz natürlicher zu sein.

Der Untersuchungsrichter hatte über die bisherige Führung des Krone die günstigsten Zeugnisse erhalten. Er stellte diesen Zeugnissen das Verhalten des Mannes zur Seite, und zog daraus den Schluß, daß Krone unschuldig sein müsse. Das hatte allerdings zunächst nur eine mehr als gewöhnliche Theilnahme, oder, was wohl bezeichnender ist, ein regeres Interesse für die Ausmittlung der Unschuld des Angeklagten zur Folge. Denn auf eine Freilassung desselben konnte und durfte sich diese Theilnahme unter den obwaltenden Umständen auf keinen Fall ausdehnen.

Das Auffinden der von dem Wagen des alten Johann fortgekommenen Sachen war eine Thatsache, welche den Krone in jedem Falle verdächtig machen mußte, sich an der Ausführung des Verbrechens, wenn auch nur mittelbar, betheiligt zu haben. Und dieser Verdacht blieb ungeschwächt stehen, so lange nicht der redliche Erwerb jener Sachen nachgewiesen, oder doch wenigstens wahrscheinlich gemacht wurde. Diese Beweisführung war für Krone äußerst schwierig. Sie würde das viel weniger gewesen sein, wenn derselbe frei gewesen wäre, wenn er selbst hätte suchen und forschen können. Aber die starken Mauern, welche ihn umschlossen, das kleine, eng vergitterte Fenster, welches seinem Aufenthaltsorte nur ganz nothdürftig Licht zuführte, die feste, unausgesetzt verschlossene und verriegelte Thüre, und dazu noch die vom Gesetz vorgeschriebene und zufällig mit großer Strenge ausgeführte Ueberwachung, welche jede Verbindung, jede Kommunikation mit der Außenwelt abschloß, machte dieß wenigstens ihm selbst unmöglich.

Seine Erzählung in Bezug auf die Erwerbung der Sachen konnte wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Die Art und Weise des Auffindens war zu ungewöhnlich dargestellt, als daß man dieselbe ohne Weiteres für wahr hätte halten können. Und doch war es immerhin möglich, daß der eigentliche Thäter, um den Verdacht von sich abzulenken und auf einen ganz Unschuldigen zu werfen, das Packet über die Mauer hinweg in den Hof des Krone geworfen hätte. Es kam also eben nur darauf an, Umstände auszumitteln, welche diese Annahme unterstützen und wahrscheinlich machen mußten. Darüber aber konnten Jahre hingehen. Der Untersuchungsrichter mußte die eigentlichen Verbrecher ausmitteln und überführen, und von denselben ein möglichst vollständiges Geständniß erhalten. Bis dahin konnte er Krone nicht frei lassen, die Haft nicht aufheben. Durch das viele Sprechen zeigte sich Krone nach einiger Zeit vollständig erschöpft. Er konnte nicht weiter reden, es trat eine Pause ein.

Der Untersuchungsrichter, der sich bis dahin nur mit Beobachtungen beschäftigt und hierbei eine außerordentliche Geduld gehabt hatte, war der Meinung, daß die Geisteskräfte des Krone eine Störung erlitten haben müßten; er wollte sich davon überzeugen. „Wissen Sie," so fragte er, „weßhalb Sie verhaftet sind?" — „Nun freilich," versetzte Krone mit matter Stimme, ohne aufzusehen und ohne sich zu rühren, „Sie haben mir die Sachen fortgenommen. Ich hätte sie abgeben sollen, und weil ich das nicht gethan habe, bin ich eingesteckt worden. Das ist mir ganz recht geschehen; warum bin ich so dumm gewesen, und . . . Aber, lieber Herr, bedenken Sie doch, ich bin arm, ich habe viele Freunde, welche wissen, daß ich arm bin, und welche geben und mir heimlich eine Freude bereiten können. Dem Reichen wird ja das so leicht, so unendlich leicht, er darf . . ." — „Sie sind," fiel hier der Untersuchungsrichter ein, „im Besitze von Sachen gefunden worden, welche von dem Wagen des ermordeten Johann entwendet sind. Das macht Sie verdächtig, an einem Raube und an einem Morde Theil genommen zu haben. Und deßhalb sind Sie verhaftet und eingesteckt worden." — „Ich," schrie Krone, der anscheinend aufmerksam zugehört hatte, mit allen Zeichen der Bestürzung, „ich soll an einem Raube, an einem Morde Theil genommen haben? Herr Gott," fügte er, indem er beide Hände an seinen Kopf legte, mit ganz veränderter Stimme hinzu: „mein Kopf, mein Kopf!" Dann sagte er nichts mehr. Er war ganz still geworden, gab auf keine Frage Antwort und schien das, was um ihn her vorging, gar nicht zu bemerken, nicht zu beachten. Nach wenigen Minuten verlor er den Halt, er knickte zusammen und fiel auf einen Stuhl nieder, der zufällig in seiner Nähe stand, und saß da entsetzlich bleich, mit stierem, unbeweglichem Blick, in sich selbst zusammengesunken, die Arme schlaff herabhängend, den Kopf, der schwer sein mußte, auf die Brust herabgesenkt.

Krone war augenscheinlich in Stumpfsinn verfallen, und dieß die natürliche Folge der gewaltigen Erschütterungen, welche derselbe in kurzer Zeit erlitten hatte.

Das Interesse des Untersuchungsrichters wurde dadurch noch mehr erhöht. Er gab sich unendliche Mühe auf Krone einzuwirken, denselben zu beruhigen und zu trösten, aber seine Worte fanden keinen Eingang, sie bewirkten keine Veränderung, Krone verharrte bewegungslos in diesem Schweigen, und konnte nicht einmal allein das Zimmer verlassen; zwei Beamte mußten ihn fortführen.

(Schluß folgt S. 162.)

Die Hundehatz.

Episode aus dem münchner Oktoberfest

von

Heinrich Rust.

Zwei Feste, die einzig in ihrer Art dastehen, sind das schwäbische Volksfest auf dem sogenannten Wasen bei Cannstatt und das münchner Oktoberfest, beide zugleich landwirthschaftliche und Volksbelustigungsfeste. Die Rennen, das Vorführen der preiswürdigen Pferde, Rinder und Schweine, die herzudrängenden Massen der Landleute aus allen Gegenden in ihren bunten Trachten, die Buden mit niegesehenen Merkwürdigkeiten, mit Riesen, Zwergen und Kakerlaken, die Harfenmädchen und die haarsträubenden Mordthaten — das Alles findet sich gleichmäßig auf beiden Festen.

Wir schildern eine Episode des münchner Oktoberfestes, die uns einen neuen Erwerbszweig kennen lehrt, dem vielleicht auch industrielle Seelen in Schwaben Geschmack abgewinnen dürften, wir meinen die Hundehetze. Was ist denn um Gotteswillen das für ein Kerl, der in der sonderbaren Tracht, umringt von bissigen Hunden? Ist viel-

leicht einer der hier zahlreich vorgezeigten Eskimos — gewöhnlich aus Böblingen oder Schweinfurt gebürtig — durchgegangen und wird jetzt im Interesse der Zivilisation wieder eingefangen? Was sollen wir mit dieser Szene machen, die uns an den römischen Zirkus mit seinen Bestien und Menschenopfern erinnert? Warum kommt denn die Polizei nicht und thut dem unerhörten Frevel Einhalt? Gemach, lieber Leser, die Sache ist nicht so arg, als sie aussieht. In Bayern gibt es außer Pferden, Ochsen, Kühen und Schweinen auch Hunde, und diese Hunde erwecken in uns sofort die Idee von Hundebesitzern. Unter diesen gibt es aber wieder solche, die nicht bloß Luxushunde halten, sondern dieser Thiere in ihrem Berufe, oder zur Bewachung von Haus und Hof, von todtem und beweglichem Eigenthum nicht entrathen können, und diesen liegt natürlich daran, gut auf den Mann dressirte Hunde zu besitzen. Das Oktoberfest gibt diesen Herren nun Gelegenheit, die Talente ihrer Hunde zu zeigen, oder ihnen einen praktischen Kursus in ihrem Fache angedeihen zu lassen. Da dieses Fach aber namentlich darin besteht, daß die Hunde einen gefährlichen Menschen, Dieb, Räuber, Mörder, kunstgerecht packen, niederwerfen und bewachen können, bis der Geworfene der herbeieilenden Gerechtigkeit übergeben wird, so erfordert dieser Kursus vor Allem ein willfähriges Individuum, das die betreffenden Studien gegen gute Bezahlung an sich vornehmen läßt. Dasselbe wird in eine wohlgepolsterte Rüstung gesteckt und erhält zur Abwehr gar zu beharrlicher Feinde eine tüchtige Hundepeitsche, sowie ein Pistol, um durch blinde Schüsse die Bestien zu reizen. Diese werden nun von ihren Herren gehetzt, und müssen, wenn sie ihre Aufgabe gut lösen wollen, ihren Feind

Die Hundehatz auf dem münchner Oktoberfest.

im Genick packen, ihn niederwerfen und denselben, ohne ihn weiter zu beschädigen, festhalten, bis sie ihr Herr abruft. Ein dichter Zuschauerkreis bildet sich natürlich alsbald um die Stätte des sonderbaren Turniers, und es fehlt nicht an komischen und interessanten Szenen. Die Wuth der Hunde — die verschiedenen Arten, auf welche sie ihren Zweck zu erreichen suchen — die Beobachtung, ob sie selbst im Augenblick der höchsten Wuth noch der Stimme ihres Herrn folgen — ist für den Thierkenner von großem Interesse, und für oder wider die einzelnen Hunde werden nicht selten hohe Wetten gemacht. Manchmal verirrt sich auch irgend ein unglückliches Schooßhündchen in den Kreis wuthschnaubender Bestien und fährt mit heiserem Gekläff auf das menschliche Monstrum los; die Peitsche oder die Zähne eines größeren Kollegen weisen den Zudringlichen alsbald in die ihm gezogenen Schranken zurück. Wir erinnern uns nicht, eine ähnliche Szene anderwärts schon gesehen zu haben, und geben daher unsern Lesern in der beigefügten Skizze ein Bild derselben. Vielleicht weiß irgend ein industrielles Genie Nutzen daraus zu ziehen.

Im Salzkammergut.

Reiseskizzen

von

Robert Byr.

Seit Jahren schon hat Ischl selbst in Norddeutschland bedeutende Proselyten gemacht, und die berühmtesten Badorte haben kein ganz kleines Kontingent an dasselbe abgeben müs-

Digitized by Google

sen. Man lobt Ischl's herrliche Hochgebirgsgegend, die prächtige Luft, die Gemüthlichkeit und das ungenirte Fürsichleben daselbst. Und doch, wie sehr gleicht es allen andern Badorten der Mode! Dasselbe luxuriöse Treiben in glänzenden Toiletten und Equipagen, dieselben kostbaren Villen; das Kurhaus, die Wandelbahn, die Promenade, die Musik so vollkommen und langweilig wie überall, und wie lange währt's noch, so gellt auch dort die unvermeidliche Glocke der alle Mägen reformirenden, zeitstehlenden Table d'hôte.

Ich hab' es; so oft ich auch hinkam, nie lange in dem schönen Ischl ausgehalten, warf mein Ränzlein über die Schulter, und zog weiter in die grünen Thäler hinein.

Grüß' Gott, ihr alten Kameraden, ihr grauen, weißen, braunen bemoosten Häupter der salzburger Alpen! wie freu' ich mich immer, wenn ich euch sehe! Habt jedesmal wieder die alte Zauberkraft, die mein Aug' und Herz erfrischt und fesselt.

Da liegt Laufen, von der Traun an den Berg gedrückt, ein liebliches Bild; die Badgäste kommen auch auf ihren Nachmittagsspaziergängen oft hieher, es zu bewundern; aber weiterhin, da wird's schon stiller, nur hin und wieder ein Wagen oder ein einzelner Wanderer zieht durch das friedliche Thal. Es gleicht einem reichen Garten, zwischen dessen dichten Obstbäumen malerisch zierliche Häuschen hervorlugen.

Ein Wagen rollt vorüber. Lebt wohl, ihr Freunde! leb' wohl, du schönes Kind! Ich grüße sie noch einmal, denn sie biegen ein; ihre Wallfahrt führt sie zu den Salz- und Fichtenbädern Aussee's, mein Weg geht weiter von St. Agath über den See. Der Komfort mag gewonnen haben, die Romantik hat verloren. Die Stille und Heimlichkeit weicht, wenn die Radschaufeln das Wasser peitschen. Und dann wieder das unselige Glockenzeichen, das die friedlichsten Leute rasen, springen und stoßen macht. Ach, Schiller hat in seinem hohen Liede die schrecklichste aller Glocken nicht genannt, ein Glück, daß er sie nicht kannte, sie hätte furchtbar in dem unendlich harmonischen Geläute dissonirt — die Wahrglocke unseres Jahrhunderts, die Glocke der Eisenbahn, des Dampfschiffes und der Table d'hôte.

Mag ich auch sonst den Fortschritt — hier am Hallstädtersee will ich ihn nicht; er verwischt das Eigenthümliche, das ja eben darin besteht, daß es so ist, wie es ist. Hieher gehört das Boot, plump und unbeholfen, wie's eben hier gebaut wird; es durchstreicht langsam die Fluten; stumm ruht die Natur um uns und bestrickt unsere Sinne, wir können uns leise hinüberträumen in die fremde Welt.

Noch einen Blick auf den Untersee zurück, er ist lieblich und reich, wie der Traunsee bei Gmunden, nur viel natürlicher und unverfälschter. An den sanften grünen Ufern stehen schöne Baumgruppen, zwischen ihnen blinken nette, weiße Häuschen hervor, aber es sind keine Villen mit phantasievollen Schnörkeln, Thürmchen, Erkern und Schweizerballons, es sind einfache, kleine und reinliche Bauernhütten, — herrscht wenig Eleganz darinnen, aber viel Redlichkeit und Biedersinn. Das Volk hier ist brav und treu.

Ein letzter Blick zurück, und der Kahn schießt um ein Vorgebirge, der Zauberbann schließt sich hinter mir, und ich bin fern von der Welt draußen, viele Meilen fern. Wunderbar still ist's rings umher, als säße ich tief innen im Kyffhäuser beim alten Kaiser Rothbart und seinem schlafenden Hofstaat. Wie ernste Wächter dieser Zauberwelt rücken die mächtigen uralten Bergriesen zusammen und ragen steilrecht empor — keiner unter 6000 Fuß — als trügen sie das Stückchen Himmel, das sie sehen lassen, wie eine schöne, blaue Decke über dem tiefdunklen Wasser hier unten ausgespannt.

Links ruht der lange Grat des kahlen Sarsteins wie ein schlummernder Titane, ihm gegenüber streben der Schneidkegel und Plassenstein in dunkler Wand aufwärts. Beide Riesenmauern engen den See, bis sie selbst von zwei feenhaft schönen Thälern, dem der Obertraun und dem Echernthal, begrenzt sind. Diese wie den See selbst schließt an der Südseite die mächtigste Wand dieser erhabenen Granitwelt ab: — Elfer-, Zwölferkegel, Speichberg, Krippenstein, Rauchkegel, Hierlaz, — Monstrestufen zu den Gletschern des Thor- und Hochsteins, dem Throne des gebietenden Herrn der Berge.

Und in diesem majestätischen Kessel, an die Vorberge des Plassensteins, aus dessen Eingeweiden Ischl's berühmte Soole stammt, kleben sich wie die Nester der Mauerschwalbe die kleinen, braunen, hölzernen Häuser der alten Hallstadt neben- und übereinander. Hoch darüber ragt der Rudolphsthurm, und zwischen den Häusern durch stürzt schäumend das trübe Wasser des Mühlbachs. Zwei Kirchen strecken über die Schindeldächer umher, unweit von einander, die Thürme empor, nicht wie zwei feindliche Lanzen, viel eher wie zwei Arme, die nach demselben Gott emporweisen.

Hier in diesem stillen Erdenwinkel ist mehr Toleranz, als man heutzutage zu finden gewohnt ist. Freundlich umschlingen sich die beiden Schwesterreligionen, und ihre Anhänger ruhen nicht nur friedlich nebeneinander im selben kleinen Fleckchen geweihter Erde, sie stehen auch brüderlich im Leben zusammen. Der Gottesdienst des Einen ist für den Andern nicht Abgötterei. In ihrer kindlichen Einfalt wirken sie Beide abwechselnd zur Verherrlichung desselben mit, und der katholische Gott, dem der würdige Priester an dem dreihundert Jahre alten Flügelaltare sein Opfer bringt, scheint in seiner unerschöpflichen Güte die falschen Töne des protestantischen Waldhorns ebenso gnädig aufzunehmen, als die Dissonanzen der rechtgläubigen Klarinette.

Mich weht diese Eintracht wohlthuend an, und das ist wohl mit ein Grund, weßhalb ich so gerne zum Friedhofe emporsteige. Ein freundlicher Blumengarten ist es, in dem die Biene summt, und in dem die alten naiven Schildereien an den Wänden und den Kreuzen nicht störend einwirken, so mild und nachsichtig stimmt der stille Ort. Stundenlang kann ich da, an die Mauerbrüstung gelehnt, verträumen und in das reizende, großartige Bild vor mir hineinsehen.

Zur Rechten das Durcheinander der Häuser wie in einem Krippenspiele, das sich erst weiterhin, dem Echernthale zu, ordnet. Dort stehen um den Bogen der Bucht größere und schönere Gebäude, die kaiserlichen Salinenwerke. Dort wird das Salz ausgesotten, das von Weibern mit vieler Beschwerde von den Stollen und Schachten des Plassensteins auf dem Kopfe hinabgetragen wird. Die Leute sind sehr arm hier. Für die schwerste Arbeit verdient der Mann ja nur 35 Neukreuzer (etwa 20 Kreuzer rheinisch) täglich. Ist's ein Wunder, daß so viele Kretins zur Welt kommen und die Kinder alle betteln? Doch mein Blick sieht ja nicht die Armuth hier oben, er erquickt sich an der Schönheit der Natur.

Vor mir der See mit seinen wechselnden Lichteffekten, gegenüber das Schlößchen Grub, und dort weiter aufwärts im „Winkel" der waldige Vorsprung mit dem einfachen, rothen Holzkreuze und der halbverwischten Votivtafel daran, zur Erinnerung an einen Unglücksfall, der vor Jahren an dreißig Bewohner Obertraun's, die von einem Begräbnisse auf dem hallstädter Friedhofe heimkehrten, in den von Erdbeben und Sturm wild aufgewühlten Wellen begrub. Das Vorgebirge heißt „Am Kreuze", und es sieht sich von dort besonders schön auf Hallstadt und die darüberliegende Schneemulde des Plassensteins hinüber.

Und über die Bäume am Kreuze, da öffnet sich eine zauberische Perspektive in das liebliche Thal der Obertraun und nach dem duftblauen „Koppen" im Hintergrunde.

Und wie die Zeit verrinnt, so ändert sich das Bild. Dunkle Wolken ziehen auf dem graugewordenen Himmel vom Untersee herauf. Es ist die „Windnacht", die warnend vor dem Sturm einhergeht, und bei deren Erscheinen jedes Schiff sich eiligst zu bergen trachtet. Und blitzschnell ist der Wind da und peitscht das erst noch so ruhige Wasser zu bösen, zornschäumenden Wogen auf. Die Sonne ist verschwunden, und bleigraue Dämmerung liegt über dem Abgrund ausgebreitet, in dem die empörten Fluten toben. Wildes Rauschen hat

die frühere Feierstille verdrängt, und ein stolzes, mächtiges Gefühl schwellt die Brust beim Anblick dieses wilden Kampfes. Kühle mir, Tropfen, die Schläfe! So flatterten Ossian's Haare im Sturme, als Beide ihre wilden Lieder sangen.

So, Ossian, ich spanne meinen Regenschirm auf. Jetzt erst kann ich mich recht in die Situation hineindenken.

So rasch das Wetter da war, so rasch ist's auch vorüber. Der Himmel klärt sich und der Sturm schweigt, und die untergegangene Sonne schickt durch Reflexion noch einen Blick in ihr liebliches, heimliches Thal herein, der als ein wunderschöner, rosiger Lichtstreifen langsam an der Wand des Sarsteins aufwärts schwebt. Da bist du ja, du herrliches, vielbesungenes und selten gesehenes Alpenglühen!

Auch für mich ist's ein Abschiedsgruß, denn morgen soll ich weiter. Wie schwer wird's mir, von diesem Ort zu scheiden! Was hab' ich da für eine schöne, wohlthuende Zeit durchlebt! Ich habe dich lieb gewonnen, du einsamer See; ich habe euch lieb gewonnen, ihr einfachen, treuherzigen Kinder einer schönen, ernsten Natur! Fast möcht' ich bleiben unter euch und mir eine Hütte bauen.

Es war die letzte Nacht. Die letzten großen „Salzzillen", die hier den Wind nicht mit dem Segel, sondern mit senkrecht aufgestellten Brettern fangen, waren zurückgekehrt. Tiefes Dunkel deckte den See, der stille lag zwischen den hohen, scharf in den Himmel hineingeschnittenen Wänden wie ein schwarzes Gewässer der Unterwelt. Ich nahm mir einen Kahn, wie sie dort gebräuchlich sind: fünf Schritte lang, einen breit, leicht schwankend, aber eben so leicht lenkbar durch den schwächsten Schlag des Doppelruders.

Die Mitternacht war nahe. Aus manchem Häuschen glomm noch ein Licht und küßte ein zweites wach im schwarzen Spiegel darunter. Allmälig begann sich das Thal der Obertraun zu erhellen, die ganze Wand gegen die Gosau zu ward Licht, scharf und weiß waren die Felsenrisse in die schwarzen, fährenbestandenen Wände eingegraben, wie silberne Wasserfälle stürzen sie hinab in den See, und dort wiederholt sich dasselbe Bild aus der Tiefe herauf. Kein Lufthauch ist wach, kein Laut ist hörbar, außer dem leisen Ton des plätschernden Ruders; langsam treibt der Kahn vorwärts, und jetzt mit einem Male tritt er aus der Nacht, und er scheint aufzuflammen im zitternden Lichte sprühender Brillanten.

Wie ein bleicher, verzehrender Flammenball hing der Mond an der Spitze des Krippensteins, und wo sein langer, flimmernder Strahl den See traf, lag ein heller, ruhiger Streifen weit über das Wasser gedehnt. Vom erhobenen Ruder rannen Silbertropfen, und dem doppelten Schlage folgten, immer weiter auseinander ziehend, helle, glitzernde Zeilen.

Langsam kehrte ich zurück, noch war ich im Lichte, und drüben lag tiefer Schatten. Ich hörte von ferne Ruderschlag, Zither- und Waldhornklänge zogen weich über den See, Mädchen- und Männerstimmen sangen gedämpft ein schönes Lied. Ich weiß nicht, als die Bäume des Rauchkegels ganz deutlich in die schöne, klare Mondscheibe hineinwuchsen, als dann nur mehr ein zarter Silberstreif um den Berggipfel zurückblieb, und hier unten wieder Alles tiefe, schwarze, verhüllte Nacht war, da war's mir fast, als hinge eine Thräne mir an der Wimper. Es war die letzte Nacht.

Ich dachte des Vorabends zum Johannistage, wie plötzlich auf dem mächtigen See eine helle Flamme aufschlug — ein Scheiterhaufen zum Johannisfeuer entzündet. Hier schwamm einer und dort einer, und da loht noch einer empor, und überall, wohin das Auge sah, Lichtchen und Flammen, die in die grausige Tiefe zu tauchen schienen und wieder emporschlugen, als hätte die Hölle ihren Rachen geöffnet. Vage Schatten schwangen die Brände in großen Kreisen, daß sie wie feurige Räder umherfuhren. Dazu Schuß auf Schuß, Jauchzen, Jodeln, Geschrei und Gesang und wieder Schüsse und Flammen — eine schauerlich-schöne Unterweltsszene. Ich dachte des Fronleichnamsfestes, Sonnenlicht und Feiertagsstimmung allüberall. Den Morgen schon begrüßten Böllerschüsse, die mächtig wiederhallten, und wieder donnern die Böller von der großen, geschmückten Zille, die auf dem See hin und wieder fährt, zu den verschiedenen Momenten des Hochamtes. Von Nah und Fern sind fromme Theilnehmer über den See gekommen; die Frauen im neuen schwarzen Kopftuch, die Männer in der Sonntagsjacke, den grünen Hut mit Alpenrosen geschmückt. Von der Kirche herab schlängelt sich die bunte Prozession. Dreimal hält der Zug, das Glöcklein klingt, die Schüsse rollen durch die Berge, und wieder bewegt sich der Zug unter Gebet und Musik. Am Ufer wartet eine neue große Zille, von grünen Tannenzweigen ist eine Kapelle darauf errichtet, Alpenrosen, Speik, Sammetröschen, Alpenveilchen schmücken den Altar, weißgekleidet sind die Bootführer. Die Klerisei besteigt es, ein anderes die Bergmusik, und auf weiteren drängte sich die weißgekleidete Kinderschaar. Jetzt stoßen die Zillen vom Lande und werden hinausgerudert mitten in den See, dort wird das vierte Evangelium gelesen. Im Nu ist der See bedeckt mit Hunderten von kleinen und größeren Schiffchen, alle im Schmucke lustig flatternder Wimpeln und Fähnchen, dazu die Klänge einer guten Musik und frischer Kinderstimmen — welch' heiteres, sonniges, farbentrunkenes Bild!

Und ich dachte der herrlichen Spaziergänge im Echernthal zum brausenden und stäubenden Fall des Waldbaches Strubb, zu den Ursprüngen, zum Rudolphsthurm, auf die Hirschalm und bis zu der Gletscherebene des Karls-Eisfelds, und dann fragte ich mich: Wie kommt's doch, daß es hier so einsam ist, und daß die Besucher kaum auf einen halben Tag hieher kommen, eigentlich bloß um Kaffe zu trinken, Bädeker zu lesen horribile dictu — Karten zu spielen, und dann eiligst wieder nach Ischl heimkehren, als käme ihnen hier mit der Nacht auch die Pest auf den Hals? — Seeauer ist ein unternehmender Mann, er besitzt zwei Gasthöfe und hat das Dampfboot gebaut, hält Pferde für die Bergpfade und einen Omnibus für Ischler Gäste. Zeigt sich Theilnahme, er kultivirt gewiß noch weiter. Die Soole ist die von Ischl, wohin sie ja erst geleitet wird. Die Natur ist schön; Fichtennadeln und Luftbäder wären leicht mit dem Seebade zu verbinden. Mein Gott, man könnte ja auch zur Abwechslung einmal Bademusik hören, die statt auf einer Tribüne an Bord einer Zille spielt, und dazu, statt zu lustwandeln, gondelfahren.

Warum, warum ist's doch so einsam hier? Warum kommt doch so selten eine Schwalbe hieher, um sich für einen Sommer oder eine Saison hier niederzulassen? Ich habe die Frage schon einmal wo anders beantwortet, und ich will es nur gleich wortgetreu wiederholen:

„Da sagen sie: es falle gar kein Sonnenstrahl in das schwarze Wasser, es sei beengend, beklemmend, drückend, ängstlich, daß die Brust nicht athmen könne, und was sagen sie nicht noch Alles und verläumden dich, du schönes, du heiliges, einsames Auge der Natur; und sie erzählen es nach, Einer dem Andern, um die Vernachlässigung vor sich selber zu beschönigen, die sie sich gegen dich zu Schulden kommen lassen, denn es hat dich Keiner von allen Denen gesehen, die so von dir sprechen, du kleine, ernste, stille, mächtig große Welt.

„Wer eine kräftige Seele und ein fühlendes Herz hat, der gehe hin, — ihm wird diese ‚drückende' Natur wohlthun, sie wird ihn zur Reaktion anspornen; aus Sturm und Wogen wird sein Herz gesänftigt hervorgehen wie der Spiegel des ruhenden Sees, und sein Geist wird erstarken, bis er sich fest und mächtig fühlt wie die Felsenhäupter um ihn. Eine süßliche Natur würde ihn ja nur weich machen und erschlaffen."

„Ihr kleinen, sanften Herzchen aber, ihr gefühlvollen Schwärmerseelchen, die ihr euch nur an sanftgeschwungenen, erbsengrünen Wellenformen erlabet, die ihr ein Wässerlein wollt und ein Hügelein mit einem Häuslein darauf, und einem wohlservirten Kaffeeschälchen darin und einem süßen

Küchelchen dazu — ihr könnt ferne bleiben, recht weit davon, damit ihr hübsch unerdrückt und unbeängstigt und unbellemmt wieder nach Hause kommt; der See wird's euch danken; so bleibt er still und ernst und einsam — ein ungeschliffenes Juwel.

So hatte ich am letzten Abende geschrieben — am nächsten Morgen zog ich weiter. Mit wie ganz andern Gefühlen legte ich dießmal den schönen Reitweg am See zurück. Da war die Gosaumühle wieder. Schäumend sprang die rasche Gosa aus dem engen Thale in den See, und hoch darüber spannte sich im kühnen Sprunge der Gosauzwang auf sieben schlanken Steinpfeilern. Eine Ziege stand oben auf dem hölzernen, gegitterten Brückchen, und sah sich tiefsinnig von oben herunter die schöne Natur an, und leckte dazu an der Rinne, durch welche die Soole geleitet ist.

Der Blick schweifte noch einmal dankbar für die genossene Gastfreundschaft über den See hin, und dann wanderte ich mit wehem Herzen unter der meckernden Ziege weg und das enge Felsenthal hinein, das sich das kleine Flüßchen seit Jahrtausenden unermüdlich ausgewaschen hat. Bald konnte mein Auge nicht mehr zurück und sah sich gefangen in den enge zusammengerückten waldigen Abhängen, die mit jeder Biegung des Weges ein neues pittoreskes Bild boten. Allmälig erwachte in mir wieder der alte frische Wandermuth, ich pfiff ein heiteres Lied und achtete nicht mehr der Zeit.

Ein weiter Wald und Wiesengelände lag jetzt das Gosau-

Im Salzkammergut: Der Dachstein und Hallstädtersee.

thal (Illustr. Welt 1857, S. 213) vor mir, von blauen, blühenden Flachsfeldern durchzogen. Häuser lagen überall hin zerstreut und gruppirten sich zum Theil inmitten des Thales um die Kirche mit ihrem schlanken Thurme. Alles lachte mich so freundlich an, es war kein Wunder, daß die Sonne mir auch freundlich und froh in's Herz hinein schien.

Das Ränzlein auf dem Rücken,
Den Stab in meiner Hand,
Zieh' ich selb Dritt gar fröhlich
Bergab, bergauf durch's Land.

Nun es ging nicht gar fühlbar bergauf, und bald saß ich zur kurzen Rast beim Gosauschmied auf der Bank vor dem Hause. Die Gosa brauste und schoß ungestüm unter dem gewaltigen Rade durch, die Hämmer in der Schmiede stampften taktmäßig, stöhnend in ihrer Sklaverei, auf den Ambos nieder, und dazwischen hinein tönte das friedliche Gakern einer Henne, an deren schaudervollem Tode ich eine indirekte Schuld fühle. Ach, sie war so zähe, daß sie meinetwegen noch lange weiter hätte gakern können.

Auch diese harte Erfahrung hatte ich noch nicht gemacht, als ich der Gosa entlang durch den schattigen Wald schlenderte, und mich nach der letzten kurzen Steigung plötzlich vor dem dunkelgrünen Spiegel des vorderen Gosausees sah. Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe ich meiner Ueberraschung Herr werden konnte, so unerwartet lag dieß Bild vor mir. Märchenhaft still und verlassen erschien mir das kleine ruhige Wasser inmitten der dunkeln, dichten Föhrenwälder. Nicht einmal der Schrei eines Vogels stört die Todtenstille, und

Digitized by Google

Im Salzkammergut: Kirche in Hallstadt

Digitized by Google

längst waren die Schläge der Axt verhallt, die ich auf dem Wege aus der Ferne vernommen. Der See lag träumend in seinem himmelhohen Granitbette. Rechts zackten die Dannerkegel malerisch und abenteuerlich in den blauen Himmel hinein, flammend und zerrissen wie der zu Stein gewordene Donnerkeil des alten Vaters Zeus, der ihm entfiel, als seine Hand, schon müde und altersschwach geworden, den Weltenszepter von den Titanen des Geistes sich entwinden ließ. Zeus modert, er spukt nicht einmal mehr; seine Blitze aber haben ihn überdauert, ein Monument seiner gefallenen Größe, in seinem Namen noch die Erinnerung an die einstigen Herren des Landes wahrend.

Im Hintergrunde schieben sich die waldigen Bergrücken coulissenartig in- und hintereinander, und über alle ragt in wundervoller Klarheit und Nähe der Dachstein empor. Seine blaß-rosigen Spitzen erheben sich wie kolossale Pyramiden aus dem blendenden Weiß der Gletscher. Wie ein mächtiger Herrscher blickt er von seinem Eispiedestal herunter in die grüne, duftige Pracht der Wälder, auf den einsamen, dunkeln Bergsee und auf die ausgezeichneten Forellen, die denselben der Sage nach zur Sommerfrische bewohnen sollen. Ich sollte leider die Sage nicht ergründen.

Da ich den Dachstein dießmal nicht zu besteigen verlangte, drang ich nicht weiter zum hintern Gosausee vor. Mein Weg war ein anderer, doch konnt' ich ihn am selben Abend noch von der Spitze der Zwieselalp begrüßen. Von hier aus liegt er hellgrün wie eine Wiese zwischen kahlen Kreidefelsen, ein freundliches, offenes Auge neben dem schwermüthig träumerischen, dem der vordere Gosausee gleicht. Dort blitzt der frohe Lebensmuth aus dem Blicke, hier weint tiefsinnen verborgene Leidenschaft in schwärmerischer Poesie um ein verlorenes Glück.

Düstre Schatten deckten jetzt beide; das Gosauthal ging zur Ruhe und ich wandte mich der sinkenden Sonne zu. Wie eine große Fackel flammte der hohe Göll. Lieber, alter Freund, wie oft bist du schon kunstgerecht mißhandelt worden, und doch war's mir immer eine Freude, wenn ich dir selbst in solchem Zustande in irgend einer Kunstausstellung begegnete. Gute Nacht, du den Malern allezeit getreuer, jetzt erlöschest auch du, und es ist finster in unserer alten Hemisphäre.

Wenn mein guter Freund, der hohe Göll, nicht besser geschlafen als ich auf dem Laubsacke der reizenden kanonischen Sennerin Judith, die mich das Nachtlager zwar den Umständen angemessen, wohlfeiler als Holofernes, aber dennoch theuer genug bezahlen ließ — so war ihm am nächsten Morgen gewiß ebenso übernächtig und unbehaglich wie mir, was ich aber ebenfalls nicht ergründen konnte, denn der Himmel war grau und eigentlich einige hundert Fuß unter mir, und überdieß ganz feucht und kalt; denn als ich durchkam, fror mich abscheulich und das helle Wasser trof von meinen Kleidern. — Wie ein Tritone auf seiner Kontinentaltour stand ich vor dem halbzerbrochenen Wegweiser. Abgeblaßt und verwaschen waren die Buchstaben: „Nach Abtenau".

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Auflösung von Nr. 25.

	Weiß.	Schwarz.
	1) S. D 6 — E 5 †	1) K. E 6 — F 5 oder A. oder B.
	2) S. C 4 — E 3 † . . .	2) K. F 5 — G 5.
	3) S. E 5 — F 4 † . . .	3) K. G 5 — H 5.
	4) T. C 6 — H 6 Schach und Matt.	
A.	1) S. D 6 — F 5 †	1) K. E 6 — D 5.
	2) S. C 4 — B 6 † . . .	2) K. D 5 nimmt C 6.
	3) B 4 — B 5 Schach und Matt.	
B.	1)	1) K. E 6 — D 7.
	2) S. C 4 — B 6 † . . .	2) K. D 7 — D 8 oder E 8 oder C.
	3) T. C 6 — C 8 Schach und Matt.	
C.	1)	1) . . . . .
	2)	2) K. D 7 nimmt C 6.
	3) B 4 — B 5 Schach und Matt.	

Bilderräthsel.

22.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 143:

Wünschen und Wollen halten schlecht Haus.

Böses zeugt Böses.

Kriminal-Erzählung von F. F. Engelberg.

(Schluß.)

Lob Dathe, welcher kurze Zeit später vorgeführt wurde, trat sicher und ganz unbefangen auf. Bei ihm war von Niedergeschlagenheit oder Betrübniß keine Spur wahrzunehmen. Er zeigte sich ruhig und besonnen, häufig sogar schlau und berechnend, machte im Ganzen aber wenig Worte und sprach überhaupt nur, wenn er dazu ausdrücklich aufgefordert wurde. Seine Antworten in Bezug auf das Verbrechen und die gegen ihn sprechenden Verdachtsmomente waren kurz; sie enthielten selten mehr als „Ja" oder „Nein", gaben nie Aufklärung und führten daher natürlich auch nie zu Widersprüchen oder Verwickelungen. Die Konsequenz, mit welcher dieß Verhalten durchgeführt wurde, ließ auf geistige Befähigung und auf eine nicht gewöhnliche Willenskraft schließen.

Der Verdacht gegen Lob Dathe gründete sich bis dahin lediglich auf die Mittheilungen, welche die Ehefrau des Friede Topf gemacht hatte. Allein diese Mittheilungen standen mit dem Verbrechen wiederum nicht unmittelbar in Verbindung. Sie berechtigten am Ende immer nur erst zu Folgerungen und bedurften vielfacher Unterstützung, wenn sie dem Angeschuldigten ernstlich nachtheilig werden sollten. Die Mittel hiezu mußten gleichfalls erst aufgesucht werden.

Lob Dathe erklärte durch seine kurzen Antworten die Angaben der Ehefrau des Friede Topf für Erfindung und für Lügen. Er wollte am Sylvesterabend mit Friede Topf nicht aus Hausen fortgegangen sein, und an dessen Ehefrau weder Brod, noch Fleisch, noch sonst etwas abgegeben haben. Das war das Ergebniß des ersten Verhörs.

Einige Tage später hatte die Untersuchung eine ganz andere Gestalt angenommen. Der strenge Ostwind war nach Süden umgesprungen, die Witterung war milder geworden, und in den Mittagsstunden hatten die Strahlen der Sonne auf die Schneedecke bereits eine zersetzende Wirkung ausgeübt. Es war nicht gerade Thauwetter eingetreten, aber die nicht allzu starke Schichte Schnee, welche sich über den Leichnam des Friede Topf gelagert hatte und denselben

Aller Augen verbarg, hatte sich doch von Tag zu Tag vermindert. Und doch würde, weil kein gangbarer Weg zu dem Orte, wo die Leiche lag, führte, das Auffinden der Letzteren gewiß noch lange Zeit hinaus verlegt gewesen sein, wenn dieß nicht durch den thierischen Instinkt herbeigeführt worden wäre.

An einem Mittage hatten sich nämlich an jener Stelle eine Menge Krähen zusammengefunden. Man war durch das laute, wirre Durcheinanderschreien dieser Thiere aufmerksam geworden und hatte sie verscheucht, in der Hoffnung, ein verunglücktes Stück Wild zu finden. Bei dieser Gelegenheit war die Leiche entdeckt worden. In der Anzeige des Ortsschulzen, welche noch an demselben Tage bei dem Gericht einging, war nur die Rede von dem Auffinden eines „männlichen Leichnams"; dieß ließ voraussetzen, daß derselbe unbekannt sei.

Als der Untersuchungsrichter, um die Leichenschau vorzunehmen, sich an Ort und Stelle einfand, war die Lage der Leiche noch unverändert dieselbe wie zur Zeit der Entdeckung; es hatte sich keine Hand gerührt, eine Veränderung herbeizuführen. Die Leiche lag mit dem Gesicht und der ganzen vorderen Seite des Körpers in ziemlich gerader Richtung noch immer tief in Schnee versunken, der Kopf viel tiefer als die übrigen Körpertheile, die Füße dem Dorfe Hausen zugewendet. Die Kleidung, an welcher sich nirgends Verletzungen zeigten, war vollständig, um den Kopf namentlich, außer einer tief herabgezogenen Schirmmütze, ein großes Tuch gewunden und auf dem Wirbel zusammengebunden, durch welches das Kinn, die Wangen und die Ohren bedeckt, und so vor dem Eindringen der strengen Kälte geschützt wurden.

Erst als die Leiche umgewendet worden war, wurde dieselbe von allen Anwesenden als die des Friede Topf erkannt. Das Erstaunen der Anwesenden, welches dieß Erkennen erregt hatte, wurde jedoch bald durch andere Wahrnehmungen verdrängt. Zuerst bewirkte dieß eine entkorkte Branntweinflasche. Dieselbe war bis dahin von der Brust der Leiche bedeckt gewesen und vollständig leer. Als sie aus dem Schnee genommen wurde, zeigte sich in dem Glase ein Riß, der sich vom Halse bis beinahe zu dem Boden herabzog, der aber alt sein mußte, weil er schmutzig gefärbt war. Diese Flasche erregte deßhalb besondere Aufmerksamkeit, weil, wie die Anwesenden versicherten, Friede Topf nie Branntwein getrunken habe und bei ihm zu keiner Zeit eine ähnliche Flasche gesehen worden sei. Man sprach noch darüber, als eine andere Wahrnehmung noch viel größere Aufregung hervorrief.

Der Untersuchungsrichter hatte verlangt, daß die Mütze fortgenommen und das Tuch aufgebunden und entfernt werden sollte. Die Mütze war bald beseitigt, und ebenso schnell der Knoten des Tuches gelöst, aber das Tuch selbst ließ sich nicht entfernen, es schien fast mit dem Fleische verwachsen zu sein. Bei der darauf vorgenommenen Untersuchung ergab sich, daß der innere, auf dem Gesicht aufliegende Theil des Tuches von Blut durchtränkt und starr und steif war. Dieser Zustand ließ es bedenklich erscheinen, bei dem Fortnehmen des Tuches Gewalt anzuwenden. Man mußte annehmen, daß das Blut sich aus einer Verletzung des Kopfes ergossen und so in das Tuch eingedrungen sei, und daß die Anwendung von Gewalt eine Veränderung der ursprünglichen Wunde herbeiführen werde. Diese Befürchtung, welche in dem Sachverhalte ihre vollständige Begründung fand, veranlaßte den Untersuchungsrichter, den Transport der Leiche nach dem nahen Dorfe anzuordnen. Hier beschäftigte man sich zunächst mit der Bereitung lauwarmen Wassers und sodann mit der äußerst sorgfältig ausgeführten Lösung des Tuches.

Die Spannung bei dieser Beschäftigung war allseitig gleichmäßig groß. Man zweifelte nicht daran, daß das Tuch eine tödtliche Verletzung zudecke, daß Friede Topf als Opfer einer gewaltthätigen Handlung gefallen sei, und erwartete von Augenblick zu Augenblick das Bloßlegen einer entsetzlichen Wunde. Diese Voraussetzung, diese Erwartung wurde aber nicht erfüllt. Das Tuch war vollständig gelöst, nirgends eine Verletzung gefunden worden. Auch der Mund, die Nase und die Ohren waren rein. Das Blut zeigte sich nur an den Theilen des Kopfes, welche von dem Tuche bedeckt gewesen waren. Es ließ sich nur annehmen, daß das Tuch vor dem Umbinden von dem Blute durchdrungen und daß dasselbe in diesem Zustande festgetrocknet war. Der Gesichtsausdruck war ruhig, die der Leiche abgenommenen Kleider in vollständiger Ordnung, und an der Leiche selbst auch nicht die geringste Verletzung wahrzunehmen. Das war das Resultat der Leichenschau. Im Allgemeinen wurde angenommen, daß Friede Topf verunglückt sei, sein Leben zufällig verloren habe. Und das konnte man auch thun, da kein sichtbares Zeichen einer verübten Gewalt aufgefunden war.

Nur der Untersuchungsrichter wollte nicht an den Zufall glauben. Das Verhältniß, in welchem Friede Topf zu Lob Dathe gestanden haben sollte, gab ihm Veranlassung, eine sorgfältige Prüfung der durch die Leichenschau festgestellten Umstände vorzunehmen, und diese Prüfung führte zu einer ganz anderen Annahme. Er sagte: „Die Leiche und die Bekleidung derselben ist unbeschädigt, ein Kampf ist daher dem Tode nicht vorhergegangen; der Gesichtsausdruck der Leiche ist ein ruhiger, der Tod muß daher ein vollständig schmerzloser gewesen sein. Wie kommt es nun, daß die Leiche ausgestreckt, mit dem Gesicht der Erde zugewendet, zu liegen gekommen ist? Mußte nicht vielmehr im natürlichen Zustande die Leiche in sitzender Stellung angetroffen werden? Konnte, wenn Friede Topf vor seinem Tode wirklich niedergefallen sein sollte, die Flasche unter die Brust zu liegen kommen? Und wie erklärt sich die Richtung der Füße, da der Tod nicht bei dem Fortgehen, sondern bei der Rückkehr nach Hausen eingetreten sein muß? Die Lage der Leiche," so schloß der Untersuchungsrichter seine Betrachtungen, „ist durchaus keine natürliche, denn sie steht mit dem Befunde im Widerspruche; die Leiche muß daher durch die Thätigkeit eines Dritten in diesen unnatürlichen Zustand versetzt worden sein.

Die Wittwe, welche bei ihrer Vernehmung den tiefsten Schmerz und eine ganz ungewöhnliche, innige Zuneigung zu ihrem Manne bethätigte, gab dieser Annahme noch eine bestimmtere Richtung. Nachdem sie erklärt hatte, daß die der Leiche abgenommenen Kleider sich unverändert in demselben Zustande, in welchem sie dieselben zuletzt gesehen, befänden, sagte sie wörtlich: „Aber die Flasche und das blutige Tuch gehört uns nicht. Mein Mann hat, seit ich ihn kenne, nie Branntwein getrunken, wir sind auch niemals im Besitze einer Branntweinflasche gewesen. Ich kann mir nicht anders denken, als daß die Flasche dem Lob Dathe gehört, weil dieser gern und mitunter auch viel Branntwein trinkt. Von dem Tuche weiß ich gar nichts; wir haben nie ein ähnliches Tuch gehabt, und auch bei Lob Dathe habe ich ein solches Tuch nie gesehen. Ich kann nicht glauben, daß mein Mann Branntwein getrunken hat; sollte er das dennoch gethan haben, so ist dieß ganz gewiß erst vor seinem Ende, und dann auch jedenfalls nur auf eindringliches Zureden des Lob Dathe geschehen."

Das war allerdings nur eine Voraussetzung, aber diese Voraussetzung gründete sich auf eine ganz genaue Kenntniß der betreffenden Persönlichkeiten, und mußte deßhalb unter allen Umständen berücksichtigt werden. Der Untersuchungsrichter nahm an, daß Lob Dathe den weniger befähigten Friede Topf beherrscht, nach vollbrachter That in einen willenlosen Zustand versetzt und dann böswillig dem bösen Wetter, der todbringenden Kälte überlassen habe. Es war ja dieß die leichteste Art, sich des einzigen Mitwissers zu entledigen und die Vortheile des Verbrechens sich allein anzueignen.

Die Untersuchung sollte hierauf ausgedehnt werden. Durch die an Ort und Stelle veranlaßten Nachforschungen war es bald gelungen, einige Personen zu ermitteln, welche mit Lob Dathe verkehrt und mit ihm gemeinschaftlich gearbeitet hatten. Diesen wurde die Flasche vorgezeigt, worauf sie übereinstimmend erklärten, daß sie dieselbe Flasche bei

Lob Dathe gesehen hätten und daß sie dessen Eigenthum sei. In Bezug auf das Tuch hatten die angestellten Ermittelungen keinen Erfolg gehabt. Kein Mensch wollte dasselbe bei Lob Dathe oder dessen Angehörigen gesehen haben. Der Eigenthümer blieb unbekannt.

Bei seiner Rückkehr fand der Untersuchungsrichter die Anzeige des Ortsschulzen zu Lingenätz vor, daß nämlich der steckbrieflich verfolgte junge Mann dort ermittelt sei, daß derselbe aber besinnungslos krank darniederliege und wenig Hoffnung auf Genesung vorhanden sei. Das Auftreten dieser vierten verdächtigen Person versetzte den Untersuchungsrichter in eine gewisse Verlegenheit. Er hatte bis dahin an das Vorhandensein oder doch wenigstens an eine Betheiligung derselben bei der Ausführung des Verbrechens gar nicht glauben wollen und das Auffinden für nicht gut möglich gehalten. Nun mit einem Male war diese geheimnißvolle Person verkörpert. Und das eben brachte die Untersuchung in eine ganz andere Lage.

IX.

Der unerbittliche Tod schlägt den Herzen der Eltern oft recht tiefe, recht schmerzhafte Wunden. Aber für diese Wunden gibt es immer noch ein Heilmittel. Der auf Religion sich stützende Glaube an eine zukünftige Wiedervereinigung mildert den Schmerz und schließt die Wunde mit einer schützenden Narbe. Es ist dieß ein Heilmittel, das sich überall Geltung verschafft, das sich nicht verläugnen, das sich auch durch keine andere Macht unterdrücken läßt.

Aber es gibt für das Elternherz noch einen anderen Schmerz, der unendlich größer, der unheilbar ist, an dem das Herz verblutet, bis es erkaltet und starr wird. Diesen Schmerz erzeugt die sittliche Verderbniß, das moralische Verlorensein, der gesellschaftliche, der bürgerliche Tod eines Kindes.

Einen solchen Schmerz hatten die alten Eltern des Fritz Heise zu tragen. Sie hatten das einzige Kind in wahrer Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen, es war ihr Stolz und ihre Freude gewesen, sie hatten dasselbe vor wenigen Jahren sittlich rein aus dem Vaterhause entlassen. Und nun war das Kind zurückgekehrt als ein Verbrecher, als der schwerste Verbrecher, den ein Christ sich denken kann, als ein Mörder!

Der alte Mann war diesem Schmerze erlegen, der gelähmte, kranke und altersschwache Körper war unter der ungeheuern Last zusammengebrochen, das Herz war zum Stillstehen gekommen, es hatte aufgehört zu schlagen, es hatte Ruhe gefunden. Die Frau weinte am Sterbebette des Mannes die heißesten Thränen, und noch mehr an seinem Grabe. Sie fühlte sich elend und verlassen, geschändet und verachtet, ohne Stütze und ohne Trost. Sie wollte vergehen vor tiefem Weh und Herzeleid und sich hinabstürzen in die Grube, die ihrem Manne bereitet war, und sich zudecken lassen von der Erde, unter welcher dieser ruhen sollte. Allein das durfte sie nicht thun, sie mußte noch leben, sie mußte auch zurückkehren in das kleine Haus, in welchem es bis vor wenigen Tagen noch so friedlich, so glücklich sich gewohnt hatte, und in welchem es nun so unendlich öde und traurig geworden war.

Nach ihrer Rückkehr von dem Friedhofe saß sie lange Zeit still und in sich zusammengesunken. Sie gedachte nur der Vergangenheit, sie hatte keinen Gedanken, keinen Blick für die Zukunft, die doch zunächst sie besorgt machen und beschäftigen mußte. Denn neben ihr lag fieberkrank und hülfebedürftig ihr einziges Kind, das ein Mörder sein sollte. Im Zimmer blieb es still, bis der Kranke ein lautes, schmerzhaftes Stöhnen ausstieß. Die alte Frau hatte dieß trotz ihrer Schwerhörigkeit vernommen. Sie stand langsam auf und trat an das Bett des Kranken heran. Dieser hatte sich nicht ermuntert, die Augen noch immer geschlossen, er schien zu schlafen. Die Frau konnte nichts thun, sie blieb aber vor dem Bette stehen und wendete kein Auge von dem Kranken ab. In diesem Blicke lag Alles, was die Frau fühlte: Mutterliebe und Entsagung. Bald darauf faltete sie ihre Hände zum Gebet, sie hob dieselben hoch bis über den Kopf und sagte dann laut: „Herr Gott, Du Helfer in aller Noth, nimm mein Kind zu Dir, laß ihn nicht wieder gesund werden, laß ihn dem Gericht nicht in die Hände fallen. Er ist ein großer Sünder, er hat auch den Tod des Vaters verschuldet; darum strafe Du und nimm ihn zu Dir hinauf."

Der Kranke mußte die letzten Worte gehört und verstanden haben; er zuckte zusammen. Die Frau sah und bemerkte das aber nicht, sie hatte während des Sprechens die Augen von dem Kranken weggewendet, sie hatte sie hoch gerichtet, als ob sie dort ein sichtbares Zeichen für die Gewährung dieser Bitte erwarte. Als sie später ihren Blick dem Kranken wieder zuwendete, lag dieser wieder still und regungslos und schien noch immer fest zu schlafen. Es verging kein Tag, an welchem die Frau dieß Gebet nicht wiederholte. Dennoch war sie Tag und Nacht unermüdlich beschäftigt, den Tod abzuwenden, die Genesung herbeizuführen. Das Gebet fand auch keine Erhörung. Fritz Heise überstand die Krankheit, er genas, und hatte dieß zum großen Theile der rastlosen Pflege und Wartung der Mutter zu danken.

Kaum war sein Zustand so weit gebessert, daß er zusammenhängend sprechen und Auskunft geben konnte, so fand sich der Untersuchungsrichter in Lingenätz ein, um ihn zu verhören. Fritz Heise war schwach und matt, aber ruhig, und seine Reden, wenn auch häufig unterbrochen, doch klar und verständig. Er erklärte, daß er weder der Mörder, noch der Räuber sei, und gab über die entsetzliche That folgende Aufklärung:

„Ich traf," so erzählte er, „mit dem Fuhrmann zwischen vier und fünf Uhr Abends, etwa eine halbe Stunde hinter dem vor Hausen liegenden Walde zusammen. Auf mein Bitten gestattete er mir, mich auf den Wagen zu setzen. Das Pferd hatte schwer zu ziehen, es ging nur langsam vorwärts, und wir waren häufig genöthigt, herabzusteigen und neben dem Wagen zu gehen. Dabei mußte der Fuhrmann die größte Aufmerksamkeit auf den Weg haben, denn die Dunkelheit war so groß und das Schneewetter so arg, daß man die Hand kaum vor den Augen sehen konnte. Im Walde war dieß noch viel schlimmer, weil, wie der Fuhrmann sagte, sich zu beiden Seiten des Weges ein tiefer Graben hinzieht. Während der Fuhrmann hier das Pferd auf der linken Seite am Zügel führte, hielt ich mich auf der rechten Seite und mehr hinter dem Wagen, um mich dadurch einigermaßen vor dem Wetter zu schützen. So waren wir etwa eine Stunde vorwärts gekommen und mußten uns dem Ende des Waldes nähern, als der Wagen plötzlich stehen blieb. Das war zwar schon öfter geschehen, aber noch nie so mit einem Male. Ich hatte mich an dem Wagen festgehalten und bekam einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß ich Schmerzen empfand und rückwärts beinahe niedergefallen wäre. Ich trat nun vor, um nach der Veranlassung zu sehen. Da hörte ich, wie ich an der Stimme erkannte, den Fuhrmann schreien: ‚Was wollt ihr denn eigentlich? Laßt das Pferd los, oder ich . . .' Weiter war für mich nichts verständlich; der Fuhrmann schien zwar noch mehr zu schreien, doch kam das, was er schrie, nur noch in unartikulirten Lauten zum Vorschein, gerade so, als ob die Kehle ihm zugedrückt würde. Ich war inzwischen bis an die Vorderräder des Wagens vorgedrungen, und sah nun vor mir zwei Gestalten dicht neben einander, von welchen die eine der Fuhrmann sein mußte. Ich weiß das jedoch nicht genau, ich vermuthe das nur; denn sehen konnte ich nichts und gesprochen oder geschrieen wurde damals nicht mehr. Als ich das wahrnahm, dachte ich, daß der Fuhrmann angefallen sei und beraubt werden solle, und daß ich ihm helfen könne und helfen müsse. Wie ich das bewerkstelligen sollte, daran dachte ich in diesem Augenblicke nicht. Ich machte noch einige Schritte vorwärts, hatte das Hintertheil des Pferdes erreicht und war nur noch etwa vier Schritte von den beiden Gestalten entfernt, da nahm ich mei-

nen Stock hoch und schrie dabei aus Leibeskräften: ‚Fuhrmann halt' Dich, ich komme zu Hülfe!' Aber ehe ich zuschlagen oder auch nur noch einen Schritt vorwärts thun konnte, erhielt ich selbst einen Schlag auf den Kopf mit solcher Gewalt, daß ich nicht mehr sehen und hören, auch nicht mehr denken konnte. Ich hatte die Besinnung verloren, und bin daher außer Stande, anzugeben, was von da an mit mir und dem Fuhrmann geschehen ist. Als ich wieder zu mir kam, als ich aus der Betäubung erwachte, lag ich auf dem Wagen unter Schnee. Ich richtete mich mit unsäglicher Mühe etwas empor und rief: ‚Fuhrmann, Fuhrmann!' erhielt aber keine Antwort. Jetzt erst fiel mir auf, daß der Wagen sich nicht fortbewegte, daß er stille stand. Ich fühlte aber auch die heftigsten Schmerzen im Kopfe und einen Frost, welcher den ganzen Körper durchschüttelte, vermochte aber nicht klar zu denken, namentlich nicht mich an das zu erinnern, was vorher mit mir geschehen war; ich dachte nur daran, daß ich von dem Wagen herabsteigen müsse, um mich durch Gehen warm zu machen. Die Versuche, die ich machte, um auf die Füße zu kommen, waren lange Zeit erfolglos, da alle Glieder den Dienst versagten. Ich rief wiederholt nach dem Fuhrmann, der mir helfen sollte, erhielt jedoch niemals Antwort. Endlich suchte ich mit beiden Händen einen Stützpunkt auf dem Boden des Wagens. Ich fühlte

Böses zeugt Böses: Im Gefängniß. (S. 166.)

dabei einen heftigen Schmerz in meiner linken Hand, achtete darauf aber nicht, strengte vielmehr alle Kräfte an, mich aufzurichten. Als mir dieß nach unsäglichen Anstrengungen gelungen war, kroch ich auf Händen und Füßen über Kisten und Kasten in den vordern Theil des Wagens. Die Bewegungen, die ich dabei hatte machen müssen, hatten das Blut wieder in Umlauf gesetzt, ich konnte wenigstens Hände und Füße wieder gebrauchen und von dem Wagen herabsteigen. Um neue Kräfte zu sammeln, mußte ich mich einige Zeit am Wagen festhalten. Das Pferd stand ruhig, bewegungslos vor dem Wagen, aber kein Mensch ließ sich sehen und hören, ich war allein. Der Sturm wüthete fürchterlich und der ungeheure Schneefall machte die Nacht unheimlich, grausig. Meinen damaligen Zustand kann ich gar nicht beschreiben. Ich empfand entsetzliche Schmerzen im Kopfe und in der Hand, und im ganzen Körper eine Mattigkeit, daß ich mich kaum rühren, den Fuß kaum bewegen konnte. Dennoch fühlte ich die Nothwendigkeit, daß ich nicht bleiben dürfe, daß ich auf jeden Fall fortlaufen müsse, daß jedes Zögern, jedes längere Verweilen meinen Tod herbeiführen werde. Das Alles konnte ich denken, aber weiter reichten meine Gedanken nicht, namentlich nicht so weit, um erwägen zu können, in welcher Weise ich meine Rettung versuchen müsse, wenn sie gelingen sollte. Es war nicht Angst, auch

nicht Furcht, und noch viel weniger das Gefühl irgend einer Schuld, was mich forttrieb, es war ein Handeln ohne alle Ueberlegung, eine Thätigkeit ohne Bewußtsein. Ich bin auch nicht im Stande, zu erklären, wie lange und welchen Weg ich gegangen und wie ich in die Schenke zu Hausen gekommen bin; ich weiß auch nichts von dem, was ich dort erlebt habe; zum Bewußtsein kam ich erst am andern Morgen, als Rufen und Schreien mich ermuntert hatte. Erst in diesem Augenblicke übersah ich meine Lage. Der Fuhrmann war ermordet worden, ich war bei ihm gewesen, man konnte mich für den Mörder halten und mich festnehmen, und ich konnte meine Unschuld nicht beweisen. Diese Vorstellung versetzte mich in eine grenzenlose Angst; ich glaube wenigstens, daß es dieses Gefühl war, welches mich nicht im Bette liegen bleiben ließ, welches mich aus dem Hause hinaus und trotz Ermattung und namenloser Schmerzen in rastloser Eile fort und immer weiter fort trieb. Von dem Augenblicke, wo ich den Schlag auf den Kopf erhielt, bis vor wenigen Tagen, habe ich selten klar denken können; es war mir immer, als ob der Kopf eingezwängt sei wie in einem Schraubstock, als ob dieser fester und immer fester zugezogen würde, als ob das Gehirn aus seiner Einfriedung herausgedrängt werden sollte. Der fortwährende Druck hielt mich in einem ununterbrochenen traumähnlichen Zustande, der eben nur selten ein klares Bewußtsein aufkommen ließ. Ich kann deßhalb auch keine Auskunft geben, wie ich von Hausen fortgekommen bin, welche Orte ich passirt, wo ich verweilt habe und wer mich nach Lingenätz gebracht hat. Das Alles ist meinem Gedächtnisse gänzlich entschwunden, oder vielmehr, ich weiß davon nichts."

Diese Erzählung hatte nur wenig Lücken, aber auch diese mußten mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Erzählers augenblicklich unausgefüllt bleiben, da derselbe sich so vollständig erschöpft zeigte, daß er nicht weiter sprechen konnte. Wenige Tage später wurde Fritz Heise in das Gefängniß aufgenommen. Der Arzt hatte den Transport für ausführbar erachtet und das Gericht denselben beschleunigt, um in der Sache selbst gegen sämmtliche Beschuldigte gleichmäßig vorgehen zu können. Die alte Frau war nun ganz allein, aber sie war beruhigt und getröstet, weil sie den Worten ihres Kindes vertraute und zuversichtlich an die Ausmittlung seiner Unschuld glaubte.

Der Schneider Krone befand sich noch immer in einem unzurechnungsfähigen Zustande. In den ersten Tagen nach dem Ausbruche seiner Krankheit zeigte er einen ungewöhnlich regen Appetit, für alles Andere aber auch nicht die geringste Theilnahme. In der Nacht zwischen dem achten und neunten Tage änderte sich dieser Zustand. Er hatte in dieser einen Nacht die vier Wände seines Gefängnisses vollständig bemalt, und zwar mit Schmutz. In der darauffolgenden Nacht hatte er seine Lagerdecke in einen Rock umgearbeitet und sich damit bekleidet. Diese Thätigkeit erregte Bedenken für die persönliche Sicherheit des Krone, weil nicht ermittelt werden konnte, in welcher Weise das Zerschneiden und Zusammenheften bewerkstelligt war. Man nahm an, daß er sich in den Besitz irgend eines schneidenden Instruments gesetzt und dieß verborgen habe, und daß er sich am Ende damit Schaden zufügen könne. Krone selbst gab darüber wie überhaupt keine Auskunft, und die Nachsuchungen im Gefängnisse blieben ohne allen Erfolg. Es war daher nichts übrig geblieben, als Krone unter spezielle Beaufsichtigung zu stellen, ihm einen Wächter beizugeben. Von da an waren zwar keine Extravaganzen, aber auch sonst keine Spuren irgend einer Geistesthätigkeit bemerkt worden. Krone verhielt sich Tag und Nacht ruhig, ohne eigentlich Ruhe zu finden, da er nur sehr selten, und dann auch stets nur kurze Zeit schlief.

Auch in dem Benehmen des Lob Dathe war keine Veränderung eingetreten. Derselbe behauptete nach wie vor seine Unschuld. Von der bei der Leiche des Friede Topf gefundenen Branntweinflasche wollte er nichts wissen, erklärte aber doch, als diese ihm vorgezeigt wurde, daß er „vor Jahren" eine ähnliche Flasche besessen habe, daß diese jedoch längst zerbrochen sei, daß er auch über den Verbleib der einzelnen Stücke keine Auskunft geben könne.

Es war dieß die erste Erklärung, welche Lob Dathe zu Widersprüchen führte. Die vernommenen Zeugen hatten bereits ausgesagt und beeidigt, daß derselbe im November des vorigen Jahres — also nur wenige Wochen vor der Verübung des Verbrechens — noch im Besitze der Flasche gewesen sei. Als ihm dieß vorgehalten wurde, beging er eine andere Unvorsichtigkeit. Er sagte: „Na, so was lebt doch nicht; meine Flasche ist ja schon seit ein paar Jahren entzwei; die Leute haben gelogen, sie sagen mir das aus Haß nach." Und als er gefragt wurde: „woher dieser Haß sich schreibe?" da konnte er das Vorhandensein dieser Leidenschaft nicht wahrscheinlich machen, die Entstehung nicht erklären. Lob Dathe hatte sich dadurch viel geschadet.

Fritz Heise versicherte bei seinem zweiten Verhör, daß er überall die Wahrheit angegeben habe, und daß er nichts mehr wisse, seiner Aussage nichts hinzufügen könne. „Aber," fragte der Untersuchungsrichter, „wie erklären Sie die Verletzung am Kopfe? Sie müssen doch zugeben, daß die Haare durch den Schlag, den Sie erhalten haben wollen, unmöglich herausgerissen sein können." — „Ich kann," erwiederte Heise freimüthig, „mit Bestimmtheit darüber nichts sagen. Wie ich schon angegeben, reichen meine Erinnerungen zuverlässig nur bis zu dem Augenblicke, wo ich den Schlag auf den Kopf erhielt. Mir ist indeß so, als ob ich durch einen äußerst empfindlichen Schmerz am Kopfe auf einen Moment aus dem Zustande der Betäubung gerissen sei, als ob ich in diesem Momente versucht hätte, die Augen zu öffnen und dabei in ein helles, blendendes Licht und in das Gesicht eines Mannes gesehen hätte, der sich zu mir herabbeugte. Ich muß aber bemerken, daß mir dieß nur ganz dunkel vorschwebt, daß ich nicht weiß, ob ich diese Wahrnehmung in Wirklichkeit gemacht habe." — „Und," fuhr der Untersuchungsrichter im Verhör fort, „die Verletzung an der Hand, wie erklären Sie dieß?" — „Als ich mich auf dem Wagen aufrichtete und dabei beide Arme als Stützen gebrauchte, muß die linke Hand in ein schneidendes Instrument gegriffen haben; ich fühlte einen stechenden Schmerz, beachtete das aber nicht, weil ich auf die Füße kommen wollte, und dieß nicht anders erreichen konnte." — „Wie," fragte der Untersuchungsrichter, „sind Sie zu dem Stock gekommen?" — „Das weiß ich nicht. Ist mir derselbe entfallen gewesen, so muß ich ihn auf dem Wagen vielleicht zufällig wieder in die Hand bekommen und dann festgehalten haben." — „Der Ermordete," versetzte der Untersuchungsrichter, „hielt in der linken Hand Haare, welche genau zu Ihrem Kopfhaar passen. Was haben Sie darauf zu sagen?" — „Darauf kann ich nichts erwiedern. Ich bin mit dem Fuhrmann meines Wissens in kein Handgemenge gekommen, er kann mir kein Haar ausgerissen haben." — „Ist Ihnen" — der Untersuchungsrichter wies das bei Friede Topf gefundene Tuch vor — „dieß Tuch bekannt?" — „Ja wohl," rief Heise, „das Tuch gehört mir; es ist ein Geschenk meines Meisters; ich hatte dasselbe um den Hals gewunden, um mich warm zu halten." — „Das Tuch ist blutig. Können Sie angeben, wie das entstanden ist?" — „Nein, das kann ich nicht. Bis dahin, wo ich den Schlag auf den Kopf erhielt, war dasselbe rein; das Blut muß daher erst später an das Tuch gekommen sein." — „In Hausen ist bei Ihnen eine Geldkatze gesehen worden. Wo ist diese geblieben?" — „Ich weiß davon nichts." — „Nach Ihrer Flucht aus der Schenke zu Hausen wurde ein Rumfläschchen, das auf dem Tische vor Ihrem Bette stehen geblieben war, vermißt. Sie haben dasselbe mitgenommen?" — „Nein, das kann nicht sein, ich weiß davon nichts." — „Das ist durchaus nicht wahrscheinlich, Sie halten hier offenbar mit der Wahrheit zurück." — „Ich muß dennoch dabei stehen bleiben, daß ich weder von einer Geldkatze, noch von einem

Rumfläschchen etwas weiß. Ich müßte Beides im bewußtlosen Zustande mit fortgenommen und später verloren haben. Es ist ja aber auch möglich, daß ein Anderer die Sachen fortgenommen hat, ehe darnach gesucht worden ist."

An diese Erklärung knüpften sich noch eine Menge andere Vorhaltungen, welche indeß ohne Erfolg blieben, da Heise mit der größten Entschiedenheit erklärte, daß er überall die reine Wahrheit gesagt habe, und daß er dieß vor Gott verantworten könne.

X.

Es kommt nicht selten vor, daß die verwickeltsten Kriminalfälle durch reine Zufälligkeiten sich unerwartet schnell aufklären. In der vorliegenden Sache war es so. Der Schluß des vorigen Abschnitts ließ durchaus kein Ende absehen, und gestattete ebensowenig eine Folgerung in Bezug auf die Schuldfrage.

Verdächtig waren vier Personen. Davon war die eine bereits todt und die zweite in Stumpfsinn verfallen; es blieben daher nur noch zwei Personen übrig, mit welchen verhandelt werden konnte. Diese Beiden läugneten die That und behaupteten, völlig unschuldig zu sein. Die gegen sie sprechenden Verdachtsmomente waren von ungleicher Stärke, aber auch die minder schweren Umstände, welche bisher hatten festgestellt werden können, begründeten mindestens die Annahme für eine Betheiligung an dem Verbrechen.

Fritz Heise war unzweifelhaft am meisten belastet. Gegen ihn sprach seine Gemeinschaft mit dem Ermordeten kurz vor dessen Tode, seine Anwesenheit am Orte der That, die Verletzungen, die er an sich gehabt und sein äußerst auffälliges Verhalten in der Schenke zu Hausen, also unmittelbar nach der Zeit, in welcher das Verbrechen verübt war. Sein Geständniß — wenn man seine Erzählung so bezeichnen darf — hatte keinen großen Werth. Er hatte im Ganzen nur zugegeben, was er für die Dauer nicht in Abrede stellen konnte. Und für die Behauptungen, die er aufgestellt hatte, fehlte jeder Beweis, mithin alle Unterstützung. Man konnte also seine Schuld kaum noch zweifelhaft finden.

Weniger gewichtig waren die Umstände, welche die Thäterschaft des Lob Dathe nachweisen sollten. Diese hatten nur Bezug auf die Aneignung von Sachen, welche der Ermordete in Besitz gehabt, und stellten nicht einmal fest, ob die Aneignung vor oder nach dem Tode des alten Johann stattgefunden hatte. Die Sache war nicht aufgeklärt und konnte auch allem Anschein nach nicht aufgeklärt werden, da das vorhandene Material verarbeitet war. Der Untersuchungsrichter hatte bereits das Schlußverhör der Angeschuldigten vorbereitet, als ihm eine Anzeige zuging, welche noch eine fünfte Person in diese Untersuchung verwickelte, zugleich aber in einem Punkte das in der Sache herrschende Dunkel aufklärte.

Der Wirth in der Schenke zu Hausen war bestohlen worden, und der Verdacht auf einen seiner Dienstboten gefallen. Man hatte dessen Sachen durchsucht und unter denselben die Geldkatze und das Rumfläschchen gefunden. Nach verschiedenen Ausflüchten hatte Karl Aster — so hieß der Dieb — zugestanden, daß er Beides am Sylvesterabend aus der Stube des Fremden, welcher fest eingeschlafen gewesen sei, geholt habe.

Dieß Geständniß wiederholte Karl Aster vor Gericht; er bemerkte aber auf besonderes Befragen, daß in der Geldkatze sich kein Geld befunden habe, daß dieselbe mit Schrotkörnern gefüllt gewesen sei, und daß diese Schrotkörner in seiner Lade sich noch vorfinden müßten. Bei einer späteren Nachsuchung wurden diese Schrotkörner auch wirklich gefunden und gleichzeitig festgestellt, daß in dem Bett, in welchem Fritz Heise in der Sylvesternacht geschlafen hatte, ebenfalls Schrotkörner aufgefunden worden waren. Diese konnten zwar nicht vorgelegt werden, es wurde aber versichert, daß sie eben so groß gewesen seien als diejenigen, welche Aster bei sich gehabt hatte.

Die scheinbar unglaublichen Angaben, welche Fritz Heise über die Geldkatze und das Rumfläschchen gemacht hatte, waren dadurch bestätigt worden. Das sollte bald darauf in einigen viel unwahrscheinlicheren Punkten geschehen.

Die beiden Hauptbeschuldigten hatten sich noch nicht gegenüber gestanden. Eines Tages wurde Fritz Heise zum Verhör in die Gerichtsstube geführt, als Lob Dathe eben im Begriff war dieselbe zu verlassen. Kaum hatte der Erstere den Letzteren erblickt, so schrie er, indem er drohend die Hand ausstreckte: „Das ist das Gesicht — das ist der Mörder — das ist der Mensch, der auch mich hat todtschlagen wollen, der mich und meine armen, alten Eltern unglücklich gemacht hat." In diesen Worten lag eine unwiderlegbare Ueberzeugung, eine unbeugsame Festigkeit, ein kalter, durchdringender Ernst. Alles dieß zusammen äußerte eine erstaunliche Wirkung.

Lob Dathe, der noch kurz vorher frech und trotzig sich gezeigt hatte, vermochte kein Auge aufzuheben, kein Wort zu erwiedern. Er stand da wie vom Blitze getroffen: verwirrt, scheu, zagend. — „Läugnest Du noch?" schrie Fritz Heise, indem er Lob Dathe einige Schritte näher trat, mit noch stärkerer, mit noch drohenderer Stimme, „dann wird Dich Gottes Zorn treffen, dann wirst Du Qualen erleiden müssen, wie sie kein Mensch erdenken kann!" Und als Lob Dathe auch hierauf nichts erwiederte, sprang Fritz Heise, noch ehe dieß Jemand hindern konnte, auf ihn zu, ergriff ihn beim Haar, warf ihn mit übermenschlicher Kraft rückwärts nieder und schrie dabei mit einer markdurchdringenden, mit einer Löwenstimme: „So hast Du mich niedergeworfen — so hast Du mir die Haare ausgerissen — so hast Du mir in das Gesicht gesehen! — Sprich, sprich! daß ich wahr rede, daß ich nicht lüge!" Und kaum war das letzte Wort verklungen, so hörte man: „Ja, ja, so ist es gewesen!"

Lob Dathe hatte dieß gesagt, oder vielmehr gewaltsam herausgepreßt, und Fritz Heise dieß kaum gehört, als er neben dem Mörder niederfiel auf seine Kniee und die Hände faltend jubelnd rief: „Hörst Du es, mein Vater? ich bin kein Mörder! Die Mutter darf nicht wieder sagen, daß ich Deinen Tod verschuldet habe; ich bin schuldlos!"

Der ungeheuern Aufregung, in welcher Fritz Heise sich befunden hatte, folgte eine ebenso große Entkräftung; es war, als ob dieser furchtbar ergreifende Vorfall alle Kräfte vollständig aufgezehrt habe und dem Affekt eine allgemeine Erschlaffung gefolgt sei. Der Untersuchungsrichter ließ den unglücklichen jungen Mann zurückführen und beschäftigte sich mit Lob Dathe. Dieser legte ein umfassendes, und wie es den Anschein hatte, auch reumüthiges Geständniß ab. Er erzählte, daß er zuerst nur die Absicht gehabt habe, dem alten Johann Sachen fortzunehmen, daß Friede Topf dabei das Pferd habe aufhalten sollen, daß der Widerstand, den Johann geleistet, ihn aber bestimmt habe, Johann beiseite zu schaffen, daß er in dieser Absicht den Wagen umgangen habe und dabei auf Fritz Heise gestoßen sei, daß er zuerst diesen und dann den Johann niedergeschlagen, Beide mit Hülfe des Friede Topf auf den Wagen gehoben und diesen dann noch ein großes Stück Wegs fortgefahren habe. Auf Zureden des Friede Topf habe er den Wagen stehen lassen, dem Johann und dem jungen Manne alles Geld und alle Papiere abgenommen und sich und Friede Topf mit so vielen Packeten beladen, als Jeder habe tragen können. Er habe den jungen Mann und den Johann für todt gehalten, Beide in den hintern Theil des Wagens geworfen, dem jungen Manne die Geldkatze des Johann umgeschnallt, und diesem die dem Ersteren ausgerissenen Haare und ein ihm gehöriges Messer in die bereits geschlossenen Hände gesteckt. Es habe dadurch den Anschein gewinnen sollen, als ob Beide im Streite sich gegenseitig umgebracht hätten. Er erzählte ferner auch, wie Friede Topf seinen Tod gefunden, wie er vor Anbruch des Tages ein Packet in den Hof des Schneiders Krone geworfen, und endlich wo und wie er den größten Theil der gestohlenen Sachen verborgen habe.

Heise und Krone wurden nach diesem Geständnisse sofort freigelassen, der Letztere unter Aufsicht seinen Angehörigen zugeführt. Beide fanden in ihrer Heimat eine allgemeine Theilnahme. Diese und die liebevollen Bemühungen seiner Frau und Kinder rissen den Krone nach und nach aus dem dumpfen Hinbrüten, und noch war das Jahr, das für ihn so traurig begonnen hatte, nicht zu Ende, so arbeitete er zur Freude seiner Familie wieder rüstig mit der Nadel wie früher in seinen gesunden Tagen.

Fritz Heise wollte nur seine Mutter sehen, und dann seinen Geburtsort für immer verlassen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Seit seiner Rückkehr waren bereits acht Tage verflossen, und Fritz Heise hatte noch nicht wieder an das Fortgehen gedacht. Und was hielt ihn zurück? Es war die Liebe zu dem Mädchen, die ihn verrathen, die ihm dieß unter Thränen gestanden, die seine Verzeihung erflehte und dafür sich ihm für das ganze Leben verlobt hatte. Der reiche Ortsschulze hatte erst ein „saures" Gesicht gemacht, sich aber bald gefügt, weil er der Meinung war, daß er gegen Fritz Heise gefehlt, und daher viel gut zu machen habe.

Böses zeugt Böses: Die Entdeckung. (S. 167.)

Am Sylvester in demselben Jahre wurde in dem schönen Schulzengute der Polterabend und am Neujahrstage die Hochzeit gefeiert.

Karl Aster war mit drei Monaten Gefängniß gestraft worden.

Und Lob Dathe? Der hatte an Gottes Barmherzigkeit gezweifelt, der hatte seine Sünde für größer gehalten, als daß sie ihm hätte vergeben werden können. Er ist eines schrecklichen Todes gestorben. Mit einem Glasscherben, den er aus einer vorher zerbrochenen Fensterscheibe genommen, hat er sich im Gefängnisse von der Brust ab den Leib aufgerissen. Die ärztlichen Bemühungen hatten keinen Erfolg; am dritten Tage erst, nachdem er die qualvollsten Schmerzen erduldet hatte, machte der Tod seinen Leiden ein Ende.

Lob Dathe hatte viel Böses auf seinem Gewissen, viel mehr als er beabsichtigt und gewollt hatte. Das aber ist es ja eben, daß das Böse immer wieder neues Böse erzeugt.

Sturm und Runsen im Hochgebirge.

Von

H. Szadrowsky.

Mitten hinein in den Aufruhr der Elemente führen wir heute unsere Leser. Wir sind im Hochgebirge. Entfesselt brausen die Stürme über die schöne Welt. Die Bilder der

Ein Sturm im Berner Oberland.

Digitized by Google

Freude, des Friedens sind verwischt, der harmonische Klang der Heerdenglocken ist verstummt, nur schrilles Getön mischt sich in die dumpfen kurzen Schläge des Donners. Die Heerden fliehen. Heulend klagt der Sturm. In verworrenen Schaaren peitscht der Wind die dunklen Wolken in schweren Zügen um die Felsenspitzen. Leichteres Gewölk huscht eiligst über die Gräte und verliert sich züngelnd in den schwarzen Massen. Der großartige Hochgebirgszug ist in die unheildrohende Dunkelheit eines schweren Gewitters gehüllt. Rauschend fällt der Regen nieder auf das nackte Gestein. Seine gesammelten Massen wälzen sich als Fluten herab in die Bergwiesen und zu den menschlichen Wohnungen. Alle Bande der Ordnung und Gewohnheit bei Menschen und Heerden sind gelöst, Jedes sucht nach seiner Weise Rettung vor dem Ungeheuer: Wasserflut. Schon sind die Wiesen bedeckt, die Hütten bedroht.

Ueberblicken wir die grausige Szene. Sommerliche Ruhe lag über Berg und Thal. Sorglos überließen die Hirten die zahlreichen Viehherden dem eigenen Willen, und diese zogen in jenen langen, weit ausgedehnten Reihen, die einen so wohlthuenden malerischen Anblick im Hochgebirge gewähren, über die vielfach abgestuften Weideplätze bis hoch hinauf zur Grenze des Graswuchses, an den Saum des nackten Gesteins, des Todes der Vegetation. Hoheitsvolle Ruhe lag über dem grandiosen Aufbau der Alpenwelt.

„Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklemmenheit;
Eilig kommen sie herangefahren,
Haben sich in angstverworr'nen Schaaren
Um die stumme Schläferin geschaart."

Sturm — schauerlich schöne, verhängnißvolle Naturerscheinung, überall, wo sie sich zeigt, einen andern Charakter tragend — im Tieflande, auf dem Meere, in der Hochgebirgswelt. Wenn die Odyssee schildert vom Meersturm: „Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der sausende Westwind, auch hellwehender Nord, und wälzt' unermeßliche Wogen," so steht diesem Bilde das Bild eines Sturmes im Hochgebirge am nächsten. Auch hier „gedrängt die Orkane rings mit Orkanen im Kampf".

Ein Gewittersturm im Hochgebirge bietet ein ergreifendes Schauspiel. Schon die Raumverhältnisse steigern die tonliche Macht des Donners, und die vielen Schluchten und Felsenrisse, die kolossalen Wände nehmen den Sturmwind so sehr gefangen, daß seine Aeußerung nur wuthähnlich sein kann. Das ist ein Pfeifen und Sausen, ein schrilles Getön, ein Heulen und Aechzen des Windes aus jedem Winkel hervor, eine gräßliche Sturmesmusik in der verschiedensten Klanghöhe und Tiefe, bis zur entfesselten Tonmasse, die an Macht und erschreckender Stärke dem Donnerrollen gleicht. Von den Felsenspitzen und Wänden herab dröhnt fortwährend das unheimliche Gepolter der durch den Sturmwind geschleuderten Felsblöcke und Steine, es rauschen die stürzenden Wildbäche, fluten die Runsen, jene schrecklichen Bergbäche, deren verderbliche Bestandtheile, Schlamm und Geröll, in ihrem Laufe Alles bedecken und verwüsten, Alles mit sich reißen, was im Gebiete ihres unheilvollen Zuges sich befindet, Felsen, Bäume, Alpwiesen, Hütten, und Menschen und Thiere, wenn diese nicht mehr Zeit zur Rettung durch die Flucht fanden. In das bange Treiben der Natur zucken die Blitze in starken elektrischen Entladungen, und fahren die Donnerwellen hinein mit furchtbaren Schlägen, grollend fortzüngelnd an den Wänden, in alle Schluchten und Winkel, immer wieder schrill oder dumpf aufschreiend, wenn eine enge Spalte, eine Schlucht die Schallwellen aufgefangen und in sich zerschellen ließ. Das ist eine markerschütternde Naturmusik, bei der Menschen und Thiere zittern.

Und die Umgebung? Eine furchtbare Hand hat hier gezeichnet. Rauschend stürzen von den Höhen die Wasser nieder. Sie haben sich neue Rinnsale gesucht und kennzeichnen ihren Lauf durch eine gräßliche Verwüstung. In den Mulden der tieferen Lagen, in den Hochebenen haben sie sich gesammelt zum Schrecken der Bewohner. Schon haben sie Brücken gebrochen, Hütten überflutet, andere hinweggerissen. Immer höher durch neue Zuflüsse wälzt sich die Flut einher, rechts und links durchbrechend und neue Ströme bildend. Im strömenden Regen eilen die Hirten den zerstreuten Heerden nach, deren einzelne Stücke zitternd unter einer Wettertanne Schutz suchten. Andere hat der Blitz erschlagen, wieder andere wurden von den Schrecken des Sturmes wüthend hinabgetrieben — — manches Stück der Heerde stürzte in der Tollheit über die Felsen. Unten liegt der zerbrochene Leib. Die sich um den Hirten gesammelt, folgen lenksam seiner Stimme. Er führt sie zu den Ställen oder Gaden, dort erwarten sie enggeschlossen und angsterfüllt das Ende des Sturmes. Droben im Bergkirchlein tönt das Glöcklein hell hinein in das dumpfe Brausen des Aufruhrs. Die alte Sitte hält fest an der Uebung, während des Gewitters die Glocke zu läuten. Für Manchen ist's das Sterbeglöcklein.

Wenn die Sonne wieder scheint über Berg und Thal, ist manche Freude dahin. Diese oder jene schöne Alp ist überschwemmt, wohl für immer. Vielleicht bescheint auch die Sonne das zerrissene, nasse Antlitz eines theuren Todten, den die Sennen unten in der Schlucht aufgefangen und zur Hütte gebracht haben. Dann ist für lange Zeit die Freude von der Alp verschwunden.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von **August Silberstein.**

(Fortsetzung.)

20.

Ein Anhalten.

Das Menschenherz ist gleich, ist sich überall gleich. Ob es um Königreiche sich sorgt und grämt; ob es Schlachten schlägt, die ein Reich gewinnen oder verlieren können; ob es für die höchsten Werthe Prachtgebäude bauen oder zerstören mag; ob es für sich allein armselig dahin geht, um für des Leibes kümmerliche Nothdurft zu sorgen, eines Tages Sättigung oder Entbehrung zu bestehen hat — das Menschenherz ist gleich, überall gleich.

Der Eine erkämpft seinen Willen mit Tausenden und Hunderttausenden von Leibern, der Andere mit Schätzen, der Dritte mit seiner Hände raffender Kraft, mit seines Hirnes und armen Herzens rastlosem Leben. Die Geschichte eines Herzens ist dem fühlenden Herzen gleich; ob es sich sonnt auf der lichten Höhe, ob es sich fortschleppt in der düsteren Tiefe der Schichtungen: reicher an Liebe und Schmerz ist keines, keines — es gehört einem Menschen.

Und ob der Hallodri aus einem Hüttlein kroch, seine Axt über die Schulter gelegt und in den tiefen Wald zum Holzschlagen gehend, — ob Leni, im ärmlichen Kleide erst die dumpfe Luft der Erdhütte mit dem frischen Waldhauche vertauschen mußte, — zwei Menschenherzen voll Lust und Leid der lichtesten Höhe, der düstersten Tiefe.

Greger ging es so recht im Sinne herum, ihm füllte es nun so ganz das Gemüth aus, wie er doch etwas für sein Weib thun müßte und sollte. Wohin soll's denn hinaus, wenn er da in der elenden Hütte auf ärmlichstem Lager sie das Leben verbringen lasse? Wenn er mit ihr warten wolle, bis sie Beide soviel erspart hätten, um eine neue Hütte zu bauen, so könnte er fast ebenso gut warten, bis sie ihn unter die Erde, in das letzte Hüttlein bringen. Er wollte ihr helfen, aber wie? wie?

Gestern erst, da fuhr der Schelmbauer auf einem Wägelchen vorbei mit zwei Braunen, die er ausgemästet hatte und die er bloß „einfuhr", weil er sie nächster Tage auf dem Markte verkaufen wollte. Der Weißenberger, ein anderer

reicher Bauer, saß neben ihm, und sie hielten schier oder fuhren so langsam vor der Abbrandlerhütte vorbei, daß die Pferde eine Weile kaum merkbar von der Stelle kamen. Den Greger, der gerade hinter einer Mauer war, den sahen sie nicht. Er rührte sich auch nicht gleich, weil er denken konnte, wenn Einer da Betrachtungen anstelle, so seien sie wohl nicht so erfreulich für ihn, um sie gar noch etwa zu hören. Sehen konnte der Greger die Beiden schon, wenn er Kopf und Augen vorsichtig nützte. Da sagte der Eingardbauer, indem er mit der Peitsche auf den Erd- und Ballenhausen hinüberwies, welcher eine Wohnung war: „Schau' einmal das Gfrett (Mühselige, Schlechte) an! Sollte man's glauben, daß Leute drin leben und wohnen? Ihm geschieht recht, dem alten Hallodri, dem Hauptlump! Aber um sie is mir leid, um sie! Ich hab' ihr's angeboten, sie soll zu mir in Dienst gehen und ihn laufen lassen. Er verdirbt mit. Oder verdirbt er, na, so gebührt's ihm! Aber sie mag nit. Was läg' mir daran, und ich ließ ihnen aus meiner Sägmühl' die Bretter holen und all' das ander Zeug fänd' sich auch noch. Auf's Abzahlen oder auf Zins. Aber für ihn? daß er's wieder versauft, verspielt, verzündelt? — Sie is ein lieb's und gut's und brav's Weib. Aber wenn sie mit dem Hallodri leben mag, na, so soll sie's halt tragen und erleiden, ich will von nix wissen. Sie wird's zu spät bereuen, bis sie auf den Laden kommt." So sagte der Bauer, und der Andere gab ihm recht. Dann zog er am Zügel, sagte dem „Handigen" eine Mahnung, und fort ging's wieder in die Weite.

Greger kam hervor und sah ihnen nach; er hatte ein Recht verloren, dagegen ein Wort zu reden. Und als er eine Weile so stand, da kam der Nagelschmied gegangen, seinen Nagelkram auf dem Rücken. „Na, Greger, mit Dir is nix! Von mir kannst nix brauchen! Könntest schon! Aber wo kein Eisen is (und dabei wetzte er die Finger wie zum Geldzählen), da gibt's keine Nägel. Hast vielleicht g'hört, was die Zwei über Dich g'sagt haben? Wenn sie Dir's auf ein Zetterl schreiben thäten, möch'st dieß auch nit in's Betbüchl legen! Schau', der Schelmbauer is ja ein Freund von Dir g'wesen, der könnt' Dir leicht helfen. Zum nächsten Markt verkauft er die Bräunl, das gibt ein Geldl — da könnt' er Dir schon so ein Anbandldrum (Gründungskapital) für a neue Hütten geben. Schau', daß Du ihn d'ran kriegst. Nach'm Markt trifft ihn Abends beim Wirthshaus, da wär' 'was z'machen! Da gäb's Nägel! Ih wüßt Dir 'was! Aber Du! . . ." Der Nagelschmied pfiff sich ein Liedlein, steckte die Hände in seinen Muff, den er vorne hängen hatte, und ging seiner Wege. Von der Ferne nickte er noch einmal mit dem Kopfe zurück und verschwand.

Dem Greger ging das Gehörte und Gesehene nicht aus dem Sinn. Ja, wie wär's, wenn er vor dem Schelmbauer alles G'schämige (Schamhafte) abthäte? Wenn er ihn am nächsten Markttage wirklich abwartete und ihn bäte. Er hat ja schon einmal Hand geboten zur Gutthat und Aushülf'! Ein guter Kerl war er, es war das besonders seine Weise, wenn er bei guter Laune und bei Geld! So könnte, trotz Allem, noch etwas und gerade zu der rechten Zeit mit ihm zu machen sein! — In den Hof wollte er, der Greger, nicht gehen, da träfe er die Bäuerin und Knecht', und er käme zu nichts, weil ihn diese Alle, wie der Bauer selbst, gar nicht in die Thüre ließen.

Greger sagte sich, er habe ja schon lange im Sinn, etwas für sein armes Weib zu thun. Da, in der elenden Hütte, könne sie wirklich krank werden und auf den Laden kommen. Es käm' nun darauf an, recht beherzt das Schamhütl' abzuziehen und zu bitten, und das Wort so recht, recht einzulegen. Er wollte den Bauer auch überzeugen, wie er's jetzt meine und halte, wie er gewiß ein gebranntes Kind sei . . . und es könne Alles noch gut werden. An dem Abend, wenn der Bauer vom Markte heimkomme und in's Wirthshaus wie gewöhnlich einspreche, oder vielmehr, wenn er davon weg in die Eingard heimgehe — da wäre, auf dem stillen, einsamen Wege dahin, die rechte Zeit und der rechte Ort dazu. Das übersann und übersann er.

Was sagte der Nagelschmied doch? frug er sich im Selbstgespräche. Schau', daß Du ihn dran kriegst! Und dabei hat er ein Griffzeichen mit der Hand gemacht. Da wär' 'was z'machen! Ih wüßt' Dir 'was, aber Du . . .! — Der Kerl hielt doch ihn, den Greger, nicht etwa im Ernste einer schlechten Handlung, eines Diebstahls, oder des noch Aergeren fähig? — So gesunken war er, der Greger, daß man ihm solche Niederträchtigkeit zumuthen, solche Verhöhnung scherzweise in's Gesicht sagen durfte? Und doch, und doch . . . sie sollten sehen, daß er sich wieder aus seinem Elend und aus Allem drum und dran herausarbeite.

21.

Verkauft und angefaßt.

Den nächsten Wochenmarkttag fuhr der Schelmbauer noch nicht mit den Pferden zum Verkaufe. Der „Handige" hatte sich das Gelenk unten an einem eisenbereiften Wassereimer angeschlagen. Greger erwartete wohl den rechten Tag und frug darum nach. Er hätte vielleicht früher sein über- und überdachtes Stücklein ausgeführt; aber der Bauer zeigte sich auch Abends nicht im Wirthshause; oder wenn er sich zeigte, so ging er mit Knechten und anderen Leuten den Heimweg. Ihn so allein und gerade nach dem gewinnreichen Handel zu haben, das war Greger's Sehnsucht.

Endlich war sogar der eigentliche Pferdemarkt — der Eingardhofer war auf dem Markte. Einige der Ortschaft freuten sich im Voraus desselben, denn das Aerar (der Staat) kaufte Pferde auf, und die Preise wuchsen wie die Schwämme rasch auf. Greger versicherte sich nochmals, der Bauer sei zu rechter Zeit mit den Braunen fort. Der Hans, den er am Wege traf, bestätigte es als ganz gewiß. Der Hans meinte auch, daß er viel Geld vom Markte heimbringen werde, und konnte Einen darauf schier lüstern machen, so sprach er von dem Gelde des Eingardhofer's.

Und so ging denn Greger Abends dem Wirthshause entgegen. Wie regte sich ihm das Herz unter dem alten Brustfleck! Den Weg war er oft und oft gegangen. Jauchzend schritt er ihn wohl schon hin und zurück, wenige Male betrübt; aber so wie heute pochte ihm das Herz noch niemals, niemals. Er sagte es sich, wie ein Weg aussehe, das komme darauf an, wie der innen aussehe, der den Weg geht. Das hatte er in letzter Zeit auf allerlei Stegen und Wegen bemerkt, und heute machte dieser ein besonderes Gesicht. Ja, er, der Greger, hatte auch etwas Besonderes vor, und so leicht kommt es Einem, der's nicht gewohnt ist, nicht an. Er hatte sich lange für etwas Besseres gehalten; er war trotz aller seiner lustigen Lüderlichkeit stolz auf sich gewesen, und konnte es als Ehrlicher, der wenigstens Niemandem ein Leids angethan und Niemand bedurfte, sein. Aber heute war es ganz etwas Anderes; heute sollte er sich erniedrigen, so tief wie noch nie. Und dann konnte dieß zu allem Ende auch noch fehlschlagen! Aber nein, nein — sagte er sich — es kann geschehen, es wird geschehen; nur Muth meinerseits! Wie der Bauer beschaffen ist, so kann er mir zuletzt doch nicht widerstehen. Es gilt, daß ich ihn beim Rechten packe und so ihn nicht lasse!

Immer mehr und mehr schlug ihm das Herz wieder, wenn er sich schon ein Weilchen beruhigt meinte, und namentlich je näher er kam. Er wollte wieder umkehren — es sei doch nicht das Rechte, meinte er. Aber nein — warf er sich abermals, sich festigend und mit Muth ein — um mein Leben geht es ja zuletzt doch nit! Erst, als er das Fenster des Wirthshauses vor sich hatte, stellte er den Entschluß unwiderruflich fest. Das Licht, die Scheiben und Wände, hinter denen er den Mann seiner Zukunft vermuthete, bannten ihn schier. In die Wirthsstube hineinzugehen und den rechten Augenblick erwarten, das wäre, aus vielerlei Gründen zur Störung, nicht gut gewesen — nach seiner Ansicht.

Er schlich sich daher leise, im Dunkeln, um das Haus ganz herum und steckte seinen Kopf zu einem Fensterlein oder dessen Rande vor, von dem er alle Ecken und jedes Winkelchen vollends übersehen konnte. Richtig, da saß der Schelmbauer, war vom Markte zurück und erzählte freudig hinter seinem hohen, blinkenden Stutzenglase von seinem guten Handel. Er war in bester Laune, erzählte frei aus, denn nur Dorfleute waren in der Stube, wie sie schlau Jene „im zweifärbigen Tuch“ auf die Höhe hinaufgebracht hatten, ehe sie sich's versahen, und wie beim Sonnenwirth auf Ja und Nein das abgemacht wurde und Alle einverstanden waren, als ob sie's schon lange schriftlich oder am Schnürchen gehabt hätten. Er lächelte selbstzufrieden und trank einen tüchtigen Schluck darauf. Der Eingardshofer sprach nur von Hunderten, und er bekannte, daß er noch vor einigen Tagen das Gespann gerne um ein Drittel billiger gegeben hätte.

Dem Greger zuckte es in der Brust recht auf — so war es recht! Je mehr der Bauer gewann, desto besser war's für ihn; er fühlte sich wohl, er konnte es kaum erwarten, daß der Bauer heimgehe und so der rechte, entscheidende Augenblick komme. So, so war etwas zu machen und Alles konnte gut ausgehen! Er hatte sich Beginn und Anhalten und Ende, Alles vorgesehen, und hoffte, es werde zu rechter Zeit nicht fehlen. Und die frostige Abendluft schüttelte schier den Aufgeregten, den voll Ungeduld Harrenden.

Endlich kam der Schelmbauer heraus — endlich ging er seinen Weg heimwärts und ganz glücklicherweise mutterseelenallein. Greger faßte sich fest zusammen. Er trat hinzu, noch von dem Scheine des weit in's Freie hinausleuchtenden Stubenlichtes getroffen — er rückte den Hut höflich und sagte mit bewegter Stimme: „Ich hätt' a Bitt'!“ — „Das kenn' ich schon!“ sagte ihm der Bauer barsch entgegen. „Aber da ij' nix z'machen! Ich will nix wissen von Dir! Und bleib' mir vom Leib!“ rief er schier mehr, als er es sprach, und hielt sich auch dabei noch ferner von Greger als vorher, gleichsam aus Scheu vor ihm. „Ein ordentlicher Mensch kommt bei Tag!“ rief er. „Bleib mir vom Leib und laß mich mein' Weg gehen!“ — Der Greger blieb einen Augenblick stehen — ihm verschlug es schier die Rede. Darauf war er nicht gefaßt. Also nicht einmal nahe durfte er mehr einem Menschen im Dunkeln kommen? Das war das Hinderniß für einen möglichen guten Ausgang? So weit war's mit ihm. Dann trat er noch einen Schritt vor und sagte niedergeschlagen: „Eingardhofer! . . .“ — Doch dieser schritt fest aus, und das war die zurückstoßendste Antwort. Der Raum zwischen ihnen war viel größer geworden. Greger blieb im Finstern stehen wie fest gewurzelt, wie in den Boden hineingedrückt. Der Eingardhofer ging seinen Weg weiter, weiter.

Eine Weile darauf ertönte es wie ein Schrei im Walde. Des andern Tages ging die Kunde durch die Gegend, der Bauer sei am Wasser beim Brücklein überfallen, bewältigt und ausgeraubt worden. Er war blutig vom Wehren und schmerzhaft am ganzen Leibe; aber er lebte, nur seine Baarschaft, die er bei sich trug, war ihm abgerungen.

22.

Die Zeit ist aus!

Im Erdhüttchen wohnten einige Zeit nach jenem Abende nicht mehr Zweie. Da lag die Leni allein und harrte und harrte, und wußte nicht, wo der Greger bleibe. Sie konnte kein Auge zudrücken, seufzte und schlief die lange, bange Nacht nicht. Bisher waren die engen Wände trotzdem so weit, so hoch und prächtig. Jetzt kamen sie ihr doch wie ein Sarg vor, wie die letzte Erdbehausung und Erdgrube — und sie hätte nur gewünscht, die Wände rückten ein Bischen enger zusammen, und Alles wäre aus und vorbei gewesen!

Als sie des andern Morgens in aller Frühe ausging, um nach dem alten Hallodri zu forschen, der wohl wieder ein neuer geworden sein mochte — da hörte sie erst da und dann dort die Kunde, Der habe in keinem der Wirthshäuser übernachtet, sondern fern, fern — im Kerker. Beim Holzschlagen im Walde seien die Gendarmen gekommen, haben ihm die Gewehre an die Brust gesetzt und gerufen: „Ergib Dich!“ Und er habe nicht den geringsten Versuch gemacht zu widerstehen; er war vor Schreck ganz erstarrt und muthlos, blaß und bleich sich ergebend. Sie haben ihm Ketten um die Hände geschlungen, ihm mit dem Ladstock die Schüsse im scharfgeladenen Rohre bewiesen — und dann „Marsch vorwärts!“ dorthin, woher er nicht vor zu langer Zeit gekommen.

Leni war nicht mehr das Weib eines Lumpen, nein, das eines Räubers, eines Straßenräubers! — O, die klugen Leute hatten es Alle vorausgesagt, daß es so kommen werde; sie wußten es seit lange, und jetzt war ihre Weisheit ganz zu Tage gelangt. Besser früher wie später! war nur der weise Zusatz. Der Krug bricht endlich; und jetzt war's aus, jetzt war man den Hallodri los, los wohl für alle Zeit.

Nur in ihr, in dem armen Weibe war eine Stimme, welche rief: „Nein, nein! die Worte der Leute sind Gift und Lüge und Verblendung!“ In der Brust der Leni wollte es zum Himmel aufschreien: „Der Greger war's nit, der Greger is unschuldig!“ Ja, wenn die Gerichte nur den Weibern kurz auf die Rede, auf einen plötzlichen Einfall und auf ihre Herzenssache zu glauben hätten, da wäre es bald mit dem Prozesse zu Ende gewesen. Aber die Gerichte nahmen es anders. Es war dargethan, der Greger hatte sich vorher wohl um des Bauers Fahren zu Markte erkundigt, hatte dem Bauer in der Finsterniß aufgepaßt, ihn da um Geld angegangen, ward da von ihm abgewiesen und dann im Wortwechsel als Lump beleidigt — wofür waren Ketten und Kerker, wenn nicht für solche Leute?

Die Gevatterin kam und bat das Weib um Gotteswillen, aus der Erdhütte herauszugehen und bei ihr zu wohnen; sie gebe ihr von Herzen gern, was sie nur selber habe. Sie führte sie endlich auch mit Bitten und Zureden „aus der Höhlen“, wie sie sagte, in ihre Hütte und Stube, die doch wenigstens für Menschen wohnlich. Für Leni hatte die Nothhütte keine Bedeutung mehr, sie war für Greger, für ihn mit ihr gemacht; jetzt war der Bau nur fürchterlich, und sie war nur eine Zeit in der schier wahnsinnigen Verzweiflung geblieben, die Hüttentrümmer werden über Nacht und im Sturm zusammenstürzen und sie begraben.

Der Bauer in der Eingard sagte, er sei überzeugt, „die gute Stund' von einem Weib“, die Leni, wisse kein Sterbenswörtl vom ganzen Raub und Anschlag, und wenn er selbst das beschwören müßte, er würde es beschwören. Er ließ ihr sogar eine Geldhülfe anbieten. Aber sie sagte: „Lieber Gift, als ein Stückl Brod, und lieber den Tod, als einen Pfennig aus seiner Hand. Kannst Du's beweisen, daß es der Greger war? Hast Du sein Gesicht gesehen, seine Stimm' gehört?“ frug sie ihn. — Der Bauer frug, ob er wohl hätte Licht machen und dem Räuber in's Gesicht sehen, oder ihn um seinen Taufschein fragen sollen? Uebrigens habe nicht er den Greger angeklagt, sagte er ferner, die Leute, das Gerede, das Gericht, welches aus Vorfällen schließe und Den, der's nit selber sagt, überzeugt. „Weißt ein' Andern? Hast Du vielleicht Ein' gesehen? Bring' ihn und mein Geld dazu!“ schloß er. — „Hat man das Geld beim Greger gefunden?“ frug Leni, und ihr Auge hing an den Lippen des Bauers, ihr Blick sog schier das Wort ein, ehe es kam. — Der Gefragte lachte bitter und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, die Alles über den nichtsbeweisenden Mangel an Beweis ausdrücken wollte und auch ausdrückte. Gerade, daß es der Greger war, ärgerte den Eingardhofer um so mehr.

Leni verhielt sich nach dieser Bewegung das Gesicht und weinte. Sie mußte mit Greger reden, sie mußte aus seinem Munde seine Schuld oder Unschuld hören. Sie mußte ihn besuchen und ihn aus ihrem Herzen wie ein Unkraut mit aller Strenge herausreißen und verwerfen, oder zum Him-

mel und zu den Richtern aufschreien: er ist unschuldig! — Aber diese ließen sie nicht zu dem Straßenräuber, dessen abgefeimter Blick und Wink doch zum Verständigen mit seinem Weibe führen konnte. Sie hätte mögen an's Gerichtsthor und an alle Kerkerthüren mit Fäusten pochen und sie sprengen: Laßt mich ihn sehen und euch die Wahrheit sagen! Sie hätte mögen, wie sie sich mit ihren Händen ein Hüttlein aufgebaut, mit diesen Armen und Fingern und Nägeln die dicken Kerkerwände rings um Greger einreißen und ausscharren, um zu seinem Anblicke und seiner Stimme zu gelangen. Aber die Thüren blieben von Eisen und die Mauern von Stein, und die Herzen und Köpfe blieben ebenfalls wie Eisen und Stein unerschüttert.

Wohl wurde von Greger versucht, den Nagelschmied in die Sache zu ziehen. Aber dieser bewies, daß allerdings zwischen ihnen vorher von des Bauers Geld so leichthin gesprochen wurde, und gerade also durch das zufällige Zusammentreffen, vielleicht durch ein unschuldig Spaßwort, der dem Bauer neidsüchtige Greger erst recht mit Vorbedacht gehandelt habe. Was ihn, den unbescholtenen Nagelschmied selbst betreffe, dafür waren, neben Allem, Xandl und Hans beschworene Zeugen, daß er mit ihnen um jene Zeit daheim

Hallebri! Ich bin unschuldig. (S. 173.)

saß, und die Nachbarn hatten alle um jene Zeit das Licht in den Fenstern gesehen. — Ja, das wäre vielleicht etwas Anderes als eine uralte Geschichte, daß nämlich ein Mensch, der schon mit den Gerichten zu thun hatte, Stein und Bein läugnet? Ja, nicht nur läugnet, sondern auch noch Andere, statt seiner hineinzubringen sucht? Die Brieftasche hatte man ja auch in dem Waldschlag gefunden, wo der Greger arbeitete.

Und der Verbrecher ward von dem Gerichte verworfen, gerichtet und verurtheilt. Da verlangte die arme Leni, nach Allem, ihr Weibsrecht, und da erhielt sie es, als Alles vorüber und unabänderlich war, ihn zu sehen. Wenn er vor Tausenden geläugnet, ihr sollte, ihr werde er gestehen. Und hätte er Allen gestanden und geschworen — in ihr Gesicht mußte er die Wahrheit reden! So sagte sie sich, das bildete sie sich so fest ein, daß sie gegen jeden Widersprechenden hätte ihr Leben zur Wette und zum Gewinn setzen mögen.

Und sie sah ihn. Blaß war er, abgezehrt, gebrochen, und um die mageren Hände und die Fußknöchel hatte er Eisen, schwere, schwere Eisen. Jetzt war er — so stieg es in seinem Innern in Leni's Gegenwart empor — vor dem höchsten irdischen, dem hochnothpeinlichsten Gerichte. Leni hatte recht, das zu glauben, wofür sie ihr Leben eingesetzt hätte. Und als er ihrer kaum ansichtig geworden, da warf er sich vor sie hin und umfaßte ihre Kniee. Schier wie Grabesstimme tönte die seine. „Leni, Leni! ich bin unschul-

dig, ich schwör's Dir bei Allem, was heilig ist, ich bin unschuldig!" Und seine Hände glitten matt von ihren Füßen ab, er kam mit dem Kopfe zum Boden. Mit der Stirne zur Erde gelegt, weinte er in sprachlosem Mannesschmerz und rief nur matt noch dazwischen: „ich bin unschuldig!" Aber die Kerkerdiener hatten nicht mehr und gar nicht zu beurtheilen, ja derlei schon oft und oft gehört.

Die große Wanduhr im Gange schlug und die Zeit war aus. Die Schlüssel rasselten, und Leni mußte hinweg von dem Manne, der in Eisen da blieb — Leni mußte hinaus und heim.

23.

Der eiserne Ring.

Im Wald stehen Bäume, sie haben Rinde und Zweige und oben singen Vögel darein; aber schlaget mit einer Axt auf diese Rinde — hui! es stäubt, es kracht, es bricht und stürzt das innen Morsche in tausend Trümmer! Und man sieht zuweilen auf dem Erdgrunde einen Hügel, man glaubt wie fest er stehe und welch' Gestein ihn bilde! Aber tretet mit dem Fuße auf seinen Giebel und er sinkt zusammen, ein Hohles, Nichtiges, Aufgeblähtes! Und wie dieser Maulwurfshügel und wie dieser morsche Baum, so schien für Leni die ganze Welt zu sein!

Diese Welt stand noch mit ihren Formen und Gestalten, dieser wurmzerfressene, staubzerbröckelte Rindenbaum, dieser hohle, zerkrümelte Maulwurfshaufen; — aber es mußte der Hieb und Schlag, der Sturm und der Donnertritt kommen, der das Alles einbricht, zerbröckelt und vernichtet! Es schien ihr, als müßte das jeden Augenblick kommen. Aber auf ihren Augen, auf ihrem Gehirne lag's wie ein schwerer, schwerer Druck, und es wollte ihr dünken, der erlösende Tag werde auch dieß heben — oder, was innen poche, bleiern und zuweilen schwellender sich breite, das werde ihr den knöchernen Kasten zersprengen, und dann werde Alles zu Ende, aber damit auch gut sein! Aber der morsche Rindenbaum brach nicht, der Maulwurfshügel stand und stand, die Welt ging ihren alten Weg, trotz alledem! Jawohl, als ob der ganze Himmel und die ganze Erde gar nichts Anderes zu thun hätten, als sich um ein paar arme Leute anzunehmen und zu kümmern, und um ihretwillen Sturm und Wetter zu machen!

Wenn das für einen Jeden so bereit wäre, was für ein Wetter müßte jeder Tag, jede Stunde, ja jede Minute und Sekunde haben? Zuweilen wär's wohl gut, wenn's von dort oben über ganze Länder und Strecken käme! Aber daß es nicht ist und da es nicht ist, schau' in dich, um dich und für dich! das ist auch gut! Und die Welt ging also ihren Weg, und selbst der Gehirnkasten, an dem das Blut des Weibes so wild pochte — der hielt fest aus! Ja manchesmal und allmälig wollte es ihr sogar scheinen, als zöge das gewisse Rieseln über dem Haupte so leise einen Eisenreif mit sich und nach sich her, umspanne den Kopf, fasse ihn fest ein und zusammen, daß er halte und noch stärker werde und Alles fest ertrage!

Hatte der Greger doch auch Eisenringe um Hand und Fuß, und vielleicht, so sagte sie sich, halten diese noch seinen Leib zusammen, daß er nicht in Schmerz und Verzweiflung auseinander zerfalle! Er könnte sich ja sonst nicht halten und könnte sich nicht tragen! Aber trüge er's — so müßte sie es auch und noch mehr. Und so, wie der Eisenring ihn an dem Gefängnisse halte, so möge ihr Eisenring ihn zu ihr selbst und mit ihr noch an dieser freien, offenen und großen Welt halten! Und so umfasse der Eisenring das Ganze, Ganze!

Und so trug sie's doch und so legte sie sich in diesem immer widerstandskräftiger werdenden Gehirne die Gedanken zurecht, und so überdachte sie das Gewordene und Kommende. Sie war die Einzige, die der Greger in der Welt noch hatte und Alles war er auch ihr! Er war schier der eine lahmgelegte Arm ihres Leibes, ihres gemeinsamen Lebens, der andere, der freie, war sie. An ihr war nun das Regen und Bewegen! Was jemals trennend, zwiespältig war — jetzt, im Unglücke, in der Hülfes- und Helfersnoth, war's vergessen!

Wer sollte in dieser Welt noch an Greger denken, was sollte diese ganze Welt von ihm wünschen? Ja, ein einziger Mensch, der Lipperl war noch da! Der arme Trottl ging und kam zu Leni und frug, ob der Greger noch nicht da sei? Das war der Einzige, der noch unterm Sonnenlicht, wie ein Wurm auf einem Grabe, sich regte. Aber was vermochte der? Er erinnerte die Leni wenigstens daran, daß der Greger einst mit der Hacke einen scharfen Hieb gethan, der eine Fessel durchschnitt, welche bald ein Leben gekostet hätte! Ja, es handelt sich oft nur um ein Einziges, Rechtes, einen Hieb und Schlag, ein Zugreifen!

Und als sie sich das Alles so bedachte, als ihr die Vergangenheit mehr und mehr in's Gedächtniß kam, da erinnerte sie sich gar wohl, wie sie zum Greger gesagt, wenn er sich auf die Andern verlassen wollte: „Greif' zu! pack' an! richt's aus! helf' Dir selber und der Herrgott wird schon dabei sein!" Ja, als ob der Greger selbst seine vom Eisenreife kalte Hand ihr, vom fernen Gefängnisse heraus, auf ihre heiße Stirne gelegt und sie gekühlt hätte, war's ihr! Sie zuckte fast im Schauer zusammen; aber die Kühlung war gut — Aug' und Blick erhellend! Sie sah schier mehr, schier besser, als ob im Morgengrauen der Strahl hinter dem Bergkegel plötzlich hervorgezuckt hätte und Alles, Alles weithin licht und klar beleuchtet wäre!

Der Mann in Ketten und Kerker hätte, so meinte sie, noch gerade so viel Herz im Leibe gehabt, ihr zu sagen: Leni, trag's und verzeih' mir's, bet' für mich als armen Sünder! Aber er that's nit und sprach ganz anders! Weißt, sagte sie zu sich selbst, was er mir im Erdhüttl' gesagt und geschworen? Wenn Dir Einer eine Schlechtigkeit von mir erzählt, so glaub' eher, Du selbst warst's, als der Greger, so wahr mir der Herrgott helfen soll in der Stund' meines Absterbens! Und war der Greger nicht im Sterben? Das ist gestorben vor der Welt, und es gibt nur noch eine Auferstehung, wenn man ehrlich und unschuldig geworden! Aber greif' zu! pack's an! richt's aus! Ja, sie wollte es! Sie wollte sich helfen! Und vielleicht ist der letzte Finger vom Herrgott noch nicht auf Erden herabgereicht oder zurückgezogen — vielleicht trifft den einen morschen Baum, den sie meint, noch der rechte Schlag, vielleicht tritt ihr Fuß noch den Hügel ein, und einer Natter zugleich den Kopf, die dahinter steckt!

24.

Ein Entschluß zur Veränderung.

Die Gevatterin und Leni saßen Abends in der Hütte beisammen und spannen am Spinnrädchen. Die Räder summten und schnurrten, und schier riß der Faden der Leni öfter als sonst. Die Gevatterin suchte die Stille zu unterbrechen und der Leni einige aufheiternde Worte darüber zu sagen. „Wenn Du so fortspinnst," meinte sie, „dann kriegen die jungen Gäns kein Hemdl' für die Waid' von Dir!" — „Nit einmal ein Frauenkäferl ein Paar Strümpfl!" sagte Leni, auf den Scherz eingehend. „Und die in diesem Thal schon gar nimmer! Mich leidet's nit, mich halt's nimmer da und kein Faden will lang werden. Daß es so reißt und reißt, das denk' mir schier, es muß reißen und das soll da nit so fortgesponnen werden! Und thät ich aus dem ganzen Flachs das stärkste Garn und aus dem Garn einen gezwirnten Strick machen und mich anbinden lassen — ich glaub' nit, daß er mich erhaltet und dableiben laß't. Godl! (Gevatterin) ich muß fort, ich muß fort!"

Der Gevatterin zuckte es schier erschreckend in's Herz, und sie hielt den tretenden Fuß an und legte beide Hände erstaunt übereinander in den Schooß. „Ja, aber um Gottes-

willen, was fallt Dir denn ein, Leni, und wo willst denn aus?" — „Wohin, das weiß ich selbst noch nit; aber fort will ich und werd' ich!" Die Gevatterin sagte, sie erhole sich nur erst allmälig von ihrem Schrecken, dann begann sie ihr zuzusprechen, wie sie doch im Thale zu Haus und anderswo „stockwildfremd" sei, und man doch ihr hier gerne beispringen thät. „Und das thut's Alles nix!" sagte Leni. „Man soll keine Schwalbe halten, wenn sie fortziehen will, und es nutzt nichts, sonst kommt sie um's Leben! Und ihr ist gerad, als müßt' sie sterben und vergeh'n, wenn sie noch länger da bleiben sollt'!" — „Aber gerad', Du bist doch lieber in's Thal z'ruckkommen und hast Dir lieber Dein Nothhüttl gebaut, als daß Du anderswo . . ." — „Ja das war 'was Anderes!" — und jetzt, sagte sie, sei die Geschichte in gar keinem Vergleiche. „Aber der Bauer in der Eingard will Dir ja ein Stübl in der Drescherhütten und sein Dienst . . ." — „Der Eingardbauer soll mich einmal auslassen mit seinem ewigen dummen Gered' von Dienstgeben und Barmherzigkeit!" sagte sie fest. „Aber wenn er mir den Schuttgrund abkaufen will, so gehört er sein, für das, was nur ein Bißl' rechtschaffen und billig ist! Ich weiß, daß er nit gar viel damit anfangen kann; aber wenn er nit g'rad mit mir prahlen und in der Sach' was thun will, ohne daß ich dabei bleiben muß, soll er's zeigen! Sag's ihm! Und bring mir meinetwegen gleich das Geld, das er geben möcht' und red' nit viel mit mir darüber! Bring' das Geld und ich weiß, was ich thu' und Alles ist aus!"

Die Gevatterin machte der Stärke Leni's gegenüber nur schwache Einwände. Sie behandelte die Schmerzensreiche ohnehin immer wie ein krankes Kind und dachte, wie bei einem solchen, man müsse nachgeben und scheinbar oder wirklich seinen Willen thun. Sie frug nur nochmals um das Weitere, wenn etwa Leni's Willen mit dem Grund geschehen. „Ich geh' aus der Gegend!" lautete die entschiedene Antwort. „Ist der Nagelschmied weiter hausiren 'gangen, weil's ihn da nimmer g'freut, und hat seine besten Kameraden, den Hans und die Xandl z'ruckg'lassen — ich geh' auch, und mich darf es wohl weniger da freuen! Bring' das Geld, ich geh' und mir is anders nit z'helfen!"

Die treue Seele, die arme Gevatterin, die sich auch noch um des seligen Engleins im Himmel wegen, ihres Päthleins, die wohl ihre Fürbitte dort oben sein werde, der armen verlassenen Leni annahm, die Gevatterin ging nächster Tage, in schicksamer Zeit, und verrichtete, wie oftmals und mancherorts, ihre Botschaft. Der Schelm ließ der Leni sagen, sie möge nur frischweg zu ihm kommen „und keinen Schenirer (geniren) mit haben!" Was sie mit einander auszumachen hätten, das thäten sie am besten ohne Dritten. Und wenn sie komme, so werde sich reden lassen! Die Leni preßte die Lippen übereinander und erwiederte kein Wort darauf, nur ihre Augen warfen einen funkelnden Blick in die Luft. Und so schwer es ihr war, in den Hof zu gehen, sie ging dennoch hin! Sie stand in demselben Zimmer, vor demselben braunen Tisch, wie damals, und der eiserne Reif mußte seine Schuldigkeit thun und halten.

Der Schelmbauer hieß sie freundlich sitzen, versuchte sie durch Scherze und an das Kinn fassen zu erheitern, lächelte hin und her, zog die Kreide aus der Tasche und strichelte wieder auf dem alten braunen Eichentisch, gerade wie damals. Jeder Strich zog sich schier Leni durch das Herz, als vor ihrer Erinnerung, vor ihrem inneren Auge die alten Ziffern aufzogen, die sie sich damals gemerkt hatte, und die jetzt schier durch die neuen ihr durchleuchten und hervortreten wollten, da mußte sie mit der Hand über die Scheitel an Stirne und Schläfe fahren. Die Bewegung galt mehr den Augen, als dem Anderen.

Endlich sagte der Schelmbauer: „Daß ich's nit brauch', das siehst ganz gewiß ein. Und ich möcht Dich da b'halten; aber Du laß'st Dir einmal nimmer zureden! Und mich dauert's! Doch Dir z'Lieb, Dir z'Lieb, ich hab' Dir's immer g'sagt, thu' ich was und meintswegen jetzt das Allerletzte! Ich denk mir auch: es war mehr in der Brieftaschen! Weißt," fuhr er fort, als er ein Weilchen eingehalten und sie gar keine Antwort gegeben hatte, „weißt, ich sag' jetzt gar nix, gar keinen Preis und Anbot. Was der Bürgermeister und zwei Gemeinräth' schätzen, das gib ich und aus is und punktum! Von drei Tägen ab, kannst es jeden Tag beim Bürgermeister holen!"

Leni würgte es bei jeder Rede; aber sie schluckte hinab und ließ die Sache gehen; ihr war es genug, daß selbe ging. Der eiserne Reif hielt Alles fest zusammen. Sie war mit der Anordnung zufrieden, sie huschte rascher vom Tisch und Schelmbauer fort, als es dieser vermeinte, und sie selbst schickte ihm gleich den Bürgermeister und die nöthigen Gemeinräthe auf den Hals, ehe er sich besinnen und an seinem gegebenen und kundgemachten Worte was ändern konnte. Somit war in kurzer Zeit das Geschäft für alle schwankenden und ungewissen Theile abgemacht — der letzte Rest verkauft — und die Welt war weit und offen!

Die Leute frugen freilich, was sie mit all' diesem beabsichtige und wolle? Sie sagte es Allen, die es zu wissen begehrten, machte kein Hehl daraus und hielt mit den Antworten nicht zurück! „Ich bin nit so dumm, daß ich meine Zeit und meine Welt da vertrauer!" sagte sie. „Und ich werd's zeigen, daß ich mein' Freud haben will! Zu was wär' ich noch jung! Und gar so au-schiech (urhäßlich) bin ich auch nit!" Der Schelmbauer bestätigte das seit lange und machte jetzt kein fröhlich Gesicht dazu. „Ich hab's heraus aus meinem Herzen!" sagte sie weiter. „Ich kann mich gerichtlich von einem Verurtheilten scheiden lassen! Aber z'wegen was das Laufen und die unnütze Schreiberei? Ich bin ohnehin ledig und frei, und kann machen, was ich will, und bin lustig und will lustig sein! Heraus aus mein' Koffer mein allerschönst's Gewand und aus mein' Gesicht hinaus alle Falten und alle Trübseligkeit!" — „Jetzt wirst Du ein Hallodri!" sagte der Bürgermeister. Leni schlug mit einer Hand in die andere und stemmte sie kühn und frei in die Hüfte, mit Lächeln, wie zum Trotz sagend: „Pack's an! greif zu! richt's aus!"

25.

Unter demselben Dache.

Samstag Abend war's. Die Leute gehen da früher und zahlreicher in's Wirthshaus. Der Abend ist ein Vorbote und Theil des Sonntages. Man kann das Bischen Schwärmerei von demselben auch länger ausschlafen, nöthigenfalls, und hat die Arbeit vom nächsten Tage und das harte Augenausreiben auch nicht etwa so zu fürchten, als wenn der Montag der vorhergehenden Nacht sogleich „auf die Zehen tritt".

Die Xandl und der Hans, die saßen also an diesem erlesenen Abende bei einem Wirthstische und spielten Zither und sangen dazu. Da trat die Leni ein! Schier feiertagsmäßig war sie angekleidet, und zu Aller Erstaunen in der fast vollen Stube sah sie aus, wie einstmals, als sie noch keines so Ehrvergessenen vergrämtes Weib war. Sie setzte sich kühn an den erstbesten Tisch und verlangte fest und laut ihren Trunk. Die Leute machten Augen! Man hatte sie lange nicht da gesehen und in solchem Kreis schier vergessen und verloren.

„Was? Seht mich nur recht an! Ich bin's richtig!" Und sie erklärte, wie nun ihr Leben ein anderes und ihr Thun und Denken ein ganz anderes als bislang sei! Sie werde ihre jungen Jahr' lustig und ungekränkt, ohne nutzlose Trübsal, verbringen! — „Das is g'scheidt von Dir!" rief Einer. „Ruck' zu mir!" rief ein Zweiter. „Bist noch immer so sauber (hübsch), wie eh'!" drängte es einen Dritten zu sagen. Und wer recht heiter lachte, und das erste beste ihr gebotene Glas nahm und auf Wohl und Gesundheit trank, war sie! Sie sei jetzt eine reiche Frau, sagte sie. Sie habe ihr Grund und Gut zu Geld gemacht; jetzt spare

sie auch nimmer! Sie lachte dabei, sie griff in das Busentuch und holte ihre Geldtasche heraus und warf dem Hans was auf den Teller ein! „Spiel' nur fein lustig, Hans! Du kannst für nix, wie's kommen is! Du hast müssen die Wahrheit reden. Xandl, gib mir auch Dein' Hand, wir waren gut, wir wollen gut bleiben! Was vorbei is, is aus und g'schehn!"

Die ganze Gaststube kam ordentlich in's feurige Gerede. Alle hatten eine Freude daran, daß sich die Leni endlich bekehrt und nutzlose „Mucken" verjagt habe. Es wirbelte, wie die Lerche aus dem dichten Korn, die helle Lustigkeit über allem wirren Gerede und Bewegen. Es wurde gespielt, aber auch von den Tischen da und dort gesungen.

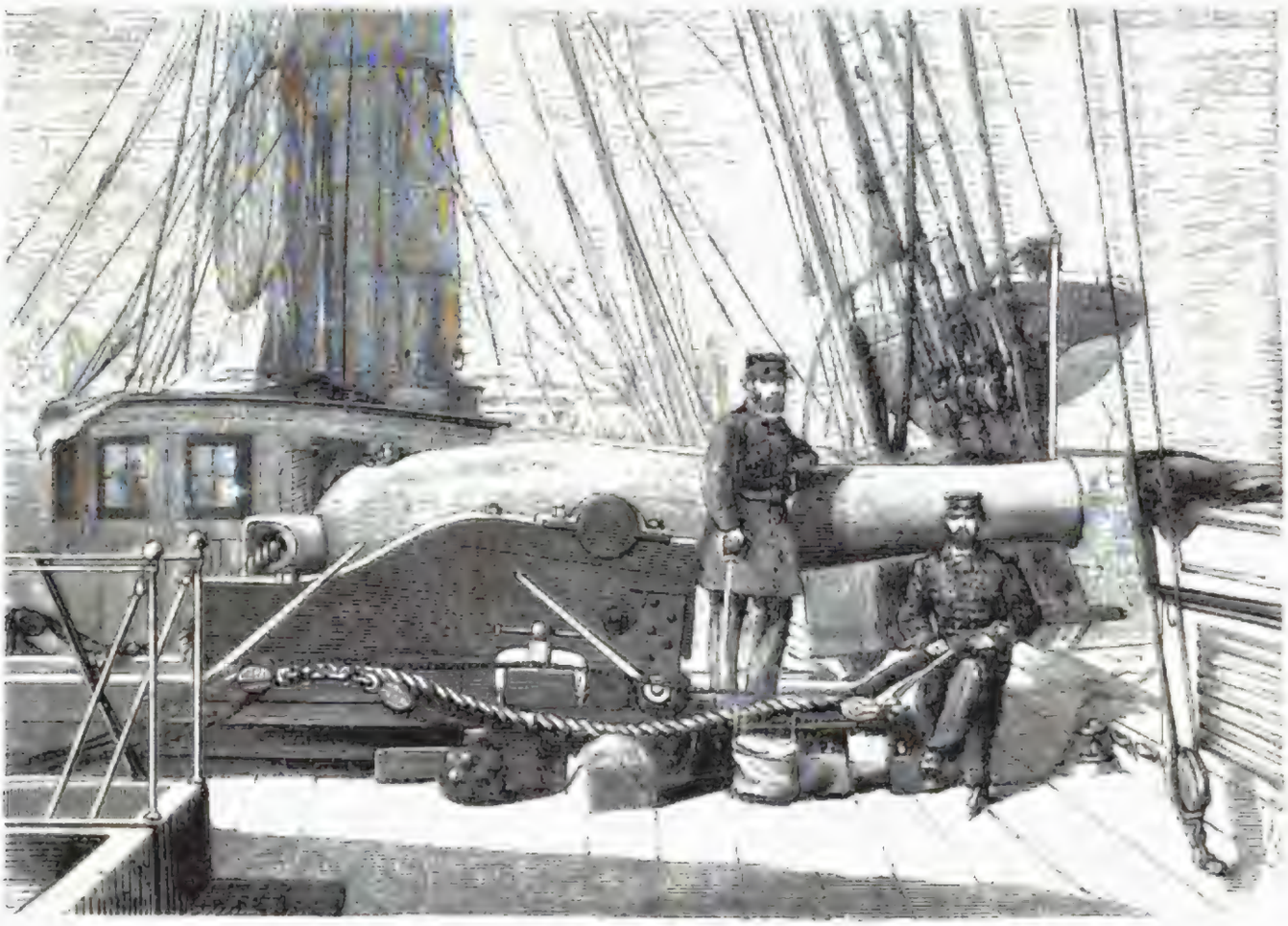
(Schluß folgt S. 178.)

Die Riesen der Zerstörung.

Von

H. Bauer.

In diesem Sommer fand bekanntlich im Angesicht von Cherbourg das großartige Duell zwischen dem südstaatlichen Kaper Alabama (Kapitän Semme) und dem unionistischen Kriegsschiff Kearsarge (Kapitän Winslaw) statt, das mit dem Untergang des südstaatlichen Raubschiffs endigte. Da die Besiegung des tapfern Piraten hauptsächlich der furchtbaren Wirkung der zwei 150pfündigen Drehkanonen auf dem Deck des nordstaatlichen Schiffes zugeschrieben wird, so geben wir unsern Lesern eine Abbildung dieser monströsen Geschütze. Dieselben lassen sich vermittelst einer Schraube trotz ihrer Schwere mit Leichtigkeit nach allen Richtungen drehen



Die große Kanone auf dem Kearsarge.

und von einem Bord zum andern bringen; der Elevationswinkel geht von + 14 Grad bis zu — 7 Grad. Der Lauf selbst hat eine Länge von etwas über 12 Fuß, die Seele des Rohrs einen Durchmesser von 8 Zoll 1 Linie. Die Vollkugeln, welche das Geschütz schießt, wiegen über 172 Pfund und brauchen eine Pulverladung von 18 Pfund; die mit einer Pulverladung von beinahe 12½ Pfund geschleuderten Hohlgeschosse wiegen gegen 125 Pfund. Das ganze Rohr wiegt 154 Zentner. Die Alabama war allerdings nicht gepanzert, aber auch in diesem Falle wäre ihr Loos kaum ein anderes gewesen; denn die Artillerie ist den Versuchen, ihre Wirkungen unschädlich zu machen oder zu vermindern, immer noch weit voraus, und so dürfte selbst der stärkste Schiffspanzer gegen jene oben geschilderten Geschosse auf die Dauer nicht Stand halten; wenigstens haben Versuche mit ähnlichen Geschützen, die in England zahlreich angestellt wurden, immer die glatte Durchlöcherung selbst der stärksten Eisenpanzer zum Erfolge gehabt. Von allen Panzerschiffen werden daher diejenigen, die möglichst wenig Bord über Wasser zeigen, voraussichtlich allein ihre Stelle behaupten; bei den andern Schiffen dürften die Vortheile, welche die Panzerung bringt, die von derselben bedingten Nachtheile kaum aufwiegen.

Die Beduinen der Sahara.

Von

A. Wyth.

Die wilden Reiter der Sahara geben den französischen Waffen gegenwärtig wieder erwünschte Gelegenheit, ihrem

Hildebrandslied. Gedichte altgermanischen Stils. Ein Lied Hildebrands, der nach dreißigjähriger Verbannung in Etzels Heimat zurückkehrt, trifft dort seinen Sohn Hadubrand, der ihn nicht kennt und ihn zum Kampf herausfordert. Hildebrand weiß sich dieser Herausforderung, daß der gütige Gott nur über Schicksal lenke. Hadubrand erwidert, daß nur der Tüchtige das Waffenhandwerk verstehe, daß er sich nicht mit Phrasen einschläfern lasse. Hildebrand weist

Hildebrand in der Fabrik.

hart als der andere Recken. Hildebrand will schließlich Ruhe machen und aber nicht verwundet. Aber das hilft verwundet Hadubrand. Der Verletzte ist schließlich Hadubrand, der Verletzte ist Hildebrand, denn der Verletzte hofft auf unverletzlichen Verbrauch, daß der gütige Gott über Schicksal lenke. Hadubrand erwidert, daß nur der Tüchtige das Waffenhandwerk verstehe, daß er sich nicht mit Phrasen einschläfern lasse. Hildebrand weist

Gemeinfrei Google

voll", wenn man mit demselben in Rousseau's Manier ein Ideal bezeichnen will, großer Mißbrauch getrieben; die wilden Völker sind bloß in sofern Naturvölker, als sie wie Gewächse und Thiere zur natürlichen Staffage ihres Heimatlandes gehören, und wie die Thiere vor der Büchse, die Urwälder vor der Axt des Weißen, vor der auf sie eindringenden Zivilisation dahinschwinden. Das ist Naturgesetz, also gut; wir wollen daher bloß eine Skizze jener wilden, kriegerischen Völker geben, so lange wir noch im Präsens von denselben sprechen können, denn nach wenigen Generationen wird man von denselben erzählen hören, wie in Deutschland von Bären und Wölfen.

Das Leben des Beduinen ist ein fortwährender Krieg mit Menschen und Thieren, wie mit der Natur seines Heimatlandes, das mit dem Dahinschwinden seiner Autochthonen ebenso seine natürliche Gestalt verlieren wird, um unter der bildenden Hand der europäischen Eindringlinge ebenfalls ein zivilisirtes Gewand anzulegen. Die Wüste ist die natürliche Heimat des Beduinen, in ihr lebt er, und in ihr haben seine Sagen, seine Religion und sein Aberglauben ihren Ursprung, ihre Erklärung. Die ausgemergelten knochigen Gestalten, die mit ihren kleinen, flinken Rossen Eins zu sein scheinen, sind so geformt worden von dem glühenden Sande des Bodens, auf dem sie leben, und von den dörrenden Strahlen der Sonne, die auf ihren Scheitel brennt, und mit dem Sande, mit der Wüste weichen sie vor der in die Einöde der Sahara hineinleckenden Kultur zurück, ohne sie anzunehmen. Der Fanatismus für seinen Gott, der namentlich auch die kriegerischen Tugenden des Beduinen bedingt, die wahrhaft platonische Liebe für sein Roß, von dem in der Wüste sein Leben abhängt, und die sinnliche Glut in der Liebe zum schönen Geschlechte, die kaum durch den finsteren Anstand des Mohammedaners übertüncht ist, das sind die drei Faktoren, die sein Leben bewegen, und alle diese drei Faktoren machen den Krieg zu seinem eigentlichen Element; die Ermordung der Feinde seines Propheten sichert ihm seinen Platz im Paradiese, die im Kampfe bewiesene Tapferkeit lenkt die Augen der Frauen auf ihn, macht ihm ihre Herzen unterwürfig, und sein Roß, das er hätschelt, das er wie seinen Augapfel hält, gibt ihm das Mittel, den Feind zu erreichen, dem Uebermächtigen auszuweichen. Die Franzosen können diese unermüdlichen Krieger vorübergehend zur Ruhe bringen, aber immer wieder werden dieselben die Waffen ergreifen, trotz aller Niederlagen, trotz aller geschworenen Eide, bis der letzte Beduine zivilisirt, d. h. ausgerottet ist.

Der Künstler schildert uns eine Gruppe Beduinen in dem Moment, wo sie nach einem Feinde ausspähen, sei's eine Karawane, die Beute und Sklaven liefert, sei's ein französisches Detaschement, das es im raschen Anlauf zu überfallen gilt; wir sehen sie da in ihrer eigentlichen Lebensthätigkeit, denn im Kriege lebt der Beduine, und im Kriege wird er auch untergehen.

Hallodri!

Eine österreichische Dorfgeschichte von August Silberstein.

(Schluß.)

„Du hast ja einmal gar fesch (frisch und fein) gesungen, Leni!" sagte ein Häusler. „Laß hören, ob Du noch was kannst!" — „Laßt Dich 'leicht spotten?" fügte ein Anderer hinzu. — „Meinst?" sagte sie. „Probir' und gib den Spielleuten ein Krügl vom Frischen und ich sing' Dir ein' Tanz!" — „Es gilt!" rief ein Dritter, sie beim Worte nehmend. „Und wenn der sein Krügl setzt, so gib ich a zweit's dazu!" rief der Nächste an Leni. „Wirth!" rief der Häusler, der gar neugierig war, „da is ein Geschäft. Aber geschwind, eh' sie's gereut!" Der Wirth sah sie fragend an. Sie aber sagte: „Schau nit! Bring' nur, was g'schafft (befohlen) is!"

Und der Hans griff frisch in die Saiten, wiegte sich, scharrte und schlug mit den Sohlen die Begleitung zu der Zither frisch drauf los. Xandl stimmte, ohne daß man es von ihr gefordert, den Tanz an, als ob sie ehrgeizig zeigen wollte, wie sie ihn singe. Doch Leni fiel ein: „Zu Zweien singt sich's besser!" Und so sang sie sofort, bald hoch oben trillernd, jodelnd, den Schall aushaltend und lenkend, die erste Stimme in der Höhe — dann überließ sie wieder an die Xandl die erste Stimme und gab ihr tiefer, nur als die zweite zu. Es schallte weithin und kräftig, wie vom Berg in's Thal hinaus; die Männer und Burschen riefen „bravo! bravo!" und patschten in die Hände. Allen war bewußt, es gelte hier eine kranke Menschenseele zu heilen und schier zu guter Stimmung zu verführen. Sie thaten ihr Möglichstes dazu, und Leni entzog ihnen das Wahrscheinliche der Wirkung nicht.

Gejuchzt und gepatscht wurde, als gälte es einen Ehren- oder Kirchtag! Xandl und Hans waren doppelt lustig. Leni's Thun ließ den letzten Groll und letzten Verdacht verschwinden. Hatten sie sich vorerst bemüht, ihr gegenüber heiter zu sein, so hatten sie jetzt, nach dem Vorgefallenen, erst recht Grund zur Heiterkeit, und sie lebten, jauchzten und tranken sich in solche hinein. So hatte der Wirth auch ein gutes Geschäft, einen regen Abend, und es wurde den Leuten später in der Stube als sonst.

Ohne Aufforderung, durch eigene Höflichkeit angeregt, stellten oder schickten die Leute die Krüge auf den Musikantentisch, und so fast nur von selbst floß deren Inhalt in die durstigen Musikantenkehlen hinab. Schon weit vorgerückt waren die Stunden. Einzelne dachten an's Heimgehen, Andere waren bereits voran. „Und sapperlot!" sagte Leni, „jetzt hab' ich in mein' Lustigwerden schier vergessen, daß ich nimmer zu der Gevatterin kann so spät in der Nacht. Ihr verheirateten Männer könnt mich nit mitnehmen — ich will Keins eifersücht' machen, und Du Wirth, bei Dir bleib ich nit, ich müßt morgen zu früh heraus. Wer nimmt mich heim?" Die Wenigen, die noch da waren, schwiegen und murmelten, wie um sich gegenseitig zu beweisen, daß gerade sie es nit könnten. Aber die Blicke richteten sich auch unwillkürlich nach Xandl und Hans, die in einer besonderen Hütte bei einem alten Vetter von ihm wohnten und bekanntlich Raum bieten konnten. Xandl faßte zuerst rasch die Blicke auf, und sie fühlte, gerade sie müsse da entgegenkommen. „Willst 'leicht mit uns geh'n? Wenn Du möchst, bei uns hast reichlich Platz." — „Ja, recht gern," sagte Hans mit etwas tieferer Stimme, sein Wort dazu gebend. — „Na..." sagte Leni, wie überlegend und beschließend, „glaubt's vielleicht... Wenn ihr mich mögt, so habt ihr mich!" setzte sie entschieden hinzu. „G'rad so gut! Ich bin auch dabei!" Und so reichte sie, wie über alle Vorurtheile hinwegspringend, fest die Hand. Xandl nahm dieselbe. Und jetzt ermunterte Leni, die noch tüchtigen Reste auszutrinken.

Durch Nacht und heimlich flüsternden, laut rauschenden Wald, in welchen Hans, wie recht lustig wegen eines gelungenen Abends, noch einige Jauchzer wildkräftig hineinstieß, zogen die drei Menschen, zogen fort zur Hütte, zogen unter ein und dasselbe Dach.

26.

Die Nacht bei den Spielleuten.

O', die Spielleut', der Hans und die Xandl, die hatten jetzt gesogen aus den Krügen und den guten Tag sich gut geschehen lassen. Aber Leni hatte die Lippen an den Krug gehalten — meist zum Scheine. Nichts als den brennenden Durst, die trockenen Lippen hatte sie genetzt, und, was ihr zu viel aus eigenem oder gebotenem Kruge gewesen, so geschickt Andern zugeschoben, so schlau an den Musikantentisch gegeben, daß sie nüchtern und hellen Kopfes war, fast als käme sie von ihrem Wassertopf im Winkelchen der alten Erdhütte. Nichts als ein Bischen Muth und Festigkeit, ja eher

Kühlung und Frische in der austrocknenden Hitze, hatte sie aus dem Kruge eingesogen. Und sie war, neben Hans und Xandl, wie die aufrecht stehende Tanne neben den schwanken Haselsträuchen am Raine, wie das hohe Wegezeichen neben dem wiegenden und wankenden Korne.

List gegen List, Trug gegen Trug! Der eiserne Ring mußte diese ganze Welt zusammenhalten. Der Herrgott wird's verzeihen und ihre sündigen Gedanken, ihr sündiges Thun ihr vergeben, wenn sie irrt: aber desto mehr in der Noth, in banger Pein und in der Sucht nach Rettung einer schier verlorenen Seele ihr beistehen! So sagte sich Leni. Und so, wie auch sie ein und das andere Jauchzen in den Wald ausstieß, gleich dem Hans und der Xandl, um mit ihnen ein Herz und eine Seele zu scheinen — so, zum Gegensatze, lag sie jetzt in der Hütte — deren Inneres mit allen ‚Verschluffen' und möglichen Nachlässigkeiten ihr zu kennen so wichtig war — lag sie jetzt in der Hütte, wachte und hielt sich aufrecht gegen den Schlaf und horchte auf jeden Laut, auf jede Regung. Ihr Hinzukommen zu den beiden Spielleuten, ihr plötzliches Eintreten zwischen sie mußte dieselben entweder zu Unvorsichtigkeiten im Gespräche, zum unwillkürlichen Entdecken ihres Innern führen, oder sie mußten noch den Rest der Nüchternheit behalten haben und sich in der Noth des Augenblickes zu etwas verabreden. Leni war daheim in den Herzen der Leute ihres Gleichen! Und ein Weibersinn sieht und hört, wo Andern die Welt verschlossen ist.

Sie wachte und wachte und zog schwer Athem, als wäre sie förmlich vor Mattigkeit in's Lager und in den Schlaf ganz eingesunken. Aber auch anderseits wachte man mit Noth — in der hohen Gefahr mußten noch Verabredungen getroffen werden; und Xandl, mit Weiberschlauheit auf der entgegengesetzten Seite, war es gerade, welche sich immer und von Neuem wieder ermunterte, um mit Hans doch wieder Worte zu wechseln. Ihr lauschendes Ohr glaubte sich überzeugt zu haben, die Leni, welche doch so viel trank und gewiß weniger zu ertragen im Stande war als sie, schlafe fest und tief. Sie rüttelte daher den Hans, sie rief ihn mit hauchender Stimme an. „Hans, Hans, wenn Dich 'leicht Leni morgen fragt, wo der Nagelschmied is, was sagst denn, damit nit Jed's von uns was Anderes sagt und sich verred't?" Und Hans, welcher sich schwer ermunterte, verabredete endlich, was sie sagen sollten, daß sie nämlich ja den rechten Ort vermeiden müßten, um gerade Leni von der Richtung, welche sie untereinander nannten, abzulenken, damit sie nicht etwa in seine Nähe komme und von dem verliebten und durstigen Plapperer etwas herausbekomme.

Leni hörte! Wie Morgenstrahl und Höllenflamme leuchtete es in ihr Herz und in ihr Gehirn hinein. Sie preßte die Faust an die Brust und drückte das Haupt an das Kissen — der Eisenring hielt — sie war auf richtiger Fährte. Und müßte sie ihr Leben jetzt einsetzen, sie wollte es einsetzen und nicht lassen bis zum letzten End'. Ehre gegen Ehre, Leib gegen Leib, Freiheit und Glück gegen Freiheit und Glück!

In der Nacht tastete sie, als Alles sicherlich fest schlief, im Bettstroh, dem meist benützten Schlupfwinkel, herum und griff all und jedes an, was ein Päckchen, ein Verborgenes hätte sein können und hoffte auf Gewinn — sie fand aber nichts. Des andern Morgens war Leni auf mit den Andern. Freundliches Lächeln, gewinnende Gutmüthigkeit, Honig auf den Lippen, trotz Gift im Herzen, begrüßte sie. Sie that, als wäre sie, zu ermüdet, rasch eingeschlafen, und wäre ohne Erwachen in den tiefsten Schlaf versunken gewesen bis zum Morgen. Sie frug um den Nagelschmied und ließ sich belügen — sie gab vor, gerade nach jener Richtung zu wandern und zeigte sich sogar bereit, irgend eine Botschaft an ihn mitzunehmen. Hans meinte, er habe gar nichts an den Mann zu sagen, der ihn in der Weite nichts angehe. Höchstens, wenn er ihr in den Weg käme, so könne sie ihm mittheilen, daß in dieser Gegend für sein Geschäft nichts sei und er möge anderswo bleiben. Leni versprach dieß auszurichten und sie bat noch, um allen Verdacht von sich abzulenken, um ein Stück Geleit in der Richtung, wohin sie gehe. Das thaten Hans und Xandl gerne, um ihrer Entfernung dahin sicher zu sein. „Bhüt Gott! bhüt Gott!"

27.

Die Hallodrin.

Eine Strecke war Leni allein in der angegebenen Richtung gewandert, um selbst den noch etwa lauernden Blicken nichts Verdachterweckendes zu bieten. Als sie sich endlich vollends sicher glaubte und ganz, ganz frei, da kehrte sie rasch ab zum Wege in ganz anderer Richtung, und wanderte gerade dorthin, wo sie den Nagelschmied wußte. In seiner Nähe und mit ihm lag das beste und schwerste Stück Arbeit, das sie zu vollbringen hatte, und sie schärfte sich nochmals Muth und Festigkeit und Vertrauen ein.

Der eiserne Ring mußte halten. Pack's an, greif' zu, richt's aus! rief sie sich im Geiste zu, und schier war es ihr, als trüge sie, wie einst Greger, ein Beil auf der Schulter, und es gälte nur ein Durchhauen all der bösen Stränge, an welchen ein Menschenleben auf der Erde geschleift wurde — wehe und wund, dem Tode nahe! Pack's an, greif' zu, richt's aus! War er ein Hallodri, nun — so war sie eine Hallodrin!

So wanderte sie fort. Nichts als das Nöthigste gönnte sie sich. Von Wirth zu Wirth, zuletzt von Hütte zu Hütte wußte sie schlau, ohne gerade nach dem Nagelschmied zu fragen, seine spätesten Spuren zu erforschen. Sie arbeitete um Taglohn auf ihrer Wanderung, um nirgends aufzufallen, um nicht mit ihrem Gelde rasch zu Ende zu kommen. Endlich wußte sie, wo der Nagelschmied gerade hausirend wandere, und welchen Weg er kommen müsse. Einen Steig hatte sie wohl ausersehen, welchen er nicht meiden konnte. Sie setzte sich frühmorgens auf einen umgehauenen Baum, als wäre sie selbst im Wandern und Arbeitsuchen. Sie knüpfte ihr Tuch lose um Kopf und Gesicht, als wie im Unwohlsein, als geböte ihr dieses ein Rasten; und dabei kleidete sie das lose rothe Tuch, welches das Gesicht umrahmte, so schlau zierlich, daß ihre Hülflosigkeit, die Unordnung schier ein fesselnder Vorzug waren. Er kam! Sie that, als sähe sie nichts und Niemanden, ihn am allerwenigsten, als starrte sie erschöpft nur so in's Blaue hinein. Er mußte hart an ihr vorbeikommen. Und so geschah's nicht anders, und so mußte er Halt bei ihr machen und desto freundlicher gegen sie sein.

Von ihren hellen Augen, von ihren erst trüben, dann aber für Beistand dankenden, hellen Blicken, von ihren allmälig redseligeren und fröhlich werdenden Lippen mußte er angezogen werden; er mußte zuletzt ihr helfen, ja sie im Wandern fördern; er mußte sie noch stärken; ja, aus einem Krüglein mit ihr den erheiternden Trunk saugend, mußte er Heiterkeit gewinnen und desto sorgloser und zutraulicher werden. Einmal in seiner Nähe, umschlang sie ihn mit ihren Ausforschungen über seine Lebensweise — sie schenkte ihm zum Schein ihr ganzes Vertrauen — sie gab ihm Geld zum Aufbewahren — sie machte gerade ihn zum Rathgeber, zu ihrer Stütze, zum Vertrauten ihres Innern. Der Nagelschmied hielt an ihr, wie er meinte, mit der größten Schlauheit seinerseits, gerade um desto unangefochtener vor aller Verdächtigung zu sein und zu erfahren, wie weit daheim noch Verdacht gegen ihn sei. Leni machte ihn seiner Sache fest und sicher. Sie wollte von der Geschichte nichts mehr hören und wissen — sie war lustig, sich selbst gewonnen zu haben, frei und ledig, aller Sorgen los zu sein. Sie ging in Dienst und nahm Arbeit in seiner Nähe — sie mußte, wenn er weiter ziehen wollte, ihn immer wiederkehrend zu machen. In dieser Zeit schrieb sie auch an die Gevatterin einen Brief.

Nach einigen Wochen kam Lipperl gewandert, einen hohen Stock in der Hand, den er sich daheim im Walde brach, frug überall in den Höfen um Leni, und als er sie fand

und seiner Freude den übermäßigsten Lauf gelassen hatte, zeigte er ihr an einer Stelle seiner Jacke ein eingenähtes Papier — einen Brief. Der Schreibebrief, welcher der Gevatterin so schwer gefallen war, enthielt die Nachricht von dem Tode Greger's, ihres Mannes, des Hallodri und Lumpen. Er war im Gefängnisse gestorben — die Erd' sei ihm leicht! Er befreite Leni von aller Pein und Beschränktheit. Der Nagelschmied durfte nicht erst sehnsüchtig begehren den Brief zu sehen. Leni hielt ihn in der Hand, er griff fast gierig darnach. Leni wußte sich auch, ohne des Nagelschmieds reichlich fließende Worte, zu trösten — jetzt sei sie erst recht ledig und frei, jetzt sei ihr geholfen und dem, der's für immer überstanden. Der Nagelschmied meinte das auch und um so mehr. Wie lustig der Nagelschmied ward, wie schwer er das Befreitsein seiner Brust von einer Last und seine Lust verbarg!

Nach einigen Tagen sagte Leni, jetzt sei es gerathen, sich den Todtenschein und auch die im Briefe gemeldeten einige hundert Gulden zu holen, die mittlerweile bei der Strafhausverwaltung lagen, weil er sie von einem verstorbenen Vetter geerbt. Leni begehrte zum Heimziehen ihr Geld von dem Nagelschmied zurück, ja noch einiges geliehen dazu, und er lieh ihr nicht nur das, was sie forderte, ja noch mehr. Sie bewahrte jedes Papierschnitzelchen, das ihr der Nagelschmied gab, jedes Säckchen und Päckchen und Geldstück aus Papier und Silber, das während der ganzen langen Zeit aus des Nagelschmieds Händen in die ihren kam. Der Lipperl ging nicht mehr heim. Er trug jetzt des Nagelschmieds Kraxe und begleitete ihn auf seinen Wegen. Dieser ließ sich den wohlfeilen und willigen Diener gerne gefallen.

Der Lipperl, welcher auf Leni's Worte horchte, wie auf seines Lebens rechten Geist, der Lipperl war nun abgerichtet, darauf zu sehen, was der Nagelschmied thue, wie er lebe, wohin er gehe, worin er herumkrame und was er etwa Verborgenes habe. Er schwieg und gehorchte, wie ein folgsam und liebevolles Hausthier.

Lipperl brachte eines Abends heimlich der Leni einen Brief, welchen er den Nagelschmied unter seine Nägelpäcke hatte stecken gesehen. Der Brief war vom Hans und der Xandl. Der Inhalt war schlau abgefaßt, zweideutig und in nicht ganz bezeichnenden Worten; aber er deutete auf Geheimnisse, Begehren und stützte sich zuletzt auf halbverhüllte Drohungen. Er war ein Sprößlein zur Leiter, die Leni baute, ein Ring in der Kette — „pack's an, greif' zu, richt's aus!"

Der Brief ward wieder sorglich auf den Ort zurückgethan, woher er genommen; aber wohl bis auf's i-Tüpfelchen abgeschrieben war er auch. Und Leni trug Alles, Alles, jedes Päckchen und Papierschnitzelchen fein heim, schlich zum Bauer in der Eingard und frug ihn, ob er sich gar nicht erinnere, irgend ein Zeichen auf all' seinen Papieren gehabt zu haben, ob er nicht gerechnet und Ziffer gemacht? Aber der Bauer wußte sich auf nichts mehr zu entsinnen. „Wenn Ihr aber die Ziffern sehet?" — „Willst Du mir vielleicht mein Geld z'ruckgeben? Hat's der Greger einbekannt? Meine Ziffern kenn' ich noch nach zehn Jahren." — „Kennst Du sie? So seh' Dir diese an," sagte sie und zog ihm einen Geldschein mit einer Rechnung darauf hervor. Der Bauer fuhr sich mit der Hand über die Stirne, gleichsam als wollte er einen dunklen Vorhang von dort wegziehen. Er murmelte erst Zahlen, als rechne er nach, und endlich sagte er: „Ja ja, das ist die Rechnung über die Pferde, die ich damals verkauft, und die Frucht . . . und da steht, was ich beim Einkehrwirth auf dem Markt bezahlt . . . ja ja, es stimmt!"

Leni fuhr es in die Kniee, uns wie ein Stich in's Herz — sie wurde roth und bleich — sie hielt noch mit Gewalt an sich, sie war dem Ziele näher. „Kannst Du's beschwören?" frug sie jetzt. „Und wenn ich's auf's Kreuz müßt! Und mein Knecht, der mit mir war, kann's ja auch bezeugen. Zu was soll aber das?" frug er, wie aus einem unnützen Eifer herauskommend. — „Ich will Dir's vor Gericht zurückgeben lassen. Jetzt aber schweig' und gib mir Deine Hand darauf." Er schlug in die gebotene Hand. „Und wenn ich Dich bitt', in den nächsten Tagen mit mir am Abend wohin zu gehen, wohin ich Dich führ' — möchst mir vertrauen und mit mir geh'n?" Er sah sie, wie um das Räthsel fragend, an. „Thu's," sagte sie, „um meiner und Deiner Seelenruh' wegen." Das war so innig, so herzlich bittend gesagt, daß er nichts Anderes thun als zustimmen konnte. „Na, wenn's Deine Seelenruh' gelten soll, meinetwegen. Dir trau' ich, und wenn Du auch das Weib von ein' Hallodri bist!"

28.

Noch ein Tanz.

Einige Tage nach dem Besuche Leni's in der Eingard zogen der Nagelschmied, Lipperl, der seine Kraxen trug, und Leni wieder in die Gegend ein. Nachdem sie sämmtlich in einem Wirthshause vor dem Dorfe Station gemacht, trennten sie sich und gaben sich die Bestellung, sich in der Hütte bei Hans und Xandl wieder zu finden.

Es war bereits in den vorgerückten Nachmittagsstunden, als der Nagelschmied nach seinem ersten Einsprechen da und dort seinen Weg zu den besten Kameraden antrat. Leni ging vorsichtig zu dem Eingardhofer. Dieser trat bald mit ihr aus dem Hofe heraus, und nicht weit davon wartete schon ein dritter Bestellter, der in einiger Entfernung still folgte und that, als kümmerten ihn die Beiden nicht, jedoch auch etwas bei und mit ihnen zu thun hatte. Leni ging leise und von rückwärts mit dem Schelmbauer an die Hütte, um Xandl und Hans und den Nagelschmied beisammen zu finden. Als sie nahe kamen, als sie leise an die Mauern und nächst den Fenstern traten, da hörten sie lauter und deutlicher sprechen, als sie vermuthet hatten. In der Hütte war ein Streit los, und die Männer waren im heftigsten Wortwechsel wegen Theilung von Geldern. Hans drohte mit Verrath, wenn er nicht endlich sein längst versprochenes, gerechtes Theil bekomme. „Der Greger ist todt!" berief sich jener. „Und wenn auch, ich hab' das Amasdedl (ama deum, Anhängsel) noch, das ich aus der Brieftaschen genommen, die Du mir befohlen hast, auf den Weg zum Greger zu legen." Xandl fuhr beschwichtigend und zur Ruhe beschwörend dazwischen.

Der Leni träufelte Alles wie Balsam und doch zugleich wie brennende Aeztropfen in's Herz. Der Eingardbauer hörte und staunte — die Faust ballte sich ihm und er drückte im Grimm schier die Nägel in seine Handschuhe — aber er hatte sein Wort gegeben, ruhig zu bleiben und zu schweigen. Der Dritte aber, der verabschiedete sich rasch und ging mit eiligen Schritten seines Weges. Leni hatte nicht das Herz, in die Hütte zu treten. Sie entfernte sich nochmals mit dem Schelmbauer, sie wußte, der Lipperl müsse des Weges kommen, und sie hieß ihn sagen, er habe die Leni in der Nähe der Hütte ihrer Gevatterin getroffen, und sie warte, sie mögen Alle in's „Glücksradl" kommen, im Wirthshause unten werden sie sich Alle zusammenfinden. Dort saß sie und dort saß auch der Schelmbauer und der Bürgermeister, und Andere saßen mit ihnen, und Alle zusammen zechten froher Dinge. Und der Hans kam mit seiner Zither unter dem Rocke, das kurze Pfeifchen im Munde und das Hütlein keck auf die Seite gedrückt. Er legte die Zither gleich frei auf den Tisch, wie eine Einladung und Herausforderung, denn er sah die vielen, guten, lohnversprechenden Leute, und er schlug bald fein drauf los und fest drein.

Der Nagelschmied war der Erste, den die Luft recht überkam, der vielleicht meinte, sie herausfordern zu sollen und sich da wieder zu zeigen. Er sang so im Drange und nicht ohne Deutung der Xandl zu:

Gelt du Schwarzaugeti (Äugige),
Gelt für die tauget ih —

Gelt für dih war ih recht,
Wenn ih dih möcht!

Die Xandl hatte ihre alten Kunststückchen noch nicht verlernt und sie sang ihm frisch-trutzig entgegen:

Und beim Boden is a Nebel,
Auf der Höh is a Wind —
Mit uns is halt aus,
Das geht ja gar g'schwind!

Das Lachen war heute nicht so stark als sonst. Die Leni nahm das Wort. Sie sagte, ihr sei nach der Wiederkehr so eigen um's Herz, gerade so und noch bewegter, als zu der Zeit, wo sie von da in's Ungewisse hinaus, in die Welt fort gemußt. Sie bat den Hans, jenen Tanz anzustimmen, den er damals gespielt, und die „schwarzaugeti Xandl" forderte sie auf, mit ihr zu singen. Sie stimmten an. Sie sangen so hochaus, so abwechselnd, so jauchzend und aufregend, wie damals — namentlich die Leni hatte etwas Bewegtes und Tiefergreifendes in der Stimme — und als die Zither ihre Schlußakkorde wirbelte, als der letzte Aufschrei der Stimmen verklang — da traten drei Männer in Uniformen und mit dem blitzenden Bajonnet auf dem geladenen Gewehre in's Wirthshaus.

Alle saßen ruhig, wie von Stein und Mauer, nur in den Augen des Nagelschmieds, des Hans und der Xandl

Hallodri! Ein froher Winterabend. (S. 181.)

zuckte es auf wie flackernd Feuer. Auf den Ruf des Bürgermeisters: „Burschen, helft mit!" warfen sich Mehrere auf die Dreie, welche nach nutzloser Gegenwehr bald gefangen waren. „Pack's an, greif' zu, richt's aus!" sagte sich still Leni. Aber mitten in's Zimmer tretend, rief sie laut: „So, Greger lebt! und das is sein Gruß an euch." Diese Worte rief sie aus hoch erhobener Brust und mit glühendem Auge, dann aber sank sie zusammen auf die nächste Bank hin und hielt beide Hände über das Gesicht und weinte bitterlich, bitterlich! Im selben Augenblick sprang Lipperl zur Thüre herein. Er jauchzte und sprach wirre, schier unverständliche Worte, und geberdete sich voll wilder, schier toller Freude. Er hielt ein Packet in der Hand, ein erdbeschmutztes und halbzerfetztes, es war das vergrabene Geld, zu dem der Nagelschmied im Walde geschlichen war, und das der hinter ihm spähende Lipperl entdeckt und nun ausgegraben.

29.

Einzug und Ausgang.

Der Greger kam, der Greger war frei! Für alles Andere ist ja die reichste Menschensprache so arm, wie das Stammeln eines Kindes, das nach einzelnen Lauten statt nach Worten und Sätzen sucht.

Der Greger war da und saß im „Glücksradl“ und hielt seinen Arm um die Hüfte Leni's geschlungen. Um sie herum saßen die Bewohner aus der ganzen Gegend, und es wurde lebhaft Red und Antwort gegeben, theilnahmsvoll Leid und Freud geäußert. „Den Grund zu Deiner Hütten,“ sagte der Eingardhofer, „den hab' ich ganz in der Ordnung erkauft und er g'hört mein, und ich kann machen, was ich will. Der Nagelschmied hat mir das Geld zum Aufbauen durch den Lipperl geschickt. Und weil Du so ein braver Kerl warst und hast auch freiwillig bei Gericht gestanden, was Du hättst noch ewig läugnen können, und weil sie Dir für Deine ausgestandenen Leiden alles Andere geschenkt haben — so schenk' ich, der Schelmbauer, Dir gerad so viel Bretter aus meiner Sägmühl', als Dein Weib, die Leni, werth ist. Wie viel is das?“ — „So viel hast mit und gibt's mit!“ war der allgemeine Ausruf. — „Und wißt ihr, wie's das Häusl heißen wird, was für ein' Schild daß es führen wird?“ rief Greger in's allgemeine Gewirre nach einiger Zeit. „Zum Hallodri! soll's heißen und bleiben, ich scham (schäme) mih nit! Was ich erduldet hab', wär verdient, und es is eine grundgute Lehr' und Besserung. Ohne sie, ohne Lenerl, mein Weib, wär' ih wohl mit Rechten hinein, nimmer aber heraus kommen!“ — „Greif' zu, pack's an, richt's aus!“ sagte Leni, „hilf dir selber und der Herrgott wird schon helfen!“ und ihr Auge glänzte ober der farbenfrischen Wange. „Und Lenerl, Du feierst Dein' zweiten Ehrentag! Die Männer im Dorf legen schon ein bißl' Aussteuer zusammen und wir zahlen von Herzen gern Alle den lustigen „Hausmudl“ (Einstandsschmaus).“

Der Leni ward es von Allen laut ausgebracht, und der Schall schlug an die Wände, die alle früheren Töne auch gehört. „Aber wir haben ja jetzt keine Musikanten,“ sagte Einer. „Die führ' ich vom Markt heraus,“ sagte der Schelmbauer, und der Schulmeister muß der Kapellmeister sein. Die Ehrentänz' verricht' alle ich.“ Und es kam um kein Härlein und Körnlein anders, als die Leute da gesagt. Der verlassene Vetter des Haus schickte um den Greger und bat ihn, er möcht' sich doch seiner annehmen und ihm die Feldchen und Gärtchen bewirthschaften. Das thaten Greger und Leni, und aus dem Eingardhofe kam das „Anbandldrum“ (Nöthige zum Beginne) dazu, was auch, neben der Gutthat für den hülflosen Alten, eine Beisteuer für's eigene Hauswesen war.

Leni ward von Tag zu Tag frischer, und der Schelmbauer lobte wieder ihre Augen, und abermals wünschte Mancher, daß er jung und die Leni noch eine Dirn' wäre. Das Häuslein steht und heißt die Hallodrihütten, und die Jungen und die Alten erzählen sich bei seinem Namen eine Geschichte. Aus dem Schutte wuchs es neu heraus — Schutt und Neubau bezeichneten das Leben der Beiden, welche darinnen wohnten — der feste Grund war Leni's Herz. Das Haus wurde mit den Nägeln des Nagelschmieds genagelt. Als er im Gefängnisse erkrankte und dem Sterben nahe war, erbat er sich, man möge ihm mit sechs Nägeln, die er selbst geschmiedet, den Sarg nageln, sowie er solche einst an Leni für ihr Kind im Wirthshause verkauft. So ward der schlechte Schmied der rechte Schmied seines Glückes.

Die Frau Gevatterin, die war Leni's Beistand in Allem — ja selbst dann, als man neuerdings eine Gevatterin brauchte. Wir sollten's nicht schon verrathen, aber es waren alle Betheiligten darüber zu pünktlich. Der Lipperl wiegte wieder. Er blieb in der Hütte des Hallodri, der sich seiner natürlich annahm. Er ward, von Liebe behandelt und belehrt, jeden Tag klarer und brauchbarer, und der Name Lipperl ward den Leuten geläufiger als „Trottl“ und „Tepp.“

Eines Wintertages kam ein Schlitten angefahren mit einem großen Hund und einem kleinen, dicht verhüllten Manderl, mehrere Kinder saßen auf dem Schlitten, auch sehr dicht eingehüllt, und es gab einen lustigen, lustigen Tag. Den Schulmeister bat Greger, er möge ihm auf ein fein Papier, umzogen von Goldblättern und Blumen, wie man's zu einem Namenstag hat, die Worte schön schreiben: „Eher glaubst von mir, daß ich mir selbst das Leben genommen, als Dir Deine Ruh', und eher glaubst, Du selber warst's... u. s. w. Das prangt in schönem Rähmchen und unter Glas an der Wand. Das Kind spielt daran und greift nach den Blumen. Dem kleinen Buben mit dem runden Gesichtchen, den klugen Augen und dem herzlichen Lachen sagen die Eltern, sagt die Gevatterin und der Schelmbauer, sagte das Mannerl mit all' den kleinen Spielgenossen im Rosen: „Du Hallodri!“

Der Ritt auf dem schwarzen Rhinozeros.

Von

Arnold Wilke.

Wir hielten in einem stillen Thale, um unser Mittagsmahl einzunehmen. Ein halbes Dutzend Antilopen hatte sich in unserer Nähe häuslich niedergelassen und sah uns zu. Nach einem kurzen Schlaf brachen wir auf und kamen nach einem zweistündigen Ritt auf ein Plateau. Plötzlich sah ich etwas wie ein Thier vor uns über den Weg springen, das in dem Gebüsche verschwand. Harry Rust hatte dieselbe Bemerkung gemacht, und Ben Gilroy ritt sogleich herbei, uns mitzutheilen, was er gesehen. Was es war, konnte ich nicht bestimmen, da die Entfernung zu groß war; aber ich war entschlossen, es, wenn möglich, auszufinden. Ich gab meinem Pferde die Sporen, und meine Begleiter folgten mir auf den Fersen. Als ich mich der Stelle näherte, wo ich den Gegenstand hatte verschwinden sehen, fand ich ein dichtes Gebüsche, wohl vierzig Schritte im Durchmesser, das wie eine Insel auf einem Sandmeer stand. Ich war gewiß, daß unser Wild in diesem mit Holz bewachsenen Platze sein müsse, und bat meine Freunde, mir zu helfen, es zu umringen. Ich behielt die erste Position; Harry ritt auf die gegenüberliegende Seite, Ben war zu meiner Rechten und Abner zu meiner Linken.

„Bst!“ rief Ben, seine Büchse von der Schulter nehmend, „ich sehe etwas sich bewegen.“ Während er sprach, bemerkte auch ich eine Bewegung im Gebüsch der Mitte zu, und hielt meine Büchse in Bereitschaft. „Sei vorsichtig,“ sagte ich, als ich die Richtung der Mündung von Ben's Büchse sah. „Bedenke, daß Abner gerade in dieser Linie steht.“ — „Dann sagen Sie ihm, daß er aus dem Wege geht,“ rief Ben ganz aufgeregt. „Verdammt, seinetwegen verliere ich meinen Schuß. Aus dem Weg, alter Otter Brook, oder ich reiße Dir die Knöpfe vom Rock.“

Otter Brook war ein Spottname, welchen Abner sich durch eine Münchhausiade zugezogen. Er hörte die Warnung seines Freundes und lenkte sein Pferd augenblicklich auf die Seite. „Nun, Herr Oberst,“ rief Ben voll Aufregung, „geben Sie Acht, während ich den Kerl aufjage.“ In diesem Augenblicke hörten die Bewegungen in dem Gebüsche auf, und wir verspürten einige Zeit nichts mehr von dem Wild. Endlich aber wurden die Bewegungen wieder sichtbar, und sie waren dießmal mehr in meiner Nähe, als in der Ben's. „Es kommt diesen Weg,“ sagte ich; dann rief ich Harry zu, aus der Schußweite zu gehen. Näher und immer näher kam das unsichtbare Wild und ich wartete geduldig mit der Büchse auf der Schulter. Ben wollte die Hunde rufen, ich war aber dagegen; sie waren an die Wagen gekoppelt, und ich hielt es für besser, sie dort zu lassen. „Ruhig!“ rief ich, als mein Pferd zurückgehen wollte. „Ich sehe es nun!“ Aber ich feuerte nicht ab. Als mein Pferd aufsprang, bewegte sich etwas wie ein Mensch, der zwei Arme aufhob, rasch am Rande des Gebüsches, und in demselben Moment hörten wir ein wildes, ängstliches Geschrei: „O gütiger Vater! Gütiger Gott! Heiliger Geist! Allmächtiger! Schießt nicht!“ Ben Gilroy gab seinem Pferde die Sporen

und war augenblicklich an meiner Seite. — „Was ist das?“ frug er. — „Es ist irgend ein menschliches Wesen,“ antwortete ich, „und es spricht sogar deutsch.“ — „Sieh', sieh'!“ rief Gilroy. „Gütiger Gott, was gibt's?“ — Nun, was konnte es sein? Ein Neger mit bloßem Kopfe, mit zerlumpten, zerrissenen Kleidern, ein Neger, so dick und rund wie der alte Ben, aus dessen Ebenholzlarve ein helles, nicht ganz unbekanntes Antlitz leuchtete. „O Gott! o Herr! Herr! schießt nicht! Habt Erbarmen, ich bin verloren!“ So bittend warf sich der arme Neger auf die Kniee, seine Hände flehentlich zu mir aufhebend. — „Daß ich zusammengeschnitten und gebraten sei!“ rief Ben Gilroy, seine Augen aufreißend, als ob er einen Geist sähe. „Herr Oberst, kennen Sie ihn nicht?“ — Ich glaubte ihn zu kennen, doch schien mir die Sache unmöglich. — „Es ist unser alter Freund Fitzeben.“ — „Das kann nicht sein.“ — „Aber es ist so,“ sagte Ben beharrlich. — „Sagt, alter Bursche,“ fuhr er fort, sich an den knieenden Neger wendend, „seid Ihr nicht Fitzeben?“ — Der erschrockene Schwarze sprang auf, und im nächsten Augenblicke verbreitete sich große Freude über sein breites, fettes Gesicht. — „O Jerusalem, du schöne Heimat,“ stieß er, in die Hände klatschend, aus. „Hallelujah, Gott sei gesegnet! Bin ich im Himmel, oder träume ich? Herr Ben, sind Sie das?“ — „Ja, alter Fitzeben, ich bin's.“ — „O Gott, Sie sind's gewiß?“ — „Gewiß; und hier ist auch der Herr Oberst.“ — Der Schwarze trat einen Schritt näher und erhob seine Augen zu mir. Ich war nicht länger im Zweifel, denn in der ganzen Welt konnte es kein so breites, gutmüthiges Gesicht geben, als das unseres alten Freundes und Dieners Fitzeben. Und er erkannte mich eben so sicher wieder, denn er stürzte vor, klammerte seine Arme um meine Füße und rief aus: „O ich erkenne den gesegneten Herrn. Kennen Sie mich nicht mehr?“ — Ich hob mich aus dem Sattel und gab dem Burschen die Hand, und während er hüpfte und vor Freude tanzte, ritten Harry und Abner herbei. Beide kannten den alten Kerl, sie hatten ihn bei mir in Boston gesehen, und seine Freude erhöhte sich beim Anblick von zwei weiteren Freunden. — „Gesegnet sei Israel!“ rief Fitzeben, nachdem er Einem nach dem Andern die Hand gegeben und Jeden betrachtet, „ich hoffe, ich darf nicht mehr zweifeln; o mein Gott, ich müßte verrückt werden, wenn das ein Traum wäre!“ — Ich war beinahe so ungläubig wie er, und ich muß bekennen, daß ich den Schwarzen oft ansehen mußte, ehe ich mich völlig überzeugte, daß es kein Betrug war. Die Sache wurde aber endlich so klar, daß ich mich beruhigte. „Und nun,“ rief ich, als wir sicher waren, daß wir wirklich unsern alten Koch von den Sümpfen und Wäldern unserer westlichen Wildniß gefunden, „wie in aller Welt seid Ihr hieher gekommen?“ — „Gott, Herr Oberst, geben Sie dem armen Kind etwas zu essen, dann wird es sprechen. O es ist so hungrig!“

Wir führten den alten Kerl zu den Wagen, und während er Alles verschlang, was Gasch ihm vorsetzte, theilte ich Bolus und Dan mit, wer es war und sei. Als er mit Essen fertig war, bat ich ihn, mir seine Geschichte zu erzählen. „Erinnern Sie sich Herrn David Noyes?“ sagte er. Ich erinnerte mich seiner sehr gut. Er hatte eine Stelle unter meines Onkels Samuel Regierung und war ein berühmter Politiker. — „Nun,“ fuhr Fitzeben fort, „ich zog mit ihm aus und ging verloren; und ich glaube nicht, daß er daran denkt, ob ich armer Neger aufgefunden werde oder nicht. Mein Gott, was ist das für ein Mann, der sich ein Christ nennt. Warum verlor er mich!“ So schwazte er noch lange fort, bis wir endlich seine Geschichte aus ihm herauskriegten. David Noyes hatte vor, die Kapkolonie zu besuchen. Er sollte einen Diener haben und schlug Fitzeben vor, ihn zu begleiten. Der alte Schwarze hatte es satt, Häuser anzustreichen und Fenster zu putzen, und willigte schnell in den Vorschlag. Noyes traf zur bestimmten Zeit in Grahamstown ein, hörte aber, daß seine Freunde in Port Natal seien, und so ging er nach Port Natal. Als er den Ort erreichte, fand er seine Freunde, aber sie waren im Begriff abzureisen. Sie hatten vor, mit einigen Missionären in das Land der Batlag an die Grenzen der Kalaffariwüsten zu gehen, wo beinahe alle Einwohner Christen geworden waren. Noyes hatte keine Eile und entschloß sich sehr schnell, sie zu begleiten, und natürlich nahm er seinen Diener mit. Sie erreichten glücklich Mamusa und verbrachten dort einige Wochen, aber auf dem Rückwege ereignete sich der Vorfall, der Fitzeben uns in den Weg führte.

„Eines Mittags, als es sehr warm und ein Gewitter im Anzuge war, hielten wir bei einem tiefen Sumpfe an. In der Nacht regnete, blitzte und donnerte es, wie wenn die alte Schwarze gekommen wäre, und wollte nicht aufhören bis zum nächsten Mittag. So war denn der alte Herr entschlossen, bis zum nächsten Tage zu bleiben. Nachmittags störten einige von den Herren ein schwarzes Rhinozeros auf. ‚Guter Gott, Herr Oberst, haben Sie je solch' ein Thier gesehen?‘ Ich sagte ihm, daß ich deren viele gesehen. ‚Gott steh' mir bei! O Jerusalem!‘ rief der Alte aus, faltete seine Hände, und seine Augen rollten so lebhaft, daß nur das Weiße sichtbar war. ‚Was bin ich doch für ein schrecklicher Ungläubiger! aber ich kann nicht glauben, daß Sie einen solchen Koloß gesehen. Er war größer als ein Elephant, zehnmal größer und stärker als die vierzig Löwen, die Sie in dem Schnee auf dem See von Umbagog umbrachten.‘ Nun sie störten das Rhinozeros auf und rannten ihm nach. Die verfolgte alte Bestie blies sich auf, lief nicht in gerader Richtung, sondern kehrte auf halbem Wege um. Sie mußte ein halbes Dutzend kleiner Stiere in seinem Leibe gehabt haben, und ich glaube, sie war so wüthend, daß sie nicht wußte, was sie nur anfangen sollte. Als die Herren die Bestie verfolgten, nahm ich meine Büchse und rannte mit. Ich hörte einen Lärm in dem Gebüsch und von Ferne die Stimme unseres Herrn. Ich ging in's Gebüsch und da lag das Rhinozeros blutend. Ich glaubte gewiß, daß es todt sei, und dachte so bei mir selbst, ich will sehen, ob es nicht möglich, mir sein langes Horn abzuschneiden. O was für ein Horn sie hatte! Es war so lang als eine dicke Flinte. Ich ging zu ihm hin, und es lag wirklich da, wie wenn es todt wäre. Ich stieß es mit meinem Fuße, und es bewegte sich nicht. Dann trat ich auf seinen dicken Rücken und wollte sein Horn mit der Wurzel ausschneiden. Gott steh' mir bei! welche Höhe es hatte! es war höher als eine Kaiman. Als ich fand, daß ich es nicht ausschneiden könne, gab ich ihm mit der Klinge meines Messers einen Stoß in seine Schnauze. Aber, gesegnet sei Israel! in welche Noth bracht' ich mich dadurch! Das Rhinozeros war nicht todt, kein Gedanke daran. Es lag nur ruhig da, oder stellte sich so. Als es mein Messer fühlte, sprang es auf, und ich saß auf seinem Rücken, und Alles, was ich thun konnte, war: an dem kleinen Horne festzuhalten. Ich durfte nicht wagen, herunterzuspringen, denn dann wäre ich sicher von ihm zertreten worden. Jedenfalls glaube ich, daß dieß der Grund war, warum ich nicht herunterſprang, denn ich weiß nicht, was ich dachte. Guter Gott, wie das Rhinozeros fortrannte! Das wilde Thier sprang unaufhaltsam weiter. Ich glaubte, es renne den Feldern zu; nein, es lief der andern Seite zu, so schnell wie möglich. Ueber Berge, über Sandstrecken, über Gebüsch und über Sümpfe ging's, und mir wurde bald ganz schwindelig. Ich glaube, das Rhinozeros wußte nicht, daß ich auf seinem Rücken saß. Nach und nach wurde es dunkel und ich wurde müde, ich konnte nicht länger reiten. Gerade als ich ganz athemlos geworden, hielt die Bestie an, taumelte und stürzte nieder. Ich blieb fest auf dem Rücken, bis ich sah, was es war. Das Rhinozeros war todt, wirklich todt, aber was war ich? Gerettet, gerettet, aber weit entfernt von dem Orte, von dem ich ausgegangen, denn es war mir, als wenn ich mit der Eisenbahn gefahren wäre. Nachdem ich ausgeruht, ging ich umher; aber wozu? Es war ganz dunkel und ich wußte nicht, welchen Weg nun gehen.

Ich heulte und schrie, und schrie und heulte. Ich ging hin und her, bis ich müde war; dann legte ich mich in das Gebüsch und schlief. Am Morgen ging ich wieder hinaus, aber ich wußte nicht, welchen Weg ich einschlagen sollte; ich glaube jedoch, ich ging genau den falschen Weg. Am Abend legte ich mich neben das Rhinozeros, auf dem ich am Tag vorher geritten war. Gütiger Gott, Herr Oberst, als ich das Rhinozeros ansah und dachte, welcher Gefahr ich entgangen, setzte ich mich hin und weinte. Den nächsten Morgen schnitt ich mir einige Stücke Fleisch von dem Rhinozeros aus, aß sie roh und ging dann weiter. Vier Tage ging ich umher wie ein Schiff ohne Ruder, aß nichts als Wurzeln und Beeren, und was ich sonst that, weiß der liebe Gott. Als ich zu der Stelle kam, wo Sie mich fanden, war ich kaum mehr lebend. Ich wollte gerade mich niederlegen, als ich den Ochsen sah, und deßhalb eilte ich in das Gebüsch. Gott sei mir gnädig! Was ist aus David Noyes geworden? Was kann er denken, daß aus mir geworden? Ich denke, er ist mehr als vierzig Meilen fort, ich bin vierzig Meilen fort, und das macht mehr als hundert Meilen zwischen uns Beiden. Gesegnet sei der Gott Israels! Ich habe Sie gefunden, gütiger Herr Oberst, ist es nicht sonderbar? Aber Sie müssen mich behalten, ich möchte lieber bei Ihnen als bei Master David sein. Wir werden ihn finden."

Ich glaubte nicht, daß wir Noyes in Afrika finden würden, da er weit gegen Süden war, aber ich versprach Fitzeben, daß er einer der Unsrigen werden könne, und daß wir ihn so gut als er es verdiene, behandeln wollen. Ich sagte

Auf dem Rücken des Rhinozeros. (S. 183.)

ihm, daß sein Abenteuer mit dem Rhinozeros ihm ein Recht auf unsere Achtung gegeben, worauf der Schwarze grinste und sich verbeugte.

Abends nach dem Nachtessen kroch mein Groom Dan an meine Seite und fragte, ob Fitzeben mein Diener werde. Ich fragte warum? — „Ich habe ein Recht, Ihr Diener zu sein, Herr Oberst," antwortete er, die Hand auf dem Herzen. Die Antwort, der Ton und die Art, mit der er sprach, rührten mich tief. „Fürchte nichts, mein Knabe," sagte ich, ihn bei der Hand nehmend, „Niemand wird Dir Deinen Platz nehmen. Ich wählte Dich vor Allen. Fitzeben wird Ben Gilroy bedienen."

Dan küßte meine Hand und verschwand. Er war ein treuer Junge, und ich wußte, daß er sein Leben für mich lassen würde.

Die Volksmärchen.

Nach

den Brüdern Grimm u. A.

Die Märchen, die unsere Kinderzeit mit ihrem wunderbaren Zauber erhellen, sie sind uns in spätern Tagen eine liebe Erinnerung, die wir gerne wieder wachrufen, indem wir sie unsern Kindern erzählen, wenn sie uns mit leuchtenden Augen und frohen Herzen zuhorchen und immer noch mehr wissen wollen, als wir ihnen erzählen können. Die beiden Brüder Grimm, die sich um die Erforschung unserer Sprache so große Verdienste erworben, haben den ganzen Märchenschatz gesammelt und durch Beispiele aller Art gezeigt, wie sich die Märchen der Deutschen bei den verschiedenen Völkern wiederholen, freilich mit Aenderungen nach dem Geiste des

Verschiedene im Walde.

einen und andern Volkes. Wir glauben unsern ältern und jüngern Lesern eine Freude zu machen, indem wir ihnen eine Reihe solcher Märchen illustriren.

I.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirn, die hatte Jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie Alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts Anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen; da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast Du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bringe der Großmutter hinaus: weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig und grüße sie von mir, geh' auch ordentlich und laufe nicht vom Weg ab, sonst fällst Du und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen sagte: „Ja, ich will Alles recht gut ausrichten," und versprach's der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rothkäppchen aber wußte nicht, was er für ein böses Thier war und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er. — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willst Du so früh hinaus, Rothkäppchen?" — „Zur Großmutter." — „Was trägst Du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken." — „Rothkäppchen, wo wohnt Deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde im Walde, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten stehen die Nußhecken, das wirst Du ja wissen," sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich, das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für Dich, wie fängst du's an, daß du den kriegst? Da ging er ein Wellchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, sieh' einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst Du nicht um Dich; ich glaube, Du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für Dich hin als wie zur Schule, und ist so lustig hausen in dem Wald."

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin- und hersprang und Alles voll schöner Blumen stand, dachte es: ei, wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint es, dort stand noch eine schönere, und lief darnach und lief immer weiter in den Wald hinein.

(Schluß folgt.)

Eine mexikanische Spielgeschichte.

Von

J. W. v. Müller.

Am Morgen des ersten Pfingsttages der vierziger Jahre, erzählt v. Müller in seiner interessanten „Reise in Mexiko", trat der erste Commis des damals schon bedeutenden deutschen Hauses L. —, dessen Namen ich verschweige, da ich fürchte, es möchte dem jetzigen Chef der geachteten Firma nicht angenehm sein, ihn zu nennen — zu seinem Prinzipal, der eben im Begriff war, sich anzukleiden, mit der Bitte, ihm auf sein rückständiges Gehalt eine Fanega, d. i. eine Summe von 1000 Pesos, auszahlen zu lassen. „Sehr gern, lieber B.," erwiederte der Prinzipal, „nur bitte ich Sie, sich das Geld selbst zu holen, da der Kassirer nicht anwesend ist. Hier sind die Schlüssel zur Kasse, in welcher Sie Säcke mit abgezählten Piastern finden." — Der junge Mann that wie ihm geheißen, und war kurze Zeit darauf in San-Augustin angekommen, wo er sich das eleganteste unter den Spielhäusern ausersah. Er trat an eine Bank, wo Roulette gespielt und am höchsten pointirt wurde. „Halten Sie meinen Satz auf Nr. 33?" fragte er den Bankhalter, ihn scharf fixirend und den geschlossenen Geldsack auf den grünen Teppich setzend. — „Mit dem größten Vergnügen," erwiederte der Bankhalter, ohne daß er genau wissen konnte, was der Sack enthielt; aber ein Mexikaner würde sich schämen, eine Wette zurückzuweisen. Die Roulette wird gedreht und Nr. 33 hat gewonnen. Eine leichte Blässe überzieht das Antlitz des Bankhalters, denn er glaubte wie alle Umstehenden nicht anders, als daß der Sack des jungen B. eine Fanega enthalte, und da der Satz auf diese Nummer fünfunddreißigfach bezahlt werden mußte, so war dieß keine kleine Summe. Um jedoch zu kontroliren, öffnet man den Sack; aber wer beschreibt den Schreck des Bankhalters und das Erstaunen aller Anwesenden, als man sah, daß derselbe nur Gold enthielt, und zwar statt 1000 Thlr. in Silber 1000 Unzen Gold, also im Ganzen 16,000 Piaster. Ein wahrer Sturm erhob sich im Publikum. Der Erstaunteste aber von Allen war der junge B. selbst, der vor Entsetzen nicht sprechen konnte. Der Bankier erklärte, solch' eine fabelhafte Summe nicht auszahlen zu können; allein, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nahm das Publikum Partei gegen ihn. Man brachte an den Tag, daß nicht er der Eigenthümer der Bank war, sondern ein reiches mexikanisches Haus die Fonds dazu geliefert hatte und folglich auch für die Verluste seines Agenten verbindlich war. Nach langen tumultuarischen Auftritten, welche die ganze Stadt herbeigezogen hatten, wurde durch eine Art Volksjustiz die betreffende Bank verurtheilt, dem Herrn B. die von ihm rechtlich gewonnene Summe von 560,000 Pesos auszuzahlen. Soweit der Vorrath reichte, wurde das Geld baar erlegt und für den Rest Schuldverschreibungen ausgestellt. Reichbeladen und von einer großen Schaar von Freunden begleitet, die sich erboten hatten, ihm als Bedeckung zu dienen, kehrte der junge B. nach Mexiko zurück. Schon seit dem Moment seines Gewinns war B. für alle seine Bekannten ein Räthsel geworden. Anstatt die ausgelassene Fröhlichkeit seiner Freunde zu theilen, verharrte er schweigend, ernst und in sich gekehrt; ja, es schien eine tiefe Melancholie sich seiner bemächtigt zu haben. Zu Hause angekommen, stürzte er in das Zimmer seines Prinzipals. „Herr L.," rief er außer Athem, „hier bringe ich Ihnen Ihr Eigenthum, es sind 560,000 Piaster, die ich mit Ihrem Geld gewonnen habe." Die Reihe des Erstaunens war nun an Herrn L., bis ihm B. auseinandergesetzt hatte, wie er diesen Morgen, seiner Erlaubniß gemäß, aus der Kasse einen Sack genommen habe, der nach seiner Meinung 1000 Piaster enthielt. Erst nach gemachtem Gewinn habe er bei Eröffnung des Sacks zu seinem Schrecken wahrgenommen, daß er 1000 Unzen Gold statt 1000 Thlr. genommen habe. „So wenig wie ich im Stande gewesen wäre, Ihnen den erlittenen Verlust zu ersetzen, ebensowenig darf ich den gemachten Gewinn behalten." — Gerührt von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes, schloß ihn L. in seine Arme. Drei Tage später wurden in der Hauptstadt zwei Circulare verbreitet. Das erste theilte der kaufmännischen Welt mit, daß Herr B. in das alte Haus L. als Compagnon eingetreten sei, und die Firma fortan „L. u. B." heiße. Das zweite setzte Freunde und Bekannte von der Verlobung des Fräuleins L. mit Herrn B. in Kenntniß, und lud dieselben zur Hochzeit ein.

Der Engel von Augsburg.

Erzählung

von

O. Kreß.

Ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl überkam mich, als ich vor der kleinen verwitterten Kapelle auf dem Kirchhofe zu Straubing stand, und die Bilder einer längst vergangenen Zeit an meinem geistigen Auge vorüberzogen. Die runden getrübten Scheiben der kleinen Bogenfenster blickten ernst und traurig auf mich hernieder, und eine Thräne trat mir in's Auge bei dem Andenken an das Schicksal der unglücklichen Frau, die mir immer erschienen ist wie eine Heilige, bei dem Andenken an die arme, gemordete Herzogin von Bayern, deren ganzes Unglück ihre niedere Geburt, deren einziges Verbrechen ihre Liebe war. Vier Jahrhunderte sind seitdem verflossen, unendlich Vieles ist untergegangen im Strome der Zeit, manches Vorurtheil ist mit dem Fortschritte der Kultur einer bessern Einsicht gewichen, nur dieses nicht.

Agnes Bernauer, die als ein Opfer der Standesvorurtheile fiel, war eine Baderstochter von Augsburg und äußerlich ein ebenso holdes Wesen, wie sie im Herzen fromm und gut war. Daher kam es, daß sie beliebt war bei Jung und Alt, daß alle Menschen sich dieses Kleinodes freuten, und sie in der ganzen Stadt nicht anders als „der Engel" hieß. „Sie war ein äußerst und nur allzu liebliches Geschöpf," meldet eine alte Chronik von ihr, „wohl proportionirt in allen ihren Gliedmaßen, ein höchst zierlich Weiblein, und hatte lange Haare von goldgelber Farbe." Sie war die Tochter Kaspar Bernauer's, eines Baders, dessen Gewerbe nach damaligen Begriffen nicht zu den ehrlichen gehörte, aber Agnes, sein Kind, hätte ihrer Schönheit und Tugend wegen wohl eine Königin zu sein verdient. Eine Herzogin wurde sie wirklich, aber leider nur für ganz kurze Zeit.

Es regierte nämlich damals in Bayern Herzog Ernst; dessen Sohn war Herzog Albrecht, ein junger, ritterlicher und treu gesinnter Prinz, der gerade damals, als die holde Agnes in schönster Lebensblüte stand, im Begriff war sich zu vermählen. Herzog Ernst, sein Vater, gedachte ihm eine ebenbürtige Gemahlin zuzuführen, und hatte für ihn die Gräfin Elisabeth von Württemberg erwählt. Auch hatte er mit den Eltern der Braut längst schon alle nöthigen Punkte besprochen: den Brautschatz, das Heirathsgut, die Morgengabe, den Wittwensitz und auch die Strafe von 14,000 Gulden für den Fall eines Bruches des Ehegelöbnisses.

Herzog Albrecht war ein junger Mann, dem Turniere und ritterliche Uebungen höher standen als das Spiel der süßen Minne; denn bis jetzt hatte noch kein Weib ihn zu fesseln vermocht. Gräfin Elisabeth von Württemberg aber hatte bereits schon in der Stille ihr Herz verschenkt, und zwar an den edlen Grafen Johann von Werdenberg, der ihr Auserwählter, aber leider nicht der ihres Vormundes, des Churfürsten Ludwig von der Pfalz, war. Ohne die Neigung der Gräfin auch nur im Geringsten zu berücksichtigen, waren die Abgesandten beider Parteien am Hofe des Churfürsten zu Heidelberg zusammengekommen, und hatten am 15. Januar 1428 den Heirathsvertrag abgeschlossen, weßhalb man sich in Bayern bereits zur Abholung der angelobten Braut rüstete, die unterdessen fast in Verzweiflung gerieth. Da es aber bei ihr feststand, daß kein Vertrag auf Erden ihr heiliger sein sollte als der, den sie mit dem Grafen von Werdenberg im Geheimen abgeschlossen hatte, so spottete sie aller Politik und floh mit ihrem Geliebten, dessen angetrautes Weib sie auf der Stelle ward, aus ihrem väterlichen Lande. Die Höfe von Württemberg, Bayern und Heidelberg schauten freilich gar böse und sauer darein, konnten aber das Geschehene doch nicht ändern. Geduldiger ertrug aber Herzog Albrecht den Verlust seiner Braut, die er im Leben noch niemals gesehen hatte, und deßhalb wohl leicht verschmerzen konnte.

Um seinem ritterlichen Sinne zu genügen, wohnte er bald nach dieser Begebenheit einem großen Turniere in der reichen Stadt Augsburg während des Faschings bei, tummelte sich daselbst weidlich herum mit vielen schwäbischen Rittern, und kämpfte auch mit den Söhnen der Patrizier jener Stadt. Wie er hier die Tochter des armen Baders, den Engel von Augsburg, kennen lernte, wird zwar nicht näher gemeldet, aber vermuthlich war sie unter den Zuschauern an den Schranken, und sein Falkenauge fand sie heraus unter den Tausenden, wie Romeo seine Julie unter den Gästen des alten Capuletti.

Die Liebe baut Brücken über Klüfte und Abgründe, welche Konvenienz und Politik zwischen den Menschen schuf. Der Herzog weihte der schönen Augsburgerin sein ganzes Herz, und auch sie war ihm ergeben mit inniger und treuer Liebe. Seines Vaters Zorn fürchtend, brachte er sie in ein festes Schloß, nach Vohburg an der Donau, und gab hier dem Bunde ihrer Seelen die priesterliche Weihe. Dort verlebten sie die Wonnezeit ihrer schwärmerischen Liebe, eine kurze Zeit des Glückes und der Freude.

Der gestrenge Vater, Herzog Ernst, der bald von der Sache etwas vernahm, hielt sie Anfangs nicht für ernstlich, denn er glaubte, sein Sohn sei nur vergafft in eine schmucke Dirne, doch ohne ernstliche und wahre Neigung. Es grämte ihn zwar, daß der Prinz sich jetzt von allen ritterlichen Uebungen und öffentlichen Geschäften, wie sie einem künftigen Regenten wohl anstehen, zurückzog, nur selten und dann traurig und nachdenkend bei Hofe erschien, und sich dann eilig wieder zurückzog an die Donau zur Vohburg in die Arme seiner „verführerischen Buhldirne", denn so pflegte Herzog Ernst die arme Bernauerin zu nennen, da er um den geheimen Ehebund nicht wußte. Er beschloß daher, mit dem Abschlusse eines neuen ebenbürtigen Ehebündnisses für den Prinzen zu eilen, und lenkte seine Aufmerksamkeit auf Anna, die Tochter des Herzogs Erich von Braunschweig. So erfreut und willig man sich nun in Braunschweig zur Schließung des Ehebundes zeigte, so erschreckt und bestürzt war man deßhalb auf der Vohburg an der Donau. Die arme Agnes, viel Böses ahnend, vergoß täglich bittere Thränen, seitdem sie erfahren hatte, daß Herzog Ernst gar mächtig zürne, daß er auf sie, das schlichte augsburger Mädchen, seinen ganzen Haß geworfen und bei sich fest beschlossen habe, mit Gewalt ihren Liebesbund zu zerreißen. In der That war Herzog Ernst zum Aeußersten bereit, doch wollte er vorher versuchen, ob er es nicht vermeiden könne, selbst Hand anzulegen an die Zauberin, die seines Sohnes Sinne gefangen hielt. Von der Vorstellung ausgehend, daß Herzog Albrecht sich nur vorübergehend mit seinen Gefühlen verirrt habe, und daß es nur einer eindringlichen und kräftigen Mahnung bedürfe, um ihn gleichsam aus dem Traume zu erwecken und ihn zur bessern Erkenntniß seiner Pflichten als Thronfolger zu bringen, wandte Herzog Ernst ein Mittel an, das uns zwar als roh und barbarisch erscheint, aber in dem Charakter jener Zeiten seine Begründung hatte.

Er schrieb nämlich ein großes Turnier aus zu Regensburg an der Donau, und lud nur die Ritter des bayrischen Landes zu diesem Feste. Auch Prinz Albrecht erhielt die Weisung beim Turniere zu erscheinen, und folgte ihr um so lieber, da er durch seine bekannte Kraft und Gewandtheit den Sieg davonzutragen, und so die Gunst seines Vaters wieder zu gewinnen hoffte. Doch, es kam anders, als er glaubte. Als er im höchsten kriegerischen Schmucke vor den Schranken erschien, und gleich den andern Rittern auf den Kampfplatz sprengen wollte, da wehrten ihm die Turniervögte den Eingang, die Schranken schlossen sich vor ihm, und der Herold erklärte auf des Vaters Befehl vor allem versammelten Adel und Volke des Landes: „daß nach alter löblicher Turnierordnung Derjenige, welcher zwar von Adel geboren und fürstlichen Herkommens sei, welcher aber für

einen Ehebrecher unzweifelhaft und öffentlich anerkannt würde, item welcher Einem sein Eheweib, Tochter, Schwester oder Freundin außerehelich entführe oder hielte wider sein Willen und also in der Unehr sitze, daß er nit könne turnieren".

Starr vor Entsetzen und Wuth ob des ihm angethanen Schimpfes stand Herzog Albrecht einen Augenblick unschlüssig an den Schranken. Aber plötzlich, seiner Besinnung wieder mächtig, suchte er den Eingang gewaltsam zu erzwingen und rief mit Donnerstimme: „Wer wagt es, mir den Eingang zu verwehren! Agnes ist mein ehelich Weib und mir angetraut durch Priesters Hand, wie sich's geziemt. Vor Gott und Menschen will ich es bekennen!" Doch trotz alldem blieben die Schranken vor ihm geschlossen, er wurde gewaltsam zurückgedrängt und war genöthigt, sich endlich beschimpft zurückzuziehen. Mit fürchterlichem Groll im Herzen warf er sich auf sein Roß und jagte davon.

Das Geheimniß der Ehe, das er bisher noch in der Stille bewahrt hatte, war nun öffentlich vor seinem Vater und dem gesammten Volke proklamirt. Das Schwert war gleichsam gezückt, und der tiefbeleidigte Sohn stand seinem zornigen Vater als Feind gegenüber. Er kehrte heim zu seiner treuen Agnes, erzählte ihr das Geschehene und sagte ihr, daß es jetzt Zeit sei für sie, den Platz öffentlich und ohne Scheu einzunehmen, der ihr an seiner Seite gebühre. Er umgab sie hierauf, die Zitternde und Zagende, mit einem wahrhaft fürstlichen Glanze, gab ihr ein zahlreiches Hofgesinde und befahl, daß man die arme Baderstochter von Augsburg jetzt Herzogin von Bayern nenne, und so führte er sie von dem Burgverstecke zu Vohburg als eine Fürstin durch das Land, sie dem Volke als künftige Regentin zeigend, nach der Stadt Straubing, wo er ihr ein Schloß schenkte zur künftigen Residenz. Agnes ließ Alles mit sich geschehen, wie es ihrem Gemahl gefiel, aber insgeheim nagte Angst und Sorge an ihrem Herzen. Es ahnte ihr, daß sie wohl das Opfer des nun offen angefachten Streites dieser beiden Mächtigen werden müsse, und, in ihr Schicksal ergeben, bereitete sie, während ihr Gemahl das Residenzschloß schmückte, sich in der Stille ein Grab und baute sich im Karmeliterkloster zu Straubing im Kreuzgange eine Kapelle, in der sie „ruhen" wollte. Doch führte sie, von ihrem Gemahl mit Argusaugen bewacht und von seinen treuen Mannen umgeben, in Straubing noch kurze Zeit ein ruhiges Leben.

Vielleicht hätte sich am Ende auch der alte Herzog Ernst, von der treuen Liebe seines Sohnes, von seinem ehelichen Glücke und der Tugend des „augsburger Engels" gerührt, ebenso in das Verhältniß gefügt, wie hundert Jahre später Kaiser Ferdinand I. in die Ehe seines Sohnes mit der schönen Philippine Welser. Aber leider gestaltete sich der Fall in Bayern anders als in Oesterreich. Hier waren noch, außer den zwar ehelichen aber nicht regierungsfähigen Kindern der Welserin, andere rechtmäßige Thronfolger vorhanden. Erzherzog Ferdinand, der mit seiner Gemahlin ruhig in Innsbruck residirte, konnte dort, unbeschadet der Ruhe des Reiches, seinem unebenbürtigen Familienglücke leben. In Bayern aber waren unglücklicherweise neben den vom Thronfolger Albrecht zu hoffenden Erben wenige rechtmäßige Nachfolger vorhanden, und zum Unglücke der Bernauerin mähte diese Wenigen plötzlich der Tod dahin, zuerst den Bruder des bayrischen Regenten, den Herzog Wilhelm, dann seine beiden Söhne.

Herzog Ernst sah nun Keinen von seinem Stamme mehr übrig als seinen Sohn Albrecht, und konnte von diesem, wenn er mit der Baderstochter verheirathet blieb, nur Kinder erwarten, welche, sogar wenn er es selber gewollt hätte, weder Kaiser noch Reich, noch vielleicht das bayrische Volk oder die entfernteren Agnaten des Hauses für regierungsfähig anerkennen würden. Er fürchtete, daß Zwiespalt und Bürgerkrieg über sein Haus und Land hereinbrechen können, und alsbald stand nun der Entschluß bei ihm fest, die Person, welche ihm die einzige Ursache alles dieses drohenden Unglückes zu sein schien, und die eine boshafte Verläumdung sogar als die Anstifterin der Todesfälle im Regentenhause bezeichnete, aus dem Wege zu räumen. Er beschloß, die Agnes Bernauer in Straubing zu überfallen, zu ergreifen und sie vom Leben zum Tode zu bringen. Er ersah sich dazu einen Zeitpunkt, wo eben sein Sohn nicht anwesend in Straubing war, rückte daselbst mit seinen Reisigen ein, ließ die arme, wehrlose Agnes in einen Thurm werfen, und ihr in eben der Weise den Prozeß machen, wie dieß einst jener Heinrich der Grausame von Bayern seiner eigenen unschuldigen Gemahlin zu Donauwörth gethan hatte. Es wurde in der Eile ein Gericht niedergesetzt, das die Bernauerin, „weil sie den bayerischen Thronfolger bezaubert und zu einer ihm unehrenvollen Verbindung verführt habe," für eine Staatsverbrecherin und des Todes würdig erklärte. Und da Ernst dieß Urtheil, das er hervorgerufen, natürlich sofort bestätigte, so wurde auf der Stelle dem Richter von Straubing, Emeran Rusperger, der Befehl gegeben, das Todesurtheil zu vollziehen, und die unglückliche Herzogin, wie eine böse Hexe und Zauberin, in die Donau zu stürzen und zu ersäufen. Diese Greuelthat geschah am 12. Oktober 1435.

Der „Vicethum" (Vicedominus) — so nennen die Straubinger, wenn sie die Geschichte erzählen, gewöhnlich jenen bereitwilligen Henker, den obengenannten Richter von Straubing — der „Vicethum" ließ die holde Augsburgerin binden und sie, wie es ihm befohlen, von seinen Henkersknechten von der straubinger Brücke hinabstürzen. Obgleich nun eine Menge zusammengelaufenen Gesindels und viele Bürger und Bürgerssöhne der Stadt dabei waren und dem bejammernswerthen Schauspiele zusahen, so hat sich doch aus Furcht vor des Herzogs Leuten kein Arm erhoben, um sich diesem öffentlich unter Gottes freiem Himmel begangenen Morde zu widersetzen. Kein Arm erhob sich für das unglückliche und wehrlose Geschöpf, da doch die Wellen der Donau selbst Barmherzigkeit zu üben und das Opfer zu verschmähen schienen. Der schnell fließende Strom trug sie eine Zeitlang auf dem Rücken, und brachte sie noch lebend an's Ufer zurück. Vielleicht halfen dabei ihre Gewänder — vielleicht arbeitete sie selbst in der Todesangst gegen die Macht der Wellen — kurz, sie landete, sie ergriff noch einmal als eine Wiedergeborne das rettende Festland. Aber auch jetzt hat sie noch Keiner vertheidigt, keine Stimme rief um Gnade für die arme, gemordete Unschuld, nein, die Furcht vor des Herzogs Leuten war so groß, daß Niemand wagte, ihr beizuspringen; ja, man ließ es sogar zu, daß einer von des Herzogs Henkern mit einer Stange herbeieilte, die langen, goldenen Haare der „subtilen Frau" darum wickelte, und sie nun so lange unter das Wasser tauchte, bis sie todt war. Wie viel Lammesgeduld muß man doch schon damals in dieser „mannhaften" Ritterzeit gehabt haben, und wie unerbittlich unbarmherzig muß auch schon damals die Politik gewesen sein! — Agnes war todt, und wurde in der Stille begraben. Herzog Ernst war froh, und zog triumphirend nach München. Er glaubte, seinen Projekten einen freien Weg gebrochen zu haben.

Albrecht rächte das ihm widerfahrene himmelschreiende Unrecht ganz in der Weise seines Jahrhunderts. Als er heimkehrte, und man ihm zuerst die Nachricht von dem Geschehenen hinterbrachte, war er wie vom Blitze getroffen; vor allzu tiefem Schmerze verfiel er in eine Geistesabwesenheit, und auf die Erde stürzend, lag er da wie ein Todter. Und nachdem er endlich wieder zur Besinnung gekommen war, da weinte der starke Mann lange und heftig wie ein Kind, und er schwur in seinem Schmerze einen furchtbaren Eid, er wolle seinem Haupte keine Ruhe geben, bis daß er nicht am Vater und an Allen, die demselben Hülfe und Rath bei der Greuelthat geleistet hätten, den Tod des unschuldigen vielgeliebten Weibes schrecklich gerächt habe.

Von Rache entflammt, verband er sich nun mit den Feinden seines Vaters, erhob die Fahne des Aufruhrs, brachte ein Heer zusammen, und, ein zweiter Achilles, der „dem Patroklus blutig Opfer weiht," fiel er in die bayrischen Lär-

der ein, und überzog ſie mit Krieg. Dörfer und Städte loderten in Flammen auf, die Landleute wurden geplündert, gefangen und gemordet, und er ſelbſt wüthete ärger in den Reihen ſeiner Feinde, als ein hungriger Löwe. Dieß dauerte lange Zeit.

Am Ende aber wich ſeine ungeſtüme Rache einer ſtillen Wehmuth. Der Kaiſer Sigismund von Deutſchland ſchlug ſich in's Mittel und redete ihm in's Herz, und auch dem Vater ſchrieb er, er möge das Blut ſeiner Unterthanen ſchonen und dem verletzten Sohne entgegengehen, und ſo iſt ſchließlich noch ein Vertrag zu Stande gekommen. Der alte Herzog bereute ſeine vorſchnelle That, verſicherte aber, Alles ſei nur um ſeines Sohnes Ehre, um ſeiner Ruhe und um des Vaterlandes Wohl geſchehen; er verſprach ihm zuletzt, er wolle für ſeine Agnes eine Kapelle ſtiften, um ſo, wenn ihr hienieden vielleicht zu viel geſchehen in der Ewigkeit für das Heil ihrer Seele zu ſorgen. Dieß Verſprechen hat denn der alte Herzog auch wirklich gehalten, und außerdem gab er ſeine Einwilligung dazu, daß Herzog Albrecht dem Gedächtniſſe ſeiner Geliebten eine tägliche Meſſe bei den Karmelitern in Straubing und einen Jahrestag ſtiftete, welche beide auch bis auf unſere Tage herab beſtanden haben. In ſeinem Herzen aber bewahrte er ihr ein ewig treues Andenken; und obwohl er ſich ſpäter mit der ihm angetragenen Prinzeſſin Anna von Braunſchweig vermählte, und mit ihr noch lange Zeit nach ſeines Vaters Tode als „Albrecht der Fromme“ den Thron Bayerns zierte, ſo gedachte er doch ſtets mit inniger Rührung ſeiner treuen Agnes, des armen gemordeten „Engels von Augsburg“, ſeiner erſten und ſeiner einzigen Liebe. In ſeinem Privatſiegel, das er ſpäter gebrauchte, ſieht man unter den Emblemen des bayriſchen Wappens auch eine von Ketten umſchlungene Frauengeſtalt, die halb und halb wie ein Meerweibchen ausſieht, ohne Zweifel aber Niemand anders ſein ſoll als die engelgleiche Frau, die zu den Waſſernixen gebettet wurde. Auch ließ er „ſeiner Seel zu Troſt und Hilf der ehrwürdigen und ehrſamen Frawen Agneſen der Pernaverin“ noch in ſpäteren Lebensjahren die Stiftung ihres Jahrestages und die täglich zu leſende Meſſe erneuern, und ihr dabei einen prächtigen marmornen Grabſtein ſetzen. Dieſes Monument, auf dem die ſchlummernde und auf einem Kiſſen ruhende Agnes gar rührend dargeſtellt iſt, exiſtirt noch heutigen Tages. Der Bildhauer hat ihr zu Füßen zwei kleine Thiergeſtalten angebracht. Die Straubinger wollen darin einen Hund, als Symbol der Treue, und eine Eidechſe, als eine Anſpielung auf ihre Todesart und auf die Waſſerthiere, zu denen ſie hinabgeſtoßen wurde, erkennen.

Der Engel von Augsburg: Agnes Bernauer wird von der ſtraubinger Brücke hinabgeſtürzt. (S. 188.)

Der Thurm, in dem ſie gefangen geſeſſen haben ſoll, iſt jetzt von einem hübſchen Garten umgeben, und in dem alten Gemäuer des Thurmes ſelbſt hat der Rentamtmann von Straubing ſein Sommerhaus. Der Weg hinaus zum Grabe der Agnes iſt reichlich beſetzt mit kirchlichen Stiftungen, und zuletzt kommt man zu einer ganzen Gruppe von Kirchen und Kapellen, zwiſchen denen Gräber und Kreuze in Menge zerſtreut ſtehen. Es iſt hier eine der älteſten und merkwürdigſten Partieen der Stadt. Auf demſelben Wege zu den Kapellen, der längs eines Donauarmes hinführt, iſt auch die Stelle, wo die Arme an's Land geſchwommen und vom Henkersknecht ertränkt worden iſt. Ich fand daſelbſt das kleine Häuschen eines ſtraubinger Taglöhners, Kaſpar Schmidt;

es trägt auf der dem Flusse zugekehrten Seite in der Mitte der Giebelwand eine kleine weibliche Figur, welche ebenfalls dem Wasser zugewendet ist. Die alte Frau, welche mir diese Figur zeigte, behauptete fest, daß die Bernauerin hier wirklich noch „ganz lebhaft" angekommen sei.

Gerade 350 Jahre nach der Bernauerin Tode streckte ein anderer bayerischer Fürst noch einmal seine schützende Hand über alle diese Denkmäler einer finstern Zeit aus, und rettete sie vom Untergange, indem er die Sache der Bernauerin gewissermaßen wiederum zu einer bayerischen Staatsangelegenheit machte, aber freilich in ganz anderer Weise, als der alte Herzog Ernst. Im Jahre 1785 nämlich wollte, auf Veranlassung der bayerischen Akademie, der Rathsherr und Kirchenverwalter Franz von Romayer etwas für die Erhaltung der besagten Monumente thun, und erhielt dazu, weil die Geistlichkeit ihm Schwierigkeiten bereitete, vom edlen Churfürsten Karl Theodor ein Reskript, in welchem sein Vorhaben, das ehrwürdige Andenken der bekannten Agnes Bernauerin der Nachwelt aufzubewahren und ihren Grabstein befestigen zu lassen, ein sehr löbliches genannt wurde, und in welchem jener Fürst seine nicht geringe Verwunderung aussprach, daß er darin vom dortigen Pfarrer behindert worden sei, und ihm sofort zur Ausführung seines Vorhabens alle nöthige Gewalt und Vollmacht ertheilte.

Aug' um Aug'.

Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben.

Von

Eduard Ziehen.

I.

Es war in der Johannisnacht, einer jener Nächte im Jahre, welche nach dem Volksglauben reich an geheimnißvollen Erscheinungen sind und wunderbare Kräfte besitzen. Die Thurmuhr hatte eben die Mitternachtsstunde verkündet, als die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens aus einem Häuschen trat, das am äußersten Ende des Dorfes Weddrin unter einer Gruppe hoher Eichen, Erlen, Eschen und Weiden lag, und unhörbaren Schrittes durch den Garten nach den Wiesen eilte, welche die Gehöfte gegen Osten in einem großen Halbkreis umschlossen. Der abnehmende Mond war eben am Horizont emporgetaucht und stand seltsam glühend über der weiten, grünen Fläche, die er in ein unheimliches Dämmerlicht hüllte. Das tiefe, wunderbare Schweigen der Nacht störte kein Laut eines lebenden Wesens, kein Rauschen des Laubes, kein Hauch des Windes — es war, als ruhe ein Zauber auf der mondbeschienenen Runde.

Da, wo Garten und Wiese zusammenstießen, zog sich eine niedrige Hecke hin, und neben derselben stand ein ungewöhnlich großer, weitästiger, dichtbelaubter Hollunder, welcher Baum von den Wenden an der Niederelbe sehr heilig gehalten und in keiner Weise verletzt oder nutzbar gemacht wird, weil man ihm besondere Kräfte zuschreibt. Im Schatten seiner Zweige werden in der Stille der Nacht manche Zeremonien vorgenommen und manche uralte Zauberformeln gesprochen, um Krankheiten, Wunden und Gebrechen zu heilen.

Nach diesem Hollunderbaum, dessen dunkle Laubhülle die Mondesstrahlen nicht zu durchdringen vermochten, lenkte das Mädchen seine Schritte, ergriff einen an der Hecke lehnenden Spaten, grub ein etwa zehn Zoll tiefes Loch, legte ein Päckchen zusammengerollter Leinwandstreifen hinein, schaufelte, einige Worte murmelnd, die Erde darüber und eilte dann lautlos in's kleine Häuschen zurück.

Am folgenden Morgen ereignete sich in dem Dorfe Glienow, welches nur eine kurze Strecke von Weddrin entfernt war, und wie dieses auf dem linken Ufer der Niederelbe lag, ein Auftritt ganz anderer Art — ein Auftritt, der an jene längst entschwundenen barbarischen Zeiten erinnerte, wo altersschwache und arbeitsunfähige Eltern von den eigenen Söhnen lebendig eingegraben wurden, wenn letztere dieselben nicht mehr ernähren konnten oder wollten. Heutzutage wird diese haarsträubende Sitte von Manchen in das Reich der Sage verwiesen; wenn man aber sieht, wie die lieblose, harte Behandlung betagter Eltern noch jetzt zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen gehört, so fühlt man sich leider nur zu sehr versucht, zu glauben, daß das „Jammerholz" und der „Schreibarm" (zwei Gehölze zwischen Lukow und Dannenberg) wirklich ihren Namen von dem Wehgeschrei der dem Tode geweihten Eltern erhalten haben.

In einem kleinen Zimmer des stattlichsten Hauses, welches Glienow aufzuweisen hatte, saß ein Greis von sechzig bis siebenzig Jahren in ärmlicher Kleidung, gebeugt im Lehnstuhl neben dem Fenster; vor ihm stand ein kräftiger Dreißiger mit wildem Blicke und warf ihm in den härtesten Ausdrücken vor, daß er seine Zeit mit Nichtsthun verbringe, während jeder der übrigen Hausbewohner vom Morgen bis zum Abend ohne Unterlaß arbeiten müsse. Wer die Worte gehört hätte, deren sich der Jüngere gegen den Aeltern bediente, würde es kaum für möglich gehalten haben, daß hier ein Sohn zu dem Vater spreche, und doch war es so. Johann Wiebelitz, der unglückliche Greis, hatte den schönen Hof, auf dem er jetzt die kummervollsten Tage verlebte, vor fünf Jahren seinem einzigen Sohne Friedrich übergeben und sich dem Herkommen gemäß nur den sogenannten Altentheil, d. h. freie Wohnung und Beköstigung, sowie eine kleine Jahresrente ausbedungen. Der herzlose, eigennützige und habgierige Sohn hatte jedoch selbst diese geringen Leistungen im Laufe der Zeit unbequem gefunden, und suchte nun dem armen, alten Manne das ihm Gebührende auf alle Weise zu verkürzen, oder gewährte es ihm nur unter Vorwürfen und Schmähungen wegen seiner Unthätigkeit. Heute hatte sich der Greis einen Theil seines längst fälligen kleinen Jahrgeldes ausgebeten, um sich ein Kleidungsstück anschaffen zu können, und dieß Verlangen hatte den Zorn des nichtswürdigen Sohnes erregt.

„Du sinnst immer nur darauf, wie Du Dir das Leben so recht angenehm machen kannst," rief der Letztere heftig aus, „denkst aber nie daran, daß Andere sich's dafür sauer werden lassen müssen!" — „Ich verlange ja nur ein paar Thaler, lieber Friedrich!" erwiederte der Greis mit demüthig bittendem Tone. „Wenn ich nicht wüßte, daß Du gestern Abend fünfzig Thaler für Korn von dem reichen Brauer Lengenfeld aus der Stadt mitgebracht, ich würde keinen Pfennig von Dir gefordert haben." — „Wer hat Dir denn gesagt, daß ich Geld eingenommen habe?" fuhr Jener den Vater an. — „Ich hab' es von Deiner eigenen Frau gehört." — „Lisbeth könnte auch etwas Besseres thun, als mit Dir über Dinge schwatzen, die Euch Beide nichts angehen. Wenn ich noch einmal sehe, daß ihr die Köpfe zusammensteckt, so werd' ich anders mit Lisbeth und Dir reden." — „Ach, sie spricht ja kaum alle acht Tage einmal ein Viertelstündchen mit mir." — „Sie braucht gar nicht mit Dir zu schwatzen; im Hause gibt's so viel zu thun, daß sie keine Minute übrig hat. Wenn Onkel Christoph damit zufrieden ist, daß seine Marie halbe Tage bei Dir sitzt, so geht mich das nichts an; Lisbeth aber ist meine Frau und muß thun, was ich will." — Der Greis senkte das Haupt auf die Brust und schwieg; Friedrich aber schritt auf einen kleinen Wandschrank zu, riß ihn heftig auf, nahm aus einem Beutel vier Thaler heraus und warf sie auf die Fensterbank. „Da hast Du Dein Geld!" rief er ingrimmig. „Man soll mir nicht nachsagen, daß ich nicht bezahle, was ich schuldig bin. Auf ein andermal warte so lange, bis ich Dir's von selber gebe." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, „um seiner Frau die Wahrheit zu sagen," wie er vor sich hinmurmelte; sein greiser Vater aber preßte beide Hände vor's Gesicht und rief mit schmerzerstickter Stimme: „O Gott,

ich hält' es nie für möglich gehalten, daß mich mein Sohn, mein eigener Sohn, für den ich mein ganzes Leben hindurch gearbeitet, gestrebt und gerungen, auch nur mit Einem bösen Worte kränken könnte — und jetzt, jetzt behandelt er mich wie eine unnütze Last der Erde, wie einen Tagedieb! O das thut weh, unaussprechlich weh. Und doch wollt' ich's geduldig ertragen, wenn mir die Erinnerung an Einen Tag, einen schrecklichen Tag nicht wie ein Wurm ohne Aufhören an meinem Herzen nagte und bis zu meiner letzten Stunde dran nagen wird!" fügte er mit dem Tone stiller Verzweiflung hinzu. „Tausende können das Unrecht, was sie begangen, wieder gut machen — ich, ich allein bin nicht im Stande dazu; ich muß sogar von meinem jüngeren Bruder, den ich hartherzig aus dem Vaterhause getrieben hatte, Wohlthaten annehmen. O Gott, Du strafst mich schrecklich!"

Der beklagenswerthe Greis wollte sich erheben und an's offene Fenster treten, um die labende Sommerluft einzuathmen, allein seine Füße versagten ihm den Dienst, er sank wie gebrochen in den Stuhl zurück und starrte verzweiflungsvoll vor sich hin.

Das traurige Geschick des alten Wiebelitz war weit und breit bekannt. Viele bemitleideten ihn aufrichtig; Andere, die strenger urtheilten, zuckten die Achseln und meinten, er habe sein Unglück selber verschuldet, und wieder Andere deuteten mit geheimnißvoller Miene auf sein früheres Leben hin, wo er Dinge gethan habe, die er vor Gott und Menschen nicht verantworten könne. Alle aber erkannten mit ungetheiltem Lobe an, daß sein jüngerer Bruder Christoph, der das Zimmerhandwerk gelernt hatte, weil der ältere ihn gedrückt, und dessen einzige Tochter Marie sich des Unglücklichen auf das Edelmüthigste annahmen und ihm sein entsetzliches Loos auf alle Weise zu erleichtern suchten. Seine Nichte kam fast täglich von Weddrin, wo sie mit ihrem Vater in einem bescheidenen Häuschen wohnte, zu ihm herüber und wußte ihn durch ihr kindlich fröhliches Geplauder, durch Vorlesen und Erzählen zu erheitern.

Auch heute fehlte dem mißhandelten Greise ihr liebevoller Zuspruch nicht. Als derselbe noch so tiefbekümmert dasaß, rief eine helle Mädchenstimme unter dem Fenster: „Bist Du im Zimmer, lieber Onkel?" — „Ja, liebe Marie," rief der Alte," indem ein Freudenstrahl über sein bleiches Gesicht flog, „komm' herein, ich fühle mich heute zu schwach, um in den Garten zu gehen." In der nächsten Minute öffnete sich die Thüre, und eine lebhafte, etwa zwanzigjährige Brünette mit frischen, rothen Wangen hüpfte mit freundlichem Morgengruß herein, drückte dem Bekümmerten die Hand, schaute ihm einige Augenblicke in das bleiche Gesicht und fragte dann mitleidig: „Du bist ja so traurig, Onkel, was fehlt Dir?" — „Jetzt fehlt mir nichts mehr, gute Marie, denn Du bist ja da!" entgegnete Jener, indem er ihre Rechte mit beiden Händen umklammerte und sie dankbar anblickte. — „Nein, ich lasse mich nicht abweisen, ich muß ganz genau wissen, was Dich quält, lieber Onkel," versetzte das Mädchen. — Der Greis schwieg, es schmerzte ihn, seinen schlechten Sohn anklagen zu müssen. — „Hat Dir Friedrich wohl wieder das Leben sauer gemacht?" — Ein Kopfnicken war die Antwort. — „Gräme Dich nur nicht so sehr über den wilden Menschen," bat Marie, „er wird seine Nichtswürdigkeit noch eher bereuen als Du denkst. Der Vater hat am vorigen Montag ein schönes Stück Land dicht neben dem Dorfe gekauft und will dort mit dem Gelde, was er von dem Kaufmann Wirberg in der Stadt geliehen hat, ein hübsches Haus bauen. Wenn das fertig ist, ziehst Du zu uns, und wenn dann die Leute sagen: ‚Der alte Wiebelitz hat es bei seinem bösen Sohn nicht aushalten können!' da wird er sich schämen und sein Unrecht wieder gut zu machen suchen." — Der unglückliche Vater schüttelte seufzend den Kopf; er scheute sich, auszusprechen, was er dachte. — „Friedrich mag thun, was er will," fuhr das Mädchen fort, „Du mußt jedenfalls zu uns ziehen. Früher, als Du noch so recht im Glücke saßest, hegte ich immer eine heimliche Scheu vor Dir und hätte nicht so vertraulich mit Dir plaudern können; jetzt aber, wo Du arm, verlassen und traurig bist, freu' ich mich jedesmal von Herzen, wenn ich bei Dir sitzen und Dir die trüben Gedanken verscheuchen kann." — „Ja, ohne Dich wäre mir das Leben eine wahre Qual, herzliebe Marie," versetzte der Greis. „Wenn ich Deine treuen Augen und Dein freundliches Gesicht vom Morgen bis zum Abend vor mir sähe, würd' ich mein Unglück viel leichter tragen." — „Und doch wär's gar wohl möglich, daß ich unser Haus bald nach Deinem Einzug verlassen müßte," sagte Marie mit einer halb traurigen und halb schelmischen Miene. — „Wie meinst Du das?" — „Ja — siehst Du, lieber Onkel — ich — ich habe mir wahrsagen lassen." — „Wer hat Dir denn prophezeit?" — „Die Füchse unseres Nachbars," erwiederte das Mädchen mit kindlicher Naivetät. — „Ei, das hätt' ich nimmer geglaubt, daß die Pferde des alten Rademin wahrsagen könnten!" rief der Greis, den das fröhliche Geplauder seiner Nichte sichtlich erheiterte, mit lächelnder Miene. — „Alle Pferde können wahrsagen, lieber Onkel." — „Da sieht man doch, daß der Mensch noch immer etwas lernen kann, und wenn er auch noch so alt wird. Wie verhält sich's aber denn damit?" — „Vor acht Tagen war ein alter Pferdehändler bei meinem Vater, der viel spaßige Geschichten zu erzählen wußte. Unter Anderem sagte er auch, daß die Mädchen im sächsischen Wendlande, wenn sie wissen wollen, ob sie bald heirathen werden, um Mitternacht an die Thüre des Pferdestalls schleichen, leise an dieselbe anklopfen und dann fragen: ‚Wann kommt der Freier?' Wenn dann ein Pferd wiehert, so wird der Freier noch in demselben Jahre erscheinen." — „Und Du hast das ebenfalls versucht?" — „Ja, lieber Onkel, es hat mir großen Spaß gemacht." — „Da seh' mir nur Einer das närrische Mädchen!" rief der Alte, dessen Gesicht sich bei dem fröhlichen Geplauder seiner Nichte mehr und mehr erheiterte. „Wie ist es Dir denn mit Rademin's Füchsen gegangen?" — „O ganz vortrefflich; höre nur. Als neulich Abends Alles schlief, stand ich leise auf, stieg über den Zaun in unseres Nachbars Hof, warf dem knurrenden Hunde ein Stück Brod hin, schlich nach dem Pferdestall, klopfte und fragte, was vorgeschrieben ist. Eine halbe Minute blieb Alles still, dann aber begannen die beiden Füchse Rademin's so laut und kräftig zu wiehern, daß mir's ordentlich Angst ward. Der Hund, der bis dahin still gewesen war, erhob jetzt ein schreckliches Gebell, und dazwischen glaubte ich rufen zu hören. So lief ich denn hastig nach unserem Hause zurück und dankte Gott, als ich wieder in meinem Bette lag." — „Und da ist am andern Morgen wohl gleich ein Freiwerber gekommen?" fragte der alte Wiebelitz lächelnd. — „Nein, nicht am andern Morgen, aber gestern Abend," versetzte Marie mit triumphirender Miene. — „Redest Du im Ernste, Kind?" rief Jener überrascht. — „Ja, in vollem Ernste, lieber Onkel." — „Wer hat denn Absichten auf Deine Hand?" — „Der junge Fischer Borneik in Weddrin." — „Borneik?" stieß der Greis sichtlich betroffen hervor. — „Hast Du etwas gegen ihn?" fragte das Mädchen ängstlich. — „O nein, nichts, gar nichts," erwiederte Jener hastig. — „Dir scheint es aber doch nicht recht zu sein, daß ich mich mit ihm verlobt habe." — Der alte Wiebelitz senkte das Haupt auf die Brust, schwieg eine Weile und blickte düster vor sich hin, dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte mit äußerer Ruhe: „Sein Vater und ich sind vor Zeiten nicht die besten Freunde gewesen; seine Mutter ist mir vielleicht jetzt noch gram — aber das braucht Dich nicht zu kümmern." — „Ich bin früher schon oft bei der Frau Borneik gewesen und habe immer recht viel mit ihr geplaudert, habe jedoch nie von ihr gehört, daß sie böse auf Dich sei." — „Hat sie denn niemals von mir gesprochen?" — „So viel ich weiß niemals," entgegnete Marie nach einigem Nachsinnen. — Diese Worte schienen den Greis zu beruhigen. Er fragte Marie, ob ihr Vater mit der Partie zufrieden sei, und als sie dieß bejahte, versicherte er ihr, daß auch er sich über ihre

Verlobung mit dem jungen Fiſcher von Herzen freue. — Das fröhliche Mädchen beſaß zu wenig Scharfblick, um zu erkennen, daß ihre Mittheilung ihren Oheim auf's Schmerzlichſte berührt hatte, und daß in deſſen Seele etwas vorging, was er ihr um jeden Preis verbergen wollte oder mußte. Indeſſen glaubte ſie beſſer daran zu thun, wenn ſie das Geſpräch auf andere Dinge lenke, und ſo erzählte ſie ihm denn, daß ſie in der vergangenen Nacht wieder etwas ganz Beſonderes ausgeführt habe. „Der Vater hat ſich geſtern Morgen mit dem Beil in die linke Hand gehauen," ſagte ſie mit geheimnißvoller Miene, „und da die Wunde ſtark blutete, ſo legte ich den erſten Verband, als ich ihn durch einen andern erſetzte, heimlich bei Seite, ging zwiſchen zwölf und ein Uhr Nachts damit nach dem großen Hollunder am Gartenzaun und vergrub die blutigen Leinwandſtückchen dicht neben dem Stamme." — Des alten Wiebelitz Züge nahmen bei dieſen Worten wieder einen tiefſchmerzlichen Ausdruck an. Er preßte die Hand auf die Stirne und murmelte halblaut vor ſich hin: „Vergebens, vergebens! Ein Baum kann ja nicht helfen." — „O doch, lieber Onkel," verſetzte Marie, welcher dieſe Worte nicht entgangen waren. „Der Vater ſagt, ſeine Wunde ſchmerze ihn gar nicht mehr, und meint, ſie werde ſehr bald heilen. Ich vermag zwar nicht zu begreifen, wie das Vergraben des Verbandes unter

Aug' um Aug: In der Johannisnacht. (S. 190.)

einem Hollunderbaum helfen kann; da es aber ſo viele Leute für nützlich halten, ſo glaub' ich auch dran. Die Johannisnacht ſoll ja außerdem beſonders heilkräftig ſein." — „Manche Wunden heilt nur der Tod!" ſprach der Greis düſter vor ſich hin. — „Ich bin ſonſt zwar etwas furchtſam," fuhr das Mädchen fort, „als ich aber in der vergangenen Nacht durch unſern Garten dahinſchritt, der Mond ſo klar durch die Bäume ſchimmerte, die Blumen ſo ſchön dufteten und Alles ſo ſtill war, daß ich ſchier mein Herz ſchlagen hörte — da hatt' ich recht meine Freude an der prächtigen Nacht. Ich glaube, ich hätte weiter und immer weiter gehen können, und würde mich nicht gefürchtet haben, ſelbſt wenn ich quer durch den großen, dunklen Wald drüben auf der Höhe hätte wandern müſſen."

Der helle Klang der Mittagsglocke machte hier dem Geſpräch ein Ende. Marie ſprang raſch auf, reichte ihrem Oheim die Hand und ſagte mit herzlichem Tone, indem ſie davoneilte: „Guten Tag, lieber Onkel! Morgen muß ich auf eine Hochzeit, aber übermorgen komm' ich wieder und leſe Dir aus dem ſchönen Buche vor, welches mir der Vater aus der Stadt mitgebracht hat."

(Fortſetzung folgt S. 202.)

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle

von

W. Paſſauer.

Der Abſchied in der Todtenhalle.

1.

Wo die grauen Schieferfelſen des Taunus nordwärts nach der Lahn hin abfallen, ragt inmitten grünen Waldgeheges die altersgraue Zinne eines mächtigen, runden Thurmes melancholiſch über die Wipfel des nahen Buchwaldes hervor. Bald aber wird das Laubgewölbe der Waldrieſen dem Luginsland den köſtlichen Fernblick über das Thal zu

seinen Füßen, weiter hinaus über den grünen Rhein und in die fernen Moselgaue entzogen haben. Um ein Kleines noch, und an diesem abgelegenen, einsamen Erdenwinkel ist der uralte Kampf, der sich seit Anbeginn zwischen der stillen Gewalt der Natur und den Werken von Menschenhand vollzieht, entschieden, und der Triumph der Natur gesichert. Sie, unsres Geschlechtes liebevollste Mutter, ist zugleich des Günstlings bösester Widersacher. Doch darin ist kein Falsch und kein Trug. Nur wo der Mensch, was sie ihm freigebig dargeboten und eingeräumt, aufgibt, und feige oder schwach aus den Händen läßt, da setzt sie sich sofort gewaltig und ohne schwächliche Rücksicht wieder in den alten Besitz, und über Trümmern und Verwesung richtet sie wieder auf ihr altes, ewig blühendes Reich.

So steht auch hier noch der Thurm mannhaft und trotzig fest, wie die römischen Legionen zu Germanicus Zeit seine mächtigen Quadern zum Fundamente ineinander gefügt. Aber von den beiden Seitenflügeln, welche zehn Jahrhunderte später durch die Begründer des reichsritterlichen Geschlechts derer von Bardenfels daran gebaut worden, liegt der eine schon ganz in Ruinen, von Schlingpflanzen und niederem Gestrüpp, von Brennesseln, Brombeergesträuch und Schößlingen, die, aus der wilden Besamung urkräftig aufgegangen, in dem Steingetrümmer ein kümmerliches Dasein fristen, bekleidet und umwoben. Kaum daß von dem Brande, den der wilde Schwede im Jahre 1631 beim Sturm auf die abgelegene Veste hineingeworfen, noch hie und da ein von Rauch geschwärzter, aufrechtstehender Mauerblock Zeugniß und Kunde gibt.

Der andere nordöstliche Flügel dagegen ist durch alle drei Stockwerke wohl erhalten, ebenso der größte Theil der Ringmauer, die Schloß und Thurm und Hof nach dem Waldplateau hin schützt.

Auch der tiefe Graben, der sich, soweit die Mauer selbst reicht, um dieselbe herumzieht, ist, in den Fels hinein gearbeitet, nur wenig verfallen, und dürfte den Vertheidigern der Veste nicht unerheblichen Schutz gewähren, wenn ihn nicht eben die Natur als ein an ihre Herrschaft zurückgefallenes Gebiet betrachtet, und mit wild und wüst durcheinander kriechenden und schlingenden Dornbüschen, verstrickten wilden Reben und Rosen und mürrischem, verstecktem Unkraut durchweg ausgefüllt hätte, solcher Art, daß von seiner Existenz kaum noch etwas zu gewahren ist, wenn nicht an der Stelle noch, wo die mit rohen Baumstämmen wieder und immer wieder ausgebesserte Zugbrücke über den Graben hinweg durch das alte düstere Thor in den Schloßhof führt.

Thor und Mauer sind bekleidet mit dunklem Epheugeflecht; ebenso hängen über den Thurm und die Felsen nach dem Waldbach Rankenverschlingungen von wildem Wein, wie ein grüner, im Spätherbste dunkelrother Teppich tief über das unten schäumende Wasser hinab. Fährt dann ein Windstoß darüber hin und schwanken die schweren Teppiche hin und her, und werden die rothen Blätter fortgerissen und verstreut, dann ist's, als ob der graue Wartthurm sich selber neigte und beugte und Blutsthränen von ihm in den Waldbach abfielen, der sie mit sich führt in die Lahn hinab, in den Rhein hinaus und weiter.

Wie Dornröschens verzaubertes Schloß ist die Bergveste von außen anzusehen. Wohl Niemand gelangt unter dem Laubdach der hochstämmigen Buchen, die aus dem Walde ringsum dem Menschenwerk ungestört immer näher auf den Leib rücken, an die Zugbrücke, der nicht stehen bleibt und sich verwundert umschaut.

Nicht minder verwunderlich sieht es drinnen auf dem Schloßhofe aus. Die Junisonne des Jahres 1793 scheint freundlich hinein. Helle Frühlingswolken segeln darüber her und grüßen vom Himmelszelt lustig herunter.

In den Thurm führt zu ebener Erde weder Thür noch Thor. Doch neben ihm mündet ein mächtiges Portal, über dem das wohlerhaltene steinerne Wappen derer von Bardenfels, in einem Felde eine Harfe, in dem andern drei Sterne, in kolossalen Dimensionen prangt. Aus der hohen Halle, in die man durch das Portal gelangt, und die mit verstäubten Jagdtrophäen, Rüstzeug und uralten Waffen wunderlich und mit derbem Ungeschmack verziert ist, führt eine sehr hohe Eichenthüre seitab in das untere noch allein bewohnte Geschoß, eine zweite geradeüber durch einen schmalen Mauergang in den Thurm hinauf, und aus diesem wieder in die oberen Geschoße, aus deren spitzbogigen Fenstern sich eine köstliche Aussicht auf das Lahnthal öffnet, während nach der Südseite der nahe Forst den Blick beschränkt.

Die Wirthschaftsgebäude, die westlich das kleine Hofviereck schließen, sind im trübseligsten Verfall und außer Gebrauch. Die vierte Seite wird von der grünbekleideten Mauer gebildet.

Der von dem Schutt und Geröll des zusammengefallenen Seitenflügels beengte Schloßhof ist mit hohem Grase und Kraut bewachsen, durch welches hieher und dorthin schmal ausgetretene Steige führen, wie sie sich, durch das Bedürfniß der Bewohner der Veste in zufälligen Richtungen sich vereinigend und wieder auseinander gehend, gerade gebildet.

2.

Auf dem Hofe ist es einsam still. Die heiße Nachmittagssonne brütet in allen Winkeln, über allen Räumen. Von den Bewohnern ist Keiner zu sehen. Die trüben, kleinen Fensterscheiben verhindern auch den Einblick in die bewohnten Zimmer des untern Stockwerks, aus dem jedoch dann und wann das Geräusch gedämpfter Schritte und Stimmen dringt. Das Portal ist geschlossen. Vor demselben steht eine alte, gelbhaarige, entsetzlich abgemagerte Dogge, den grauen Kopf und Hals, den ein ledernes, mit dem Namen Mirabeau gezeichnetes Band umgibt, träumerisch gesenkt, als ob sie horche, was innen vorgeht, und warte, daß man sie hineinrufe. Dann reckt sie sich und gähnt, und von Zeit zu Zeit heult sie kläglich, hebt dann eine der gichtischen Vorderpfoten, um in sonst gewohnter Weise durch Kratzen Einlaß zu heischen; doch sie läßt sie eben so oft langsam sinken, sei es, daß ihr die Kraft zu dieser Kundgebung ihres Wunsches fehlt, sei es, daß sie sich davor scheut.

Da wird das Portal gewaltsam aufgerissen. Zwei Männer in Bauerntracht mit zornigen Gesichtern drängen, stolpern lärmend heraus. Der Dritte, eine muskulöse breitbrustige Figur mit scharfen, dunklen Gesichtszügen, schreit über die Schwelle tretend in die Halle zurück: „Wir thun's nimmer! Nun und nimmer thun wir's! Den Junker wollen wir hinaustragen in die Kapelle, wie es uns zukommt nach seinem Recht, aber den räudigen, kranken Hund ihm nachschleppen auf unsern Armen — nun und nimmer! Was soll die Narrethei, die Dummheit!" — „Bauernlümmel, ihr werdet's thun! wir befehlen's. Das Landgericht wird euch Gehorsam lehren gegen eure Herren!" kreischt eine Weiberstimme, und eine große, alte Dame im seidenen Reifrock, wohlgepudert, in elegantestem Toupee, tritt hinter den Bauern über die Schwelle. „Kommt zurück, freches Volk, augenblicklich, oder wir lassen die Landreiter holen von Frankfurt." — „Was Landrichter, was Landreiter aus Frankfurt!" schreit der Letzte der Bauern giftig zurück. „Fragt lieber die Herren in Mainz, die werden's euch lehren, daß es zu Ende ist mit eurem Regiment. Ausregimentirt ist's! Wir, das Volk, sind die Herren, und ihr nicht mehr wie wir, und wir nicht mehr wie ihr; Ritter und Pfaffen, Bauern und Knechte, für All' eine Freiheit und ein Recht! — Soll und muß die kranke Bestie seinen Herrn begleiten, tragt ihn euch selber hintennach! Das ist mein letztes Wort, und ich bin der Martin Blink aus Niederwald, und damit Gott befohlen, alte Frau! Allen Respekt!" Damit wandte sich der Sprecher und schritt den Andern nach. — „Freches Bauernpack," schrie ihm die Dame nach, „ihr sollt mir . . ." Doch eine feine Hand legte sich auf ihren Arm und zog sie zurück. „Beruhige Dich, liebe Schwester Jakobe, um Gotteswillen, erzürne den wilden Menschen nicht; er steht im Ansehen beim Volke weit und breit herum. Du weißt nicht, wessen

er fähig ist!", sprach eine sanfte, bittende Stimme, die einer gleichfalls in schwarze Trauerkleider gehüllten, noch älteren Dame angehörte. „Bedenke, welch' schwere und heilige Pflicht uns heute noch erwartet. Blick' um Dich und beruhige Dich, Jakobe."

Die Gräfin Jakobea von Ziegenruck, geborne von Bardenfels, kehrte sich ab, und ohne die Worte der sanfteren Schwester zu beachten, wandte sie sich heftig dem Hintergrunde der Halle zu. Hier stand auf den feuchten, ungleichen Steinfließen, auf einem von einem Paar defekter Bänke mühsam, wiewohl nicht besonders solide zusammengestellten und mit Tüchern von allerlei Stoff und Farbe behangenen Gestelle, das augenscheinlich einen Katafalk vorstellen sollte, ein dunkler, grob gearbeiteter Sarg. Ein gerader, alterthümlicher Degen lag auf ihm. Zu Häupten war ein alter, nicht besonders säuberlich geputzter Ritterhelm nebst einem Paar eiserner Schuppenhandschuhe aus dem fünfzehnten Säculum befestigt. Am Kopf und am Fußende des Sarges stand je ein Ehrenwächter. Beide waren in ein Paar ganz gleicher Panzer gesteckt, hatten geschlossene Helme auf den Köpfen und gewaltig lange Hellebarden in den Händen, mit denen sie ungeschickt genug herumagirten.

Die beiden Leichenwächter sahen verwunderlich genug aus, da dem kleineren die alten, schweren Schutzwaffen um ein Beträchtliches zu weit, dem großen Gegenüber aber erheblich zu enge waren, und aus ihnen die modernen kurzen Beinkleider, Strümpfe und Schuhe nicht besonders harmonisch hervorsahen.

Auf einem hohen Lehnstuhle unfern des Sarges saß ein alter Herr mit weißen Haaren und ruhig milden Gesichtszügen, offenbar ein Geistlicher, während, auf die hohe Rücklehne seines Stuhles sich stützend, ein junges, schönes, gleichfalls in Trauer gekleidetes Mädchen hinter ihm stand, vollblühend und von jugendlichen Formen, blond und blauäugig.

Die Gräfin Jakobe warf sich, nachdem sie zuvor ihr Taschentuch vorsorglich vor sich ausgebreitet, neben dem Sarge auf die Kniee und rief, die Hände vor die Augen pressend: „O Bruder, Bruder, glücklich preise ich Dich, der Du dahingegangen, um diese neue Zeit und diese neuen Menschen, die dein ritterlich Herz gebrochen, nicht fürder zu schauen! Die Treue ist todt, und kein Biedersinn, und vor Allem kein Gehorsam und keine Achtung mehr vor uns, den Bevorzugten unter den Menschen. O daß ich läge neben Dir in der Gruft unserer würdigen Ahnen, todt wie Du, geschieden aus dieser frevelhaften, undankbaren Welt! Doch warum klage ich?" Sie erhob sich und blickte die Umstehenden der Reihe nach mit gebieterischem Blicke an. „Burgwart und Knappe! ruft die getreuen Vasallen nunmehro zum letzten Dienste, damit wir den Leichnam des edelsten Mannes, des letzten Ritters von Bardenfels, zu seinen Ahnen versammeln."

Die beiden Leichenwärter verließen hastig die Halle, nicht ohne an der Ausgangsthüre ein wenig hart aneinander zu rennen, da die geschlossenen Visire sie am Sehen erheblich hinderten, und nicht ohne daß dabei aus dem Helme des sogenannten Knappen ein Ton wiedergellungen wäre, der einem halb verhaltenen jugendlichen Lachen sehr nahe kam. Auch die übrigen Leidtragenden verfügten sich unter gravitätischem Vortritt der Gräfin in die anstoßenden Zimmer.

Der Sarg blieb allein in der Vorhalle. Nach einer Weile öffnete sich die angelehnte Thüre des Portals knarrend, und langsam herein drückt sich auf allen vier Füßen hinkend Mirabeau und legt sich, nachdem er die Schnauze dem Sarge schnuppernd genähert, auf eine der herabhängenden abgeriebenen Decken des Katafalks, den schweren Kopf auf die Vordertatzen streckend, das eine Auge, das ihm geblieben, schließend.

Es war wieder stille. Doch nicht lange; die Thüre öffnet sich. Der alte Diener des Verstorbenen, auf den sich sämmtliche Funktionen einer schon seit lange entlassenen zahlreichen Dienerschaft des reichsgräflichen Hauses vererbt, und der zu gleicher Zeit die Aemter eines Majordomus, Burgwarts, Thurmwächters, Polizeibeamten, Kutschers, Kammerdieners, und weiß der Himmel wessen Dienste noch verwaltet, schreitet jetzt, in schwarzen Flor beinahe verhüllt, gravitätisch als Leichenführer voran. Ihm folgen vier der aufgebotenen bäuerlichen Vasallen, die sich von ihrer Pflicht nicht haben abwendig machen lassen, und heben den Sarg kurzweg und einigermaßen rücksichtslos auf die Schultern. Ihnen folgt ein junger Mann, der das ihm vorhin aufgedrungene Eisenkleid abgeworfen und sich uns im einfachen, halb bäuerlichen, halb modischen Kleide von damals, als Paul Buttersack, des oben erwähnten Mannes mit den vielen Würden zwanzigjähriger Pflegesohn präsentirt. Es sieht aus seinen feinen Zügen, aus den tiefen, dunklen Augen ein gesunder Lebensübermuth, der sich in die ihm aufgenöthigte Rolle bei der vor sich gehenden Aktion nur mit Widerstreben hineinschickt.

Er trägt nämlich auf einem rothen Stuhlkissen einen der ritterlichen Sporen des Verstorbenen; der andere ist abhanden gekommen und leider nicht zu ersetzen gewesen. Die zweite Stelle des Kissens nimmt der Degen ein, dessen Klinge der todte Ritter vor Zeiten wacker geführt haben soll, ob nur an der Seite, oder realiter in irgendwelchem ehrenvollen Abenteuer, darüber sind wir ohne Wissenschaft geblieben. Die von Ziegenruck hat es sich nicht nehmen lassen, das besagte Kissen auch noch mit einem alten, langen Reiterpistol zu belasten, von dem sie behauptet, daß es in jungen Jahren ihres Bruders Leib- und Lieblingswaffe gewesen. Auch diese Angabe müssen wir nicht ohne den entschiedenen, wenn auch stillen Widerspruch Paul's in die Welt hinausgehen lassen. Denn Paul ist in der Lage, einen Eid darauf zu leisten, das zu solchen Ehren gekommene Mordwerkzeug vor etlichen Monaten von einem vaganten Individuum für ein Frühstück auf den Titel eines Tauschvertrages hin erworben zu haben. Kurze Zeit darauf hatte er es jedoch, nach vergeblich versuchter Reparatur, als Sache ohne Werth und in dem drückenden Gefühle, damit über die Hälfte des Werthes betrogen zu sein, in einem abgelegenen Winkel des Schlosses deponirt, wo dasselbe von der Gräfin bei ihren sehr eingehenden Ermittelungen über den Bestand des Realnachlasses entdeckt und inventarisirt worden. Welche Gedankenreihe auch sonst sich an diese Reliquie noch knüpfen mag — sobald Paul seine Augen auf das nicht ganz leichte Kissen in seinen Händen senkt, zuckt es lebhaft in seinen Mundwinkeln.

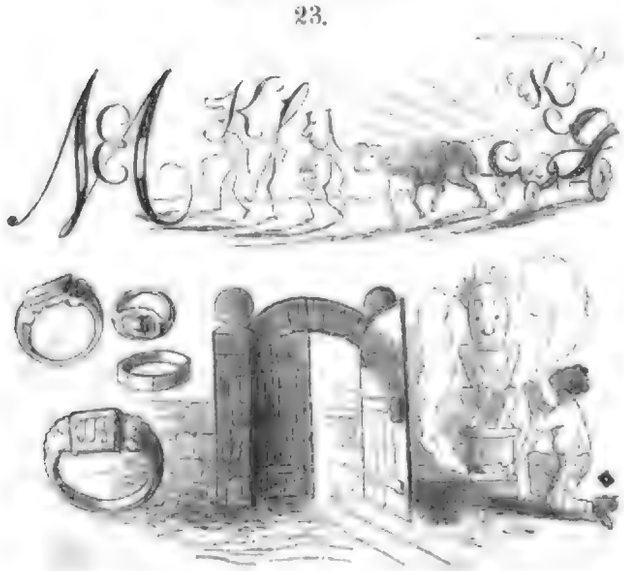
In abgemessener Entfernung hinter Paul schreitet die Gräfin, geführt von dem geistlichen Herrn. Dann folgt ihre unvermählt gebliebene Schwester, Beate von Bardenfels, und das junge Mädchen, eine elternlose Verwandte der Spillseite des Hauses, Veronika von Eichen, gleichfalls tief verschleiert. Das Gesicht der Gräfin ist, wie es das uralte strenge Ceremoniell des Hauses von Bardenfels vorschreibt, ganz und gar schwarz verhüllt, durch welchen Umstand wir leider außer Stand gesetzt sind, über den Ausdruck ihrer Züge eine gewiß schätzenswerthe Aufklärung zu geben. Solchergestalt geht der Zug langsam über die Zugbrücke, einen Hohlweg bergan, der zum Schlosse gehörigen, etwa fünfhundert Schritte entfernt gelegenen Kapelle zu, in deren Gewölbe der Sarg die Reihe der Ahnen zu vermehren bestimmt ist. Während derselbe zwischen den hohen Buchen allgemach verschwindet, wollen wir zu Nutz und Frommen des wohlwollenden Lesers beibringen, was ihn und die Mitlebenden aus der Biographie des Verstorbenen etwa zu wissen interessiren dürfte. Weil wir nun aber nach guter Christen Art über den Verstorbenen nichts Böses sagen dürfen, wird dieser Nachruf, wir sagen es Manchem zum Troste, sehr kurz ausfallen. Der Junker maß sechs Fuß und war bisweilen gutmüthig, ja beinahe mehr als das. Daß er jemals zu viel über Büchern gebrütet, diesen Fehler hat ihm Niemand zur Last gelegt. Nur die Bibel las er. Es schien ihm in derselben Alles schön geoffenbart. Nur an Daniel, Kap. 5, hatte er Anstoß, weil Daniel dem Könige Belsazar daselbst

Vers 25 bis zum Schlusse von dem mene, tekel, upharsin das mene und tekel ausgedeutet, und dazu noch als was Apartes das peres, aber das upharsin nicht. Was dieses upharsin nun hat sagen wollen, und warum in aller Welt es Daniel dem Belsatzar nicht ausgelegt, darüber soll sich der Junker viele und schwere Gedanken gemacht haben. Hat's aber doch nimmer herausgefunden. Sich zu beweiben hat er niemalen besondere Neigung verspürt, weil er sich zum Heirathen für zu aufgeklärt hielt. Trotzdem fehlte es seinem Herzen keineswegs an Liebe, wenn nun auch nicht für Menschen, so für seine Hunde, Pferde, für die hohe Jagd, für gutes Essen und vielen starken Wein. Dahero er denn bereits in seinem 25. Lebensjahre an Leibesumfang so erklecklich zugenommen hatte, daß er sich deß' vor den Leuten schämte und das alte Schloß seitdem nicht fürder verließ. Das hatte auch sein Gutes. Durfte er doch nicht zusehen, wie eine Hufe seines angestammten Landes nach der andern unter den Spieß kam und von seinem Territorio abgezweigt wurde, wasmaßen ihm zuletzt nur die alte Veste selbst und ein paar Morgen gelichteten Waldes übrig blieben, und er, wie seine Hausgenossen, von dem Erträgniß etzlicher magerer Gefälle und den Almosen ihrer Sippen zu leben genöthigt waren. Als später die Revolution in Frankreich erfunden wurde und das leidige Kopfabschlagen, wovor er von je einen erheblichen Widerwillen gehabt, fühlte er sich empfindlich gekränkt, ward jähzorniger, verdüsterte immer mehr und stellte sogar ganz das Sprechen ein, um sich dadurch an der Welt zu rächen. Zugleich ließ er schleunigst die Zugbrücke neu belegen und aufziehen, den Graben mit einigem Wasser anstauen, das Thor so gut als thunlich schließen und schliff sein Schwert, um sich vor etwaiger Ueberrumpelung durch den Zeitgeist und die neuen Ideen zu schützen. Als dann aber gar des Königs von Frankreich Kopf unterm Beile fiel, rührte den Junker vor Entsetzen und Schreck der Schlag. Denn er glaubte, jetzt würde gleich hinterher die Reihe an ihn kommen, und damit der Adel von Europa überhaupt auf einen Streich vernichtet sein. In einem kläglichen Zustande lebte er noch sich und den Seinigen zur Last, bis der Tod, den er immer unbillig gefürchtet, Haß und Liebe vergalt und ihn in seine Arme nahm. Er ruht nun aus von seines Lebens Müh' in der Ahnengruft. Du aber, Wanderer, steh' und gedenke des Endes! —

(Fortsetzung folgt S. 230.)

Bilderräthsel.

23.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 162:

Ein Tag ist stets des andern Lehrer.

Schach.

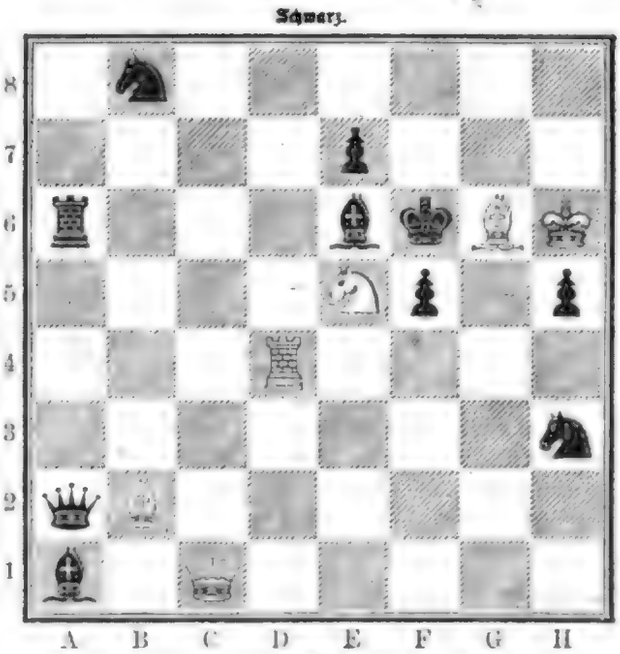
(Redigirt von Dufresne.)

Aufgabe Nr. 26.

Von Herrn C. White.

(Londoner Turnier.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Die Volksmärchen.

Nach den Brüdern Grimm u. A.

I.

Das Rothkäppchen.

(Schluß.)

Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen?" — „Das Rothkäppchen, ich bringe Dir Kuchen und Wein, mache mir auf." — „Drücke nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte an der Klinke, und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschludte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es soviel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thüre auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut' zu Muth und bin sonst so gern bei der Großmutter. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief in's Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. Als der Wolf das Rothkäppchen sah, sagte er zu ihm: „Setze den Kuchen und die Flasche Wein auf den Brodkasten und lege Dich zu mir." Das kleine Rothkäppchen kleidete sich aus und legt sich zur Großmutter in's Bett, die ihr immer verwunderlicher erschien. „Ei, Großmutter, was hast Du für große Ohren?" — „Daß ich Dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast Du für große Augen?" —

Rothkäppchen bei der Großmutter.

„Daß ich Dich beſſer ſehen kann.“ — „Ei, Großmutter, was haſt Du für große Hände?“ — „Daß ich Dich beſſer packen kann.“ — „Aber Großmutter, was haſt Du für ein entſetzlich großes Maul?“ — „Daß ich Dich beſſer freſſen kann.“ Und wie der Wolf das geſagt hatte, warf er ſich auf das arme Rothkäppchen und verſchlang es.

Wie der Wolf den fetten Biſſen im Leibe hatte, ſtreckte er ſich tiefer ins Bett, ſchlief ein und fing an überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei ſich: wie kann die alte Frau ſo ſchnarchen, du mußt einmal nachſehen, ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vor's Bett kam, ſo lag der Wolf darin, den er lange geſucht hatte. Nun wollte er ſeine Büchſe anlegen, da fiel ihm ein, vielleicht hat er die Großmutter gefreſſen, und ich kann ſie noch erretten und ſchoß nicht, ſondern nahm eine Scheere und ſchnitt dem ſchlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da ſah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geſchnitten, da ſprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erſchrocken, was war's ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib!“ und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große ſchwere Steine, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich todt fiel.

Da waren alle Drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei ſich: du willſt dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.

Wiener Volksſänger.

Von

F. A. Baccioco.

Wir haben oft nachgedacht, woher die eigenthümliche und ſo auffallende Vorliebe der Bevölkerung Wiens für Alles, was mit der dramatiſchen Kunſt und den Brettern zuſammenhängt, ſtammen mag? Geht der Antrieb zu derſelben von „oben“ aus, oder entwickelte ſie ſich in volksthümlicher Weiſe von „unten“ herauf? — Ariſtokratiſche Gemüther mögen hier der Anſicht ſein, daß das Volk zu dieſer Leidenſchaft in jener nachäffenden Weiſe kam, wie etwa unternehmende Ritter von der Elle zu den Freuden des Turf. Wir haben nicht die Abſicht, dieſem erleuchteten Glauben widerſprechend auf die Uranfänge der dramatiſchen Kunſt zurückzuweiſen, wir möchten ſonſt vielleicht die betrübende Entdeckung machen, daß ſowohl in den freien Vorſtellungen der Troubadours, Bänkelſänger und Harfeniſten, als in den mehr unfreiwilligen der Hofnarren, durchgängig das plebejiſche Element vertreten war.

Wie tief aber die Dramatomanie Wurzel in einer Bevölkerung faſſen, wie vielfach ſich dieſelbe verzweigen und in welchen abſonderlichen Erſcheinungen ſie zu Tage treten kann, lehrt ein Blick in das „wiener Volksſängerthum“.

Die meiſten größeren Lokale Wiens und zahlloſe Wein- und Bierſchenken untergeordneten Ranges erfreuen ſich, wenigſtens einmal in der Woche, einer „Volksſängergeſellſchaft“. Verſchiedenartig wie die Kneipen ſind auch die Geſellſchaften. Man könnte jene gleichſam als Rangſtufen zur gehörigen Schätzung und Würdigung dieſer anſehen.

Die beliebteſten Figuren in den Vorſtellungen ſind arme Schreiber und Schulmeiſter, Fiaker, Lehrjungen, Bureaukraten von unendlicher Beſchränktheit und Schuſter und Schneidermeiſter von ſokratiſcher Weisheit, grobe Amtsdiener und ſogenannte „friſche Geiſter“; in den Frauenrollen ſind vorherrſchend: böhmiſche Köchinnen und Dienſtboten (überhaupt ſind die Böhmen die Hauptzielſcheiben des Wienerwitzes), dann kommt die „friſche Sali“, deren Vorbild die Guſtel von Blaſewitz zu ſein ſcheint, daneben Tänzerinnen und überſpannte Theater-Aſpirantinnen, die volksthümlichen Geſtalten der Obſtlerinnen und Wäſcherinnen ꝛc.; noble Erſcheinungen in Soloparticen, welche jeder Hofbühne zur Ehre gereichen würden, ſind ebenfalls ein beliebter Artikel. Leider ſind die im Urwiener-Jargon vorgetragenen Rede- und Geſangsſtücke dem Fremden nicht immer verſtändlich, nur ein jahrelanger Aufenthalt gibt hiezu die Weihe. Der Norddeutſche darf ſich auch nicht wundern, wenn er ſeine Landsleute, Berliner und Sachſen beſonders, in nicht ſehr reputirlichen Rollen mitgenommen ſieht.

Indem wir, in gründlich deutſcher Weiſe von unten anfangend, einige dieſer Geſellſchaften zu ſchildern ſuchen, bitten wir den Leſer, mit uns eine kleine Schenke in einer Vorſtadt zu betreten. Ein von Tabaks- und anderem Qualm (den der Wirth zärtlich ein friſches Lüftchen nennt) erfülltes Zimmer empfängt uns. In einem Winkel deſſelben iſt eine „Tribüne“ angebracht, und vor dieſer ein Fußſchemel, den ein enthuſiaſtiſcher Kellner mit einem Schnupftuche — es mag auch eine Serviette ſein — bedeckt hat, damit die Künſtler auf gentile Art hinaufkommen. Vorn ſteht ein kleines Tiſchchen, auf welchem zwei „ſilberne“ Leuchter ſtehen, die einen gereiſten Mann lebhaft an die „ewigen Bougies“ in den Gaſthäuſern erinnern. So zierlich und anſprechend dieſe Vorrichtungen auch ſein mögen, ſie geben uns keinen Troſt für das troſtloſe Ausſehen der darſtellenden Künſtler. Wenn wollene Strümpfe und Kniehoſen, Perrücken und Schminke, Brüllen und Geſichterſchneiden das Recht zur Schauſpielkunſt geben, dann hatten dieſe es in einem hohen Grade. Die ganze Geſellſchaft beſtand aus vier Männern, von welchen der Eine, der ſich höchſt ſelten herbeiließ, die Tribüne zu betreten, die drei Andern gemiethet zu haben ſchien, und ſo zwar, daß dem Größeren und Stärkeren die angenehmere Rolle zufiel, die beiden Andern durchzuprügeln. Obwohl nun, nach unſerem unmaßgeblichen Urtheile, die Darſtellungen dadurch ein wenig monoton wurden, ſo ſchienen ſie doch dem anweſenden und ſehr gemiſchten Publikum eine Quelle immer wechſelnder Heiterkeit zu ſein. Der Beifall wurde zu einer wahrhaft erdrückenden Hingebung, zumal wenn einer der armen Durchgebläuten ſeinem Tyrannen entronnen war und Platz nahm unter den gutgelaunten Arbeitern und Soldaten.

Die Dichter ſagen, daß die Kunſt die Menge emporziehen ſoll; — rührender iſt es jedenfalls, wenn man ſie fraterniſiren und pokuliren ſieht. Ein begeiſterter Proſelytenmacher für dieſe Theorie ſchien uns der Eigenthümer der Bande zu ſein, ein Mann, der jedenfalls eine nähere Würdigung verdient. Es hat für ihn nichts Beleidigendes, wenn wir behaupten, daß er betrunken geweſen ſei; jeder Einſichtige wird vielmehr zugeben, daß dieſes zur Vollbringung ſeiner ſchwierigen Aufgabe nothwendig ſei. Man ſah ihn auch immer an den Tiſchen, wo am meiſten getrunken wurde, und mit einer merkwürdigen Verachtung aller Trinkregeln goß er Ströme Bieres und Weines in ſeinen ledernen Schlund. Wir beobachteten an ſeinem Rauſche drei Stadien; das erſte war das einer warmen, redſeligen Begeiſterung für Alles, was groß, erhaben und trinkbar; dieſe ging in die unbezwingliche Sucht über, Jeden an die Bruſt zu drücken und die ganze Welt zu umarmen, welcher Drang, da er nicht die volle Befriedigung fand, in eine aufrichtige Weinthränenflut überging. In dieſem Stadium verlaſſen wir den großen Mimen und ſeine Schüler und ſuchen eine „höherſtrebende“ Bande auf.

In einem größeren und komfortablen Schenkzimmer finden wir eine Geſellſchaft von vier Herren und drei Damen. Der älteſte dieſer Herren, deſſen Name der Geſellſchaft als Firma dient, ſcheint ein alter Praktikus auf ſeinem Felde zu ſein. Wir glauben, ſeine charakteriſtiſchen und vortrefflichen Eigenſchaften in wenigen Strichen wiedergeben zu können. Sein herablaſſendes, an Cordialität ſtreifendes Be-

nehmen gegen Jedermann ist sehr angenehm; er verschmäht es durchaus nicht, ganz unbekannten Gästen zuzutrinken, und zwar aus dem Glase des Gastes, was offenbar dieser Freundlichkeit einen erhöhten Reiz gibt. In Betreff seiner künstlerischen Eigenschaften müssen wir leider bemerken, daß ihm im deklamatorischen Vortrage Manches versagt ist, welchen Mangel er aber durch sehr lautes Betonen und entsprechenden Gesang zu ersetzen weiß. Im Ganzen macht er den seltenen Eindruck eines heiteren Schulmeisters. Ihm zur Seite steht ein Jüngling von beiläufig dreißig Jahren; derselbe gibt die flotten Charaktere, die leichtfertigen Ehemänner oder Liebhaber und hat die eigenthümliche Gewohnheit, zu seinem jedesmaligen Auftreten einen Cylinderhut von einem der Gäste zu borgen. Der Dritte im Bunde, ein schmächtiges Männchen mit einem auffallend emporgedrehten Schnurrbart, hat trotz dieser Hindeutung auf Heiterkeit und Muth ein entschieden schwermüthiges Air. Er scheint sich zu jedesmaligem Vortrage nur gewaltsam aus einem gewissen, schmerzlich genialen Hinbrüten emporraffen zu können, und sinkt nach Beendigung sofort in dasselbe zurück. Er sucht mit Vorliebe den Umgang der Damen, besonders derjenigen, welche die Kasse hat; dieselbe scheint indessen dieser Neigung keineswegs verdientermaßen entgegenzukommen. In uns aber steigt eine leise Ahnung, welchem Quell seine Schwermuth entstammt, auf. Der vierte Herr, eine lange Gestalt mit bleichem Künstlerantlitz, repräsentirt das Orchester. Er zeigt eine ungemeine Ausdauer in der Bearbeitung eines kleinen Klaviers, wenn man das Hackbrett mit diesem Titel beehren darf. Von den Damen wäre es schwer zu bestimmen, welche von den beiden Mitwirkenden entschiedeneres Talent an den Tag legte. Entschieden waren offenbar Beide bis zum Extrem. Die Eine war blond und mochte zweimal zwanzig Lenze zählen, die Andere brünett und von derselben Frühlingszahl. Auch mit der größten Aufmerksamkeit konnte man bei der Ersteren keine jener sanfteren Eigenschaften, welche dieser Eigenart zugeschrieben werden, entdecken, und bei der Brünette war das Lebendige und Scharfe dieser Art wo möglich noch um einige Grade erhöht. Von der Dritten, bei der Kasse, können wir nur bemerken, daß sie von der Natur mit allen Fähigkeiten zur Verwaltung dieses schwierigen Amtes begabt erschien.

Das Programm der Gesellschaft war ein ungewöhnlich reichhaltiges. Und nicht allein der Humor fand seinen Ausdruck, ernstere Geister konnten sogar ein gut Theil moralischer und politischer Belehrung gewinnen.

Gleich der erste Vortrag ist dazu geeignet. Es ist ein Solo, halb Gesang, halb Deklamation, in welchem der Prinzipal (der sich in Frack und weißer Halsbinde höchst stattlich ausnimmt) beweist, daß es keine untere Schichten gebe. Er stützt sich mit dieser Behauptung auf Autoritäten wie Napoleon I. und Andreas Hofer. Bei dem größten Theile der Anwesenden findet dieselbe ungetheilten Beifall; vor Allem bei einem Kreise breitschultriger und ziemlich ungewaschener Herren, welche ihren Gefühlen durch ein erschreckliches Zusammenschlagen ihrer kräftigen Hände Ausdruck geben.

In einem hierauf folgenden Duette, ausgeführt von dem leichtsinnigen jungen Manne und dem schwermüthigen, sollte gleichsam der Triumph des Humors über die Traurigkeit versinnlicht werden. Der Schwermüthige singt die eine und andere Strophe aus irgend einem sentimentalen Liede, welche der Leichtsinnige jedesmal mit einem lustigen Gassenhauer beantwortet.

Dann folgt eine Art dramatischen Vortrages. Ein braver Bürgersmann erscheint mit seinen Töchtern (repräsentirt von den beiden jungen Damen) auf der Bühne, und schüttet sein Herz in Klagen aus über die Verderbtheit der Welt im Allgemeinen und zweier junger Nachbarssöhne im Besonderen, und lobpreist die gegen alle Versuchung niet- und nagelfeste Unschuld seiner Töchter. Die jungen Damen sind weit entfernt, dem alten Herrn diese gute Meinung zu nehmen, bekräftigen dieselbe vielmehr durch eine Thränenflut ob jener Verderbtheit und einer Umarmung in Betreff der Unschuld. Der Vater behauptet dann, noch einen dringenden Ausgang zu haben, und empfiehlt das Haus dem Schutze seiner guten Kinder und sich selbst dem Publikum. Sein Abzug ist für die genannten Nachbarssöhne (wieder der leichtsinnige und der schwermüthige Charakter) das Signal, durch ein imaginäres Fenster einzusteigen und die beiden Schwestern zu einem „fidelen Abend" einzuladen. Die Annahme dieser Einladung wird ausgedrückt durch einen Wechselgesang, in welchem verschiedene heitere Ansichten über die beste Art, das Leben zu genießen, zum Vortrag kommen. Im Begriffe, das Haus zu verlassen, werden aber die Viere von dem versteckt gewesenen alten Herrn überrascht. Allgemeine Bestürzung und Verwirrung, Flüche und Verwünschungen von Seiten des Alten; seinem Zorne scheint nur durch eine unbarmherzige Ausrottung des eigenen und einer theilweisen des gesammten Menschengeschlechtes Genüge geschehen zu können. Jedoch — der alte Herr hat auch seine schwachen Seiten; der leichtsinnige junge Mann kennt dieselben; er läßt einige Bemerkungen über eine benachbarte Wittwe fallen und bringt dem Alten die unläugbare Thatsache in's Gedächtniß, daß er ja auch einmal jung gewesen sei, daß er immer gewußt habe, was „leben" heißt und daß er es jetzt noch nicht ganz vergessen habe. Das Ende vom Liede ist, daß der Alte und die Jungen mitsammen dem Verderben (wie der alte Herr sich pathetisch ausdrückt), d. h. dem Wirthshause, in die Hände laufen. Der Entschluß, also der Sieg der heiteren Lebensanschauung über das Philisterhafte, wird abermals in einem herrlichen Wechselgesange, an welchem sich die ganze Gesellschaft betheiligt, ausgedrückt.

Hierauf wird ein Solo angekündigt; der leichtsinnige junge Mann soll den „feschen Geist" (den kühnen, hochfliegenden) vortragen.

Wirklich ist derselbe hinreißend, bezaubernd. Sein Erscheinen ruft sofort einige Ah's und Oh's aus zartem Jungfrauenbusen hervor. Da steht er — ein Bild vollendeter, männlicher Kraft und Anmuth. Das Haar in zierliche Locken gedreht, duftend wie ein wohlangemachter Salat; die brennrothe Halsbinde in eine zierliche Schleife gelegt; der knappe Rock tadellos die jugendlich schlanke Gestalt umschließend, und dann die Beinkleider und Stiefel! Die letzteren zwar etwas groß und mattblinkend, augenscheinlich mit mehr Hingebung als Wichse geputzt; die ersteren aber in großkarirtem Muster nach der neuesten Mode vom vorvorigen Jahre. Die Rechte führt anmuthig ein zierliches Rohr, während die Linke unaufhörlich den Hut abnimmt und wieder aufsetzt, zur größten Beunruhigung des Eigenthümers desselben. Offenbar schließt diese Bewegung mehr eine Huldigung für die anwesende Damenwelt in sich, als eine durch den Vortrag bedingte Bewegung. Dieser vollendete frische Geist legt in einem herrlichen Liede seine Prinzipien dem Publikum zur Anerkennung und wo möglich zur Nachahmung dar. Sie beruhen zunächst in einem offenen Hinwegsetzen über verschiedene kleinliche Bedenken, welche gewöhnliche Menschenkinder in Betreff des Schuldenmachens und der daraus entspringenden Unbequemlichkeiten hegen. Er deutet auf das Beispiel des Staates hin und der großen Herren, und glaubt in deren Vorgang eine genugsame Entschuldigung für die eigene Aktion auf diesem Felde zu finden. Sein nächstes Prinzip beruht auf einem, das wahre Verständniß des Zeitgeistes bekundenden Vorgehen im Leben überhaupt, ein Vorgehen, welches von philisterhaften Seelen Schwindel genannt wird. Die nachfolgenden Ideen des Jünglings stehen alle in Beziehung mit diesen, und machen mit Einem Wort den „feschen Geist" zu einer auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Figur.

Der Beifall, dessen sich derselbe erfreut, wird aber bald paralysirt durch das Auftreten der blonden Dame, welche jetzt die Männerwelt zum Entzücken hinreißt. Sie erscheint in einem rosafarbenen Baregelleide, mit einem spitzenumsäumten Taschentuche, welches sie in der fashionabelsten Weise zehn-

mal in der Minute an den Mund führt, was auf ein ausgezeichnetes Parfüm hindeuten soll. Sie singt die Lorelei von einem Notenblatte herunter mit einem Wohllaut und Gewinsel, deren Eindruck selbst durch verschiedene, etwas unangenehme Verzerrungen ihrer Gesichtszüge nicht zu vermindern ist.

Der Glanzpunkt der Vorstellungen endlich ist „die böhmische Wäscherin". In dieser Darstellung entäußert sich die brünette Dame aller unbehaglichen und beengenden Ziererei und läßt ihrer gediegenen Naturwüchsigkeit die Zügel schießen. Wir haben manches Weib aus dem Volke in Aufregung gesehen, aber nie sahen wir ein solches Gestikuliren, Augenflammen, sprudelnd überstürzendes Reden. „Sie hat ein Maul wie ein Schwert," sagte ein Mann der Arbeit neben uns mit beifälligem Kopfnicken, und das war in der That das treffendste Urtheil. Die Darstellerin ist erbost über die Klage eines Nachbars, daß sie mit ihrer Wäsche seine Fenster verhänge, und benutzt in ihrer Vertheidigung die Gelegenheit, um ihre Ansicht von der Welt überhaupt darzulegen. Es fehlt dabei nicht an Anspielungen auf gewisse Vorfälle in den aristokratischen und Finanzkreisen, und selbst politische Spötteleien laufen mitunter. Wir haben aber weder in diesen noch anderen politischen Anspielungen der wiener Bänkelsänger das Scharfe und Treffende wie in den berliner Couplets gefunden.

Eine noch höher strebende Gesellschaft entdecken wir in einem alten, renommirten Gasthause. Sie besteht aus vier Herren, von denen Jeder von seinem Künstlerberufe vollkommen überzeugt ist. Zwei derselben sind sehr dick, die beiden Andern sehr mager; durch diese äußeren Gegensätze wissen sie sich in ihren Vorträgen höchst harmonisch zu ergänzen. Wenn z. B. in einem Schwank, in welchem ein armes Schneiderlein in das Schuldgefängniß wandern muß, der Richter und der Amtsdiener von den Dicken repräsentirt werden und der Meister und sein Lehrjunge von den Ma-

Volkssänger in einer wiener Vorstadtschenke.

geren, erreichen sie zwei Zwecke, indem sie so die Beamten am besten karrikiren können, und zweitens geht die Metamorphose, wenn eine fünfte Person nöthig wird, am leichtesten vor sich, indem einer der schmächtigen Herren nur einen andern Rock überzuziehen und sein Gesicht in andere Falten zu legen braucht. Uebrigens erfreute uns eben in der Rolle des Lehrbuben (eine Figur, die ursprünglich von Nestroy stammt) ein derber, übersprudelnder Humor. Das dummpfiffige Gesicht des langen, in Kinderkleider gezwängten Menschen, welcher als treuer Rabe seinem „sitzenden" Meister einige Erfrischungen bringt, die aber der feiste Amtsdiener für sich in Beschlag nimmt, wird uns unvergeßlich bleiben.

Wir haben aber mit dieser Gesellschaft noch nicht die erste Klasse der Volkssänger erreicht. Jetzt kommen die, welche so zu sagen ihre eigenen Coulissen mitschleppen. Sie etabliren sich in den größten Lokalen und zeigen auf ihren Programmen „humoristisch-musikalisch-deklamatorische Soireen mit Gesang und komischen Szenen" an. Wenn sie bei übergroßer Konkurrenz in die Provinzen ziehen, führen sie die Bezeichnung „Schmieren" oder „Meerschweinchen". Von ihnen ist dann der Uebergang zu einigen Vorstadt-Theatern und zu der sogenannten Singspielhalle im Prater. Die begabtesten Meerschweinchen erfreuen hier die Wiener mit ihrem tollen Humor.

Die Stücke von Raimund und Nestroy werden noch immer, meist mit zeitgemäßen Variationen, gegeben. Auch in Travestieen macht, nach Blumauer's unreputirlichem Vorgang, die Muse der wiener Possenschuster mit Vorliebe und Glück. Traurig ist dabei die Sucht der weiblichen Mitglieder, durch Tanz, Bewegung und Gesang sich selbst zu prostituiren. Ob dieser, oder den überhandnehmenden politischen Witzeleien die Ueberwachung der Polizei gilt, von welcher man neuerdings hört, wissen wir nicht.

Auf dem Forum Romanum in Rom.

Von

Emil Merk.

Ein Schildknabiger in Rom.

Rom. Ein Gleiter hat Rinken, wo auf den Trümmern hat glänzende Gestalten, wo Cäsar, Cicero, Augustus und Hadrian, schon hochstolze Männer und Frauen der edelsten Adelsgeschlechter Roms der heiligen Mauern umschritten hat, wo Tausende von Fremden Jahrhunderte einer Jahrhunderte durch Jahrhunderte durch Jahrhunderte durch Jahrhunderte durch [illegible] durch [illegible] durch [illegible]

tauchen kann, wo er die Geschichte, die Helden, die Schriftsteller des römischen Weltreichs erst begreifen lernt von ihren guten und schlimmen Seiten aus. Am meisten zogen mich bei meinem letzten Aufenthalte in der Metropole der Christenheit diejenigen Ueberreste des Alterthums an, welche sich unmittelbar neben Bauten des Mittelalters oder der neueren Zeit befinden; man sieht da an mehreren Punkten der ewigen Stadt gleichsam eine mit kolossalen steinernen Buchstaben geschriebene Geschichte Roms vor sich, vor welcher der Denker wohl manche Stunde verweilen mag, während die Völker- und Zeitenbilder zweier Jahrtausende an seiner Seele vorüberziehen. Ich sammelte damals viele hierauf bezügliche Skizzen; die, welche ich hier mittheile, ist, was den Kunstwerth des Baudenkmals betrifft, keineswegs die bedeutendste, nur das Merkwürdige der unvermittelt neben einander gerückten Gegensätze zweier großen Kulturperioden veranlaßt mich, die Zeichnung in diesen Blättern mitzutheilen. Auf dem alten Forum Boarium befindet sich ein aus der Kaiserzeit stammender Triumphbogen, der Bogen der Goldschmiede genannt. Derselbe wurde von den Kaufleuten und Wechslern des Thiermarkts dem nach des Kaisers Pertinax Ermordung auf den Thron erhobenen, und von 193—211 regierenden Kaiser Septimius Severus errichtet. Derselbe ist über und über mit Darstellungen des heidnischen Opferkultus bedeckt, denn jener Kaiser war ein strenger Beobachter der religiösen Zeremonien und trieb nebenher mit Vorliebe Magie und ähnliche tiefsinnige Wissenschaften; den Priestern war er sehr zugethan und hatte sogar zu seiner zweiten Gemahlin die Tochter eines Sonnenpriesters zu Emesa. Die Inschrift des Thores oder Triumphbogens verherrlicht natürlich in überschwänglicher Weise die hohen Vorzüge der regierenden Familie. Wer die Geschichte kennt, weiß, wie es sich damit verhielt, und wie die Bücher, in denen z. B. von des Septimus Söhnen ausführlich die Rede ist, förmlich nach Blut riechen. Unmittelbar neben diesem Bogen nun erhebt sich die Kirche des heiligen Georgs, deren Inneres mit Heiligenbildern, bunten Farben, Fahnen ꝛc. ganz im Geschmack des römischen Kultus ausgeschmückt ist. Aus dieser wie aus anderen unmittelbaren Zusammenstellungen des Alterthums und der neueren Zeit ersehen wir auf's Deutlichste, wie viel uns noch in der Volksbildung, in der Veredlung des Geschmacks und des Schönheitssinnes der Massen zu thun übrig bleibt, welche Jahrhunderte lang oft nicht ohne Absicht vernachlässigt wurden.

Aug' um Aug'.

Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben, von **Eduard Ziehen.**

(Fortsetzung.)

2.

Das baldige Wiedererscheinen Mariens ward durch ein beklagenswerthes Ereigniß zu einer Nothwendigkeit. Die Hochzeit, zu welcher Marie nebst ihrem Vater geladen war, wurde in einem westlich von Weddrin gelegenen Dorfe gefeiert, und Schmauserei, Zechen und Tanz dauerten so lange, daß Beide das Hochzeithaus erst verließen, als das Morgenroth im Osten emporflammte. Auf den thauschimmernden Wiesen und Feldern rings umher war noch kein menschliches Wesen zu entdecken und kein menschlicher Laut zu vernehmen, nur die leisen Jubellieder der Lerchen tönten aus dem wolkenlosen Himmelsraum hernieder.

„Sieh' nur das prächtige Morgenroth, Vater!" rief Marie, als das Jauchzen der noch zurückgebliebenen Hochzeitsgäste und die Klänge der Klarinetten und Trompeten hinter den langsam Dahinschreitenden verhallten. „So schön hab' ich's noch nie gesehen." — „Ja, es ist eine wahre Pracht," entgegnete ihr Vater; „wenn man so in die Glut hineinschaut, sollte man glauben, weit in der Ferne brenne eine riesige Stadt. Aber was für ein Rauch steigt denn da in unserem Dorfe auf?" fuhr er nach einer Weile fort, indem er stehen blieb und scharf nach Weddrin hinüberspähte. „Es wird doch kein Feuer sein?" Kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, als eine mächtige Lohe zwischen den Rauchsäulen zum Himmel emporschlug. „Um Gotteswillen — Larkow's Haus steht ja in vollen Flammen!" schrie er da zum Tod erschrocken, indem er in wilder Hast dem Dorfe zustürzte. — „Larkow's Haus?!" rief das Mädchen erbleichend. „Dann ist das unsrige auch verloren!" — „Wenn der Wind sich nicht dreht, haben wir nichts zu befürchten, sondern die andern Nachbarn Larkow's," rief Wiebelitz, während er wie ein Pfeil dahinflog, so daß seine Tochter ihm kaum folgen konnte.

Als Beide athemlos bei den ersten Gehöften ihres Wohnortes anlangten, war das ganze Dorf bereits zusammengeströmt und Alt und Jung mit Retten und Löschen beschäftigt. Da es seit mehreren Wochen nicht geregnet hatte, und der große Teich, welcher sich in Weddrin befand, nur zum dritten Theil gefüllt war, so fehlte es sehr bald an Wasser, und aller Anstrengungen ungeachtet waren die Löschenden nicht im Stande das Feuer zu bewältigen. Die Funken des brennenden Hauses flogen in ganzen Massen auf die naheliegenden Scheunen und Ställe, und bald standen auch diese in Flammen. Die Zahl der Helfenden wuchs zwar mit jeder Minute, indem die Bewohner der benachbarten Dörfer schaarenweise herbeieilten, allein die meisten mußten unthätige Zuschauer des schrecklichen Schauspiels bleiben, weil die Zahl der Eimer zu gering war, und endlich auch diese des zunehmenden Wassermangels wegen nicht einmal alle benutzt werden konnten.

So griff das unbezähmbare Element immer weiter um sich und bedrohte nach kurzer Zeit auch die nächsten Gehöfte, namentlich das Haus, in welchem der Zimmermann Wiebelitz zur Miethe wohnte, da dieses in Folge des umspringenden Windes von den umhersprühenden Funken am meisten zu leiden hatte.

Der Fischer Borneit, der bis dahin auf einem andern Punkte den thätigsten Antheil am Löschen genommen, gewahrte kaum, welche Gefahr seinem künftigen Schwiegervater drohte, als er auch sofort herbeieilte und im Verein mit diesem und mehreren Freunden Alles aufbot, um das Gebäude zu schützen und die Habe der Bewohner in Sicherheit zu bringen.

In Folge der wochenlangen Hitze waren die Strohdächer sämmtlich so ausgedörrt, daß die Vernichtung des ganzen Dorfes zu befürchten stand, wenn nicht auf irgend eine Weise wirksam Hülfe geschafft wurde. Je mehr die Gefahr wuchs, desto weniger geschah, um sie auf die rechte Art abzuwenden; die in wilder Hast hin und her rennende Menge handelte gänzlich planlos und trat der kleinen Zahl derer, welche einigermaßen Geistesgegenwart bewahrt hatten, überall hindernd in den Weg.

Da erschien plötzlich eine hohe, kräftige Gestalt in einfacher, fast ärmlicher Tracht auf dem Schauplatz der Verwirrung und des Schreckens, und stürmte durch die zu beiden Seiten zurückweichende Menge auf das am meisten bedrohte Haus, das des Zimmermanns Wiebelitz, zu.

„Der alte Trybian ist da! der alte Trybian ist da!" schallte es freudig von Mund zu Mund. „Jetzt wird das Feuer bald gelöscht werden." — Der auf diese Art als ein Retter Begrüßte — der Hirte eines benachbarten Dorfes, der in dem Rufe stand, daß er das Feuer „besprechen" könne — erfüllte die Erwartungen, welche sein Erscheinen hervorrief, auf überraschende Weise. In einem Nu hatte er das Dach des Hauses erklettert, und mit weithin tönender mächtiger Stimme schrie er der drunten hin und her wogenden Menge zu: „Laßt das Haus und die Scheunen und Ställe Larkow's brennen — an denen ist nichts mehr zu retten! Hierher mit dem Wasser! Schafft nasse Säcke und Leintücher und feuchtes Gras herbei und bedeckt damit alle Dächer,

auf welche die Funken herabfallen! So wahr ich Heinrich Trybian heiße — das Feuer soll keinen Stall weiter ergreifen!"

Seine Worte beseelten die Rathlosen und Verzagenden mit wunderbarem Muth und Vertrauen. Jeder schien plötzlich zu wissen, was er zu thun habe, um des entfesselten Elementes Herr zu werden. Die Einen holten ganze Haufen von Säcken und Leintüchern herbei und tauchten sie in Wasser; die Andern eilten nach den nahen Wiesen und mähten das thaubenetzte Gras ab, und wieder Andere schafften die schützenden Materialien nach den bedrohten Häusern, wo lange Reihen auf den Leitern standen und die Dächer damit belegten.

Unterdessen wütheten die Flammen furchtbar in den ihnen preisgegebenen Gebäuden. Die Balken brachen krachend zusammen, ein Stück Mauerwerk nach dem andern stürzte donnernd herab, und von der Brandstätte schlug eine mächtige Lohe zum Himmel empor. Die Funken und Rauchwolken wurden vom Wind in dichten Massen nach dem Hause des Zimmermanns getrieben; aber oben auf der Dachfirst stand der alte Hirt mit unerschütterlicher Ruhe und rief den rings um ihn Arbeitenden einen Befehl nach dem andern zu, ohne selber Hand anzulegen. Jedes seiner Worte ward unverzüglich befolgt, und zwar mit einer Gewissenhaftigkeit, welche Jeden, der den Grund dieses blinden Gehorsams nicht kannte, in Erstaunen gesetzt haben würde.

Die Wirkung dieser mit sicherem Blicke getroffenen Anordnungen war sehr bald zu erkennen. Nach Verlauf einer Stunde war alle Gefahr von den bedrohten Nachbarhäusern abgewendet, und als noch zwei Stunden vergangen waren, züngelten nur noch einzelne Flammen auf der Brandstätte, die nichts als ein Haufe geschwärzter Steine und halbverkohlter Balken war.

Die Bewohner der geretteten Häuser drängten sich zu dem alten Hirten und überhäuften ihn mit Danksagungen für seine wunderthätige Hülfe. Er aber wehrte sie bescheiden von sich ab und sagte, er habe nicht mehr gethan als alle Uebrigen; das ganze Wunder bestehe darin, daß er keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren habe und dadurch in den Stand gesetzt worden sei, die zweckmäßigsten Maßregeln anzugeben. Er hatte gut versichern und erklären — die Meisten ließen sich nun einmal den Glauben nicht nehmen, daß er geheime Zauberformeln kenne, durch welche er dem Feuer Einhalt zu thun vermöge.

„Mögen sie in Gottes Namen bei ihrem Glauben bleiben," sprach Trybian vor sich hin, als er sich im Wirthshause durch einen Trunk stärkte; „mit dem gehen sie gerad' in's ärgste Feuer hinein und löschen es, als ob's die Flamme einer Lampe wär'."

Die ihres Obdachs Beraubten fanden bei einer ihnen verwandten Familie im Dorfe eine Zufluchtsstätte. Da das Haus des Zimmermanns Wiebelitz starke Beschädigungen erlitten hatte, so sah er sich nebst seiner Tochter ebenfalls genöthigt, bei Andern so lange Unterkunft zu suchen, bis daß das neue Haus, welches er zu bauen beabsichtigte, und welches er sogleich in Angriff zu nehmen beschloß, bewohnbar war. Das Anerbieten seines Neffen, Friedrich Wiebelitz in Glienow, ihn und Maria bei sich aufzunehmen, lehnte er für seine Person ab, um nicht Zeuge peinlicher Auftritte zwischen Vater und Sohn sein zu müssen, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, daß seine Tochter dasselbe annahm, weil diese seinem unglücklichen Bruder auf mancherlei Weise das Leben erleichtern und erheitern konnte. So zog er denn zu dem Fischer Borneik und dessen Mutter, die ihm ein hübsches kleines Zimmer in ihrem Häuschen eingeräumt hatten, während Maria noch an demselben Tage ihr Bündel schnürte und zu ihrem Oheim wanderte, der sich unbeschreiblich über die Aussicht freute, sie vom Morgen bis zum Abend in seiner Nähe zu wissen.

Die Gegenwart des fröhlichen Mädchens war denn auch in der That ein rechter Balsam für das zerrissene Herz des mißhandelten armen Greises, der von der Stunde an, wo Maria in's Haus getreten war, neuen Lebensmuth zu gewinnen schien. Die Letztere suchte sich zwar so viel wie möglich im Hauswesen nützlich zu machen, um sich ihrem Vetter für die gastliche Aufnahme dankbar zu beweisen; wenn aber der Abend herbeikam, ließ sie sich durch nichts abhalten ihrem Oheim Gesellschaft zu leisten, dem sie durch ihr kindliches Geplauder manches Lächeln abnöthigte, während er ihr Dieß und Jenes aus dem Schatz seiner Lebenserfahrungen mittheilte und manche schöne Sage oder Geschichte aus der Vorzeit erzählte.

An einem stillen Abend wenige Tage nach ihrer Ankunft saßen Beide auf ihrem Lieblingsplätzchen: einer einfachen Bank unter einer großen Eiche, welche am äußersten Ende des Gartens und der Wiese stand und ihre mächtigen Aeste schirmend über den Rasen ausbreitete. Die Sonne war eben hinter dem kleinen Weiden- und Erlengehölz versunken, welches das Dorf gegen Westen begrenzte; der Gesang der Vögel in den Wipfeln verstummte, und auch die Lerchenlieder droben im blauen Aether verhallten allgemach. Von den Wiesen wehte ein kühler Hauch herüber, der nach der Hitze des Tages doppelt erquickend war. In den Gehöften ringsum ward es immer stiller und stiller, nur hie und da schallte noch das Jauchzen spielender Kinder herüber. Dann verklangen auch diese Stimmen, und nichts als das leise Flüstern des Laubes im Abendwinde ließ sich vernehmen.

Nachdem Beide eine Weile schweigend dem Sonnenuntergang zugeschaut hatten, sagte der Greis mit einem Anflug von Wehmuth: „Wie oft hab' ich von diesem Plätzchen aus in Gottes schöne Welt hinausgeblickt, und nun muß ich es noch erleben, daß die prächtige Eiche umgehauen wird." — „Will Friedrich sie wirklich fällen lassen?" fragte Marie traurig. „Ich meinte, er habe diesen Vorsatz aufgegeben?" — „Ihm liegt ja nichts an dem schönen Baume," entgegnete der Alte mit schmerzlichem Tone; „er berechnet nur, wie viel Geld er daraus lösen kann." — „Und doch könnte die Eiche noch viele, viele Jahre stehen," sprach das Mädchen. — „Ja wohl könnte sie das," erwiederte Jener, „aber besser ist's, sie wird jetzt umgehauen, als daß sie langsam verdorrt und verfault und endlich vom Sturm zu Boden geworfen wird. Manchem Menschen wär's auch besser, er stürbe, bevor er schwach und hinfällig wird, und wie eine unnütze Last der Erde in die Grube sinkt," setzte er nach einer Pause mit unsäglicher Bitterkeit hinzu. — Marie schüttelte mißbilligend mit dem Kopfe, der Greis aber fuhr fort: „Wenn ich so einen verdorrten alten Baum sehe, fällt mir immer der tausendjährige sogenannte ‚schmucke Baum' ein, der drüben in den ‚Planken' gestanden hat, und vor einer Reihe von Jahren in einer schrecklichen Novembersturmnacht zu Boden geschmettert worden ist." — „Von dem Baume hab' ich nie etwas gehört," sagte das Mädchen mit neugieriger Miene. — „Ich will Dir erzählen, was ich davon weiß," versetzte der Alte. „Es war eine riesenhohe, schlanke Eiche, gegen welche alle übrigen Bäume, selbst die größten, wie Zwerge erschienen. Dicht über dem Erdboden war sie vier Klafter dick, und erst in einer Höhe von siebenzig Fuß begann die prachtvolle Krone, die mit ihrem vollen Blätterschmuck zu der Zeit, wo der Baum noch nicht erstorben, einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährte und schon in weiter Ferne sichtbar war. Ich selber habe die Eiche nicht mehr in ihrer Herrlichkeit gesehen, aber mein Vater hat mir oft erzählt, daß er sich noch recht wohl erinnere, wie er als Knabe immer mit stiller Freude nach ihrer dunklen Krone geschaut, die wie eine mächtige Kuppel auf dem grünen Wipfelmeer geruht habe. Sie stand im Mittelpunkt eines von vielen Gräben und Wällen eingeschlossenen Platzes, auf dem einst die Wenden, als sie mit den Sachsen um den Besitz des linken Elbufers kämpften, ein festes Lager aufgeschlagen hatten. Dieß Lager ward eines Tages von den Sachsen angegriffen, und es entspann sich ein erbitterter Streit Mann gegen Mann, der lange hin und her schwankte,

ohne daß sich der Sieg zu Gunsten eines der beiden Völker entschied. Der Anführer der Wenden, ein Fürst aus edlem Stamme, kämpfte mit wahrer Todesverachtung stets in der ersten Reihe und mähte die Feinde haufenweise nieder. Allgemach aber gewannen die Letzteren die Oberhand; die Schaar der Wendenkrieger schmolz immer mehr und mehr zusammen, und die der Sachsenkrieger wuchs immer mehr und mehr; es war, als ob Feind auf Feind der Erde entsteige. Das wendische Blut floß in Strömen über die grüne Haide und den weißen Sand, und leuchtete unheimlich im Schein des glühenden Abendrothes. Nur noch wenige Getreue standen dem tapfern Wendenfürsten zur Seite, doch er kämpfte fort und fort — er, der hundert Schlachten geschlagen und nie besiegt worden war, hielt es für eine Schmach, sich zu ergeben. Von der Uebermacht immer weiter zurückgedrängt, faßte er endlich mit den Seinigen im Mittelpunkt des erstürmten Lagers festen Fuß. Dort stand die kleine Schaar wie eine eherne Mauer, die lange allem Ansturm der Sachsenkrieger trotzte. Als aber das Abendroth verglüht war, erlahmten die Arme der Wendenkrieger, und ein Tapferer nach dem Andern stürzte getroffen nieder, ihr Fürst aber wehrte sich wie ein grimmiger Löwe mit rasender Macht ganz allein gegen seine siegjauchzenden Feinde. Doch endlich verließ auch ihn die Kraft — ein Sachsenkrieger stieß ihm das Schwert in die Heldenbrust, und blutüberströmt sank er zu Boden. Die alte Sage erzählt, er habe während der Schlacht eine Eichel im Munde gehalten, diese sei ihm entfallen, als er niedergestürzt und von den Füßen der Sachsen in den Erdboden gestampft worden. Aus ihr soll dann die wundergroße Eiche hervorgewachsen sein, die ein Jahrtausend allen Stürmen Trotz bot. Und als sie endlich verdorrt war, und der alle Bäume niederschmetternde rasende Novembersturm auch sie fällte — da fand man unter ihrer mächtigen Wurzel eine riesige, eiserne Streitaxt, die Waffe, mit welcher der heldenmüthige Wendenfürst bis zum letzten Lebenshauch gekämpft hatte." — „Wie ist es doch so traurig, daß der tapfere Mann erst sein ganzes Heer fallen sehen und dann selber sterben mußte!" sagte Marie, als ihr Oheim schwieg. — „Ja wohl ist es traurig, daß die Menschen von jeher einander wie wilde Thiere angefallen und zerfleischt haben, anstatt friedlich neben einander zu wohnen und sich der schönen Gotteswelt zu freuen." — „Wie hat der tapfere Fürst denn geheißen?" — „Seinen Namen weiß ich nicht; schon zu Lebzeiten meines Großvaters kannte ihn Keiner mehr." — „Hat die große Eiche neben seinem Grabe gestanden?" — „Auch das vermag ich nicht mit Gewißheit zu sagen, mir däucht aber, als hätt' ich gehört, daß er von den Sachsen mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen auf dem Schlachtfelde bestattet worden sei. Dagegen ist das Grab eines andern wendischen Helden, der ebenfalls zu jener Zeit gelebt und mit rasendem Grimm gegen die Sachsen gekämpft hat, noch heutiges Tages zu sehen." — „Erzähle mir, was Du von ihm weißt, lieber Onkel," bat das Mädchen, „ich höre Dir gar zu gerne zu." — „In der alten Stadt Salzwedel, die drüben in der Altmark liegt," begann der Greis, „stand dazumal eine feste Burg, in welcher der Markgraf wohnte, dem die Vertheidigung des Sachsenlandes gegen die von Osten her vordringenden heidnischen Wenden anvertraut war. Einer der Führer der Letzteren war ein ritterlicher junger Edler, Namens Jam Kahl, der eine Körperkraft besaß, von welcher unglaubliche Dinge erzählt werden. Nachdem er mehrere Jahre hindurch mit den Sachsen gekämpft, erblickte er eines Tages die Tochter des Markgrafen, die wunderschöne Seba, und ward von einer so heftigen Liebe zu ihr ergriffen, daß er schwur, sie müsse sein werden, und wenn es ihm das Leben koste. Da er als gewiß voraussetzen konnte, daß seine Bewerbungen weder bei dem Markgrafen, noch bei dessen Tochter Gehör finden würden, so beschloß er, sich der schönen Seba mit bewaffneter Hand zu bemächtigen. Er rief seine tapfersten Krieger zusammen, zog mit ihnen nach Salzwedel und griff die Burg an. Der erste und der zweite Sturm wurde von den Kriegsleuten des Markgrafen abgeschlagen, beim dritten aber drangen die Wenden in die Veste und zerstörten sie, während ihr Anführer die schöne Seba auf sein Roß hob und mit ihr davonsprengte. Die Geraubte willigte ein, die Gemahlin des heidnischen Helden zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß er das Christenthum annehme. Er konnte ihren Bitten nicht widerstehen, und sein Beispiel sowie ihre unablässigen Bemühungen bewogen später auch den ganzen Stamm, dem er angehörte, sich taufen zu lassen. — Um die Zerstörung der salzwedler Burg und den Raub der Markgrafentochter zu rächen, sammelten die Sachsen nach einiger Zeit ein Heer und griffen die Wenden an. Es kam zu einem erbitterten Kampfe, und Seba fiel in die Hände ihrer Stammgenossen, welche sie nach der Bischofsstadt Verden führten und dort als eine Abtrünnige öffentlich verbrannten. Diese Grausamkeit versetzte den wendischen Helden in eine namenlose Wuth. Er ließ ein Aufgebot an alle Waffenfähigen seines Stammes ergehen und warf sich mit ihnen auf die Sachsen. Bei Salzwedel entbrannte eine blutige Schlacht. Der Rächer Seba's stürzte sich mit wilder Todesverachtung in die dichtesten Haufen der Feinde und schlug Alles vor sich nieder, ward aber endlich umringt und getödtet. Als die Wenden ihren Führer fallen sahen, schaarten sie sich um seinen Leichnam, um den sich nun ein erbitterter Kampf erhob. Mancher Tapfere sank in den Tod, aber den Wenden verblieb doch der Sieg. Sie trugen ihren gefallenen Führer nach einer von der Markgrafentochter benannten Kapelle, unweit der Stadt Salzwedel, gruben ihm dort ein tiefes Grab und wölbten einen mächtigen Hügel darüber. Und als die blutigen Kriege zwischen Wenden und Sachsen halb vergessen waren und beide Völker friedlich am Elbstrom bei einander wohnten, da pflanzten ihm Söhne seines Stammes auf Kopf und Brust, auf Hände und Füße sechs Eichen, deren dunkellaubige Kronen noch heute als Erinnerungszeichen an den Helden zum Himmel emporragen."

Während der Greis diese alten Sagen erzählte, hatte die Nacht ihre dunklen Schleier über Garten und Dorf, über Wiese und Wald gebreitet und alle Stimmen des Tages waren verstummt. Das Laub der hohen Eiche aber flüsterte und rauschte gar eigen im kühlen Nachtwind, gleich als ob es ein Klagelied anstimmen wolle über den wilden Haß, mit welchem Menschen verschiedenen Stammes einander einst bekriegt und ausgerottet, anstatt den wilden Haß in ihrer Brust zu bekriegen und auszurotten. „Komm', Marie, laß uns hineingehen," sagte der alte Wiebelitz, indem er aufstand; „mich schauert in der feuchten Nachtkühle." Marie folgte ihm in's Haus, las ihm noch einige Seiten aus dem Buche vor, welches ihr Vater ihr neulich aus der Stadt mitgebracht hatte, und dann begaben sich Beide zur Ruhe.

3.

In Folge ihrer Uebersiedlung nach Glienow hatte Marie die Mutter ihres Verlobten seit dem Tage der Feuersbrunst nur zwei- oder dreimal flüchtig auf einem benachbarten Hofe gesprochen, während Heinrich Borneik selber sie täglich im Hause ihres Vetters besucht und mehrmals den Abend dort zugebracht hatte. Da sie indessen lebhaft wünschte, darüber Aufschluß zu erhalten, was vor Zeiten zwischen ihrem Oheim und der Familie Borneik vorgefallen war, so wanderte sie eines Tages um die Zeit, wo der alte Wiebelitz ein Stündchen zu schlummern pflegte, nach Weddrin zu ihrer künftigen Schwiegermutter.

Die Frau Borneik, eine Sechzigerin mit bleichem Gesicht, deren Wesen etwas ungemein Sanftes und Schwermüthiges hatte, freute sich recht herzlich über Mariens Erscheinen, führte sie in ihr einfach aber behaglich eingerichtetes kleines Wohnzimmer, setzte ihr Kaffee und Kuchen vor, den sie Tags zuvor auf dem Jahrmarkt in der Stadt gekauft hatte, und ließ sich dann von ihr erzählen, wie sie ihre Zeit an ihrem neuen Wohnort zubringe.

Marie ſchilderte der freundlichen alten Wittwe ihr Leben und Treiben in Glienow, und ſagte darauf mit ſcherzendem Tone: „Ich hätt' aber nimmer gedacht, daß Du meinem armen Onkel gram ſein könnteſt.“ — „Wie kommſt Du auf den Gedanken?“ fragte Jene ſichtlich betroffen. — „Nun, mein Onkel hat es mir ſelber geſagt.“ — „Weßhalb ſollt' ich ihm denn gram ſein?“ — „Das wollt' ich gerade von Dir wiſſen,“ entgegnete das Mädchen. Die Frau Borneik erwiederte nichts auf dieſe Worte. Ihre Züge nahmen einen tiefſchmerzlichen Ausdruck an, und in Gedanken verſunken ſchaute ſie nach der lindenbeſchatteten ſtillen Friedhofshöhe hinüber, die man von ihrem Stübchen aus gewahren konnte. Dort ſchlummerte ihr früh verſtorbener Mann, mit dem ſie ſo glücklich gelebt, und an den ſie noch ſtündlich dachte, obgleich ſchon manches Jahr ſeit dem düſtern Dezemberabend, an dem man ihn zu Grabe getragen, über ihr Haupt dahingegangen war. Endlich wendeten ſich ihre Gedanken wieder der Gegenwart zu, und anſcheinend ruhig fragte ſie die Braut ihres Sohnes: „Was hat Deinen Onkel denn veranlaßt, von meiner Feindſchaft gegen ihn zu ſprechen, und auf welche Weiſe hat er dieß gethan?“ — „Als ich ihm erzählte, daß Heinrich um mich angehalten habe,“ erwiederte Marie, „ſah er mich faſt erſchrocken an, und als ich ihn dann fragte, ob er etwas gegen dieſen Bewerber

Aug' um Aug': Das Gelöbniß. (S. 206.)

einzuwenden habe, verſetzte er: ‚Sein Vater und ich ſind vor Zeiten nicht die beſten Freunde geweſen, ſeine Mutter iſt mir vielleicht jetzt noch gram — aber das braucht Dich nicht zu kümmern.‘“ — „Ja, Dein Onkel hat Recht, Du brauchſt Dich nicht um längſt vergangene Dinge zu kümmern,“ entgegnete die Frau Borneik. „Mein verſtorbener Mann und ich waren ihm allerdings einſt böſe, weil er unrecht gehandelt hatte; aber auch wir haben uns etwas vorzuwerfen — noch heute fühle ich Gewiſſensbiſſe, wenn ich daran denke, daß wir einander durch verſöhnliches Entgegenkommen manche bittere Stunde hätten erſparen können. Ich hoffe jedoch zu Gott, daß bald der Tag erſcheinen wird, wo die letzte Spur der alten Feindſchaft verſchwindet. Ja, Maria,“ fuhr ſie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, fort, „an Deinem Hochzeitstage will ich zu Deinem Onkel gehen, und ohne Leidenſchaft und Bitterkeit mit ihm über die Vergangenheit ſprechen — dann wird Alles wieder werden wie früher.“

Marie beſaß ein zu natürliches Zartgefühl, um weiter in ihre künftige Schwiegermutter zu dringen, deren Aeußerungen darauf hindeuteten, daß ſie gleich dem alten Wiebelitz ein Geheimniß bewahren wolle oder müſſe, in welchem vielleicht der Grund zu ihrem ſchwermüthigen Weſen lag. Außerdem würde ſie keine Zeit mehr zu darauf abzielenden Fragen gefunden haben; denn einige Minuten ſpäter trat ihr

Verlobter in's Zimmer, ein schlanker, hübscher Blondin von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, der aus der Stadt zurückkehrte, wo er Mancherlei für ihre neue Haushaltung eingekauft hatte. Da seine Mutter ihn erst zwei Stunden später erwartet, und Marie nicht gehofft hatte, ihn heute noch zu sehen, so rief sein Erscheinen großen Jubel hervor, der sich noch steigerte, als er all' die schönen Sachen herbeiholte, die er mitgebracht, und schließlich seiner Braut ein Körbchen voll hübscher Geschenke überreichte — lauter Sachen, welche die Letztere sich heimlich längst gewünscht hatte.

Angesichts aller der Herrlichkeiten konnte sich Marie nicht entschließen, so früh, wie sie beabsichtigt hatte, den Rückweg anzutreten. Mit kindlicher Fröhlichkeit betrachtete sie ein Stück nach dem andern und schilderte leuchtenden Auges, wie sie ihre kleine Haushaltung einrichten und auf's Beste für Mann und Mutter sorgen wolle. Denn da diese sich nicht von ihrem einzigen Sohne trennen konnte, so hatte sie dem jungen Paar ihr Häuschen zum Geschenk gemacht und dagegen nichts weiter verlangt, als einen bescheidenen „Altentheil".

Als die alte Frau die innige Freude des jugendlich schönen Mädchens sah, traten ihr unwillkürlich die Thränen in die Augen, und mit bewegter Stimme sprach sie zu der Glücklichen und dem stattlichen Sohn, dessen treuherzige blaue Augen mit stillem Wohlgefallen auf den Zügen Mariens ruhten: „Nicht wahr, ihr Beiden werdet das alte Mütterchen, wenn es schwach wird und nichts mehr thun kann, nicht als eine unnütze Last der Erde betrachten und in einen Winkel stoßen?" — Gleichwie ein Donnerschlag aus schwarzen Wolken plötzlich dem Jubel spielender Kinder ein Ende macht, so verschwand bei den Worten der Greisin jeder Zug der Freude aus Mariens Antlitz. Das eben noch so glückliche Mädchen blickte die Redende einige Sekunden starr an und brach dann in einen Strom von Thränen aus. „O Mutter, wie kannst Du nur so etwas von mir — von uns denken!" schluchzte sie. „Ich wollte ja selber lieber darben und von Haus zu Haus betteln gehen, ehe ich duldete, daß Du an irgend etwas Mangel littest!" — Auch Heinrich fühlte sich durch die Besorgniß seiner Mutter tief verletzt. Er ging zu einem kleinen Wandschranke, nahm die Bibel daraus hervor, legte sie auf den Tisch und sagte mit schmerzlichem Tone: „Es thut mir sehr weh, liebe Mutter, daß es Dir nur in den Sinn kommt, ich und Marie, die Du schon so lange kennst, könnten Dir in dem Hause, wo Du mich geboren und mit tausend Mühen und Sorgen auferzogen, auch nur ein unfreundliches Wort sagen oder Dir irgend etwas vorenthalten, was zu Deiner Pflege und Bequemlichkeit dient. Und doch kann ich Dir dieß Mißtrauen nicht so sehr verübeln," setzte er nach einer Pause seufzend hinzu, „da Du an Mariens Vetter ein schreckliches Beispiel vor Augen hast, welcher Schlechtigkeit ein Sohn fähig ist, dessen Herz Eigennutz und Habgier verhärtet haben."

Die Mutter des jungen Fischers hätte viel darum gegeben, wenn diese ungerechtfertigte Besorgniß vor der Zukunft ihren Lippen nicht entschlüpft wäre. Sie fühlte, wie unzart sie gehandelt, eine solche Aeußerung gethan zu haben, und streckte die Hände aus, um ihr Unrecht ihren Kindern abzubitten, allein Heinrich ließ sie nicht zu Worte kommen. Er zog seine Braut an den Tisch, legte seine Hand auf die Bibel und sagte mit einem fast feierlichen Ausdruck: „Marie, lege Deine Hand auf das heilige Buch hier und gelobe mit mir, meine Mutter, die bald auch die Deine sein wird, alle Tage ihres Lebens zu ehren und zu lieben und sie auf jede Weise zu hegen und zu pflegen." — Das Mädchen legte die Rechte auf die Bibel und sprach mit hoher Freudigkeit: „Ja, das gelobe ich, und Gott wird mir helfen, jeden Augenblick meine Pflicht in ihrem vollen Umfange zu erfüllen." Tief gerührt und etwas beschämt über die Liebe und Herzlichkeit, womit ihre Kinder ihr Mißtrauen erwiederten, reichte die Greisin Beiden dankend die Hände und sagte, indem ihr die hellen Freudenthränen über die Wangen rollten: „Möge Gott euch eure Liebe tausendfach vergelten! Könnte der Mutter Segen den Kindern Häuser bauen, ihr müßtet in einem Palaste wohnen." — „Dann räumten wir Dir das schönste Zimmer drin ein," rief Marie, die ihre kindliche Fröhlichkeit rasch wieder gewonnen hatte, mit scherzendem Tone. — „Ja, und in dem schönsten Zimmer sollten statt dieser handfesten Dinger von Holz die herrlichsten, mit Sammet gepolsterten Lehnstühle stehen, damit Du recht behaglich Mittagsruhe halten könntest," fügte Heinrich lachend hinzu, um dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben.

Das Wort „Mittagsruhe" erinnerte Marie plötzlich daran, daß ihr Oheim gewiß längst aus dem Schlummer erwacht, und daß sie bei Weitem länger geblieben sei, als sie sich vorgesetzt hatte. So nahm sie denn rasch Abschied von ihrer künftigen Schwiegermutter und eilte mit dem Versprechen, so bald als möglich wieder zu kommen, in Begleitung Heinrich's davon, der ihr zuflüsterte, er habe noch etwas mit ihr zu berathen. „Willst Du Deiner Mutter vielleicht heimlich irgend eine Freude bereiten?" fragte sie neugierig, als die Hausthüre sich hinter ihnen schloß. — „Was ich Dir zu sagen habe, betrifft Deinen Onkel," entgegnete Heinrich. „Du weißt, daß ich noch vor dem Herbst unser Häuschen durch einen Anbau vergrößern will, damit wir Drei recht bequem Platz darin haben. Da ich mir nun in den letzten fünf Jahren ein hübsches Sümmchen verdient habe, und ich wohl hoffen darf, daß Gott meinen Fleiß auch ferner segnen werde, so ist mir vorhin der Einfall gekommen, ob wir nicht ein gutes Werk thäten, wenn wir gleich nach unserer Verheirathung Deinen armen alten Onkel zu uns nähmen." — „Wie? meinen Onkel?" rief Marie überrascht. „Wer oder was hat Dich auf diesen Gedanken gebracht?" — „Meine Mutter, wenn auch nicht unmittelbar," erwiederte Heinrich. „Als sie vorhin mit einer so traurigen Miene die Frage an uns richtete, ob wir sie einst nicht als eine unnütze Last der Erde betrachten würden, fiel mir Dein armer Onkel ein, der nur dann seines Lebens froh wird, wenn Du bei ihm bist. Wenn wir ihn zu uns nähmen, würde er vielleicht noch einmal wieder glücklich." — Der edelmüthige Vorschlag ihres Verlobten rührte Marie tief; da der Letztere aber offenbar nichts von der ihr selbst noch geheimnißvollen Feindschaft zwischen seiner Mutter und dem alten Wiebelitz wußte, so hielt sie es für das Beste, wenn sie ihn von seinem Plan abzubringen suche, und deßhalb versetzte sie nach kurzem Besinnen: „Du hast ein edles Herz, Heinrich, und es würde mir unendlich Freude machen, meinen Onkel verpflegen zu können, aber ich glaube nicht, daß er Dein Anerbieten annehmen und in seinen alten Tagen das Haus verlassen wird, in welchem er geboren und erzogen ist." — „Einem Ort, wo er mit scheelen Blicken angesehen und auf die schnödeste Weise behandelt wird," meinte Heinrich, „wird er gewiß gern den Rücken kehren." — „Hast Du aber auch wohl bedacht, daß Du eine Verpflichtung übernehmen willst, unter welcher Deine eigene Mutter vielleicht zu leiden haben wird?" fragte das Mädchen, das sich nicht für befugt hielt, dem Verlobten den wahren Grund ihrer Einwendungen gegen seinen Plan mitzutheilen. „Du erwirbst jetzt mehr, als Du für Dich und Deine Mutter brauchst; wenn wir aber erst verheirathet sind, hast Du für Drei zu sorgen und mußt mehr arbeiten als früher. Käme dann noch mein Onkel zu uns, so würdest Du Dich über Gebühr anstrengen, während Friedrich den schönen Hof hat, auf dem er mit den Seinen in Herrlichkeit und Freuden leben könnte, wenn er wollte." — „Das ist wohl wahr, aber kannst Du es denn ruhig mit ansehen, wie Dein armer Onkel mißhandelt wird?" — „O mir blutet immer das Herz, wenn ich ihn über sein trauriges Loos klagen höre; aber ich glaube, er wird lieber Alles erdulden, als Dein großmüthiges Anerbieten annehmen, weil er voraussehen kann, daß er Dir dadurch eine schwere Last aufbürdet." — „Auf dem Tisch, woran Drei essen, findet sich noch genug für den Vierten; aber selbst wenn ich mich etwas mehr anstrengen müßte, was schadete es? Ich bin

jung und kräftig, und der Gedanke, daß ich einem armen, alten Manne seine letzten Lebenstage erheitere, wird mir selbst die härteste Arbeit erleichtern."

Als Maria sah, daß ihre Einwürfe nur dazu dienten, ihren Verlobten in seinem Vorhaben zu bestärken, glaubte sie eine andere Taktik befolgen zu müssen. Sie bat ihn daher, nicht eher weitere Schritte in der Sache zu thun, als bis sie die Wünsche ihres Oheims in dieser Beziehung erforscht habe.

Heinrich versprach es ihr und schritt dann einige Zeit schweigend und nachdenklich an ihrer Seite dahin. Als sie aber am Fuße der stillen Friedhofshöhe angelangt waren, deren Linden die Abendsonnenstrahlen durchfunkelten, stand er plötzlich still, ergriff Mariens Hand und sagte mit ungewöhnlichem Ernst: „Meine Mutter lobt mich oft bei fremden Leuten und sagt, ich sei ein guter Sohn. Ich weiß nur zu wohl, daß sie mich besser macht, als ich bin; aber ich kann mir wenigstens mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, daß ich mich aus allen Kräften bestrebe, ein solches Lob zu verdienen. Weißt Du, Marie, was mich in diesem Bestreben hauptsächlich unterstützt hat und unterstützt?" — „Sage mir's nur, Heinrich, ich würde das Rechte doch nicht treffen." — „Der Gedanke an den stillen Ort mit seinen Gräbern und Kreuzen da drüben," erwiederte der junge Fischer. „So oft ich meiner Mutter gegenüber in meiner Pflicht laß werden will oder einmal in Versuchung komme, unfreundlich gegen sie zu werden, denke ich bei mir: ‚Die Augen, welche meine ersten Schritte behütet haben und welche jetzt noch mit so inniger Liebe auf mir ruhen, schließt der Tod vielleicht schon morgen für immer, und das Herz, welches stets so warm für mich geschlagen, ist nach wenig Monden vielleicht schon in Staub zerfallen.' Und dann däucht es mir, als hätt' ich seither nicht den tausendsten Theil von dem für sie gethan, was ich hätte thun können — als sei ich gar manchesmal nicht so freundlich, herzlich und liebevoll gegen sie gewesen, wie ich hätte sein können, und als sei ihre Liebe für mich größer, als die meine gegen sie." — „O hätte Friedrich doch nur ein einzigsmal so etwas gedacht oder gefühlt," rief Marie mit Thränen in den Augen, „mein armer Onkel wäre der glücklichste Mensch auf Erden." — „Du hast ein so gutes Herz, daß Du meine Mutter niemals absichtlich betrüben wirst," fuhr Heinrich fort; „aber selbst der Beste läßt sich hin und wieder einmal zu einem unfreundlichen, verletzenden Worte hinreißen. Versprich mir darum, daß Du, wenn Du meine Frau bist, gleich mir daran denken willst, wie kurz das menschliche Leben ist, und wie leicht der Tod eins von uns Dreien hinwegraffen kann. Dann werden wir in unsrem kleinen Häuschen allezeit froh sein und niemals mit Reue an eine Stunde der Vergangenheit zurückdenken." — „Ja, das gelob' ich Dir von ganzem Herzen," sagte Marie, ihm tiefbewegt die Hand reichend. „Gott wird mir beistehen, daß ich dieß Versprechen erfüllen kann." — „Mit Dir wird ein guter Engel in unser Haus einziehen, davon bin ich fest überzeugt," rief der junge Fischer freudig, indem er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte. „Aber jetzt geh' mit Gott — ich muß umkehren, meine Mutter wartet mit dem Abendbrod auf mich. Morgen oder übermorgen sprech' ich bei Dir und Deinem Onkel vor." Mit diesen Worten eilte er rasch davon, und Marie wanderte wohlgemuth nach dem Wohnort ihres Oheims zurück, welcher sie schon mit Sehnsucht erwartet hatte.

4.

Die Ursache der geheimnißvollen Feindschaft zwischen der Mutter ihres Verlobten und ihrem Oheim sollte Marie an einem der nächsten Tage auf eine schreckliche Weise erfahren. Von einem Nachmittagsbesuch in Weddrin zurückkehrend, hörte sie schon beim Eintritt in den Hof das Wehklagen ihres Oheims und das Toben und Fluchen ihres rohen Vetters, der die heftigsten Drohungen gegen den armen Greis ausstieß. Voll Angst und Entrüstung stürzte sie in's Zimmer ... ein entsetzlicher Anblick bot sich ihr dar! Der Elende hatte seinen alten Vater vor der Brust gepackt und schrie ihm mit wilder Geberde zu: „Was? ich bin ein fauler Mensch? ein leichtsinniger Verschwender? Auf der Stelle nimm diese Worte zurück, oder ich werde Dich lehren, wie Du Dich gegen mich zu betragen hast!"

Die Nichtswürdigkeit und Feigheit Friedrich's, der sich nicht schämte, seine überlegene Körperkraft zur Mißhandlung seines dem Grabe zuwankenden Vaters anzuwenden, empörte Marie so in tiefster Seele, daß sie ein auf dem Tische liegendes Beil an sich riß, mit diesem auf den schändlichen Sohn losstürzte und ihm mit funkelnden Augen zuschrie: „Laß Deinen Vater auf der Stelle los, oder Du sollst fühlen, daß Gott mir Kraft genug gegeben hat, um einen Wehrlosen von seinem Peiniger zu befreien." — Der Anblick des zornflammenden, drohenden Mädchens brachte den Bösewicht zur Besinnung. Er ließ den wehklagenden Greis los, schaute Marie mit unterdrückter Wuth an, und rief, indem er der Thüre zuschritt, mit rauhem Hohnlachen: „Dein Schützling verdient keine bessere Behandlung; hat er doch vor Zeiten seinen alten Vater erschlagen!"

Dem Mädchen entsank das Beil vor jähem Schrecken, und keines Wortes mächtig starrte sie den unglücklichen Greis an, der einen gellenden Schrei ausstieß, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend in seinen Lehnstuhl sank.

Friedrich's Schritte waren längst verhallt, aber noch immer herrschte eine Todtenstille in dem sommerschwülen Gemach. Der armen Marie war es, als habe ihr Herz aufgehört zu schlagen; regungslos und blaß wie eine Leiche stand sie da, die starren Augen fort und fort auf ihren Oheim gerichtet, der wie zusammengebrochen in seinem Lehnstuhl lag.

(Fortsetzung folgt S. 210.)

Aus unsern vier Wänden.

Von

Rudolph Reichenau.

So heißt ein kleines Büchlein, das vor mehreren Jahren in Leipzig bei Grunow in unscheinbarem Gewande herauskam und neue Bilder aus dem Kinderleben gab, die so recht treu die Natur der Kleinen, ihr Leben und Treiben abspiegelten, daß eine Mutter glauben mußte, der Verfasser habe sich unbemerkt in ihre eigenen vier Wände geschlichen und den Spielen ihrer Jungen zugeschaut, und plaudere nun aus, was er erlauscht. Und wie sie so schwarz auf weiß sah, was sie selbst erlebte, mußte sie ihre Freude auch Andern mittheilen, und das Büchlein wanderte von Haus zu Haus. Alle Eltern hatten ihre Freude daran; so vergriff sich Auflage um Auflage. Aus dem kleinen, unscheinbaren Büchlein ist jetzt in der 12. Auflage ein Prachtwerk geworden, das der erste Kindermaler unserer Zeit — Richter hat das Blei aus der Hand gelegt — Oskar Pletsch mit seinen köstlichen Bildern geschmückt, und das wir nun jeder Mutter recht warm empfehlen möchten. Eine Szene und ein Bild entlehnen wir dem schönen Buche:

Das Anschlagespiel.

Die Bertha ist es.

Sie steht im Blinzwinkel, beide Hände gewissenhaft fest vor die Augen gedrückt, und zählt ab, während die Andern sich verstecken. Nach allen Richtungen schleicht, raschelt, huscht und rauscht es über den geräumigen Hof.

„Eins — zehn — zwanzig — dreißig — vierzig — fünfzig ..." Fast alle sind geborgen.

„Sechzig — siebzig ..."

Noch einmal hört man laufen mit überstürzender Leben-

digkeit, die gegen die eingetretene Stille grell absticht — ein Wagehals vertauscht noch Ausgangs der Achtzig seinen Platz mit einem andern, der ihm besser dünkt. Und wieder ist Alles mäuschenstill, nichts regt sich, nichts rührt sich, der Hof ist wie ausgestorben. Wer aber genauer zuschaut, entdeckt hier und dort ein Köpfchen, das neugierig halb hervorguckt zur Orientirung, wo ein Jeder geblieben, und um mit Diesem oder Dem einen stummen Wink des Einverständnisses zu wechseln.

„Neunzig" und nun ist die Frist verstrichen. Schwergewichtig, wie bei Versteigerungen der Zuschlaghammer niederfällt, erschallt das abschließende „Hundert!"

Die Luft flüstert leiser in den Bäumen, die den Hausgiebel beschatten, die Grille hört auf zu zirpen, langsamer fliegt die Schwalbe mit tiefer sich senkendem, gleichsam weilendem Fluge, die rothen Streifen des Abendscheines an den Dachfirsten und auf den Spitzen der Pappeln im Garten leuchten noch einmal heller auf, als theilten auch sie die allgemeine Spannung bei dem eigentlichen Beginne des Spiels.

„Eins, zwei, drei — Marie . . . im Hühnerstall!"

Dahin geht's im sausenden Wettlauf, wer zuerst am Maale sein wird.

„Eins, zwei, drei — Max . . . hinter der Linde!"

„Eins, zwei, drei — Malvine! Komm' nur hervor,

Das Anschlagespiel aus R. Reichenau's „Aus unsern vier Wänden".

mein Malvinchen! Ich habe Dein Kleid gesehen." — Nun fehlt noch die Gertrud.

„Ach Gott, ich weiß schon, das Fräulein Trudchen sitzt wieder hinter dem Holzhaufen."

Doch nicht, dießmal sitzt das Fräulein Trudchen gerade ganz wo anders, und dießmal ist sie, die Kleinste, gerade die Einzige von Allen, die das Maal glücklich erreicht, diejenige, der die große That vorbehalten war, alle Andern zu „erlösen".

Denn in dem Gesetz, nach welchem der letzte Sieg oder die letzte Niederlage erst definitiv über den Gesammterfolg entscheidet, ähnlich wie auf manchem ernsteren Tummelplatze, liegt der steigernde Reiz der Schlußszene eines jeden Spielabschnitts.

Es folgt daraus: die Bertha ist es wieder.

„Schön, ich bin es wieder; 's ist mir ganz egal."

Das wird mit einer gewissen patzigen Gelassenheit gesagt. Nicht immer indessen geht Alles so glatt ab, und schon mancher begonnene fröhliche Abend endete mit Zwist und Thränen. Heute jedoch von solchen Disharmonieen keine Spur, kein sturmkündendes Wölkchen am heitern Horizont der Spielfreude.

Heute ist es — mit nicht geringer Genugthuung stelle ich die Thatsache fest — das Anschlagespiel in reinster Idealität, das Anschlagespiel, wie es in dieser Welt der Unvollkommenheiten nicht vollkommener gedacht werden kann.

Deutſche Lieder

mit Illuſtrationen.

Die Grenadiere.

Von

Heinrich Heine.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als ſie kamen in's deutſche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten ſie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Beſiegt und zerſchlagen das große Heer, —
Und der Kaiſer, der Kaiſer gefangen.

Da weinten zuſammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine ſprach: „Wie weh' wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde."

Der Andere ſprach: „Das Lied iſt aus,
Auch ich möcht' mit Dir ſterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was ſchert mich Weib, was ſchert mich Kind,
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß' ſie betteln geh'n, wenn ſie hungrig ſind,
Mein Kaiſer! mein Kaiſer gefangen!

„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt ſterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Seh'st Du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet herver aus dem Grab, —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

Aug' um Aug'.

Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben, von **Eduard Ziehen.**

(Fortsetzung.)

Der von lautem Schluchzen begleitete Ausruf des Greises: „Gott, soll diese Qual denn ewig dauern?" machte dem langen, unbeschreiblich peinlichen Schweigen ein Ende. Marie, deren Augen die entsetzliche Kunde in Stein verwandelt zu haben schien, fand jetzt auch Thränen. Sie sank auf einen Stuhl, verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze und weinte wie ein Kind. Es drängte sie, ein Wort des Trostes an ihren Oheim zu richten, allein die Zunge versagte ihr den Dienst: — der Gedanke, daß Derjenige, den sie wegen seines herben Geschicks so unaussprechlich bemitleidet hatte, die furchtbarste Blutschuld der Welt auf sich geladen, lähmte alle ihre Glieder. Während der über alle Begriffe qualvollen Stille, welche dem Weggang Friedrich's gefolgt war, hatte sie im buchstäblichen Sinne des Wortes jeden Augenblick gehofft, der eines so schrecklichen Verbrechens Angeklagte werde den nichtswürdigen Sohn Lügen strafen; als der Greis aber schwieg und immer schwieg, da däuchte es ihr, als ob eine Zentnerlast auf ihr Haupt herabsinke und sie mit Riesengewalt in die Erde presse.

„Marie!" rief der Greis endlich mit tonloser Stimme. Das arme Mädchen war nicht im Stande, ein Wort der Erwiederung hervorzubringen. „Marie, setze Dich neben mich," hob der alte Wiebeliß wieder an, „ich will Dir erzählen, wie sich das Schreckliche begeben hat. Ich bin vor Zeiten auch ein schlechter Sohn gewesen und habe meinen alten Vater schlecht behandelt, aber der Schlag von meiner Hand, der ihn getödtet, sollte, so wahr Gott im Himmel lebt, nicht ihn, sondern einen Andern treffen."

Diese Worte erleichterten in etwas das gepreßte Herz seiner Nichte. Sie erhob sich, wankte auf ihn zu, nahm neben ihm Platz und sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Erzähle, Onkel."

Der Unglückliche legte die Hand auf die fiebernde Stirne und begann nach einer feierlichen Pause: „Als ich so alt war wie Friedrich, führte ich ein wildes Leben, saß halbe Tage in der Schenke und überließ die Führung des ganzen Hauswesens meiner Frau, die beim besten Willen nicht im Stande war, Ordnung zu halten und dafür zu sorgen, daß die Arbeiten auf Wiesen und Feldern zu rechter Zeit und in der gehörigen Weise verrichtet wurden. Die Knechte und Mägde gingen müßig, und oft geschah es, daß die schönsten Früchte auf den Aeckern verfaulten, weil sich Niemand um sie bekümmerte. Zu Zeiten arbeitete ich allerdings mit großer Anstrengung und Hast, um das Versäumte nachzuholen und einen Bankerott von mir abzuwenden, allein ich besaß keine Ausdauer und verfiel bald wieder in meine frühere Lebensweise. So konnt' es denn nicht fehlen, daß mein Hof immer mehr herunterkam. Anstatt mir selber die Schuld davon beizumessen, macht' ich meiner armen Frau Vorwürfe, daß sie zu wenig arbeite, und rückte meinem alten Vater vor, daß er vom Morgen bis zum Abend müßig in Haus und Hof umhergehe, und daß ich ihn für sein Nichtsthun bezahlen müsse. Im Gefühl seines Rechts verwies er mir mein unlindliches Betragen mit scharfen Worten, und da ich mich beständig in einer aufgeregten, gereizten Stimmung befand, so ließ ich mich mehrmals zu einer grenzenlosen Heftigkeit fortreißen, die zu wiederholten Malen einen erbitterten Wortwechsel hervorrief.

„Eines Abends — es war der entsetzlichste meines Lebens — bat ich meinen Vater, mir eine Summe Geldes, die er im Lauf der Jahre zurückgelegt hatte und in seinem Schranke aufbewahrte, auf acht Tage zu leihen, da ich nicht so viel zusammenbringen konnte, um eine Schuld zu berichtigen, deren Bezahlung ich nicht aufschieben durfte, ohne mich den größten Unannehmlichkeiten auszusetzen. Er schlug mir meine Bitte ab und sagte, ich möge das Meinige zu Rathe halten und weniger in's Wirthshaus gehen, dann brauche ich nicht Andere anzubetteln. Zufällig hatt' ich in jener Zeit mehrere Wochen hindurch angestrengt gearbeitet und die Schenke nur zwei- bis dreimal besucht, um mich nach vollbrachtem Tagewerk durch einen frischen Trunk zu stärken — und drum wurmten mich die Worte meines Vaters auch ganz unbeschreiblich. In meinem Grimm beschuldigte ich ihn in den härtesten Ausdrücken der Habgier und des Geizes, worauf er mich einen ehrlosen Menschen nannte, der auf dem besten Wege zum Galgen sei. Da übermannte mich die Wuth, und mit einem wilden Schrei stürzte ich auf ihn los. In diesem Augenblicke trat Deines Präutigams Vater herein, der damals so alt war wie ich, und als er sah was vorging, sprang er auf mich zu, packte mich und schrie: ‚Wenn Du, ruchloser Bösewicht, Deinem alten Vater auch nur ein Haar krümmst, so schlag' ich Dich nieder!' Die Dazwischenkunft Borneik's steigerte meine Wuth bis zur Raserei, und diese kehrte sich von dem Augenblicke an einzig und allein gegen ihn. Ich rang mit ihm, stieß ihn von mir, ergriff einen schweren Axtstiel, der auf dem Tische lag, und führte einen gewaltigen Streich gegen ihn, dem er aber auswich, indem er rasch auf die Seite sprang. In der nächsten Sekunde hatte er einen hölzernen Schlägel von der Wand gerissen, und darauf stürmten wir mit wildem Grimm auf einander ein, und schlugen blind und toll auf einander los. Mein Vater wollte Frieden stiften und bemühte sich, uns auseinander zu bringen, was ihm Anfangs nicht gelang, da wir uns gegenseitig mit der linken Hand fest gepackt hatten. Endlich aber glückte es ihm, uns für einige Sekunden zu trennen; und in der Meinung, die Fortsetzung des Kampfes am wirksamsten verhindern zu können, wenn er sich zwischen uns dränge, trat er vor mich hin. In unserer Wuth achteten wir nicht auf ihn und schlugen mit doppelter Macht auf einander los. Plötzlich aber sank er mit dem gellenden Schrei: ‚Johann! der Schlag kostet mir das Leben!' nieder. Dieser Schrei drang mir durch Mark und Bein — der Axtstiel entfiel meiner Hand — todtenbleich und sprachlos starrte ich meinen Vater an, der mit blutendem Kopf am Boden lag. Borneik vermochte ebenfalls vor Entsetzen kein Wort hervorzubringen, endlich aber stürzte er davon, um den Arzt aus der Stadt zu holen. Dessen Kunst war jedoch vergeblich; vergeblich war es, daß ich die blutüberströmten Tücher, mit denen ich den Kopf meines Vaters zuerst verbunden hatte, in der Mitternachtsstunde unter einem Hollunder vergrub; vergeblich war es, daß der alte Hirte Trybian seine geheimen Sprüche über der tiefen Wunde murmelte; noch vor Anbruch des nächsten Tages war mein Vater todt. Und ich — ich war sein Mörder!"

Hier hielt der Greis, von Weh überwältigt, eine Weile inne und preßte die Hände vor die Stirne, gleich als ob sich ihm die Sinne verwirrten; dann fuhr er mit tonloser Stimme fort: „Ich kann Dir nicht beschreiben, in welchem schrecklichen Zustande ich mich befand, und drum will ich Dir nur kurz berichten, was weiter geschah. Dem Arzte und den Leuten in Glienow hatten Borneik und ich gesagt, daß meinem Vater eine Leiter auf den Kopf gefallen sei, und

dieſe Erklärung ſeines plötzlichen Todes ſchien auch allgemein Glauben zu finden. Als ich aber einige Monate ſpäter eines Tages mit einem alten Manne aus unſerem Dorfe von der Stadt zurückkehrte, gab der mir zu verſtehen, daß man heimlich munkle, mein Vater ſei auf eine ganz andere Weiſe zu Tode gekommen, und daß von Einigen ſogar behauptet werde, ich habe eine ſchwere Schuld auf mich geladen, mein verſtörtes Weſen beweiſe das nur zu deutlich. Es ſei Jemand vor meinem Hauſe vorübergegangen, und der habe einen heftigen Wortwechſel zwiſchen meinem Vater und mir mit angehört. Ich hatte mich längſt darauf gefaßt gemacht, daß die Leute der Wahrheit auf die Spur kommen würden, mir aber feſt vorgenommen, mit der größten Hartnäckigkeit unſere erſte Ausſage aufrecht zu halten, weil Borneik mir freiwillig eidlich gelobt hatte, erforderlichen Falls als Zeuge allen Menſchen gegenüber zu behaupten, daß ich am Tode meines Vaters unſchuldig ſei. Daher wies ich denn trotz der innern Angſt, die mich Tag und Nacht quälte, mit erheuchelter Entrüſtung die über das ſchreckliche Ereigniß umlaufenden Gerüchte zurück und forderte den alten Mann auf, mir Diejenigen zu nennen, von welchen dieſelben ausgegangen ſeien. Er weigerte ſich Anfangs; als ich aber drohte, ihn zu verklagen, bezeichnete er mir zwei Hofbeſitzer in Glienow, die vor einigen Tagen im Wirthshauſe in der angegebenen Weiſe von mir geſprochen. Ich ſtellte Beide noch an demſelben Abend zur Rede, konnte aber trotz aller Drohungen nicht von ihnen herausbringen, von wem ſie jene Gerüchte gehört. Da ſie mir indeſſen betheuerten, daß ſie an das Gerede der Leute nicht glaubten und zugleich erklärten, daß ſie dem Letzteren überall kräftig entgegentreten würden, ſo hielt ich es für gerathen keine weiteren Schritte zu thun. Von der Zeit an warf ich einen grimmigen Haß auf Borneik: ich war feſt davon überzeugt, daß er ſein Wort gebrochen und die Vorgänge an jenem unſeligen Abend erzählt hatte. Die ganze Art und Weiſe, wie er ſich gegen mich betrug, beſtärkte mich in dieſem Glauben. Er hatte mich ſeit der Beſtattung meines Vaters nicht ein einziges Mal beſucht, ging mir überall aus dem Wege und ſchaute mich an wie das böſe Gewiſſen, wenn er je einmal nicht im Stande war mir auszuweichen. Sehr bald bemerkte ich auch, daß mich die meiſten Leute mieden und mich ſcheu anblickten, wenn ſie mir begegneten. Um mich nicht Demüthigungen irgend einer Art auszuſetzen und um Händel zu vermeiden, ließ ich mich nicht mehr in der Schenke ſehen und beſuchte weder Hochzeiten, noch Erntefeſte, noch andere Luſtbarkeiten. Dieß einſame Leben hatte das Gute, daß ich mächtig zu arbeiten begann und meinen heruntergekommenen Hof nach Verlauf einiger Jahre von allen Schulden frei machte. Dagegen ward ich gegen die Menſchen immer härter und bitterer, und als Borneik nach langer Zeit endlich einmal zu mir kam, brach die verhaltene Wuth mit ſolcher Heftigkeit hervor, daß ich mich bald an ihm vergriffen hätte. Ich ſchleuderte ihm die entſetzlichſten Verwünſchungen entgegen, wies ihm die Thüre und rief ihm nach, als er erbittert davoneilte: ‚Du biſt der wahre Mörder meines Vaters! Hätteſt Du Dich dazumal nicht in unſeren Streit gemiſcht — der Greis wandelte noch heute auf der Erde!‘ Seit dem Tage lebten wir in offener Feindſchaft, mein Haß gegen ihn war ſo grenzenlos, daß ich mir eher die rechte Hand hätte abhauen laſſen, als daß ich ſie ihm zur Verſöhnung gereicht hätte. Als er einige Jahre ſpäter auf dem Todtenbette lag, ließ er mich rufen, um ſich mit mir zu verſöhnen, allein ich blieb taub gegen ſeinen letzten Wunſch; mir war's dazumal, als ſei mein Herz zu Stein geworden. Dein armer Vater hat meine Härte ebenfalls ſchmerzlich empfunden; dagegen hab' ich Den, der mich jetzt mißhandelt, allezeit mit der größten Liebe und Aufopferung gehegt und gepflegt und all' meine Hoffnungen auf ihn geſetzt. Aber Gott iſt gerecht," ſchloß der Greis ſeine Erzählung, „ich habe kein Recht, mich zu beklagen."

Marie fühlte das innigſte Mitleiden mit ihrem unglücklichen Oheim, deſſen ſchwere Schuld ihr durch die jahrelangen entſetzlichen Seelenqualen geſühnt ſchien; nichtsdeſtoweniger vermochte ſie nicht, den früheren vertraulichen Ton wieder anzuſchlagen; es däuchte ihr, als ſei ein unbekanntes Etwas zwiſchen ſie und den Greis getreten. Bis dahin hatte ſie zu dieſem ſtets wie zu einem leuchtenden Vorbilde aufgeſchaut: — jetzt war der Nimbus, der ihn umgeben, plötzlich verſchwunden; deſſen Stelle hatte ein finſterer Schatten eingenommen, vor dem ſie ein heimliches Grauen empfand.

So konnte ſie denn auch kein Wort des Troſtes finden, als ihr Oheim ſchwieg, ſie weinte nur ſtill vor ſich hin. Endlich aber faßte ſie ſich und fragte mit gepreßter Stimme: „Woher weiß Friedrich denn, was ſich an jenem unglücklichen Abende begeben hat?" — „Das vermag ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen," verſetzte der Greis. „Ich glaubte, die Gerüchte, welche mich einſt ſo geängſtigt, ſeien längſt verſtummt, und die jüngere Generation habe nie etwas von ihnen gehört. Aber es muß wohl nicht ſo ſein, falls nicht Jemand . . ." — „Du meinſt doch nicht, daß Friedrich das ſchreckliche Geheimniß von der Frau Borneik erfahren habe?" fiel ihm Marie in die Rede. — „Ich möcht' es doch faſt glauben," antwortete ihr Oheim. „Jener alte Mann, der mir zuerſt von den Gerüchten über den Tod meines Vaters erzählte, ſowie die beiden Hofbeſitzer, von denen er dieſelben gehört haben wollte, ſind längſt todt, und da Friedrich niemals zuvor auf mein einſtiges Verhalten gegen meinen Vater angeſpielt hat, ſo wüßt' ich außer der Frau Borneik Keinen, der ihm jetzt etwas Genaueres über die Vorfälle an jenem Abend hätte ſagen können. Denn daß ihr verſtorbener Mann ihr vor ſeinem Tode den ganzen Hergang ausführlich erzählt hat, nehm' ich als gewiß an. Ohne beſtimmte Angaben hätte Friedrich es gewiß nicht gewagt, mich geradezu den Mörder meines Vaters zu nennen." — „Heinrich's Mutter hat gewiß niemals mit Friedrich von Dir geſprochen," verſetzte das Mädchen mit zuverſichtlichem Tone; „mir ſcheint es ſogar, als ob ihr nicht bekannt ſei, auf welche Weiſe Dein Vater zu Tode gekommen. Jedenfalls grollt ſie Dir nicht mehr, wie ſie mir neulich ſelber geſagt hat, und ich hoffe, daß ihr euch noch einſt die Hand zur Verſöhnung reichen werdet."

Marie war durch das, was ſie in der einen Stunde geſehen und gehört, ſo gewaltig erſchüttert worden, daß ſie das Geſpräch nicht weiter fortzuſetzen vermochte. Sie fühlte, daß ſie dringend der Ruhe und der Einſamkeit bedurfte, um ſich zu faſſen und in ihre wirr einander durchkreuzenden Gedanken einige Ordnung zu bringen. So benutzte ſie denn den Eintritt der Schwiegertochter ihres Oheims, um ſich zu entfernen und ihr ſtilles Kämmerchen aufzuſuchen. Dort ſaß ſie noch, als ſchon die Sterne durch das kleine Fenſter hereinfunkelten.

5.

Dem Fiſcher Borneik war es von Anfang an unangenehm geweſen, daß ſeine Verlobte im Hauſe ihres nichtswürdigen Vetters ein Unterkommen gefunden, und er hatte nur deßhalb ſeine Einwilligung dazu gegeben, weil ſie und ihr Oheim es ſo ſehr gewünſcht. Als er aber am nächſten Tage von Marie hörte, daß der alte Wiebelitz von ſeinem nichtswürdigen Sohn wieder auf das Schmählichſte behandelt worden ſei — alles Andere glaubte ihm ſeine Braut verſchweigen zu müſſen — erklärte er ihr, daß ſie keine Stunde länger in einem Hauſe bleiben dürfe, wo ein ſolcher Wütherich das Regiment führe. So ging er denn ſogleich mit ihr nach Glienow, war ihr beim Einpacken ihrer wenigen Sachen behülflich, ließ ſie von ihrem tiefbetrübten Oheim und der Frau ihres abweſenden Vetters Abſchied nehmen, ſagte Beiden kurz, weßhalb er ſeine Verlobte zurückhole, dankte ihnen für die Freundlichkeit, welche ſie ihr erwieſen, und wanderte mit ihr nach Weddrin zurück. Sein wohlhabender Nachbar erklärte ſich mit Freuden bereit, Marie bei ſich aufzunehmen, und ſo ſah ſich dieſe denn plötzlich

einem Kreise entrückt, der ihr seit dem vorhergehenden Abend fast unheimlich geworden war. Um in ihrem Oheim jedoch nicht den Glauben zu erwecken, sie selber habe die Veränderung ihres Aufenthaltsortes veranlaßt, hatte sie ihm beim Abschied die feierliche Versicherung gegeben, daß sie keine Silbe von dem, was er ihr gestern vertraut, ihrem Verlobten mitgetheilt und diesem nur den neuesten Beweis der Schlechtigkeit Friedrich's erzählt habe. Zugleich hatte sie dem Greise versprochen, auch ferner das tiefste Stillschweigen über sein vergangenes Leben und sein früheres Verhältniß zu dem verstorbenen Vater ihres Bräutigams zu beobachten.

So sehr es sie einerseits schmerzte, ihren in doppelter Beziehung unglücklichen Oheim nicht mehr in der bisherigen Weise trösten und erheitern zu können, so mußte sie sich doch auf der andern Seite gestehen, daß es eine höchst peinliche Aufgabe für sie gewesen wäre, ihm die Veränderung zu verbergen, welche mit ihren Gefühlen gegen ihn vorgegangen war. Die entsetzliche Szene, welche er ihr geschildert, schwebte fort und fort vor ihren Augen, und es gab Momente, wo sie eine wahre Scheu vor ihm empfand. In solchen fühlte sie dann aber auch zugleich im tiefsten Grunde ihres Herzens, wie rein und edel ihr Heinrich dastand, und sie pries sich glücklich, einen solchen Lebensgefährten gefunden zu haben.

Es schien, als ob mit Marien die letzten Spuren von Segen und Glück aus dem Hause ihres Vetters verschwinden sollten, und als ob Diesen Mißgeschick aller Art rächend verfolgen wolle. Zuerst brach der Unfriede, in dem er mit seiner Frau lebte, weil er ihr stets Trägheit, Fahrlässigkeit und Verschwendung vorwarf, und sie ihm diese Vorwürfe zehnfach zurückgab, in offene Fehde aus, die um so schrecklicher war, als sich die gegenseitige Erbitterung von Tag zu Tag steigerte, und weder eine Aussöhnung, noch eine Trennung Beider im Bereich der Möglichkeit zu liegen schien; der Haß hatte bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß die Vorstellungen und Bitten eines Vermittlers bei den beiden Gatten hätten Gehör finden können, die aber auf der andern Seite gleich allen Wenden eine so große Scheu vor den Umständlichkeiten und Kosten einer Ehescheidung hegten, daß sie lieber bis an ihr Lebensende das Schrecklichste ertragen haben würden, als diesen äußersten Schritt zu thun.

Ein zweites, dem Anscheine nach nicht bedeutendes aber folgenschweres Mißgeschick war die zu Ungunsten Friedrich's ausfallende Entscheidung eines Prozesses, den er mit seinem Nachbar Warratz geführt. Dieser, ein über alle Maßen wilder und streitsüchtiger Mensch, hatte ein einziges Stückchen Ackerland, das seit undenklichen Zeiten im Besitz der Familie Wiebelitz gewesen war, eines Morgens durch seinen Knecht umpflügen lassen und auf die Beschwerde Friedrich's höhnisch und trotzig erwiedert: „Das Land gehört mir und soll mein bleiben! Du kannst Dich bei mir bedanken, daß ich's Dir so lange gelassen habe. Meinst Du, bessere Ansprüche darauf zu haben als ich, so verklage mich." Im Bewußtsein seines Rechts hatte sich Friedrich zu unbesonnenen Aeußerungen und Drohungen hinreißen lassen und war in Folge dessen von Jenem verklagt worden. Nach jahrelangen Verhandlungen, während welcher zahllose Zeugen verhört und ganze Stöße Papier beschrieben worden waren, hatte das Gericht nun endlich zu Gunsten des Klägers entschieden, und Friedrich zur Tragung der Prozeßkosten und wegen der Ehrenkränkung seines Nachbars zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Dieser Ausgang des langwierigen Rechtshandels versetzte Friedrich in eine beispiellose Wuth und verleitete ihn zu neuen, noch heftigeren und noch unbesonneneren Aeußerungen über seinen Nachbar, dem dieselben hinterbracht wurden, und der sich im Stillen vornahm, seinen Beleidiger bei einer günstigen Gelegenheit exemplarisch zu züchtigen.

Friedrich hatte kaum seine Haft überstanden, als schon ein drittes Unglück im Anzuge war. Der Knabe, den ihm seine Frau vor einem halben Jahre geschenkt, ward von einer innern Krankheit befallen, welcher der zarte Organismus desselben nicht zu widerstehen vermochte, und welche nach Verlauf einiger Tage mit dem Tode endigte. Je größer die Freude Friedrich's bei der Geburt dieses Sohnes gewesen war, da er außer ihm nur noch ein Mädchen besaß, desto grimmiger war sein Schmerz bei dem Verlust desselben. Er geberdete sich wie rasend, wies alle Theilnehmenden, die ihm Trost zusprechen wollten, mit wildem Hohnlachen ab, und klagte die Vorsehung an, daß sie absichtlich alles erdenkliche Unglück auf sein Haupt schleudere.

Sein wilder Schmerz und seine frevelhaften Aeußerungen wurden Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und als der Pfarrer davon hörte, begab er sich zu ihm, um zu versuchen, ob er durch liebreiches und ernstes Zureden mildere Gefühle in seinem Herzen erwecken könne. Friedrich nahm den menschenfreundlichen Seelsorger mit mühsam erzwungener Ruhe aber finsterer Miene auf, und hörte dessen Trostgründe und Ermahnungen Anfangs schweigend an; als der Prediger aber bemerkte, Gott sende den Menschen häufig Widerwärtigkeiten und Leiden, damit sie Demuth und Ergebung lernen, entgegnete Friedrich mit kaltem Trotze: „Ich bin von anderem Schlage als die übrigen Menschen, Herr Pastor! Widerwärtigkeiten und Leiden machen mich nur noch härter und wilder. So ist's von jeher bei mir gewesen, und so wird's auch all' mein Lebtage bleiben. Das mag Ihnen vielleicht recht arg und gottlos vorkommen, aber ich kann mich nun einmal nicht anders machen, als ich bin."

Der Pfarrer hatte eine derartige Antwort halb und halb erwartet, und diese war ihm insoweit erwünscht, als er dadurch Gelegenheit fand, dem Trotzigen das Gewissen zu schärfen. „Bildet Er sich etwa ein, daß Er vor anderen Menschen einen besondern Anspruch auf Beweise der Güte Gottes habe?" fragte er mit strengem Tone. „Wenn der Allmächtige Jedem sofort nach seinem Thun vergölte, so hätte Er die schwersten Strafen zu gewärtigen, denn die Art und Weise, wie Er seinen greisen Vater behandelt, ist wahrhaft empörend. Er hadert mit der Vorsehung, weil sie Ihm Seinen Sohn genommen hat; aber ist's nicht besser, daß der Knabe jetzt gestorben ist, als wenn er später gesehen, wie Er Seinen alten Vater mißhandelt, und wenn er es Ihm einst ebenso gemacht hätte? Hüt' Er sich, daß Ihm die Vorsehung nicht noch härtere Pflichten auferlegt; Er, der sich in dieser Stunde noch so trotzig geberdet, kann in der nächsten schon auf der Bahre liegen!" Friedrich hörte diese und andere Ermahnungen und Vorwürfe des Predigers mit der größten Verstocktheit an, und als der Letztere ihn fragte, ob er denn nicht einmal den Versuch machen wolle, milderen Gefühlen bei sich Eingang zu verschaffen, entgegnete er achselzuckend: „O ja, versuchen kann ich's, Herr Pastor; ich glaub' aber nicht, daß es etwas fruchten wird."

Die Hartnäckigkeit eines Menschen, der alle Ursache hatte sich demüthig und reuevoll zu zeigen, erfüllte den Pfarrer mit der tiefsten Entrüstung, und warnend rief er ihm zu, als er davonschritt: „Heute bin ich aus freiem Antrieb hiehergekommen, weil ich Mitleid mit Ihm fühlte; es könnte aber leicht geschehen, daß ich einmal zu Ihm kommen müßte, und dann würde Er es vielleicht zu spät bereuen, daß Er meinen Bitten und Ermahnungen so schnöden Trotz entgegengesetzt hat."

Kurze Zeit nach diesem Besuch des Predigers bei dem Verstockten hatten sich die Mädchen des Dorfes zum Flachsbrechen versammelt, einer Arbeit, welche, wie manche andere, im ganzen wendischen Lande stets gemeinschaftlich verrichtet wird, da der Wende ein sehr geselliges Naturell besitzt und selbst Das im Verein mit Nachbarn, Freunden und Bekannten ausführt, was er allein oder nur mit seinen Hausgenossen ebenso gut und vielleicht noch rascher ausführen könnte. Es war ein herrlicher, klarer Septembertag. Die Sonne schien noch warm und kräftig auf die stillen Felder herab, die hohen Eichen und Eschen des Dorfes prangten noch in ihrem vollen Blätterschmuck, und rings auf den Wiesen und in den Gärten blühten die Blumen noch so schön, daß man wähnen konnte, der Frühling sei jüngst in's Land gezogen.

Die Mädchen ſtanden gruppenweiſe neben einander, und während ſie die fleißigen Hände regten, plauderten, ſcherzten und lachten ſie, daß es weit durch's ſtille Dorf ſchallte. Eine dieſer Gruppen, die aus drei hübſchen Brünetten und einer ſchlanken Blondine beſtand und neben einer hohen Eiche Poſto gefaßt hatte, unterhielt ſich mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit. Ihr Geſpräch drehte ſich Anfangs um Herzensangelegenheiten; dann kam die bevorſtehende Hochzeit von Marie Wiebelitz, mit welcher jedes der vier Mädchen befreundet war, an die Reihe, und als dieß keine neue Seiten mehr darbot, gab eine eigenthümliche Szene, die ſich zwei Tage zuvor in der Schenke ereignet hatte, und vornehmlich Mariens Vetter Friedrich betraf, reichen Stoff zur Erörterung. Die Blondine, die Tochter des Wirths, welche bei dieſem Vorfall zugegen geweſen war, erzählte ihn auf Bitten der übrigen drei Mädchen, die nur Unbeſtimmtes darüber gehört, in folgender Weiſe:

„Als mein Vater und ich vorgeſtern Nachmittag bei fünf oder ſechs Gäſten ſaßen und mit ihnen über Dieß und Jenes ſprachen, zog eine Taterfamilie durch's Dorf. Die Frau ging mit ihren Kindern bettelnd von Haus zu Haus, und als ſie vor unſere Thüre kam, fragte ſie unſer Nachbar Jarneik, der gerade bei uns war, ob ſie auch wahrſagen könne. Sie nickte mit dem Kopfe, und ſo rief er ſie herein,

Aug' um Aug': Die Auffindung des Sehnes. (S. 215.)

hielt ihr ſeine Hand hin und bat ſie, ihm zu ſagen, ob er eine hübſche und reiche Frau bekommen werde. ‚Ob das Mädchen, welches Eure zweite Frau werden wird, hübſch iſt, weiß ich nicht,' antwortete die Alte, ‚aber reich iſt es'. Jarneik meinte lachend, ſie habe es gewiß eben in einem Nachbarhauſe erfahren, daß er Wittwer ſei und ſich in voriger Woche zum zweiten Mal verlobt habe, und fragte ſie weiter, ob er noch lange leben werde. — ‚Wenn Ihr Euch ſo gut pflegt wie bisher, ſo werdet Ihr achtundachtzig Jahre und achtundachtzig Tage alt!' erwiederte ſie mit feierlichem Tone. — ‚Nun, an achtundachtzig Jahren hab' ich vollkommen genug; die achtundachtzig Tage will ich Jedem ſchenken, der ſie haben will!' rief der allezeit luſtige Jarneik, indem er der Taterfrau ein Zweigroſchenſtück zuwarf und ſie bat, nun auch den Uebrigen zu weiſſagen. Sie ließ ſich darauf meine Hand reichen und prophezeite mir, daß ich über's Jahr als Braut vor dem Altare ſtehen werde, worüber Jarneik und mein Vater allerlei Späſſe machten. Nach mir kam ein junger Burſche aus Weddrin an die Reihe, und dann trat ſie zu Friedrich Wiebelitz, der bis dahin finſter in der Ecke am Fenſter geſeſſen und faſt kein Wort geſprochen hatte. Der Letztere wollte ihr Anfangs ſeine Hand nicht hinhalten und meinte, an ſolchen Poſſen finde er keinen Gefallen; als Jarneik ihn aber verſpottete und ſagte, er fürchte ſich gewiß,

etwas Schlimmes zu hören, reichte er seine Hand mit höhnischem Blick hin. Die Taterfrau sah diese lange an, und rief dann mit bedenklicher Miene: ‚Ihr habt nicht viel Gutes zu erwarten! Es gibt Einen, der stärker und böser ist als Ihr! Es wächst noch in diesem Jahre langes Gras auf Eurem Grabe!‘ — Friedrich Wiebelitz zog höhnisch lachend seine Hand zurück, gab der Alten ein Viergroschenstück und sagte: ‚Der Teufel ist stärker und böser als ich, aber der läßt sich nicht in Glienow sehen!‘ — Jarneik meinte, das Ding sei äußerst spaßhaft und schickte die Taterfrau nicht eher fort, als bis Alle ihr Theil bekommen hatten; Friedrich Wiebelitz aber begann in seiner tollen Weise zu prahlen, daß er's mit der ganzen Hölle aufnehme, und als mein Vater und einige Andere ihn ermahnten, nicht allzu übermüthig zu sein, lachte er wild auf und stieß solche Flüche aus, daß mir's angst und bange wurde.“

Die drei Brünetten hatten während dieser Erzählung die Arbeit ruhen lassen und mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; als die Wirthstochter aber schwieg, begann eine lebhafte Debatte über die Prophezeiungen der Taterfrau. — „Ach, das ist ja eine abgekartete Geschichte gewesen!“ rief das am feinsten gekleidete Mädchen, die Tochter des Schulzen. „Jarneik hat die alte Hexe gewiß ein paar Stunden zuvor draußen im Felde getroffen und sich den Spaß gemacht, ihr so viel über die Leute in Glienow zu sagen, daß sie lustig drauf los prophezeien konnte. Er mag den wilden Friedrich Wiebelitz nicht leiden, und hat dem sicherlich einmal Angst einjagen wollen.“ — „Das glaub' ich auch,“ sagte eins der beiden anderen Mädchen, die Braut eines jungen Müllers in der Nähe von Glienow. „Der lustige Jarneik hat schon mehrere derartige Streiche verübt.“ — „Nun, was die Taterfrau prophezeit hat, konnte sie leicht selbst herausfinden,“ meinte die Vierte. „Daß Jarneik sich nicht zum ersten Mal verlobt, ist nicht schwer zu errathen, und daß er ein hohes Alter erreichen muß, wird Jeder sagen, der ihn ansieht. Den wilden Friedrich Wiebelitz brauchte sie ebenfalls nur anzuschauen, um zu wissen, daß in ihm ein roher, trotziger Sinn steckt, der weder Gott noch Menschen fürchtet.“ — „Warum hat sie ihm denn aber mit einer solchen Bestimmtheit Unglück geweissagt?“ fragte die Wirthstochter, die von Jugend an Tag für Tag Spuck- und Wundergeschichten hatte erzählen hören, an Hexerei und allerlei Vorbedeutungen glaubte, und nach echter wendischer Art in jeder nicht ganz gewöhnlichen Erscheinung die Einwirkung geheimnißvoller Mächte erblickte. — „Das haben viele Andere auch schon gethan,“ entgegnete die Schulzentochter. „Mit einem solchen Menschen kann es kein gutes Ende nehmen.“ — „Es ist aber doch auffallend, daß die Taterfrau ihm vorhergesagt hat, er werde noch in diesem Jahre sterben, und daß ich gerade in den letzten drei Tagen Allerlei gehört und gesehen habe, was diese Prophezeiung bestätigt!“ warf die Abergläubische ein. — „O, Du siehst und hörst gar häufig etwas, wo andere Menschen nichts sehen und hören können!“ rief die Braut des Müllers. — „Oder nichts sehen und hören wollen!“ versetzte Jene mit empfindlichem Tone. — „Nun, was für schreckliche Dinge sind Dir denn zu Augen und Ohren gekommen?“ fragte die Schulzentochter spöttisch. — „Bei dem letzten Begräbniß ist Zweierlei vorgefallen, was darauf hindeutet, daß bald Jemand von der Familie Wiebelitz sterben wird,“ entgegnete die Wirthstochter. „Als der alte Bresow vorgestern begraben wurde, blieben die Träger vor dem Hause Friedrich's stehen, um sich eine Weile auszuruhen . . .“ — „Und darum soll dort Jemand sterben?“ rief die Vierte kopfschüttelnd. „Nein, Lisbeth, das glaub' ich nicht, und wenn es die ganze Welt glaubte.“ — „Und als der Grabhügel aufgeworfen war und die Todtengräber die Schaufeln darauf legten, um das Vaterunser zu beten,“ fuhr Jene fort, ohne sich irre machen zu lassen, „zeigte der Stiel der zuletzt niedergelegten Schaufel nach dem Wiebelitz'schen Hofe.“ — „Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß Du so etwas im Ernste nachsprechen könntest!“ sagte die Braut fast unwillig. „Von wem hörst Du denn dergleichen tolle Dinge?“ — „Was meine Großmutter sagt, muß wohl wahr sein,“ erwiederte Lisbeth, „denn sie hat in ihrem langen Leben mehr erfahren, als hundert Andere. Auch ist schon Manches, was sie nach solchen Zeichen vorhergesagt, auf's Genaueste eingetroffen.“ — „Sind denn das alle Vorbedeutungen, von denen Du vorhin gesprochen hast?“ fragte die Schulzentochter. — „Was nützt es, daß ich euch die übrigen sage?“ versetzte Lisbeth beleidigt. „Ihr spottet ja darüber.“ — „Thust Du doch, als wären Deine und Deiner Großmutter Worte ein Evangelium!“ rief die Braut lachend. „Aber erzähle nur, wir wollen Alles ganz ernsthaft anhören.“ — „Als ich gestern und vorgestern Abend am Wiebelitz'schen Hofe vorüberging,“ fuhr die Wirthstochter fort, „stand der Hund vor der großen Thüre und heulte mit zu Boden gesenktem Kopf so schrecklich, daß es mir durch Mark und Bein ging . . .“ — „Ja, ganz recht, das Heulen mit gesenktem Kopf soll eine Leiche, und das mit emporgehobenem Kopf eine Feuersbrunst anzeigen,“ unterbrach sie die Vierte. „Das hab' ich auch schon oft gehört.“ — „Und dann hat das Kätzchen schon drei Abende hintereinander ganze Stunden lang auf der Brunnenstange gesessen und immerfort geschrieen: Komm' mit! Komm' mit!“ — „Warum kann denn aber das Alles nicht eben so gut den Tod der Frau Wiebelitz bedeuten?“ fragte die Tochter des Schulzen. — „Weil Friedrich Wiebelitz an seinem Hochzeitstage den Trauring verloren hat,“ entgegnete Lisbeth. — So ungläubig und spöttisch sich die drei Brünetten auch in Betreff der anderen Prophezeiungen und Vorbedeutungen gezeigt hatten — der Verlust des Traurings am Hochzeitstage galt auch ihnen als ein böses Omen. Keine wagte, auch nur den leisesten Einwurf dagegen zu erheben, und die blonde Wirthstochter schloß das Gespräch, indem sie mit halb sarkastischem und halb triumphirendem Tone bemerkte: „Es freut mich, daß ich doch nicht allein an dergleichen tolle Dinge glaube. Nun, wir werden ja sehen, was sich begibt.“

6.

Friedrich Wiebelitz pflegte an jedem Samstag mit seinem Knecht nach der Stadt zu fahren, um dort Getreide und andere Feldfrüchte zu Markte zu bringen und von einem Theile des gelösten Geldes Mancherlei für die Haushaltung einzukaufen. Am letzten Samstag im September war er durch einen Jugendfreund, den er seit vielen Jahren nicht gesehen, länger als gewöhnlich in der Stadt aufgehalten worden, und die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als er die Heimwanderung antrat. Den Knecht hatte er mit Wagen und Pferden vorangeschickt und ihm kurz gesagt, daß er später nachkommen werde.

Das Gespräch mit seinem Jugendfreund, der ihm erzählt, wie glücklich und zufrieden er mit seinem Weib und Kind lebe, hatte dem Grimm über all' das Mißgeschick, welches ihn in letzter Zeit betroffen, neue Nahrung gegeben, und die starken geistigen Getränke, welche er während des Beisammenseins mit Jenem genossen, hatten ihn in eine Aufregung versetzt, die weder das Wandern noch der kühle Abendwind verminderten.

Etwa tausend Schritte vor seinem Wohnort befand sich hart an dem nach der Stadt führenden Fußsteige ein großes Erlengebüsch, an dessen Saum mehrere Weidenbäume standen. Als Friedrich bei demselben anlangte, trat plötzlich eine dunkle Gestalt daraus hervor und stellte sich so auf den Weg, daß er nicht weiter gehen konnte. Da die Sterne nur ein ungewisses Dämmerlicht verbreiteten, so vermochte er die Gesichtszüge der Gestalt nicht zu erkennen, er sah nur, daß es ein großer, kräftiger Mann war, der keine Kopfbedeckung trug.

Aergerlich über diese Unterbrechung seiner Wanderung, blieb er dicht vor dem Unbekannten stehen und rief ihm unwirsch zu: „Wer bist Du und was willst Du?“ — „Wer ich bin, wirst Du jetzt wohl schon wissen,“ erwiederte Jener

mit rauher Stimme, „und was ich will, sollst Du auf der Stelle erfahren.“ — Gleich bei den ersten Worten hatte Friedrich seinen Nachbar Warratz erkannt, und der grimmigste Haß erwachte in seiner Brust. „Geh' mir aus dem Wege, meineidiger Schurke!“ schrie er, „oder ich zertrete Dich wie einen Wurm!“ — Sein Todfeind schlug ein wildes Hohngelächter auf, und erwiederte mit scharfer Betonung: „Ei, ei, Bürschchen, Du nimmst Dir ja eine hübsche Arbeit vor; schade, daß ich Dir nicht dabei helfen kann.“ — „Geh' mir aus dem Wege!“ schrie Friedrich da noch einmal, vor Wuth kaum seiner Sinne mächtig. — „Ich hab' mich Dir gerad' in den Weg gestellt, um Dir einen kleinen Denkzettel dafür zu geben, daß Du mich öffentlich einen Betrüger und Dieb genannt hast!“ versetzte sein Nachbar mit diabolischem Tone.

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als Friedrich sich mit Ungestüm auf ihn warf und ihn packte, um ihn auf die Seite zu schleudern. Allein einem solchen Gegner war er nicht gewachsen. Warratz besaß Riesenkräfte und hatte sich jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt gemacht, so daß Friedrich nicht im Stande war, ihn auch nur im Geringsten zum Wanken zu bringen. Beide begannen darauf mit einander zu ringen. Wuth und Verzweiflung stählten Friedrich's Arme; es gelang ihm, seinen Gegner so fest zu umklammern, daß dieser sich eine Minute lang nicht zu rühren vermochte; dann aber wendete sich plötzlich das Blatt. Mit einem gewaltigen Ruck riß Warratz sich los, packte Jenen, warf ihn zu Boden, schleppte ihn nach dem nächsten Weidenbaum, an den er in seiner Siegeszuversicht vorher schon zwei Stricke befestigt hatte, und band ihn nach längerem hartnäckigem Kampfe an den Stamm, so daß der Unglückliche kein Glied regen konnte.

„Ein solcher Teufel, wie Du, der seinen alten, schwachen Vater mißhandelt, müßte eigentlich wie ein toller Hund niedergeschlagen werden,“ rief der Sieger keuchend dem Gefesselten zu, „aber die Menschen sollen Gott nicht vorgreifen. Hüte Dich, daß Du nicht wieder über mich räsonnirst, es möchte Dir sonst noch schlimmer gehen als heute.“

Mit diesen Worten schritt er von dannen, ohne den Wuthausbrüchen seines machtlosen Todfeindes weiter Beachtung zu schenken.

Um dieselbe Zeit saß der alte Wiebelitz allein in seinem kleinen Zimmer am Fenster und starrte wehmüthig in die dunkle Herbstnacht hinaus, die ihm recht wie ein Bild seines eigenen Lebens erschien. Die düster brennende Lampe warf einen ungewissen Schein auf die kahlen Wände des Gemaches und auf die wenigen ärmlichen Mobilien, die sich darin befanden. Im Hause herrschte tiefe Stille; seine Schwiegertochter war von einem Besuche bei ihrer Schwester in einem benachbarten Dorf noch nicht zurückgekehrt, und da er die Stimme seines Sohnes nicht hörte, so schloß er daraus, daß dieser den vor zwei Stunden eingetroffenen Knecht vorausgeschickt hatte, wie es schon oft geschehen war.

In den Gehöften ringsum erlosch ein Licht nach dem andern, die Lampe brannte immer trüber und trüber, und die schwarzen Wolken, die langsam am Himmel dahinzogen, verhüllten die wenigen Sterne, die noch am Firmament geglänzt. Die Wanduhr neben der Thüre pickte eintönig durch die unheimliche Stille, schlug die zehnte Stunde und pickte dann weiter.

Dem Greise wollten die müden Augen zufallen — da war es ihm, als höre er in der Ferne ein dumpfes Geschrei. Er öffnete das Fenster und lauschte: — nein, es war kein Irrthum — durch das schlafende Dorf schallte ein Hülferuf nach dem andern herüber. Anfangs wußte er nicht, was er beginnen sollte. Konnte er, der schwache, alte Mann, Einem, der sich in Gefahr oder in Noth befand, Beistand leisten? Als das Geschrei aber immer stärker wurde, und er in der nach Hülfe rufenden Stimme die seines Sohnes zu erkennen glaubte, da machte er sich auf, zündete eine Laterne an, weckte den Knecht, der sich schon zur Ruhe begeben hatte, und eilte mit ihm nach der Gegend, von welcher die Klagelaute herüberschallten.

Noch ehe die Beiden die Hälfte des Weges nach dem Erlengebüsch zurückgelegt, hatten sie schon die Ueberzeugung gewonnen, daß der Hülferufende kein Anderer als Friedrich sein könne, und es war rührend anzusehen, mit welcher Hast und Seelenangst der Greis dem schlaftrunkenen Knechte voraneilte und ihn antrieb, seine Schritte zu beflügeln. Er dachte nicht mehr daran, wie schändlich er von Demjenigen, welcher sich jetzt in Gefahr befand, behandelt worden war, die Liebe zu dem einzigen Sohne ließ keine anderen Gefühle in seinem Herzen aufkommen.

Endlich langten sie bei dem Erlengebüsch an, prallten aber vor Entsetzen zurück, als sie sahen, was mit Friedrich geschehen war, und in welchem Zustande er sich befand. Die Wuth über die Gewaltthat, welche sein Todfeind an ihm verübt, die rasenden Anstrengungen, sich von seinen Banden zu befreien, und das aus einer Stirnwunde rieselnde Blut hatten sein Angesicht furchtbar entstellt.

Mit zitternden Händen zerschnitt der Greis die Stricke, mit denen Brust, Arme und Beine seines Sohnes an den Weidenbaum geschnürt waren, holte in seinem Hute Wasser aus dem neben dem Wege hinlaufenden Graben, wusch ihm damit das Blut ab, trug den des freien Gebrauchs seiner Glieder Beraubten mit Hülfe des Knechts nach Hause, und sandte diesen dann sogleich nach dem Arzte in dem nächsten Städtchen, während er selber, von seiner inzwischen zurückgekehrten Schwiegertochter unterstützt, Alles aufbot, um die Schmerzen seines Sohnes zu lindern, und dessen hin und wieder auf wahrhaft schreckenerregende Weise losbrechende Wuth gegen Warratz zu besänftigen.

Als der Arzt nach Verlauf mehrerer Stunden endlich eintraf, befand sich Friedrich bereits in einem sehr bedenklichen Zustande. Er redete in der Glut des Fiebers entsetzliche Dinge, und sein Vater und seine Frau mußten all' ihre Kräfte anwenden, um ihn in seinem Bett zurückzuhalten. „Laßt mich los! laßt mich los!“ schrie er mit markerschütternder Stimme. „Ich will dem Teufel, der mir da auflauert, das Herz aus dem Leibe reißen, ihm alle Glieder stückweise abhacken und sie in's Feuer werfen!“ Dann schlug er ein schauerlich gellendes Gelächter auf und rief: „Hurrah! wie schön brennt das Haus des schwarzen Teufels! Hinein mit seinen zerhackten Gliedern — dann schlagen die Flammen bis zum Himmel empor!“

Auf's Aeußerste erschöpft, sank er endlich in einen todähnlichen Schlaf, aus dem er erst am nächsten Abend erwachte. Mehrere Tage schwebte er zwischen Leben und Sterben, zuletzt aber gewann seine kräftige Natur die Oberhand, und der Arzt erklärte, daß bei sorgfältiger Pflege nun nichts mehr zu befürchten sei. Diese ward dem Kranken im reichsten Maße zu Theil. Sein Vater war, so lange noch ein Schatten von Gefahr vorhanden gewesen, nicht vom Bette des Sohnes gewichen; und auch dann, als der Letztere sich auf dem Wege der Genesung befand, saß der Greis vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei ihm und pflegte ihn mit einer Hingebung und Ausdauer, welche Jeden mit Staunen und Bewunderung erfüllten.

Diese edelmüthige, unerschütterliche Liebe des Vaters zu einem Sohne, welcher sich jahrelang Mißhandlungen aller Art erlaubt hatte, trug einen Sieg davon, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Friedrich's hartes Herz ward durch sie so gerührt, daß mit seinem ganzen Wesen eine vollkommene Umwandlung vor sich ging. Seine ersten und letzten Worte an jedem Tage waren: „O, wenn ich doch wieder gesund würde, um mein himmelschreiendes Unrecht gegen meinen Vater wieder gut machen und beweisen zu können, daß ich ein anderer Mensch geworden bin! Wenn ich stürbe, würde Jeder sagen: ‚Er hat sich nur aus Furcht vor dem Tode bekehrt; später würde er seinen armen Vater doch wieder gequält und gepeinigt haben!‘ Bleib' ich aber am Leben, so wird das Niemand von mir sagen können.“

Und Friedrich wurde wieder gesund und bewies durch die That, daß sein sehnlicher Wunsch, ein neues Leben zu beginnen, nicht bloß einer augenblicklichen Aufwallung seines gerührten Herzens entsprungen war. Er behandelte seinen Vater von Stund' an nicht nur mit einer wahrhaft kindlichen Pietät, sondern sorgte auch mit unermüdlicher Sorgfalt für dessen materielles Wohl. Er räumte ihm das beste und schönste Zimmer im Hause ein, verdoppelte das Jahrgeld, welches er ihm zu zahlen hatte, ließ ihm heimlich bald diese und bald jene Lieblingsspeise bereiten, brachte ihm mancherlei zu seiner Bequemlichkeit aus der Stadt mit u. s. w.

Auch das Verhältniß zwischen den beiden Gatten erfuhr eine glückliche Umwandlung. Friedrich hatte sich auf dem Krankenlager eingestanden, daß seine ungerechten, bitteren Vorwürfe die erste Ursache des ehelichen Unfriedens gewesen waren, und so bat er denn auch seiner Frau sein Unrecht ab und schloß einen aufrichtigen Frieden mit ihr, der fortan nie wieder gestört wurde.

(Schluß folgt S. 234.)

Das Thal von Aosta.

Von

H. Alb.

Grenzdistrikte, da wo sich große Nationen scheiden, bieten dem Geschichts- und Alterthumsforscher immer eine Fülle in-

Das Thal von Aosta: Römischer Pfeiler auf der Straße von Aosta.

teressanten Stoffes für historische wie ethnographische Studien. Jahrhunderte lange Kämpfe und Veränderungen in diesen Gegenden waren nöthig, um die heutigen, theilweise sehr willkürlichen Grenzscheiden — wir erinnern an Elsaß, Lothringen, Mümpelgard u. s. w. — der Nationalitäten zu schaffen, und alle diese Umwälzungen haben ihre Spuren zurückgelassen in der Bevölkerung selbst, wie in Baudenkmalen und Sprache und Sitte der Grenzbewohner, die selten eine reine Nationalität darstellen. Wo, wie an der französischen Ostgrenze, ganze Länder widerrechtlich an völlig fremde Staaten annektirt wurden, kann man diese Beobachtungen weniger machen, da die französische Ostgrenze viel weiter westlich zu suchen ist, während die politisch zu Frankreich gehörenden Grenzländer rein deutsch sind. Dagegen sind die gebirgigen Distrikte des nördlichen Italien für derartige Untersuchungen ein höchst ergiebiger Boden. Durch diese Päße sind vor beinahe zwei Jahrtausenden die Römer nordwärts vorgedrungen, durch diese Päße haben sich dann in der Völkerwanderung die gewaltigen Massen kriegerischer Barbaren über das schöne Italien ergossen, durch sie stiegen die deutschen Heere unter den großen Kaisern in die lombardische Ebene hinab, und durch sie überfluteten ein halbes Jahrtausend später die französischen Revolutionsheere die, wie kein anderer Theil Europas, blutgetränkte Halbinsel. Alle diese Nationalitäten, welche das Gebirge überstiegen, ließen unter den Urbewohnern Reste zurück, welche sich mit diesen verschmolzen und so ein Ganzes bildeten.

Sehr interessant in dieser Hinsicht ist das in landschaftlicher Beziehung den Reisenden zu empfehlende Thal von Aosta, das, zwischen den penninischen und grajischen

Digitized by Google

Alpen gelegen, im Norden vom Monterosa, im Westen vom kleinen Bernhard und Montblanc beherrscht ist. Gebildet wird dasselbe durch die Flüsse Dora Baltea und Bontaggio, an deren Vereinigungspunkt die Stadt Aosta, früher Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums, liegt. Ursprünglich war das Thal durch die Salasser, eine gallische Völkerschaft, bewohnt, welche durch die Römer in Kämpfen, die von 142 vor Christus bis zu August's Thronbesteigung währten, beinahe gänzlich ausgerottet wurde. Augustus bevölkerte dann das Land durch Militärkolonieen, deren eine, Augusta Praetoria, später Turinona, das heutige Aosta ist. Später herrschten nach einander die Gothen, Longobarden (welche das Herzogthum errichteten), Franken und Burgunder in dem Thale, bis dasselbe an die Markgrafen von Ivrea, und von diesen an die Grafen von Maurienne, die nachherigen Grafen von Savoyen, kam. Das ganze Ländchen gehörte früher zum römischen Kaiserreiche deutscher Nation, und es ist kein Zweifel, daß ehemals auch die deutsche Sprache hier keine fremde war. Jetzt bildet dieselbe ein entsetzliches Gemisch aus französischen, italienischen, alten gallischen und deutschen Wörtern, an welchen ein musikalisches Ohr sich höchlich entsetzt. Merkwürdig ist, daß in den Seitenthälern südlich vom Monterosa sich noch acht rein deutsche Gemeinden erhalten haben.

Die jetzige Bevölkerung ist ein arbeitsames Geschlecht, welches, da der Boden nur im Thale fruchtbar, theilweise sich vom Ackerbau nur kümmerlich nähren kann. Ueberhaupt ist die Gegend arm an Getreide, dagegen reich an Nadelholz, Obst, Wein, Oel; Viehzucht und die Ausbeute der rei-

Das Thal von Aosta: Ruine von Schloß Ussel.

chen Eisen- und Kupferbergwerke beschäftigen einen großen Theil der Bevölkerung. Bei der sehr ungleichen Fruchtbarkeit des Bodens ist natürlich die Zahl der Armen eine sehr große, und dieselben suchen, da die Heimat ihnen nichts bietet, sich im Auslande fortzubringen, indem sie sich zur Erntezeit in Italien und Frankreich als Arbeiter verdingen, oder als Maurer, Kesselflicker und Kaminfeger ein vagabundirendes Leben führen. Zur Zeit der Ernte stehen ganze Ortschaften verlassen, und der Reisende trifft in denselben bloß alte Leute und die ungemein zahlreichen Kretinen an, die oft kaum mehr ein menschenähnliches Aussehen haben und das Mitleid wie den Ekel in gleichem Grade erregen.

Von Cormayeur bis zu dem vom Jahre 1800 her berühmten Fort Bard bietet das Thal den Anblick der schönsten Gebirgslandschaft: auf der einen Seite der Straße der tief unten strömende Fluß, auf der andern die Bergwand, da und dort mit seltsam geformten Felsen gekrönt, von denen malerische Ruinen herabblicken, oft bis in die Römerzeit zurückreichend. Mitten zwischen den Felsen lachen Einem grüne Flecken entgegen, auf denen zahlreiche Schafe weiden, kleine Dörfer drängen sich furchtsam in Seitenschluchten zusammen oder hängen nestartig an der Bergwand; an wilde, ja sogar unheimliche Stellen, deren Schauer durch die Einsamkeit noch erhöht wird, reihen sich oft unmittelbar die schönsten idyllischen Punkte, und über allem Dem im Hintergrunde die majestätischen Schneeberge der Alpen. An einer Stelle ziehen sich quer über das ganze Thal tiefe, weite Erdspalten, über welche Brücken führen; bricht man dieselben ab, so ist das Thal völlig gesperrt. Römische Mauerreste finden sich in dem ganzen Thale, wo sie theilweise zur Ab-

grenzung der Wiesen dienen, am meisten aber in Aosta selbst, wo noch ein altes Stadtthor, ein Amphitheater und ein Triumphbogen des Augustus vorhanden ist. In einem Augustinerkloster zeigt man noch die Zellen, in welchen die wilden Thiere und die Verbrecher für die blutigen Schlächtereien der Arena aufbewahrt wurden. Der Triumphbogen besteht aus großen, ohne Kitt übereinander gelegten Quadern; seine Höhe beträgt etwas über 50, seine Breite 30 Fuß. Verzierungen sind an demselben keine mehr vorhanden. Außerdem stammen aus der Römerzeit noch die starken, mit Thürmen versehenen Mauerreste in Aosta, sowie zwei schöne Brücken, die noch heute benützt werden können. Der südliche Theil der Stadt ist auffallend einsam; mitten unter die Häuser haben sich hier Felder und Gärten eingedrängt, die meist mit römischen Mauerresten eingefaßt sind, so daß man sich stellenweise in eine Ruinenstadt versetzt glauben kann. Nahe beim Thore liegen die Trümmer eines alten Schlosses, Bramahan genannt; die Sage erklärt den Namen dadurch, daß ein Graf René von Chalan vor vielen Jahrhunderten hier, von Eifersucht geblendet, seine schöne Gemahlin eingesperrt und durch Hunger getödtet habe. Das Jammergeschrei der Unglücklichen habe dem Schlosse den Namen Bramahan, d. i. Hungerschrei, gegeben. Daß die unter so melancholischen Ruinen lebenden Bewohner Aostas sich gar manches Schauerliche von den schwarzen Mauern und Thürmen zu erzählen wissen, versteht sich von selbst; Gespenster gehören dort zum Alltäglichen, und namentlich ein finster aussehender, viereckiger Thurm, nahe beim Schlosse, gilt Klugen alten Frauen als Lieblingsaufenthalt jener räthselhaften Wesen.

Reiselustigen ist die Tour durch das Thal von Aosta sehr zu empfehlen, nur dürfen dieselben keine großen Feinschmecker oder für die Empfindungen des Ekels sehr zugängliche Gemüther sein.

Geschichtsbilder aus dem Salzburgischen.

I.

Das Jahr 1731:

Deutsche Ueberzeugungstreue.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Als die Zeitung durch die Welt lief, der Tyroler Landtag habe am 25. Februar 1863 in später Nachtstunde den Beschluß gefaßt, Land und Volk von Tyrol sollen fortan unter dem Zwang der Glaubenseinheit liegen, und Keiner, der nicht des altväterlichen Glaubens sei, solle gleichberechtigt im Lande bleiben oder im Lande sich ansiedeln dürfen, als unter Bedingungen, welche den Andersgläubigen fast machtlos machten: da zuckte es durch ganz Europa. Staunen über solche Verblendung, Zorn und Trauer über solche Liebloſigkeit der Urheber, über solche finanzielle Ausbeutung des Volkswahns durch geistliche Selbstsucht waren vorherrschend, sogar bei allen denen in Oesterreich, welche zum alten Glauben halten, aber auf Bildung Anspruch machen. Die Scham glühte ihnen im Gesichte über diesem tiefen Schatten, über diesem Nachtgewölke, wovon Tyrol verfinstert dastand, dieser Juwel in der Krone Oesterreichs; zurückgeblieben, wo Alles vorwärts dringt und schreitet im Kaiserstaate.

Und du hast es so nöthig, du schönes Alpenland Tyrol, daß es Licht werde in deinen Thälern; denn du verarmst täglich mehr, und nur der Segen des Lichts und der Bildung, Einsicht, Kenntnisse und Gewerbsfleiß können allein dir helfen. Nicht durch Absperrung, sondern durch freien, erleichterten Verkehr mit dem Geiste in der Zeit, mit den Gedanken und mit den Menschen des Fortschritts, kann dein Volk und dein Land gewinnen. Die Bildung ist gerecht, die Bildungsloſigkeit ist intolerant. Gott ist Licht und Leben; was lichtscheu ist, gehört dem Geiste der Finsterniß an, und dessen schwarze Fittige sind es, welche in dem Beschluß, Tyrol solle intolerant und das Gewissen nicht frei sein, sichtbar werden, und auf deine Alpen und deine Thäler diese unheimlichen Schatten werfen.

So ging's vor hundert und dreißig Jahren im Nachbarlande, in Salzburg. Das war damals noch ein deutsches Reichsland, und sein geistlicher Fürst, der Erzbischof, ein großer vielgeltender Herr im deutschen Reiche. Man hat Salzburg das reichste unter allen süddeutschen Hochstiften genannt. Eine Reihe Paläste in dem alten Sitze der Erzbischöfe, der Stadt Salzburg, zeugen noch heute von dem Glanze, der ehemals hier gewesen.

Nicht weit von Salzburg ist der Untersberg. Von den vielen Kammern, Grotten und Höhlen dieses Berges gehen mancherlei Volkssagen um. Das Volk in Land und Stadt Salzburg macht heutzutage nicht den Eindruck von besonderem Wohlstand und Glück, und es stimmt dazu, daß das Volk es sich erzählt und glaubt, es haben einst glücklichere Bewohner zwischen diesen Alpen, in diesem großartigen Naturgarten, welcher das Salzachthal heißt, gehaust. Nach den Sagen ist dieses glückliche Geschlecht untergegangen durch Verwünschung böser Zauberer und durch unheimliche finstere Mächte, und es hat sich von der Oberfläche hinweg geflüchtet in die weiten, langen unterirdischen Kammern und Grotten des Untersberges. Ein Thor mit goldener Aufschrift führt tiefer ins Innere des Berges; und hinter dem Thore haben sie ihre unermeßlichen Schätze geborgen, deren sie sich nicht erfreuten, da sie noch auf der Erde lebten. Da hinab verwünscht, sitzt nach einer andern Sage auch der große Kaiser Friederich I. am steinernen Tische, und sein weißer Bart ist ihm so lang gewachsen, daß er dreimal um den Tisch herum reicht. Auch er ist durch finstere Zaubermacht verwünscht und hieher gebannt, und wenn er aus dem Zauberschlaf erwacht, wird wieder ein glückliches Volk sein und eine gute schöne Zeit. So lautet hier die Sage im Volke.

Gewiß diese Zeit wird wieder kommen, wenn von Gott seinem Volke ein Kaiser erweckt wird, der den Zauber vernichtet und abwirft, welcher Kaiser und Volk so lange mit einander gebannt und gebunden, in Schlaf und Traum gehalten hat, in den herrlichen, zukunftreichen Landen des deutschen Ostens, und dann werden sie zu Tage kommen die verborgenen, unermeßlichen Schätze und Kräfte, welche noch ungehoben und unbefreit in Volk und Land dort liegen.

Die Salzburger waren von alten Zeiten her des Drucks gewohnt. Im Mittelalter hatten sie wenige gute Tage gesehen; sie hatten wegen widerrechtlich auferlegter harter Steuern mehrmals sich empört. Mit dem Aufgang der neuen Zeit hatte sich ihr Licht auch in den Salzburger Bergen manchen Kopf und manches Herz gewonnen; und als nach schwerer Verfolgung und blutigen Kämpfen äußerlich die Glaubenseinheit im Salzachthale wieder hergestellt schien, waren dennoch viele im Lande, welche äußerlich die alten heiligen Bräuche mitmachten, aber innerlich anders glaubten und Dem anhingen, was sie als wahr erkannt hatten. Aber immer wieder tauchte die Verfolgung gegen sie auf, und in den Jahren 1588 und 1614 wurde diese so heftig, daß selbst aus der Stadt Salzburg, wie aus dem Lande, Viele lieber auswanderten und all' ihr Gut der Beschlagnahme überließen, als wider ihr Gewissen thun wollten. Mit Soldatenmacht wurden die aus dem Lande getrieben, die sich nicht bekehren lassen wollten. Doch war Derer, welche sich äußerlich fügten und blieben, immer noch eine große Zahl; aber groß war auch ihre heimliche Treue, mit der diese Gedrückten im Lande an ihrer Ueberzeugung hingen. In die Brust zurückgeschreckt und gepreßt, vertiefte und befestigte sich ihr Glaube nur um so mehr.

Da kam der Erzbischof Paris auf den salzburger Stuhl. Das war ein edler Mensch, der hatte Bildung und Gerechtigkeit und Liebe. Der hatte, wie es scheint, die Einsicht als

Mensch und Denker, daß der Glaube eine Sache des Herzens und des Gewissens ist; daß jeder Einzelne seine eigenthümliche Ueberzeugung hat; daß es nicht in des Menschen Macht steht, zu glauben oder nicht zu glauben, da der Geist nur das glauben kann, was er für wahr hält, und daß die verschiedenen Gestaltungen des Glaubens Entfaltungsstufen desselben und mannigfaltige Arten von Gottesverehrung sind. Als Fürsten und Staatsmann war ihm, wie die Thatsachen seiner Regierung zeigen, klar geworden, daß es die wahre Staatsweisheit, ja in rechtlicher wie in volkswirthschaftlicher Beziehung die einzige Weisheit ist, jede Glaubensgesellschaft zu dulden, zu schützen und ihr die gebührenden Rechte zuzugestehen, sofern diese nicht in Wort oder That gegen die allgemeine Sittenlehre oder gegen das Gemeinwohl läuft; und daß Verfolgung, daß Zwang, daß feinere und geheimere Mittel der List oder der Gewalt gegenüber von Andersglaubenden anzuwenden eben so unvolkswirthschaftlich ist, als unchristlich und ungerecht.

Unter dieses Fürsten Regierung wurde im Salzburgischen Niemand wegen seiner Ueberzeugung verfolgt, Niemand darum befragt oder gar hintangesetzt. Er war darauf bedacht, die bürgerliche Wohlfahrt Aller zu heben. Während das übrige Deutschland unter dem Schrecken des dreißigjährigen Krieges litt und menschenleer wurde, hielt dieser geistliche Fürst durch seine strenge Neutralität in der inneren wie in der äußeren Politik die feindlichen wie die freundlichen Waffen, Schweden wie Oesterreicher, von den salzburgischen Landen fern, und im Innern derselben ruhte der religiöse Streit ganz; keine Spur von Zwiespalt wahrzunehmen, und das Land Salzburg blühte auf.

Der westphälische Friede sicherte den Ständen des deutschen Reiches die Religionsfreiheit. Keine Obrigkeit durfte fortan andersgläubige Unterthanen drücken. Trotzdem begann der Nachfolger des edlen Erzbischofs Paris im Jahre 1685 verfolgungssüchtiger als je einer seiner Vorgänger. Dieser hieß Maximilian Gandolf. Ein junger, von der Gesellschaft Jesu erzogener Pfarrer wurde im Tefferegger Thal angestellt, an der Gränze, Tyrol zu. Er hörte, wie diese Thalleute in stiller Nacht deutsche geistliche Lieder sangen in ihren Häusern; er forschte nach und hörte auch gemeinschaftliches Beten Vieler in diesem und in jenem Haus; er hörte lautes Vorlesen aus der deutschen Bibel. Er machte sofort die Anzeige an seine Vorgesetzten, er habe im Tefferegger Thale eine ganze Gemeinde „heimlicher Ketzer" entdeckt, welche da für sich lebe, äußerlich zuweilen der Messe beiwohne, aber im Hausgottesdienste ihre Erbauung suche. Der Erzbischof Gandolf griff nach dem Bergmann Schaitberger und einem andern Sprecher bei der häuslichen Erbauung, und setzte sie mehrere Monate lang in's Gefängniß. Da sie standhaft blieben, ließ er ihnen und den Andern im Thale nur die Wahl zwischen Abschwören ihrer Ueberzeugung und Auswandern. Ueber Tausend, Väter und Mütter, zogen vor, lieber vom Heimatlande zu weichen als von ihrem Glauben, lieber in's Ungewisse der Fremde hinauszugehen als ihr Gewissen zu beflecken. Sie wurden mit Soldaten zum Lande hinausgetrieben, mitten im Winter; vorenthalten aber wurden ihnen ihre Güter und ihre Kinder, mehr als sechshundert Kinder. Die Kleinen riß man von der Brust und aus den Armen der Mütter, damit „ihre Seelen gerettet, und sie im allein seligmachenden Glauben erzogen werden". — Die Mütter weinten am Halse der schreienden Kinder, die Väter blickten zum Himmel, und die Schaar der ihrer Ueberzeugung Treuen ließ sich in die Verbannung abführen unter dem Gesang des Chorals: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin." — Edle deutsche Städte, wie Nürnberg, und die fränkischen und brandenburgischen Fürsten nahmen sie auf.

Der Fürst von Salzburg hatte damit einen groben Bruch der deutschen Reichsgesetze begangen, eine sehr kühne Verletzung des Religionsfriedens. Aber der zum Hüter der Reichsgesetze bestellte Kaiser war damals Leopold I. Der fürchtete sich vor der gespenstischen Macht selbst, die das in Salzburg aufgerührt hatte; so blieben die angerufenen Reichsgesetze ohnmächtig. Im Jahr darauf forderte Gott durch den Tod diesen Gandolf ab, vor das höchste Gericht. Seine beiden Nachfolger auf dem Stuhle waren staatsklüger und milder als er. Die zurückgebliebenen Andersglaubenden waren auch vorsichtiger in ihren Erbauungen. Wie die ersten Christen unter den Heiden, hielten sie ihre Versammlungen in der Heimlichkeit des Waldes. Als ginge es zum Holzfällen, gingen sie mit ihren Aexten hinaus. Dort gruben sie aus verborgenen Löchern ihre Bibeln und andere Bücher aus, und ihre rundum aufgestellten Wachen sicherten sie vor Ueberfall, während sie daraus lasen und beteten. Um so inniger war das heilige Feuer des Glaubens, das sie auf diese Art im Verborgenen nährten und erhielten. Erzbischof Franz Anton, Graf von Harrach, kannte diese geheimen Leser und Beter wohl, aber er war mit ihnen zufrieden, als den geordnetsten seiner Unterthanen. Ihm folgte im Jahre 1728 Leopold Anton, Freiherr von Firmian, und mit ihm begann wieder die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht in Salzburg zu wüthen.

Dieser Erzbischof, der in einem so traurigen Lichte für die Mit- und Nachwelt erscheint, war von Geburt ein „Tyroler". Mancher denkt vielleicht dabei: „Was kann aus Tyrol Anderes als Bigottes kommen?" Denen sei gesagt, daß die deutsche Nation zwei der hellsten und schärfsten deutschen Geister, Bannerträger und Vorkämpfer des Lichtes und der bürgerlichen Freiheit im neunzehnten Jahrhunderte, aus den Thälern Tyrols empfangen hat, Fallmerayer und Sylvester Jordan. Freilich Erzbischof Leopold Anton von Firmian war kein heller, sondern ein höchst beschränkter Kopf, keine starke Willenskraft, sondern ein sehr schwacher Herr. Als die Schmach und die Thorheit seines Thuns das deutsche Reich mit Entrüstung erfüllte, da meinten Männer wie Prinz Eugen von Savoyen, die ihn von früher als gutmüthig kannten, er sei bei diesen Vorfällen im Salzburgischen nicht selbstthätig betheiligt. Der große Staatsmann und Türkensieger Prinz Eugen, „der edle Ritter", als der er noch heute durch das Volkslied im Munde der Deutschen lebt, schrieb an seinen vertrauten Gesinnungsgenossen, den päpstlichen Nuntius und Kardinal Passionni: „Der gute Erzbischof ist ein Sklave der Gesellschaft Jesu, welche diese Verfolgungsgeschichte gegen die in jedem Betracht guten protestantischen Unterthanen in Bewegung gesetzt hat. Ich finde, daß der Missionsberuf dieses Ordens in Europa ganz anders geartet ist als der in Indien: dort werden sie selbst wegen des Glaubens verfolgt, und hier scheinen sie an den besten Staatsunterthanen das Entgeltungsrecht auszuüben. Wie weit dieses Benehmen mit der Lehre des Weltheilands in Hinsicht auf die Liebe des Nächsten übereinkommt, überlasse ich den Theologen zur Beurtheilung; aber von der politischen Seite betrachtet, hat mir diese unchristliche Plackerei äußerst mißfallen." So sprach Prinz Eugen, „der kleine Abbé", wie er in seiner Jugend beim Heere hieß; denn er war geistlichen Standes ursprünglich, er trug oft noch im Lager sein Abbékleid.

Groß war damals die Macht dieses Ordens, er stand auf seinem Höhepunkt; nicht bloß dem Kaiser, dem Papste selbst war er über den Kopf gewachsen. Der päpstliche Hof hatte damals edle und freisinnige Vertreter an den europäischen Höfen, aber diese mußten, wie Prinz Eugen sagt, „ihre ganze Politik manchmal aufbieten, um den von dem Orden angelegten Minen glücklich entgegen zu arbeiten". Der Orden beherrschte die meisten Höfe; an den andern, auch an protestantischen, hatte er überaus geschickte und einflußreiche Mitglieder, in gestickter Uniform, im Kriegsrock, wie im geistlichen Gewande. Die Leiter und die tiefer eingeweihten Glieder des Ordens fühlten sich als die geistig Begabteren und darum als befugt, über die Fürstenhöfe zu herrschen. Sie waren erhaben über die religiösen Gegensätze, und allein von Ehrgeiz und Herrschsucht bewegt; nur aus den heißen

Augen der „jüngeren“ Glieder blitzte lauernd der Fanatismus. Gleichzeitig in jenen Jahren, dem dritten Zehntel des achtzehnten Jahrhunderts, nahmen sie Polen, Salzburg und das ganz protestantische Württemberg in Angriff, das letztere unter Eberhard Ludwig und Karl Alexander. Sie wollten hier eine Eroberung für den Orden machen, Polen und Salzburg zu Domänen des Ordens umgestalten, wie Bayern, Savoyen und Belgien solche bereits waren. In Polen regten sie die Altgläubigen so sehr gegen die Minderheit der neuen Glaubensrichtung auf, daß jene gewaltthätig diesen ihre politischen Rechte entrissen, die Kirchen derselben zerstörten, sie verfolgten und vertrieben. Diese Sünde wider den Geist und das Recht legte den Grund zum Untergange Polens, der noch im selben Jahrhundert erfolgte. Vor Allem wollten sie Salzburg sich sichern.

Dem salzburger Erzbischof, der gar nicht so gut war, als der edle Eugen ihn voraussetzt, gab nun sein Kanzler, von Röll, derartige fromme Rathschläge. Er war ein Mitglied des die Höfe umspinnenden Ordens. Vom vorigen Fürsten her waren weisere und edlere Männer auch noch im Rath, die sich gegen jede Verfolgung wegen Glaubenssachen aussprachen, besonders auch aus „staatswirthschaftlichen“ Gründen.

Der Erzbischof, das Silber und Gold vor Augen, womit der auf die Glaubensverfolgung gebaute Finanzplan seines Kanzlers den fürstlichen Beutel füllen würde, sprach heftig und entscheidend: „Die Ketzer will ich zu meinem Lande hinaus haben, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen“. Nun wurde durch Glieder dieses Ordens eine Spähe organisirt, eine Geheimpolizei für Glaubenssachen. Die schnuffelte nach ketzerischen Aeußerungen und Büchern umher, und drang in die Häuser, in's Heiligthum der Familie hinein. In wessen Besitz ein religiöses Buch oder Blatt andern Glaubens gefunden wurde, oder gar die [illegible]e Bibel, der wurde als schwerer Verbrecher in den Kerker geworfen, mit Hunger und Durst gequält und oft mit Ruthen gehauen. Um Weihnachten 1729 wurden namentlich zwei angesehene Hofbauern, Hans Lerchner und Veit Bremer, auf diese Art eingekerkert und gemartert.

Nach drei Wochen werden sie auf freien Fuß gesetzt, aber bedeutet, sie haben binnen vierzehn Tagen die Ketzerei abzuschwören, oder sie werden auf's Neue gefangen gelegt. Sie bitten um Erlaubniß, ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern. Der Bescheid lautet, sie können ziehen, aber ihre Güter und ihre Kinder haben sie zurückzulassen. Jetzt schleichen sich die Zwei über die bewachte Gränze; sie führen Beschwerde auf dem Reichstag zu Regensburg über solche freche Verletzung der Reichsgesetze. Auf die Vorstellungen von Regensburg aus erklärt der salzburgische Gesandte, die Klagen seien „unbegründet“, die Kläger seien „Rebellen“. Eine zweite Vorstellung an den Erzbischof blieb geradezu ohne Antwort. Lerchner kam auf geheimen Pfaden wieder in sein Heimatthal, und brachte glücklich Weib und Kind, und was er in der Schnelle heimlich von seinen Gütern zu Geld machen konnte, über die Gränze, eh' ihn die Späher ereilten. — Auch Bremer hatte sich in die salzburger Berge herein geschlichen; aber sein eigenes Weib verräth seine Anwesenheit ihrem Beichtiger; sie ist andern Glaubens und will ihrem Manne nicht folgen. Die Gesellschaft Jesu legt ihn wieder in den Kerker und schwächt ihn so ab, daß er abschwört. Die Späher des Ordens spürten fort in Gebirg und Thal nach Andersglaubigen; Junge und Alte werden um ihrer Ueberzeugung willen eingekerkert, körperlich gezüchtigt, schwer um Geld gestraft, oder aus dem Lande gejagt.

Im Juni 1731 schicken die Bedrückten in Salzburg Abgeordnete nach Regensburg, vom Reichstag Schutz für ihre Gewissensfreiheit zu verlangen, oder wenigstens ungehinderte Auswanderung mit ihrem Vermögen und ihren Familien. Den Abgeordneten gelingt es, auf einsamen Gebirgspfaden, der Eine in dieser, der Andere in jener Richtung, sich durchzuschleichen und nach Regensburg zu kommen. Der Reichstag hat für sie warme Worte, welche langsam abgehen und noch langsamer an den salzburger Hof gelangen. Der Erzbischof kümmert sich wenig darum, und es erfolgt nichts. So elend waren damals die Zustände der deutschen Reichsverfassung.

Die Bedrückten schicken neue Abgeordnete ab, dießmal nach Wien. In kindlicher Einfalt des Herzens hoffen und suchen sie Hülfe beim deutschen Kaiser.

Deutschland hatte damals das Unglück, daß Karl VI. den Namen und die Krone des deutschen Kaisers trug. Karl, der zuvor schon König von Spanien gewesen war, hatte viel Spanisches angenommen, d. h. alle Schattenseiten des spanischen Hofwesens. Ursprünglich war er österreichischer Erzherzog, und des hellen, geistvollen und kräftigen Kaisers Joseph I. schwacher Bruder. Er war sittlich wie geistig so offenkundig unfähig zum Regieren überhaupt, geschweige zum Oberhaupt des deutschen Reiches, daß man ihm nicht weiter nachzurühmen wagte, als Wohlthätigkeit gegen Arme und „Sinn für Kunst und höhere Bildung“; die zwei letztern Stücke aber dichtete man ihm an. Er konnte keinen geraden, wahrheitredenden, am wenigsten einen großen Mann in seiner Nähe leiden, und war sein Lebenlang von Schmeichlern, Augendienern und weiblichen Schönheiten, seinen vielen spanischen und italienischen Geliebten, beherrscht; die Oberherrschaft aber über diese und über ihn selbst hatte in den letzten fünfzehn Jahren ganz jener die Höfe umspinnende Orden. Des Kaisers Rath bestand fast ganz aus Spaniern und Italienern, nebst einigen deutschen Geschöpfen des Ordens, wie Graf Zinzendorf. Der große Eugen hatte bei diesem Kaiser keinen Einfluß; nur vom Präsidentenstuhl im Hofkriegsrath vermochten sie Eugen nicht zu verdrängen, wegen der unbegrenzten Liebe des Volks wie des Heeres zu ihm. In der salzburger Sache wollte der alte Degen Rath geben, schrieb aber gleich an seinen Freund, den Kardinal Passionni: „Ich bin hier gänzlich überstimmt, da die Herren vom Orden Jesu ihren eigenen Esprit de Corps formiren.“

Die Salzburger mit ihrem Gesuch um Hülfe vom Kaiser hatten bald genug eigenthümliche Erfahrungen zu machen: schon in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs an der Donau, wurden ihre Abgeordneten von kaiserlichen Dragonern festgenommen als ein „Rebellenhaufe“, und dieses Kaisers Soldaten waren es, von denen sie in die salzburger Gefängnisse abgeliefert wurden. Vom salzburger Hof aus ging ein Erlaß in's Land, welcher jede Versammlung von mehr als vier Personen mit der „Strafe der Rebellion“ bedrohte. Reisige durchstreiften die Thäler, die Landjäger des rechten Glaubens. Der Orden am Hof ersann etwas, was Beide zugleich täuschen sollte, den Regensburger Reichstag, und die Bibelchristen im Lande: eine „Regierungskommission“ wurde errichtet, welche im Lande herumreiste, die Beschwerden der Andersglaubigen zu vernehmen und ihre Namen aufzuzeichnen. Dem Reichstag gegenüber wollte man sich damit den Schein geben, als gehe man auf Befriedigung der Klagenden ein, und zugleich hoffte man, so die Personen kennen zu lernen, an die man wollte. Von Röll, der Kanzler, zog selbst als Vorsitzender der Kommission mit herum. Er führte die glattesten Worte im Munde, er flüsterte und lispelte freundlichst und gnädigst; er verhieß freie Glaubensübung „innerhalb der Häuser,“ bis die Sache „durch die Gesetze geordnet wäre“; es sollen darum binnen drei Tagen alle die, welche den herrschenden Glauben des Landes nicht theilten, „ihre Namen aufschreiben lassen.“

Bei Lend fließt die Gasteiner Ache, von den Thalleuten auch die Schwarzach genannt, in die Salzach. Im kleinen Dorf Lend sind die großen Schmelz- und Hammerwerke, wohin seit langer Zeit die Gold-, Silber- und andern Erze aus der Gastein und anders woher gebracht werden. Die Arbeiter in diesen Gewerken, wie die Knappen der Bergwerke, waren zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eben so, wie die zu Anfang des sechzehnten, der Freiheit des Glaubens und des Gewissens zugethan, und sie schöpften das Gold

ihrer Ueberzeugung aus den Bibeln, die ſie heimlich hatten. Die reichſten Goldbergwerke waren unweit der Quellen der Schwarzach, im Rathhausberg, und andere in der Nähe der Tauern, welche Salzburg von Tyrol und Kärnthen ſcheiden. Oberhalb Lend iſt „die Klamm“, ein ſchauerlicher Engpaß. Senkrecht ſtrecken ſich zu beiden Seiten die ſchwarzen Felſen

Der Auszug der Salzburger. (S. 222.)

Tauſende von Schuhen hoch empor, durchtost von der wildbrauſenden Ache, von den ſchwarzen Felsrieſen wohl Schwarzach getauft.

Hier in dieſem Engpaß, in einer Felsklufft an der Schwarzach ſammeln ſich die älteſten der Andersglaubigen im Lande, mehr als dreihundert Männer, um in brüderlicher geheimer Verſammlung zu tagen. Ihr kindliches Gemüth, nach ſolcher Enttäuſchung durch den Kaiſer, findet das Richtige, und durchſchaut den argen Sinn und Anſchlag ihrer Feinde. Sie wittern hinter der geforderten Angabe der Namen eine Arg-

list, hinter den gleißenden Versprechungen die Falle. Sie sind einig darüber, daß, wer seinen Namen schreiben lasse, auf Alles gefaßt sein müsse, auf Verjagung aus dem Lande, auf Kerker und auf's Blutgerüst. Solche Höhlen oder Felsenklüfte haben etwas wunderbar Feierliches, wenn sie von Fackeln beleuchtet sind, und wenn das durch die Spalten und Oeffnungen dringende bläuliche Tageslicht mit dem Licht der Fackeln kämpft, oder gar, wenn die Kluft bei Nacht von Fackeln erhellt ist. Die Versammlung dieser Aeltesten, als eine geheime, war wohl bei Nacht. Sie tagten bei Nacht, wie die Christen der ersten Jahrhunderte zur Zeit der Verfolgungen durch die Heiden; der ersten Christen geheime Zusammenkünfte waren ja auch in Wald und Felsenhöhlen, in Bergwerken und Grabgewölben.

Hier, weitab von der Menschenwelt, in dieser Kluft des Schwarzachthals, knieen die dreihundert Aeltesten nieder und stärken sich im Gebet, nachdem die Berathung geschlossen ist. Auf einem Tische steht ein Salzfaß. Um diesen Tisch in langen Reihen knieen sie. Dann stehen sie auf, und wer entschlossen ist, auf das Aeußerste gefaßt zu sein und Alles zu thun und zu leiden für seine heilige Ueberzeugung, der benetzt seinen Finger und taucht ihn in das große Salzfaß, das in der Mitte steht, genießt das Salz, und schwört mit erhobener Rechten, der als Wahrheit erkannten heiligen Ueberzeugung treu zu bleiben.

Dieses Eintauchen des Fingers in das Salzfaß, dieser Eid beim Salzgenießen ist alttestamentlich, überhaupt morgenländisch. Es ist bekannt, daß noch die heutigen Araber in dem Salz das Sinnbild treuer Freundschaft sehen; daß sie bei dem miteinander genossenen Salz und Brod sich betheuern und den Freund und Verbündeten um etwas bitten und beschwören, daß ihnen Jeder, mit dem sie Salz gegessen haben, heilig ist als Einer, dem sie Schutz, Freundschaft und Treue schuldig seien. Seit ältester Zeit war es bei den Arabern und andern Morgenländern Sitte, beim Schluß eines Bündnisses ein Salzfaß aufzustellen; beide Parteien tauchten den Finger in dasselbe, und aßen zusammen daraus einige Körnlein Salz. Auch im mosaischen Gesetz wird „der Bund des Volkes mit Gott" in Verbindung zum Salze gesetzt, als dem Sinnbild des reinen und festen Verhältnisses (3 Mos. 2, 13.). An einer andern Stelle (4 Mos. 18, 19.) wird die feste Ordnung, die durch die Gesetzgebung zwischen dem Volke und Jehova aufgerichtet ist, ein „Salzbund" genannt, „unverwesentlich", wie es Luther verdeutscht, „ein ewiges Recht"; und auch 2 Chron. 13, 5. heißt es: „Wisset ihr nicht, daß der Herr, der Gott Israels, das Königreich David gegeben hat, daß er und seine Söhne einen Salzbund mit ihm hätten?" — Das Salz beim Gottesdienst war also Sinnbild davon, daß der Bund mit Gott ewig dauere, „unverwesentlich" sein soll.

So besiegelten auch die Aeltesten der in der Kluft an der Schwarzach versammelten Salzburger ihre Gemeinschaft miteinander und ihren Bund mit ihrem Gott in alttestamentlichem Sinn. Und sogleich ließen sie ihre Namen aufschreiben. Dieser „Salzbund" wurde geschlossen am 5. August 1731. Die Bewohner des reichsten Salzlandes der Welt hatten vornherein vor Andern Anlaß, Namen und Brauch des alttestamentlichen Salzbundes bei sich zu wiederholen.

Der Geist der Ueberzeugungstreue ergriff bei der Heimkehr der Aeltesten so Viele, daß sofort 20,678 Personen ihre Namen aufschreiben ließen. Die Kommission erstaunte, der Erzbischof erschrak über die Größe dieser Zahl; er fürchtete, die Fortsetzung der Maßregeln gegen sie könnte sie zum Aufstand treiben und dieser ihm furchtbar werden. Röll, der Kanzler, und seine Ordensbrüder schlugen nach, wie es der Orden in Frankreich gehalten zur Zeit Ludwig's XIV. Wie dort durch die Dragonersäbel und soldatische Plackereien bekehrt und Ordnung gemacht wurde, so wollten sie es in Salzburg nachmachen. Da der Orden das Ohr des Kaisers und seiner bigotten Frauenzimmer zu Wien ganz zur Verfügung hatte, so war es leicht, dem Kaiser die überzeugungstreuen Salzburger als „Rebellen" vorzuspiegeln. Diesem geistesschwachen Haupt unter der Kaiserkrone war ohnedieß Jeder, welcher selbst denken, Mensch und nicht Sklave sein wollte, ein Rebell.

Von diesem Kaiser, so ernst der edle Eugen ihn davon abmahnte, schlugen die Herren am salzburger Hof ein Hülfsheer von Sechstausend zu Roß und zu Fuß wider die stillen, frommen Leute heraus, die sie als „Rebellen" verleumdeten. Die kaiserliche Soldateska — man hatte die Bigottesten und Fanatischsten dazu ausgelesen — wurde denen, die ihre Namen hatten aufschreiben lassen, in die Häuser gelegt. Nur diese allein traf die ganze Last der Einquartierung, keinen sonst. Alle Päße auf den Gränzen waren belegt, ebenso alle Verbindungsstraßen im Innern des Landes. Jetzt begannen Röll und seine Genossen das ihrer würdige Werk. Wer von den Aufgezeichneten als Tagelöhner oder Bergmann in Arbeit stand, wurde des Dienstes entlassen, außer Brod gesetzt. Alle wurden als Ausgestoßene behandelt, als Gebannte und Geächtete. Kein Kirchhof durfte ihre Todten aufnehmen, kein Todtengräber durfte sie beerdigen. Die Anverwandten selbst mußten sie verscharren in ungeweihter Erde. Kein Priester ließ sich herbei, ihre Brautleute zu trauen, ihre Kinder zu taufen; sie waren ja geständig, Bibelleser zu sein und den Glauben der Bibel zu haben. Herein in's Land aber durfte kein Prediger ihres Glaubens. Das übrige Volk wurde gegen sie aufgehetzt; es wurde gelehrt, diese zu verfolgen, sei ein Beweis des wahren Glaubens; und die Soldateska hatte Auftrag, denen, in deren Häusern sie lag, jede Plackerei der Brutalität, jede Drangsal anzuthun. Die so Bedrängten waren überdieß ihrer Sprecher, ihrer ausgezeichnetsten Häupter beraubt. Denn diese schmachteten in den Kerkern der Hauptstadt. Gleich Anfangs waren bischöfliche Reiter und Späher Nachts in die Häuser derer, die als solche bezeichnet waren, eingebrochen, hatten sie im Schlaf überfallen, aus den Betten gerissen und in die Gefängnisse fortgeschleppt, unter gräßlichem Hohn und Spott, unter teuflischer körperlicher Mißhandlung. Dieser Märtyrer waren es Siebenzig. In den Kerkern Salzburgs wurden sie von den Ordensgliedern in Bearbeitung genommen. Aber weder deren grause Drohungen, noch deren theologische Beweisführungen erschütterten die Gefangenen in dem, was sie als wahr erkannt hatten und glaubten. Nach langer Einkerkerung wurden diese Märtyrer des Landes verwiesen und sogleich über die Gränze geschleppt. Ihr Vermögen mußten sie zurück lassen. Manchen davon flüchteten ihre Familien glücklich nach; den Andern wurde Weib und Kind zurückbehalten. Päße hatte Röll den Ausgewiesenen ausgestellt. Darin waren sie als „Rebellen" und sonst so verleumderisch beschrieben, daß einer dieser Biedermänner sagte: „Wäre, was hier geschrieben steht, Alles wahr, dann hätten wir verdient, daß man uns den Kopf vor die Füße legte."

So war Sommer wie Herbst 1731 vergangen und der Winter vor der Thüre. Am 31. Oktober erschien ein Erlaß des Erzbischofs, „binnen acht Tagen" haben Alle das Land zu verlassen, die ihre Namen hatten aufschreiben lassen. Das deutsche Reichsgesetz, der westphälische Friedensvertrag, gewährte jedem Auswanderer „drei Jahre Frist". Darauf vertrauten die Verfolgten in Salzburg und rüsteten sich nicht. Sie wußten nicht, daß die, welche mit so frecher Gewissenlosigkeit Reichsgesetze und Eid, der dem Reiche geschworen war, brachen, auch frech genug sein würden noch mehr zu thun. Da fallen, zu Ende Novembers, plötzlich die Soldaten in den Gerichtsbezirk von St. Johann, ergreifen hier die, deren Namen aufgeschrieben waren, auf der Stelle, wo sie gehen und stehen, mit roher Faust, und schleppen sie, so wie sie sind, über die Landesgränze. Keinem wird erlaubt, noch einmal in sein Haus zu gehen, Keinem, von den Seinen sich zu verabschieden, Keinem, etwas von seiner Habe mitzunehmen.

Damit schloß das Jahr 1731 in Salzburg.

Die Paſcher in Nordböhmen.

Eine Skizze

von

A. Adam.

Das Paſchen oder Schmuggeln wird in Böhmen noch immer ziemlich ſtark betrieben, obgleich die gute alte Zeit auch für den Schmuggelhandel vorbei iſt, ſeit vor einem Jahrzehnt Oeſterreich ſeine Zollſätze auf die meiſten Einfuhrartikel bedeutend ermäßigt hat. Indeß ſtellen die Grenzorte Weſt- und Nordböhmens ein immerhin noch anſehnliches Kontingent von Paſchern; das abenteuerliche wilde Leben hat einestheils für die jungen Burſche viel Reiz und Anziehungskraft, und eine noch größere Anzahl führt Noth und Armuth dieſem gefährlichen, jedoch ziemlich einträglichen Gewerbe zu. Dieß iſt beſonders der Fall in den dichtbevölkerten, meiſt armen Gebirgsgegenden der Lauſitz im nördlichen Böhmen.

Die Paſcher arbeiten nur ſelten für eigene Rechnung, da ihnen die Geldmittel zum Ankauf der zu ſchmuggelnden Waaren fehlen; ſie ſtehen gewöhnlich unter der Oberleitung eines in dieſen Geſchäften beſonders erfahrenen Mannes aus ihrer Mitte, der hinwiederum im Auftrag und für Rechnung von Fabrikanten und andern Geſchäftsleuten die Waaren derſelben zollfrei über die Grenze beſorgt, oder dieſelben auch für eigene Rechnung einkauft und durch ſeine Bande ſchmuggeln läßt. Ein Theil des Gewinns geht freilich wieder in der Beſoldung ſeiner Untergebenen auf, und dieſer Abgang iſt kein kleiner, da für jeden nächtlichen Gang über die Grenze je nach dem Werthe der geſchmuggelten Waaren zwei bis fünf öſterreichiſche Gulden bezahlt werden; der Gewinn beim Verkauf der geſchmuggelten Waaren muß alſo ein ſehr bedeutender ſein, wenn der Unternehmer ſeine Rechnung dabei finden ſoll. An Leuten, welche das verlockende Geſchäft des Schmuggelns jeder andern Arbeit vorziehen, fehlt es nicht, und zwar geht es bei ihren nächtlichen Exkurſionen folgendermaßen zu.

Gibt es einen Auftrag auszuführen, ſo benachrichtigt der Obmann ſeine Leute, zu welcher Stunde und an welchem Orte die über die Grenze zu ſchaffende Waare in Empfang genommen wird. Hier bilden dann die Paſcher Trupps von zehn bis ſiebzig Mann, je nach der Größe des Waarentransports und der Stärke der öſterreichiſchen Grenzwächter, deren Aufſtellung vorher immer genau ausgekundſchaftet wird, ſo daß es dieſen Finanzbeamten nur ſelten gelingt einen Trupp aufzuheben. Um Letzteres zu verhüten, ergreift natürlicherweiſe der Paſcher jede nur mögliche Vorſichtsmaßregel: auf dem Marſche geht immer ein Mann hinter dem andern im ſogenannten Gänſemarſch, wobei Einer in die Fußſtapfen des andern tritt, ſo daß das forſchende Auge des Grenzwächters nicht zu unterſcheiden vermag, ob die Spur von einem einzelnen harmloſen Menſchen oder einem Trupp von Vielen herrührt. Die ſtrengſte Ruhe iſt während des Gehens geboten, daher auch das Sprechen unterſagt; ſelbſt der Anführer, welcher in vielen Fällen, z. B. wenn ſeine Leute ſehr zerſtreut gehen müſſen, wenn der Zug lang iſt, oder wenn Gefahr droht, ſich nur durch Signale verſtändlich machen kann, nimmt zu dieſem Mittel nur ungern ſeine Zuflucht, obgleich dieſe Signale zur Vermeidung jedes Argwohns von Seiten der Grenzwächter in dem täuſchend nachgeahmten Schrei eines Vogels oder wilden Thieres beſtehen. Ausgerüſtet iſt der Paſcher mit einem hölzernen auf einer Seite offenen Traglorb, Hucke genannt, welche vermittelſt Tragbändern auf dem Rücken befeſtigt iſt. Auf dieſe Hucke wird die Waare gepackt und durch einen Leinwandüberzug vor Herabfallen und Näſſe geſchützt. Die weitere Ausrüſtung beſteht aus weichen Filzſchuhen, um die Tritte möglichſt unhörbar zu machen, und aus einem acht Fuß langen Bergſtock, welcher das Klettern über die Gebirge erleichtert, vor Ermüdung ſchützt und bei tiefem Schnee zum Sondiren des Bodens gute Dienſte leiſtet. Geräth der Schmuggler in eine Schneewehe, ſo legt er den Stock quer vor ſeinen Körper und ſchützt ſich, indem er den Oberkörper darauf lehnt, hier ſo lange vor dem Einſinken, bis ſeine nachfolgenden Kameraden ihm Hülfe leiſten. In Winterszeit werden Schneeſchuhe unter das gewöhnliche Fußwerk befeſtigt, gleichfalls zum Schutze gegen das Verſinken in dem oft vier bis zehn Fuß tiefen Schnee; ohne dieſe Schneeſchuhe wäre es überhaupt unmöglich, ſich auf den unwegſamen beſchneiten Pfaden fortzubewegen, denn ſelbſtverſtändlich darf ſich der Paſcher keinen ſtark betretenen Weg zu ſeinen Gängen ausſuchen. Der Schneeſchuh ſelbſt beſteht aus einem ovalen Brett von dritthalb Fuß Breite und vierthalb Fuß Länge, über den Reifen wird ein Netzwerk von ſtarken Schnüren geſpannt und in der Mitte des Netzes der Fuß feſtgebunden. Da man in dieſen Schneeſchuhen mit geſpreizten Beinen gehen muß, um nicht zu fallen, ſo verurſachen ſie dieſelben Beſchwerden, welche Anfänger in der Reitkunſt nach einem ſtärkeren Ritte fühlen. Aus dieſem Grunde und beſonders der übrigen Beſchwerlichkeiten wegen, die ein Marſch über's Gebirge zur Winterszeit mit ſich bringt, ſind die Winterpaſchgänge bei den Schmugglern wenig beliebt, und daher auch ſeltener. Zum großen Leidweſen derſelben verſehen ſich überdieß die Grenzwächter zuweilen gleichfalls mit Schneeſchuhen, doch gewinnen im Falle der Verfolgung die Paſcher faſt immer den Vorſprung, da ſie, ſeit Jahren daran gewöhnt, im Schneeſchuhlaufen mehr Virtuoſität entwickeln als ihre Verfolger.

Vor 10 Jahren noch, als das Gewerbe der werthvollen Ladung und der großen Anzahl der Grenzwächter wegen gefährlicher war, machten die Paſcher meiſt mit Stutzen und Meſſer bewaffnet ihre nächtlichen Ausflüge, jetzt führen ſie gewöhnlich nur noch das lange, dolchähnliche Meſſer. Während zu jener Zeit kleine Scharmützel mit der Grenzwache nicht zu den Seltenheiten gehörten, hört man jetzt zuweilen nur noch von Raufereien, bei welchen ſich der Paſcher ſeines Stocks und Meſſers bedient, oder auch, was jedoch häufiger vorkommt, daß ein armer Teufel von Schmuggler einen Schuß in den Rücken, oder, wenn der Grenzwächter nach Vorſchrift zielte, in die Beine bekam, weil er dem Haltruf des Wächters nicht Folge leiſtete. Hat ein Paſcher nicht viel Ausſicht, ſeinem Verfolger zu entkommen, läßt er ſich natürlich lieber ergreifen, als daß er ſich einem Kugelgruß ausſetzt, indem die Strafe, wenn er nicht Widerſtand geleiſtet hat, nur gering iſt, und in einigen Wochen Gefängniß beſteht; daß dabei auch ſeine Waarenladung verloren geht, verſteht ſich von ſelbſt. Bewaffneter Widerſtand dagegen wird ſtrenge beſtraft.

Anders verhält es ſich mit den Schmugglern im Böhmerwalde an der bayriſch-böhmiſchen Grenze; hier iſt der Grenzwächterdienſt mit mehr Gefahren verbunden, indem die Schmuggler gewöhnlich zugleich geſchickte Wildſchützen ſind, und deßhalb den Stutzen, den ſie von Jugend auf handhaben, beſtändig bei ſich tragen. In jener Gegend ſind die Zollwächter, obgleich ziemlich zahlreich, den Paſchern nicht immer gewachſen, ſo daß ſie zuweilen durch reguläres Militär verſtärkt werden müſſen.

Wird ein Trupp Paſcher durch die Grenzwächter überraſcht, ſo ſucht eben Jeder mit ſeiner Ladung das Weite; in dunkler Nacht trifft wohl ſelten eine Kugel, und ſo beſteht die Beute der Grenzwächter gewöhnlich nur in ſo viel Hucken, als es ihr gelingt, Schmuggler gefangen zu nehmen. Sollte es einer der Grenzwächter, welcher ſchon einen Paſcher gefangen und deſſen Hucke erbeutet hat, verſuchen, noch einer andern Beute nachzujagen, ſo würde der bereits Gefangene wieder die Flucht ergreifen, was ihm nicht ſchwer werden könnte, da jeder Grenzwächter ſich nur eines einzelnen Mannes mit ſeiner Ladung bemächtigen kann, und mit deſſen Bewachung genügend beſchäftigt iſt.

Mancher Schabernak wird den Finanzbeamten von Seite der Paſcher geſpielt, und häufig, beſonders wenn es gilt, eine werthvolle Ladung über die Grenze zu ſchaffen, nehmen

ſie zu nachfolgendem Stückchen ihre Zuflucht: Der Anführer läßt Einige ſeiner Leute, deren Geſchwindigkeit erprobt iſt, ihre Hucken mit werthloſen Sachen beladen, mit dem Auftrage, an einem beſtimmten Orte die Grenze zu paſſiren, der vorher abſichtlich den Grenzwächtern verrathen wurde. Letztere laſſen ſich nicht ſelten täuſchen und ziehen ſich nun an dieſem Punkte zuſammen, und die falſchen Paſcher, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit der Grenzwächter auf ſich gezogen, werfen ihre Ladung weg und flüchten wieder zurück auf ſächſiſches Gebiet, wohin ſie von den kaiſerlichen Finanzwächtern nicht verfolgt werden dürfen. Dieſe müſſen ſich daher begnügen, ihre Beute nach der nächſten Zollſtation zur Reviſion zu ſchaffen, während der Haupttrupp der Paſcher inzwiſchen mit der werthvolleren Ladung an einem andern unbewachten Punkte die Grenze überſchreitet.

Das Paſchen wird, ähnlich wie die noblere Paſſion des Jagdvergnügens, Vielen zur Leidenſchaft; man hat ſelbſt Beiſpiele, daß altersſchwache Leute, oder ſolche, die ſich ſpäter auf andere Weiſe ihren Lebensunterhalt verdienten, die Paſcher baten, ſie als Spaziergänger begleiten zu dürfen, und Mancher, der erſt ſeit Kurzem das Gewerbe aufgegeben hat, kann es nicht unterlaſſen, wenn eine dunkle Nacht ein-

Böhmiſche Schmuggler im Winter.

tritt, wenigſtens einen mehrſtündigen Spaziergang zu machen. — Die Waaren, welche zur Zeit nach Böhmen geſchmuggelt werden, ſind hauptſächlich: Cigarren, Tabak, Salz, Pulver (ſämmtlich Monopole in Oeſterreich), dann Kolonialwaaren, Droguen, Gifte, Seide, Garne ꝛc. Garne, die jetzt nur noch einem geringen Zolle unterworfen ſind, ſpielten früher die Hauptrolle als Paſchartikel, da ſie gleich an Ort und Stelle, im induſtriereichen Nordböhmen, verarbeitet wurden. Von manchem reichen Fabrikbeſitzer und Baumwollſpinner behauptet die Fama, daß er ſeinen Wohlſtand durch Verarbeitung unverzollter Rohprodukte gewonnen habe.

Das Paſchen ernährt immerhin noch einige tauſend Bewohner der Grenzgebirge, und es iſt gewiß äußerſt ſchwierig, den Leuten dieß Handwerk zu legen, ſo lange ſelbſt gutgeartete Staatsbürger eine geheime Schadenfreude nicht zu unterdrücken vermögen, wenn ſie unverzollte Cigarren rauchen können, oder bei einer kleinen Spazierfahrt über die Grenze ſelbſt etwas heimlich herüber bringen konnten. Man freut ſich eben ſelbſtgefällig, daß man ſo klug geweſen iſt, die Aufpaſſer hintergangen zu haben.

Digitized by Google

Nikolaus Friedrich Peter,

Grossherzog von Oldenburg.

Von

A. Wieck.

Großherzog Peter von Oldenburg.

Digitized by Google

Die Augen Deutschlands haben sich durch die Erbansprüche an Holstein auf den Großherzog Peter gerichtet. Es dürfte daher angezeigt sein, unsern Lesern die Persönlichkeit desselben näher zu rücken.

Nikolaus Friedrich Peter, geboren den 8. Juli 1827, verlor in zartem Kindesalter, am 31. März 1828, seine Mutter, die Erbprinzessin Ida von Oldenburg, geborne Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

Sein Vater, der noch heute in Oldenburg so hochverehrte Großherzog Paul Friedrich August, sorgte emsig für die Bildung und Erziehung des Sohnes, welcher denn auch zu seiner großen Freude sich körperlich und geistig glücklich entwickelte.

Mit einer Anzahl Spielgenossen, für die der Großherzog noch heute eine liebenswürdige Aufmerksamkeit hat, tummelte sich der Knabe oft recht wild in den Räumen des väterlichen Schlosses oder in dem dichtumschatteten Park zu Rastede, der gewöhnlichen Sommerresidenz; niemals indeß kam es vor, daß der einmal festgestellte Studienplan unter diesen kindlichen Freuden litt. Sowohl hierin, wie in allen andern Dingen zu strengster Gewissenhaftigkeit angehalten, erscheint diese in allem Thun und Lassen des Großherzogs als ein Grundzug seines Charakters.

Nach vollendetem achtzehnten Jahre bezog der Erbgroßherzog 1846 die Universität Leipzig, wo auch der Vater studirt hatte; unter seinen Lehrern finden wir den damaligen Rektor von der Pfordten, Albrecht Hansen u. s. w. Der Prinz benutzte seine Studienjahre eifrig, so daß ihn von der Pfordten oft einen seiner besten Schüler nannte.

Von hier aus machte der junge Prinz mancherlei Ausflüge an die benachbarten Höfe, namentlich soll Altenburg eine besondere Anziehungskraft auf ihn geübt haben, ebenso machte er eine Fußreise durch die sächsische Schweiz, wo einer seiner Begleiter die Rolle der Respektsperson übernahm.

Wir erwähnen dieses Zuges, weil der Großherzog es noch heute, ein Feind aller Ostentation, sehr liebt, unerkannt und unbemerkt größere Reisen zu unternehmen; gelang es ihm doch einmal, den eigenen Konsul in London zu täuschen, welcher, als ihm später mit freundlichem Schreiben ein Porträt des Großherzogs übersandt wurde, nicht wenig erstaunte, in demselben das Porträt des liebenswürdigen deutschen Barons, mit dem er Arm in Arm die Gassen Londons durchwandert, wiederzufinden.

Die Märzstürme des Jahres 1848 veranlaßten den Prinzen, Leipzig einige Monate früher zu verlassen, wie ursprünglich beabsichtigt; er kehrte im Frühling heim und stand dem bald ernstlich erkrankenden Vater in den schweren Zeiten von 1848 bis 1850 treulich zur Seite. Er lernte so schon in früher Jugend die Wucht der Regierungssorgen unter den schwierigsten Verhältnissen kennen.

Nachdem die politische Strömung ruhigere Bahnen eingeschlagen, wurde dem Erbgroßherzog unter anscheinend günstigen Konstellationen die Gesammtstaatskrone des Königreichs Dänemark, und von mächtiger Seite, geboten. Er schlug aber die Krone aus, da er nicht die Veranlassung der Inkorporation der Herzogthümer sein wollte, sondern der Ansicht folgte, daß dieselben nach dem Tode Königs Friedrich VII. als selbstständiger Staat von Dänemark zu trennen seien, wie das Königreich Hannover von England getrennt worden. Welche Früchte diese Ablehnung trug, sehen wir heute. Bald nach jenem Ereigniß trat der Erbgroßherzog eine längere Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel an. So sehr jenes alte Zauberland, so sehr die große Liebe seiner Geschwister in Griechenland ihn auch fesselten, so vermochte doch nichts seine Sehnsucht nach der Heimat zu stillen; ein leuchtend blaues Augenpaar war ihm über Berg und dunkle Fluten gefolgt.

Zum Geburtstage des Vaters kehrte er 1851 heim, doch nur, um sich den väterlichen Segen zu seiner Verlobung mit Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, zu erbitten; — eilends flog er in die Arme seiner geliebten Braut, mit der er herrliche Wochen auf der Insel Norderney verlebte.

Der 10. Februar 1852 führte ihn zu Altenburg in die Arme seiner Gemahlin, mit der er unter begeistertem Jubel der Bevölkerung acht Tage später in seine Vaterstadt einzog.

Diesem glücklichen, auf innigster Herzensneigung beruhenden Bunde sind zwei Prinzen entsprossen, auf welche das Land mit Zuversicht blickt. — Der Frühling 1853 raubte dem trauten Familienkreise den Mittelpunkt, den Großherzog Paul Friedrich August; trauernd umstanden Töchter und Söhne das Sterbelager des ehrwürdigen Greises, trauernd folgte das Land seiner Bahre, konnte aber gerechten Trost in der Hoffnung finden, in dem nunmehrigen Großherzog Nikolaus Friedrich Peter einen Herrscher zu erhalten, welcher treu den segensreichen Spuren seines edlen Vaters folgen würde. Eine elfjährige Regierung hat gezeigt, daß sein Volk sich nicht in ihm getäuscht; Alles vom Vater Ueberkommene ist ihm ein theures Vermächtniß. Pflichterfüllung im Sinne des Gesetzes und unermüdliche Arbeitsamkeit sind die Grundlagen seiner Thätigkeit, deren Spuren sich in dem blühenden Zustande aller Zweige der Regierung bemerklich machen, die aber auch belohnt wird durch das unbedingte Vertrauen, welches ihm das Volk entgegenträgt. Es würde zu weit führen, wollten wir uns in Einzelheiten verlieren; doch können wir zum Schluß nicht unterlassen, noch zu erwähnen, daß im Gegensatz zu König Friedrich VII. von Dänemark, welcher vom Großherzog sagte, „er sehe ihn unter seinen Feinden in erster Linie," König Friedrich Wilhelm IV. Oldenburg seinen treuesten Bundesgenossen zu nennen pflegte.

Der Krieg in Schleswig und Jütland.

VIII.

Ereignisse bis zum Friedensschluß.

Von

H. Bauer.

Die Alliirten, die, wie bekannt, Anfangs keineswegs die vollständige Losreißung der Herzogthümer von Dänemark anstrebten, behandelten nach dem erfolglosen Ablauf der Konferenz, von den Ereignissen fortgerissen, die Dänen ganz, wie sich's gehörte. Sowie dieselben störrisch waren und auf die gerechten, bescheidenen Forderungen ihrer Besieger nicht eingingen, suchten diese auf die dänische Hartköpfigkeit durch einen verhältnißmäßig größeren Druck aufweichend einzuwirken. Im Anfang hielt man Requisitionen und dergleichen kleinere Mittel für hinreichend, um z. B. den koldinger Bürgern die Lust zu vertreiben, Petitionen um hartnäckige Fortführung des Krieges nach Kopenhagen zu schicken; später aber, als der auf der londoner Konferenz bewiesene krankhafte Trotz der Dänen ein gründliches Naturheilverfahren nöthig machte, griff man zu energischeren Arzneien, zu einer durchgreifenden Purganz. Kaum war die letzte Stunde des Waffenstillstandes abgelaufen, so durchfurchten schon die preußischen Boote den Alsensund, so donnerte schon der Kampf auf der von den Dänen bisher so schnöd ausgesogenen Insel, wo sie sich so sicher und behaglich gefühlt hatten hinter ihren lieben Schanzen. Alsen war genommen; in Kopenhagen aber dauerten die Symptome krankhaften Eigensinns fort, also Anwendung einer verstärkten Dosis von Seiten der Verbündeten. Hinter dem Lymfjord, dem breiten, oft seeartig erweiterten, inselreichen Kanal, welcher ganz Nordjütland von dem Festlande der südlichen Hälfte abschneidet und die Ostsee mit der Nordsee verbindet, barg sich noch von früheren Zeiten her der Generallieutenant v. Hegermann-Lindencrone. Diesem wurde jetzt ein Besuch zugedacht, man wollte ihn in seinem beschwerlichen Dienst dort oben ablösen und den Nordjütländern auch einmal preußische und österreichische Uniformen zeigen; zugleich wollte man den nordjütischen Pferdeschlag etwas kennen lernen, überhaupt die reichen Vorräthe

jener Gegenden an Vieh und Getreide für die Bedürfnisse der alliirten Armee ausnützen. Daß dieß übrigens nicht das kürzeste Verfahren war, das man gegen Dänemark hätte einschlagen können, werden wir im Folgenden sehen.

Wir wenden uns zuerst zu den Oesterreichern. Schon unmittelbar nach dem Fall Fridericias hatte man am Belt Vorkehrungen für eine mögliche Ueberschreitung dieses Meeresarms getroffen. Strandbatterieen wurden aufgeworfen und Massen von Pontons und Kähnen wurden am Strande Middelfart gegenüber, wo der Belt etwa 2000 Schritte breit ist, angehäuft. Mit dem 26. Juni steigerte sich die Thätigkeit an dem erwählten Uebergangspunkte bedeutend, und es konnte kein Zweifel mehr sein, daß jeder Widerstandsversuch der auf Fühnen zusammengedrängten Dänen dem wohl vorbereiteten Angriffsplan der Oesterreicher gegenüber resultatlos bleiben würde. Es wäre auch das Ersprießlichste gewesen, die Dänen auf ihren Inseln aufzusuchen und wo möglich in Kopenhagen selbst den Frieden zu diktiren, denn hier, nicht in Jütland, waren die Urheber und Anschürer des wahnsinnigen, verbrecherischen Krieges zu suchen, und bloß hier konnte man ihnen das Wünschenswerthe eines Friedensschlusses ad hominem demonstriren, da die Leiden der Jütländer dem kopenhagener Pöbelministerium vollständig gleichgültig waren. Aber die Diplomatie machte auch dießmal dem einfachsten, richtigsten Plane einen Strich durch die Rechnung. Statt über den Belt wollte man, um die dänische Kriegslust etwas abzukühlen, über den Lymfjord setzen, und so auch den nördlichsten Theil Jütlands vom tapferen Landsoldaten räumen, womit zugleich die reichen Vorräthe der dortigen Gegenden in die Hände der Alliirten fielen.

Schon ehe übrigens die Bewegung nach Norden begann, ließ man die Jütländer den Wiederbeginn des Krieges ernstlich fühlen. Unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde ein naseweiser dänischer Dampfer, der sich zu nahe an's Land wagte, von den österreichischen Strandbatterieen bei Fridericia höchst unangenehm empfangen, und die sofort wieder streng eingetriebenen Requisitionen zeigten den Jütländern, daß ihr während des Waffenstillstandes bewiesener bubenhafter Uebermuth noch nicht ganz am Platze gewesen war. Am unangenehmsten wurden sie aber durch eine Proklamation des in Randers einquartierten Oberkommandanten der Alliirten in Jütland, des preußischen Generallieutenants v. Falkenstein, berührt, welche in kurzen Worten die Zivilbehörden außer Wirksamkeit und an ihre Stelle das Militärkommando setzte, dem alle Unterbehörden während des Krieges einzig Gehorsam zu leisten hätten. Das war ein harter Schlag für die Jütländer, aber sie hatten diese Behandlung durch das taktlose Benehmen, das sie während des Waffenstillstandes den Truppen gegenüber gezeigt, reichlich verdient. Sie sollten bald darin, daß auch ihre Brüder im nördlichsten Jütland Theil an den allgemeinen Leiden nähmen, eine Art Trost finden. Anfangs Juli brachen die Alliirten mit Hinterlassung der nöthigen Besatzungen nach Norden auf, um den General Hegermann aufzusuchen. Man machte große Tagemärsche, und schon am 10. standen trotz des großen Trains von Pontons und Schleibooten die Oesterreicher, ohne irgendwie unterwegs aufgehalten worden zu sein, am Lymfjord, hinter dessen breitem Wasserspiegel, auf dessen Inseln man den Feind vermuthete. Gablenz ließ sogleich auf Fischerbooten ein Bataillon übersetzen, welches bei der Gelegenheit zwei große Schiffe wegnahm; die auf dem nördlichen Ufer des Ottesunds gelegenen dänischen Schanzen, welche hier einen tüchtigen Widerstand hätten leisten können, wurden verlassen gefunden. Zu gleicher Zeit setzten die Preußen bei Aalborg über den Lymfjord, ohne auch ihrerseits auf den Feind zu stoßen. Doch war man noch nicht ganz sicher, ob der ganze nördliche Theil Jütlands vom Feinde geräumt sei, denn man hatte keine Spione bei der Hand und war somit ganz auf die Meldungen der Vortruppen beschränkt.

Am 11. befand sich das österreichische Hauptquartier in Skive, und jetzt begann der eigentliche Uebergang über den Lymfjord. Im Westen der Halbinsel Odde setzte ein Theil der Brigade Kalik auf Fischerbooten und einigen vorgefundenen Seglern über, und rückte gegen Thisted vor, während Nachts 12 Uhr ein Infanteriedetaschement und 150 Lichtenstein-Husaren und Windischgrätz-Dragoner auf Fischerbooten und Pontons von der Fähre bei Nautrup aus nach der Insel Mors übersetzten. Die Insel Mors, das größte Eiland des Lymfjords, mit reichen Triften bedeckt und mit zahlreichen Dörfern besät, verhieß gute Quartiere und, da sie reich an Pferden und Vieh ist, einen gesegneten Boden für derartige Requisitionen; auch konnte, was man argwöhnte, ein Theil des Feindes sich dort noch verborgen halten. Zwischen der Halbinsel Odde und Mors ist der Lymfjord etwa 2200 Schritte breit, und die Boote hatten somit eine tüchtige Strecke zurückzulegen; um so gefahrvoller für die kleine Rekognoszirungsabtheilung, da man mit der Tiefe des Fahrwassers nicht bekannt war und sich möglicherweise im wirksamsten feindlichen Feuer festfahren konnte. Vorsichtig glitten daher die Boote, vom Dunkel der Nacht geschützt, über die weite, schwarze Wasserfläche. Als sie sich der Insel näherten, hörte man vom Ufer her Lärm und Werdarufen; die Boote mußten bemerkt sein, und richtig — alsbald flammten am Ufer vier Signale auf, und im Nu sieht man im Innern der Insel da, dort, überall die verhängnißvollen Feuerzeichen auflodern: — die Insel war also noch vom Feinde besetzt. Das machte die tapferen Oesterreicher jedoch keinen Augenblick stutzig; Zögern half jetzt nichts mehr; umkehren vor den Dänen, die unaufhaltsam bis hieher vor den österreichischen Bajonneten geflohen waren? Davon konnte keine Rede sein; also rasch vorwärts! Noch eine Strecke angestrengten Ruderns, dann saßen die Boote fest, und die Mannschaft stürzte sich mit lautem Schlachtruf in's Wasser, um dem Ufer zuzustürmen. Doch was ist das? Kein Schuß blitzt von dorther auf, die Fanale erlöschen, und als die Tapfern das Ufer betreten, ist Alles still und schweigsam. Die Einwohner der nächstgelegenen Ortschaften, die man aus den Betten holt, sagen aus, daß die Dänen längst abgezogen seien; der ganze Lärm war also nur veranstaltet, um den Einwohnern die Ankunft des Feindes zu melden und um letzteren zu schrecken. Die Oesterreicher stellten Posten aus, und blieben die Nacht durch unter Waffen.

Am folgenden Tage erschien auch Gablenz in Nyköbing, der inzwischen von den Rekognoszirungstruppen besetzten Hauptstadt der Insel Mors. Sogleich mußten die Behörden vor ihm erscheinen, und es begann ein strenges Verhör. Da erfuhr man denn, daß General Hegermann-Lindencrone auf die erste Nachricht vom Vorrücken der Alliirten nordwärts über Thisted hinaus abmarschirt sei und sich in der sogenannten Jammerbucht eingeschifft habe. Die Berichte der über Thisted hinaus vorgedrungenen österreichischen Abtheilungen bestätigten diese Angaben vollkommen, und so war es denn sicher, daß der letzte Feind den jütländischen Boden geräumt hatte. Gablenz ordnete noch an, daß binnen vierundzwanzig Stunden alle ärarischen und Privatwaffen auf der Kommandantur abzuliefern seien und kehrte des Abends wieder nach Skive zurück. Auch in Nyköping wurden zahlreiche dänische Fahrzeuge überrascht und genommen, und eine bei Nautrup angelegte Achtpfünder-Batterie nöthigte einen großen dänischen Segler, der eben noch entwischen wollte, durch ihr Feuer, beizulegen. Leider wurden diese Schiffe im Laufe der wiener Konferenz gegen das „Versprechen" der Bezahlung ihren Eigenthümern wieder zurückgestellt, während es den Dänen nicht einfiel, ein rechtlos gekapertes deutsches Schiff wieder herauszugeben. Am selben Tage noch wurde eine Schiffbrücke über den Lymfjord geschlagen, wozu viele hundert jütländische Bauern requirirt wurden; ein anderer Theil der Truppen setzte auf den praktischen Pontons nach Virago's System über. Diese Pontons, aus Blech gefertigt, bestehen nämlich aus drei Theilen, welche durch Querwände von einander geschieden sind, und zusammengesetzt ein

ganzes Boot bilden; ihr Transport ist dadurch erleichtert, und die einzelnen Theile können selbstständig auf dem Wasser verwendet werden. Auf der Insel Mors wurden indessen fleißig Pferde requirirt, wie auch in den anderen pferdereichen Gegenden Jütlands, eine Maßregel, welche die Jüten sehr friedlich stimmte.

Während dieß österreichischerseits vorging, setzten auch, wie oben erwähnt, die Preußen unter ihrem Generallieutenant Vogel von Falkenstein bei Aalborg über den Lymfjord, ohne dabei auf den Feind zu stoßen. Nachdem sich daher die alliirten Truppen gegenseitig in Verbindung gesetzt, nahm der weitere Vormarsch in Jütland vollends einen raschen Verlauf, und schon am 14. pflanzte Generallieutenant Falkenstein eigenhändig die Banner Oesterreichs und Preußens in Skagen, der nördlichsten Spitze Jütlands, auf. Die Dänen sollten sehen, daß sie den letzten Fuß breit Erde auf dem Festlande verloren hätten, und wirklich wagten auch die auf der See kreuzenden Kriegsschiffe, während die Preußen und Oesterreicher das nordische Meer begrüßten, keinen Angriff. Diese Demonstratio ad hominem war für die dänische Starrköpfigkeit sehr heilsam, und schon begann sich wieder in Kopenhagen die Sehnsucht nach einem Waffenstillstande zu regen; Jütland hatten sie verloren, und ihre auf Seeland zusammengedrängten Truppenreste konnten dem drohend vorbereiteten Uebergang der Oesterreicher auch nach dieser Insel keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Doch herrschten über die Dauer des Waffenstillstandes und über die dabei von den Alliirten zu besetzenden Gebietstheile noch so große Differenzen, daß, Dank dieser Verzögerung, noch Zeit genug blieb, auch die unglücklichen friesischen Inseln von ihren dänischen Quälgeistern zu befreien und dadurch den Letzteren vollends jede überflüssige Kampflust zu benehmen.

Die längs der Westküste Schleswigs liegenden friesischen Inseln sind von einem kerndeutschen, freiheitsliebenden Schiffervolke bewohnt, und die Inseln selbst sind für den Besitz und die Schifffahrt Schleswigs von unberechenbarer Wichtigkeit. Sie erstrecken sich, etwa zwei Meilen von der schleswig'schen Küste gelegen, von Hever bei Husum bis nahezu nach Ribe, in einer Längeausdehnung von etwa zehn Meilen. Die größeren sind: Nordstrand, Pelworm, Föhr, Amrum, Sylt und Romö; zwischen ihnen liegen noch mehrere kleinere, und die überaus merkwürdigen Halligen. Diese letzteren, die ärmlichen Ueberreste einer großen vom Meere verschlungenen Landstrecke — am 11. Oktober 1634 wurden gegen 8000 Menschen und 50,000 Stück Vieh, 30 Mühlen und 1300 Häuser in den Wellen begraben — sind kleine, flache Inselchen, die bei jedem etwas heftigen Winde vom Meer überflutet werden, so daß der oder die Bewohner genöthigt sind, ihre ärmlichen Hütten auf einem künstlich in der Mitte des Eilands errichteten Hügel zu erbauen. Bei Stürmen verschwindet auch dieser Hügel unter dem kochenden Wasser, und nur die Hütte sieht noch aus den schwarzen Strudeln heraus, so daß es schon oft vorkam, daß ein Schiff in einer Sturmnacht über den flachen Theil einer Hallige wegsegelte und die Mannschaft plötzlich aus den Wellen neben sich ein Licht schimmern und Leute in der Stube um den Tisch sitzen sah und beten und singen hörte. Dauert das stürmische Wetter lange, so kann unter den Bewohnern einer solchen Hütte förmliche Hungersnoth ausbrechen, auch werden die künstlichen Hügel mit ihren Hütten gar oft von dem grollenden Meere zertrümmert und weggeschwemmt. Der stete Kampf mit den Wogen und zahllosen Gefahren aller Art hat daher aus den Friesen ein kräftiges, starkes Geschlecht gemacht, das innig an seiner Heimat hängt, wenn wir auch nicht begreifen können, wie der Halligbewohner, dessen Eiland bloß dürftiges Gras hervorbringt, um ein paar Schafe zu nähren, an seinen traurigen Flecken Landes Anhänglichkeit haben kann. Neben den Inseln ist das Meer ihre zweite Heimat, und für die künftige Flotte Deutschlands sind diese meerkundigen Seeleute ein wahrer Schatz. Für das Festland haben die Inseln den großen Werth einer Vormauer gegen die Wuth des Meeres, und in maritimer Beziehung verleihen ihnen die zahlreichen sie umspülenden Stromschläuche der Nordsee eine hohe Bedeutung, indem sich neben zahlreichen Untiefen hier nur zwei gute Häfen befinden, so daß eine feindliche Landung an der Westküste Schleswigs, wenn Deutschland diese zwei Häfen besitzt, kaum möglich ist.

Diese Inseln nun hatten die Dänen einem ihrer schlimmsten Schergen, dem Kapitänlieutenant Hammer, zur Bewachung übergeben. Es wäre allerdings lächerlich, einem Dänen seine dänische Gesinnung verargen zu wollen, denn Begeisterung für die Sache des Vaterlandes muß man auch am Feinde ehren, aber an Hammer darf man nur den allgemein moralischen Maßstab legen, um ihn sofort nothgedrungen verurtheilen zu müssen. Schon in den vorigen Kriegen zwischen Deutschland und Dänemark war Hammer dänischer Flottenoffizier und übernahm als solcher 1850 die Bewachung der friesischen Inseln, die er seitdem nicht mehr verlassen hat; denn es gelang ihm, mit löblichem Eigennutz nach und nach alle einträglichen Aemter auf denselben in seiner Person zu vereinigen, und zwar — auch solche, die gesetzlich nur dreijährige Dauer hatten — auf Lebenszeit. Nachdem er diesen Zweck erreicht, kaufte er sich ein Gut auf der Insel Föhr und lebte nun als dänischer Pascha unter seinen deutschen Heloten, die er durch alle möglichen Polizeiplackereien zur Verzweiflung brachte. Auch 1864 erhielt er wieder die Aufgabe, die friesischen Inseln und die Westküste Schleswigs niederzuhalten. Wie er dieser Aufgabe genügte, wie er sieben patriotische Sylter aus den Betten reißen und nach Kopenhagen schleppen ließ, ist bekannt; ebenso aber auch, wie er, der Bramarbas, dem wehrlosen Bürger gegenüber zitterte und weinte, als deutsche Krieger auf ihn Jagd machten. Am Abend des 18. Juli nämlich gelang es, nachdem österreichische Jäger vom 9. steiermärkischen Bataillon vorher mittelst Kähnen auf der Insel Sylt gelandet waren, den Piraten durch österreichische Kriegsschiffe und preußische Kanonenboote in den Inselgewässern einzuschließen. Als er sah, daß kein Entkommen mehr sei, legte er sich auf's Lügen und behauptete den Kommandanten der Alliirten gegenüber, Kunde von dem Abschluß eines Waffenstillstandes zu haben. Diese zogen aber sofort Erkundigungen ein, welche Hammer's Lüge bloßlegten, und erwischten den Helden, wie er eben mit einigen Schiffen und drei mitgeschleppten Bürgern von Föhr aus das Weite suchen wollte. Schon hatte er sich gerettet geglaubt, als ihn im Norden von Föhr das preußische Kanonenboot Blitz ereilte, dem er sich ergab.

11 Offiziere, 2 Lootsen und 244 Mann mit 2 Dampfern, 2 Küstenfahrzeugen, 10 Zollkuttern und 5 Transportschiffen fielen mit ihm in die Gewalt der Alliirten, nachdem es den Dänen vorher noch gelungen war, 7 Kanonenboote zu versenken; außerdem befand sich unter der Beute zahlreiches Geschütz und sonstiges Material. Hammer wurde nach Schweidnitz geliefert und unterwegs auf eine Weise behandelt, welche der Kultur des deutschen Volkes alle Ehre macht; er wurde nämlich weder todtgeschlagen, noch mißhandelt; leider wurde er nach kurzer Gefangenschaft mit Beginn der wiener Friedensverhandlungen wieder freigegeben. Nach seinem Gute auf Föhr, seinem friesischen Inselparadies, wird er schwerlich zurückgekehrt sein.

Mit den Westsee-Inseln war den Dänen der letzte Fuß breit deutschen Landes entrissen, und von Seiten der Alliirten hatte man daher keinen Grund, die dänischen Waffenstillstandsgesuche abzuweisen. Es wurde vom 20. Juli, Mittags 12 Uhr an, bis zum 31. Nachts 12 Uhr Einstellung der Feindseligkeiten gewährt, an welche sich in der Folge die wiener Friedenskonferenzen anschlossen, auf welchen bloß die drei kriegführenden Mächte vertreten waren. Hiedurch wurden die Verhandlungen bedeutend vereinfacht, und wie dieselben durch einen Kongreß verschleppt worden wären, das erhellt daraus, daß der definitive Friede doch erst am 30. Oktober zu Stande kam. Die Dänen wanden und drehten sich

nach allen Seiten und ſuchten auch jetzt noch den nördlichen Theil von Schleswig zu retten, was ihnen aber nur zum kleinſten Theile gelang. Ohne uns weiter auf die Verhandlungen einzulaſſen, wollen wir uns darauf beſchränken, nur die wichtigſten Punkte der am 30. Oktober endgültig vereinbarten Friedensbedingungen zu berichten. Der König von

Die Todten des 6. Februar im Friedhof zu Neuwerk (Schleswig).

Dänemark tritt ſeine ſämmtlichen Hoheitsrechte über Schleswig-Holſtein an den Kaiſer von Oeſterreich und den König von Preußen ab. Mit Schleswig fallen auch die dazu gehörigen Inſeln und die jütiſchen Enklaven, ſowie die ganz zu Jütland gehörende Inſel Amrum an die deutſchen Mächte. Dagegen fällt zur Entſchädigung an Dänemark die Inſel Aeroe und der Streifen ſchleswig'ſchen Gebiets, welcher das Enklave Ribe, das bei Dänemark bleibt, von Jütland trennt.

Die neue Grenzlinie geht von der Mitte der Mündung der Heilinder Bai längs der südlichen Grenze der Kirchspiele Hejls, Bejstrup und Taps; dann wird die Grenze gebildet von dem Wasserlauf südlich von Gejlberg bis zu dessen Mündung in die Forsaa, von hier an zieht sie sich längs der Südgrenze der Kirchspiele Oedis und Vandrup und längs der Westgrenze des letzteren bis zur Königsau. Von hier aus bildet die Königsau die Grenze, bis sich dieselbe südlich und westlich um die Kirchspiele Senn, Ribe und Vester-Vedsted herumzieht und zwischen den Inseln Manö und Romö in's Meer läuft. Somit ist wenigstens theilweise der Wahlspruch: Frei bis zur Königsau! verwirklicht worden. Die finanziellen Bestimmungen sind weniger günstig für die Herzogthümer, da dieselben 29 Millionen von der dänischen Gesammtstaatsschuld tragen müssen; die Dänen aber müssen sämmtliche gekaperte deutsche Schiffe herausgeben oder vergüten, auch den durch die Wegnahme den Eigenthümern sonst erwachsenen Schaden ersetzen.

Mit der Ratifikation ist übrigens das Schicksal der Herzogthümer noch nicht entschieden; dieselben warten noch immer der definitiven Ordnung ihrer Angelegenheiten. Daß Preußen, nachdem es für die Herzogthümer gekämpft, auch seine Interessen jetzt im Auge hat, ist sehr natürlich, und ein möglichst enger Anschluß der Herzogthümer an Preußen ist wohl die einzige für Deutschland gedeihliche Lösung der Frage. Der liberal sein sollende Jammer kleinstaatlicher Organe über preußische Vergewaltigung dürfte besser unterbleiben.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Paffauer.

(Fortsetzung.)

3.

Drei Stunden sind nach dem Begräbniß vergangen und es wird Abend. An einem der rings von mächtigem, bemoostem Felsgeschiebe und uralten Tannen eingeschlossenen Bassins, die der Waldbach bei seinem waghalsigen Lauf den Taunus hinunter bildet, in denen er ausruht, wenn manch' übermüthiger Sprung über die schlüpfrigen Steinklippen und das Schäumen und Spielen an und zwischen den zackigen Baumwurzeln hindurch ihn ermüdet; wo er anhält, der jugendliche Thor, die blauen und rothen Blumen rechts und links freundlich zu grüßen und mit ihnen zu kosen, die sich eitel in seinem Spiegel beäugeln, ihre Wurzeln gutmüthig zu tränken und sich zu besinnen, wohin nun weiter — an einem dieser stillen, smaragdgrünen Teiche, dieser bis auf den Grund klaren, durchsichtigen Tiefen steht Paul Butterjack mit der Angel in der Hand, neben ihm ein Weidenkorb mit vier auf Laub gebetteten Forellen, seiner Beute. Er steht regungslos, die ganze Schwere der schlanken, strammen Gestalt auf das vorgestellte Bein gelehnt, den andern Fuß zurück, mit weit geöffnetem steifem Blick; der Arm, der die Angel hält, leise zitternd vor Anspannung und Erwartung. Welch' köstliches Bild! — die Angel zuckt wieder unmerklich. Eine Forelle hat mit breiter Stumpfschnauze bereits zweimal an den Köder gestoßen. Das dritte Mal wird sie zuschnappen und wird er sie herauswerfen. Und nun —

Da platscht's; im krystallhellen Wasser spritzt's hoch auf; ein rother Tannenzapfen taucht hinab, hinauf, und schaukelt sich dann lustig auf den erregten Wellen, um sich Kreise um Kreise bildend. Die Forelle ist blitzschnell daran, und eine prächtige Mädchenstimme singt: O wüßtest Du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund, Du stiegst hinunter wie Du bist, und würdest erst gesund.

Zugleich tritt die Sängerin lustig lachend aus dem rankigen Busch zwischen den grünen Laubguirlanden des Epheus heraus. Vor ihrem Anblick steht der erschreckte Fischer noch erstaunter als vor ihrem neckischen Wurf in's Wasser. Auch sie verstummt, und über ihr Gesicht fliegt vor diesem huldigenden Blick des schönen, jungen Mannes ein Erröthen des ersten Verständnisses; auch sie steht einen Augenblick vor seinem Blick erschrocken.

Und wunderbar schön, wie sie aussieht, gleicht sie der Fee des Taunus. Statt der einfachen, fast bäuerlichen Kleider, die sie bis dahin getragen, umschließt ein köstliches, hellgelbes Seidenkleid ihre schlanken Formen, sich in weiten Falten über ein weißseidenes Unterkleid aufbauschend. Die lange Schleppe hat sie über den nackten Arm, den an der feinen Handwurzel ein gold'nes, blitzendes Armband umfaßt, geworfen, um den kostbaren, schweren Stoff nicht an den Dornen und Aesten zu zerreißen. Um die blonden Locken windet sich ein Kranz von Epheuranken, dessen Enden über die Taille fallen.

„Onika!" ruft Paul endlich zaghaft, seine Angel aufnehmend und ihr entgegentretend, „bist Du's oder bist Du's nicht?" — „Ja freilich bin ich's, Paul, und sehr unglücklich bin ich," spricht sie traurig mit dem Köpfchen nickend, und reicht ihm die zierliche warme Hand. „O lach' nur nicht über mich, Paul; wie ich durch den schönen, grünen Wald den Fußsteig herabkam, hab' ich freilich wieder all' mein Leid vergessen. Ich bin wohl recht leichtsinnig, aber wer kann auch traurig sein im Walde! Doch wie ich Dich seh', ist Alles wieder da, Paul, Alles — und ich bin ja auch nur gekommen, Dir's zu sagen — ich wußte, daß Du für unsern Abendtisch Forellen fängst — wir müßten ja auch sonst hungern heut' — und suchte Dich hier — und — und ..." Sie schwieg, und in ihren klaren Augen stand eine Thräne. Paul sah ihr schweigend und erwartungsvoll in das traurige Gesichtchen. Sie zog ihn auf einen Steinblock neben sich. „Hör' mich doch nur an, Paul! Die Tante Gräfin hat mich in dieses alte, garstig lange Kleid gesteckt, das meine Ahne als Mädchen getragen hat, und nun — nun — soll ich ..." — „Was nun? Onika!" — „Und nun — soll ich morgen mit nach Koblenz in ihr großes Haus. Sie sagt, es schicke sich nicht für meinen Stand, daß ich hier länger unter dem Bauernvolke — so sagte sie — unter dem rohen Volke bleibe, und ich bin meinem Stande das schuldig — und meinen Ahnen ..." — „Veronika schwieg wieder, die Augen zu Boden schlagend. Auch Paul sah verdüstert und bleich zur Erde. „Hast Du auch Ahnen, Paul?" fragte sie leise. — „Ich? ich weiß nicht — ich denke doch, ich habe sie. Und was sagte sie weiter, Onika?" — „Weiter hat sie mich ganz derb gescholten, weil ich gar keine adelige Manier hätte, und spräche, wie die Drossel im Walde und wie mir der Schnabel gewachsen ist, hat sie gesagt. O noch viel Schlimmes hat sie — auch auf Dich hat sie gescholten und Dir viel Böses nachgesagt — Paul —" Paul stand rasch auf — sie zog ihn auf den moosigen Sitz zurück. „Sei nur ruhig, Paul, nichts glaube ich ihr davon, und die gute Tante Beate hat ganz still geschwiegen — sie hat ihr gewiß auch nicht geglaubt." — „Aber, Onika," sagte Paul leise und sah ihr wehmüthig in die traurigen Augen. Veronika senkte den Blick schweigend. „Aber Onika," fing Paul noch einmal an, und ergriff ihre Hände, „was soll ich denn hier, wenn Du fortgehst und mich verläßt?" — „Ich weiß nicht, Paul, aber Tante Beate bleibt ja hier." — „Onika, ich werde sehr traurig sein — allein — von Dir getrennt" — sagte Paul, und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Veronika saß neben ihm schweigend. Langsam zog sie ihm dann die Hände vom Gesicht und sie blickten sich an mit Augen voll Traurigkeit und Seligkeit. Dann stand Veronika auf und sprach leise: „Lebe wohl, Paul, ich muß nun heim." Auch er hatte sich erhoben und ihre Hände lagen ineinander. Dann zog es ihre Herzen selber aneinander, sie wußten Beide nicht wie. Er drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, und sie verbarg zusammenschauernd und bis in's Herz erzitternd ihr Gesicht an seiner Brust. Doch wieder machte sie sich los von ihm und sprach errö-

thend mit Beben: „Ich muß heim, Paul, die Sonne geht unter, mir iſt ſo ſehr bange; laß uns eilen, der Himmel verdunkelt ſich und wir bekommen Regen. Nimm Deine Angel und den Korb. Mich däucht, es fallen ſchon Tropfen.“ Sie wandte ſich haſtig von ihm, ſeinen Blick vermeidend. Dann ergriff er ſein Geräthe und folgte ihr ſchweigend, wie im Traume.

Die Tropfen fielen dichter. Ein Windſtoß nach dem andern fuhr über die Bäume und machte das Laub ſchauern und die hohen Kronen beugten ſich. Veronika ſah ſich ängſtlich nach Paul um und blieb endlich ſtehen. „Ich kann nicht weiter, Paul,“ ſprach ſie tiefathmend, „ich zittre und kann nicht fort. Laß uns unter dieſer Tanne unterſtehen.“ Ein neuer Windſtoß und ein dichter Regenguß ſauste durch die Zweige. Selbſt die uralte hohe Tanne bewegte wie ärgerlich über die ihr zugefügte Unbill bedenklich knarrend den rieſigen Stamm bis in die Wurzeln hinunter, und von den langen, dunkelgrünen Nadeln ſchüttelte ſie die großen Tropfen ab.

Die beiden Flüchtlinge ſaßen auf einer mooſigen Wurzel unter dem Tannenbaume dicht aneinander geſchmiegt und ſahen ſtille lauſchend in den Regen, der nun mit aller Macht niederſchoß. „Onika,“ begann Paul leiſe, „Du wirſt mich nicht vergeſſen in der großen Stadt dort unten?“ — er ergriff ihre Hand, die ſie ihm willig ließ — „ich weiß es, aber verſprich es mir, ſage mir, wirſt Du mich lieb haben wie bisher?“ — Veronika legte beide Hände auf ſeine Schultern. „Ich hab' Dich doch lieb gehabt von Kindheit an, Paul, wie ſollt' ich Dich je vergeſſen?“ — Da umfaßte er ſie mit beiden Armen und zog ſie an ſeine Bruſt, ihre Lippen brannten heiß ineinander. „Veronika, mein Herz, mein Lieb', wie ſelig bin ich in dieſer traurigen Stunde!“ ſeufzte er, „Onika, vergiß dieſe Stunde nicht! Verſprich mir das.“ — „Ich verſprech' es Dir, und zum Angedenken deſſen nimm dieſes goldne Armband von mir mit dem ſchönen blauen Stein aus meiner Mutter Erbe. Es iſt ein uralter Stein aus der Pharaonenzeit, wie der gelehrte Paſtor heute ſagte, und ein fürſtlicher Mann, ein Römer mag's geweſen ſein, der ihn hier herum getragen vor viel hundert Jahren und verloren hat. Sieh' nur, was hineingeſchnitten iſt. Unten auf der Erde ein häßlicher Käfer, aber darüber in den Wolken der prächtige Adler ſchwebend mit ausgebreiteten Fittichen. Kannſt Du das deuten, Paul? Was ſo ſchön und unendlich mühvoll in unzerſtörbaren Stein hineingearbeitet iſt, muß wohl auch eine beſondere Bedeutung haben. Meinſt Du nicht?“ — „Gewiß, Onika, und wenn ich's ſagen ſoll,“ erwiederte Paul, den Stein im Armbande nachdenklich betrachtend, „ich meine, der Adler bedeute den Menſchengeiſt und der Käfer das Irdiſche, das tief unter ihm iſt und der Erde angehört, während jener hoch in den Lüften ſchwebt zum Ewigen hinauf — Himmelsluſt und Erdenleid! Beide zuſammen das Geheimniß des Lebens, worüber Tauſende grübeln und es nicht ausdenken ſeit dem erſten Tage der Welt bis heut'.“ — „Himmelsluſt und Erdenleid! wie das ſonderbar klingt,“ ſprach Veronika ihm langſam, leiſe nach. „Himmelsluſt und Erdenleid!“ — Sie lehnte, die Augen ſchließend, den Kopf an Paul's Bruſt. Sie ſchwiegen. — Dann fuhr Veronika plötzlich auf. „Ich muß nun nach Hauſe, Paul, ſie erwarten mich zurück. Es wird dunkel und der Regen hört doch nicht mehr auf.“

Sie erhoben ſich und Paul ſchritt voran, den ſchmalen Fußſteig aufwärts. Der Regen fiel leiſer. Aber rings von den Bäumen, die ſie ſonſt geſchützt hätten, troff das Waſſer reichlich auf ſie herab. Der Fußſteig war ſchlüpfrig und jeder Grashalm hing voll Waſſer, das ihre Füße bei jedem Schritte abſtreiften. Die Zweige und Ranken und die Blätter daran, die ſonſt dem Lichte entgegen luſtig in die Höhe ſtrebten, hatte die Schwere der darauf hangenden Tropfen zur Erde herabgebeugt. Sie ſperrten ihnen den ſchmalen Pfad und beſpritzten die Vorübergehenden böswillig.

Als ſie endlich athemlos und ermüdet am Ausgange des Waldes vor dem Schloſſe anlangten, hing Veronika's langes Seidenkleid naß und triefend von Waſſer in ſchweren Falten, in denen Tropfen auf Tropfen herabrieſelte. Der Epheukranz ſchwankte abgeriſſen herum; die Schuhe waren aufgeweicht. Sie ſchauerte nun vor Kälte, als ſie eilig über die Zugbrücke gingen, über die der Abendwind frei hinüberzog. Doch was blieb ihr übrig? Veronika mußte in die Halle und durch das vordere Zimmer hindurch, um in ihre Kammer zu gelangen.

Noch einmal reichten ſie ſich die Hände, und während Paul die ſchmale Treppe zum Thurme hinaufſtieg, öffnete Veronika die Thüre zu dem Zimmer, das Tante Beate jetzt zuſammen mit der Tante Gräfin bewohnte.

4.

Das Zimmer war hoch und breit. Tante Beate ſaß vor einem runden Tiſch mit einer zerſprungenen Marmorplatte und gewaltigen Geiersfüßen, die einſt vergoldet geweſen waren, und nun mit den langen Krallen ſo grimmig ausſahen, als ob ſie ſich ſelber gegenſeitig aus Langerweile das Gold abgekratzt hätten und nur auf eine gute Gelegenheit lauerten, vom Tiſche fortzuſpringen und an irgend Jemand ein Wenges herumzureißen. Ein roher hölzerner Leuchter ſtand auf dem Tiſche mit einer dünnen, düſter brennenden Talgkerze, ſo daß die entfernteren Theile des Zimmers davon gar wenig profitirten und ſich über etwaige Störungen in ihrem Hinbrüten nicht gerade beſchweren durften.

In dieſem halbdunklen Theile des Zimmers wanderte die Gräfin, Beaten's Schweſter, eine große hagere Figur, raſch ab und auf, wie es ihre Gewohnheit war. Oder ſie ſtellte ſich, wenn ſie noch lebhafter als gewöhnlich wurde, mit dem Rücken gegen den gewaltigen Ofen, auf deſſen Kacheln, blau auf weiß, verſchiedene bibliſche Geſchichten ſehr wahrſcheinlich abkonterfeit waren; und auch in dieſer Stellung ohne Ruhe wiegte ſie ſich von einem Fuße auf den andern, ſich über alle Ehrfurcht vor dem alten Teſtamente hinter ſich hinwegſetzend, ähnlich einem wilden Thiere in der Menagerie. Mirabeau, die Dogge, welche der Junker Peter aus ohnmächtigem Zorn gegen die Männer der Revolution alſo umgetauft, lag ſchlafend neben der Thüre, nachdem ihn die Gräfin vermöge eines unſanften Fußtritts aus dem Bereiche des warmen Ofens verwieſen.

Die Tante Beate hatte das ſanfte Geſichtchen und die blauen, lieben Augen auf die mit einer feinen Klöppelei beſchäftigten Hände geſenkt. Ihre Gedanken weilten weiß Gott wo? nur nicht im Gefolge des langen, heftigen Vortrages der gräflichen Schweſter über die Vortheile, welche das Leben in einer großen Stadt für junge Mädchen darböten, als Veronika langſam in das Zimmer trat.

Die ſcharfen Augen der Gräfin hatten mit einem Blick den Zuſtand von Veronika's Toilette überflogen und erkannt. Sie fuhr aus ihrem dunklen Ofenwinkel auf die Eintretende zu, wie die Spinne auf ein verirrtes Inſekt. Mirabeau erhob ſich trotz ſeiner Gebrechen und zog ſich ſcheu nach einem ganz entfernten Winkel. „Himmel und Bardenfels! wo ſind Sie in dieſem deteſtablen Wetter wieder herumvagirt, Kleine? und das Kleid! — Beate — naß durch und durch, partoutement verdorben, ruinirt! Der koſtbare, ehrwürdige Stoff, der hundert Jahre gewährt, an einem Nachmittage verbraucht! Sprechen Sie, unglückliches Ding, wo hat Sie der Teufel oder der Himmel wieder hingelenkt? wo ſteckten Sie?“ — „Nun, liebe Tante, am Bach war ich unten, Paul entgegen gegangen, die Forellen zu holen, damit wir Abends zu eſſen hätten!“ — „Beate, Du hörſt's,“ brauste die Gräfin weiter, „mit dem frechen Burſchen hat ſie wieder zuſammen geſteckt — o keine adelige Schande, keine ritterliche Scham iſt mehr in ihr — und noch dazu das Kleid, das köſtliche Kleid — es iſt verdorben durch und durch, zerriſſen. Sieh', Beate, hier ein Fetzen, dort einer — was ſollen die Ranken?“ ſchrie ſie giftig, den Epheu abreißend, „und wo iſt das Armband hin, Veronika? ich beſchwöre Sie

ihr nahen Blicke, um ihr bei Gefahr zu [illegible]. „Ich hab's ja gesagt, ich Unglückswurm, ich armer Tor!“ Und die Augen zu Boden schlagend, wiederte Hans langsam auf den Befehl in der Hand: „Ich bin's, Herr!“ — Einmal sah Hans Blicke, die ihn [illegible]

Der Mägdemarkt in Ripen.

Von

Graf Adelbert Baudiſſin.

Das Verdingen der Fanöerinnen in Ripen (Jütland).

Da ich von dem Dienſtbotenvermiethen gehört hatte, das heute auf dem Marktplatze von Ripen, einem Städtchen an der Südgrenze von Jütland gegen Schleswig, ſtattfinden würde, begab ich mich an Ort und Stelle, um mich in die Myſterien dieſes nie geahnten Sklavenmarktes einweihen zu laſſen.

Ich muß vorausschicken, daß nördlich, östlich und südlich von Ripen reiche Marschländereien liegen, auf denen Getreide aller Arten gezogen wird. Da es aber an Schnittern und Ernteleuten fehlt, und da auf der dänischen Insel Fanöe eine große Zahl blühender und kräftiger Mädchen heranwachsen, die auf der Heimatsinsel nichts zu thun haben, so ist es seit Alters her Sitte, daß die Eltern ihre erwachsenen Töchter nach Ripen bringen, um sie für die Erntezeit auszuheuern. An einem bestimmten Tage kommen Hunderte von ausnahmsweise schönen Mädchen, die sich in ihrer Nationaltracht doppelt reizend ausnehmen, in Ripen an, und setzen sich der Reihe nach auf Bänke, die zu ihrer Bequemlichkeit bereit gehalten werden. Sobald sie Platz genommen haben, erscheinen schmeerbäuchige Marschbauern mit der Meerschaumpfeife im Munde, mustern die hübschen Kinder der Reihe nach, und lassen sich von der Frau Mama oder Tante die Vorzüge ihrer Tochter oder Muhme erzählen. Das Mädchen selbst hat bei dem ganzen Handel kein Wort drein zu reden; die Mutter verlangt einen Preis und verspricht Fleiß und Ordnung; der Bauer feilscht hin und her und schließt endlich den Handel ab, wenn er meint, daß die Angepriesene stark genug ist, um ihm für ein paar lumpigte Thaler die reiche Ernte in die Scheuer zu bringen. Sind die Handelsleute einig geworden, so zahlt der Bauer ein Drangeld, die Mutter steckt es in die Tasche und wünscht ihrem Kinde alles Gute, und dieß erhebt sich, blickt stolz auf seine Schwestern, die noch keinen Käufer gefunden haben, — und scheidet mit einem kalten Händedruck von der Frau Mama, die schon in Gedanken über das Geld verfügt, das ihr eigen Fleisch und Bein für sie verdienen wird. Ich will übrigens den hübschen Fanöerinnen das wohlverdiente Lob spenden, daß sie allgemein als fleißige, tugendhafte und außerordentlich zuverlässige Dienstboten bekannt sind, und obgleich ich bezweifle, daß jemals eine Tochter Fanöes diese Blätter in die Hand bekommen wird, — will ich hinzufügen, daß sie zum großen Theile von überraschender Schönheit und Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung und des Körperwuchses sind. Sie haben äußerst zarten Teint, prachtvolles Haar, schönes Oval des Gesichts, schneeweiße Zähne und gute, freundliche Augen, unterscheiden sich daher von der dienenden Klasse Dänemarks und Nordschleswigs sehr zu ihrem Vortheile. Die lieben Kinder werden gewöhnlich auf zwei bis drei Monate vermiethet. Ist ihre Zeit um, so kommen die Mütter von Fanöe herüber, nehmen die sauer erworbenen Thaler in Beschlag und regaliren die Bauern, bei denen ihre Kinder wenig Schlaf und viel Arbeit gehabt haben — mit in der Luft getrockneten Klippfischen, vor denen Gott mich in Gnaden bewahren möge*).

Aug' um Aug'.

Eine Erzählung aus dem wendischen Volksleben, von **Eduard Ziehen.**

(Schluß.)

Dagegen kostete es dem Genesenen einen harten Kampf mit sich selber, seinen Grimm gegen Warratz zu bemeistern und den wilden Racheplänen zu entsagen, welche er an jenem schrecklichen Abend gefaßt hatte. Erst nach längerer Zeit gelang es den unausgesetzten Bemühungen des alten Wiebelitz, zwischen den beiden Feinden wenigstens eine äußerliche Versöhnung zu Stande zu bringen.

Die blonde Lisbeth, die so fest an die Prophezeiung der „Taterfrau" geglaubt und derselben noch mehrere eigene hinzugefügt hatte, ließ sich gern von ihren Freundinnen auslachen, denen von dem Spaßvogel Jarneit verrathen worden war, daß er die Zigeunerin vor dem Dorfe getroffen und ihr Mancherlei mitgetheilt habe, damit sie den Leuten wahrsagen könne.

So unaussprechlich Marie sich auch darüber freute, daß ihr alter Oheim nun seine letzten Lebenstage in Ruhe und Behaglichkeit genießen konnte, so gab es ihr doch jedesmal einen Stich in's Herz, wenn sie an die Zeit zurückdachte, wo sie noch nichts von der Schuld gewußt, welche der Greis auf sich geladen, und diesen schmerzte es auf's Tiefste, wenn er sah, daß seine Nichte ihm gegenüber nicht mehr den vorigen herzlichen und vertraulichen Ton anzuschlagen vermochte. Und doch war dieser Schmerz nichts im Vergleich mit dem qualvollen Bewußtsein, daß er eine weit größere Schuld auf sich geladen habe als sein Sohn, und daß sie für alle Zeiten mit ihrer ganzen Wucht auf seinem Gewissen lasten werde.

In diese Nacht seiner Seele sollte aber dennoch ein heller Lichtstrahl fallen. Die Zeit, wo Mariens Hochzeit gefeiert werden sollte, war herbeigekommen. Da weder der Bräutigam noch auch der Vater der Braut so viel besaß, um große Festlichkeiten veranstalten zu können, so war beschlossen worden, den frohen Tag nur im Kreise der nächsten Angehörigen zu begehen. Mariens neues Vaterhaus befand sich bereits in wohnlichem Stande, und da dasselbe geräumiger war als das des jungen Fischers, so sollte dort nach der kirchlichen Trauung das übliche Hochzeitsmahl gehalten werden. Die Vorbereitungen zu dem letzteren hatten manche Stunde in Anspruch genommen; als sie aber am Abend vor dem Hochzeitstage beendet waren, saßen das Brautpaar, Mariens Vater und die Frau Borneik in dem festlich geschmückten besten Zimmer, wo ein großer Tisch alle Gäste vereinigen sollte, und unterhielten sich in stiller Fröhlichkeit über die nächste Zukunft.

Der alte Wiebelitz, der sich beharrlich geweigert hatte, an der Hochzeitsfeier Theil zu nehmen, war ebenfalls nicht zu bewegen gewesen, an dem Vorabend des Festes im Hause seines Bruders zu erscheinen, und saß um die nämliche Zeit einsam in seinem nun wohnlich und behaglich eingerichteten Zimmer. Die Erinnerung an die Vergangenheit nagte wieder wie ein Wurm an seinem Herzen: — es däuchte ihm, als höre er fort und fort eine Stimme, die ihm wie dem Brudermörder Kain zurufe: „Wo ist Dein Vater?" — als sei seine Stirne mit einem Zeichen gebrandmarkt, auf das Jeder hinweise, der ihm begegne. Da ward plötzlich hastig die Thüre aufgerissen, und Marie stürmte mit strahlendem Gesichte herein. „Freue Dich, Onkel! freue dich!" rief sie ihm zu. „Nicht Deine, sondern Borneik's Hand hat Deinen Vater an jenem unglücklichen Abend getödtet!" Der Greis stieß einen unartikulirten Schrei der Freude aus, raffte sich auf, wankte auf Marie zu, umklammerte ihre Hand und rief in fieberhafter Spannung: „Treibst Du nur Dein Spiel mit mir, oder ist es wahr, was Du da gesagt?" — „Was ich gesagt, sind die letzten Worte eines Sterbenden," erwiederte das Mädchen. „Gleich wird Heinrich's Mutter erscheinen, die will's Dir bestätigen." — „Gott, ich werde stets als ein Frevler vor Dir dastehen," rief der Greis da, die Hände faltend, mit verklärtem Gesicht; „aber daß Du mich von dieser gräßlichen Blutschuld befreist, bevor ich in's Grab sinke, dafür danke ich Dir aus tiefstem Seelengrunde!"

In diesem Augenblicke trat die Frau Borneik, die Marien nicht so schnell hatte folgen können, in's Zimmer, ging auf den alten Wiebelitz zu, ergriff dessen Hand und sagte tiefbewegt: „Ich seh's Euch an, daß Ihr schon gehört, was ich aus strafbarem Rachegefühl und aus verzeihlicher Liebe zu meinem verstorbenen Manne bis heute verschwiegen habe. Wir Drei haben allesammt nicht recht gegen einander gehandelt; ich hoffe aber zu Gott, daß er uns vergeben wird, — haben wir doch jahrelang heimlich viele Qualen ausgestanden!"

Der alte Wiebelitz war so ergriffen, daß er sich nicht länger aufrecht zu halten vermochte. Er sank in seinen Stuhl zurück, winkte der Frau Borneik, sich neben ihn zu setzen,

*) Die Schilderung des Mägdemarktes in Ripen bildet ein Pendant zum Mägdemarkt in Bremen, den wir S. 7 d. J. gebracht.

und bat sie dann mit zitternder Stimme, ihm wahrheitsgetreu Alles mitzutheilen, was sie wisse.

„Was ich Euch zu sagen habe," hob die Frau Borneik an, „hat mir mein seliger Mann eine Stunde vor seinem Tode erzählt und mit einem Eide bekräftigt, um keinen Zweifel an seinen Worten in Euch aufkommen zu lassen. An jenem schrecklichen Abend hat er ganz genau gesehen, daß er Euren Vater tödtlich getroffen. ‚Der Schlag, welchen Wiebelitz führte,' sagte er, ‚traf meinen Kopf, als der unglückliche alte Mann schon wankte.' Er verschwieg Euch dieß dazumal, um Euch für die Mißhandlung Eures Vaters zu strafen, nahm sich aber vor, Euch die Wahrheit später offenherzig zu gestehen. Den Eid, den er Euch geschworen, allen Menschen gegenüber zu behaupten, daß Ihr am Tode Eures Vaters unschuldig seiet, hat er treulich gehalten; Ihr thatet ihm schweres Unrecht, daß Ihr ihn der Wortbrüchigkeit beschuldigtet und in Folge dessen einen so grimmigen Haß auf ihn warft. Der Schulze Bresenow von Polentin ging an jenem Abend vor der Ankunft meines verstorbenen Mannes hier am Hause vorbei und war Zeuge von dem heftigen Streit zwischen Euch und Eurem Vater. Als sich dann die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Letzteren verbreitete, erzählte er, was er gesehen und gehört, und so kamen alle Leute auf den Glauben, daß Ihr die That verübt. Von ihm hat es auch Friedrich vernommen. Und als mein seliger Mann endlich zu Euch ging, um sich als den Schuldigen zu bekennen, Ihr ihm aber unter den schrecklichsten Verwünschungen die Thüre wieset, da schwor er in seiner Erbitterung, Euch die Wahrheit erst in seiner oder in Eurer Sterbestunde zu gestehen. Ihr wißt, wie bald der Tod an ihn herantrat. Er ließ Euch rufen, aber Ihr kamt nicht. Da sagte er mir Alles und trug mir auf, es Euch mitzutheilen. Ich erfüllte diese Bitte nicht, weil ich Euch haßte und wähnte, Ihr wäret an seinem frühzeitigen Tode schuld, und weil ich es nicht über's Herz bringen konnte, den Dahingeschiedenen, der nie ein Unrecht verübt, als den Urheber einer blutigen That zu bezeichnen. Als sich aber Marie mit meinem Sohne verlobt hatte, und ich oft von Euch hörte, nahm ich mir vor, Euch am Hochzeitstage Beider meine Schuld abzutragen. Ich thu' es schon heute, weil das Geheimniß meine Seele belastete, und es Marien und mir Schmerz verursachte, Euch so einsam und traurig hier zu wissen. Vergebt mir, wie ich Euch Euer Unrecht gegen meinen verstorbenen Mann von ganzem Herzen vergebe."

Der Greis war durch das, was er gehört, so mächtig erschüttert, daß er keine Worte finden konnte, um die Gefühle, welche seine Brust bewegten, auszusprechen. Aber seine verklärte Miene und der Blick, womit er der Frau Borneik die Hand reichte, sagten ihr, wie dankbar er ihr sei, daß sie ihn von einer so entsetzlichen Gewissensqual befreit habe.

Und als Marie, die freudig bewegt im Hintergrunde gestanden, dann auch herzutrat, mit ihren Händen die zitternde Rechte des Greises umfaßte und mit dem Ausdruck inniger Liebe zu ihm sagte: „Sieh, Onkel, jetzt wird der Abend Deines Lebens schöner, als Du je gedacht!" — da blickte er zum Himmel empor und sprach leise vor sich hin: „Ja, ich fühl' es — die Schuld, die keines Menschen Mund von mir nehmen kann, wird Gott mir dereinst vergeben!"

Zur Gesundheit des Mundes.

Winke für Raucher.

Von

Alexander Weil.

Seit ungefähr zweihundert Jahren in Europa bekannt, ist der Tabak so sehr zu unserem Bedürfniß geworden, daß Rauchen heutzutage eine Nothwendigkeit geworden scheint, der nur wenige sich zu entziehen wußten. Wenn es aber für die größte Zahl eine Quelle immer neuen Vergnügens ist, bringt es doch so viele Nachtheile und so große Unordnung in den Organismus im Allgemeinen, und in die Zahnorgane insbesondere, daß wir unseren Lesern die Mittel zeigen zu müssen glauben, um, wenn nicht alle zu vermeiden, sie doch zu mindern.

Wenn der Tabak aus der Fabrik den Rauchern geliefert wird, haben ihm die verschiedenen Zubereitungen, denen er ausgesetzt war, seinen giftigen Geruch genommen, um ihm einen pikanten zu verleihen, der sehr angenehm für Diejenigen ist, die daran gewöhnt sind: aber er behält seinen scharfen Geschmack und seine wesentlich tödtlichen Eigenschaften, welche auf das Email der Zähne wirken und ihre Zerstörung beschleunigen. Es gibt dreierlei Arten zu rauchen: die Pfeife, die Cigarre, die Cigarette. Die Pfeife, welche durch die Portugiesen in Europa eingeführt wurde, ist die geringste Art. Der Tabak, welcher in einem Kohlenbecken, und das ist doch am Ende jede Pfeife mehr oder weniger, brennt, — in einem Kohlenbecken, das häufig geschlossen ist, und bald von dem empyreumatischen Oele ganz durchdrungen wird, verliert nichts von seinen schädlichen Eigenschaften, und nach einigen Athemzügen kommt der Rauch in den glühenden Mund, ganz geschwängert von Miasmen, welche die Tabakskruste und das Rohr in sich haben, welche Sorgfalt man auch anwenden mag. Man muß deßhalb Pfeifen wählen, die aus einem Stoff gemacht sind, welcher die tödtlichen Ingredienzien des Tabaks absorbirt. Die Pfeifen aus Meerschaum oder weißem Thon, welche sehr porös und wenig kieselig sind, und die man in Belgien und Holland fabrizirt, sind die besten. Die Porzellanpfeifen und namentlich diejenigen, in welche das Metall hineingeht, sind die gefährlichsten. Die Röhren müssen immer leicht, möglichst lang und die Spitze von sehr weichem Material sein; ohne dieß schadet sie nicht nur den Zähnen, auf denen sie aufliegt, sondern reizt sogar die Unterlippe durch die ewige Reibung. Die Bernsteinmundspitzen sind deßhalb die besten. Die Raucher, welche sich thönerner Pfeifen bedienen, sollten die Spitze immer in eine Federpose stecken oder wenigstens die Zähne dadurch schützen, daß sie die Spitze mit Faden umwickeln. Die Pfeifen mit kurzen Röhren taugen absolut nichts.

Die Cigarre hat der Pfeife beinahe in allen Klassen den Rang abgelaufen. Es ist auch die beste, bequemste und angenehmste Art zu rauchen. Aus gut gewählten Tabaksblättern zusammengesetzt, in eine sehr zarte Hülse gehüllt, haben die Zähne nichts von der Berührung der Materie zu leiden, welche das Rohr der Pfeife bildet; in freier Luft brennend, verliert der Tabak durch die Verflüchtigung einen Theil seiner gefährlichen Stoffe und wirkt nicht so stark auf die Speicheldrüsen. Mit diesen Vorzügen der Cigarre verbindet die Cigarette die Möglichkeit, die Masse des Tabaks zu wählen, welche dem Raucher beliebt, und wenn das Papier gut ist, so ist die Cigarette die geeignetste Art zu rauchen für nervöse und reizbare Personen. Die Gewohnheit neutralisirt zuletzt die unangenehmen Wirkungen, die sich bei allen Rauchernovizen zeigen, aber große lokale Effekte und der schlimmste von allen, die langsame und zerstörende des Zahnsystems, sind immer das Resultat des Mißbrauchs oder der mangelnden Vorsicht. Die Gefährdung des Zahnsystems ist das Resultat der Natur des Tabaks, seiner wesentlich reizenden Eigenschaften, der beständigen Temperaturveränderung, in welcher sich der Mund befindet, und die dadurch unvermeidliche Bildung von Weinstein, der sich an den Zähnen ablagert, ihren Glanz, ihre Weiße alterirt und sie zuletzt unterhöhlt. Ein bedeutender französischer Arzt räth deßhalb den Rauchern keine kalten Getränke beim Rauchen zu genießen oder wenigstens eine Pause zwischen Rauchen und Trinken eintreten zu lassen. Die Pfeife darf nach dem Essen nicht berührt werden, ehe man sich den Mund gereinigt und mit einem weichen Zahnstocher die Speisetheile, die sich fest-

gesetzt, weggenommen. Außerdem soll man sich den Mund häufig von einem Arzte untersuchen lassen. Endlich soll man sich eines Elixirs bedienen, das ausschließlich aus balsamischen Kräutern abgekocht ist, mit dem man sich häufig den Mund ausspüle. Vor Allem aber vermeide man Zähne mit Haken, wenn man sich welche einsetzen läßt, und wähle bewegliche, denn jene metallische Klammer ist ein Sitz des üblen Geruchs.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Passauer.

(Fortsetzung.)

„Nika," begann sie, „Du gehst in die Welt hinaus; die Schwester will's und ich kann's ihr nicht verwehren, aber vergiß der Tage nicht, die wir hier mitsammen verlebt, und wird's Dir dort unten zu beklommen, dann komm' hieher zurück in die grünen Berge. Meine alten Arme wirst Du immer offen finden und diese alten Räume werden Dich immer gerne empfangen. Die Welt ist schlimm, schlimmer als Du denken kannst! Auch mich hat sie schlecht behandelt, schlechter als ich Dir sagen darf, und dennoch habe ich in dieser Einsamkeit Friede und Ruhe gefunden seit langen, langen Jahren. Darum erinnere Dich stets, daß hier ein mütterlich Herz warm für Dich empfindet, auch vergiß Paul nicht, ich kenne ihn als ob — als ob er — mein eigen wäre und liebe euch Beide wie meine Kinder — vergiß ihn nimmer, Nika! und wenn . . ." Doch sie kam nicht zu Ende. Die Thüre wurde aufgerissen und die Gräfin trat hastig herein, in der Dunkelheit über den Korb mit den Forellen stolpernd und denselben mit einem kräftigen Fußtritte weit von sich schleudernd. Hinter ihr trat auch der alte Diener sichtlich aufgeregt und bleich in die Stube. „So ist's recht," schrie die Gräfin, „da sitzen sie Beide und schwatzen und denken nicht daran, die Kleider zu wechseln — den Tod kann sie holen. Hinaus, Kleine, in Ihre Kammer und ziehen Sie nur die lieben Bauerjacken wieder an, paßt für Sie besser, als das Seidenkleid! — Und nun, Schwester," fuhr sie fort, als jene sich entfernt, „jetzt ist's an uns, zu rathen was nun zu thun! Denk' nur, er will das Armband nicht herausgeben, der Paul, der Trotzkopf, der freche Eigensinn! Trotzt mir und trotzt seinem alten würdigen Vater hier; doch wir haben ihn fest oben in seiner Kammer, hier — sie schlug an ihre Tasche — hier ist der Schlüssel, Niemand kann hinein noch heraus, und morgen kommt meine Equipage, mein Mann mit meinen Leuten, dann wird ihm das Armband mit Gewalt genommen. O mir zu trotzen, mir, der Gräfin von Ziegenruck, es ist impertinent, incroyable!" Sie rannte im Zimmer auf und ab, während Buttersack trübseligen Gesichts an der Thüre stand und die Tante mit niedergeschlagenen Mienen am Tische saß und ihre Arbeit still wieder vorgenommen hatte. Die Gräfin hielt vor ihr an. „Du billigst doch was ich thue, ich erwarte Deine Billigung, Beate; Du bist die Herrin hier, ohne Deine Billigung soll in diesem Schlosse unserer Ahnen nichts geschehen, es ist Dein. Behüte Gott, daß ich ohne Deine Billigung hier auch das Geringste anordnen sollte. Nun und immer — nichts, gar nichts ohne Deine Billigung!" — „Du weißt ja, liebe Schwester," erwiederte Beate sanft, „daß ich seit unserer Kindheit Alles billige, was Du für gut findest." — „Schön, schön! Ja, ja, freilich weiß ich's. Also, mein lieber Buttersack, Sie sehen, es ist der Wille meiner Schwester Beate, Sie allein hat hier zu befehlen. Sie hören ja, ich mische mich nie in Angelegenheiten, über die ein Anderer zu befehlen hat. Es bleibt also dabei, lassen Sie den Eigensinn oben sitzen. Morgen wird sich das Weitere finden. Sie sind entlassen, Sie können gehen, mein Lieber!" Der Alte drehte sich nach einer tiefen Verbeugung um und drückte sich stumm zur Thüre hinaus, den Korb und die Forellen mit sich nehmend. Die beiden Schwestern blieben allein.

5.

Die warme kurze Juninacht war beinahe herum. Die letzten Regenwolken zogen schnell ab, und hie und da blickten durch einen klaren Riß die Sterne auf den Taunus herunter, zu sehen, wie ihm der Regen bekommen. Der alte Römerthurm ragt finster und mürrisch naß in die Nacht und denkt wohl an uralte Geschichten, und wie lange er denn noch stehen soll gleich einer auf dem Posten vergessenen Schildwacht in diesem einsamen Erdenwinkel. Aus dem breiten Drachenmaule der geschwärzten Dachtraufe springt das Regenwasser in einem dünnen gebogenen Strahle fort und fort rieselnd vom Dache herunter und zerstiebt in Staubtropfen, ehe es unten anlangt. Der Epheu und Baum und Strauch schauern im leisen Nachtwind; die letzten Tropfen schleichen auf heimlichen Wegen hastig von einem Blatt auf's andere an den Stengeln, den Aesten herab, um noch schnell zur Erde zu kommen, bevor die warme Sonne sie auf der Wanderung in flagranti ertappt und aufzehrt. Thurmfalken und großmäulige Mauerschwalben sitzen gedrückt in den Nestern und Spalten. Sie rühren sich ungeduldig träumerisch und schnappen mit den harten Schnäbeln, denn während des Regens hat's nichts zu beißen gegeben und leere Mägen, — das macht schlimme Gedanken und böse Laune.

Da öffnet sich in den rostigen Angeln leise pfeifend zwischen dem triefenden Epheu eines der schmalen Fenster des Thurmes, die so tief in der Mauer liegen, wie die eingesunkenen Augen in einem alten vergrämten Menschenangesicht. Eine dunkle Gestalt schiebt sich langsam heraus und steht im Fenster achtzig Fuß über dem Fundamente aufrecht. Es ist Paul, ein kleines Bündel auf den Rücken geschnürt. Er blickt aufmerksam zum Himmel, mißt dann die Tiefe und die Entfernung nach dem Wipfel der Rothtanne, die unten am Thurme wurzelt und ihre Spitze bis etwa fünf Fuß an das Fenster heraufgetrieben hat. Er kannte die Tanne genau. Er hatte den Sprung auf sie aus dem Fenster schon einmal versucht. Als im Mai vor zwei Jahren ein Falk die Finkenmutter zerrissen, die in der Tanne genistet, hatte er die nackten unbefiederten Jungen, die vor Hunger schrieen und sich überkrochen und herausfallen wollten, auf Veronika's Bitten auf diesem Wege aus dem Neste geholt. Und sie hatten sie glücklich aufgeäzt und dann fliegen lassen.

Paul stand einen Augenblick still. Dann ließ er das Fensterkreuz los und war mit einem gewaltigen Satz im Wipfel der Tanne. Der Baum bog sich und schüttelte sich, und richtete sich strebig wieder auf, wie Jemand, der plötzlich unmanierlich aus dem Schlafe geweckt wird. Es prasselte und knackte in dem Geäst. Die Nachbarn der Tanne, Falken und Schwalben, flogen schreiend und neugierig kreischend umher. Aber Paul hielt fest, wenn er sich auch hie und da mit Tannennadeln oder an einem zersplitterten Aste die Hand blutig riß. Da mußte sich die Tanne denn wohl beruhigen und es still zitternd geschehen lassen, daß Paul allgemach vorsichtig von Ast zu Ast hinabstieg und unbeschädigt am Fuße anlangte.

Von da ging's dicht um den Thurm herum, durch das nasse Gesträuch, die Mauer entlang, an der Zugbrücke durch das Thor in den Hof. Auch hier war es schlafstill. Das Wasser tropfte lebendig und eifrig von allen Dächern und Gesimsen, als hätt' es wer weiß was zu versäumen.

Wie Paul noch zwei Schritte gegen das Haus that, kroch aus seiner Bude Mirabeau schwankend auf kranken Beinen an ihn heran, schnobberte an ihm herum und machte einen mißlungenen Versuch, mit dem Schweife zu wedeln. Paul bückte sich zu ihm herab und streichelte den ungeschlachten Kopf. Dann richtete er sich straumm und schwer auf, wie wenn Jemand eine Last auf sich nimmt, zog das Bündel auf seinem Rücken fester, wischte sich über die Augen — es mochte ihm wohl ein Regentropfen hinein gefallen sein

— und wandte sich der Zugbrücke zu. Mirabeau stand steif und still und sah ihm eine Weile traurig nach, dann ließ er den Kopf hängen, drehte sich mühselig um und schlich hinkend in die Bude zurück. Er sollte seinen jungen Freund nicht wieder sehen. Er starb bald, und die Gräfin ließ ihn neben der Kapelle bestatten, damit er die Todten treu bewache, wie er es den Lebenden gethan.

Paul ging anfangs langsam, zögernd in den dunklen stillen Forst hinein. Aber je weiter er den schmalen Hohlweg hinauf stieg, desto fester wurde sein Schritt, desto sicherer blickte er um sich. Und wie dann allmälig von Osten her die wunderlich geballten Nebelwolken vor der Sonne herjagten und über die uralten Kinder des Waldes herrollten, da schaut' er gar lustig in das Spiel über sich in der Luft. Als ob er sich schäme, langsamer als jene vorwärts zu kommen, beeilte er seine Schritte und pfiff sich den Geschwindmarsch dazu. Wie er so die Augen mehr nach den Wolken gerichtet hatte, als vor sich hin, sah er nicht einmal, daß ein Wanderer vor ihm, den er eingeholt, stehen blieb, bis er ihn beinahe angerannt. „Hoho! junger Gesell, Augen auf und umgeschaut, wenn Ihr in der Welt fein vorwärts und nicht mit der Nase anrennen wollt! Die Vöglein, die so früh pfeifen, bekommt die Katz'!" Paul trat zurück und betrachtete verwundert den Mann vor sich, der aus den

Ein Abenteurer der Revolution: Die Flucht aus dem Thurm. (S. 236.)

klugen Augen und gutmüthig derben Zügen ihn freundlich ansah, und dessen stämmige Gestalt im blauen Linnenkittel mit der rothen langen Weste und den Messingknöpfen mit Strümpfen und derben Lederschuhen ihm bekannt schien. „Ja freilich, hab't Recht und dank' für die Lehr'! Doch gehen wir zusammen und wohin des Weges, Landsmann?" fragte Paul wieder. — „Freilich, Junggesell, gehen wir eines Wegs, und alle Wege führen in den Tod. Auch dahin macht sich's in Gesellschaft besser." — „Wenn's nicht anders ist, auch dahin — aber habt Ihr's so eilig und schon Morgens früh? Seht mir gerade nicht aus, als ob's Euch besonders pressirte!" lachte Paul. — „Wer kann sagen, wohin er geht in der jetzigen bösen Zeit," entgegnete der Mann ernst und finster, mit Hülfe eines derben Eichenstocks neben Paul wacker vorwärts schreitend. Hab' gestern noch warm gesessen an dem eigenen Herd und bin heute los und ledig." — Paul blieb stehen: „Ich sollt' Euch kennen. Ihr seid der Martin Blink aus Niederwald und war't gestern gegen die alte Gräfin unwirsch unten im Schloß." — „Freilich ist's so, und Ihr seid der Paul Buttersack, den ich ebenso gut kenn', wie er sich selbst. Was soll ich es Euch verhehlen. Ihr seht zu gut aus, zu jung, um schlecht zu sein und den Angeber zu machen. In Mainz ist's mit dem neuen Regiment aus. Die Preußen und Pfaffen sind Herr

wieder und machen Kehraus in der Stadt und ringsum im Lande, und es flisirt sich, wer sich nicht sicher fühlt. Sie fahnden auf mich, da ich wider sie gesprochen mit Adam Lux und den Andern. D'rum mach' ich davon, bis die Zeiten besser sind. Und nun, Gott befohlen, Junker, mein Weg geht weiter hinauf in die Berge und Ihr werdet dort hinab wollen nach dem Rheine hin, nicht so?" — „Nun, ich — nun, wenn Ihr's wissen wollt, und da Ihr aufrichtig seid gegen mich, ich weiß wahrhaftig nicht, ob's nicht besser wär', ich ging mit Euch, da ich selber noch nicht weiß wohin." — „Hoho, Junker," rief Blink überrascht, „also auch Ihr auf verschlagener Fährt. Nun, will nichts wissen, was kümmert's mich, wen's juckt, der kratze sich; jeder fege vor seiner Thür' — wollt Ihr mein Gefährte sein, so setzt Eure Beine in gute Posituren und Bewegung und seht zu, ob Euch meine Gesellschaft behagt. Allons donc, durch diesen Busch und dann mir nach die Schlucht dort hinab!"

Er schritt voran. Paul folgte. Es war ihm gleichgültig wo hinaus. Kam er doch weiter fort von Bardenfels, aus dem Bereich der alten bösen Gräfin und seines Pflegevaters, der ihm nichts galt. Was sollte er im Schlosse länger? Wußte er doch, daß heute Veronika fortging, vielleicht um nie mehr dahin zurückzukehren. Was sollte er noch dort? Fühlte er doch das goldne Armband unter'm Kittel hart auf seinem weichen Herzen, und das sollt' ihm sobald Keiner nehmen!

Die Sonne war indeß höher herauf. Die Vögel hingen schön in den grünen, naßblinkenden Zweigen und schossen lustig mit den Sonnenstrahlen um die Wette durch die morgenfrische köstliche Waldluft. Frisch und frei ward Paul um's Herz, wie dem Adler auf seinem Edelstein. Das war Himmelslust! Er konnt's nicht an sich halten und jauchzte zuweilen auf aus voller Brust, daß dem Störenfried die grünen Berge verwundert zurück antworteten und sein Führer sich jedesmal lächelnd umschaute und ihm lustig zunickte.

So waren sie eine halbe Stunde gestiegen durch den Wald, bald bergauf, einen jähen Pfad an der Felswand in die Höh', bald im trockenen Bett eines Baches über klirrendes Felsgeschiebe und Geröll, bald über grüne buntblühende Matten, und dann, dampfende Meiler umgehend, im weiten Bogen am abgeholzten Bergeshang hin.

Martin Blink blieb tiefaufathmend stehen auf dem Kamm einer baumlosen Anhöhe und wies hinunter in den tiefen Thalkessel, durch dessen blühende Weidenbüsche ein Bach hie und da hervorblitzte, und dann schäumend zwischen Felsblöcken und uralten Eichen seine mühevolle Siegesbahn vorbeirannte dem Rheine zu und verschwand. „Dort unten über dem Bach ist mein Ziel. Weiß nicht, ob's Euch behagen wird unter den Freileuten, Junker. Fein sind sie nicht, weiß Gott, aber ehrlich gegen die, so ihnen vertrauen. Hab' zur Zeit kein ander Asyl! Manch' besserer Mann hat unter den wilden Gesellen Schutz und Ruhe gefunden, den die jämmerliche Welt ausgestoßen. Entscheidet Euch denn, ob vorwärts mit mir, ob allein zurück!" — „Martin Blink, einmal hab' ich's Euch zugesagt, daß ich mit will. Drum fragt nicht weiter, und nun vorwärts, sonst geh' ich voran und zeig' Euch den Weg, daß Ihr Euch dess' sollt schämen." Blink nickte ihm freundlich zu, zog den Ledergurt fester um die Hüften und stieg mit behutsamen Schritten den steilen Berg hinab. Paul folgte.

6.

Unten ging's eine Strecke diesseits den Bach entlang, dann auf grünschlüpfrigen Steinen, über die das Wasser krystallhell hinwegschoß, auf die andere Seite; weiter zwischen feuchten schwankenden Weiden und Röhricht hindurch, bald über Stein und Kies, bald über schwimmendes Moor, das unter ihren Tritten sank und sich wieder hob in welliger Bewegung. Dann ging's wieder in den Hochwald hinein und durch die Stämme sah Paul, wie vor ihnen ein hoher Felsengrad die Niederung gleich dem steilen Ufer eines Flusses bezäunte und von zwei Seiten in einem Winkel abschloß.

Hier blieb Martin stehen und pfiff zweimal durch die Finger. Ein gleicher Ton scholl zurück. Gleichzeitig sprang ein brauner, geschmeidiger Junge aus dem Erlenbusch und schaute die Ankömmlinge mit großen Augen stutzig an. „Manel, bist Du's? So komm' heran!" rief Blink. Der Junge stand stumm und drehte mißtrauisch pfiffig den Kopf, wie ein erschrecktes Eichhörnchen. „Kennst mich nicht? Ist der Ruben Pfau daheim?" — „Nicht daheim, nicht daheim!" schrie der Junge, that einen drolligen Sprung in die Höh' und war wie ein Blitz im Unterholz verschwunden. — „Das ist der Portier und wird uns anmelden bei den Damen. Wahrt Euch, Junker, vor schwarzen Augen, und nun noch zwanzig Schritt!"

Die waren bald gethan. Zwischen den beiden grüngrauen Felswänden war ein mäßig großer Raum von Baum und Strauch geräumt. Junge rohe Fichtenstämme standen schräg gegen die Felsen gelehnt und trugen ein Dach aus Laub und Zweigen, das den darunter Hausenden für die wärmere Jahreszeit zureichenden Schutz gegen die Unbilden des Wetters gab.

Auf einer der umherliegenden Felsplatten saßen eine uralte und zwei junge Frauen mit Ausbessern von Kleidern beschäftigt; im Schatten seitwärts zwei junge Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren, müßig träumend. Kinder, theils nackt, theils mit Kleiderfetzen stolzirend, spielten im Sande umher; die Augen Aller richteten sich überrascht lebhaft auf die Ankömmlinge.

Martin wandte sich zu den Frauen. „Grüß Euch Gott und der schöne Morgen, Aelteste und euch, Josephe und Ruth! Komm' heut' nicht allein, bring' einen Gast. Gebt uns Aufenthalt für ein paar Tage. Soll euch nicht gereuen!" — Die beiden jungen Frauen in langen bunten Linnenkleidern reichten ihm die Hand und grüßten Paul freundlich. Die Alte rührte sich nicht und starrte vor sich hin. Die jungen Mädchen daneben strichen sich die langen Haare aus den braunen, kecken Gesichtern und sahen sich seitwärts lächelnd an, als Pauls Blick auf sie fiel. „Dank' Euch! Macht's Euch bequem, Martin, und Ihr, Junker, thut wie zu Hause," erwiederte die ihnen zunächst sitzende; „Pfau ist aus mit den Gesellen!" — „Kommt wohl heut' noch zurück?" fragte Martin und setzte sich neben Paul, die müden Glieder streckend. — „Bald, wenn's glückt, was sie vorhaben." — „Ist's was Geheimes, Christel?" — „Jeder braucht's just nicht zu wissen," versetzte sie mit einem Blick auf Paul. — „So thut Ihr gut, es für Euch zu behalten! Gebt uns einen Bissen Brod und einen kühlen Trunk aus dem besten Faß und dann laßt uns unter's Dach. Haben einen guten Weg hinter uns." — „Folgt uns dort hinein!" sprach Christel aufstehend, „was wir haben, soll Euer sein. Geb's gerne."

Unter dem Laubdach sah's wunderlich aus. Mannskleider und Frauenzeug, Kochgeräthe, Körbe und allerlei Hausgeräth, Waffen und Handwerkszeug hing und lag durcheinander. Im Hintergrunde ein mit weißer Decke abgetrennter Schlafraum, in dem der Boden mit Laub, darüber frische Binsen und Gras, fußhoch bedeckt war. Nachdem sich die Müden an Wildfleisch, Gerstenbrod und einem tiefen Trunk Landwein gelabt, warfen sie sich auf das weiche, duftige Lager. Nach wenigen Minuten verkündeten die regelmäßigen Athemzüge, daß sie eingeschlafen.

Aber ihre Ruhe dauerte nicht länger, als die Sonne brauchte, um auf ihrem Himmelswege ein gutes Drittheil vorwärts zu kommen.

Vor dem gellenden Pfiff, der draußen durch die Luft schnitt, und vor seiner ebenso schrillen Beantwortung fuhren beide Schläfer jach in die Höh' und gleichzeitig an eine fensterähnliche Oeffnung des Laubdaches, aus der sie den ganzen Platz übersehen konnten.

Kinder, Mädchen und Frauen hatten sich in einen Hau-

sen zusammengedrängt und sahen gespannt nach dem Dickicht. Aus diesem sprang der braune Manel, kreischend vor Lust und Rad schlagend in einem Zuge bis in die Mitte des Platzes. Hier sprang er noch einmal hoch in die Höh' und schrie und kreischte singend, tanzend:

Sie singen, sie singen,
Sie haben, sie bringen, Juchheh!
Sie geben den Raben
Das Aas, sich zu laben, Juchheh!
Erschlagen am Graben,
Am Galgen begraben, o weh, Juchheh! o weh!!

Dazu warf er seine schmutzig rothe Kappe hoch in die Luft, sie mit dem Dornenstecken, den er um den Kopf schwang, auffangend und sie wieder in die Luft schleudernd.

Ihm nach drängte aus dem Dickicht ein Menschenhaufe. Voran zwei Freileute, derbe Gestalten mit Knitteln und Messern. Dann ein hagerer, alter Mann in Perrücke und Zopf und reichgesticktem blauem Sammetrock mit goldenen Knöpfen, in schwarzseidenen Beinkleidern, feinen langen Strümpfen und Schuhen, auf denen gleichfalls goldene Schnallen, der ganze Anzug jedoch besudelt und hie und da in Fetzen gerissen. Sein Gesicht war todesbleich vor Ermüdung und verhaltenem Grimm, die Augenbrauen finster, die Lippen über den zahnlosen Mund zusammengepreßt. Geronnene Blutstropfen aus einer Stirnwunde klebten über Augen und Gesicht. Er konnte sie nicht wegwischen, weil seine Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren. An seiner Seite ging in ähnlichem eleganten Anzuge ein junger Mann mit verlebten, früher vielleicht schönen Zügen, deren an sich bleiche Gesichtsfarbe durch die Furcht nur noch gelber und fahler erschien. Seine Haltung machte den Eindruck geistiger und körperlicher Ohnmacht. Hinter beiden schlich bleich und matt, mit verwirrten Haaren, scheu und ängstlich aus den von Thränen gerötheten Augen um sich blickend, ein junges Mädchen; Paul schrie auf, als er ihrer ansichtig ward, es war Veronika von Eichen!

Hinter den Gefangenen kamen wieder fünf Freileute in grobe Webestoffe, Schaffelle wunderlich gekleidet, Waffen allerlei Art, Flinten in den braunen, nervigen Fäusten, zwei mit verbundenen blutigen Gesichtern.

Die Weiber und Kinder begrüßten schreiend, kreischend den ankommenden Haufen, und umstellten laut und neugierig und durch einander fragend, drohend, schimpfend und wieder jauchzend die Freileute und die Gefangenen, welche letztere bald mit düsteren zu Boden gerichteten Blicken von ihren Bezwingern gesondert dastanden. Nur die Kinder machten sich um sie zu schaffen, betasteten neugierig die blanke blitzende Stickerei, zupften und zerrten dreist an den hellfarbigen blanken Kleidern und sahen ihnen frech und keck in die Augen. Am tollsten trieb's der schwarze Manel. Er umtanzte vor Lust kreischend die Gefangenen, schlug ohne Aufhören sein Rad, ging auf den Händen und warf dann Hände voll Sand und Staub über Alle, bis einer der Freileute ihm mit seiner flachen Säbelklinge einen wohlgezielten Hieb über den Rücken zog, worauf der tolle Junge heulend und zähnefletschend wie ein erboster Affe bei Seite sprang.

Paul wollte, wie er Veronika's ansichtig ward, aus der Hütte heraus. Martin hielt ihn mit festem Griff am Arme zurück. „Still," herrschte er ihm zu, „keine Tollheit! Ich kenne das Fräulein und weiß von ihr und von Euch. Soll ihr nichts widerfahren! Wartet ruhig ab, was geschieht. Es ist immer Zeit, in's Mittel zu treten. Was mögen sie nur vorhaben mit den blanken Herren!"

Paul lief es heiß und kalt über's Herz, aber er gehorchte. Martin hatte Gewalt über ihn.

Die Freileute draußen sprachen heftig mit einander, am eifrigsten die Aelteste, der von Allen achtungsvoll und unterwürfig zugehört ward.

Die Gefangenen, vor Müdigkeit fast umsinkend, hatten sich der Hütte allmälig unabsichtlich genähert und auf einem Baumstumpfe und Steinen Platz genommen. Dann löste sich der Knäuel der Freileute auf. Sie traten vor die Gefangenen, voran die Aelteste, auf einen Stock und an der andern Seite auf Ruben Pfan, ihren Sohn, gestützt, einen untersetzten muskulösen Mann in den Vierzigern, mit sonnenverbrannten dunklen Zügen und wirrem schwarzem Haupthaar und Bart. „Werdet nun ruhig sein und es Euch zweimal überlegt haben," wandte sich Pfan an den jungen Mann, „Herr de St. Croix! Mitgefangen, und wenn ich auch nicht sagen will — mitgehangen," lachte er mit höhnischem Seitenblick auf den alten Herrn, „so werdet Ihr Euch auslösen, tausend Franken, nun, ist das etwa zu hoch taxirt? Gelt, dafür geben wir Euch die schmucke Dirn' da in den Kauf, das heißt, wenn sie will, nehmt sie mit, wohin Ihr mögt. Uns gebt Ihr ein offenes Schriftchen nach Koblenz wegen des Geldes an einen sichern Mann, und sobald das Geld hier ist, mögt Ihr den Staub schütteln von Eurer Füßen." Der junge Marquis schwieg und sah zu Boden. „Nun, Ihr wollt nicht? wollt nicht?" — „Nein, tausend Franken, es ist unerhört, mich, einen französischen Edelmann so zu behandeln, mich, auf deutschem Boden, wo man uns Gastfreundschaft versprach. Mann, nicht ein Heller ist mein, ich bin ohne Mittel, ohne Ressourcen, ein Flüchtling vor den Feinden Frankreichs, geächtet." — „So schert Euch dorthin zurück, von wannen Ihr gekommen," schrie Pfan erbost, „und zehrt nicht wie die Pilze am fremden Stamm, der selber faul ist. Meint Ihr, wir wissen's nicht, wie Ihr dem alten Kurfürsten die Aufnahme dankt mit Prassen und Schlemmen, mit Hochmuth und leerem Dünkel, mit Spiel und Weiberverführen und langen Fingern, mit all' eurem französischen Schmutz und verrückten Gethu' und Getreibe? Schert euch heim, wenn ihr kein Geld habt und nichts Besseres könnt, und laßt euch in Paris die hohlen Köpfe abschlagen! Haben im Lande des Elends und der Jammerwirthschaft schon genug ohne euch — doch wollen euch ein Exempel geben, wie wir hier zu Land mit unsern Edelleuten thun und euch dann noch einmal fragen, ob ihr euch lösen wollt." Pfan wandte sich von ihm zu dem alten Herrn, der stumm und finster nebenan gesessen. „Steht auf, Graf von Ziegenruck, an Euch ist die Reih'! Nun, wollt Ihr nicht? Aufstehen sollt Ihr vor Euren Richtern!" Der von Ziegenruck that, als ob er keine Sylbe vernähme. Doch Manel, der sich neugierig neben Pfan postirt, war hinter den Grafen geschlüpft wie eine Eidechse, und bohrte ihm sein Messer in das Bein, daß der Graf mit wildem Fluche aufsprang. — „Ho! Hoho!" schrie die Aelteste am Arme Pfan's, „wie er noch jung ist! wie er noch springen, noch hüpfen kann! wie damals — Ihr kennt mich nicht, Herr Graf?" — „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? mit Euch Gesindel Allem?" schrie der Graf, trotzig und drohend auf die Freileute blickend, die ihn im Kreise mit bösen Blicken umstanden. — „Nichts mit uns, aber wir mit Euch, wir mit Euch!" schrie die Alte mit dem Krückstock fechtend, „vor Allen ich mit Euch! denkt nach, sucht nach in Eurem Gehirn — just vierzig Jahre sind's diesen Sommer, waret geritten zur Hetz' mit Hunden und Knechten bei Andernach und hattet gejagt und nichts gefangen, nichts gefangen, und war't unwirsch, Ihr und die schmucken edlen Herren in rothen Jacken, Eure Gäste, auf den stolzen Pferden und rittet Alle heim. Und unten am Wege, da lagen wir im Busch, wir arme Leut' und waren guter Dinge. Die Mädchen sangen und die Buben sprangen herum und balgten sich am Wege, am Wege nach Andernach am Rhein zwischen den Weiden! Und wie Ihr kamt geritten, lief mein Bub', der Benjamin, vor Euch her, uns anzusagen, daß Ihr kämt, mein schöner Bub', mein Goldbub', mein Goldbub', mein Herz und mein' Kron' — war vierzehn alt — lief durch's Gebüsch; da hetztet Ihr die Hunde hinter ihm her, hinter meinem Benjamin, mit Halloh und Hussah, und mein Bub' lief und schrie nach Gott und Jesus, aber Eure Hunde hörten nicht auf Gott und Jesus und waren hinter ihm, und Eure Pferde schnoben neben ihm, Roß und Mann, und Ihr schlugt mit den Peitschen nach

ihm, wie die Hunde ihn nicht wollten fassen, und waren menschlicher als Ihr, und Ihr, Herr Graf, und der von Leiningen-Guntersblum, Ihr war't immer voran. Euer Hund war's, der das erste Stück Fleisch aus meines Jungen Leib riß, und wie er blutete, kamen auch die andern Hunde über ihn und halb todt ließet Ihr ihn liegen, zerfleischt und zerbissen und ächzend und zitternd, und da lag ich neben ihm — Ihr aber rittet heim nach Andernach in den Hof und da war't Ihr lustig und sangt Schelmenlieder beim Wein, Herr Graf!" Sie hielt erschöpft und keuchend inne, mit offenem zahnlosem Munde, ihre schwarzen Augen funkelten, auf ihrem runzlichen Gesichte stand der Schweiß. Der Graf sah finster zur Erde und Veronika lag, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf dem Steine. Die Alte unterbrach wieder das Schweigen. „Und da war kein Recht und keine Gerechtigkeit in den deutschen Landen, ob ich gleich lief und klagte und schrie von Andernach nach Köln und nach Koblenz und nach Wetzlar, kein Richter war über Euch und kein Recht für mich, Herr Graf! Aber jetzt ist die Sach' anders bestellt, und die über'm Rheine lehren uns, selber zu richten und zu schlichten, und wir haben Euch gerichtet, Herr Graf von Ziegenruck, und wenn die rothe Sonne morgen aufgeht über dem Feldberg, dann hängen wir Euch an die Fichte dort." — „Weib, Teufel," schrie der Graf, „Ihr

Ein Abenteurer der Revolution: Unter den Freileuten. (S. 239.)

werdet nicht . . ." — „Wir hängen Euch, Gräfchen, an Eurem Halse hängen wir Euch, wird Euch wundern! Hihihi! Für meinen Benjamin, der in Andernach liegt, sollt Ihr hängen," schrie die Alte heiser, „an Eurem gräflichen Halse hängen, hihihi! an dem krummen Fichtenast, seht ihn Euch an, hübsch hoch, hübsch hoch, wie es sich schickt für Euch, hoch genug, daß die Hunde Euch nicht reißen und die Raben zulangen können, hübsch zulangen mit den Schnäbelchen. Und nun, Simeon, führt ihn weg, führt ihn weg, bindet ihn an den Baum dort, bewacht ihn gut bis morgen, morgen früh. Ade, mein Gräfchen, bis morgen früh, Ade, ade!" Damit kehrte sich die Alte mit dem Kopfe nickend und kichernd und mit dem Stocke fechtend ab. Der Graf wurde an den nächsten Baum gebunden.

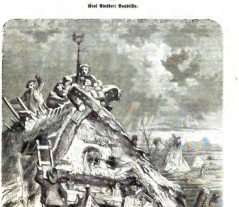
Manel setzte sich vor ihn, sprang bald nach der einen, bald nach der andern Seite um ihn herum, schlich sich ganz dicht an ihn, und wenn der Graf den Kopf drehte, war er wieder fort, begaffte ihn von Neuem von allen Seiten, sang seine Lieder, trieb seine Possen.

(Fortsetzung folgt S. 258.)

Eine Sturmnacht auf den Hallligen.

Von

Graf Adalbert Baudissin.



Der Morgen nach der Sturmnacht auf den Hallligen (1855).

Digitized by Google

„Wir wissen aus der Geschichte und aus alten Chroniken," erzählte mir der Küster und Organist von Keitum, „daß unzählige Sturmfluten das Friesengebiet heimgesucht haben, daß viel hunderttausend Menschen und eine große Zahl von blühenden Dörfern in wenigen Stunden untergegangen sind! Ich habe aber nur eine schwere Sturmflut — die des 3. Januar 1825 — erlebt, und da Sie meine Geschichte von der treuen Schwester nicht ihrem ganzen Werthe nach würdigen können, ohne einen Begriff von den Schrecken jener Nacht zu haben, will ich versuchen, sie in wenigen Worten zu schildern.

„Mehrere Tage nach einander hatten wir heftigen Nordweststurm gehabt; die See ging bei jeder Flut über die uneingedeichten Halligen und stand bereits bis an die Wurte oder Erdhügel, auf denen die Gebäude der Insulaner ruhen, und es war schon mit Lebensgefahr verbunden, von einem Hause zum andern zu segeln, als der Sturm plötzlich nach Südwesten umging und die Wassermassen des englischen Kanals in rasendem Anprall gegen unsere Inseln trieb. Es war eine gräuliche Nacht! Der Himmel war stockfinster und wurde nur durch einzelne zuckende Blitze erleuchtet, die krachend in das empörte Meer fuhren, als wollten sie es zu vermehrter Thätigkeit anspornen; der Donner mischte sich mit dem Heulen des Sturmes, die Brandung tobte und schob ganze Berge von Eis vor sich her; es war, als wenn das Strafgericht Gottes über die armen Friesen gekommen wäre, die zitternd und zagend die Gefahr herankommen sahen und sich mit den Ihrigen auf den Tod vorbereiteten. Bereits um zehn Uhr Abends hatten die Wellen sämmtliche Halligen und die zwanzig Fuß Wurte überspült, so daß die Bewohner mit ihrem Vieh auf das Wohnzimmer und den Stall beschränkt waren; die schweren Eisblöcke donnerten gegen manches Haus an und rissen im ersten Anlaufe seine Bewohner in den Abgrund; da mag es ein kurzes, herzzerreißendes Angstgeschrei gegeben haben, der Vater mag versucht haben, einen Pfosten seines Hauses zu umklammern und den Seinigen einen Stützpunkt zu geben — die nächste Sturzwelle muß aber dem Todeskampfe ein Ende gemacht haben. Wohl Denen, welche so bald erlöst wurden! Viele haben das Wasser von Minute zu Minute steigen sehen, haben sich auf den Boden, auf das Dach ihres Hauses geflüchtet, und sind endlich Arm in Arm, im Tode wie im Leben treu verbunden, in das nasse Grab gesunken. Eine mir wohlbekannte Familie, die aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand, hat mir ihre Schreckensnacht zu oft erzählt, als daß ich befürchten müßte, Ihnen falsche Mittheilungen zu machen. Sie lebte auf der Hallige Hoge, unweit der Insel Föhr, und ihr Haus, das als besonders fest und sicher galt, war von dem ihrer Nachbarn, zweier alten Leute, nur einige zwanzig Schritte entfernt. Schon bei dem ersten Steigen der Sturmflut waren die Nachbarn zu meinem Freunde geflüchtet, und während der Sturm von Minute zu Minute zunahm, hatten sie gemeinschaftlich gebetet und abwechselnd aus der Bibel vorgelesen. Sie müssen nämlich wissen, daß der Friese es selbst in der höchsten Noth verschmäht, zu jammern und verzweiflungsvoll um Hülfe zu rufen. Von Jugend auf an den Gedanken gewöhnt, daß das Meer sein Grab sein wird, ist er auf den Augenblick vorbereitet, wo sein Schicksal ihn erreicht. Auch meine Freunde auf Hoge bewahrten ihre Standhaftigkeit; der Vater hatte das älteste Kind auf den Armen, die Mutter drückte die beiden jüngsten an die Brust, und der ältere Nachbar übernahm es, das Steigen der Flut zu messen. Um drei Uhr Morgens mußte die Flut ihre höchste Höhe erreichen; sie stieg bei gewöhnlichen Verhältnissen neun Fuß, konnte aber heute leicht achtzehn Fuß erreichen. Blieb sie hiebei stehen, so war Rettung möglich, denn das Haus war mit dem Dache zwanzig Fuß hoch, ließ also im ungünstigsten Falle zwei Fuß Raum; Rettung war also möglich, vorausgesetzt, daß keine Eisblöcke gegen das Haus geschleudert, und daß die Eckpfosten, die allerdings tief eingegraben waren, nicht von den Wellen emporgehoben würden. Dieß Alles hatten die wackeren Menschen berechnet, und um den Muth nicht zu verlieren, sich aber auch keinen unbegründeten Hoffnungen hinzugeben, maßen sie von Viertelstunde zu Viertelstunde das Steigen der Wassermassen. Die ersten Messungen ließen sie hoffen, daß die Gefahr an ihnen vorübergehen würde, denn trotz des orkanartigen Sturmes stieg das Meer nur langsam; eine Freudenthräne stahl sich aus den Augen der Mutter, sie legte den lächelnden Säugling an die Brust und betete mit zuckender Lippe zu Gott, er möge ihr und den Kindern das Leben erhalten. Aber die selige Wonne der treuen Mutter dauerte nur kurze Zeit. Ein Gewitter, wie sich die kühnste Phantasie kein zweites auszumalen vermag, flog mit dem Sturmwind über das Meer und erleuchtete durch tausend zuckende Blitze die Schreckensszenen auf den empörten Wogen. Da sah man entmastete Schiffe gegen thurmhohe Eismassen geschleudert; halbe und ganze Häuser, Menschen und Vieh wurden zwischen und unter einander geworfen und trieben im rasenden Chaos an dem Hause der Unglücklichen vorbei. Mit dem Gewitter stieg die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit. Vor wenig Augenblicken hatte das Wasser noch nicht die Schwelle des Hauses erreicht; jetzt stand es schon fußhoch im Zimmer, die Möbel fingen an zu schwimmen, die Bewohner mußten sich auf Tische und Bänke flüchten, der Sturm zerschmetterte das Fenster und peitschte den Regen herein, der sündflutartig vom Himmel strömte. Fast noch schrecklicher als die eigene Angst war das Jammern und Brüllen des an Ketten festgelegten Viehes. Man konnte durch die dünne Scheidewand, welche die Wohnstube vom Stallraum trennte, das Stöhnen der Kühe deutlich unterscheiden, und als eine Sturzwelle die Fachwand wegriß und ein blendender Blitz die Szene beleuchtete, sah man den Schnabel eines Kutters in der Stallmauer festsitzen. Es war unmöglich zu sagen, welchen Schaden das Schiff gemacht, ob es nur gegen die Seitenwand angeprallt war, ob es den Eckpfosten weggerissen hatte, oder ob es in der nächsten Minute gegen die innere Wand des Hauses geschleudert werden würde. Aus Furcht, daß Letzteres geschehen möchte, und auch weil das Wasser bereits so hoch gestiegen war, daß die Unglücklichen Gefahr liefen, gegen die Decke des Zimmers gedrückt zu werden, verließen sie die Tische und Bänke, auf denen sie bisher umhergeschwommen waren, und flüchteten über die Bodenleiter auf den Heuboden. Eine Bootsstange in der Hand stand der Vater neben der Lucke und maß in immer kürzeren Zwischenräumen das Steigen des Wassers in seiner Wohnstube. ‚Verheimliche mir nichts,' sagte seine Gattin, ‚laß mich wissen, wie die Flut steigt. Ich will mit Dir sterben, wie ich mit Dir gelebt habe. Versprich mir, daß Dein Arm mich und die Kinder umschlingen soll, wenn unser Stündlein geschlagen hat.' — ‚Ich verspreche es,' sagte ihr Gatte; ‚die Flut steigt furchtbar; wir sind verloren.' — In diesem Augenblick fuhr ein Blitzstrahl in [illegible] Giebel des Hauses, der von einem so klirrenden [illegible] war, daß die Kinder vor Entsetzen laut [illegible] bedacht, eilte der Vater an die Stelle, [illegible] strohdach entzündet; aber seine Vorü[illegible]wesen, der Regen und der Gischt [illegible] hatte in einem Augenblicke den Brand [illegible] sind verloren,' wiederholte der Nachbar mit [illegible] ‚aber ich will in meinem Hause sterben. [illegible] und als Mann gelebt, wo Vater und Ur[illegible]icht der Welt erblickt und ihre Seele dem [illegible] haben, da will Bo auch sterben.' So unglaub[illegible]mag, so buchstäblich wahr ist es [illegible] bei seinem Vorsatze beharrte, in sein Haus zur[illegible]band das Ende eines langen Schiffseils [illegible] tigte das andere an einen Sparren des [illegible] den linken Arm um den Leib seiner treuen Le[illegible] und sprang mit ihr durch das Erkerfenster des [illegible] in die tobende Brandung. — ‚Er ist uns vorausgegangen,' sagte die Mutter, die ihm sprachlos vor Bewunderung zugesehen hatte;

‚laß uns ſein Beiſpiel befolgen — der Jammer der Kinder bricht mir das Herz.‘ — ‚Und mir!‘ entgegnete ihr Gatte. ‚Aber Muth, Muth! Ein Frieſe vertraut auf Gott und ſich ſelbſt. Das Waſſer ſteigt; wie ſpät es iſt, ich weiß es nicht; es kommt mir vor, als wenn wir eine Ewigkeit in der ſchrecklichen Todesangſt geſchwebt hätten. Muth, mein Weib! Muth, Kinder! Der Tod kann uns jeden Augenblick aus dieſem Leben abrufen; meinen Armen entreißt er euch nicht!‘ — Der Sturm tobte mit gräßlichem Heulen, die Wogen des ſchäumenden und brauſenden Meeres ſpritzten ihren Giſcht weit über die Firſte des einſamen, in ſeinen Grundfeſten erſchütterten und, wie es ſeinen Bewohnern ſchien, hin und her ſchwankenden Hauſes; die Flut war wie ein gefräßiges Ungeheuer von Minute zu Minute geſtiegen und war den Geflüchteten längſt bis unter das Dach gefolgt; noch eine halbe Stunde, und ſie mußten ein Loch in das Strohdach ſtoßen und Einer nach dem Andern in ſtockfinſterer, entſetzlicher Nacht hinauskriechen, und Sturm und Wellen preisgegeben dem Tode entgegenſehen. Wohl Manchem wäre das Herz gebrochen, wohl Mancher würde ſich mit Weib und Kind in die ſchäumenden Fluten geſtürzt haben, aber der wackere Mann verlor den Muth nicht. Als das Waſſer ſo hoch geſtiegen, daß nirgends ein ſicheres Plätzchen für ihn und die Seinen mehr geblieben, hieb er mit ſeiner Bootsſtange ein Loch in die Firſte und ſchwang ſich ſelbſt zuerſt auf das Dach, wo er, die eine Hand um die Wetterfahne geſchlungen, rittlings ſeinen ſchrecklichen Sitz einnahm. ‚Jetzt die Kinder!‘ rief er ſo laut er konnte, und wenn auch der Sturm ſeine Stimme übertönte, das Mutterherz verſtand ſeine Worte, und in zitternder Haſt reichte ſie ihm die beiden älteſten Kinder hinaus; mit dem Säugling auf dem Arme folgte ſie ihren Lieben, und bald ſaß die Familie, zitternd vor Näſſe, Kälte und Todesangſt, feſt aneinander geſchmiegt, der Vater mit dem Rücken gegen den Sturm, und mit dem einen Arm ſein Weib, mit dem andern die Wetterſtange umklammernd. Zwiſchen ſich hatten ſie die Kinder, die ſchaudernd vor Angſt und Kälte ihre Geſichter an dem Buſen der Mutter verbargen. Wie lange ſie ſo geſeſſen, weiß Niemand zu ſagen. Als am Morgen des 4. Januars 1825 die Sonne das Werk der Schreckensnacht beſchien, war die Flut zurückgetreten und mein Freund mit ſeiner ganzen Familie gerettet. Fiſcher von Föhr, die ſich an dieſem Tage die Bewunderung der ganzen Welt erwarben, fanden die Unglücklichen auf dem Firſte ihres Hauſes in einen Knäuel verſchlungen; ſie waren wie mit Eis überzogen und ihre Glieder ſo ſtarr, daß man die Kindlein behutſam von dem Halſe der Mutter nehmen mußte, weil man Gefahr lief, ihre zarten Glieder zu zerbrechen; der Säugling ſchlief. Die Fiſcher hielten ihn für todt; als ſie aber ihre Beſorgniß ausſprachen, ſtieß die Mutter einen ſolchen Jammerſchrei aus, daß das Kind erwachte und ſeine kleinen, blaugefrorenen Händchen wie bittend emporſtreckte. Das kleine Mädchen lebt noch zu dieſer Stunde glücklich [illegible] Buck auf Föhr. Anna Johanna Ec[illegible] und wenn Sie auf Föhr eines Schuſters bed[illegible]wenden Sie ſich an ihren Mann, der ein[illegible]fache iſt. Damit Sie aber Anna erk[illegible]n zufällig begegnen ſollte — hier iſt ihr Bi[illegible]

„Den Unglücklichen war gerettet, das Leben, und [illegible] nichts. Das Mauerwerk des Hauſes war von den Eisſchollen und dem Andrange der Sturmflut niedergeriſſen; das Vieh war elendiglich umgekommen, die mühſam zuſammengeſcharrte Heuernte war weggeſchwemmt; die ganze Hallige glich einem großen Todtenfelde, denn wo Vertiefungen gegraben waren, um Süßwaſſer für das Vieh anzuſammeln, Fetinge, wie die Frieſen dieſe Reſervoirs nennen, da lagen Menſchen- und Thierleichen übereinander gethürmt; dazwiſchen Reſte zertrümmerter Schiffe und Häuſer — mit Einem Worte: Alles, was ein Menſchenherz erbeben machen kann, bot ſich den Blicken der geretteten Halligbewohner dar. Am entſetzlichſten war die Verwüſtung in der Kirche und auf dem anſtoßenden Friedhofe. Nach alter Sitte waren die Leichen zum Theil in den Kreuzgängen der Kirche ſelbſt begraben, und die großen Fließen des Kreuzganges dienten zugleich als Leichenſteine, auf denen die Namen der darunter Ruhenden verzeichnet waren. Dieſe Steine waren von der Sturmflut aufgehoben und im bunten Durcheinander gegen Altar und Kanzel geſchleudert worden. Die Särge ſchwammen überall umher, theilweiſe zerſtört und ihres Inhaltes beraubt, theilweiſe noch ganz erhalten; der Friedhof war gänzlich aufgewühlt; der Sarg eines kurz vorher beerdigten Mädchens war gänzlich von Erde entblößt, ſo daß die Mutter des Mädchens ihre Hand auf den Sargdeckel legen und die Dahingeſchiedene noch einmal ſegnen konnte.“ — „Und Bo?“ fragte ich, „der Mann, der mit ſeiner Frau durch die dunkle Sturmnacht geſchwommen?“ — „Er lebte. Mit der Ruhe und Geiſtesgegenwart, die nur dem Halligbewohner eigen, hatte er das entſetzliche Wagſtück unternommen; ſein muthiges Weib hatte ſich feſt an ihn geklammert, und von Sturm und Wellen getragen, waren ſie auf dem Dache ihres Hauſes angekommen, als eine Sturzwelle ſie von ſeiner Seite wegriß. Als die Fiſcher von Föhr mit ihren Kähnen nahten, um ihn zu retten, fanden ſie einen Wahnſinnigen, der die Blitze des Himmels anrief, ihm die Stelle zu zeigen, wo ſein Weib ruhte“ *).

Sonſt und Jetzt.

Die Nähmaſchine.

Von

L. Gärtner.

Wenn wir auf dem Gebiete der Landwirthſchaft, der Gewerbe, überhaupt der menſchlichen Thätigkeit Umſchau halten, und mit Zuhülfenahme unſerer Jugenderinnerungen Vergleichungen anſtellen zwiſchen Sonſt und Jetzt, ſo begegnen wir einer Reihe von Veränderungen, von Neuerungen, die ihren Einfluß in ſo hohem Grade geltend gemacht haben, daß wir uns wie in eine andere Welt verſetzt glauben. Die Landwirthſchaft, dieſe uranfängliche Beſchäftigung der Menſchen, ſtellt ihre einfachen Werkzeuge, die beinahe ſo alt ſind, als ſie ſelber iſt, bei Seite und arbeitet nun mit Dampfpflügen, Säe-, Mäh-, Dreſchmaſchinen; die Gewerbe, vor wenigen Jahrzehnten noch, wenigſtens bei uns in Deutſchland, der Handarbeit überlaſſen, haben ſich die Erfindungen der Neuzeit raſch zu Nutz gemacht; überall, wo nicht bloß der Bedarf der allernächſten Kundſchaft das Arbeitsfeld bietet, bürgern ſich die Maſchinen ein, Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt, dieſe großen Transportgewerbe, ſie haben den Frachtfuhrwerken, die ächzend langſam früher unſere Landſtraßen dahinzogen, ſchnell den Garaus gemacht, und die Poſten, ſoweit ihnen das Geſchäft nicht ganz abgenommen wurde, zu größerer Eile genöthigt.

Wären die in den letzten vierzig Jahren bei uns zur Anwendung gekommenen Erfindungen nur ein Gut einzelner Stände, ein Privilegium der Reichen, ſo könnte das Herz nicht die Freude empfinden, die es bei dem Bewußtſein überkommt, daß das ganze Menſchengeſchlecht, Arm und Reich, Bauer, Städter und Fürſt, Theil nimmt an einem erhöhten Lebensgenuſſe, der uns ſonſt fremd war.

Eine hervorragende Stelle unter dieſen neuen Erſcheinungen nimmt die Nähmaſchine ein. Sie iſt ſchon häufig die Freundin, die Wohlthäterin der Frauenwelt genannt worden, und nicht mit Unrecht, da in der Hütte der Bettlerin wie im Palaſte der Fürſtin die Nadel ein unentbehrliches Werkzeug iſt. Aber auch eine große Zahl von Männern hat in unſerem Dienſte die Nadel zu führen, und ihre

*) Wir haben dieſe ergreifende Geſchichte dem eben erſcheinenden Prachtwerke: Schleswig-Holſtein (Stuttgart, Eduard Hallberger) entnommen.

Digitized by Google

bleiche Gesichtsfarbe, der häufig mißgestaltete Körper, die schwache Sehkraft zeugen unwiderleglich von dem harten Berufe der Handnähterei, dem — um das Maß voll zu machen — in der Regel ein schmaler Verdienst zu Theil wird.

Wie die Anwendung mechanischer Kräfte überhaupt erst in unserem Jahrhundert recht zur Geltung kam, so verfielen auch zu Anfang desselben mehrere Mechaniker und Schneider auf den Gedanken, die Handnähterei durch eine Maschine zu ersetzen. John Duncan hat schon am 30. Mai 1804 ein Patent auf eine Kettenstichmaschine erworben; die beiden Engländer, Stone und Henderson, zerbrachen sich gleichzeitig den Kopf über der Konstruktion einer Nähmaschine; 1814 bis 1839 war in gleicher Richtung der ehrsame Schneider Madersperger in Wien thätig; im London Monthly-Magazin von 1817 wird von einem Tyroler geschrieben, dem der Kaiser von Oesterreich ein Patent auf eine Maschine bewilligt habe, mit der man habe Alles nähen können, und wer weiß, ob nicht dieser Deutsche es ist, dem das Anrecht auf die Ehre der Erfindung der Nähmaschine zusteht. 1821 erhielt der Engländer James Winter ein Patent auf ein solches Werkzeug; der Schneider Thimonier in Amplepuis (im französischen Rhonedepartement), ein Mann, der sich viel mit Mechanik beschäftigte, kam ebenfalls 1825 auf den Gedanken, daß es sich auch mit Maschinen nähen lasse, er stellte 1830 in Paris eine von der französischen Regierung patentirte Nähmaschine öffentlich zur Schau, die den Zeitungen viel Stoff zu Lob und Tadel gab; zu einem eigentlichen Siege gelangte sie aber so wenig als die andern. 1835 baute Walter Hunt in New-York eine Nähmaschine; 1841 traten Newton und Archbold mit einer Kettenstichmaschine, John Greenough mit der ersten in Amerika patentirten Nähmaschine auf. Aber immer noch wollte der Gedanke nicht zum Durchbruch kommen, das Publikum kümmerte sich nicht um die Sache, und der einzige Lohn der Erfinder war — der Eintrag ihrer freilich oft ungenügenden Erfindung in's Patentregister.

Gleichzeitig (1841) unternahm Elias Howe in Cambridge im Staat Massachusetts, damals 22 Jahre alt, die Ausführung einer Nähmaschine nach einer von ihm ersonnenen Konstruktion. Howe hing mit dem Unterhalt seiner Familie lediglich von dem Ertrag der täglichen Arbeit ab, er konnte deßhalb seine Maschine vorderhand nur in Gedanken bauen, die er auch Tag und Nacht darauf richtete. Nachdem er so den Plan in sich selbst zur Reife gebracht hatte und praktische Demonstrationen während der Mußezeit, die ihm sein Geschäftsverhältniß übrig ließ, mit Hülfe einiger Nadeln und anderer kleiner in seinen Taschen untergebrachten Mittelchen versuchte, drängte es ihn an die Ausführung zu gehen, und 1844 sehen wir ihn dem Unternehmen seine ganze Zeit widmen. Damals arm, fand er in der Unterstützung eines Freundes die willkommene Förderung seiner Absichten, und im Mai 1845, nach einer Periode angestrengter, ausdauernder Verwendung aller seiner Kräfte, gelang ihm die praktische Verkörperung seiner mechanischen Ideen.

Die erste Nähmaschine war nun fertig, und sie mußte sogleich die Probe bestehen an zwei vollständigen Anzügen für Howe und seinen Freund, die der Erfinder selbst nähte und dauerhaft fand. Nun sollte man glauben, wäre für Howe eine paradiesische Zeit angebrochen, allein es wartete seiner noch manches Mißgeschick. Er veräußerte, um Verbindlichkeiten zu decken, die eine Hälfte des am 10. September 1846 erlangten Patentes an seinen Freund, die andere Hälfte an seinen Vater, und somit hatte er sich aller Rechtsansprüche auf seine Erfindung entäußert, ohne die Mittel zu Anfertigung einer neuen Maschine zu besitzen. Der Bruder Howe's, Amasa, unternahm mit der Maschine eine Reise nach England, verkaufte sie und die Erfindung dort um 20 Pfund Sterling und eine Prämie von 3 Pfund für jede neu gefertigte Maschine. Howe ging dann selbst nach London, arbeitete bei dem Käufer seiner Erfindung gegen 3 Pfund Wochenlohn, das freundschaftliche Verhältniß währte aber nicht lange und Howe wurde seines Dienstes entlassen. Mittlerweile waren auch seine Frau und drei Kinder von New-York herübergekommen, die Noth der Familie wurde größer als je; auf Zureden hatte Howe eine Hundertpfund-Note indossirt, was ihn mit den Gerichten in Konflikt und zur Haft brachte, aus der er endlich durch Leistung des Armuthseides sich befreit sah. Kleine Anlehen früherer Arbeitsgenossen und die Verpfändung einiger Artikel fristeten die Existenz der Familie in London, bis sich der Kapitän eines amerikanischen Paketbootes rücksichtsvoll herbeiließ, Frau und Kinder auf Kredit nach New-York zurückzubringen. 1849 folgte Howe, theils mit Unterstützung eines schottischen Mechanikers, theils gegen Dienstleistungen auf dem Schiffe, nach, und traf seine Familie im größten Elende an, nur im Besitz dessen, was sie auf dem Leibe hatte, alles Andere war für ihre Ueberfahrtskosten in Beschlag genommen. Zehn Tage nach seiner Ankunft starb Howe's Frau.

Auf dem höchsten Gipfel der Noth angelangt, sah unser Elias aber auch schon in der Ferne Hoffnungsstrahlen leuchten. Während seiner Abwesenheit in England waren in den Vereinigten Staaten nach seinem System viele Nähmaschinen gefertigt und zum Theil unberechtigt in Gebrauch gesetzt worden. Der Vater Howe's gab seine Hälfte des Patents wieder zurück, und dadurch war der Erfinder rechtlich in den Stand gesetzt, den Verletzern des Patents mit einem Prozeß auf den Leib zu rücken, der so günstig ausfiel, daß Howe 1855 auch die zweite Hälfte des Patents zurückkaufen und sich so wieder alleinigen Eigenthümer des Erfindungsrechtes und seiner Vortheile nennen konnte.

Die Folgezeit entschädigte Howe für alle erduldeten Mühsale, und wenn unsere Wangen schamroth sich färben bei dem Gedanken, daß die edelsten Menschen, die gescheidtesten Köpfe, die größten Wohlthäter der Menschheit nicht selten ihr Leben in Sorgen und Noth, Hunger und Kummer dem allgemeinen Besten opfern gegen die dem Todten gleichgültige Ehre eines Denkmals oder schönen Leichensteins, so kann es uns nur freuen, daß das Genie Howe's noch zu Lebzeiten reichliche Belohnung findet. Howe steht nämlich jetzt, was sein Auskommen betrifft, sorgenlos da; er bezieht von jeder in den Vereinigten Staaten ausgearbeiteten Nähmaschine eine ihm vermöge seines Patentrechts zukommende Gebühr, die ihm ein Jahreseinkommen von 50,000 Pfund Sterling verschafft.

Zur selben Zeit, als Howe mit seiner Erfindung auftrat, führte der Amerikaner Judkins eine sehr brauchbare Nähmaschine aus, die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten legte ihm aber wegen des an Howe bereits ertheilten Patents unübersteigliche Hindernisse in den Weg, so daß er sich mit seiner Erfindung nach England begab, wo er dieselbe vortheilhaft verwerthete.

Verbesserung auf Verbesserung folgte nun an der Howe'schen Nähmaschine; zum Theil wirklich werthvolle Aenderungen und Zuthaten wurden angebracht, [illegible] aus der Summe der Patentverleihungen, [illegible] auf 600, in England auf 300 sich belaufen, [illegible] der eine Nähmaschine noch nicht zu [illegible] die Vermuthung entstehen, es müsse dies [illegible] umfangreich sein. Der Kenner des niedlichen [illegible] muß staunen, wie an ihm, das doch kaum die [illegible] Arbeitstischchens unserer Frauen einnimmt, auch mit [illegible] hunderterlei Verbesserungen Platz finden können. Die Mehrzahl der Verbesserungen ist freilich kaum nennenswerth, vielfach wird ihre Patentirung nur deßhalb nachgesucht, um der Maschine den eigenen Namen beilegen zu können.

In den Vereinigten Staaten gelangte die Nähmaschinen-Fabrikation bald zu großer Ausdehnung, eine natürliche Folge des praktischen Sinnes der Amerikaner, die sich schnell alles brauchbare Neue zu eigen machen und das schnurgerade Gegentheil deutscher Bedächtlichkeit sind; dort und in England waren schon lange Nähmaschinen in Fabriken und bei Familien im Gange, ehe in Deutschland die Kunde von dem

Die Nähmaschinen-Fabrik der Herren Wheeler & Wilson in New-York.

Digitized by Google

Vorhandensein eines solchen Instruments zu Ohren der Nadelarbeiter drang.

Als die größte Nähmaschinenfabrik hüben und drüben verdient hier wohl die der Firma Wheeler und Wilson in New-York erwähnt zu werden.

Die Fabrikgebäude dieser aus einer Anzahl von Aktionären bestehenden Fabrik, welche sich in Bridgeport, im Staat Connecticut, etwa 100 Meilen von New-York befinden, bedecken eine Oberfläche von ungefähr 4 Morgen Landes. Das Etablissement, 700 Fuß lang und 3 Stockwerke hoch, ist durch eine Zweigeisenbahn mit der New-Haven-Eisenbahn, und dadurch mit dem ganzen Eisenbahnnetze Nordamerikas verbunden. Zwei Dampfmaschinen von 85 Pferdekräften setzen alle die mechanischen Werkzeuge und Verrichtungen in Bewegung, welche die einzelnen Holz- und Metalltheile der Nähmaschinen herstellen. 600 Gasflammen erleuchten die Arbeitsräume und machen in ihnen die Nacht zum Tage, und es gewährt einen wunderbaren Anblick, das Gebäude von außen und das Treiben im Innern zur Nachtzeit zu beobachten. In den geräumigen, hellen und luftigen Arbeitssälen, von denen drei 526 Fuß lang und 36 Fuß breit sind, arbeiten die verschiedenartigsten Maschinen; jede derselben verrichtet jahraus, jahrein nicht mehr und nicht weniger, als die ihr ein- für allemal zugemessene Arbeit, das Prinzip der Arbeitstheilung ist hier unter Menschen und Maschinen im höchsten Grade verwirklicht. Eine Schaar von gegen 1000 Arbeitern ist an den Maschinen und mit Vollendung der einzelnen Theile, sowie mit ihrer Zusammensetzung beschäftigt; das tägliche Erzeugniß an fertigen Nähmaschinen kann auf die Ziffer 200 gebracht werden, und wer einen Gang durch die Fabrik macht, die Arbeitsräume mit ihren speziellen Thätigkeiten, die von Saal zu Saal ein immer vollständigeres Bild des Produkts liefern, mustert, und zuletzt die aus so vielen einzelnen Theilen entstandene mechanische Nähterin erblickt, der verläßt das Gebäude mit dem Eindrucke, daß hier Maschinen unaufhörlich wieder Maschinen gebären.

Neben dem löblichen Geschäftsgrundsatze der Wheeler- und Wilson-Compagnie, nur möglichst vollkommene, brauchbare und preiswürdige Fabrikate zu liefern, sind es hauptsächlich die allgemein anerkannten praktischen, und nach dem jetzigen Stande der Technik vollkommen zu nennenden Einrichtungen, welche ihren Maschinen das Wort reden. Die Produkte dieser Fabrik haben auf den großen Weltausstellungen, auf denjenigen einzelner Länder, Provinzen, Städte und Vereine Preis um Preis errungen; allenthalben, wo sie im Gebrauche stehen, wird ihnen Lob gespendet, und es ist nichts als eine einleuchtende Konsequenz dieser Erfolge, daß die Fabrik mit Bestellungen immer überhäuft ist. Die Zahl der aus ihr in den ersten zehn Jahren des Bestehens hervorgegangenen Nähmaschinen belauft sich auf die hohe Ziffer 128,251; 1863 allein betrug die Produktion 32,638 Stück, und 1864 wird die Zahl 40,000 erreicht werden.

Die vielen Einwendungen, welche zur Zeit des Bekanntwerdens der Nähmaschinen gegen die von ihnen verrichtete Arbeit erhoben wurden, und theils mit, theils ohne Grund auf die Behauptung hinausliefen, es lasse sich mit der Maschine eine dauerhafte Naht nicht hervorbringen, mögen es rechtfertigen, diesen Punkt etwas eingehender zu betrachten, und der Arbeit, welche die Wheeler- und Wilson-Maschinen, als die für den Familiengebrauch zu Weiß- und Kleidernähterei anerkannt geeignetsten liefern, einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Die in Rede stehende macht den Schluß- oder Doppelsteppstich (Figur 1 in entsprechender Vergrößerung), der durch zwei Fäden gebildet wird, wovon einer auf jeder Seite des zu nähenden Materials liegt, beide aber in der Mitte sich verschlingen. Der Stich wird durch eine der Verschlingung der Fäden beim Weben ähnliche Weise gebildet, und ist deßhalb die Naht auch nichts anderes, als ein Verweben zweier Fäden mit dem zu nähenden Stoffe. Diese Naht ist nach dem Urtheile Sachverständiger die vollkommenste, welche auf der Nähmaschine hergestellt werden kann; sie vereinigt im Vergleich mit der Arbeit anderer Nähmaschinen-Gattungen die Vortheile der Einfaden- und Zweifaden-Kettennaht, ohne ihre Nachtheile zu besitzen; sie ist elastisch, kann nicht aufgezogen werden, hat, was für viele Arbeiten hoch anzuschlagen ist, auf beiden Seiten gleiches Aussehen, und bildet von

Figur 1.

Stich zu Stich eine schöne, gerade, perlartige Linie, die, wenn der Stich gehörig formirt ist, so dicht im Materiale sitzt, daß ihr weder die Reibung beim Tragen der Kleider, noch das Waschen und Bügeln schadend beikommen kann. Ein für sich selbst sprechender Vortheil dabei ist der geringe Fadenverbrauch, welcher zu einer Naht von einer Elle Länge ungefähr dritthalb bis drei Ellen Faden verlangt, ein Umstand, der bei den so sehr in die Höhe gegangenen Preisen aller gesponnenen Artikel um so mehr in die Wagschale fällt, als andere Maschinensorten den doppelten Fadenverbrauch haben.

Durch eine etwas leichtere, weniger stramme Behandlung dieser Maschine läßt sich noch ein anderer, der fältende Schlußstich oder Fältestich (Figur 2) herstellen, dessen An-

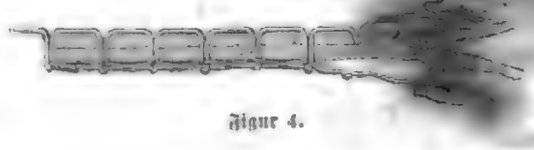
Figur 2.

wendung besonders da von Nutzen ist, wo es sich später um das leichte Auflösen der Naht handelt, wie z. B. bei Säumen an Kinderkleidern, die später länger gemacht werden sollen.

Vielfach sind die Leute bei der Wahl von Nähmaschinen im Unklaren, welcher Nahtart sie den Vorzug geben sollen, und es möchte daher nicht uninteressant sein, auch den Doppelkettenstich, der aber von den Wheeler- und Wilson-Maschinen nicht geliefert wird, bildlich darzustellen.

Derselbe wird ebenfalls mittelst zweier Fäden gebildet und zeigt in Figur 3 seine etwas lose, in Figur 4 seine feste

Figur 3.



Figur 4.

Fassung. Die Verschlingungen dieses Stiches finden nur auf der untern oder verkehrten Seite des zu nähenden Stoffes statt, und zwar so, daß die obere Seite eine Reihe von geradlinigen Stichen, die untere Seite vier Fäden in einer Reihenfolge von Schlingen und Knoten zeigt, die das Auge minder befriedigen, daher sich dieser Stich weniger für Weiß- und Kleidernähterei, wohl aber recht gut für Verzierungs-Arbeiten eignet.

(Schluß folgt.)

Schach.

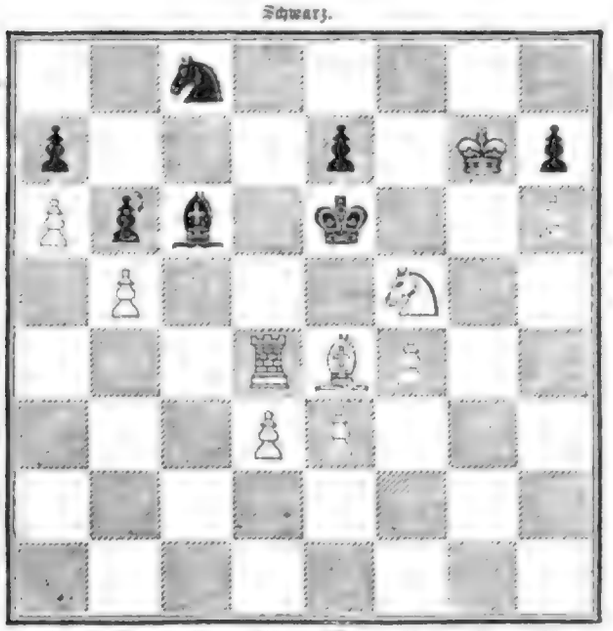
(Redigirt von Tufresne.)

Aufgabe Nr. 27.

Von Herrn **T. Herlin.**

(Londoner Turnier.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 26.

Weiß.	Schwarz.	
1) S. E 5 — G 4 † . . .	1) H 5 nimmt G 4.	Am besten.
2) D. C 1 — C 8	2) Beliebig.	
3) Dame oder Thurm gibt Matt.		

Das Schloß zu Marienburg.

Von

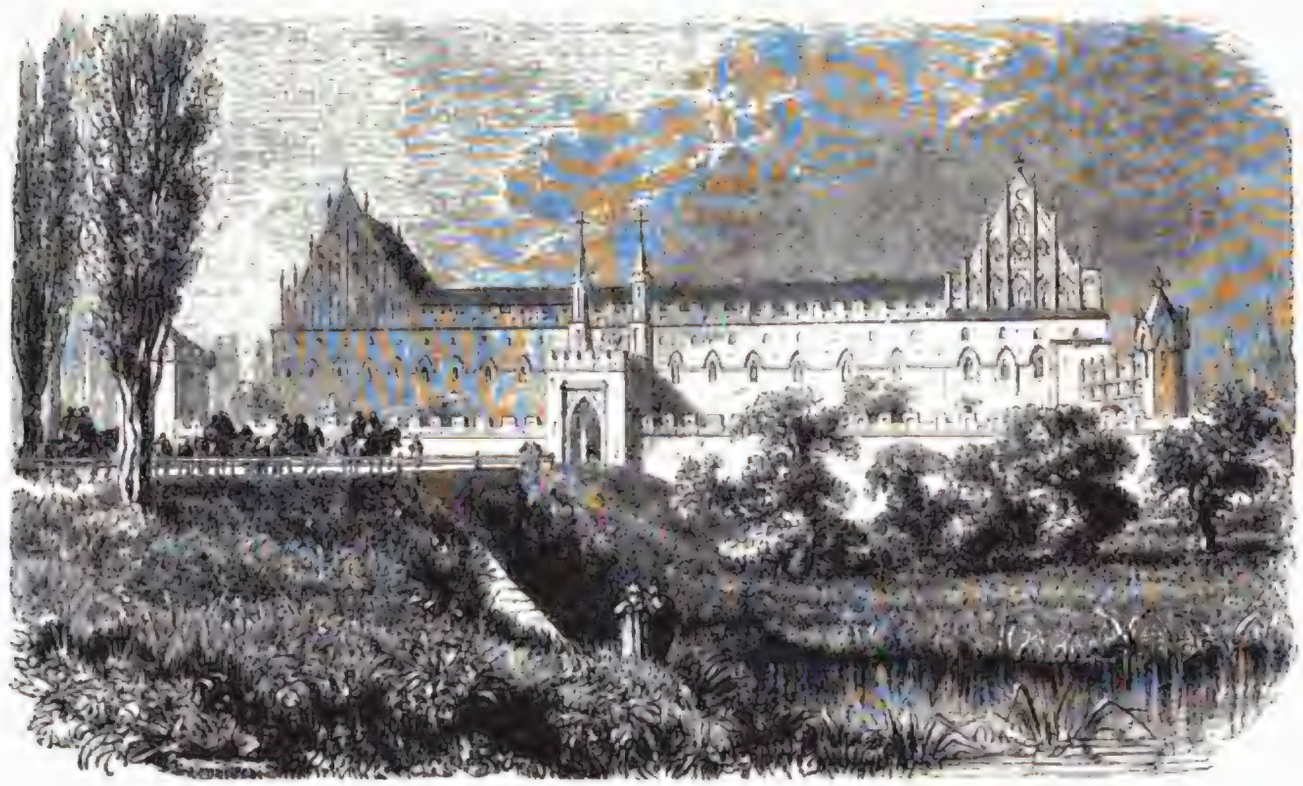
Eduard Halbig.

Es war eine traurige Reihe von Jahrhunderten, als mit dem Verfalle der kaiserlichen Macht und mit dem Erstarken der Reichsfürsten der deutsche Name seinen alten Glanz immer mehr einbüßte, immer mehr ein Spott der Völker wurde. Mit dem Falle der Hohenstaufen war auch die mittelalterliche Idee vom Kaiserthum als einer Schutzherrschaft über die gesammte Christenheit zu Grabe gegangen, ohne daß dafür der wankende Thron auf nationaler Grundlage einen neuen Boden gefunden hätte. Dafür sorgten schon die großgewordenen Reichsvasallen, welche wohl den leeren Schein der Größe, aber nicht die Gewalt den deutschen Schattenkaisern gönnten. Gerade während in Frankreich das Werk der Einigung, wenn auch erst nur unmerklich, begann, fiel Deutschland in zahlreiche, nur lose zusammenhängende Stücke auseinander, welche in Zeiten der Noth nicht beim Reichsoberhaupt Schutz suchten, sondern sich eher an's Ausland anlehnten. In jenen Zeiten mußte man sogar oft in dem Urgrunde alles Uebels, in dem einseitigen Erstarken einzelner Fürsten ferneres Heil sehen, indem bei der Schwäche des Mittelpunktes der Theil auf sich selbst gestellt war, und sich somit auch nur selbst rathen und helfen konnte. Allein wenn auch auf diese Weise in einzelnen Theilen des Reichs da und dort ein Aufschwung stattfand, so fehlte doch immer eine große nationale Idee, nur das Zunächstliegende wurde in's Auge gefaßt, und dadurch eine Selbstsucht großgezogen, welche späterhin deutsche Reichsfürsten und Reichsstädte mehr als einmal den schamlosesten Verrath am Vaterlande begehen ließ. Kein Wunder, daß im Laufe der Zeit an allen Grenzen Deutschlands große Stücke des Reichs verloren gingen, wenn namentlich Frankreich Elsaß und Lothringen an sich riß, zwei Juwelen Deutschlands, deren Einlösung heute noch nicht verwirklicht ist. Auch nach Norden und Osten gingen der deutschen Kultur große Landstrecken verloren, um unter polnische, dänische, schwedische Herrschaft, und von hier aus theilweise unter russische Despotie zu kommen.

Gerade im Osten ist aber mit der Zeit wenigstens theilweise wieder der Raub zurückgewonnen worden, wenn auch durch keine eben heldenmüthige That. Die Theilungen Polens sind gewiß kein Glanzpunkt in der Geschichte, aber es sind durch dieselben doch große, schon vor Jahrhunderten von Deutschland aus kultivirte Landstrecken wieder in mittelbaren Verband mit diesem gekommen. 1226 rief nämlich der schwache, von den Preußen bedrängte Herzog Konrad von Masovien den bisher im Morgenlande thätigen deutschen Orden zu Hülfe. Hermann von Salza, der damalige Großmeister des Ordens, und des Kaisers Friedrich II. treuester Freund, sandte hierauf unter Hermann Balk zunächst 100 Ritter nach Preußen, wofür dem Orden unter Bestätigung des Kaisers und Papstes das kulmer Land und alle noch zu erobernden Länderstrecken abgetreten wurden. Der Orden war in seinen Kämpfen gegen die heidnischen Preußen sehr glücklich und erweiterte seine Besitzungen 1227 durch Verbindung mit den sogenannten Schwertbrüdern bis über Liefland hinaus. Bald aber entstanden unter den Rittern Streitigkeiten, der Orden gerieth in Verfall, und 200 Jahre nach dem ersten Auftreten desselben in Preußen konnten die Polen dem bisher so gefürchteten weißen Ordenskleide mit dem schwarzen Kreuze mit Erfolg im freien Felde Trotz bieten. Bei Tannenberg wurde im Jahre 1410 von König Wladislav IV. beinahe die ganze Macht des Ordens vernichtet. Er raffte sich zwar noch mehr als einmal zu heldenmüthigem Widerstande auf, und es wurde namentlich das feste Schloß Marienburg mit rühmlicher Ausdauer gegen mehrfache Belagerungen gehalten, aber die Zeit der Ritterorden war um; ein großer Theil des Ordensgebietes wurde schon im Laufe des 15. Jahrhunderts an Polen abgetreten, und 1525 nahm Markgraf Albrecht von Brandenburg-Anspach, der damalige Großmeister, der protestantisch geworden, den Rest des Gebiets als weltliches Herzogthum von Polen zu Lehen. 1566 ging auch Liefland dem deutschen Einflusse verloren, indem der dort selbstständig gebietende Heermeister Gottfried Kettler 1561 dieses Land an Polen abtrat und dafür vom polnischen Könige Kurland und Semgallen als erbliche, weltliche Herzogthümer zu Lehen nahm. Hiemit war das ganze, seit Jahrhunderten mit deutschem Blute gedüngte Land unter polnische Oberherrlichkeit gegeben, unter welcher es zwei Jahrhunderte blieb, bis mit den Theilungen Polens ein großes Stück davon wieder an ein deutsches Herrscherhaus, das preußische, fiel.

Ein interessanter Theil der Geschichte des deutschen Ordens, dessen dichterische Beschreibung die Feder eines Walter Scott verdienen würde, dreht sich um das neuerdings wieder restaurirte Schloß zu Marienburg, das in seiner gewaltigen Masse ein sprechender Zeuge von der ehemaligen Macht der Deutschritter ist. Passirt man die herrlich gebaute Eisenbahnbrücke über die Nogat, so erblickt man, beim zweiten gothischen Portal angelangt, die Trümmer der Vorburg und den sogenannten Buttermilchthurm unmittelbar neben sich, gerade gegenüber aber steigen die Zinnen, Thürme und Dächer der eigentlichen Burg vor uns auf. Vom Strome ist die Burg durch eine vom Alter geschwärzte Mauer getrennt, in welcher die Stümpfe zweier Rundthürme die Stelle des ehemaligen Wasserthores bezeichnen, von wo eine steinerne Brücke über die Nogat führte. Den imposantesten Anblick gewährt das sogenannte Mittelschloß mit seinen

Zinnen und den gemalten Bogenfenstern des Konventsremters (Konventssaals), sowie denen des Hochmeisterremters; die rothgebrannten Ziegel, welche das Baumaterial liefern mußten, haben von den Einflüssen des Alters und der Witterung die schönsten Schattirungen angenommen. Rechts an das Mittelschloß schließt sich das höher am Uferrande gelegene Hochschloß, der ältere Theil des Ganzen, an; ein überbrückter Graben trennt die beiden Gebäudemassen. Vom Hochschlosse, das lange zum Kornspeicher und ähnlichen zarten Zwecken dienen mußte, ist wenigstens noch der Wartthurm und die allerdings sehr mitgenommene Schloßkapelle sehenswerth. So gewaltig die Mauern auch des Mittelschlosses sind (die Dicke wechselt zwischen 10 und 12 Fuß), so elegant und bequem ist das Innere eingerichtet. Am Sehenswerthesten ist der Hochmeisterremter, dessen Gewölbe durch eine einzige, in der Mitte stehende achteckige Säule getragen wird, die schlank und lilienförmig vom Boden aufsteigt. Die Fenster sind von dem verstorbenen König von Preußen mit prächtigen Glasmalereien, die Wände mit Freskobildern geschmückt; das Ganze bildet ein Quadrat von 48 Fuß Seitenlänge. Nicht so elegant, aber durch seine Einfachheit und Würde imponirend ist der Konventsremter ebenfalls mit acht Bogenfenstern; er ist 96 Fuß lang, 48 Fuß breit und durch drei Säulen gleichmäßig abgetheilt. Auch die Fenster dieses Raumes sind mit prachtvollen, von der Provinz Westpreußen gestifteten Glasmalereien geschmückt. Sämmtliche Schönheiten der Burg aufzuzählen verbietet uns der Raum, und wir beschränken uns daher, des riesigen, 25 Fuß hohen Marienbildes zu erwähnen, das von dem mittleren Felde des Chores an der Ostseite der Kirche weit in's Land hinausblickt, es ist zugleich in Mosaik und in Hautrelief ausgeführt. Alle Gebäude der Burg zusammen bedecken etwa einen Flächenraum von 126,000 Quadratfuß; die Längenausdehnung beträgt 600 Fuß, die Breite auf der Nordseite (Mittelschloß) 265, auf der Südseite (Hochschloß) 150 Fuß. Das Hochschloß wurde von dem Landmeister



Das Schloß Marienburg in Ostpreußen.

Konrad von Thierburg begonnen und 1276 vollendet. Der Bau des Mittelschlosses wurde im Anfange des 14. Jahrhunderts begonnen, und 1309 zog der erste in Preußen residirende Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in dasselbe ein, obgleich noch bis 1340 daran gebaut wurde.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Tannenberg wurde Marienburg von den Polen und den heidnischen Litthauern belagert, und diese sollen, von einem Verräther darauf aufmerksam gemacht, ein Geschütz auf die Säule im Hochmeisterremter gerichtet haben, um das Gewölbe einzustürzen; die Kugel fuhr aber in das Kamin, wo sie noch heute gezeigt wird. Die Polen mußten damals wieder abziehen, aber am 7. Juni 1547 wurde die stolze Burg von den böhmischen Söldnern, welchen die verarmten Ritter dieselbe verpfändet hatten, an Kasimir von Polen verkauft. Allerdings wurde sie von dem kühnen Bürgermeister von Marienburg, Bartholomäus Blume, nochmals zurückerobert, aber 1460 ging sie wieder verloren, und der deutsche Patriot wurde von den Polen als Rebell hingerichtet. 1804 ward durch Kabinetsordre dem gänzlichen Verfalle des Schlosses Einhalt gethan, aber erst 1817 begann man ernstlich mit der Wiederherstellung der schon seit Jahren entweihten Räume, indem man zunächst 48,000 Fuhren Schutt wegschaffte; jetzt steht das stolze Bauwerk wieder in der alten Pracht da, ein wichtiges Stück Geschichte vor uns verkörpernd.

Das herrliche straßburger Münster, die ehrwürdigen Baudenkmale Lothringens sind immer noch durch Fremdherrschaft geschändet; jene Gegenden kann der deutsche Patriot bloß mit bitteren Gefühlen betreten. Möge das Wiedererstehen der herrlichen Burg in den Ostmarken des Reiches eine gute Vorbedeutung sein für die Wiedergewinnung auch der geraubten Grenzländer im Westen.

Der Räuber.

Von

Ludwig Uhland.

Einſt am ſchönen Frühlingstage
Tritt der Räuber vor den Wald.
Sieh! den hohlen Pfad hernieder
Kommt ein ſchlankes Mädchen bald.

„Trügſt Du, ſtatt der Maienglocken,“ —
Spricht des Waldes kühner Sohn —
„In dem Korb den Schmuck des Königs,
Frei doch zögeſt Du davon.“

Lange folgen ſeine Blicke
Der geliebten Wallerin,
Durch die Wieſengründe wandelt
Sie zu ſtillen Dörfern hin,

Bis der Gärten reiche Blüte
Hüllt die liebliche Geſtalt.
Doch der Räuber kehret wieder
In den finſtren Tannenwald.

Geschichtsbilder aus dem Salzburgischen.

II.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen,

der weise Staatswirth,

und der Zug der Salzburger durch Deutschland, 1732.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Das System des Schreckens hatte im salzburgischen Lande die sonst so freudige Weihnachtszeit von 1731 verdüstert. Die Ordensleute vom erzbischöflichen Hofe hatten Alles gethan, um einzuschüchtern, um zu schrecken, und die Eingeschreckten unter das Joch des Ordens zurückzubeugen. Sie hatten sich verrechnet; sie hatten ein Etwas nicht mit in ihre Rechnung hereingenommen, Etwas, das sie selbst nicht kannten, und nie an sich oder an Andern in ihrem Kreis erfahren hatten: die Kraft, welche das Wort Gottes gibt. Die in der Winterkälte der November- und Dezembertage von roher Faust fanatisirter Kroaten aus dem Lande getriebenen Märtyrer ihres Glaubens umfloß ein Heiligenschein; ihre Standhaftigkeit wirkte elektrisch auf die Gleichgesinnten, und entzündete in denselben den gleichen Muth, während die Leiden der Weggeschleppten das Gemüth zur innigsten Theilnahme stimmten. Auf das Tiefste ergriffen, schließen sich Viele freiwillig dem Zuge Derer an, welche die bischöflichen und die kaiserlichen Soldaten aus der lieben Heimat in die Verbannung treiben. Man solle sie doch auch mitnehmen, sie Alle, Alle, erschallt der begeisterte Ruf. Aber die Soldaten stoßen sie mit dem Gewehr zurück und mit Säbelhieben.

Es sind ihrer gegen anderthalbtausend, welche sich sogleich den Weggeschleppten als Auswanderer anschließen. Den Finanzleuten am Hofe kommt es denn doch bedenklich vor; sie erlauben sich Vorstellungen; sie meinen, wenn diese Schwärmerei weiter um sich griffe, würden nicht bloß Dörfer und Felder, sondern auch die fürstlichen Kassen leer. Diese letztern Auswanderer werden darum in der Stadt Salzburg hingehalten. Man zögert lange, ihnen die Pässe auszufertigen. Man greift die Einflußreichsten, die Lautesten, die Kühnsten unter ihnen heraus und führt sie in's Gefängniß. Man führt sie dahin über einen Hof, dessen Pflaster von geronnenem Blute dunkelroth ist. Man sagt ihnen, es sei das Blut ihrer hingerichteten Brüder. Das Blut war kein Menschenblut, es war absichtlich von den Männern des Ordens das Pflaster des Hofraums blutig gemacht worden; es sollte als Schreckmittel dienen. Aber auch der Anblick dieses Blutes, das die Mißhandelten für das Blut ihrer Brüder halten, bricht ihren Entschluß nicht, sie bleiben fest.

Auf der Salzach treiben menschenvolle Schiffe dahin, unter den Winterstürmen des Dezembers. Es sind die ersten Schaaren der in ihrer Ueberzeugung starken salzburgischen Auswanderer. Man hat sie endlich eingeschifft, zunächst 800 Köpfe stark. Sie schwimmen auf den leichtgebauten Fähren dem Inn zu, in welchen die Salzach einmündet, der bayerischen Grenze zu; und durch die kalte Luft schallen ihre frommen Lieder, im Wiederhall der Berge und Felsenwände. Kurz darauf schifft ein zweiter Zug, 500 Köpfe stark, die Salzach hinab. Es sind lauter Ausgetriebene, denen man keine Wahl gelassen, als dem Land oder ihrem Glauben den Rücken zu kehren; und denen schrieb die salzburgische Regierung in die Pässe, sie seien „freiwillig" ausgewandert, ganz freiwillig! Sie nehmen ihren Weg den preußischen Landen zu, diese, wie die Vorangegangenen.

Zwei der Abgeordneten, welche die Bedrängten in Salzburg im Sommer 1731 an den Reichstag nach Regensburg geschickt hatten, waren nämlich von da weiter zu demjenigen Fürsten gegangen, welcher zuvor schon sich ihrer mit kräftigem Wort angenommen hatte. Das war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Im November waren sie in Berlin eingetroffen, und hatten bei den Ministern und beim Könige selbst die freundlichste Aufnahme gefunden. Der König hatte ihnen zugesagt, alle ihre Glaubensgenossen, welche auswandern würden, sollen in seinen Landen eine gute Aufnahme finden. Reich beschenkt hatten diese Zwei — der Eine hieß Haldensteiner, der Andere Forstreuter — sich auf den Heimweg mit dieser Botschaft gemacht. Unterwegs schon stießen sie auf die ersten Schaaren jener landesverwiesenen Brüder.

Von diesen waren Einzelne schon unterwegs in Arbeit oder in Dienst getreten, oder hatten sich angelauft. Denn diese Salzburger wurden überall auf protestantischem Boden auf das Freundlichste empfangen, wo sie durchkamen. Die Weitersehenden am salzburger Hofe bestimmten den Fürsten, mit den Gewaltmaßregeln der Austreibung für jetzt stille zu stehen; die Zurückgebliebenen werden sich wohl eines Bessern besinnen und abschwören. Zu dem Ende wurde ausgesprengt, die bisher Ausgewanderten seien zu Grunde gegangen; das Elend in der Fremde habe sie aufgerieben. Die Einzelheiten ihrer Jammergeschicke wurden recht abschreckend ausgemalt. Diese Lügen einerseits und die Drohung mit demnächstiger Austreibung in das gleiche Elend für Alle, die nicht abschwören, andererseits — sollten miteinander die Bekehrung bewirken, an der die Beredtesten des Ordens Tag und Nacht arbeiteten. Aber die Lügen derselben wurden zu Schanden gemacht durch die wahre Kunde, welche aller Grenzüberwachung zum Trotz durch Personen und Briefe in's salzburger Land kam, über die Berge herein auf heimlichen Pfaden. Da erfuhren, die noch daheim waren, von ihren Brüdern draußen, daß es ihnen wohl gehe, und daß sie über die Maßen gastlich aufgenommen seien.

Im Februar 1732 erklärten darum abermals viele Salzburger, sie wollen auswandern, wenn man ihnen dazu Zeit lasse bis Ende April, bis die Stauden grünen, und wenn man alle ihre Brüder, die im Gefängniß schmachten, mit ihnen ziehen lasse. Gerade wegen der großen Zahl, und weil viele der Wohlhabendsten im salzburger Lande zu ihnen gehörten, war diese Frist für den Güterverkauf zu kurz, um so viel Liegenschaft inzwischen zu Geld machen zu können. Viel wurde verkauft, oft zu Spottpreisen. Aber an manchen Orten traten, wenn Altgläubige einen Kauf abschließen wollten, Beichtiger und Regierungsbeamte dazwischen, und ihre Drohungen, wenn Jemand den „Ketzern" abkaufe, wirkten abschreckender, als wenn ein förmliches Verbot ergangen wäre. So konnten die Meisten nur ihre fahrende Habe, nur ihren schönen Viehstand los werden, und auch das nur kaum zum vierten, ja sechsten Theile des wahren Werthes. Aber all' ihre liegende Habe, Häuser und Feldgüter, mußten sie als unverkaufbar zurücklassen, Manche sogar ihr Vieh; zurücklassen in den Händen ihrer Tyrannen und Austreiber; diese setzten sich als Verwalter und Nutznießer in Besitz derselben. Saßen einmal die Ausgewanderten im Preußenland an der Ostsee, wie war dann noch möglich, diese Verwalter zu einer redlichen Abrechnung zu bringen, oder gar sie zur Rechenschaft zu ziehen vor den Gerichten dieser salzburger Regierung.

So viel hatte die Verwendung des Königs von Preußen zwar bewirkt, daß den Auswanderern die reichsgesetzliche dreijährige Frist für den Verkauf ihrer zurückgelassenen Güter gewährt werden mußte. Die Ordensleute am salzburger Hofe stellten ihnen auch für diese Güter und ihr Eigenthumsrecht „Taxationsscheine" aus, und zwangen sie dabei, für diese Scheine eine theure Sportel zu zahlen.

Der böse Geist, welcher am salzburger Hofe das heiligste und beste Volksbildungsmittel, die Bibel, verfolgte und unterdrückte, der Geist jenes Ordens hatte jetzt über die weitersehenden Finanzleute gesiegt; und da seine Lügen enthüllt, seine Bekehrungsversuche gescheitert waren, so rächte dieser böse Geist der verfolgungssüchtigen Herrschgier sich dadurch, daß er da, wo die Auswandernden nicht in Massen abzogen, sondern aus ferneren Thälern in kleinerer Zahl dem

Vereinigungspunkt zuzuziehen sich aufmachten, wie ein Tiger auf die Beute sich warf.

Als die Stauden grünten, zogen gegen 13,000 Salzburger und Salzburgerinnen, außer den zuvor Ausgetriebenen, aus ihrem schönen Heimatlande, und auch ihnen wurde in die Pässe geschrieben, daß sie „freiwillig" auswandern. So spotteten ein paar hundert Sutanen am salzburger Hofe hohnlachend des Kaisers der Deutschen, der zu Wien saß, als der Letzte, als der Augustulus der Habsburger. Ueber 14,000 Salzburger waren im Ganzen bereits ausgetrieben, und der Reichstag zu Regensburg, gerade ein so prächtiges Exemplar von Staatsweisheit wie der Kaiser Karl selbst, hatte es bis jetzt zu nichts gebracht, als zu fortwährendem schriftlichem Unterhandeln mit dem salzburgischen Gesandten. Auch damals war man von reichstäglicher, wie heute von bundestäglicher Seite stark im Notenwechsel. Tausende der Ausgetriebenen waren schon in der Nähe Regensburgs, und der Reichstag war noch im Unterhandeln. Die Schande Deutschlands war so groß, daß außerdeutsche Mächte, welche den westphälischen Frieden gewährleistet hatten, im Angesicht der schamlosen Verletzungen desselben durch den salzburger Fürsten, den Schutz eines deutschen Reichsgesetzes und deutscher Reichsbürger, auf deutschem Boden, entrüstet in die Hand nahmen. Der Klageschrei der bedrückten Salzburger, für den man am Kaiserhofe zu Wien ein so schlechtes Gehör hatte, wurde gehört im ganzen Norden Europas, und ein allgemeiner Zornschrei über das in Salzburg mit Füßen getretene Recht antwortete dem Klageruf. England, Dänemark, die holländischen Generalstaaten, die Krone Schweden pochten in Wien durch ihre Gesandten an die Thüre des schlafenden Hüters der Gesetze und der Ehre des deutschen Reichs. In diesen Staaten waren die Gewissen frei, und darum war Bildung in diesen Staaten, bürgerliche Freiheit, Rechtsschutz und Rechtssinn. Der so aus dem Schlaf aufgeschreckte Kaiser Karl VI. erhob sich zu einer nochmaligen „Ermahnung" an den salzburger Erzbischof: „er solle mit seinen Unterthanen nach den Bestimmungen der Reichsgesetze verfahren; widrigenfalls würde er, der Kaiser, genöthigt sein, eine — Lokalkommission zur — Untersuchung ihrer Beschwerden anzuordnen"!!

Das war die letzte Großthat, zu welcher der deutsche Kaiser Karl VI. in der salzburger Sache sich aufraffte, einem Fürsten und einem Orden gegenüber, welche ihn, den Kaiser, in's Angesicht verhöhnten, indem sie einfach zurückberichteten, „die Auswanderer seien nicht vertrieben worden, sie selbst haben den Abzug noch vor Ablauf der dreijährigen Frist begehrt". Damit ließ es Kaiser Karl VI. gut sein. Es war höchste Zeit, daß neun Jahre nach diesem — Friedrich der Große in Deutschland auftrat, und den von Wien aus so sehr entwürdigten und preisgegebenen deutschen Namen vor dem Ausland und vor der eigenen Nation wieder zu Ehren brachte, dem deutschen Geist Raum und Luft errang. Ja, es war gut, daß es ein Königreich Preußen gab, und nöthig, daß schon im Jahre 1732, zur Zeit dieser salzburger Hofschandthaten, Friedrich's tüchtiger Vater „König" in Preußen war.

Da war ein Mann der That und der Kraft und des Verstandes. Er wurde der Beschützer der Unterdrückten, und legte dem salzburger Hofe das böse Thun. Im Februar 1732 erklärte der Preußenkönig, „wofern der Herr Erzbischof in Salzburg fortfahre wie bisher, würde er, der König, sich genöthigt sehen, auf alles katholische Klostergut in den preußischen Landen Beschlag zu legen". Da erschraken die reichen katholischen Stifte in Magdeburg und Halberstadt; und als Dänemark, Schweden und Holland dem Vorgange des Königs folgten und mit dem Gleichen drohten, da erschraken die Finsterlinge und Ordensleute in ostdeutschen Landen, und sie selbst drangen nun auf den salzburger Fürsten ein, andere Saiten aufzuziehen. Man lachte am salzburger Hofe nicht mehr; man wußte, der brandenburger Kurfürst mit der Königskrone war der Mann dazu, seine Drohung auszuführen; man hielt den Auswanderern weder Gut noch Kind mehr zurück; man trieb Niemand mehr aus.

Aber die Auswanderung war in Fluß, und schwoll immer höher an — durch den gleichzeitigen Erlaß des Preußenkönigs, der im Salzburgerlande wie im ganzen Reich veröffentlicht wurde. Darin stand, daß alle Salzburger, die ihres Gewissens halber ihre Heimatthäler verlassen werden, wie sie Regensburg erreichen, von Abgeordneten des Königs empfangen und von da an als preußische Unterthanen angesehen werden; Jeder werde von da an Reisegeld erhalten, jeder Mann täglich vier Gutegroschen, jede Frauensperson drei Gutegroschen, jedes Kind zwei Gutegroschen. Weiter stand darin, wie der König allen süddeutschen Reichsfürsten, durch deren Gebiet sie ziehen würden, sie als seine künftigen Unterthanen eindringlich empfahl, und wie er für jede Unbill, die ihnen hinsichtlich ihrer zurückgelassenen Güter noch angethan würde, Rechenschaft fordern und Vergeltung nehmen werde.

Wie einst sein Großvater, der „große Kurfürst", die bedrückten Hugenotten-Flüchtlinge Frankreichs aufgenommen, und nebendem, daß er so der Beschützer der Gewissensfreiheit wurde, mit den rechtschaffensten und gewerbfleißigsten Unterthanen seine Staaten bereichert hatte: so zeigte sich jetzt der Enkel als der einzige verständige Staatswirth auf einem deutschen Throne, neben dem Ruhme, Verfolgte zu beschützen; binnen kurzer Zeit hatte er eine Bevölkerung von mehr als 30,000 Seelen in seine Staaten gezogen, mehr als 20,000 davon auf Einem Landstrich beisammen, in Preußisch-Litthauen. In einer Zeit, in welcher in Deutschland nach dem Ausdruck des Prinzen Eugen „Theaterheldinnen und andere imponirende Weiber, listige Schwarzröcke, ja selbst der ehrwürdige Bart eines ränkevollen Juden das Schicksal von Land und Leuten entschieden", und sie ausbeuteten; in einer Zeit, in welcher Tonnen Goldes in Fastnachtslustbarkeiten, in Hoffesten, in Schaugepränge und Feuerwerken, im Wahnsinn des Luxus und in schlechter Staatsverwaltung aufgingen, gab es im deutschen Reich ein Land und einen Fürsten, welche Millionen von Thalern für die ausgewanderten Salzburger aufwandten, während deren eigener Landesfürst, um sie augenblicklich ausplündern und seine und anderer Leute Taschen vorübergehend mit dem Raub füllen zu können, sie austrieb, und sein Land, bald auch seine Kassen leerer machte. Und die Vertriebenen waren, wie Prinz Eugen sagt, gerade „die besten Staatsunterthanen".

Bald kamen aus deutschen Städten und andern Ländern, namentlich aus Holland, ähnliche Einladungen, wie von Preußen. Aber der größte Theil der Salzburger wollte beisammen bleiben in der neuen Heimat, und nahm seinen Weg nach Preußen; einzelne Familien blieben zwar auch von Denen, die jetzt nacheinander auszogen, schon im Württembergischen und in den fränkischen Reichsstädten sitzen; Andere wandten sich nach Holland, England und Schweden, und es gab auch solche, die hinüberschifften nach Nordamerika, nach Pennsylvanien. England gab sich viele Mühe, diese Salzburger für sich zu gewinnen, und der englische König veranlaßte eine Sammlung für sie in allen Staaten Europas, soweit diese durch die Gewissensfreiheit und die bürgerliche Freiheit zeigten, daß sie christlich waren. Diese Sammlung brachte gegen 900,000 Gulden zusammen, welche unter die Auswanderer zu Regensburg, zu Halle, zum Theil schon an den Grenzen Schwabens und Frankens vertheilt wurden. In Württemberg selbst, wie in den schwäbischen Reichsstädten Augsburg, Ulm, Memmingen, Kaufbeuren und Kempten und andern, war schon für die ersten Auswandererzüge freudig von Haus zu Haus gesammelt und gegeben worden, und die Regierungen dieser Städte, wie die in Württemberg, hatten ihr Volk aufgefordert, „ein Jeder solle diesen Brüdern nach Vermögen an die Hand gehen".

Aber so groß auch die brüderliche Liebe in Gaben, Pflege und herzlicher Theilnahme war, die sie draußen fanden, so

sehr sie diese mit Mitteln unterstützte und zugleich das Herz ihnen stärkte: so gehörte bei ihnen doch eine große Kraft der Ueberzeugungstreue und hoher Muth dazu, das schöne Heimatland und alle süßen Bande, die sie von Kindheit daran knüpften, zu lassen, und Hunderte von Stunden davon weg in ihnen ganz unbekannte Gegenden zu übersiedeln. Und Salzburg ist nicht ein schönes, sondern ein wunderschönes Land.

Von da an, wo der Großglockner, die höchste Spitze des salzburgischen Hochgebirgs, Salzburg von Tyrol scheidet, scheint es, als habe die Natur Alles aufgehäuft in diesem salzburger Ländchen, was sie Malerisches, Großartiges geben konnte. Das Salzachthal, die Heimat der meisten Auswanderer, ist gerade romantischer und reizender, als die andern Alpenthäler: das Pinzgau mit seinen reichen Partieen von Naturschönheiten ist ein Garten Gottes im großartigsten Styl, und die Thäler von Gastein sind eine Mosaikstickerei aus Seen, lieblich und klar wie der Himmel, aus rieselnden und rauschenden Bächen und Flüssen, aus grünenden Wiesen und obstreichen Gärten, aus Städten, Flecken und Dörfern, aus Höhen und Wäldern, aus majestätischen Schneebergen, Felsen und Gletschern. Die Bergwerke geben Silber und Gold, Kupfer, Eisen und andere Mineralien; vom Salzreichthum hat das Land seinen Namen; es hat Ueberfluß an Fischen; und die große Zahl der Pferde, der Rinder, der Schafe und der Ziegen, welche an den Abhängen weiden, beweisen den Naturreichthum des Landes. Aus Schneefeldern hervor brechen die wunderbaren heißen Quellen, deren Heilkraft so viele tausend Kranke aus aller Welt schon dankbar haben kennen lernen; und heimgekehrt haben diese den Ihren erzählt von dem herrlichen großen Königssee und von den idyllischen und lieblichen andern Seen, von den prachtvollen Wasserfällen, die jetzt donnernd über ungeheure Steinwände herabstürzen, jetzt in zartem Staube versprühend niedergleiten, schäumen und plätschern, oben zwischen dunklen Föhren, unten zwischen Blumen und üppig grünen Matten.

Mit so einem wunderbaren Lande wächst der Mensch, der darin geboren und aufgewachsen ist, ganz zusammen; sein Herz, seine Empfindungen, sein Auge, seine Lebensweise und sogar seine Sprache hängen mit dieser Alpenlandschaftsnatur innig zusammen; und wenn er sich davon losreißt, so geht ein Riß durch sein ganzes Wesen; und die Salzburger, welche sich davon losrissen, bewiesen eben damit, daß sie Menschen edelsten Schlages waren, denen das Geistige, das Glück, frei ihrem Glauben leben zu können, höher galt als Alles. Auch Andere haben Stall, Haus und Hof und Aecker verlassen, um anderswo frei ihrer Ueberzeugung leben zu können; aber nie haben Menschen in Masse um der geistigen Güter willen eine so schöne Heimat, und so viel darin zurückgelassen und zum Opfer gebracht, als diese 30,000 Salzburger.

Sie zogen nicht bloß für sich durch das deutsche Land; sie hatten eine höhere Sendung: ihr Wanderzug durch die deutschen Gauen sollte befruchtend, erweckend und stärkend wirken. Seit Jahren hatten die meisten Hofkreise, Beamten und städtische Aristokratie alles Höhere bei Seite gesetzt und sich gewöhnt, ganz im Materiellen, in Geld und Genuß aufzugehen, und Seele und Seligkeit um die Eitelkeiten der Welt zu verkaufen. Darauf spekulirten die listigen Feinde des Lichtes und der Freiheit. Da ließ Gott die 30,000 Salzburger durch das geknechtete und verkommene Deutschland ziehen, aus der noch nicht von französischer Hofkultur angefressenen Alpenwelt, als lebendige Beispiele dafür, daß es etwas Höheres gebe, als Geld und Sinnengenuß, und daß edle Menschen für diese höheren Güter Alles opfern können und müssen, was sonst das Leben schön macht.

Sie gefielen überall, wo sie durchzogen, diese Salzburger. Sie gefielen ebenso durch ihre Sitte und ihr schlichtes Wesen, wie durch ihr Aeußeres. Es ist ein schöner, kräftiger Menschenschlag, das Volk aus den Alpenlanden des Salzachthales. Diese Männer mit dem großen Filzhut, dem kurzen Rock, der buntfarbigen Weste, den breiten, faltigen Hosenträgern und dem zierlich ausgenähten Ledergurt, der kurzen Lederhose und den Schnürstiefeln, hatten eine Art melodischer Eleganz in ihrer Tracht; ebenso die Frauen und Mädchen im vielfaltigen, kurzen, blauen Rock mit dem knapp anschließenden, schwarzen Mieder von eigener kurzer Taille und rothem, geschnürtem Latz über dem Busen; das Haar entweder in zwei Flechten getheilt und auf den Rücken herabhängend, oder auf dem Hinterkopf in einen Knotenpunkt geschlungen und durch einen Pfeil von Horn, Messing oder Silber befestigt; darüber den spitzen Filzhut mit schmaler Krempe und den Blumenstrauß auf dem Hute.

So, schön und ansprechend auch im Aeußern, zog das glaubenstreue Völkchen durch die deutschen Gaue. Bekannt ist, durch die ganz darauf gebaute, herrliche deutsche Dichtung Goethe's „Hermann und Dorothea", das schöne Abenteuer, das sich auf dem Durchzuge durch Bayern zutrug. Eine Schaar Salzburger kam in ein Dorf am Fluß Altmühl, bei Altmühl-Münster. Die Altmühl ergießt sich bei Kehlheim in die Donau. Der Vorfall spielt also in der Gegend zwischen Kehlheim, dem Eichstädtischen und Oettingischen. Da wurde ein reicher Grundbesitzerssohn vom Anblick einer ausgetriebenen Salzburgerin, von ihrer Gestalt, ihrem Thun und Wesen, so im Herzen ergriffen, daß er sich sogleich still entschloß, sich mit ihr, oder mit Keiner, zu vermählen. Diese liebliche Begebenheit erzählt Göcking in seiner Geschichte der salzburgischen Auswanderung, welche nur zwei Jahre nach dem Vorfall, nämlich im Jahre 1734, im Druck erschien, mit allen Hauptzügen ganz so, wie sie der große Dichter, von seiner Meisterhand ausgemalt, uns und allen Zeiten vor Augen gestellt hat. Er hat nur von seinem poetischen Rechte Gebrauch gemacht, als er noch wenig dazu erfand, da der vorgefundene Stoff in so wundersam anmuthigen Grund- und Nebenzügen sich ihm so reich ausgestattet schon an die Hand gab, als er diesen Stoff zum idealen Kunstwerk erhob und verklärte.

Göcking erzählt die erste Begegnung, die Heimkehr, den anfänglichen Widerspruch des Vaters gegen eine so arme Schwiegertochter, die Willenskräftigkeit des trefflichen Sohnes, seine Blödheit und Ungeschicktheit in seiner Brautwerbung; ebenso, wie sie ihm in das Haus, wo sie als Magd einzutreten wähnt, sittsam folgt. „Der Vater," so schließt Göcking seine Erzählung, „stand in Gedanken, als hätte der Sohn dem Mädchen sein Herz eröffnet. Daher frug er sie, wie ihr denn sein Sohn gefalle, und ob sie ihn denn auch gerne heirathe? Die Salzburgerin aber erwiederte, man solle sie nicht foppen; zu einer Magd habe man sie verlangt, und zu dem Ende sei sie seinem Sohne nachgegangen. Wolle man sie dazu annehmen, so wolle sie allen Fleiß und Treue beweisen; foppen aber lasse sie sich nicht. Nun entdeckte ihr der Sohn die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Haus geführt. Das Mädchen sah ihn darauf an, stand eine kleine Weile still, und sagte endlich: ‚Wenn es denn Euer Ernst ist, daß Ihr mich haben wollt, so bin ich es auch zufrieden, und will Euch halten wie mein Auge im Kopf.' Damit griff sie in ihren Busen und zog einen Beutel heraus. ‚Und das ist mein Mahlschatz,' setzte sie hinzu. Es waren 200 Dukaten darin."

Es waren unter den ersten Ausgewanderten sehr Reiche, welche damals, als sie auswanderten, noch vor dem Erlaß des Preußenkönigs, keineswegs Aussicht hatten, daß nur ein Stück ihres zurückgebliebenen Reichthums ihnen nachfolge. Als Einer davon, der ein ausgedehntes Hofgut und 100 Stücke Vieh in seinen Ställen zurückgelassen hatte, gefragt wurde, wie er es habe über sich bringen können, auf so viel Reichthum zu verzichten, da antwortete er: „Wenn ich gestorben wäre, so hätt' ich das ja auch verlassen müssen." Gelehrte Deutsche, die sich unterwegs in Deutschland mit ihnen in Unterredung einließen, verwunderten sich über die trefflichen Antworten, welche diese Bibelleser aus den salz-

burger Bergen in Glaubenssachen ihnen gaben, über ihre Kenntnisse darin und über ihr klares Denken. Wie die Züge, welche auf der württembergischen Grenze herüber kamen, so wurden auch die, welche bei Donauwörth oder Nördlingen den Boden Gleichgesinnter betraten, als Glaubenshelden und Märtyrer empfangen, geehrt, geliebt und beschenkt; denn diese vielen Tausende wurden von den salzburgischen Kommissären in sehr viele Züge zertheilt, und sehr verschiedene Straßen wurden ihnen angewiesen, auf welchen sie aus Salzburg hinaus, durch das Bayerische weiter ziehen mußten.

Wohl that den Vertriebenen die Liebe und Ehre, die sie in Stadt und Land, von Donauwörth, Nördlingen und Augsburg an, bis an die Ostsee erfahren hatten. Wie diese Städte, so wetteiferten Nürnberg, Erlangen, Schwabach, Darmstadt, Frankfurt a. M., Leipzig, Halle, Wittenberg, Magdeburg und alle andern großen und kleinen Städte, die Durchziehenden zu bewirthen, zu beherbergen, gastlich und brüderlich zu beschenken.

Nach langer Zeit war über das deutsche Volk wiedergekommen, was lange nicht dagewesen war: ein höherer Schwung, eine schwärmerische Erhebung des Herzens und des Gemüthes. Schon das Nahen der Salzburger entzündete ein heiliges Feuer; ihr Dasein entflammte es noch höher; als sie längst vorübergezogen wären, glühte das Feuer noch lange fort. Diese leibhaft vor Augen dahinziehende Freudigkeit männlicher und weiblicher Aufopferung für die idealen Güter des Lebens, gleich schön in äußerer Erscheinung und in der Idee, in dem Geiste, der in diesen Salzburgern lebte und aus ihrem Auge und ihren Worten blitzte,

Die Salzburger vor dem König von Preußen im Schloßgarten von Potsdam. (S. 254.)

weckte elektrisch die seit lange nur noch unter der Asche glimmenden Funken einer vor einem Jahrhundert auch dagewesenen ähnlichen Begeisterung in Hunderttausenden von deutschen Herzen, am Neckar, an der Donau, am Main, am Rhein, an der Elbe und an der Weser. Die vielen Hunderte von Städten und Städtchen, durch welche die Salzburger zogen, glichen ebenso vielen Altären, welche, lange todt gelegen, plötzlich leuchteten im schönsten Opferfeuer von Ober- bis Niederdeutschland.

Die Hauptmasse der Salzburger empfing zu Regensburg der Bevollmächtigte des Königs von Preußen, Göbel, und wies ihnen in verschiedenen Richtungen ihre Weiterreise an; einigen Zügen den Weg über Magdeburg, anderen den Weg über Stettin; dem größten Theile über Berlin an die Ostsee, denn Preußisch-Litthauen war ja das Land, worin sie ihre zweite Heimat finden sollten. Sie wurden überall reich beschenkt mit Geld, mit Leinwand und Tüchern, mit Büchern und andern Gaben. Viele wollten Geld nicht annehmen; denn ihre Feinde hatten, wie ihnen zu Ohren kam, ausgesprengt, „sie seien ausgezogen, Geld zu sammeln, das sehe man ja, und nicht des Gewissens halber". Der Neid auch anderer Leute mißgönnte ihnen hie und da die Gaben der Liebe, wegen ihrer Größe. Als sie zu Frankfurt a. M. durchzogen, war gerade die frankfurter Messe. Was sie da kauften, wurde ihnen umsonst abgelassen; kein Kaufmann nahm Geld von ihnen an, und man bewunderte die Bescheidenheit dieser einfachen Thalleute aus den Alpen, die so wenig annahm, wo man so viel ihr bot. Zu Leipzig sagte eine salzburgische Wöchnerin beim Abschied, sie habe in ihrem Leben nicht so viel Groschen beisammen gehabt, als jetzt Dukaten.

Am 29. April 1732 traf der erste Zug in Potsdam ein, und der König und die Königin ließen sich die Ankömmlinge im Schloßgarten vorstellen. Der König, überrascht durch die trefflichen Antworten, wie durch das edle Wesen dieser einfachen Gebirgsleute, redete auch einen vierzehnjährigen salzburger Knaben an. Ueber den hatte er gehört, er habe beide Eltern verlassen, welche noch des ursprünglichen Glaubens seien. „Wie kannst Du das verantworten?“ fragte der König. — „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth,“ versetzte der Knabe von den salzburger Bergen. — „Was willst Du nun aber ohne Vater und Mutter anfangen?“ fragte der König weiter. — „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf,“ antwortete dieser.

Klein und Groß hatte den Beifall des Königs. „Ihr sollt's bei uns gut haben, Kinder!“ sprach er, und ließ sie königlich beschenken und bewirthen. Die Königin ließ eine schöne Salzburgerin in der Tracht ihrer Heimatberge abmalen und ihr Bild im Schloß Monbijou aufhängen. Die angesehensten Salzburger und Salzburgerinnen zog sie zu ihrer Tafel. In Berlin sammelten sich an 18,000 derselben, und ganz Berlin wetteiferte, sie zu erfreuen und zu beehren. Da gab es Auftritte rührendster Art, weil hier verschiedene Auswandererzüge nach einander zusammentrafen. Was zusammengehörte und unterwegs sich unfreiwillig getrennt und verloren hatte, fand sich hier wieder zusammen, Ehegatten, Eltern, Kinder, Geschwister, Verwandte, Freunde und Nachbarn. Ueberall, von Schwaben und vom fränkischen Lande an, war ihr Empfang in allen Städten ein feierlicher gewesen. Geistlichkeit, Schuljugend, ein Theil der Bürgerschaft holten sie vor den Thoren ein und führten sie singend durch die Volksreihen in die Stadt und durch die Straßen. Wo sie hinkamen, sang ihnen das Volk den alten urchristlichen Gesang aus der Märtyrerzeit der ersten Jahrhunderte, „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“, zum Gruß entgegen, und vom Kirchthurm herab bliesen die Posaunen die Weise des Gesangs; die Vertriebenen aber antworteten meist darauf mit Anstimmung ihres Wanderliedes, des „Exulantenliedes“, das Einer aus ihrer Mitte gemacht hatte, und Inhalt und Melodie ergriffen alle Zuhörer. Dieses Lied mit seinen tief aus dem Grunde des Herzens gezogenen Klagelauten und seinem starken, frommen Muth wirkt noch heute auf uns herzergreifend. Auch dieses Lied in seiner einfachen Schönheit zeugt durch seine Form schon für den höheren Grad der Geistesbildung dieser Landleute. Es hat Plastik, und man hört und sieht sie singen und ziehen, wenn man die Strophen dieses Liedes liest, acht an der Zahl, wovon der vierte und der sechste also lauten:

Ob mir der Satan und die Welt
All' mein Vermögen rauben,
Wenn ich nur diesen Schatz behalt,
Gott und den rechten Glauben. — —

So geh' ich heut' von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen —
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus —
Zu wandern fremde Straßen. —

Sie hatten auch noch andere Lieder, die sie sangen, und die aus ihrer Mitte gemacht waren. In Darmstadt waren sie mit dem Liede Luther's: „Eine feste Burg ist unser Gott“ eingezogen, und alles Volk hatte in diesen Choral mit eingestimmt. Als sie aber ihres Weges weiter zogen, sangen sie ihrer eigenen Lieder eines, das einen siebenzeiligen Versbau hatte. So war auch ihr Einzug in Berlin. So sehr ihnen Ehre und Gutes im höchsten Maß angethan wurde, so blieben sie doch bescheiden und nüchtern, und überall hinterließen sie nur Lob. Von Stettin fuhren sie zu Schiff bis Königsberg, und von da wieder landeinwärts in die neue Heimat. Denn diese, Preußisch-Litthauen, lag noch über Königsberg hinaus gegen Mitternacht; das alte Samland, zwischen dem Pregel, dem Frischen-Haff, dem Kurischen-Haff und der Ostsee. Es war die Landschaft, deren Küsten schon im Dufte der Vorzeit durch die Bernsteinfischerei berühmt waren. Das Land war eine weite, fruchtbare Strecke, aber schwach bevölkert; freilich kein südliches Alpenland, sondern ein nordisches Flachland. Da war kein Berg zu sehen, nicht einmal ein Hügel unterbrach die Einförmigkeit der Ebene; aber das fanden sie hier auch, was im Süden das Aug' ergötzt hatte, Seen und Flüsse, von denen die Landschaft durchschnitten war, und fette Triften. Im Juni 1732 kamen die ersten Züge hier an, und begannen sich die fleißigen Hände zu regen, im Bauen des Bodens und der Wohnungen. Alles gab der kluge Staatswirth, der die preußische Krone trug, ihnen unentgeldlich dazu, und große Freiheiten.

Da erstanden unter dem Zusammenwirken der edlen Hände und Herzen dieser vertriebenen Salzburger auf demselben Boden, wo bisher Oede war, und erst durch ihr Dasein die letzten Auerochsen in den schönen Waldungen verschwanden, zauberartig schnell die vielen Höfe, die Dörfer und eine Stadt, die jetzt weltberühmt ist, sowohl durch einen der größten deutschen Männer, der dort Regierungspräsident war, durch Herrn von Schön, welcher mit Stein in diesem Jahrhundert Preußen aus dem Ruin neu aufbaute, als durch den vorleuchtenden Freisinn der Einwohner, deren helle Denkungsart und deutsche Gesinnung. Diese Stadt, die es vor den Salzburgern nicht gab, heißt — Gumbinnen. Noch heute erinnert der „Salzburger“-Hospital jeden Fremden daran, was hier die Salzburger-Ansiedlung gethan hat; aber ebenso auch die Blüte aller Gewerbe und der fleißige und geschickte Anbau weit umher. So viel vermag, so schön ist und wirkt der „Glaube“, welcher „denkt“. Die aus dem südlichen Himmelsstrich an die wogende Ostsee verpflanzten Salzburger wurden hier Musterbürger des preußischen Staates, und sie überwanden das Heimweh, weil sie denkende Menschen waren, und hier Freiheit des Denkens und Glaubens hatten, neben dem Wohlstand; denn auch hier fanden sie fruchtbare Aecker und Wiesen, Wald und Jagd, Fischerei und Gelegenheit für jede Art der Viehzucht, besonders für Zucht trefflicher Pferde.

So ergab sich's von selbst, daß die Auswanderung dahin noch vier volle Jahre nachdauerte, und zwar nicht bloß aus dem Salzburgischen, sondern auch aus den an Salzburg grenzenden Alpenlanden. In Salzburg selbst waren die Ordensleute thätig, nach allen Richtungen in den Bergen auszusprengen die Ausgewanderten seien alle umgekommen; ein Theil sei auf der See im Sturm untergegangen, ein anderer Theil sei von den Polen todtgeschlagen worden; ja Viele habe der König von Preußen selbst erschießen lassen „als Rebellen“, weil sie sich den Befehlen „dieses harten Mannes“ nicht haben fügen wollen. Die Briefe der Ansiedler aber, mit den Schilderungen ihrer glücklichen Verhältnisse, entkräfteten diese Lügen. „Da lautet es anders,“ sagten die zurückgebliebenen Freunde, machten sich auch auf und zogen haufenweise der Ostsee zu. Sie fanden, wie ihre Brüder zuvor, dieselbe freigebig herzliche Aufnahme von König und Volk der Preußen.

So hatte der salzburger Erzbischof durch böse Rathgeber sich des Kerns seiner Unterthanen beraubt, mehr als 30,000 Einwohner verloren. In Preußen grünten durch diese die Oeden, in Salzburg verödeten die zuvor blühendsten Bezirke; die Thäler waren menschenleer, und das ruchlose Wort des schwachsinnigen Fürsten hatte sich schrecklich und nur zu bald erfüllt in den wüste liegenden Aeckern, auf denen Dornen und Disteln wuchsen. Selbst seine reichste Einkommensquelle drohte darunter zu versiegen, das Riesensalzbergwerk des Dürnberges, dessen Sohle die Salzstuben von Hallein speist. 750 Bergknappen, fast alle Arbeiter dieses Werkes, folgten ihren Brüdern in die Lande, wo man freier athmete, und das Werk stand längere Zeit still. Die Kasse des salzburger Fürsten aber war es nicht vornehmlich, in welche das Meiste von dem Raub an den Vertriebenen floß, sondern andere Taschen. Die Unterhaltung der österreichischen Besatzung im Lande für die vier Monate kostete 1,400,000 Gulden. Um

diese Kosten zu decken, wurden alle Einwohner des Landes mit erhöhten Steuern gedrückt. Wohl rief man zur Einwanderung überall auf, aber die also ruchbar gewordene finstere Wirthschaft in diesen Bergen war für keinen ehrbaren Menschen verlockend. Die Meisten, die sich herbeiziehen ließen, waren Abenteurer, Aushauser und Bettler. Das Salzburgerland ist seitdem nie wieder zu seiner alten Blüte gekommen. So bös und häßlich ist und wirkt der „Glaube", der nicht „denkt", und der Glaubensdruck.

Preußen aber hatte viel Segen von dieser Staatsweisheit des Königs von da an bis auf den heutigen Tag. Der Zug der vertriebenen Salzburger durch Deutschland war schon an und für sich eine schwere Niederlage für die Bestrebungen der Finsterlinge, und gleich darauf bewährte sich in den Kämpfen Friedrich's des Großen gegen Oesterreich die durch jenen Zug vielfach neu entzündete Glaubenskraft der Preußen. Aber auch sittlich und finanziell gewann Preußen fort und fort dadurch. Sechsundsiebenzig Jahre waren seitdem vergangen, da hatte der dritte Nachfolger des staatswirthschaftlichen königlichen Beschützers der Salzburger durch die Folgen der jenaer Schlacht und anderer unglücklichen Schlachten all' sein Land und Reich verloren bis auf eine einzige Stadt, bis auf Memel, unweit der Ostsee, und auf einem Meierhofe dabei speisten der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise auf irdenen Tellern. Das Silber war ausgegangen. Da kam eines Tages aus ihrer nahen Heimat herüber eine Bäuerin mit einem Korb, begleitet von ihrem Manne mit einem Korb. Die Bäuerin brachte der Königin schöne Butter und sagte treuherzig: „Wir haben gehört, daß der König Geld brauchen kann. Wir bringen Euch unser Erspartes; wir statten damit nur den Dank ab für das, was des Königs Großvater unsern Großvätern Gutes gethan hat." Der Bauer öffnete seinen Korb: es waren einige tausend Thaler darin. Diese opferfreudige Treue stärkte das Herz der Königin und des Königs in diesen Unglückstagen. Die Geber waren Beide Nachkommen jener salzburger Landleute aus Preußisch-Litthauen.

Eine appenzellische Kriminalgeschichte.

Aus den „kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz"
von
Eduard Osenbrüggen.

Auf dem Heimwege vom Fronleichnamsfeste in Appenzell nach ihren Wohnungen in der Gemeinde Gonten gesellten sich zwei junge Mädchen zu einander, die von Kindheit an wohlbekannt, ja befreundet waren. Die Eine, Anna Maria Koch, eine der schönsten Appenzellerinnen, neunzehn Jahre alt, war groß und stark, die Andere, ein Jahr jünger, klein und schmächtig, aber besser gekleidet als die Erstere. Sie trug den Hauptschmuck der appenzeller Mädchen, die silberne Brustkette, die nach dortiger Anschauung nothwendig ist, um einem Mädchen früh einen „Hochzitер" zuzuwenden. Anna Maria hatte zwar ohne Kette einen Bräutigam erhalten, aber sie fühlte sich arm und unbedeutend ohne Silberkette, und das führte sie zu dem teuflischen Entschlusse, ihre Begleiterin zu morden und zu berauben. Es mag auch Eifersucht im Spiel gewesen sein. Unter dem Vorgeben, ihr Paternoster verloren zu haben, leitete die Koch jene eine Wegstrecke zurück bis zu einem Wassertobel hin, und als das jüngere Mädchen eifrig nach dem Paternoster suchte, wurde sie von der Koch ergriffen, der Kette beraubt und in den Tobel gestürzt, wo sie elendiglich umkam. Die Leiche wurde an demselben Tage gefunden, und Anna Maria Koch war am Abend unter den Mädchen, welche an der Bahre beteten. Alsbald lenkte zwar der Besitz der Kette den Verdacht auf die Mörderin, sie wußte denselben aber durch eine schreckliche Lüge von sich abzuwenden. Als man sie in's Verhör nahm, sagte sie aus, sie habe die Kette von ihrem Bräutigam erhalten, und die Annahme, daß dieser, ein starker Mann, die Unglückliche in den Tobel gestürzt habe, fand mehr Glauben, als daß ein junges Mädchen ihre Freundin sollte gemordet haben. Für den jungen Burschen begannen nun unsägliche Untersuchungsqualen. Zu den einfachen Prügeln kamen die qualifizirten, das „Bocksfutter" genannt, oder er mußte einige Stunden krumm liegen, indem ihm Hände und Füße zusammengebunden waren, und der kleinste der hölzernen Käfige war sein Gefängniß. Seine kräftige Konstitution ließ ihn aber alle diese langdauernden Qualen aushalten; er gestand nicht, was er gestehen sollte. Währenddessen war Anna Koch in Freiheit und kam mehrere Mal auf ihrem Wege nach Appenzell in die Nähe der Mordstätte, an der sie immer rasch vorbeieilte. Eines Abends ging sie in Begleitung mehrerer Mädchen von Appenzell zurück. Sie war still in sich gekehrt und nahm an den Gesprächen wenig Theil; plötzlich wurde ihr Blick wild, und auf den Wassertobel hinzeigend rief sie: „Luget da!" Die Mädchen sahen aber die weiße Gestalt nicht, welche der Mörderin erschien. Durch diesen Vorfall machte sie sich wieder bei Einigen verdächtig, Andere fanden aber ihre Aufgeregtheit begreiflich, ohne sie für die Schuldige zu halten. Man konnte es auch nicht auffallend finden, daß sie, so oft sie nach Appenzell kam, im Rathhause nach ihrem bisherigen Bräutigam sich erkundigte, allein die Frau des Landweibels, der die Aufsicht über die Gefangenen hat, schöpfte Verdacht aus der Art und Weise, wie sie jenes that, und als sie eines Tages wieder vorfragte und zu erkennen gab, daß es ihr lieb wäre, wenn Jener ein Schuldbekenntniß ablegte, da sagte die Weibelsfrau: „Am Ende hast Du doch den Mord begangen!" Die Koch wurde blaß und zitterte, und als man sie nun scharf vernahm, gestand sie ihr Verbrechen. In dem vorläufigen Urtheil des Wochenraths nebst Zuzug wurde dann am 27. November 1849 der Anna Maria Koch, Retsennen Gnazi's Mädel, auf Hütten, Gemeinde Gonten, das Leben abgesprochen. Sie wurde fleißig von der Geistlichkeit besucht und aufgefordert, sich auf ihren Tod vorzubereiten, aber alle Tröstungen der Religion wies sie von sich und erklärte, nicht sterben zu können. Am 3. Dezember versammelte sich der Große Rath oder zwiefache Landrath, um endgültig über Leben und Tod zu entscheiden. Ihr Vater, und dringender noch ihre Schwester flehten für sie um Gnade, aber 92 gegen 6 Stimmen sprachen das Todesurtheil aus. Als die Arme vor die Schranken des hochnothpeinlichen Gerichts auf den Markt geführt werden sollte, kniete sie nieder und war nicht zum Aufstehen zu bewegen; sie rang mit den Bütteln und mußte von vier Männern geschleppt werden. Während das Todesurtheil verlesen und der Stab zerbrochen wurde, schrie sie fortwährend, sie könne und wolle nicht sterben, so daß die Verlesung des Urtheils von Wenigen verstanden wurde. Auch jetzt wies sie den Beistand des Predigers von sich; ihr Geschrei und ihr Widerstreben steigerte sich und sie mußte auf einen Schlitten gebunden werden, der sie zum Rabenstein schaffte, wo ein Scharfrichter aus Altstätten im Kanton St. Gallen die Enthauptung vollziehen sollte. Mit allem Aufwand ihrer Kräfte rang sie mit den Henkersknechten, und es dauerte lange, bis man sie auf den Stuhl gebunden hatte. Aber ihr Widerstreben hörte nicht auf, sie zog fortwährend den Kopf zwischen die Schultern, wenn der Scharfrichter zum Schlage ausholen wollte; schrie in herzzerreißender Weise und zerriß die Bande. Nach langem vergeblichem Bemühen, die Hinrichtung zu vollziehen, berichtete der Reichsvogt an den noch auf dem Rathhause versammelten zwiefachen Landrath und ließ anfragen, was unter solchen Umständen zu thun sei. Er erhielt die kurze Antwort: „der Scharfrichter müßte sehen, wie er mit ihr fertig werde." Die Verurtheilte, welche mittlerweile Hoffnung geschöpft hatte, es werde ihr das Leben geschenkt werden, von dem sie nicht lassen wollte, erneuerte ihren Widerstand, und das qualvolle Ringen begann wieder. Da trat ein alter grauer Mann

Natur sich wild von Gebirgsbächen, so daß sie keinen Lauf mehr haben. Wiederum aber eine Strecke weiter, wo infolge der Ebene das Wasser sich ruhig dahinbewegt, sind sie wieder ausgezeichnet schiffbar, haben Fährverkehr, entwickeln Handel, Industrie, und die prachtvollen Flußlandschaften wirken auf Reisende.

Zeitlänge in hohen Norden.

Mitternacht Sonne.

Wenn im hohen Norden die Nacht bis Mitternacht sich hinzieht, dann, sprechen wir, ist es Abend. Es scheint in diesen hohen Breiten die ganze Mitternacht hindurch, wie bei uns der Abend, die Sonne. Wenn sie dann wieder aufsteht, ist es Morgen.

Zeitgleichung der Sternenzeit.

So oft wir hier Nächte durch Mitternachtssonne, Tage, Wochen, Monate, Jahre durch Zeitgleichung, Sternenzeit, Sternenjahr, Zeitlänge, Zeitlänge, Zeitlänge sagen, so oft wir hier in Worten die Zeit messen wollen, so oft wir hier Zeitlängen, Zeitlängen, Zeitlängen sag

Eine echte Seeschlange.

Von

Hans Wachenhusen.

Die Sucurujuba oder Wasserboa im Kampfe mit dem Ochsen.

Kein Theil der Erde ist wohl so überreichlich mit ekelhaftem Gewürme gesegnet, wie Amerika von den beiden Karolinas an bis zu den Steppen der La Plata-Staaten. Im Norden sind es namentlich Florida mit seinen unüberseh-baren Sümpfen und die morastigen Strecken von Louisiana, Alabama ꝛc., welche von Reptilien wimmeln, im Süden ber-gen die sumpfigen Gründe in den Urwäldern Brasiliens nicht minder furchtbare Ungeheuer, unter welchen die Alligatoren ihrer unglaublichen Vermehrung wegen oben anstehen. Bei Weitem seltener, aber nur um so schrecklicher sind dagegen die Wasserschlangen, welche oft über 20 Fuß lang werden. Dieselben waren früher, im 16. und 17. Jahrhundert, viel

häufiger als jetzt, und bildeten eine große Plage für die Anwohner der Sümpfe und Lagunen. Der große See in der Nähe von Bahia war vor 300 Jahren weit und breit berüchtigt wegen seiner gräßlichen Bewohner; die Umgebung desselben war gänzlich verödet, und nur eine einsame Kapelle stand am Rande der traurigen Sümpfe. Im Jahre 1576 ließ sich ein Fremder, mit den Gefahren des Ortes unbekannt, durch die angenehme Kühle desselben verleiten, auf der Schwelle des Kirchleins Siesta zu halten. Ein lebhafter Schmerz weckte ihn aus seinem Schlummer, und man denke sich seinen Schrecken, als er sich beim Erwachen von den zermalmenden Ringen einer furchtbaren Schlange umfangen sah. Glücklicherweise gelang es ihm, mit einem freien Arme sein Messer zu erhaschen und es der mordlustigen Bestie in's Genick zu stoßen, worauf sie augenblicklich todt war. Diese Schlangen haben nämlich kein so zähes Leben wie die anderen, und ein kräftiger Schnitt über den Rückgrat macht ihnen den Garaus. Ein andermal bemerkte ein Ansiedler der Provinz Pernambuc, daß von seinen Rinderheerden kurz nach einander jedesmal ein Stück fehlte. Er glaubte Anfangs, dieselben haben sich im Walde verlaufen; als sich aber der Fall immer wiederholte, fand er es doch auffallend und beschloß, sich am Rande der Lagune, wo die Heerden zur Tränke gingen, auf die Lauer zu legen, da er irgend einen Buschlepper im Verdacht des Raubes hatte. Nicht lange lag er im Gehöricht, so kam auch schon die Heerde durch's Gebüsche dahergetrabt. Eine Zeitlang bemerkte er nichts Auffallendes; aber plötzlich entstand eine Bewegung unter den Thieren, und er sah, wie sie entsetzt davon galoppirten, bis auf eines, welches wie unter dem Einflusse eines ungeheuren Schreckens gebannt stehen blieb, immer nach einem Punkte starrend. Der Mann wußte nicht, was er denken sollte, als er plötzlich vom Gipfel eines kleinen im Sumpfe stehenden Baumes einen langen Gegenstand pfeilschnell durch die Luft schießen und sich auf das Rind stürzen sah. Im Augenblick bildete das Ganze nur einen Knäuel sich bäumender und kämpfender Glieder. Bald aber wurde das arme Thier ruhiger, und der Pflanzer sah jetzt, daß dasselbe von einer ungeheuren Wasserschlange überfallen sei, welche mit ihrem Schwanze den Baum umschlungen hielt und nun strebte, das überfallene Thier nach demselben hin in's Wasser zu ziehen. Bei diesen Bemühungen streckte sie sich aus, so lang sie konnte, und hatte nur noch die Dicke eines sehr starken Taues. Der Pflanzer benützte dieß, und aus seinem Hinterhalt hervorstürzend trennte er mit einem kräftigen Messerschnitt den Rückgrat des Ungethüms, so daß die Schlange augenblicklich todt am Boden lag und ihre Ringe sich lösten. Das Rind war nach mehreren Wochen nicht wieder hergestellt, da ihm mehrere Knochen zerbrochen waren, und mußte daher gleichfalls getödtet werden. Jetzt sind diese Ungeheuer glücklicherweise viel seltener geworden, und werden in leicht zu berechnender Zeit vollends ganz vertilgt sein.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von **W. Hassauer.**

(Fortsetzung.)

7.

Wie nun die Freileute auseinander gingen, die Sonne mochte auf dem halben Wege zum Untergange sein, standen Martin Blink und Paul noch an ihrem Fenster in der Hütte. Sie hatten kein Wort von dem Gekeife der Aeltesten verloren und Martin trieb es hinaus, einen Mord zu verhindern. Er winkte Paul und Beide traten zur Hütte hinaus.

Ebenso ruhig als Blink den ganzen Vorgang beobachtet hatte, ebenso tief war die Aufregung Paul's. Während die Aelteste zum Grafen sprach, hatte sich der Marquis de la Croix allmälig Veronika genähert, die vor Schreck und Angst auf's Höchste erregt und wie im Fieber bebend die Augen geschlossen und den Kopf mit den aufgelösten blonden Haaren auf den Stein gestützt hatte, um wenigstens nicht sehen zu dürfen, was, wie sie fürchtete, sich um sie her zutragen würde. Der Marquis hatte sich anfangs zu ihr herabgebeugt und leise zu ihr gesprochen, dann, als sie regungslos in ihrer Stellung verblieb, hatte er sich leise neben sie gesetzt, eine ihrer Hände ergriffen und ihre Taille umschlungen. Sie schien das eben so wenig zu empfinden, als sie vordem seine Worte gehört.

Paul hatte das Gebahren des Marquis mit der heftigsten Bewegung gesehen. Noch nie zuvor hatte er so seltsam und mächtig empfunden, was er für Veronika fühle, und dennoch hätte er in diesem Augenblicke nicht zu sagen gewußt, ob diese heiße Empfindung in ihm Liebe sei oder Haß. Ihm war, als müßte sie aufspringen und des Marquis Arme von sich stoßen, und als dieß nicht geschah, wandte er sich ab, sich fragend, was es ihn auch anginge, ob sie diese Berührung dulde und welches Recht er überhaupt habe, sich darum zu kümmern. War sie ja eine vornehme adelige Dame und er ein namenloser Vagabund, heimatlos in die Welt hinausgestoßen, von der er, der arme Junge, so wenig wußte, wie der junge Falke, der um seinen alten Thurm flatterte.

Er faßte nach dem Armbande unter seiner Weste. Sein Blut rollte heiß; ein unsagbar böses Gefühl ergriff ihn; in seine Augen stiegen Thränen. Ihm war, als müßte er nun das goldene Kleinod herausreißen und Veronika vor die Füße werfen, dann sich von ihr abwenden und nimmer, nimmer zu ihr zurückkehren. O Erdenleid, das ihn quälte!

Mit solchen Gedanken näherte er sich der Stelle, an der Veronika und neben ihr der junge Marquis saß.

Der Marquis hob den Kopf und sah Paul verwundert an, als dieser neben ihm stand und ohne seiner zu achten mit trauriger Stimme ihren Namen rief: „Onika!“ — Veronika fuhr auf wie aus tiefem Schlafe, und wild um sich blickend und den Marquis von sich stoßend, sprang sie auf und warf sich Paul an die Brust. „O, nun ist's gut, nun ist Alles wieder gut! ich habe ja Dich, Paul, lieber Paul, o laß mich unter diesen Menschen nicht allein, o schütze mich vor diesem, mir graut vor ihm!“ rief sie und schlang die Arme um seinen Hals, den Kopf an ihn schmiegend. — Der Marquis schien vor Verwunderung starr. Er blickte mit aufgerissenen Augen und offenem Munde bald Veronika an, bald Paul, der ihn mit festem, drohendem Blicke maß. „Voilà! welch' angenehme Bekanntschaft in dieser verdammten Wildniß, schönes Mühmchen! mille tonnères, Sie scheinen an diesem jungen, biedern Mosjeh im Zwillich einen lieben Bekannten gefunden zu haben, vielleicht die Amour aus der Veste, von der mir die Frau Gräfin heute morgen eben erzählte, als uns von diesen Briganden so übel mitgespielt ward.“ — „Herr, wer Sie auch sein, wie Sie auch heißen mögen ...“ — „Henri, Marquis de la St. Croix, du Mont-Claironval!“ schrie der Baron, sich präsentirend, Paul entgegen. — „Nun meinetwegen, Herr Marquis so und so, ich heiße Paul Butterfaß und wünsche,“ dabei trat Paul, Veronika an der Hand, dem Marquis einige Schritte fest entgegen, der erschrocken zurückwich, „ich wünsche, daß Veronika fortan unbelästigt von Ihnen bleibt, andernfalls ...“ — „O bitte, bitte, mille fois bitte ich, gar nicht weiter nöthig, sehe schon, wie die Sachen stehen, werde nicht weiter stören, durchaus nicht.“

Der Marquis war komplimentirend und sich geschmeidig verbeugend retirirt und näherte sich dem Grafen von Ziegenruck, mit dem er sich sofort in ein leises eifriges Gespräch vertiefte, nicht ohne dann und wann einen giftigen Blick nach Veronika und Paul hinzuwerfen, die sich unter dem Schattendach einer nahen Eiche am Rande der Lichtung niedergelassen. „O Paul,“ sprach Veronika, das bleiche Gesicht an seine Schulter lehnend, „der Schreck, als uns die wilden Freileute in der Waldschlucht ergriffen, wir drei ein-

gen der abschüssigen Fahrstraße wegen zu Fuß, während die Tante in dem fortjagenden Wagen vor uns entkommen ist, der rasche Gang über die Berge bis hieher, die Angst vor der Aeltesten, die über Onkel den Richtspruch that, kaum, daß ich mich aufrecht halte; könnte ich ruhen, nur eine Stunde lang." — „Nur einen Augenblick, Onika," sprach Paul hastig, „noch einmal trennen sich unsere Wege, ich gehe morgen, heute Nacht noch nach Koblenz hinab als Bote, Dich und den Marquis auszulösen und euch dann dort hinab zu geleiten, Martin will's so, was aber dann, wenn Du dort unten in Sicherheit bist? O Veronika, ich hab's in dieser Stunde empfunden — ich liebe Dich, ich kann nicht leben ohne Dich," er umfaßte sie und zog sie heftig an sich, „o sag' es mir noch einmal, versprichst Du mir, mich immer zu lieben?" — Veronika hob das bleiche Gesicht und sah ihm schmerzlich lächelnd in die brennenden Augen, seine Hände mit den ihrigen umfassend. „O Paul, mißtraue meinen Worten nicht! Und magst Du's wissen, ich liebe Dich von ganzer Seele und von ganzem Herzen, mehr wie Alles, Alles auf der Welt; ist's Sünde, was ich für Dich fühle, so will ich's büßen. O Himmelsluft und Erdenleid! Doch wie kann es Sünde sein, da Gott es mir in's Herze gelegt, und sterbensselig und himmlisch froh und glücklich macht es mich, und das macht die Sünde nicht, darum will ich daran halten ewiglich." Sie sank an seine Brust und er drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne. Ihre Hände lagen still in einander. — „So komm' nun, Onika, ich führe Dich zu den Frauen! Fürchte Dich nicht! Sie werden Dir ein Lager geben, da magst Du schlafen bis morgen. Ich wache über Dich." Er leitete sie nach den Hütten, wo die beiden jungen Mädchen sie ihm aus dem Arme nahmen und besorgt und freundlich blöde in das Innere geleiteten.

Der Abend war indessen hereingebrochen und die Sonne längst hinunter. Im Schatten lag der stille tiefe Erdenwinkel, verschleiert von den feuchten Nebeln, die aus den Gründen ringsum stiegen und schwer über die Felswand und die Bäume hingen.

Wie der Mond allmälig heraufkam, schien er roth durch den Nebel, kaum daß er einen helleren Schimmer über den freien Platz goß.

Jedes Geräusch war verstummt. Der Marquis war neben dem am Baume gefesselten Grafen an einen Stein gelehnt eingeschlafen; auch die beiden Freileute, die ihnen für die Nacht zu Wächtern gestellt waren, nickten neben einander sitzend, halb träumend, halb wachend. Neben ihnen trieb der schwarze Manel seinen Unfug unverdrossen, unbeirrt durch Tag und Nacht. Unruhig, schlaflos fuhr er raschelnd wie eine Schlange bald hierhin, bald dorthin im Grase, zwischen den Steinen und Baumstümpfen, wo er sich etwas bewegen sah und hörte, sei es eine Eidechse, die er dann ergriff und den Schläfern über das Gesicht laufen ließ, daß sie aufgeschreckt hastig um sich schlugen, sei es ein Käfer, den er geschickt haschte, dem er dann kichernd und singend die Beine ausriß, worauf er ihn über sich in die Luft schnellte.

Paul hatte sich in einen Winkel der Hütte gelehnt, in der Veronika schlief. Er sah in die Nebel. Er dachte an Erdenleid und Himmelsluft.

An sein Ohr drang da ein leiser Gesang durch die Nacht. Zwei weiße Gestalten schwebten Hand in Hand und zum Takte der einförmigen Melodie sich neigend, sich beugend, sich zu einander, von einander geschmeidig wendend, daher und heran an eine aus dem Sande ragende Felsplatte. Einmal schritten sie wie feierlich um dieselbe herum und waren dann mit leichtem und hörbarem Sprunge der nackten Füße hinauf. Es waren die beiden jungen Mädchen, hochaufgeschürzt, in leichtem Nachtkleide. Oben standen sie still und lauschten hochaufgerichtet, regungslos wie Marmorbilder aus alter Zeit, dann begannen sie wieder, die schwarzen Augen nach dem Monde gerichtet, den leisen, eintönigen Sang. Wieder bewegten sie die schlanken jugendlichen Leiber und neigten sich und beugten sich geschmeidig im Takte, die nackten weißen Arme zum Monde erhebend, bald flehend und sehnsuchtsvoll, bald fromm anbetend, bald erschreckt abwehrend; dann kniete abwechselnd eine auf der Mitte des Steins, das Gesicht aufwärts, und um sie herum schwebte an ihrer Hand tänzelnd die andere auf Fußesspitzen in immer engeren Kreisen, bis sie ermattet Beide neben einander sanken und sich umarmend verschlungen in einander auf dem Steine ruhten.

Paul hatte athemlos dem reizenden und wieder gespenstischen Treiben zugeschaut. Die Augen halb schließend, glaubte er sich von einem lieblichen Traumgesichte umfangen, bald wieder aufblickend, fühlte er allmälig seine Empfindung von dem märchenhaften Anblick wunderbar auf's Tiefste ergriffen und gefesselt. Es kam ein Sehnen und eine süße Gewalt aus dem zauberischen Tanze über sein Herz, ihm war, als sei seine Seele in Eins und ein Untheilbares mit denen verflossen, deren Herzen über dem alten urewigen Gesteine lebendig warm pochten und fieberhaft klopften. Es zog ihn dorthin mit unaussprechbarer süßer Gewalt, und dennoch hielt ihn wieder ein Unerklärliches an der Stelle fest. Seine Brust schwoll und drohte zu springen. Er wollte, wollte dorthin, aber seine Füße fesselte ein unbezwingliches Gewicht wie eherne Ketten.

Da sprang plötzlich Manel kreischend und pfeifend aus dem Gebüsche nach den Hütten. Ihm nach knallte ein Flintenschuß, pfiff eine Kugel. Die Mädchen sprangen auf und huschten davon.

Die Wachen des Grafen fuhren blitzschnell in die Höh', ihre Büchsen im Anschlage. Aus dem Dickicht rief es laut: „en avant, camarades! en avant!" und dorthin krachten die Büchsen der beiden Wächter.

Ein lautes Geschrei von da folgte und ein Haufe kurfürstlicher Grenadiere drängte aus dem Gebüsche vor. Gewehre und Degen blitzten.

Aus den Hütten sprangen die Freileute; die Männer mit Waffen sich den Soldaten entgegenwerfend, die Weiber und Kinder schreiend, heulend. Ein Auftritt entsetzlicher Verwirrung folgte. Flintenschüsse leuchteten durch das Dämmerlicht herüber und hinüber, ein Schreien hie und da wie im Todesschmerz, scharfe Hiebe auf Eisen fielen; Fluchen und Hülferuf und Geheul dazwischen. Dunkle Gestalten verwirrt im Knäuel durcheinander. Doch bald ward es stiller. Die Ringenden, Flüchtigen, Kämpfenden sonderten sich.

Vor der Ueberzahl der Soldaten waren die Freileute davon gesprungen, mit sich reißend und rettend, was zunächst lag. Im Busch wußten sie sich sicher zu verbergen, da wagte sich Niemand hinein; da fand sie Niemand, von da konnten sie ihre Flucht ungefährdet fortsetzen.

In die Hütten war Feuer geworfen. Das trockene Holz, das Laub und die Lager brannten lichthell und beleuchteten die wüste Szene, über sich eine dunkle, funkensprühende Rauchwolke emporwirbelnd.

Drei von den Freileuten lagen todt am Boden; einer wälzte sich blutend im Todeskampfe im Gras und Sande umher, neben ihm kniete seine Frau und raufte sich heulend die Haare. Auch einer der Grenadiere lag mit zerschmettertem Schädel da, zwei andere schwer verwundet, blutend zwischen den Steinen.

Der Marquis war aus dem Gebüsch, in das er sich beim Beginne des Ueberfalls verkrochen, zögernd und scheu hervorgeschlichen und nun mit dem Offizier des Kommandos bemüht, den Grafen loszubinden, der aus einer tiefen Schenkelwunde blutete, die ihm der schwarze Manel im Davonspringen mit seinem Messer beigebracht.

In der Mitte eines Haufens Grenadiere standen Simeon, die Aelteste, zwei Frauen, die beiden jungen Mädchen und Paul, dem eine Kugel in der Schulter steckte, gebunden.

Der Graf hatte sich müde und matt auf einen Baumstumpf gesetzt, Veronika neben ihm. Der Offizier und der Marquis beriethen mit ihm, was weiter zu thun sei.

Ein Entschluß war bald gefaßt. Wachen wurden aus-

gestellt; für die Lebenden Lager von Laub und Zweigen bereitet; die Verwundeten nothdürftig verbunden und gebettet, die Todten bei Seite geschafft. Das Feuer ward erhalten und genährt, und um seine warmen hellen Flammen lagerten sich die Grenadiere und Gefangenen.

Allgemach ward es wieder still ringsum. Die Nebel hatten sich verzogen. Der Mond schien klar und warf nun helles Licht und breite Schatten über den wüsten Plan, wo dicht neben einander Lieb' und Haß, Trübsal und Freude, Leben und Tod schlummerten und wachten.

Die Schritte der Wachen, hin und wieder das Geklirr ihrer Waffen, ein gedämpftes Anrufen, ein verhaltenes Stöhnen der Verwundeten war vernehmbar; dann wieder die Stille der heiligen Nacht.

8.

Im letzten Sonnenscheine schimmert rothgoldig der zerklüftete Felsenhang des Ehrenbreitstein und leuchtet hoch über die duftigen Schatten hinaus, in denen unten Koblenz liegt und der Rhein. Ueber den grünen Bergen um ihn her ist's feierlich still. Sie athmen die Kühle nach dem Sonnenbrand, der an sie geprallt und die Trauben gereift, die schwer und voll der köstlichen Thorheit die Ranken zur Erde beugen. Ihre Wurzeln saugen das Wasser der Erde in sich und die Glut der Sonne wandelt es in den Feuertrank, aus dem die Menschen Himmelsluft trinken und Erdenleid, Begeisterung und Elend.

Unten im Rheine aber spielen die grünen Wellen mit dem zitternden, flimmernden Bilde, an dem die alte Bastei dort oben sich nimmer satt sehen mag, obwohl manches Jahr vergangen, daß sie zum ersten Male sehnsuchtsvoll in das flüchtige Wasser hinabgeschaut. Sie steht oben fest und ernst und unten fließt es rauschend und ewig lebendig an ihr vorüber. Nicht lange währt's, dann ist die Welle, die oben freundlich hinaufblickte, weitab und bringt der Nordsee den deutschen herzlichen Gruß und die alte deutsche Klage.

Und die liebe Sonne Gottes, die so freundlich alle Tage in der Höh' und Tiefe die Zauber des ersten Lichttages uneigennützig wiederholt, trägt ihren Trost in jeden Raum. In das vergitterte runde Fenster der Kasematte auf der Festung oben vergißt sie nicht mitleidig einen letzten glührothen Liebesblick hineinzuwerfen. Das gewölbte Gemach überfliegt davon im Purpurschein.

Das matte, bleiche Gesicht Paul's, der am Fenster sitzend sehnsüchtig in die Weite starrt, erröthet davon wie in neuer Gesundheit. Das Fieber, das ihn ergriffen, als er in jener Nacht bei den Freileuten im Taunusthal verwundet und mit ihnen zusammen fortgeführt ward, ist endlich gewichen. Sein Körper aber hat die frühere Jugendkraft und Fülle noch nicht wieder erlangt. Aber die größer aufgeschlossenen dunklen Augen und die fester hervortretende Stirne sprachen von Gedankenarbeit und Leiden.

Das kleine, hochgewölbte Gemach ist in gefälliger Weise freundlich hergerichtet. Die alten schwarzen Mauern mögen sich wundern! Ein großblumiger Fußteppich bedeckt die Steinfließen; ein hohes Bett, ein weicher hoher Lehnstuhl, zierliche Tischchen mit eleganten Nöthigkeiten für die Toilette, Blumenvasen, Krystallflaschen, ein paar Bücher darauf bilden die Ausstattung, seltsam genug für einen Kriminalgefangenen, der bei offener Gewalt gegen des Kurfürsten Truppen in flagranti ergriffen ist.

Im Schlosse rasselt und klirrt der Schlüssel, die Thüre öffnet sich langsam und schwer. Der Gefangenwärter, ein untersetzter behäbiger Mann mit grauem, aber vollem Haupthaar und pfiffigem Blick, im stark gerötheten Gesicht und der in's bläuliche schimmernden Nase unverkennbare Siegeszeichen über manches geleerte Faß, tritt mit einem verdeckten Korbe ein. „So!" stöhnt er, den Korb auf einen Stuhl stellend, „wird einem sauer gemacht das Bischen Leben, gewissermaßen sehr sauer gemacht! O Gott und Herr, wie groß und schwer! Trepp' auf, Trepp' ab, alle Tage, die Gott gibt, immer dasselbige, wenig Geld und magere Kost, gewissermaßen sehr magere Kost. Nun, Paulchen, hier ist sein Essen und Getränk, das nothdürftige Getränk schickt die gnädige Frau Kriminaldirektorin, gewissermaßen er, der Herr Direktor. Hat heut' einen schweren Tag gehabt, gewissermaßen sehr schweren Tag. Hat der Oberst von Mintwitz einen Bauern beschuldigt, ihm sein Pferd gestohlen zu haben, seinen Fuchs mit den drei weißen Füßen. Der Bauer streitet und behauptet, er habe den Fuchs schon lange und der Fuchs habe vier weiße Füße. Der Fuchs wird vorgeführt, gut, und siehe da, er hat vier weiße Füße, gewissermaßen vier. Wie entscheidet der Herr Direktor? o, ein feiner Kopf, ein gewissermaßen sehr feiner Kopf; wenn der Fuchs vier weiße Füße hat, so hat er auch drei weiße, das ist logisch, sagt er, folglich, sagt er, ist's des Obersten sein Fuchs und der Bauer hat ihn gestohlen. O, ein gerechter Richter, Paulchen, ein gewissermaßen sehr gerechter Richter!" Er stellt während des Geplauders ein paar Teller mit Schinken, Eiern, Käse und drei langhalsige Flaschen mit zwei Gläsern auf den Tisch und setzt sich ohne Weiteres recht breit auf einen Stuhl daneben, die Hände behaglich über den wohlgerundeten Bauch faltend und den Tisch mit Schmunzeln überblickend. „Nun, wie wär's, Paulchen? langen wir nicht ein wenig zu? Ein wenig, ein wenig gewissermaßen zu Ehren der Frau Direktorin?" — „Danke, danke, Herr Weich, danke, bin aber schlecht bei Appetit, Sie wissen ja, keine Bewegung, kein Appetit." — „Ja, ja, Paulchen, nun ein Gläschen wenigstens, gewissermaßen mir zu Liebe, eff' ja auch nichts. Na, so setzen wir uns. Meine Zeit ist kurz, das Leben ist auch kurz, gewissermaßen sehr kurz und will benützt sein, Paulchen." — Paul kannte seinen Mann. Er setzte sich neben ihn und füllte die Gläser. Während er nippte und ein paar Schnitten Schinken aß, machte sich Herr Weich behaglich und erfolgreich über das Essen und das Getränke her, das denn auch allgemach verschwand, während Konsument in gleichem Maße heiterer und gesprächiger wurde. — „So, so ein trautstes, trautstes Weibchen, eine treue Gattin, eine besorgte Mutter, ein liebevolles Herz, gewissermaßen sehr liebevoll, die Frau Direktorin von Schwächlein, Paulchen, und o, eine Matrone, welch' eine Matrone! sollten sie nur einmal sehen, eine hübsche, gewissermaßen eine sehr hübsche Frau, fragt immer nach Ihnen und wird Ihnen nichts übrig bleiben, als ihr persönlich, gewissermaßen in Person zu danken für alle liebe Wohlthaten." Er entkorkte behaglich die zweite Flasche. — „Gewiß werde ich das, Herr Weich, weiß auch nicht, womit ich alle diese Freundlichkeit verdient habe. Meine Mitgefangenen haben es wohl nicht so gut, Herr Weich? Die Aelteste und Simeon und dessen Frau und die beiden jungen Mädchen?" — Herr Weich sah ihn lächelnd seitwärts an und dann in sein volles Glas, als ob er in dessen Tiefe etwas suche. „O die haben es auch gut, Paulchen, Alle haben es sehr gut!" — „Und wo sind sie denn? Habe sie heute Morgen meine Thüre nicht vorbeikommen hören wie sonst alle Tage." — „Wo sie sind?" Herr Weich zog die Nase des Niersteiners mit weiten Nasenflügeln ein. „Nun, sie sind todt, Paulchen, gewissermaßen sehr todt!" — „Herr Weich, Sie scherzen!" rief Paul, erschrocken aufspringend, „todt?" — „Gewissermaßen Alle sehr todt, Paulchen! Aufgehenkt am Galgen unten neben dem Helfenstein auf dem Richtplätzchen heute früh, Alles nach Urtel und Recht, gewissermaßen nach Urtel und Recht!" — „Allmächtiger Gott," rief Paul, „von dem Manne will ich schweigen, aber weßhalb sind die Frauen gehenkt, Weich? Reden Sie! was haben die Frauen und die jungen Mädchen begangen, daß sie mit dem Tode büßen mußten?" — „Begangen? Begangen? weiß nicht, Paulchen, kümmert mich nicht, ist nicht meines Amtes, etwas zu wissen!" Herr Weich schenkte sich behutsam ein neues Glas ein, „aber was sollte man mit ihnen anfangen? Sie länger sitzen lassen, hätte ein schmerzliches Geld gekostet, gewissermaßen sehr schmerzliches Geld, und da man nun einmal beim Hängen

war, nun, so hing man gleich Alle, Paulchen, gewissermaßen Alle, aber nach Urtel und Recht, nach Urtel und Recht! O sie wurden nicht schlecht gehenkt, wahrhaftig nicht schlecht! War ein großes Spektakulum; der Graf Ziegenruck war auch dabei und viele Französische vom hohen Adel; wollten namentlich gerne sehen, wie sich die beiden jungen Dinger, gewissermaßen sehr hübsche junge Dinger dabei benehmen würden. Und wollt's fast nicht glauben, der von Ziegenruck, daß Ihr auch gehenkt wurdet, Paulchen, Ihr auch mit unter den Gehenkten wäret, ist's nicht drollig?" — „Ich, Herr Weich, besinnt Euch, ich?" — „Nun, freilich Ihr, freilich, standet auch auf der Liste der zu Hängenden. Da aber die Frau Direktorin Euch nicht gehenkt haben wollte, sondern lieber lebendigen Leibes, so that ihr der Herr Direktor den Gefallen wie immer, und hing einen Andern an Eurer Statt, einen jungen Burschen, der wegen Verdachts eines Diebstahls saß, Paulchen, und so wurdet Ihr nicht gehenkt, Paulchen, gewissermaßen gar nicht." — „Herr Weich, das ist ja entsetzlich, wie mit dem Leben dieser armen Leute umgegangen wird!" — „Entsetzlich?" Herr Weich war am letzten Glase und die Teller leer, „gewissermaßen entsetzlich, ja wohl, das läßt sich aber bei uns schon thun, und doch ganz nett, ganz nett, daß Ihr am Leben seid, nicht wahr? und das dankt Ihr wiederum der Frau Direktorin, die es

Ein Abenteurer der Revolution: Paul bei Frau von Schwächlein. (S. 263.)

gut mit Dir vorhat, wenn Du artig und höflich sein willst, Paulchen, liebes!" Herr Weich packte das Eß- und Trinkgeschirr mit etwas unsicheren Handbewegungen ein, und fuhr dabei fort: „Nun, so kann ich meiner gnädigen Frau Direktorin also submissest berichten, daß Dir Speise und Trank gemundet hat, gewissermaßen gut gemundet, Paulchen, und Du wirst morgen früh Dich bedanken kommen bei der Frau Direktorin, so sagtest Du doch, wie? sie hat es gut mit Dir vor und wird Dir ein Stübchen anbieten, ein sehr bewohnbares Stübchen, nicht gar weit von ihrem, um als Schreiber, gewissermaßen als Schreiber beim Herrn Direktor zu fungiren, Paulchen, und Du wirst klug sein und zusagen; Alle, die klug sind und zusagen, haben es gut, sonst, sonst könnte sich irgend Jemand zur Unzeit erinnern, daß Du doch eigentlich nicht gehenkt bist, Paulchen, gewissermaßen gar nicht! Nun, gute Nacht, gute Nacht, also morgen früh neun Uhr, die Frau Direktorin hat es gerne früh neun Uhr, hole ich Dich ab, bedenk's Dir und sei dankbar, gewissermaßen sehr dankbar, Paulchen, nun gute Nacht, gute Nacht!"

Herr Weich verließ das Zimmer mit Beinen, die unter dem Gewichte der drei Flaschen Niersteiner, von denen Paul nicht ein halbes Glas getrunken, nicht unerheblich von der menschenüblichen Gewohnheit des Gehens abwichen. Auch das Zuschließen der Thüre schien dem ehrenwerthen Sub-

alternen der Gerechtigkeit mehr als gewöhnliche Mühe zu verursachen, indem er draußen wiederholt und ernstlich den Schlüssel anklagte, daß er ihm den pflichtschuldigen Gehorsam ohne Urtel und Recht, gewissermaßen sehr ohne Urtel und Recht verweigere. Endlich war's ihm doch zufälliger oder vielmehr auffälliger Weise gelungen, des Schlosses Herr zu werden. Die unregelmäßigen Schritte verloren sich weiter und weiter im langen Korridor.

Paul stand vor dem Fenster und blickte finster hinab in den Nebel, der aus dem Rheinthal stieg und jeden Fernblick verschloß, hinauf an die alte Bastei zu seiner Rechten, auf der die Schildwache das Gewehr im Arm langsam hin und her schlenderte, gleichförmig wie der Pendel an der Uhr, und sich ein Lied pfiff. Dann kehrte er sich ab und maß sein kleines Zimmer bald schneller, bald ruhiger, je nachdem ihn die Gedanken bald vorwärts trieben, bald ruhiger ließen.

Schon die wenige Zeit, die er ferne von seiner Abgeschiedenheit in Bardenfels in der Welt verlebt, enthüllten ihm ein wüstes, verkommenes Gegentheil von dem Bilde, das er sich in seiner Einsamkeit geträumt und aus den Lehren des ehrwürdigen alten Geistlichen, der seinen und Veronika's Unterricht geleitet, und ihm mit Ernst und Verständniß die Tiefen der klassischen Studien geöffnet, aufgebaut hatte. Seine Eltern hatte er nie gekannt; er wußte nicht, was Mutterliebe, Mutterherz ist, hatte nicht empfunden, wie der Gedanke an die Mutter für das ganze Leben das Gemüth beseeligt und beruhigt und Trost gibt. Von seinem Pflegevater war er sich nicht bewußt, je einen Beweis von Zärtlichkeit empfangen zu haben. Er war ihm stets mit einer gewissen kalten, wiewohl dienstbeflissenen Freundlichkeit begegnet, die seinerseits wieder eben nicht mehr als eine gleichartige Erwiederung hervorgerufen hatte. Das Fräulein, wie Beate von denen im Schlosse meist genannt ward, war ihm immer auf's Liebreichste zugethan gewesen, ja, es dünkte ihm wie ein Traum, daß er sie nicht selten über seinem Bette weinend und betend gesehen, als er noch klein war und mit Spielzeug seinen Ernst und mit Gedanken sein Spiel trieb; doch das war lange her! Sie war es gewesen, in deren Schooß, an deren weiches Herz er sich vor den Drohungen und Schlägen des Junkers Peter geflüchtet, wenn diesen der Unmuth über die bösen Zeitungen aus Paris oder das Uebermaß des Weines antrieb, seiner üblen Laune an irgend Jemand im Burgfrieden Luft zu machen.

Und Veronika? o das war der Stern in seinem jungen, stillen Leben, an dem sein ganzes Gemüth hing mit unendlicher Lieb' und Treue. In den glücklichen Tagen ihres Beisammenseins hatte sich sein Dasein unbewußt an ihrer Liebe gesonnt und nun in seinem Leide war sie sein Trost, von dem Licht und Wärme kam über sein Herz, über seine Hoffnungen und Entwürfe für die Zukunft.

Als er sich entkleidet und auf sein Bett geworfen, zog er unter der rothen gestickten Sammetweste, die er nebst allem Zubehör eines modischen Anzuges und einer wohlgefüllten Börse von der Frau Direktorin geschenkt erhalten, das goldene Armband hervor, dessen kostbarer Stein mit dem Geier selbst in dem Dämmerlichte, das ihn umgab, hell schimmerte. Er küßte das Geschmeide. Hatte es doch ihre schöne kleine Hand umschlossen. Er küßte es noch einmal! wo weilte sie jetzt, diese zierliche weiße Hand, die so warm und innig fest in der seinen geruht? Wo weilten Onika's Augen, die so herzig lieb in die seinen geblickt? Halb entschlummernd und im Traumgesichte sah er sie im goldenen Saale mit Marmorsäulen, angethan mit köstlichen Gewändern, an der Seite stolzer Männer und schöner Frauen wandeln, und sie neigten sich vor ihr, wie vor einer Königin, und lächelten und sprachen holdselig. Sie aber stand ernst unter ihnen und blickte traurig nach der Thüre. Sich selber sah er dann fest und furchtlos zwischen Alle treten, und Alle wichen ihm aus und sahen ihm nach, dem armen, armen Knaben im schlechten zerrissenen Kleide. Und auch er neigte sich vor ihr auf ein Knie und reichte ihr das goldene Armband und sprach: „Erdenleid und Himmelslust, nimm und gib es mir!" Sie beugte sich in seine Arme herab, ihre blonden Locken fielen über sein seliges Angesicht, ihren warmen Athem fühlte er und eine heiße Thräne auf seiner Stirne, einen Kuß, o einen Kuß!

9.

Es war Morgens neun Uhr, doch sehr warm war's. Eine feuchte schwüle Wärme, von der die klugen Leute wissen, daß sie ein Gewitter ausbrüte. Die Blätter an den Bäumen und die Blumen rührten sich nicht auf ihren Stengeln und sahen wie still betend zur Erde.

Die Fenster rechts vom Aufgange der Beletage in dem großen zweistockigen Hause in Ehrenbreitstein schräge über der Brücke, die nach Koblenz über den Rhein führt, waren alle geöffnet. Kein Windhauch bewegte die purpurseidenen, goldgefransten Gardinen, die davor hingen. Die Fenster gehörten zu einem reich dekorirten Saale, dem gegenüber nach hinten hinaus Schlaf- und Wohnzimmer der Frau Kriminaldirektorin von Schwächlein, geborenen von Breitingen, lagen.

Die Frau Direktorin war eine entfernte arme Verwandte des Herrn Kurfürsten, wiewohl das Schildlein ihrer gewiß sehr ehrenwerthen Eltern etwas entfernt auf einem Nebenzweiglein des weit ausgebreiteten Stammbaumes saß. Böse Menschen waren es, die ihr nachsagten, daß, nachdem sie einige Jahre hindurch dem reichen Fürstabt zu M.... die Wirthschaft zu seiner besonderen Zufriedenheit geführt, und sich nach dessen Ableben dem Kloster zu widmen ganz und gar beflissen gewesen, Herr von Schwächlein, der Kämmerer des hochseligen Fürstabts, es über sich genommen, sie nebst dem einträglichen Amt und Würden des Kriminaldirektorats, nebst der Adelswürde und einer namhaften Mitgift sich anzufreien und dem bürgerlichen Leben zu erhalten. Herr von Schwächlein war ein dünnleibiges Männlein von zarten Körperstrukturen. Namentlich mangelten dem Postamente diejenigen Dimensionen, welche der verhältnißmäßig sehr längliche Oberkörper und der große Kopf mit den mehr als gebührlich blaublassen Augen mit Recht zu verlangen und zu vermissen schien. Dabei war Herr von Schwächlein eine mäßige Natur, sich den Tag über unverdrossen in den niederen Diensten seines Geschäfts umthuend, dieweilen er von den Höheren nur stille, ungewisse Vorstellungen hatte. Nachts über genoß er eines sehr festen, gesunden Schlafes und liebte es, wie viele bedeutende Geister, so wenig als möglich zu reden. Leute, die ihn nicht kannten, hielten ihn dieserhalb für hochmüthig; Andere wußten das besser. Es waren das übrigens Eigenschaften, welche das Glück eines ehelichen Lebens, zumal wenn dasselbe durch Gottes Fügung kinderlos geblieben, erheblich fördern. Er in den Bureaus Parterre, die Gattin in den Salons oben, so waren sie sich seit den drei Jahren ihres Beieinander- oder eigentlich Uebereinanderwohnens noch selten in den Weg getreten. Kam das einmal vor, so wich er als galanter Ehemann stets schweigend aus, und das war gut. Denn wenn sie auch wirklich trotz ihrer dreißig Jahre eine noch immer schöne Frau war, so konnte sie auch bisweilen recht häßlich sein, und davon hatte er Beweise. Darum lebten sie still und friedlich über einander.

Frau von Schwächlein lag zur Stunde in ihrem seidenen Thronbettlein oben mit dem vereinten Wappen derer von Breitingen und von Schwächlein, und mit roth, weiß und gelben Straußfedern verziert. Ob's nun die Schwüle des Morgens war oder was sonst, die Gnädige konnte nicht schlafen und warf sich und die Kissen unruhig hin und her. Sie wendet den Kopf gerade nach der Stubenseite und dem Lichte zu und gestattet uns, sie zu bewundern. Das ist ja noch nie einer Frau unangenehm gewesen.

Wir bewundern denn ihren zwar bleichen aber zarten Teint, zu dem die großen braunen Augen und schwarzen Locken, die klassisch niedrige Stirne gut lassen; bewundern

den graziösen Hals und die runden Schultern, sowie den vollen, schöngeformten Arm, der lässig über der rothseidenen Steppdecke ruht.

Durch die purpurne Gardine vor dem einzigen hohen Fenster des Schlafgemachs fällt das Morgenlicht mit rothem Schein, — Frauen in gewissem Alter verstehen eine solche Beleuchtung zu schätzen, — und verklärt das niedliche Gemach, die Marmorgruppe Venus und Adonis über dem silbernen Toilettentisch, die reichen Verzierungen und Möbel.

Die Gnädige wirft sich hin und her. Sie greift endlich nach der silbernen Glocke auf dem Nachttischchen und klingelt hastig. Eine Zofe erscheint. „Herr von Schwächlein soll kommen!“ herrscht sie ihr zu. Die Zofe verschwindet.

Nach einigen Minuten klopft Herr von Schwächlein schüchtern und tritt augenscheinlich überrascht von dem ungewöhnlichen Befehle der Gattin und auf Schlimmes gefaßt mit vielen Bücklingen an ihr Bettlein. „Noch nicht, von Schwächlein, auch gestern, auch heute noch nicht?“ fragt sie aufgeregt. — Er schüttelt leise den Kopf und zuckt bedauernd mit den Schultern. — „Haben Sie denn geschickt? Mein Gott, wen haben Sie geschickt? Wohin geschickt? Oeffnen Sie doch die Schleuse Ihrer Beredsamkeit!“ — „Den Aktuar, den Registrator, zwei Schreiber, den Exekutor, gestern, heute früh, Rhein ab nach Köln,“ spricht er gelassen, sanft. — „Und noch Niemand zurück? Niemand? Und warum nicht bis Düsseldorf? Mein Gott, warum nicht weiter, welche Ungefälligkeit! O ich bin Ihnen nichts, gar nichts!“ ruft sie, das Gesicht in den Kissen verbergend. Er steht und schweigt. „O Sie Tyrann, Sie Saturn! Mein Testament, mein Testament, ich ändere mein Testament!“ schreit sie wieder auffahrend. Herr von Schwächlein nickt langsam mit dem Kopfe und wendet sich nach der Thüre, das Testament zu holen. „O Sie Nero, Sie Trasybul, Sie Syrakus, bleiben Sie, wen haben Sie noch unten in den Bureaus?“ — „Zwei Assessoren, einen Schreiber, ich ...“ — „Alle, alle sollen aufsitzen, fort, fort. Alle Pferde aus den Ställen, Niemand soll mir vor die Augen, bis ich ihn wieder habe.“ — Die Zofe öffnet die Thüre: „Herr Weich und Herr Paul Butterfaß?“ meldet sie fragend. — „Nun, von Schwächlein, reisen Sie, machen Sie doch fort, warum stehen Sie denn, ich habe keine Zeit weiter für Sie. Nun, was ist's noch? Was noch?“ — Herr von Schwächlein steht mit stupider Miene. Er scheint an einer Rede zu kauen. Endlich kommt's heraus. „Und das Geschäft?“ — „O Sie, Sie corpus juris! Sehen Sie nicht hinter sich den jungen Menschen da, das ist Ihr neuer Schreiber, der wird's besorgen, das ganze Geschäft für Sie Alle!“ — Herr von Schwächlein dreht stumm das olympische Haupt, sieht Paul verdutzt an und geht leise und gebückt zur Thüre hinaus, während Paul an ihm vorbei eintritt.

Die Gnädige ist erschöpft, athemlos in die Kissen zurückgesunken, indeß Paul regungslos, die Augen zu Boden geschlagen, unfern der Thüre steht. Sie erhebt nun den Kopf und stützt ihn auf einen Arm. Dann ruft sie freundlich und sanft: „Näher!“ Paul tritt einen Schritt näher. „Näher, noch näher, noch viel näher!“ lispelt sie, bittet sie; „sich auf das Tabouret hier setzen! So!“ Paul setzte sich ganz nahe und schlug die Augen nieder. Sie sieht Paul mit traurigem, wehmüthigem Blick ihrer großen, elektrisch glänzenden Augen an und fragt ernst und weich: „Sie haben noch nie einen großen Schmerz empfunden, junger Mann! O Sie haben noch nie empfunden, was es heißt, weinen um ein Verlorenes, Unersetzliches? Nein, nein, ich seh's an diesen feinen Adern der Schläfen, an dieser faltenlosen Stirne,“ dabei streicht sie ihm mit der weichen Hand über die Stirne und die Haare einmal, zweimal, „Sie haben es nicht, Sie Glücklicher!“ — „Gnädige Frau,“ nimmt Paul befangen, verwirrt das Wort, „ich bin gekommen, Ihnen meinen Dank auszudrücken.“ — „O nichts, nichts, junger Mann, drücken Sie mir nichts aus!“ Sie ergreift seine Hand, und diese volle Hand und das wunderbar schöne Auge des Weibes macht Paul zittern bis in's Herz. „Fühlen Sie mit mir, es ist was Heiliges um ein mitfühlendes Herz, das unsere Schmerzen versteht und sie zu würdigen weiß! O nicht, wie das thörichte Sprüchwort sagt, getheilte Schmerzen sind halbe Schmerzen. Nein, die mitempfindende Seele nimmt den ganzen Schmerz von uns, und gibt ihn uns wieder in den Glorienschein des Mitgefühls eingefaßt als eine freundliche liebe Himmelsgabe! O wem das Schicksal wohl will, dem gibt es nicht ein Leben ohne Schmerz, sondern ein Leben mit Schmerzen, aber dazu eine mitempfindende Seele, wie der selige Herr Fürstabt zu sagen pflegte. O hätte ich eine solche Seele, wie könnte ich ihr Alles werden, Alles opfern.“ — „Gnädige Frau,“ spricht er lebhaft und seine Stimme bebt, „könnte ich es wagen, Ihnen die tiefste Mitempfindung zu weihen, Ihnen, der ich mein Leben schulde, die sich meiner so liebevoll angenommen, als ich bewußtlos auf dem Siechbette lag.“ — „O Sie wollen, ja, ich fühl's, Du wirst mich verstehen, Jüngling! mich, so einsam in der ganzen Welt, verkannt, verleumdet, verlassen, Dein Herz soll immerdar mein eigen sein.“ Sie legt ihre Hand mit tiefem Ausdruck in die seine und seufzt; in demselben Augenblick öffnet sich leise die Thüre und die Bardolphsnase, das lächelnde Gesicht des Herrn Weich schiebt sich halb herein. — „Bitte submissest um gnädigste Verzeihung, gnädige Frau, aber ich wage es; da mein mehrmaliges, gewissermaßen dreimaliges Klopfen nicht gehört worden, so bin ich so frei, gewissermaßen so sehr frei, zu melden Dinge von höchster Importance.“ — „Nun sprech' Er's aus, Weich, was denn? was gibt's denn?“ schreit die Gnädige, schnell gefaßt, während Paul aufgesprungen, zur Seite getreten ist, mit Mühe seine Bewegung bemeisternd. — „O sie sind da, sie sind zurück, drei von den Boten sind zurück, von den Gesandten, gewissermaßen von den Tauben aus der Arche Noäh. Sie stehen oder gewissermaßen sie sitzen vor Müdigkeit im Vorzimmer mit Oelblättlein in den Schnäbeln, sie wollen ihre Meldung submissest thun, sind vierundzwanzig Stunden nicht aus den Sätteln gekommen, bis Köln hinterher gewesen.“ — „Laß' sie Meldung thun, Weich,“ ruft die Gnädige, gespannt sich wieder aufrichtend, „doch nein, öffne die Thüre, öffne, will sie selber hören, von hier aus hören.“ Weich reißt die Thüre auf und die drei Beamten springen dienstfertigst auf bis zur Thüre, wo ihnen indeß Weich den Eintritt verwehrt. „Nun, meine Herren, was haben Sie zu melden? Haben Sie ihn? wo haben Sie ihn? in aller Heiligen Namen sprechen Sie, Herr Aktuar!“ — „Gnädige Frau Direktorin, wir haben ihn verfolgt, gejagt; zweihundert Schritt nur war er immer vor uns, vorbei an Neuendorf, Kesselheim, Engers, dann durch den Wald und dann bei Urmitz und Nette, dann war er fort hinüber über den Rhein, dann —“ — „Nun dann?“ schrie die Gnädige. — „Dann war er fort, ganz fort!“ — „Gewissermaßen sehr fort,“ schaltete Herr Weich lebhaft dazwischen ein. — „Narren, Kreaturen, Pandekten!“ kreischte die Gnädige, „mehr habt Ihr nicht zu sagen? Und darum — hinaus, hinaus!“ Die Beamten zögerten nicht, dem willkommenen Befehl schleunigst Folge zu geben. Die Thüre blieb offen.

Paul stand wie auf glühenden Kohlen. Die Gnädige wandte sich nach einer Pause stiller Ueberlegung langsam zu ihm, reichte ihm graziös die schöne Hand, die er verlegen küßte. „Lieber Paul,“ flüsterte sie, ihm zärtlich zulächelnd, „wir sehen uns bald wieder, bald! Schonen Sie sich, pflegen Sie sich um meinetwillen. Jetzt gehen Sie, lassen Sie mich allein! Heute Abend werden Sie mich auf den Ball des französischen Adels begleiten in der Maske, die Sie zugeschickt erhalten werden. Sie kleiner, lieber Paul.“ Paul wandte sich und verließ das Zimmer. Die Gnädige fiel matt lächelnd in die Kissen zurück.

(Fortsetzung folgt S. 270.)

Die Dichterquelle.

Von

Arthur Lehnhoff.

Das Departement Vaucluse im südöstlichen Frankreich schließt außer anderen Bestandtheilen auch die ehemals päpstliche Provinz Avignon in sich, in deren gleichnamiger Hauptstadt von 1309 bis 1377 sieben Päpste residirten. Wichtiger als die Statthalter Christi ist uns hier aber ein anderer Name, der sich gleichfalls an die Geschichte von Avignon knüpft, der unsterbliche Name des nach fünf Jahrhunderten noch in seinen Gesängen fortlebenden Petrarca. 1326 begab sich der große Dichter als zweiundzwanzigjähriger Jüngling an den päpstlichen Hof, wo er durch Geist und tiefe Kenntniß des Alterthums bald die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Hier sah er kurz nach seiner Ankunft in der Kirche der Nonnen von St. Klara die achtzehnjährige Laura de Noves, damals schon die Gemahlin des Hugo de Sade. Beim ersten Anblick ergriff ihn die heftigste Leidenschaft zu dem schönen Weibe, und diese Leidenschaft begründete seinen Dichterruhm. Obgleich er von der Heißgeliebten nie das mindeste Entgegenkommen erfuhr, so blieb sie doch der Gegenstand seiner rührenden Lieder bis zu seinem 1374 erfolgten Tode. Nur 1341, als er, mit dem Dichterlorbeer gekrönt, den er für das unvollendete Heldengedicht „Afrika“ auf dem Kapitol empfangen, von Rom nach Avignon zurückkehrte, wurde er von der strengen Geliebten etwas gütiger empfangen; ihre Schönheit war damals bereits zerstört, aber

Die Dichterquelle: Der Fall der Quelle von Vaucluse.

die Liebe des schwärmerischen Dichterherzens blieb dieselbe. 1346 zog sich Petrarca, um die Unerbittliche zu fliehen, nach dem einsamen Dorf Vaucluse zurück, wo er aber, statt sie zu vergessen, in der ernst romantischen Umgebung des Orts nur in noch glühendere Schwärmerei verfiel.

Der Tod seiner Geliebten, welche 1348 an der Pest starb, vergeistigte seine schon vorher übersinnliche Leidenschaft noch mehr, und es dauerte lange, bis er sich von dem melancholischen Orte trennen konnte, der so ganz zu seinen sehnsüchtigen Träumen paßte. Die Stelle, wo Petrarca dem Gedanken an die Geschiedene lebte und wo er viele seiner Gedichte verfaßt hat, ist die Sorguequelle, nahe bei Vaucluse. Dieselbe entspringt in einer tiefen, geheimnißvollen Höhle und verschwindet bei niedrigem Wasserstand bald unter dem Boden, um erst später wieder hervorzubrechen. Bei hohem Wasserstand dagegen springt sie rauschend und schäumend aus dem schwarzen Schlunde hervor und bildet, indem sie zwischen den zahlreich umherliegenden Felsblöcken einen Weg sucht, unzählige Wasserfälle; oft steigt sie aber auch so hoch, daß sie die gewaltigen Steine ganz bedeckt, und dann, wenn sie tosend, die finsteren Wellen von Schaumblasen gekrönt, über ihr rauhes Bette dahinströmt, bietet sie einen wirklich finsteren Anblick, der an die Sage von den schwarzen Flüssen der Unterwelt erinnert.

Im unteren Laufe der Sorgue verleiht der üppige Baumwuchs und das klar und munter dahineilende Wasser der Landschaft einen heiteren Charakter; steigt man aber das Thal hinauf, so ändert sich bald die Szene: die grünen Matten werden durch hervorragende Felsblöcke unterbrochen, und je näher man der Quelle kommt, desto häufiger werden die Steinmassen, bis man sich endlich auf beiden Seiten von hohen, seltsam gestalteten Felsen umgeben sieht. Rechts und

links ſtarren ſchroffe Wände, vor denen ſich gleich Wache haltenden Rieſen ungeheure Felsnadeln erheben, während die nach allen Richtungen hin zerriſſene und zerklüftete Steinwand mit ihren geheimnißvollen Höhlen und Gängen einer regen Phantaſie Spielraum genug läßt.

Der Punkt, an welchem die Quelle aus den Felſen her-

Die Dichterquelle: Quelle der Sorgue bei Vaucluſe.

vorbricht, übertrifft an Wildheit die ganze übrige Gegend. Am Fuße einer mehr als 600 Fuß hohen, drohend überhängenden Wand öffnet ſich ein gähnender Schlund, der, wenn die Waſſer niedrig ſind, dem Beſucher ſchwarz entgegenklafft, während man tief im Hintergrunde Gewäſſer rauſchen hört; mitten im Bette des Baches liegen wild durch-

einandergeworfene Felsblöcke, die mit feuchtem schwarzem Moos dicht bewachsen sind, und, wenn das Wasser steigt, wie die behaarten Köpfe furchtbarer Wasserthiere aus dem weißen Schaum hervorstarren. Bei hohem Wasserstand ist die Höhle beinahe bis zu ihrem Rand mit tosenden Fluten gefüllt, die unter dumpfem Brausen aus den Eingeweiden des Felsens hervorstürzen und die halbe Felswand in eine Wolke von Schaum hüllen. Ulmen und Feigenbäume stehen vereinzelt am Ufer und tragen noch zur Vermehrung des melancholischen Tons der ganzen Gegend bei.

Die Bürger von Vaucluse haben 1805 dem Andenken des Dichters, der hier so gerne geweilt, ein Denkmal errichtet in Gestalt einer Säule, welche der Trajanssäule im Kleinen nachgebildet, ursprünglich unmittelbar neben der Quelle aufgestellt wurde; sie nahm sich aber der erhabenen Natur, besonders der gewaltigen Felswand gegenüber, so ärmlich aus, daß sie endlich an den Eingang des Dorfes versetzt wurde, wo sie heute noch steht. Die Inschrift auf dem Piedestal der Säule besteht in folgenden höchst geschmacklosen Knittelversen:

Als auf Vaucluse einst that Petrark den ersten Blick,
Da fühlte er sich auch sogleich im höchsten Glück,
Als er den großen Quell sah starke Wellen schlagen,
Die schon im Stande sind, ein tüchtig Schiff zu tragen.
Der Liebling er Apolls liebt Laura ohn' Ermüden,
Die um der Schönheit Preis mit Flora selbst gestritten.
Ob prächtiger Sonett' und schöner Liebeslieder
Ward er, den seitdem nie erreicht ein Andrer wieder,
Von Allen, so Geschicht' gekennet,
Ital'scher Dichterfürst genennet.
Vaucluse ist dieser Kreis genannt,
Und Marc Anton Bourdon der würdige Vorstand,
Pius war in Avignon der Schultheiß dieser Zeit,
Thivellier, Collinet, sind noch Adjunkten heut'.

Die alte Schloßruine bei Vaucluse geben die Einwohner natürlich für den ehemaligen Wohnsitz Petrarca's aus, in Wahrheit hausten hier einst die Bischöfe von Cavaille; aber die Einwohner von Vaucluse, stolz auf den Gast, den vor einem halben Jahrtausend ihre Mauern beherbergen durften, beziehen Alles, wo es nur immer möglich ist, auf Petrarca.

Der Wolfs-Benjamin.

Aus den Backwoods Amerikas

von

Fr. Gerstäcker.

Es war im Jahr 1841, als ein junger deutscher Baron, ein Herr von Questen, die Hasenschlächtereien daheim satt bekommen hatte, und, mit einer Menge amerikanischer Jagdgeschichten im Kopfe, den Entschluß faßte, im Herzen der dortigen Wildniß sein Glück zu versuchen, und vor allen Dingen eine Quantität Bären, Wölfe und Panther zusammenzuschießen.

Mit seinem „Jäger" und reichlich mit den verschiedensten Gewehren und Büchsen, wie ebenso genügend mit Munition versehen, um im schlimmsten Falle eine vierwöchentliche Belagerung aushalten zu können, schiffte er sich in Bremen nach New-Orleans ein, nahm sich, dort angekommen, kaum Zeit, der Weltstadt auch nur einen flüchtigen Blick zu gönnen, und ging schon am nächsten Morgen wieder mit einem Dampfer stromaufwärts gen Little Rock in Arkansas, wo er, recht mitten im dichten Wald, seine Thätigkeit beginnen wollte.

Es ist hier weder Zeit noch Raum, alle jene kleinen Erlebnisse zu schildern, die einem direkt aus den europäischen Salons und mitten in die Wildniß Springenden natürlich wie ebenso viele Abenteuer vorkamen. Herr von Questen brauchte sogar mehrere Wochen, bis er nur die Möglichkeit einsah, in einem „Hotel" mit noch einem anderen, ihm vollkommen Fremden in Einem Bett zu schlafen, und am andern Morgen dann zu beobachten, wie dieser sehr ungenirt seine Zahnbürste benutzte. War ihm doch sogar zugemuthet worden, ein und dasselbe Bett mit seinem eigenen Jäger zu theilen, mit dem er überdieß bei der Table d'hote an einem Tische essen mußte. Er bemerkte auch zu seinem Erstaunen, daß die unwissenden Amerikaner seinen galonnirten Diener mit großer Achtung und sogar Rücksicht behandelten, weil sie ihn für einen fremden General hielten, während sie ihn selber gar nicht beachteten, oder doch vollständig als ihresgleichen betrachteten. Daß der General Morgens Stiefel putzte und Röcke ausklopfte, fiel dabei Niemanden auf; denn wer damals in Little Rock geputzte Stiefel und ausgeklopfte Röcke haben wollte, mußte das überhaupt immer selber thun.

Der Zustand wurde ihm aber doch lästig, als die Leute zu ahnen anfingen, daß es kein General, sondern nur ein „Servant" sei, und da sie ihn jetzt unausgesetzt mit neugierigen Fragen bestürmten, ja überhaupt mit jedem Tage immer zudringlicher wurden, beschloß er endlich, in den wirklichen Wald aufzubrechen. Hatte er ja doch auch nur seinen Aufenthalt in Little Rock einzig und allein dazu benützen wollen, um genaue Erkundigungen über die dortigen benachbarten Jagddistrikte einzuziehen, und das war ihm jetzt, wie er glaubte, vollständig gelungen.

Schon unmittelbar um Little Rock selbst, oder doch nur wenige englische Meilen davon entfernt, sollte es Hirsche und wilde Truthühner geben, an denen überhaupt kein Mangel zu sein schien; aber Herrn von Questen genügte dieses Wild schon nicht mehr, denn sein Augenmerk war auf „Raubzeug" gerichtet, unter dem er hier in Arkansas ordentlich aufzuräumen gedachte. Besonders hatte er es auf Bären und Panther abgesehen, und wenn auch beide Thiere in der Nähe vorkamen, rieth man ihm doch, wenn er eine etwas größere Sicherheit haben wollte, ihnen zu begegnen, dem Redriver zuzuziehen, der durch die südwestliche Ecke des Staates strömt. In dessen Niederungen sei er sicher, den Verlangten zu begegnen.

Da ihm dieser Rath von verschiedenen, und besonders von solchen Leuten gegeben wurde, die kein Interesse dabei haben konnten, wohin er ging, so befolgte er ihn, kaufte für sich und seinen Diener zwei Reitpferde, außerdem noch drei Packthiere, um nur das „Nothwendigste" mit fortzubringen, miethete außerdem noch zwei Irländer, um die nöthigen Arbeiten unterwegs zu verrichten, wie im Nothfall auch zu treiben, und brach nach seinem Jagdeldorado auf.

Acht Wochen später kehrte er nach Little Rock, reich an Erfahrungen, aber sehr arm an wirklicher Jagdbeute zurück. Er hatte allerdings einige geringe Hirsche und eine Anzahl von wilden Truthühnern geschossen, auch verschiedene Panther und Wölfe Nachts heulen hören, wie die Spuren von Bären häufig im Walde gefunden, aber keinem der letzteren auch nur mit einer Kugel zu Leib rücken, ja sie nicht einmal in Sicht bekommen können. Außerdem war ihm sein Jäger am kalten Fieber dermaßen erkrankt, daß sich der arme Teufel als vollständig nutzlos im Walde erwies, ja viel eher noch Pflege für sich verlangte, als daß er selber hätte einen Handreich thun können. Von Questen verlor ohnedieß noch zwei von seinen Pferden im Walde, da sich die Irländer als so ungeschickte Waldleute zeigten, wie nur irgend möglich, und war zuletzt wirklich seelenfroh, mit dem Ueberrest seiner kleinen Expedition Little Rock wieder zu erreichen.

Dort ruhte er sich vor allen Dingen wieder acht Tage gründlich aus, und begann dann kleine Jagdzüge in die Nachbarschaft zu machen, alle aber mit nicht besserem Erfolg als die früheren, und mit den Jagdtrophäen sah es windig aus. Hier aber hörte der junge Mann von anderen, noch viel brillanteren Revieren in den Sümpfen des Cashriver bis zum Whiteriver hinüber, und selbst diesseits des Vash an der Bay de view und am L'anguille, und beschloß, nur die Wiedergenesung seines Jägers abzuwarten, um dorthin aufzubrechen.

Dieser erholte freilich sich nur langsam, aber er erholte sich doch, und drei Tage später befand sich von Questen auf dem Wege nach Strong's Postoffice, einer einzelnen Farm mitten in Sumpf und Wildniß, aber an einem günstigen Theile des Weges gelegen, wo mit der nach Memphis in Tenessee führenden Straße auch die von Batesville am Whiteriver führende County road zusammenstieß. Dort herum war allerdings noch nicht die beste Jagd, aber es war auch der einzige Punkt in der weiten Nachbarschaft, wo man „menschlich" existiren konnte, und von Questen beschloß, hier einen Monat auszuhalten. Und wieder vergeblich.

Er kaufte sich ein gutes Jagdpferd und eine Anzahl Hunde und suchte den Wald von Morgen bis Abend ab; aber wenn er auch jede Nacht Panther und Wölfe hörte und ihre Spuren mit denen des schwerfälligen Bären überall dem Boden eingedrückt sah, bei Tag schienen alle diese Bestien wie in die Erde hinein verschwunden, und kamen ihm nicht ein einziges Mal vor's Rohr. Selbst von den kleineren Raubthieren: wilde Katze und Catamount (eine Art Luchs) war er nicht im Stande, auch nur ein einziges Stück zu erlegen.

Von Questen hatte dabei schon lange die Erfahrung gemacht, daß er mit seinen Schrotgewehren in diesem amerikanischen Urwald gar nichts ausrichten könne, denn selbst für Truthühner taugten sie nichts. Auf der Erde kam man diesen scheuen Vögeln nie nahe genug, und bäumten sie auf, so waren die mächtigen Waldriesen viel zu hoch, um den Schrot wirksam bis hinauf zu tragen. Seine Schrotgewehre hatte er deßhalb auch, bis auf eines, schon in Little Rock verkauft, und führte nur noch ein Paar Doppelbüchsen bei sich.

Es geht das übrigens gar häufig so in den wildreichsten Wäldern, daß man monate-, ja jahrelang dort jagen kann, ohne einem Raubwild zu begegnen, und mit Treiben ist dort gar nichts zu machen. Von Questen hatte Anfangs seine Irländer dazu benützen wollen — denn Amerikaner geben sich nicht dazu her — doch erwiesen sich Jene so vollkommen nutzlos zu jeder praktischen Verwendung, daß er es zuletzt in der Verzweiflung aufgab, und nur noch mit Pürsche oder Hetze sein Glück versuchte. Aber die Bärenhetzen in diesen dichten Wäldern sind auch kein Kinderspiel, und von Questen kam nie zur rechten Zeit, wenn die Hunde wirklich einmal einen der alten Burschen aufgejagt und für eine Weile gestellt hatten.

So rückte der Winter heran, und unser unglücklicher Jäger hoffte auf den Schnee — aber es schneite nicht, oder doch nur so wenig, daß er keinen Nutzen davon hatte, und er wollte sein ganzes Jagen schon in der Verzweiflung aufgeben, als er zufällig von einer eigenthümlichen Persönlichkeit hörte, deren Namen schon ihm neue Hoffnung gab.

Von Questen hatte, da sein Jäger wieder einen neuen, noch viel heftigeren Fieberanfall in diesen Sümpfen bekam, verschiedene Jagdausflüge allein unternommen, und kehrte eines Abends spät von einem solchen zurück. „Heute hätten Sie da sein sollen," empfing ihn sein Wirth, „heute war der alte Wolfsben da, mit dem hätten Sie sich hübsch über alle möglichen wilden Bestien unterhalten können." — „Der alte Wolfsben? und wer ist das?" — „Ah, Benjamin heißt er eigentlich; da er aber eine solche Menge von Wolfsskalpe an die Regierung abliefert, und dafür die gesetzliche Belohnung von drei Dollars per Skalp bekommt, so nennen sie ihn in der ganzen Gegend den Wolfsbenjamin, oder der Kürze wegen: Wolfsben." — „Und wo ist er hin?" — „Auf seiner gewöhnlichen Tour durch den Sumpf nach Batesaille; aber es ist eben jetzt erbärmliches Fortkommen dort hinüber zu, des ausgetretenen Wassers wegen, und der Mail-rider (der gewöhnlich gehende berittene Postbote) hat neulich über die Bay de view kaum hinübergekonnt." — „Und der Wolfsbenjamin ist durch?" — „Er wird heute noch nicht weit sein," versicherte der Mann, „aber morgen Abend denke ich jedenfalls, daß er bei Stuarts übernachten soll. Mit dem hat er immer Geschäfte."

Von Questen's Plan war augenblicklich gemacht. Den Wolfsbenjamin durfte er sich nicht entgehen lassen, und den hatte er noch glücklicherweise kurz vor Thorschluß gefunden; denn erst heute waren Briefe angekommen, die ihn nach Hause zurückriefen. Aber vierzehn Tage blieben ihm vielleicht doch noch Zeit, und wie er hier von Verschiedenen bestätigen hörte, war jetzt gerade dort, in den halbüberschwemmten Sümpfen, die beste Jagd zu machen, wenn man nur das Bischen Wasser nicht scheute, da sich das Wild in der Zeit gern auf die trockenen, von Nord nach Süden hindurchlaufenden, etwas höher gelegenen Landstreifen zog, und da am besten zu finden war.

Heute Abend noch bereitete er sich zu einem neuen Jagdzug vor, und nahm auch nur eine einzige Doppelbüchse mit — er war in Arkansas schon außerordentlich praktisch geworden — und am nächsten Morgen saß er auf seinem besten Pferde und trabte, so rasch ihn dieses bringen konnte, hinter dem berühmten Wolfsbenjamin her, der, wie er noch an dem Abend erfuhr, hier sehr oft, und nicht selten mit zwei, drei Pferdelasten vorbeikam, um Hirschhäute, Bärenfett, Pantherfelle und besonders Wolfsskalpe zur Erhebung der Prämie nach Little Rock zu führen. Der Mann schien ein wahres Juwel für einen Jäger, und von Questen verwünschte nur sein böses Geschick, ihn nicht früher getroffen, ja nicht einmal von ihm in Little Rock gehört zu haben. Daß er aber jetzt wenigstens keine unnöthige Zeit mehr versäumte, sollte seine Sorge sein.

Durch jene weiten furchtbaren Sümpfe, die sich zwischen dem Whiteriver und Mississippi, und zwar viele hundert Meilen von Nord nach Süd hinablaufend, ausdehnen, ist eine breite sogenannte Countystraße quer von Ost nach West hindurch geschlagen, und in den Sommermonaten Juli, August und September, ja oft bis Oktober und November hinein vollkommen trocken. Wenn aber der Winter anbricht, und die dortigen Regen einsetzen, da es überhaupt dort nur sehr selten und wenig schneit, dann füllen sich nach und nach diese Niederungen mit Wasser. Die kleinen hindurchströmenden Flüsse treten aus, und der ganze sogenannte Swamp oder Sumpf wird überschwemmt.

Unter Swamp oder Sumpf darf man übrigens das nicht verstehen, was wir in Deutschland unter diesem Namen begreifen. Es ist keineswegs ein weicher, morastiger Boden, sondern in der That nicht weiter als eine Niederung, sehr tief liegendes Land, das leicht den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, und rasch wieder abtrocknet, sobald diese nachlassen. Trockene oder vielmehr höher gelegene Streifen laufen überall hindurch und bieten selbst bei dem höchsten Wasserstande dem ziemlich zahlreichen Wild Schutz, und bestanden ist dieser Swamp dabei mit dem wundervollsten und üppigsten Urwald, den man sich auf der Welt nur denken kann. Eichen besonders stehen darin in der größten Varietät, von der ziemlich niederen Overcup- oder Sumpfeiche, bis zu den mächtigsten, Hunderte von Fuß hohen Weiß- und Rotheichen, Sassafonsbäume bis zu vier und fünf Fuß im Durchmesser, Hickory und besonders der amerikanische Gumbaum mit seinem prachtvollen schlanken Stamm aber völlig unspaltbaren Holz, das mit den Fasern ordentlich ineinander verwachsen ist. Das Unterholz bildet dazu, außer dem niederen Sassafons und Spicewood, die wilde Korneliuskirsche, das sogenannte Dogwood, das im Frühjahr eine reizende weiße Blüte treibt und den weiten Wald in einen Garten verwandelt.

Unter dem Unterholz aber treibt der üppige Boden noch ein wahres Meer von Schlingpflanzen, die den Jäger zur Verzweiflung treiben können und den Wald an manchen Stellen fast undurchdringlich machen. Da ist vor allen Dingen der sogenannte Greenbriar oder grüne Dorn mit seiner offizinalen Schwester, der Sarsaparilla, der in solcher Masse wächst, daß man den Pferden auf den Bärenhetzen lederne Leggins an den Beinen befestigt, weil sie sich sonst die Haut von den Knochen reißen. Da ist endlich der entsetzliche Sawbriar oder Sägedorn mit zähen, oft fingerstarken Ranken,

dicht besäet mit langen, harten, borstenartigen Stacheln, der nicht selten den Reiter aus dem Sattel reißt und mit zerrissenem Jagdhemd und zerfetzter Haut in die Büsche wirft, und giftige Schlingpflanzen, mit einem Eichblatt ähnlichen Laub und milchigen Saft machen ihm Hand und Gesicht anschwellen, wenn er sie unvorsichtigerweise aus dem Wege bricht. Es läßt sich deßhalb denken, daß eine Hetze durch einen solchen Wald der Hindernisse gerade genug bietet, um sie fast mehr als interessant zu machen.

Alle diese Hindernisse durchschneidet aber der vorhin erwähnte hindurch geschlagene Weg, der allerdings dort dem Reisenden weiter nichts bot, als daß eben die Bäume und Büsche weggeschlagen und aus der Bahn geräumt waren; denn da er nicht erhöht worden, blieb er den Ueberschwemmungen gerade so gut ausgesetzt, wie der Wald selber.

(Fortsetzung folgt S. 274.)

Ein Sturm im Osten.

Von

Arthur Held.

Die wilde Macht der Elemente hat sich selten in so furchtbarer Größe und Erhabenheit, aber auch in solcher Zerstörungswuth gezeigt, als bei dem Sturm von Kalkutta. Eine schwarze Nacht war's; die Windstöße und schweren Regengüsse dauerten ununterbrochen fort, und mit Bangen sah man dem Tage entgegen, obgleich man hoffte, der Sturm werde nachlassen; aber dem war nicht so. Der Wind drehte sich nach Ost und begann stätiger, aber mit vermehrter Wuth zu blasen. Die schwächeren Bäume wurden entwurzelt oder zerrissen, aber ein größerer Schaden kam in der ersten Stunde noch nicht vor. Zwischen 11 und 12 Uhr gab ein Geräusch, gleich einem fernen Donner, das vielleicht zwei Meilen weit gehört wurde, gleichsam ein Warnungszeichen, daß noch Schlimmeres bevorstehe. Etwa zwei Minuten darauf war der wahre Cyclone über der Stadt los. Wo Bäume waren, wurden sie entweder entwurzelt, und rissen in manchen Fällen noch Mauern, Geländer, Gebäude mit sich ein, oder ihre Zweige wurden wie Rohre geknickt und flogen mit dem Winde. Wagen wurden umgeworfen und bedeckten die Straßen sammt den Trümmern der Dächer, Balkone, Thüren und umgestürzten Bäume. Eiserne Dächer wurden zusammengedrückt, aufgerollt und weggeblasen wie Papierfetzen. Um zwei Uhr waren die östliche und südliche Vorstadt und die Theile von hier nach Westen zu, welche wegen ihrer Nähe am Strom am meisten ausgesetzt waren, mehr oder weniger ein Wrack. Ausgenommen die Kokos- und andere Palmen sah man kaum noch einen Baum aufrecht stehen. Die schönen Alleen in Fort William waren völlig zerstört, der Edengarten in eine Wildniß verwandelt. In Tank Square waren die Bäume und Gesträuche weggeweht und an vielen Orten die eisernen Geländer ausgehoben und zertrümmert. In Garden Reech waren die Straßen bedeckt und unwegsam gemacht durch die darüber hingestreuten Bäume. Die prächtige Allee von Kjoth-Bäumen (polyalthea longifolia) gegenüber der St. Jameskirche, unter welchen viele 4—5 Fuß im Umfang hatten, war völlig zerstört. Die Bäume waren über der Mauerhöhe abgebrochen, welche sie schützte, aber jetzt gleichfalls nicht mehr aufrecht steht. Auch der Schaden an Gebäuden war beträchtlich. Das Dach der freien Schule ward weggeweht, der obere Theil der römisch-katholischen Kirche und das obere Ende der Bazarstraße gänzlich zerstört. Der Thurm der freien schottischen Kirche und sämmtliche Minarets der Moschee in Dhurrumtolah stürzten ein; St. James-Theater wurde abgedeckt und fast zerstört; das Dach der Kathedrale ist schwer beschädigt u. s. w. Aber es ist ferner kaum ein Häuschen in ganz Kalkutta, das ohne Schaden blieb, während die Hütten der Eingebornen, besonders in den Vorstädten, fast gänzlich niedergeworfen waren. Die Telegraphenlinien wurden nach allen Richtungen unterbrochen. Alle diese Verluste sind schwer und beklagenswerth, aber auf dem Strom hat der Sturm erst seine schrecklichsten Wirkungen ausgeübt. Mit wenigen Ausnahmen wurden die Schiffe von ihren Ankern losgerissen, an das andere Ufer geworfen oder zusammengeklemmt, während einige mitten im Fahrwasser untersanken, andere durch die Sturmwelle auf der Höhe von Kalkutta strandeten. Ein Theil der Schiffe lag auf dem Strande, ein Theil war fortgetrieben. Lady Franklin, Govindpore, Azemia, Anne Royden, Loo Choo, Vespasian, Ville de St. Denis, Merrie England; die Schleppdampfer: Herkules, Fire Queen, Banshee, Satellite, ferner Linnet und der Hindostan sind untergegangen. Der Verlust an Menschenleben ist kolossal. Manche europäische Seeleute sah man während des Sturms auf Wrackstücken den Strom hinabtreiben. Ein Matrose, Namens Cleary, schwamm mit einem Rettungsseil nach dem sinkenden Schiffe Govindpore und rettete acht von der Mannschaft vom Ertrinken. Manche Schiffe waren schon in Sicherheit gekommen, als sie mit andern, die dahergetrieben kamen, zusammenstießen und mit ihnen untergingen. Der Anblick, den die Schiffe gewährten, war unbeschreiblich. Es lagen mindestens 100 Schiffe auf dem Trockenen, alle zusammen in verschlungene Knäuel gedrückt, in unlöslicher Verwicklung. Segelstangen und Maste hingen durcheinander in jeder denkbaren Form, und das Ganze bot eine Szene grauenhafter Zerstörung.

Interessant ist es, die Erlebnisse und Eindrücke eines Deutschen zu hören, der diesen Tag beschrieb. Gestern habe ich mitten in meinem Hause für mein und meiner Freunde Eigenthum, ja ich kann sagen für mein Leben, vier Stunden lang mit den Elementen der empörten Natur gerungen. Einer von den Stürmen, wie sie hier in dieser Jahreszeit beim Uebergang des Winters von Südwest in den Nordost Monsoon gewöhnlich sind, artete im Laufe des Tages in einen fürchterlichen Orkan aus, der wie ein Strafgericht Gottes in unsere Stadt des Lasters und der Ueppigkeit hereinbrach. Es war gegen halb ein Uhr Mittags, als ich eben mit etwas beklommenem Gemüthe auf die grauen Wolken und die halb entblätterten Tamarindenbäume vor den Fenstern meines Hauses hinausblickte, als der erste Stoß des Orkans das Haus in den Grundvesten erschütterte. Das mit einer starken hölzernen Querstange gesperrte Fenster, an dem ich eben stand, sprang auf und warf mich gegen den Schreibpult mit einer nicht eben wohlthuenden Vehemenz; die starke Stange, die das Fenster schließen sollte, war in der Mitte gesprengt und traf Gottlob meine Brust statt meinen Kopf. Das ganze Haus zitterte, und in der Zeit von weniger als zwei bis drei Minuten war im Hause, mit Ausnahme der Nordseite, kein Fensterladen und Fenster mehr; der Sturm heulte durch's Haus, und ein wunderbares Spiel begann. Papier, Glasscherben, Holzstücke, Bettgegenstände aller Art flogen durch die Luft. Ein runder Tisch mit einer wenigstens zwei Zentner schweren Marmorplatte stürzt zusammen; unsere schönen Lehnsessel auf der Veranda gehen in hohen Bogen hinweg, wohin, weiß Gott. B.'s Bettstelle fällt gleichfalls zusammen, nachdem ein schwerer Fensterladen ihr das Genick gebrochen. Es war ein Moment des Schreckens, den hervorzubringen Alles sich vereinigte, der Alles übertäubende, donnerähnliche Lärm, das Geschrei der Diener, die aus den Hütten im Garten hinten hervorstürzen; die sich bäumenden und stampfenden Pferde ꝛc. Dazu gehört noch, damit man sich den Comfort gehörig vorstellen kann, ein strömender Regen, welcher, im Wetteifer mit dem Sturme, durch die Zimmer dahin rast. Trotzdem galt's jetzt, zu retten, was noch zu retten war. Kutshparani sagt: „der Hindu spuckt sich in die Hände und sagt: ‚es macht nichts'." Also im Hagel der oben beschriebenen kleinen Geschütze legen wir Hand an, ich und Figaro, mein neuer Madrasdiener, und ein alter ergrauter Diener Graf. Das

Die Strandbatterie bei Chemnitz mit dem Forsyth.

andere Gesindel, hauptsächlich aber die Muselmänner verkriechen sich feige. Nach beinahe einstündiger Arbeit war es uns gelungen, sämmtliche noch des Rettens werthen Utensilien in den Salon, der im Mittelpunkte des Hauses liegt und nur Fenster gegen die ziemlich geschützte Nordveranda hat, zu retten. Hier verbarrikadirte ich mich nun mit Hülfe von Kommoden und Kästen gegen das weitere Eindringen des Regens. Es ist dieß hier zu Lande in einem Hause keine Kleinigkeit, da man als Scheidung zwischen den Zimmern nur Vorhänge benützt und die Thüren kaum alle paar Jahre schließt. Hammer und Stricke haben endlich diese Manipulationen möglich gemacht. Da war ich nun eingepfercht in meinen dunklen Salon in Gesellschaft einer Weinflasche, die ich in meiner Geistesgegenwart noch aus den Krallen des Boreas gerettet hatte. Draußen stoßt und peitscht und rüttelt der Sturm. Figaro wird entlassen, um nach seiner Frau und Kindern im Bazar zu sehen. Jetzt erst finde ich Zeit, an meine Nebenmenschen zu denken! Wie wird's auf dem Flusse aussehen! Gott im Himmel droben sei allen denen gnädig, die da ihr Grab finden! Plötzlich stürzt draußen in der Vorhalle mit donnerähnlichem Geräusche ein Stück der südlichen Vorderwand des Hauses ein. Es kann wenigstens nichts anderes sein, meiner Vermuthung zu Folge, und bald bringt mir auch ein Diener die Bestätigung derselben mit schlotternden Knieen. Das war der Zeitpunkt, wo ich für einige Minuten mich der Idee hingab, das Haus aufzugeben und mich in den Stall zu flüchten. Aber mit dem Beispiel der tapfern Preußen vor Augen und mit dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegen meine beiden abwesenden Freunde setzte ich meinen Hut wieder ab. Für den Nothfall hatte ich mir ein Nothdach gemacht von zwei schweren Kleiderkästen und darüber gelegten Matratzen, und dann, wenn's wirklich zum Einsturz komme, dachte ich vielleicht auch noch Zeit zu finden, einen der beiden runden, an's Haus angebauten kleinen Thürme zu erreichen, in denen eine Wendeltreppe zum Hofe hinunterführt. Diese Thürme liegen beide auf der Nordseite. Doch Gott verläßt keinen Deutschen. Gegen 5 Uhr legte sich die Vehemenz des Sturmes etwas, nachdem derselbe seinen Kreislauf von Nordwesten bis Nordosten gemacht hatte. Das war der 5. Oktober 1864.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Passauer.

(Fortsetzung.)

10.

Abends ist das erzbischöfliche Palais in Koblenz hell erleuchtet. Vor demselben im doppelten Lichte der farbigen Lampen und des funkelnden Sternenhimmels wogt und drängt sich ein gaffender Haufe allerlei Volks. Dazwischen rasseln Karossen mit Bedienten und Lakaien behangen ab und zu, und wenn sie sich ihres bunten blitzenden Inhalts vor dem Portale entleeren, drängt sich der Haufe Neugieriger näher heran, und manche laute, nicht gerade ballfähige Bemerkung über die Aussteigenden wird hie und da gehört und von dem Gelächter der Nächststehenden begleitet. So geht's seit zwei Stunden und noch sind nicht alle Gäste beisammen.

Von oben aus den hellerleuchteten, hie und da geöffneten hohen Fenstern klingt rauschende Ballmusik. Oben gibt der vor der Revolution emigrirte französische Adel, die Aristokratie, die sich vor den Laternen und der Guillotine zeitig in Sicherheit gebracht, sich selber einen Ball en masque, und was nur immer von einiger Distinktion, ist geladen. Unfähig, die Bewegung zu leiten, bemüht man sich, sie zu verspotten, sie zu vergessen. Da wird vertanzt, vertrunken die Trauer um den Tod des heiligen Ludwig, die Sorge um die Zukunft des schönen Frankreich. Diesen aristokratischen Füßen, die so elastisch gewesen, das Vaterland unter den Schuhsohlen mit sich zu nehmen, würde es kaum schwer fallen, auch nach der Marseillaise und dem ça ira zu walzen, wenn's just Mode wäre. Wo es gut ist, da ist das Vaterland, das ist das politische Dogma — Koblenz oder Versailles, so lange nur der Seckel des deutschen Kurfürsten noch nicht erschöpft ist, die deutschen Weine und die deutsche Gutmüthigkeit ausreichen, so lange deutsche Frauen und Mädchen Gefallen haben an den zierlichen Herren, an ihrem galanten Gebahren, an Aventuren, an feurigen Blicken und glatten Worten.

Oben in den prächtig erleuchteten, sommerheißen Sälen funkeln und blitzen die bunten Masken und Dominos der französischen und deutschen Edelleute und Offiziere. Ausgelassene tolle Maskenscherze und Gold- und Seidenflitter. Das treibt und drängt sich und rauscht durcheinander und trippelt und bückt sich und bienert und komplimentirt. Das flüstert und lächelt und spitzt die Lippen und Zungen und witzelt und medisirt. Das intriguirt und ist schelmisch auf französisch, und wieder grob auf deutsche Manier. Das wiegt sich und dreht sich in Menuet und Françaisen. In den Nebenzimmern an den Büffets fließt und perlt der Wein, knallt der Champagner; die Augen funkeln lebendiger, die Worte werden dreister, die Herzen kühner. Die aufgeblähte Thorheit macht sich breit zu oberst am goldenen Tisch, und Wahrheit und Ehrlichkeit finden kaum Platz auf einem hölzernen Stuhl im Winkel.

In einem Nebenzimmer sitzen um einen mit silbernem Service, mit Blumenvasen und farbigen Lampions, mit silbernen Flaschen belasteten Tisch mehrere ältere Herren in Dominos. Die Narren haben sie abgelegt. Aus den scharfen Zügen, den blitzenden Augen sprüht der lebhafte französische Geist.

Herum drängen sich Masken: Türken und Tyroler, Ritter und Griechen, Bauern und Juden bunt durch einander, vorüber gehend, stehen bleibend, dem lebhaften Gespräche lauschend, mit Lachen und Scherzen, mit einer sarkastischen Bemerkung, mit Zustimmung und Widerspruch auf den Lippen, sich aufhaltend und aufgehalten, sich weiter schiebend und geschoben.

„Ja, Messieurs," schnarrt ein kleiner, lebhafter Herr im normannischen Dialekt, „Condé ist über, Valenciennes am 28. Juli genommen, am 6. und 8. August sind die Sansculotts auf Arras, Bapaume und Perone zurückgeworfen, ich habe sichere Nachrichten, Messieurs, nichts ist mehr im Wege, zweifeln Sie nicht, rüsten Sie sich vielmehr, nicht lange mehr währt's und die Lilien glänzen wieder von den Tuilerien. O stoßen sie an, vive la France, la belle France!" Die Umstehenden schrien es nach, die Gläser klangen, der Wein floß. — „Sachte, meine Herren, sachte, mein theurer Colonel," rief der Ritter de la Gardie dazwischen, „haben Sie nicht so gar viel Vertrauen! Erinnern Sie sich, wie oft man uns bereits getäuscht. Denken Sie nicht, daß es den deutschen Fürsten besonders darum zu thun ist, den Thron Ludwig's zu restauriren, die Konferenzen von Herin beweisen es." — „Sie haben recht, Sie haben zum Teufel recht, fiel der Marquis de Belleisle ihm bei; „o wenn die Alliirten jetzt wollten, das ganze Land steht ihnen offen; jetzt ist die Zeit da oder nie; der Aufstand im Westen siegreich, im Innern die Fraktionen, die Hauptstadt den Jakobinern ergeben, die Provinzen für die Gironde ..." — „Noch mehr, noch mehr!" schrie der Ritter de Cersaint-Tourville, „Lyon, Bordeaux, Marseille im Aufstande oder bereit dazu, die Armee ohne Waffen, entmuthigt, ohne Führer, kein Geld in den Kassen." — „Und die Narren und Affen in Koblenz!" schrie da plötzlich eine starke deutsche Stimme aus dem Haufen der Masken dazwischen.

Es war einen Augenblick still. Dann lief, stürzte, lachte, schrie Alles durcheinander. „Wer hat gerufen? Greift ihn, faßt, fangt!" — „Maskenfreiheit, zurück da!" schrie man von dieser, von jener Seite.

Doch es war vergeblich. Die französischen Herren sahen etwas finster und mißtrauisch darein; doch bald war der Vorgang vergessen. Die Musik aus dem Saale brauste und schmetterte dazwischen. Die Wellen der Töne ertränkten die augenblickliche Verlegenheit.

„Ja, meine Herren," begann der Graf von Pignerolles wieder, „noch nie war das Land so waffenlos vor dem Heere von 200,000 Mann, wenn dasselbe jetzt die Saar und Schelde überschritte und die Siege mit Energie verfolgte — aber ..." — „Nun aber, wie aber, Herr Graf? Was steckt hinter dem aber?" schrieen mehrere Kavaliere. — „Es wird nichts geschehen, meine Herren, nichts! Der Kampf für den Thron des heiligen Ludwig ist lange aufgegeben. Andere Interessen sind an die Stelle getreten, die londoner Krämer wollen ihr Profitchen wie immer und strecken die schmutzigen Hände nach Dünkirchen aus, Preußen sieht schon lange rückwärts nach dem, was die Nachbarin mit Polen vorhat, und Oesterreich, Oesterreich richtet sich bereits in Vländern häuslich ein." — „Es ist wahr," rief der Marquis, sein Glas leerend; „o wir thun dem deutschen Gesindel zu viel Ehre an, ihm einen großen Gedanken zuzumuthen, eine That, die das deutsche Volk uns, der großen Nation gleichstellen würde, aber nein, nein, solcher glorioſen That, für eine heilige Idee den Kampf aufzunehmen, ist Niemand fähig als wir allein!"

Bei diesen Worten drängte sich eine Maske in Bauerntracht von stämmiger Gestalt gewaltsam durch den Haufen der umstehenden, leicht beweglichen Gestalten, die stille zugehört und bei der hohlen Phraserei des Sprechers ernster geworden waren. Der Mann schlug sich in Bauernmanier den grauen Filz mit dem hohen Blumenstrauß schräg auf den Kopf und, die Daumen beider Hände bequem in die breiten rothen Tragbänder einhängend, stellte er sich fest auf den gespreizten Füßen. „Halten zu Gnaden, meine hochedlen Herren, daß ich meine Meinung mit d'rein geb' zu der Idee," begann er im mittelrheinischen Dialekt, daß man denken mochte, es sei das sein Vater- und Muttererbe, „hab' auch 'ne Idee! Es könnt' mir schaden, wenn ich die Idee verhalt' und euch nutzt's, wenn ihr sie zu hören bekommt, halten zu Gnaden! Aber der alte Herr dort mit dem blanken Sternlein, dem der gute deutsche Wein so glatt hinunter läuft in den Schacht, hat alleweile Recht. Wissen's, die Deutschen wollen nit recht d'ran und nicht hinein nach Paris und warum nit? Weil sie sich fürchten und einsehen, es ist halt ein schlimm Ding, eintreten für eine verlorne Idee! Und warum ist die Idee eine verlorne Idee? Das wissen die Herren schon selber, brauch's nit zu vermelden. Halten zu Gnaden!" Damit lupft' er den Filz, ergriff ein Glas Rheinwein und trank's, die Sammetlarve ein wenig hebend, mit einem Zuge leer, während aus der still gewordenen Umgebung eine Stimme rief: „Gut gesagt, Bauer! Verhalt's nit! Thu' nochmal den Spund auf von demselben Faß und verzapf' noch einen Spruch, aber mach's christlich!" — Der Bauer schmatzte mit den Lippen und nickte, ohne scheinbar den Zuruf gehört zu haben, den französischen Herren, die ihn mißtrauisch betrachteten, wiederholt zu. „Schaut 'mal," fuhr er fort, „das ist gutes Gewächs, das, kenn's wohl, ist vom Siebenundfünfziger, vom Jahrgang der roßbacher Schlacht, aus des Herrn Kurfürsten seinem Keller. Und wißt nun, warum die Idee eine verlorne ist, weil das Volk in Frankreich euch nimmer zurück haben will, euch sammt euren Frohnden und Rechten, Privilegien und Freiheiten, mit eurem Dünkel." Die Herren fuhren auf und drohten und schrieen, der Bauer schrie desto lauter: „Und was das Volk ernstlich und recht will, das geschieht; und es will euch nimmer zurück mit euren Sünden und Schanden, mit der ganzen Adelsnarretei und dem überfaulen Wesen. Ausgespieen hat euch das Volk sammt euren Ideen, und Schmach und Schimpf dem deutschen Lande, das euch aufnimmt." — „Unverschämter Kerl," schrieen die Herren, „werft ihn hinaus! Ruft die Wache!" — Der Bauer zog sich langsam zurück und von hinten gab man ihm willig Raum. „Schimpf und Schmach dem deutschen Fürsten, dessen Hand sich für euch rührt! Der Arm des ewig Gerechten ist über ihm und euch und wird zertreten um ein Kleines Alle, die mit euch sind und euren Ideen," schrie er laut, „die Throne werden fallen und Königreiche billig sein, wie faule Pflaumen, die Niemand will. Dann wird man Ohren haben zu hören, Augen zu sehen und einen Mund zu bitten." — Die französischen Herren waren dem Bauer indeß tobend und schimpfend mit gezogenem Degen an den Leib gerückt, eine Stimme schrie: „Martin, wahr' Dich, die Wache!" Da wandte sich der Bauer rasch und kurz und war, sich bückend unter den Armen der Umstehenden, wie ein Keil hinein verschwunden.

Nun ging's wie vorhin. Ein Wirrwarr erhob sich, man rief und schrie, jeder focht und drängte gegen jeden, es schien, als ob mehr Arme die Flucht begünstigen als hemmen wollten. Die Thüren waren verlegt von denen, die bei dem Tumult zuströmten, um zu sehen was es gebe. Man fluchte, schrie und rief von Neuem; zuletzt bekam man's satt, spottete man über den Bauer und die Geärgerten; man lachte schadenfroh, man witzelte und skandalisirte, und bald war Alles im alten Geleise bis auf die Herren am Tisch, die sich allgemach still in den Sälen verloren.

II.

Der Flüchtling war aus der den eindringenden Wachen entgegengesetzten Thüre ungestüm und unbelästigt hinaus. Die feinen Masken machten ihm willig eine Gasse, und wer just den Willen nicht haben mochte, der fand sich eiligst dazu bereit, wenn ihn eine Muskel des Bauern streifte. Dann ging's die breite Treppe hinab, in den gaffenden Volkshaufen und hindurch. Zwei Masken hatten sich an ihn gemacht und schritten stumm und rasch neben einander, sich gegenseitig mißtrauisch beobachtend.

Wo der weite Platz vor dem Palast einsam war und in dunklen Baumschatten lag, hielt der Flüchtling an und riß die Larve vom Gesicht, sie weit fortschleudernd. „Uff!" stöhnte er mit tiefem Athemholen, „haben's mir heiß gemacht, die schmucken Messieh's, doch, runter mit der Larve, wer seid Ihr, Mann?" schrie er dem schlanken Domino zu, der ihm und seinem Begleiter bis dahin stumm gefolgt, „gebt frisch und frank Antwort! Was steht Euch zu Diensten?" — „Martin Blink, kennet mich, ich bin der Paul, hab' Dich oben gleich erkannt an Deinem Wesen und Deiner Sprach' unter der Larve! gebt mir die Hand, habt Dank für Eure mannhafte Red'!" rief der Domino, gleichfalls die Larve abnehmend. — „Joseph Maria! er ist's, Junker Paul. Gelobt sei Gott und alle elftausend Jungfrauen von Köln mit einand'," rief Martin, beide Hände Paul's ergreifend und derbe schüttelnd, „bin Euretwegen in das Nest dort oben hinein gefallen, wie Saul unter die Propheten. Wußt' Euch oben mit der Frau Potiphar, weiß Alles, Junker, und wollt Euch ein Wort in's Ohr raunen, das Euch nicht gefallen wird. Und eh' ich Euch gefunden, gingen wieder einmal meine Lippen mit der Zunge durch über das einfältige Gewäsch der Junker und mußt ihnen meine Wahrheit einschenken zu ihrem Trunk, kount's nit lassen, ich Narr, und habt Ihr auf meine Worte angebissen wie der Hecht auf die Angel und hab' Euch an diesem Köder herausgefischt. Nun, das nenn' ich Glück! Doch vorwärts, hier ist nicht gut sein. Kommt hinunter an den Rhein, mein' doch, Ihr werdet genug haben in diesem Sodom. Still! diese Gass' entlang, an dem düstern Haus vorüber, daß uns der Jesuit nichts abhört, ein Fuchs riecht den andern. Unten am Kahn wollen wir vom Herzen runterschwätzen, was uns drückt, still!"

Sie stiegen schweigend durch ein paar schmale Gassen hinab an das Ufer des Rheins. Dann ging's eine Strecke das Ufer entlang auf einem engen Fußsteige durch thaunasse, niedere Weiden, die hinter ihnen unwirsch zusammen schlugen. Die Weiden öffneten sich. Sie standen am Ufer auf einem wüsten, hie und da mit großen Steinen, mit angeschwemmtem Holze bedeckten Anger. Noch einige Schritte.

Vor ihren Füßen schoß der dunkle mächtigtiefe Strom, rauschend, aufwirbelnd, brodelnd in die Nacht hinaus. Kaum, daß einer der blinkenden Sterne es hie und da vermochte, sein Bild auf einer lässigeren glatten Welle einen Augenblick festzuhalten. Dämmerlicht lag still und weit über dem Strom. Rechts ab streckten sich Mast und Spieren eines Fahrzeugs in die Luft, über den bewegten Wellen hin und herschwankend. Ein heller Punkt leuchtete wie aus dem Schiffsrumpfe. Von diesem löste sich jetzt ein rothglühender Funken und wirbelte in rothen Kreisen sich drehend ihnen entgegen. Auf zwei Schritte hielt er an. Ein glühender Kienast brannte lichterloh in die Höh' und übergoß mit rothem Scheine die kommenden und das listige Gesicht Manel's, der nun mit emporgehaltener Fackel regungslos, wie aus der Erde geschossen, vor ihnen stand. „Schelm, was treibst Du wieder für Narretei? Mach' Dich zurück in den Kahn!" schrie ihn Martin halb ärgerlich, halb lachend an.

Manel sprang jach in die Höh' und stieß den glühenden Ast in den Sand. Die rothen Funken knisterten und sprühten, und als die geblendeten Augen sich von dem Wechsel des Lichts erholt und wieder schärfer um sich sahen, war der Junge spurlos verschwunden.

Martin lachte. „Das ist seine Art so! Muthwillig und drollig wie ein Kobold, aber anhänglich, wem er wohlwill,

Ein Abenteurer der Revolution: Der Bauer auf dem Maskenball im erzbischöflichen Palais zu Koblenz. (S. 271.)

und treu bis zum Tode wie ein Hund oder wie ein Deutscher, ist dasselbe. Seit wir auf dem Taunus auseinander gejagt, hängt er an mir wie eine Klette und läßt nicht von mir. Doch setzt Euch hier auf den Stein, zwar ein feuchter Sitz und zudem nicht so weich wie bei der Frau Direktorin am Bettkin, wird Euch indeß nicht schaden. Sagt mir nun, was habt Ihr zunächst im Sinn? Wollt Ihr bleiben, wo Ihr seid oder was sonst?" — „Nimmermehr zurück nach Koblenz, Martin! O sie hat mich verfolgt, bewacht, und ich mußte mich d'reingeben, weil sie es in der Hand hatte, mich hängen zu lassen." — „Weiß, Paul, weiß Alles!" — „Wohl, hab's von Vorne herein beschlossen, auszureißen vom Ball, zu dem sie mich zwang, um einen Begleiter für sich und mich unter vier Augen zu haben, und zu dem ich ging, Veronika zu finden, zu sprechen. Doch hab' mich dann von der Gnädigen fortgedrückt, als ich sie im Gespräch mit einem alten Französischen sah, dem sie zum hundertsten Male am Abend die Mähr von ihrem Staarmatz erzählte, der ihr fortgeflogen und hinter dem sie das ganze hochpreisliche Kriminalgericht, das ehrenwerthe Kollegium mit Räthen, Schreibern und Assessoren gehetzt seit zwei Tagen, den Rhein hinab."

(Fortsetzung folgt S. 277.)

Das frankenburger Würfelspiel.

Von

Gustav Wolfgang.

Hahn mit vier Frankenwürfeln in Überlebensgröße.

In der Nähe der Ortschaft Wartberg bei Kirchenwald im Bezirke Frankenburg befindet sich ein Hügel, auf dem ein Baum mit vier Frankenwürfeln eine einzige Krone ist's Wappen.

Es ist ein Sprichwort und einer traurigen Gewohnheit der Menschen, daß sie sich nicht selten um Dinge streiten, die sie nicht haben und manchmahlen Dinge in erhitzten Worten und der Wuth noch

Österreichische Geschichte

selbst das steinerne Wahrzeichen überleben dürfte, das sich in seiner Nähe erhebt. Der kolossale Stamm, der einst kühn seine Zweige zum Himmel streckte, ist jetzt halb verdorrt, hohl, schwarz, und würde zu den lachenden Fluren an seinem Fuße wohl einen seltsamen Kontrast bilden, wenn nicht die nimmer müde Natur die langsam fortschreitende Zerstörung mitleidig mit grünem Schleier dem Auge verdecken würde.

Kaiser Ferdinand II., hart bedrängt von seinen Feinden, den Konföderirten von Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, welchem Bunde am 28. August 1619 sich auch Oberösterreich anschloß, der Krone Böhmens verlustig erklärt und dem Haupte der protestantischen Union, dem pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. als Gegenfürst entgegengestellt, schloß mit seinem Vetter Herzog Max von Bayern ein Bündniß, durch welches er an letzteren Oberösterreich dagegen verpfändete, daß Max ihm seine Hülfe leiste.

In diesem Vertrage liegt der erste Keim jenes blutigen Dramas, welches als der „Bauernkrieg" bekannt ist. Selbst Graf Adam von Herberstorf, eine eiserne Soldatennatur, welcher zum bayerischen Statthalter ernannt wurde, und seine rohen Kohorten konnten nur durch die größte Strenge die Flammen des Aufruhrs niederhalten, welche aus den Herzen des gedrückten Volkes, aus der Asche seines zerstörten Glückes aufzulodern drohten. Fest entschlossen, die Wiedereinführung des verdrängten katholischen Glaubens zu erzwingen, ernannte der Kaiser 1623 vier „Reformationskommissäre", darunter Adam von Herberstorf, mit der Aufgabe, den Protestantismus und seine Einrichtungen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Das Dekret von 1625 war ganz dazu angethan, diesen Plan rücksichtslos durchzuführen. Da flammte aber der Haß gegen die bayerischen Eindringlinge, wie man sie nannte, mächtig auf, und der Gegendruck mußte um so fürchterlicher wirken, als neben den politischen auch religiöse Motive in's Feld zogen.

Aus dem Khevenhüllerischen Schlosse Frankenburg und dem dieser Herrschaft unterstehenden Dorfe Zwispalten (in nomine — omen) hielt das greuliche Gespenst des Bauernkrieges seinen Auszug. Als vollends zu Frankenburg ein katholischer Pfarrer eingesetzt wurde, da durchbrach der lange zurückgehaltene Strom der Empörung alle Dämme und wälzte sich brausend, verderbenschwer in's schöne Land. — 5000 Bauern belagerten und bestürmten das Schloß Frankenburg, — da nahte der Rächer. Graf Herberstorf selbst stellte sich an die Spitze eines Korps von 1200 Mann und rückte, den „Freimann" in seinem Gefolge, den Aufständischen entgegen, welche aber noch vor seiner Ankunft das Schloß räumten.

Am 14. Mai 1625 erließ Herberstorf in die umliegenden Orte ein im Archive des Stiftes Mattsee verwahrtes Vorladschreiben für den 15. Mai auf das Haushammerfeld. Die Energie wirkte. 5000 Proskribirte erschienen zur bestimmten Stunde. Athemlose Stille herrschte in den von den Truppen umzingelten Reihen der Rebellen. Da verkündet Herberstorf, daß er: „was Maßen sie Alle das Leben verwirkt, er es doch zu Gnaden dem halben Theil schenke, solchergestalt, daß allerwegen Zwei miteinander ihr Loos würfeln."

Und so geschah's. Auf einem vom Freimann ausgebreiteten Mantel fielen die schrecklichen Loose. Neunzehn Mann waren so für den Henkertod bestimmt, zwei begnadigte Herberstorf. Die Sage erzählt, daß dieß zwei Brüder waren, welche um den kleineren Wurf stritten, da Einer für den Andern sterben wollte. Ein hehres Bild deutscher Treue! Zur nachhaltigen Warnung ließ Herberstorf vier der Würfler sogleich an der Linde aufhängen, die Uebrigen auf den Thürmen der nächsten Ortschaften. — So weit die Geschichte.

Seither gingen viele Jahre in's Land, kaum denkt man mehr der stürmischen Zeit, und der Landmann zieht, ein frohes Liedchen summend, lange Furchen in das Feld. Um den Baum treiben Hirten frohe Spiele, leise Lüfte wehen durch's dürre Laub und es ist gar traurig hier zu weilen, wenn die scheidende Sonne die Kuppen des fernen Dachsteins vergoldet, des stolzen Bergriesen mit seinem ewigen Schnee.

Vor wenig Jahren hat ein vernachlässigtes Hirtenfeuer im Innern des Baumes eine arge Zerstörung angerichtet. Fast schien es, als wollte der alte Griesgram das neue Geschlecht an den Brand der aufgeregten Leidenschaften mahnen, der einst diese Gefilde zu vernichten drohte.

So rankt sich die ewig grüne Poesie mit dem Epheu an die Baumruine, deren Geschichte unser Dichter F. J. Proschko in einer schwungvollen Ballade besungen hat.

Der Wolfs-Benjamin.

Aus den Backwoods Amerikas von **Fr. Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen trabte also von Questen diese Straße entlang, so rasch ihn sein munteres Pferd vorwärts bringen konnte, und von Strong's Postoffice aus hatte er auch noch ziemlich trockenen Boden, denn das tiefere Land begann eigentlich erst dort, wo der L'anguille den Weg kreuzte, und von da über Brushy lake und Bay de views bis zum Cashriver, ja eigentlich noch über diesen hinaus bis zur Nähe des Whiteriver, wo das Land wieder etwas höher wurde.

Wolfsbenjamin schien sich aber auf seinem Wege nicht besonders geeilt zu haben; denn etwa zehn englische Miles von Strong's Postoffice entfernt hatte er übernachtet und war an diesem nämlichen Morgen erst wieder mit seinen beiden Pferden gen Westen aufgebrochen. Er konnte gar keinen so sehr großen Vorsprung mehr haben, und würde, wie ihm die Leute sagten, unter jeder Bedingung bei Stuart am L'anguille übernachten. Von dort bis zum Cashriver, eine Strecke von über zwanzig englischen Meilen durch den schlimmsten Sumpf, stand kein einziges Haus weiter, weder am Wege, noch abseits vom Wege im Walde drinnen, wo sich in dieser Gegend überhaupt Niemand anbaute. Von Questen konnte sich jetzt also Zeit nehmen, denn der Wolfsben war ihm sicher.

Er frühstückte mit dem Farmer und erkundigte sich nach der dortigen Jagd. Hirsche gab es dessen Aussage nach genug; Truthühner hielten sich lieber in den Hügeln als im Swamp auf; Bären trabten überall herum, ihre Spuren konnte man an allen weichen Stellen finden; Panther fehlten ebenfalls nicht, die Bestien hielten ihm die Hunde die ganze Nacht über in Allarm, und Wölfe — puh, wie die Schafe liefen sie im Wald umher, ganze Rudel, und heulten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen — wenn eben ein Stein in der ganzen Nachbarschaft zu finden gewesen wäre — aber es war ihnen eben nicht beizukommen: sowie es Tag wurde, zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel, hohle Bäume und unwegsame Dickichte, zurück, und da lagen sie und kein Teufel konnte sie finden.

Der Mann war übrigens selber kein Jäger, und erst etwa vor sechs Monaten von Tennessee, wo es fast gar kein Wild gab, hier herüber in die Niederung gezogen, um besonders Viehzucht zu treiben, und sein Vieh dann hinüber über den Mississippi zu verkaufen. Er wußte also auch nicht dem scheuen Raubzeug beizukommen. Stuart aber, wie er dem Deutschen versicherte, sollte ein alter, durchaus praktischer Bärenjäger sein, der hier schon wenigstens zwölf oder sechzehn Jahre im Sumpfe lebte, und wenn Einer in Arkansas, der konnte ihm Auskunft über Alles geben, was er zu wissen wünschte.

Nach Stuarts also, und er konnte die Zeit kaum erwarten, bis er das bezeichnete Blockhaus am L'anguille erreichte. In den amerikanischen Wäldern herrscht, wenn man in abgelegener Waldung eine Hütte erreicht, die vollkommenste Gastfreundschaft, und das Wenige, was der Besitzer hat, theilt er gern und freudig mit einem doch so seltenen und

immer gern gesehenen Gaste. An solchen Countystraßen aber, die noch dazu als einziger Verbindungsweg ein paar benachbarte Staaten mit einander verbinden, ist das freilich etwas Anderes, und Backwoodsmen siedeln sich an solchen Stellen gar nicht etwa so selten und deßhalb an, um durch den Verkehr mit den Reisenden etwas baar Geld in die Hände zu bekommen, da mit ihren Nachbarn doch nur ein Tauschhandel möglich ist.

Zu diesem Zwecke halten sie ein paar freie Betten, die eben aus nichts bestehen als einer dünnen, mit Baumwolle gestopften Matratze und ein paar wollene Decken, über die aber eine bunte Steppdecke gebreitet sein mußte, und der Reisende aß dann mit, was sie selber hatten: Maisbrod, gebratenen Speck und Bohnen, und trank Kaffe oder Milch dazu. Dafür zahlte er, für Abendessen, Frühstück und Bett, einen halben Dollar, und für sein Pferd — denn Fußreisende kamen nur in Ausnahmsfällen vor — eben so viel. Blieb er aber eine Woche oder länger bei ihnen, so ließ es sich auch arrangiren, daß er zu einem etwas billigeren Preise beköstigt wurde.

Stuart war Einer von diesen Leuten, die ein Geschäft daraus machten, denn an der Grenze des großen Sumpfes mußte fast Jeder bei ihm übernachten, der hindurch wollte, um am nächsten Abend auch das nächste Haus erreichen zu können. Alle aber, die von der anderen Seite, vom Cashriver herüber kamen, waren von der Sumpfpartie so ermattet und durchnäßt, daß sie sich ebenfalls freuten, gutes Quartier zu bekommen, und nur in sehr seltenen Fällen noch weiter ritten, um ein anderes Haus aufzusuchen, wo sie überdieß das Nämliche bezahlen mußten.

Stuart war dabei wirklich ein alter Bärenjäger, der sich seit seiner frühesten Jugend in den Wäldern umhergetrieben, und dabei eine ganz vorzügliche Meute Hunde und sehr gute Pferde besaß. Er trieb allerdings hauptsächlich Viehzucht, wie alle diese Leute, und nebenbei etwas Ackerbau, denn er brauchte Mais für sich zu Brod und für seine Pferde, wie für die der bei ihm einsprechenden Reisenden. Aber die Hauptsache war und blieb doch immer für ihn die Jagd, und zwar die Bärenhetze, der er sich mit vollem Eifer hingab.

Es mochte etwa vier Uhr Nachmittags sein, als von Questen den Platz erreichte. Eine Probe vom Sumpf bekam er aber schon vorher, wo er fast eine englische Meile weit mit seinem Thiere durch Schlamm und Wasser zu waten hatte und die Straße selber doch keinen Schritt breit verlassen konnte; denn durch das Gewirr von Schlingpflanzen hier in der unmittelbaren Nähe des kleinen Flusses wäre gar nicht durchzukommen gewesen. Aber zu lange schon hatte er sich in diesen Niederungen aufgehalten, um darin etwas Außerordentliches zu sehen oder sich gar in seiner Bahn aufhalten zu lassen, und er setzte auch seinen Weg ruhig und unverdrossen fort, bis er wieder hohes Land und damit auch bald das Doppelblockhaus traf, in dessen rechtem Flügel — wenn man so sagen kann — Stuart seine Wohnung hatte. Das linke Gebäude war eben allein für Reisende bestimmt, und die überbaute Veranda, die beide Häuser von einander trennte, oder eigentlich zusammen verband, diente ihnen im Sommer zum gemeinschaftlichen und kühlen Aufenthalt.

Und hier traf er mit dem Wolfsbenjamin zusammen, der etwa eine Stunde vor ihm angelangt war. Sein Pferd wurde von Stuart's kleinem Negerjungen rasch abgesattelt und in die für die Thiere bestimmte Umzäunung getrieben, und Stuart selber lud den Gast freundlich ein, zu ihnen in's Haus zu treten und es sich bequem zu machen. Das Wetter war schon zu rauh, um sich noch gegen Abend lange im Freien aufzuhalten.

Und der Wolfsbenjamin? — Hm, eigentlich hatte er sich den Mann anders gedacht; von Questen war aber schon daran gewöhnt worden, die eigentlichen Jäger der Backwoods anders zu finden, als er sie vermuthet, denn etwas nur entfernt Waidmännisches; wie wir es unter dem Namen verstehen, darf man bei ihnen nie erwarten.

Eben so wenig wie der amerikanische Jäger eine bestimmte Kleidung oder gar eine Jägersprache hat — ein paar einzelne Ausdrücke vielleicht abgerechnet — eben so wenig weiß er etwas von der Poesie der Jagd, oder erkennt er selbst nur eine Schonzeit an. Er schießt Alles, was ihm vorkommt, und ich weiß mich selber noch der Zeit zu erinnern, wo ich zum ersten Mal einen der berühmtesten Jäger von Arkansas sah, der in Hemdärmeln, einen alten zerknitterten Strohhut auf dem Kopf, seine lange Büchse, Kolben nach hinten, auf der Schulter, seine Provisionen in ein roth baumwollenes Taschentuch geknüpft, daran baumelnd, in den Wald schlenderte.

Auch Benjamin Folkes, wie der Mann hieß, sah eigentlich nach von Questen's Begriffen nicht recht waidegerecht aus, denn er trug einen wunderlich altmodischen Frack von blauem Jeanes, dem selbstgewebten wollenen Stoff der Backwoods, ein Paar helle, gestreifte und bedeutend zu kurze Hosen, grobe Waldschuh ohne Strümpfe oder Socken, keine Weste und ein weiß baumwollenes, sauberes Hemd, das durch ein schmales, grellroth seidenes Tuch, am Halse zusammengehalten wurde. Dabei war es eine kleine, dicke, untersetzte Gestalt mit einem gutmüthigen aber doch verschmitzten Gesicht, voller Sommersprossen, hellblonden Haaren und ebensolchen, fast unsichtbaren Augenbrauen, den er, nach eben eingenommener Mahlzeit, gerade bei seiner Siesta traf.

Benjamin hatte sich in einen Stuhl gesetzt, auf dessen Hinterbeinen er balancirte, während er seine eigenen beiden kurzen Beine auf der niederen Lehne eines anderen vor ihm stehenden Stuhles ruhen ließ. Die dicken, ebenfalls dicht mit Sommersprossen bedeckten Hände waren auf seinem Bauch gefaltet, und er lehnte so halb zwischen Wachen und Schlafen in der einen Ecke, wobei der Zuschauer fortwährend das etwas ängstliche Gefühl behielt, als ob der Stuhl in jedem Augenblick kippen und mit dem kleinen kurzen Mann hintenüber schlagen müsse.

Benjamin kümmerte sich übrigens gar nicht um den Fremden, blinzte nur einmal nach ihm hinüber, als er das Haus betrat, und rührte und regte sich nicht, bis er etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, wo er seine Siesta beendet zu haben schien, aufstand, seine kurzen Glieder dehnte und reckte, und dann hinausging, um nach seinen Thieren zu sehen.

Bis zum Abendbrod hatte dann Jeder noch mit sich selber zu thun, und der Hausfrau mußte auch überdieß am Kamin Raum gegeben werden, um ihre Töpfe zu rücken und die Kohlen zu schüren. Dann wurde zum Essen gerufen, und die kleine Gesellschaft, Stuart mit seiner Frau, Benjamin und von Questen, sammelte sich um den reinlich gedeckten Tisch. Nach dem Essen aber kam die Zeit der Unterhaltung, als der Tisch bei Seite gerückt war und Jeder seinen Stuhl zum Kamin geschoben, die kurze Pfeife — Mrs. Stuart nicht ausgenommen — angezündet hatte, und das Gespräch drehte sich hier natürlich augenblicklich um die Jagd. Von was Anderem, wie vielleicht von Viehzucht, hätte man in diesen Wäldern auch sprechen wollen!

Zuerst erkundigte sich von Questen nach den Panthern, denen er am ersten beizukommen wünschte; aber Stuart schüttelte dazu den Kopf. „Das sind verwünscht schlaue Bestien," meinte er, „und in den achtundzwanzig Jahren, die ich mich jetzt in Kentucky und später in Missouri und Arkansas aufgehalten, glaube ich nicht, daß ich zehn oder zwölf erlegt habe, Alles in Allem gerechnet. Wenn man nicht einmal zufällig einen mit den Hunden auftreibt und in einen Baum jagt — und sie bäumen noch nicht einmal gern auf, sondern laufen wie der helle Satan — so ist's gefehlt. Nicht einmal mit der Feuerjagd ist ihnen beizukommen, denn ein Panther sieht nie eine halbe Minute lang in's Feuer, sondern kneift die Augen gleich zu und drückt sich seitwärts in die Büsche." — „Aber es soll hier viele Panther geben." — „Gerade genug für unsere Fohlen," versicherte Stuart, „und jede Nacht hört man das erbärmliche Geheul der Spitzbuben; aber gerade hier ist gar nichts mit ihnen zu machen, denn etwa drei

Miles von hier, rechts von Brushy lake hinauf, iſt ein alter Hurricane*), und jagen einmal die Hunde wirklich einen Panther auf, ſo kann man ſich auch darauf verlaſſen, daß er augenblicklich den Hurricane vernimmt, und nachher iſt die Jagd vorbei." — „Das ſind Racker," beſtätigte aber auch Benjamin, „und wiſſen jedenfalls, daß der Staat fünf Dollar für ihre Haut bezahlt. Ich habe in den letzten fünf Jahren keine zehn von ihnen bekommen." — „Alſo doch ſo viel?" ſagte von Queſten, „und alle auf der Jagd erlegt?" — „Natürlich, die müſſen alle mit Hunden gehetzt werden, und ſelten, daß man einmal ein gutes unzerriſſenes Fell bekommt." — „Wenn ich nur wenigſtens einen Kopf von einem hätte!" ſagte von Queſten. — „Sie ſind alle miteinander ſchlau genug," lachte Stuart, „die Wölfe ebenſo. Von denen erwiſcht man aber doch dann und wann einmal einen draußen bei Regenwetter am hellen Tag, und kann ihnen eher mit der Kugel beikommen. Ich habe auf dieſe Art ſchon wenigſtens achtzehn oder zwanzig geſchoſſen, aber man muß flink bei der Hand ſein." — „Das iſt aber doch nur immer ein Zufall," ſagte von Queſten kleinlaut, „und kann lange dauern, bis es Einem glückt. Gibt es denn gar kein Mittel hier, um einen Panther zu locken? Sie, Mr. Benjamin, bei Ihrer Erfahrung müſſen das doch gewiß kennen." — „Im Sommer, wenn ſie ſelber Junge haben," lachte Stuart, während Ben mit dem Kopfe ſchüttelte, „ſpringen ſie manchmal auf's Blatt, beſonders wenn man's recht fein ſtellt, weil ſie das für ein jung Hirſchkalb halten und dem zu Leibe wollen. Aber das glückt auch nur ſelten, und iſt mir erſt ein einziges Mal gelungen. Für die Wölfe hätte man da ſchon eher etwas, um die heranzubringen." — „Und das wäre?" rief von Queſten geſpannt. — „Ich hab's immer einmal verſuchen wollen," ſagte Stuart, „bin aber eigentlich nie recht dazu gekommen, und, aufrichtig geſagt, wenn ich im Walde bin, jag' ich immer am liebſten allein, und da war mir's doch ein wenig zu viel riskirt, denn wenn ich mir einmal ein ganzes Rudel damit über den Hals geholt hätte, wäre am Ende der Teufel zu zahlen und kein Pech heiß geweſen." — „Mit asa foedita meint Ihr?" frug Benjamin. — „Das auch," ſagte Stuart, „aber das andere ſoll noch ſicherer ſein." — „Sie wiſſen ein Mittel?" rief von Queſten jetzt Feuer und Flamme in der Sache, „um ein ganzes Rudel heranzulocken?" — „Die Jäger behaupten, daß es unfehlbar wäre," verſicherte Stuart, „und Prince drüben hat mir zugeſchworen, er habe einmal ſieben Stück in einer halben Stunde damit geſchoſſen, dann aber ſeine Moccaſins ausziehen und laufen müſſen, um nur ſein Leben vor den Beſtien zu retten, weil er keine Kugeln mehr in der Taſche gehabt." — „Und kennen Sie es?" — „'s iſt einfach genug," meinte der alte Jäger, „man nimmt aus den Eingeweiden eines Hundes das, was wir Pride nennen." — „Pride? — was iſt das?" — „Es ſitzt im Inneren der Thiere, und der Hund muß freilich todtgeſchoſſen werden, um es zu bekommen, trocknet das im Kamin und hebt es ſo lange auf, bis man es brauchen will, dann aber weicht man es auf, zerreibt es mit Fett zwiſchen zwei Steinen, ſetzt ebenfalls ein wenig asa foedita dazu, und baut ſich dann einen ſicheren Platz im Walde, wo Einen die Beſtien nicht anſpringen können. Hat man den dort in der Gegend, wo Wölfe ſind natürlich, hergerichtet, dann geht man zu den nächſten Dickichten, wo ſie ſich aufhalten, ſo daß man etwa gerade mit Dunkelwerden, oder ein wenig vorher, an den beſten Stellen iſt. Hier ſchmiert man ſich die Geſchichte unter die Moccaſins, und macht nun, daß man ſo raſch wie irgend möglich wieder zu ſeinem Verſteck zurückkommt, denn der erſte Wolf, der die Fährte kreuzt, nimmt ſie an, und folgt ſo raſch er kann, ſoll aber auch wie toll ſein und völlig blind in den Büchſenlauf hineinrennen." — „Nach asa foedita ſollen ſie auch ſchmählich gelaufen kommen, wenn man es Nachts auf die Kohlen wirft," ſagte Benjamin. „Der alte Hooker hat mich verſichert, die Beſtien hätten ihn einmal eine Nacht, in der er es unten am Caſhriver verſucht, auf den Baum hinaufgejagt, unter dem er gelagert, und ihn die ganze Nacht dort bis Sonnenaufgang gehalten, ja unten in Wuth indeſſen, weil ſie ihm nicht beikommen konnten, ſeine Kugeltaſche in Stücke geriſſen und ſogar in ſeinen Büchſenkolben hineingebiſſen. Sie werden wie verrückt, wenn ſie's riechen." — Von Queſten hatte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dieſen Berichten gelauſcht. „Wie weit iſt es bis zur nächſten Apotheke?" rief er endlich, „oder doch wenigſtens zu einem Ort, wo man asa foedita bekommen kann? Den Verſuch ſollte man doch wenigſtens damit machen." — „Ja, Batesville wäre die nächſte," meinte Stuart, „und der Poſtreiter, der übermorgen hier vorbeikommt, könnte es von dort ſchon mitbringen. Aber das wäre das Wenigſte; asa foedita hätt' ich im Hauſe." — „Sie? wirklich?" rief Queſten, von ſeinem Stuhl emporfahrend, „und wollen Sie es mir verkaufen?" — „Und warum nicht?" lachte der Farmer, „ich kann ja jede Woche friſches bekommen, wenn ich die Geſchichte wirklich einmal probiren wollte. Aber ich habe auch das andere." — „Was? den Pride, wie Sie es nannten, o das wäre ja wundervoll." — „Es trifft ſich gerade," ſagte Stuart. „Vorigen Monat war Prince bei mir, von dem ich Euch vorhin ſagte, und wir ſprachen auch über den Verſuch, und da es gerade mit meiner alten Diana paßte, der ein Bär einen ſolchen Hieb gegeben hatte, daß ich ſie todtſchießen mußte, ſo ſchnitt ſie Pommoe, der ſich auf die Sache verſteht, auf, und nahm ſie aus. Seit der Zeit hängt's im Rauch, und wäre jetzt gerade friſch und gut zum Gebrauch." — „Und das wollen Sie mir überlaſſen?" — „Mit dem größten Vergnügen," lachte der alte Mann, „da erfahre ich doch gleich, ob etwas an der Sache iſt oder nicht, und brauche mich nicht ſelber damit zu bemühen. Wann woll't Ihr's verſuchen, Fremder?" — „Nun denn jedenfalls morgen Abend, denn ich möchte keinen Augenblick Zeit damit verlieren." — „Hm," ſagte Stuart, „morgen und übermorgen kann ich nicht einmal von Hauſe weg. Wir erwarten den Circuit rider, unſern wandernden Prediger, hier mit jeder Stunde. Der bleibt jedenfalls ein, zwei Tage bei uns, und meine Alte da leid't's dann nicht, daß ich eine Nacht von Hauſe weg bin." — „Nein, das geht ja nicht an, John," ſagte die alte Dame, „das weißt Du auch ſelber am beſten, daß . . ." — „Denke ja auch nicht dran, Alte," unterbrach ſie gutmüthig der Mann, „aber Benjamin macht ſich vielleicht den Spaß und ſieht ſich die Sache mit an. Weit braucht Ihr überhaupt nicht zu gehen, denn das Hauptwolfsneſt iſt am Brushy lake. Da wimmelt's von den Beſtien, und wenn Ihr bis übermorgen Mittag noch nicht zurück ſeid, reit' ich einmal auf ein paar Stunden hinaus, und ſehe zu, was noch ungefreſſen iſt." — „Hm, ich weiß nicht," meinte Benjamin. — „Ja, Einer allein darf es nicht verſuchen," ſagte die Frau, „das iſt zu gefährlich. Zwei müſſen's jedenfalls ſein." — „Zwei ſind immer gut," lachte Stuart, „denn wenn Einen der Teufel holt, weiß doch der Andere, wo er hingekommen iſt." — „Aber John . . ." — „Na meinetwegen," meinte Benjamin, „zu verſäumen hab' ich g'rad nichts, und mit anſehen möcht' ich den Spaß ſchon einmal; aber eine Axt müſſen wir mitnehmen, daß wir uns eine Art von Geſtell bauen können." — „Nun das verſteht ſich," ſagte Stuart, „ich geb' Euch auch meinen Scipio, den Negerjungen mit, der Euch bei den gröbſten Arbeiten helfen kann. Den ſchickt Ihr mir aber vor Abend wieder zurück, denn den möcht ich nicht gefreſſen haben. Der Junge iſt wenigſtens ſeine ſechshundert Dollar werth." — „Und glauben Sie wirklich, daß die Sache ſo gefährlich iſt?" ſagte Queſten, „wenn man ſich doch darauf vorbereitet hat?" — „Seid Ihr gut zu Fuß?" — „Vortrefflich."

(Schluß folgt S. 282.)

*) Ein Ortan ſowohl als die Stelle, wo er gewüthet hat, und wo die niedergeriſſenen Bäume und Büſche ſo dicht zuſammen liegen, daß ſie eine förmliche Wand bilden.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Paſſauer.

(Fortſetzung.)

„Weiß, Paul, weiß Alles, auch das!“ — „Hab' auch leider Veronika nicht ausfindig gemacht!“ — „Sollſt ſie heut' noch ſprechen, Junker, heut' Nacht noch!“ — „Martin, Ihr ſcherzt, Ihr ſpottet mein,“ rief Paul aufſpringend. — „Nicht doch, Paul, rede die Wahrheit, leider die Wahrheit, hab' Euch ja darum aufgeſucht; doch hört mich ruhig an, Paul. Haben mich, als Mainz genommen war, von meinem Hof fortgehetzt, Pfaffen und Junker, aber konnte darum doch nicht, wie die Andern thaten, hinüber nach Frankreich. Sind die Zeiten gleich böſe und ſchlimm, ſo will ich doch nicht laſſen von meinem deutſchen Land und meine, es ſoll doch einmal beſſer werden und meine Augen ſollen es ſchauen, wie Moſes das gelobte Land. Lieber ſterben will ich in Noth und Elend in meinem Vaterland, als anderwärts leben in Freuden und Luſt mit dem Heimweh im Herzen. Hab' nicht Weib, nicht Kind, mein Land und mein Volk iſt mir Beides, und es müßt' Vieles anders werden, ehe denn ich von ihnen laſſe. O Paul, die Dinge ſind

Ein Abenteurer der Revolution: Die Entführung auf dem Rheine. (S. 279.)

ſchlimm, ſehr ſchlimm bei uns, und einen Theil von dem, was ich gehofft, hab' ich zu Grab' getragen mit Schmerzen, bis ich erkannt, wie unſer Volk noch nicht faſſen kann, was es heißt, da ſein und frei ſein um ſeiner ſelbſt willen! O es iſt ein großes Elend und ein Jammer! Und da fahr' ich denn ſeitdem auf dem Kahne, den ich für meine letzten Gulden erſtanden, den Rhein zu Berg und zu Thal, von Ort zu Ort, bis nach Holland hinunter und nach Schaffhauſen hinauf, und predige unterwegs, wie die Apoſtel gethan, auf dem Waſſer, wo ſie mich nicht ſuchen, das Evangelium von der rechten Freiheit bei Zöllnern und Sündern. Hab' das Elend ſtündlich vor Augen, aber auch wieder meine rechte Herzensfreud', wenn ich ſeh', daß es ſchafft und haftet in den Herzen. Der Pfan hier iſt's, der mir beiſteht in meiner Hantirung, nachdem ſie ihm die alte Mutter und Weib und Kinder dort oben gehängt an einem Galgen, in einer Stund'! Nicht wahr, Paul, wenn Jeder thut, was an ihm iſt, möcht's beſſer werden im Lande!“

Martin ſtützte den Kopf in beide Hände auf den Knieen und blickte vor ſich in das dunkle Waſſer, finſter und traurig, als glaubte er ſelber nicht an das, was er geſagt. „Doch, Paul, nicht darum hab' ich Dich hergelockt, biſt jung und haſt noch wenig Zeit dafür! — Wie ich herauf gekommen von Bingen und hier abſeiten angelegt, Mittags, nach-

dem ich meine Fracht gelöscht, kommen ein Paar von den Mesjehs daher, besehen mich und meinen Kahn von allen Seiten und dingen mich für heut' Nacht zu einer Fahrt bis Boppart; wollt' anfangs nicht zusagen, aber wie ich merkt', daß es ein Lubenstück sollt' werden, dacht' ich, Martin, da kannst auch dabei sein, that billig und schmeidig. Da rückten sie heraus mit ihrem Geschnarr und Geschwätz und nun denk', die Veronika ist's, die sie mit Gewalt fortführen wollen, weil sie sich dem jungen Marquis, den die Freilent' oben fest hatten, nicht im Guten ergeben will. Dazu soll ich meinen Kahn herrichten, Morgens zwei Uhr. Schufte, die! mag am Hofe zu Versailles so Mode gewesen sein und meinen, können's sich auch hier gestatten; wart!" — „Martin, hast Du recht gehört, die Onika? in diesem Nachen?" schrie Paul aufspringend. — „Sag's Dir, es gilt die Onika! und ihr Onkel, die alte gräfliche Perrücke, ist einverstanden; haben sie ihm abgekauft für baares Geld, das er im Spiel verloren. Da hab' ich gedacht, will ihnen einen Strich machen durch die Rechnung, daß ihnen die Bilance noch lange in den Ohren gellen und klingen soll, dacht' an Dich, daß Du uns beistehen sollst und sich die Onika vor uns nicht fürcht'." — „Martin, Dank, tausend Dank, daß Du mich gerufen. Himmel und Tod, welcher Schreck für sie, welcher Schimpf!" — „Dank dann, wenn's gut abläuft, wissen nit, wie viele kommen; doch jetzt wollen wir in den Kahn, die Mummerei abthun und in die Theerjacken kriechen, daß sie nicht Unrath merken. Eh' wir vom Lande abstoßen, müssen wir uns ihrer entledigt haben, sonst gibt's ein Unheil, wenn wir auf dem Wasser sind, und das möcht' ich um Alles nicht. Nun komm' und geberde Dich nit, sei ruhig!"

Das Fahrzeug, dem sie sich näherten, lag zehn Schritte vom Ufer im tiefen Strom vor Anker. Martin pfiff. Manel glitt lautlos in den Handkahn und holte sie vom Ufer hinüber.

Das Fahrzeug schwankte schwerfällig über dem dunklen Wasser. Die Wellen bäumten sich neugierig an den Planken in die Höhe, dann schossen sie schäumend vorüber, andern Neugierigen Platz zu machen.

Manel saß oben auf dem Deck zusammengekauert, spielte und knackte mit den Fingern, und kicherte und erzählte sich stille Geschichten. Er merkte, es sollt' was Besonderes geben, und da war er gerne dabei.

12.

Und Onika? Wo war die Onika unterdeß? Wo weiltest Du, feuriges Herz voll Lebenslust und treuer Liebe und rechter Einfalt, die Du mit reiner Wald- und Bergesluft eingeathmet? Wo warst Du, aus den stillen Räumen des Taunusschlosses hinausgerissen in den ungewohnten, ungehörigen Glanz und Prunk des Parkets und der glänzenden Säle des Grafenhauses derer von Ziegenruck zu Koblenz?

Der Garten unter dem Balkone des Grafenhauses liegt hinab bis hart an den Rhein. Dunkle Akazienalleen führen in Terrassen dahinunter. Der Abendschatten liegt warm und still darüber, und von Blumen und Blüthen steigt ein lebendiger, kühler Duft. Die zu wunderlichen Figuren, zu Drachen, zu Dromedaren, Affen und zweiköpfigen Adlern verschnittenen Taxushecken gewinnen in der Dunkelheit festere, drohende Umrisse.

Der Springborn in der Mitte plätschert und flüstert seine einfältige Melodie. Das Wasser sprudelt unermüdet, sprudelt emsig und quillt aus der steinernen Muschel, die der pausbackige Triton an den Mund gesetzt, fließt schäumend, perlend über seine mächtige Brust und die muskulösen Leibesglieder und läßt den Wellen des Marmorbassins, in dessen Mitte er auf einem Felsen kniet, nicht Rast, nicht Ruh. Die Marmorbilder um das Bassin, Phöbus der fernhintreffende mit dem Bogen; ihm gegenüber Venus-Anadyomene, in süßem Sinnen über die Anmuth ihres schönen Leibes träumend und auf den Apfel blickend, den sie eben erst aus Paris Hand erhalten; der knabenhafte Jüngling, die Arme in seligem Gebet zum Himmel erhoben, glücklich, weil er glaubt, der hingesunkene Gladiator mit der tiefen Todeswunde in der Brust und dem, o wie tiefen Schmerz um die sterbenden Augen. Das Rauschen des Wassers weckt sie nicht, die Blumen duften nicht für sie, die Wellen locken sie nicht, nicht die Erde kümmert sie, nicht um die Sterne bangt es sie, o Himmelsluft! Sie stehen unbewegt und stumm im Abenddämmerlichte. Tag und Nacht, Monde und Jahre im Bann ihres steinernen unwandelbaren Ausdrucks überdauern sie den Wechsel des Lebens und Todes um sich her und sind doch nur selber auf kurze Zeit todte Zeichen vergänglichen Menschensinnens und Trachtens! O Erdenleid!

Neben dem rauschenden, klingenden Wasser, an dem Postamente des Venusbildes, um das sich unten Geisblatt rankt, während oben her blaue Fliederblüten die runden Hüften der Göttin küssen und ihre Sehnsucht in dem süßen, süßen Dufte ausströmen; neben dem Wasser sitzt die Onika, den Kopf an den kühlen Marmor gelehnt, die Hände lässig im Schooße.

Als das gräflich Ziegenruck'sche Ehepaar in der Staatskarosse zum Balle abfuhr, war Veronika in den Garten geeilt, tiefbetrübt und unruhig, aber nicht weniger fest und entschlossen. Die alte Gräfin hatte ihr wieder einmal viel, viel böse Worte gesagt, weil sie es abgelehnt, mit ihr und dem Grafen den Ball zu besuchen. Aber die Onika ließ sich auch nicht Alles bieten. Sie war nicht umsonst in Waldluft und auf Bergeshöh' frisch erwachsen und groß geworden, und wenn sie auch anfangs wie ein schüchtern Reh bei jedem harten Wort der Tante erzitterte, vor jedem bösen Blick schauerte wie ein Zitterpappelblatt; die Schmeicheleien, die ihr von dem alten geckenhaften Grafen und von den vornehmen Herren aus Frankreich, die sie täglich umschwärmten und umplapperten, wie frivole Abendmotten die volle Bouquetrose im Garten, hatten mindestens zum nicht geringen mißfälligen Verwundern der Tante die Folge gehabt, ihr Selbstgefühl ungemein zu wecken. Es lernt sich nichts leichter als Selbstgefühl! Doch wenn sie dasselbe auch den stolzen, windigen Franzosen und der Tante gegenüber keck und fest geltend machte, wo diese an ihren Worten herummusterte und polirte und abschleifen und glätten wollte nach ihres hochgeborenen und verschrumpften Herzens Gelüst — war sie allein, dann senkte sie allmälig das Köpfchen traurig zur Erde, dann faltete sie wohl die Hände, und die klaren, klugen Augen wurden von Thränen naß. Wie sehnte sie sich dann in stillen Stunden heimwärts in den lieben alten Thurm im Taunus und an das liebe alte Herz der Tante Beate, die beide, so still und ernst wie sie auch waren, es doch so gut und redlich mit ihr meinten, wie Niemand oder doch nur wie noch Einer auf der Welt.

Und wenn sie des Einen dann gedachte und ihrer seligen, gerechten Liebe zu ihm, dann hob sie wohl die Hände und drückte sie an die klopfende Brust. O sie fühlte jetzt, das war Erdenleid und Himmelsluft, die aus diesen Gedanken für sie flossen!

Und Erdenleid war's, daß die Tante Gräfin von Tag zu Tag heftiger in sie drang, den Bewerbungen des jungen Marquis de St. Croix, in dessen Begleitung sie von Bardenfels nach Koblenz gekommen, Gehör zu geben. Der junge Marquis, früh gealtert in Ausschweifungen und dem wüsten Genußleben in Paris, fühlte sich, aus dem früheren Treiben durch seine Emigration geschieden, von Veronika's frischer Natur angezogen und bezaubert. Ihre entschiedene Abneigung, die sie ihm nicht verhehlte, entzündete die Neigung des Marquis, der an Abweisungen dieser Art nicht gewöhnt war, zur Leidenschaft, und während Veronika glaubte, ihn für immer zurückgewiesen zu haben, war bereits der Plan, sie seinen Händen zu überliefern, entworfen. Die Ausführung schien um so weniger mißlingen zu können, als der alte Graf von Ziegenruck, ehrlos und gewinnsüchtig und immer in finanzieller Bedrängniß, wie er war, sich seine Zustimmung in die Entführung mit Erlaß der hohen Spiel-

schuld willig hatte ablaufen lassen und nun mit freundlichem und zärtlichem Gebahren die Sicherheit und Ruhe Veronika's dem Marquis gegenüber vollends einschläferte. Glaubte doch der alte Geck mit dem Marquis und dessen Gesellen gleichen Gelichters, daß die arme Veronika, wenn sie sich einmal in seine Gewalt gegeben fände, ihre Zustimmung zur Verbindung mit dem reichen und bei den Frauen sonst unwiderstehlichen Marquis nicht länger verweigern würde. Seiner Schulden und gleichzeitig der armen Nichte, deren Pflege er nothgedrungen übernommen, hoffte der Graf damit zu gleicher Zeit ledig zu werden. Was kümmerte ihn weiter der geringe Rest von Ehre und gutem Namen, der ihm daranzusetzen noch übrig war.

Und so saß die arme verlassene Onika und gedachte freudig und traurig zugleich ihrer Liebe zu Paul und ihrer trüben Sorgen um die Zukunft, der Himmelsluft und des Erdenleides, die ihr Herz abwechselnd bewegten. Sie saß ahnungslos wie ein Vögelein, das sich sonnt, unbewußt des Netzes, das über seinem Haupte schwebt, um es der Freiheit auf immer zu berauben.

Vom Rheine herüber, unter den Wolken, die die Sterne zu verdunkeln begannen, fuhr ein kalter Windstoß über den Garten her, daß die Bäume unwillig schauerten und der Wasserstrahl aus der Muschel des Triton seitwärts flog und über den Rand des Bassins hinstäubte. Veronika fröstelte. Sie zog den seidenen Mantel fester um die Schultern und stand auf. Unschlüssig einen Augenblick, ob sie den Kiesweg nach der breiten Treppe des Hauses oder den Akaziengang nach dem Rheine zu einschlagen sollte, schritt sie den letzteren rasch hinab, um von dem Balkon auf der Mauer noch einen Blick über den dunklen Strom zu werfen. Wie innig liebte sie den schönen Rhein!

Das eiserne Gitter, das aus dem Garten hinausführt, stand halb offen. Sie drückte es rasch zu und wandte sich seitwärts in den dunklen Baumgang.

Kaum einige Schritte hatte sie gethan, da fühlte sie etwas um sich und es wurde ganz dunkel vor ihren Augen. Eine Decke ward über sie geworfen. Sie schrie zwar auf und schlug abwehrend die Arme um sich. Aber in demselben Augenblicke ward sie von dem Tuche fest und dicht umwickelt. Sie fühlte sich aufgehoben, willenlos getragen, die Sinne schwanden ihr.

Als ihr Bewußtsein zurückkehrte, war es noch immer Nacht um sie. Sie fühlte jede Bewegung gehemmt. Die entsetzliche Angst verhinderte sie, zu rufen. Sie fühlte sich in einem raschen Fuhrwerke fortgeführt. Anfangs über widerhallende Straßen, dann plötzlich langsamer, leise durch tiefen Sand.

Der Wagen hielt. Wieder fühlte sie sich aufgehoben, wieder getragen, dann auf eine Bank niedergelassen, von einem Arme gehalten, ein heftiger Stoß, die zuerst schwankende, dann weiche, sanfte Bewegung ließ sie erkennen, daß sie über Wasser schwebe. Der leichte Nachen stieß hart gegen einen festen Gegenstand, neben ihr schrie es laut: „Ho, Schiffer, ahoi! Wir sind's, vorgesehen! Das Anker los!“ — „Gleich, Herr, gleich!“ antwortete von oben eine Stimme. Die Stimme schien ihr bekannt. Noch einmal schrie es über ihr: „Hier heran, Herr! hier ist die Treppe!“

Der Nachen wurde weiter gezogen. Dann fühlte sich Veronika wieder gefaßt, einige Stufen in die Höhe gehoben und oben nach ein paar Schritten sanft niedergelegt.

Sie fühlte ihre Arme freier, bewegte sie seitwärts, das Tuch ließ sich lösen, es fiel endlich ab, doch sie befand sich rings in tiefer Finsterniß, nur daß vor ihr durch eine Thürspalte herein ein blasses Dämmerlicht schimmerte.

Noch lag sie ungewiß, was sie thun solle, als ein heftiger Wortwechsel, französische, deutsche Worte, Flüche von draußen her sie auffahren ließen. „Zurück, Schurke, in den Kahn oder Ihr seid des Todes!“

Sie sprang entsetzt auf: es war Paul's Stimme; mit vorgestreckten Händen tastete sie sich nach dem Lichtschimmer, die Thüre öffnete sich vor ihrer Hand, draußen fuhr sie zurück, es blitzte hell auf, ein Schuß knallte vor ihr. Eine Gestalt sprang durch den grauen Pulverrauch die Treppe des Kahns hinab in den Nachen, während zwei Andere mit einander rangen. Paul, sie hatte ihn beim Pulverblitz erkannt, mühte sich, einen Mann über das Geländer des Decks zu werfen, jener, den Fuß gegen die Barrière gestemmt, widerstand, sie rangen stumm mit einander. Veronika stand entsetzt, die Hände krampfhaft gefaltet, ohne sich rühren zu können.

Da schlüpft eine dunkle Gestalt lautlos neben ihr vorüber, klammert sich mit beiden Armen um das straff vorgestemmte Bein von Paul's Gegner. Mit einem Ruck und einem Schrei reißt er dasselbe in die Höh', und der Fremde stürzt, Manel mit sich reißend, über die Barrière in den dunklen Strom.

Die Wellen schlagen über sie; noch einmal erscheint das bleiche Gesicht des Marquis schon eine Strecke stromab in dem wirbelnden Wasser, er stößt einen gurgelnden erstickten Laut aus, dann rollt' eine Welle über ihn, noch eine und zieht ihn hinunter.

Und dann war es still. Der Kahn bewegt sich langsam den Wellen überlassen in der Mitte des Stromes, Paul ist gegen den Mast getaumelt, athemlos, erschöpft noch von seiner Krankheit und von der Anstrengung, und todtesmatt. Veronika sprang zu ihm und schlang ihre Arme um ihn. „Paul, Paul!“ rief sie weinend, zitternd, „Gott sei gelobt. Du bist da, Du lebst.“ — Er drückte sie stumm an sich. Dann stammelte er: „Veronika, o komm', hilf uns, dort liegt Martin, ihm danke, er ist getroffen.“ — Sie traten rasch seitwärts, wo zwei Gestalten, Martin und Pfan, auf dem Deck neben einander saßen. Martin saß bereits aufrecht. Die Kugel hatte seinen Kopf gestreift und ihn besinnungslos zu Boden geworfen. Er streckte Paul die Hände entgegen und richtete sich auf, um sich und in den Strom blickend. „Wer ist am Steuer?“ ruft er. — „Manel,“ antwortete Pfan, „er fiel mit dem Marquis in's Wasser, aber rasch wie der Blitz und naß wie ein Pudel war er wieder oben und am Steuer.“ — „Er läßt uns aufrennen,“ rief Martin besorgt, „einen Büchsenschuß rechtsab und dann angelegt, aber nicht früher.“ Pfan sprang davon, Martin den Beiden überlassend. „Nun, ist's gut so? Nun habt ihr euch wieder und der Teufel hol', wer euch was anhaben will, so wahr ich . . .“ — „O Martin,“ bat Veronika, „o es ist entsetzlich, sei ruhig, schone Dich.“ — „Schonen?“ rief jener sich schüttelnd, als ob er etwas abwürfe, „damit hat's gute Weil'. Und meint Ihr denn, ein Bauernschädel verträgt nicht mehr als das Bischen Pulver und Blei? Meint Ihr, man wird uns unverfolgt lassen, wenn die Entkommenen die Nachricht nach Koblenz bringen, daß der Marquis ersoffen und Ihr auf dem Fahrzeuge hier seid? Nein, jetzt gilt's eilen, aber nicht schonen. Pfan und Manel müssen mit dem Kahne rheinauf nach Bingen zurück, wir aber wollen hinauf nach dem Taunus, auf meinen Wegen. Haben da wenigstens einen Tag oder zwei Ruh'. Blitzjunge, der Manel, wie er den Marquis über Bord expedirte! Doch wir sind am Ufer und müssen uns eilen. Halloh, Pfan, Manel, das Anker ausgeworfen und ihr macht euch zum Aussteigen fertig!“

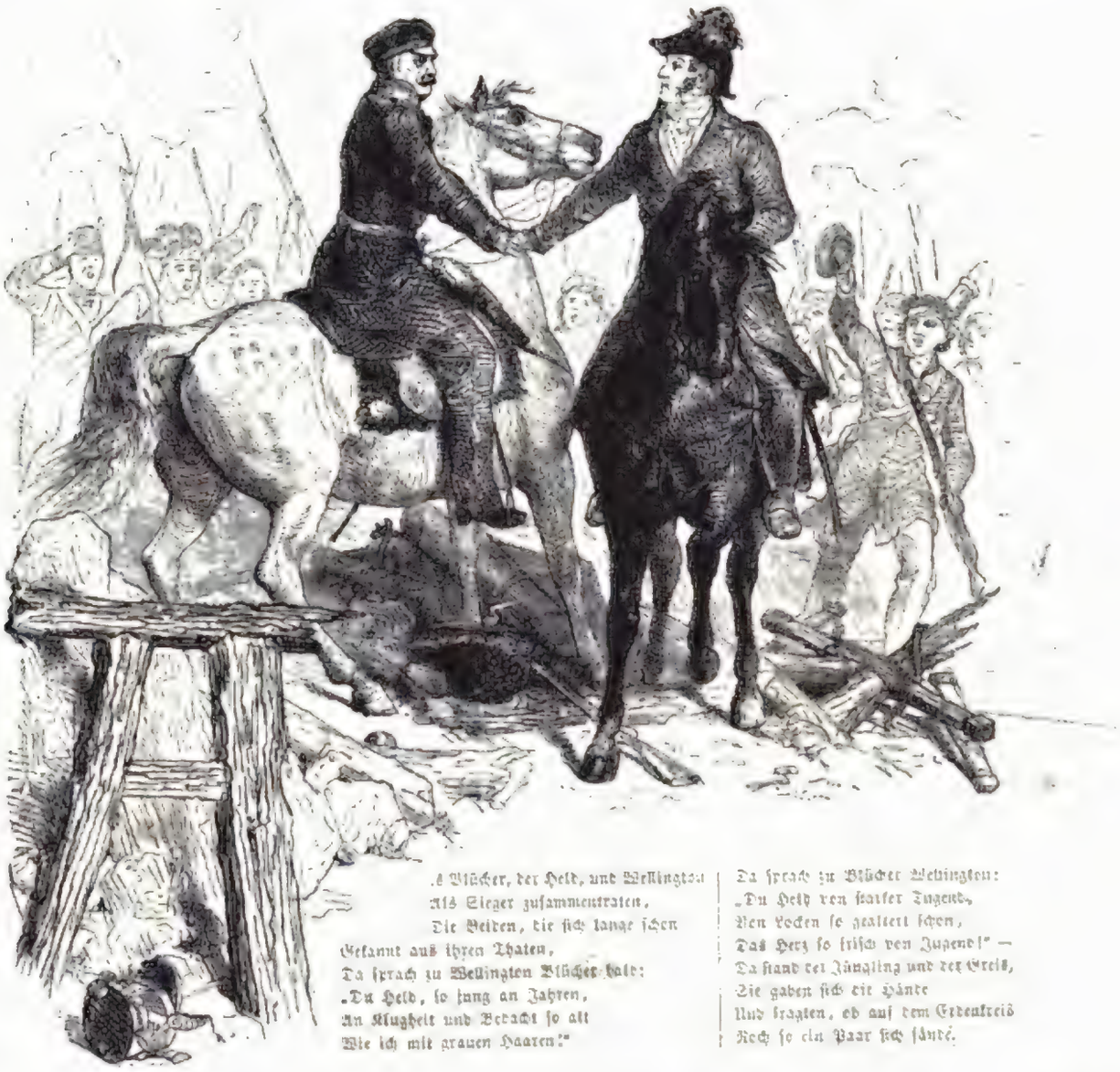
(Fortsetzung folgt S. 293.)

Georg Bleibtreu's

Kampf- und Freiheitslieder.

Deutschland besitzt einen Reichthum an Kampf- und Freiheitsliedern, wie kein anderes Volk. Das Ringen nach nationaler Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, nach innerer Freiheit hat in diesen Liedern sich ausgeklungen, und seit

Luther's gewaltige Choräle die Glaubensſtreiter mit todesmuthiger Zuverſicht erfüllte, bis auf unſere Tage, wo das „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ zum Kampfesliedgeworden, iſt die Leyer Pindar's nicht verſtummt. Aus allen Zeiten, — ſelbſt mitten aus dem wüſten Lärm des dreißigjährigen Kriegs ertönten einzelne Akkorde, — aus den Türkenkriegen, der Zeit des großen Kurfürſten und aus dem ſiebenjährigen Kriege haben ſich prächtige Lieder im derben Volkston erhalten; die klaſſiſche Periode der Freiheits- und Kampfeslieder fällt jedoch in das zweite Dezennium unſeres Jahrhunderts, als das deutſche Volk ſich in heiligem Zorn erhob; wer kennt nicht die Namen Arndt, Körner, Schenkendorf, Uhland, Rückert? Dieſe Lieder hat G. Bleibtreu mit prächtigen Illuſtrationen eingerahmt und unter obenſtehendem Titel (Leipzig, Rud. Loos) herausgegeben. Wir entlehnen der Sammlung, welche der auf dieſem Gebiete mit Recht hochgeſchätzte Künſtler ſo glücklich zuſammengeſtellt und zu einem wahren Prachtwerk gemacht, ein Lied von Rückert:



.e Blücher, der Held, und Wellingto:
Als Sieger zuſammentraten,
Die Beiden, die ſich lange ſchon
Gekannt aus ihren Thaten,
Da ſprach zu Wellington Blücher halt:
„Du Held, ſo jung an Jahren,
An Klugheit und Bedacht ſo alt
Wie ich mit grauen Haaren?“

Da ſprach zu Blücher Wellington:
„Du Held von ſtarker Tugend,
Von Locken ſo gealtert ſchon,
Das Herz ſo friſch von Jugend!“ —
Da ſtand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben ſich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch ſo ein Paar ſich fände.

Die Spahis.

Von

H. Bauer.

Daß die Franzoſen kein Koloniſationstalent haben, iſt eine allbekannte Wahrheit, welche durch die Geſchichte hundertfältig beſtätigt wird, und wofür der heutzutag noch vorhandene, wenig verſprechende Zuſtand Algeriens den deutlichſten Beweis liefert. Dagegen verſtehen dieſelben die in der Provinz Algier ihrer Verfügung anheimgegebenen Kräfte in einer Weiſe zu verwenden, die dem franzöſiſchen Nationalcharakter durchaus entſpricht. Die Franzoſen ſind eine vorwiegend militäriſche Nation und haben ſich dem zu Folge nicht damit begnügt, Algerien zur großen Kriegsſchule für ihre Truppen zu machen, ſondern ſie haben auch mit Erfolg die ihnen dort unterworfenen Völkerſchaften in ihrem eigenen militäriſchen Intereſſe zu verwenden gewußt. Die Stämme Algeriens ſind durchaus kriegeriſch und natürlich mit der Kriegführung ihrer noch ununterworfenen Landsleute innig vertraut, da es ja völlig ihre eigene iſt. Die Franzoſen gingen alſo kurz nach der Unterwerfung jener Provinz daran, aus jenen kriegeriſchen Eingebornen Truppen zu formiren, denen man neben europäiſcher Disziplin und Einübung möglichſt ihre nationale Eigenthümlichkeit beließ und ſie ſo zu den furchtbarſten Feinden, zu den tauglichſten Werkzeugen der Unterwerfung ihrer eigenen Landsleute machte. Den Anfang machte man mit der Errichtung eingeborner Infanterieabtheilungen unter europäiſchen Offizieren; doch

Die Spahis.

bestand auch die Mannschaft etwa zur Hälfte aus Franzosen, die man aus leicht begreiflichen Gründen unter die nicht ganz zuverlässigen Eingebornen mischte. Gerade das Gegentheil aber von dem, was man erzielen wollte, geschah; denn statt daß die Zahl der Eingebornen unter dieser Truppengattung zugenommen hätte, nahm das europäische Element in derselben immer mehr überhand, so daß sich bei den Zuavenregimentern jetzt nur noch europäische Soldaten befinden, die allerdings in Algier ihre Ausbildung erhielten, aber an die Art der Entstehung ihrer Truppengattung bloß noch durch ihre türkische Uniform erinnern.

Dagegen sah man sich veranlaßt, aus den Eingebornen eigene Tirailleurbataillone zu formiren, die sich in der Uniformirung von den Zuaven bloß dadurch unterscheiden, daß sie ganz in Blau gekleidet sind. Diese halbwilden Bataillone sind unter dem Namen Turcos hinlänglich bekannt.

Erst nachdem der Versuch, eine einheimische Infanterietruppe zu bilden, sich als ausführbar gezeigt hatte, ging man an die Organisirung einer ähnlichen Kavallerieabtheilung. Der bekannte General Yusuf war es, der 1834 den Gedanken zuerst in Anregung brachte, welcher noch im nämlichen Jahre zur Ausführung kam, indem vier Schwadronen eingeborner Kavallerie unter dem Namen „reguläre Spahis" errichtet wurden, zu denen im nächsten Jahre nach der Eroberung von Bona noch zwei neue kamen. Man versäumte kein Mittel, um die wilden Söhne der Wüste zu dieser Truppe zu locken, und die reiche, bunte Uniform, die sich unter dem rothen Burnus gar prächtig ausnimmt, ist nicht das letzte Mittel zu diesem Zwecke. Bewaffnet sind die Spahis, welche heutzutage drei Regimenter von je sechs Schwadronen, zusammen etwas über viertausend Mann, bilden, mit langen Gewehren, Pistolen und Kavalleriesäbeln, welch' letztere sie am Sattel befestigt tragen. Ihren Namen haben sie von der früheren, gleichbenannten Kavallerie des osmanischen Reiches. Der Spahis ist kein Soldat, sondern ein Lanzknecht. Er dient nicht gezwungen, er ist ein Freiwilliger. Er dient nicht um des Soldes willen, sondern dient, um unabhängig von seinen Häuptlingen zu leben und den rothen Burnus zu tragen. Auch lebt der Spahis nicht in der Kaserne wie der gewöhnliche Soldat, sondern im Zelte, als ob er gar keinen Dienst genommen; er lebt mit Einem Worte in der Smala. Die Smala ist die Vereinigung der Zelte der Eskadron auf freiem Felde, und der Anführer hat nichts zu thun, als den Ort auszuwählen, der der geeignetste für das Lager ist. Im Mittelpunkte des Plateaus, wo die Smala aufgeschlagen ist, erhebt sich eine Art von Veste, die aus vier Bastionen besteht, die durch eine einfache Mauer verbunden sind, an welche die Hangars und Ställe sich lehnen. Die Bastionen dienen den Offizieren als Wohnung, die Hangars und die Ställe nehmen die Thiere, das Futter und die Ackerwerkzeuge auf. Diese Veste führt den arabischen Namen Bordi. Um das Bordi sind die Zelte der Spahis zerstreut, welche ruhig wie eine Familie leben, aber auf ein Geläute sich zu den militärischen Uebungen versammeln. Der verheirathete Spahis lebt in der Smala, wie er zu Hause mit seinen Frauen, seinen Kindern, seinen Heerden leben würde. Der Zebentut (Junggeselle) dagegen hat ein sehr bewegtes Leben: er hat kein Heimwesen, er schläft im maurischen Café, unter freiem Himmel, seine Bagage in einem Schnappsack dient ihm als Lager. Bei Tage geht er in's Café oder die Cantine, macht selbst seine Küche und ißt soviel er kann. Bei Nacht sucht er, wo er gerade unterkommt. Der Dienst des Spahis in der Smala ist leicht: er beschränkt sich auf einige Rebistas (Revuen), auf einige Gänge nach dem Bordi oder dem Depot des Regiments. Jeder Spahis hat einen Diener, der sein Pferd besorgt und sein Reitzeug. Die Bebauung des Bodens nimmt einen Theil der Zeit des Spahis ein; natürlich nur die Ueberwachung, denn die Spahis haben meist ihren Khemma, der das besorgt. Für die Hühnerzucht hat er indeß eine besondere Vorliebe, diese ist seine eigene Angelegenheit. Abends geht der Spahis in's maurische Café. Dort raucht er zusammengekauert seine Pfeife oder Cigarette und trinkt Kaffe, indem er bald selbst erzählt, bald einer Erzählung zuhört. Bei Tage sind der Zerstreuungen gar mancherlei: Feste, Fantasias geben viele Abwechslung; noch mehr die Jagd auf Gazellen, Straußen, Antilopen, Löwen. Die bevorzugteren Spahis sind die, welche bei den Oberoffizieren oder in den arabischen Bureaus beschäftigt werden; dazu aber muß man nicht nur ein tapferer Soldat, sondern auch ein geschickter Diplomat sein, da man bei dem Aufstand eines Stammes zu diesem als Unterhändler geschickt wird.

Der Spahis bringt sein Pferd mit, wenn er sich anwerben läßt, und ist der brillanteste Reiter, den ich kenne; er allein weiß beim Pferde Alles zu erreichen, was in dessen Kräften steht; er allein weiß es zu behandeln. Jeder Araber kann reiten, und weiß sich im Sattel festzuhalten; aber der Spahis hat die Reitkunst auf den höchsten Grad der Vollendung gebracht. Nur er versteht es, mit dem Sporn jenen leichten rosigen Streif zu ziehen, den die Araber Djeber nennen, und der die Haut vom Nabel bis zum Rückgrat nur ritzt, dabei handhabt er seine Flinte so leicht auf dem Pferde, als ginge er zu Fuße, und der Spahis bedient sich meist des Karabiners, dem man neuerdings bei uns den Tod geschworen, selten der Pistole.

Interessant ist, wie er angreift. Ist er dem Feinde auf Schußweite nahe gekommen, erhebt er sich in seinen breiten Bügeln und sprengt im vollen Laufe heran, um einen sichereren Schuß zu haben, und drückt los; dann wirft er rasch seinen Karabiner zurück, zieht den Säbel, hält das Pferd an, und kämpft nun, in der Rechten den Säbel, in der Linken das Pistol. Der Spahis behauptet deßhalb auch, Allah habe ihm zwei Augen und zwei Arme gegeben. Es wäre daher keine verlorene Mühe, wenn unsere deutschen Regierungen ihre Offiziere auf diese Equitationsschule schicken wollten: hier gibt es zu lernen.

Der Wolfs-Benjamin.

Aus den Backwoods Amerikas von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

„Nun dann mag's gehen. Wenn Ihr aber die Lockspeise erst einmal unter den Sohlen habt, dann haltet Euch auch nicht lange auf, macht einen Bogen an dem Schilfbruch hin, der links vom Wege liegt." — „Aber wie find' ich den?" — „Hm, ich reite doch lieber gleich morgen früh mit hinüber. Es sind nur kleine sechs Miles; bis elf Uhr kann ich wieder zurück sein, und Euch gleich selber einen passenden Platz aussuchen, wo Ihr die Nacht aufbäumen sollt. Wir brauchen dann nicht einmal ganz bis Brushy lake hinüber, wo jetzt überhaupt zu viel Wasser ist, sondern bleiben gleich an dieser Seite von dem Schilfbruch, wo ich überdieß noch Vieh habe und einmal nachsehen muß."

Die Sache war abgemacht und von Questen schwelgte in dem Gedanken an die morgende Jagd, deren Beginn er kaum erwarten konnte. Der Abend verging ihm auch wahrhaft zauberschnell mit einer Unmasse von Jagderzählungen, in denen Benjamin unerschöpflich schien. Von Questen wunderte sich nur über seine Bescheidenheit, mit der er nie von eigenen Jagden und Abenteuern, sondern nur von denen seiner „Nachbarn und Freunde" sprach. Stuart war darin ganz anders. Der sprach nur von selbst erlebten Hetzen und Gefahren, und hatte deren auch in der That genug mit durchgemacht. War er doch allein siebenmal von verschiedenen Bären geschlagen und verwundet worden.

Der andere Morgen kam, und mit ihm ein reges Leben in die kleine Gesellschaft, denn Scipio mußte schon vor Tagesgrauen auf und die Pferde füttern, und Mrs. Stuart selber bereitete das Frühstück und buck noch außerdem eine

Quantität Maisbrode im Vorrathe, damit die Wolfsjäger etwas davon mitnehmen könnten und nicht zu darben brauchten.

Um acht Uhr etwa war Alles hergerichtet, und von Questen saß schon vollständig gerüstet und wartete auf seine Begleiter, als Benjamin, der ebenfalls neben seinem Pferde stand, zu dem gerade aus dem Hause tretenden Stuart sagte: „Habt Ihr vielleicht eine Büchse, Stuart, die Ihr mir heute Abend borgen könnt? Man weiß doch nicht, was vorfällt." — „Haben Sie denn kein Gewehr bei sich?" frug von Questen auf's Aeußerste erstaunt, einen solchen alten Jäger in einem solchen Walde ohne Waffe anzutreffen. — „Na," sagte Benjamin ruhig, „in dem verbrannten Sumpf hier, und noch dazu mit zwei Pferden, hat man Mühe und Noth genug mit beiden Händen frei. Fehlte mir auch noch, ein altes Schießeisen zum Vergnügen mit herumzuschleppen! Habt Ihr keins, Stuart?" — „Ihr könnt meine Büchse die Nacht draußen behalten," sagte der alte Jäger, „schießen thut sie gut genug; haltet nur richtig hin."

Damit war das Letzte beseitigt, was der kleinen Expedition noch im Wege stand. Scipio kletterte mit ein paar zusammengebundenen Aexten auf sein Thier, eine alte, riesige Fuchsstute, hinauf, und kaum eine halbe Stunde später trabten die vier Reiter den breiten Weg entlang ihrem nächsten Ziele, Brushy lake entgegen.

Brushy lake war eigentlich kein See, wie der Name vielleicht glauben machen könnte, sondern nur eine flache Slew oder ein Sumpfwasser, das sich, wie die übrigen etwas größeren Flüsse, von Norden nach Süden gegen den Arkansasstrom zu zog. Aber besonders in seiner Nachbarschaft zeigte es viel Grunderniedrigungen, und hie und da, wo das Land ein klein wenig höher lag, selbst Schilfbrüche, sogenannte Cane breaks, die der Lieblingsaufenthaltsort der Wölfe geworden waren. Hier hinein folgten ihnen nicht einmal gern die Hunde — wenn sich diese überhaupt an Wölfe gewagt hätten, denn zusammengebrochenes und trockenes Rohr lag überall der Kreuz und Quere, und Sägedornen durchwucherten das Ganze zu einem oft wirklich undurchdringbaren Chaos.

Etwa eine halbe englische Meile diesseits Brushy lake zügelte endlich Stuart sein Pferd ein. Hier begann das Wasser im Wege, das den Pferden selber in der eigentlichen Slew bis unter den Bauch ging, und der alte Jäger besah sich prüfend den Platz.

„Was meint Ihr, Benjamin?" sagte er dabei, „sollte das hier nicht die richtige Stelle sein? Der Platz hier ist gerade offen genug, um das Mondeslicht herein zu lassen, denn die beiden alten Bäume, der Sussefres und die Eiche, sind bei dem letzten Sturme umgeschlagen und haben, wie Ihr seht, das benachbarte Unterholz ebenfalls mit in die Büsche hineingeworfen und kurz und klein gebrochen." — „Und die Overcup-Eiche hier paßt prächtig zum Hinaufsitzen," rief Benjamin. „Der Blitz hat den oberen Wipfel schon abgeschlagen, und bei dem anderen könnte man leicht ein Bischen mit der Axt nachhelfen und nach dem Weg zu freie Bahn machen. In zwei Stunden wollte ich die Geschichte in Ordnung haben." — „Gut, dann laßt uns auch gleich hier an die Arbeit gehen," sagte Stuart, indem er aus dem Sattel sprang und sein Pferd mit dem Zügel an einen der nächsten Zweige befestigte, „gleich hier rechts im Busch ist etwas hohes Land, wo wir ein Feuer anzünden können, und während Scipio und Benjamin das Nöthige besorgen, zeig' ich dem Fremden drin im Wald den Rand des Schilfbruchs, ar dem er heut' Abend sein Experiment versuchen kann."

Stuart und Benjamin waren Beide zu praktische Leute, um ein weiteres Wort der Verständigung zwischen ihnen nöthig zu machen. Sie wußten ganz genau, was sie zu thun hatten, und während der kleine dicke Ben mit Scipio daran ging, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ritt Stuart jetzt mit von Questen südlich in den Wald hinein und bat ihn besonders, wohl auf die Richtung Acht zu haben, damit er sich heute Abend, mit der Mischung unter seinen Sohlen, nicht etwa im Wald verirre, denn in dem Fall könne der Spaß allerdings bös ablaufen.

Die Richtung war aber — durch einige vortreffliche Landmarken oder Zeichen eingeschlossen — kaum zu verfehlen. Stuart nahm den Deutschen erst noch eine kurze Strecke mit auf der Straße zurück, bis zu dort, wo sie den letzten Bach gekreuzt hatten. Dessen Ufer nach Süden folgend, brachen sie dann erst in den Wald hinein, und hielten diese Richtung etwa eine englische Meile, bis sie zu dem Rohrbruch kamen, dessen Rand ein furchtbares Gründorndickicht einschloß.

An dieser Stelle sollte von Questen an dem Abend beginnen, seine Sohlen zu bestreichen, und dann dem Rande des Rohrbruchs in ziemlich genauer Richtung gen Westen folgen, welchen Weg sie jetzt ebenfalls einschlugen, bis sie zu den übergetretenen Wassern des Brushy lake kamen, denen er dann nur wieder aufwärts, gen Norden, zu folgen hatte, bis er die Straße und zugleich das dort aufgerichtete Versteck erreichte.

Der ganze Weg dauerte etwa anderthalb Stunden, und an dem Rohrbruch hin bestrichen sie das Hauptterrain der Wölfe, die hier ziemlich sicher jeden Abend heraustreten, denn Stuart behauptete, sie dort jedesmal Nachts gehört zu haben, wenn er einmal da im Dunkeln vorbeigeritten wäre. Außerdem zeigte er dem Deutschen überall in dem weichen Boden ihre langen, deutlich erkennbaren Fährten, und diesem schlug das Herz fast hörbar in der Brust, wenn er an den heutigen Abend dachte. Er konnte die Dämmerung kaum erwarten.

Etwa um elf Uhr erreichten sie, dem Brushy lake aufwärts folgend, wieder die Straße, und hörten schon, in der Nähe derselben angelangt, die fleißigen Axtschläge der beiden Arbeiter, die indessen wahrlich nicht gefaulenzt haben mußten. Scipio hatte eine Art Leiter hergestellt, indem er zwei junge Bäume umschlug und säuberte, und die Sprossen dann durch Weinreben fest und sicher an die Stangen schnürte. Benjamin dagegen, dem besonders darum zu thun schien, einen vollkommen sicheren Versteck zu haben, in dem ihnen die etwa anrückenden Wölfe nicht zu Leibe konnten, war auf die Overcup-Eiche gestiegen, und hatte durch geschicktes Aushauen der im Wege stehenden Aeste, wie durch Einbinden von ein paar ganz bequemen Sitzen, einen so prachtvollen Hochstand in Arbeit, wie man ihn sich nur wünschen konnte.

Stuart fand die Anlage vortrefflich und stieg selber hinauf, um dort oben zu probiren, wie man am besten sitzen und dabei schießen könne. Es ging ausgezeichnet, und mit dem gerade günstigen Vollmond und klaren Himmel hätte man sich keine bessere Gelegenheit zu wünschen brauchen. Was aber jetzt noch zu thun blieb, konnten die beiden Jäger auch allein besorgen, und nachdem Scipio noch auf dem bestimmten Lagerplatz ein tüchtiges Feuer angeblasen hatte, befahl ihm sein Herr, wieder aufzusitzen und des Deutschen wie Ben's Pferd ebenfalls mit an den L'anguille zurückzunehmen. Kamen die Wölfe in der Nacht, so thaten die Pferde hier kein gut, und der alte Jäger versprach ihnen, die Thiere am nächsten Morgen wieder herauszuschicken, wenn er sie nicht gar selber brächte, um das „Schlachtfeld" in Augenschein zu nehmen.

Wolfsben und von Questen blieben jetzt allein; sie machten sich vor allen Dingen daran, ihre mitgebrachte Mittagsmahlzeit herzurichten, indem sie eine unter den Vorräthen gefundene Kaffeekanne an's Feuer rückten, etwas Wildpret von einem Hirsch, den Stuart gestern Morgen geschossen, brieten und dann das Ganze mit einem tüchtigen Schluck Whiskey aus Questen's Feldflasche würzten. Damit war es etwa zwölf Uhr geworden, und Beide gingen jetzt scharf daran, ihre Arbeit zu beenden.

Wolfsben stieg wieder in den Baum hinauf, um die noch nöthigen Aeste auszuhauen, und der junge Deutsche arbeitete indessen unten, um das gestürzte Holz aus dem Wege zu schaffen, eine keineswegs leichte Aufgabe, denn die zähen Aeste hingen überall — durch Schlingpflanzen oft noch

außerdem verbunden — in einander, und mußten erst mit Axt und Messer getrennt und dann mit aller Macht bei Seite gerissen werden. Das nahm aber nicht zu lange Zeit in Anspruch, und Wolfsben begann jetzt die Mischung, zu welcher Questen die Ingredienzen in einem Lederbeutel bei sich trug, herzustellen. Es ging das rascher als sie erwartet hatten, und der Deutsche strich sich die geronnene, ziemlich scharf riechende Salbe in eine kleine Pomadenbüchse, die er zu diesem Zwecke erst geleert hatte. In dieser konnte er sie bequem in seiner Kugeltasche transportiren.

Um zwei Uhr waren sie mit Allem fertig; noch durfte der Deutsche aber seinen Rundmarsch nicht beginnen, denn die Wölfe kamen nicht so früh aus ihrem Versteck, und bis völlig Nacht hätte sich die Mischung vielleicht verriechen können. Jedenfalls war es besser, sie so frisch als möglich zu versuchen, und er beschloß deßhalb, wenigstens noch eine oder anderthalb Stunden zu warten, bis er sein etwas gefährliches Experiment versuchte. In Wahrheit fürchtete er sich aber nicht im Geringsten davor, ja freute sich eher auf den Marsch durch den Wald, wo er wußte, daß ihm jeder Schritt die Verfolger auf die Fersen locken könnte.

Wolfsben hatte indessen Stuart's zurückgelassene Büchse untersucht und die Kugeln in der Kugeltasche gezählt. Es war Munition genug da, und, nun nichts zu thun bis Abend, machte er dem Deutschen den Vorschlag, noch eine Stunde pürschen zu gehen; vielleicht daß sie einen Hirsch in der Nachbarschaft antrafen, und dann noch gleich eine bessere Lockspeise am Feuer gehabt hätten. Von Questen war aber zu müde; das Holzschleppen und Hacken, beides ungewohnte Arbeiten, hatte ihn völlig mürbe gemacht, und mit dem Abendmarsch noch vor sich, wie einer ganzen Nachtwache, zog er es vor, sich lieber eine Stunde am Feuer ordentlich auszuruhen; dann war er nachher wieder frisch bei Kräften. Wolfsben konnte ja lieber eine Stunde allein pürschen; zusammen hätten sie überdieß nicht gehen dürfen.

Auch damit war der kleine Mann einverstanden, schulterte die lange und schwere Büchse und schritt rechts von der Straße in den Wald hinein, um den Distrikt nicht zu stören, der heute Abend in so wunderlicher Art bejagt werden sollte.

Von Questen indessen, um sich auf seinen baldigen Marsch vorzubereiten, verzehrte noch ein tüchtiges Stück des schon vorher gebratenen kalten Wildprets, nahm dazu einen recht herzhaften Schluck aus einer anderen kleinen Privatflasche, die echten Cognac enthielt, zündete sich eine Cigarre an, da er sich von Strongs einen Vorrath mitgebracht, und streckte sich dann, seinen Kopf auf dem Sattel, behaglich auf der neben das Feuer gebreiteten wollenen Decke aus, um noch etwa eine Stunde hier Siesta zu halten und dann seine Wanderung zu beginnen.

Es war einer jener wundervollen klaren Wintertage, die oben im Norden der Vereinigten Staaten unter dem Namen des „Indianischen Sommers" oft weit bis in den Dezember hineinreichen, und selbst bis tief nach Arkansas den klaren und blauen Himmel über den, mit den wunderbar bunten Herbsttinten gefärbten Wald spannen. Die Luft war aber trotzdem kühl, und man konnte ein Feuer recht gut draußen brauchen; hier aber, und besonders gegen den Wind geschützt, lag es sich auch vortrefflich, und von Questen dehnte und streckte sich in vollem Behagen und schaute zu den Wipfeln der mächtigen Waldbäume hinauf, in denen das Sonnenlicht spielte und zitterte und seinen wunderbaren Schein über das bunte Laub und die bis hoch hinauf gewachsenen wilden Weintrauben warf.

Dabei malte er sich in Gedanken die heutige Nachtjagd aus, und was er thun würde, wenn die Wölfe seine Spur annähmen, noch ehe er den schützenden Hochstand wieder erreichen konnte. Aber es ließ sich kaum denken, daß sie ihn angreifen würden; denn was für schreckliche Geschichten hatte er daheim über die Gefährlichkeit der amerikanischen Raubthiere gehört, und doch auch nicht ein einziges von allen diesen Märchen bestätigt gefunden.

Panther kamen allerdings manchmal Nachts bis dicht zu dem Feuer der auslagernden Jäger und umschlichen den Platz, aber es war ihm auch nicht ein einziges Beispiel bekannt oder von irgend einem glaubwürdigen Menschen erzählt worden, daß sie wirklich gewagt hätten, einen, selbst schlafenden Menschen anzugreifen. Nur wenn schwer verwundet oder in die Enge getrieben, sollten sie manchmal gefährlich sein. Und Bären? Was für Mühe hatte er sich gegeben, einen Bären anzutreffen! und liefen sie nicht schon vor ein paar Hunden so scharf sie nur konnten, um aus dem Bereich jeder Gefahr zu kommen? Wölfe waren nun gar feiges Gesindel, und die einzige Möglichkeit, daß sie in vollem Rudel vielleicht ein klein wenig mehr Muth zeigen könnten. Sie schienen ihm aber auch selbst da nicht recht furchtbar, denn den Wolf, den er gesehen — am Rebriver hatte er einmal einen im Dickicht aufgejagt, aber nicht rasch genug zum Schuß fertig werden können — war klein und unansehnlich gewesen. Durch Erlegung eines Einzelnen war deßhalb auch nicht viel Ehre einzulegen; anders gestaltete sich das aber freilich, wenn man sie dahin bringen konnte, im Rudel anzugreifen, und die Zeit wurde ihm ordentlich lang, wenn er daran dachte, daß er das heute Abend versuchen wollte.

Und die Sonne sank immer tiefer. Wo nur Wolfsben so lange blieb? er mußte jetzt wahrhaftig daran denken, seinen Marsch zu beginnen, sonst kam er vor Dunkelwerden nicht einmal zurück — er hatte gute anderthalb Stunden zu gehen, und im Dunkeln in dem Dickicht mit solch' einer Gesellschaft vielleicht auf den Hacken? — Aber was brauchte er auch zu warten, bis sein Kamerad zurückkam? er konnte ja immerhin aufbrechen, und Wolfsben würde dann schon alles Nöthige hier am Lager besorgen.

Gedacht, gethan; er sprang auf, hing seine Kugeltasche um und griff die Büchse auf, die kleine Büchse mit der Mischung trug er bei sich, und vorher noch einmal in den Wald hineinrufend, ob ihm Wolfsben nicht von irgend woher antworten würde, brach er, da Alles ruhig blieb, auf.

Und wie spät war es indeß geworden — er mußte wirklich ein wenig eingenickt sein, denn die Sonne stand kaum noch eine Stunde hoch. Da durfte er wahrlich keinen Moment Zeit mehr versäumen, schritt rasch auf der Straße zurück bis zu dem kleinen Bach, und dann an diesem hinab, bis er das Schilfdickicht erreichte. Dort endlich setzte er sich auf einen umgestürzten alten Baum, nahm die Salbe heraus, strich sich die Sohlen damit ein, und fuhr dann rasch mit der Büchse in die Höhe, denn drinnen im Rohrbruch regte sich plötzlich etwas. Er horchte wohl fünf Minuten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. War vielleicht ein dürrer Ast irgendwo herabgebrochen? Er konnte aber auch nicht mehr länger warten, denn tiefer und tiefer sank die Sonne, die schon die Wipfel der Bäume zu berühren schien, und mit einem doch jetzt unbehaglichen Gefühl, dem er selber nicht gern den Namen Furcht geben mochte, schritt er am Rande des Dornendickicht hin.

Aber wie verändert kam ihm hier der Wald vor, der ihm heute Morgen ganz anders erschienen! Dickichte lagen ihm hier im Wege, die er gar nicht kannte, und nicht durchdringen konnte, sondern umgehen mußte. Dadurch war er aber nicht im Stande, eine westliche Richtung beizubehalten. Jetzt wandte er sich rechts, jetzt links, jetzt hatte er die Sonne sogar wieder einmal im Rücken; aber das ging ja gar nicht; nach der Richtung erreichte er im Leben Brushy lake nicht. Um Gotteswillen durfte er sich jetzt nicht verirren.

Weiter und weiter schritt er — immer verworrener wurde das Gestrüpp, immer wilder der Wald, und jetzt, jetzt sank die Sonne dort drüben in ihr laubiges Bett, und noch immer hatte er den Wasserstreifen nicht erreicht, der ihm zur Richtschnur dienen sollte, um den Weg wieder zu treffen. Das ging nicht länger so fort; wenn er jetzt genau nach Norden hinausschritt, mußte er den Weg wieder finden, und

jetzt noch konnte er genaue Richtung mit ſeinem Kompaß halten; wurde es aber erſt dunkel, dann half ihm der auch nichts mehr, und Sterne ließen ſich in dem Dickicht nicht erkennen. Aber der Mond ging ja dann auch auf, und mit dem Bewußtſein ſchlug er ohne weiteres Zögern eine nördliche Richtung ein.

Und die Sonne ſank, aber wie ſchnell! So raſch hatte er das Verſchwinden derſelben noch in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen und auch kaum für möglich gehalten, denn die Waldung ſog ſie ordentlich auf, und die Nacht folgte ihr, wie überhaupt auf dem ganzen amerikaniſchen Kontinent, auf dem Fuße. Und immer wilder wurde das Dickicht, immer verwachſener der Wald, und jetzt — erſtarrt vor Schreck und Entſetzen ſtand er da — ſah er einen Schilfbruch vor ſich, der hier, das wußte er genau, nicht liegen konnte, wenn er in der richtigen Bahn geweſen wäre.

Alſo verirrt — es war völlig dunkel geworden, und als er zaudernd und rathlos ſtehen blieb und eben einen Nothruf ausſtoßen wollte, um den doch vielleicht in der Nähe oder in Rufsweite befindlichen Wolfsben zum Antworten zu veranlaſſen, da ſtockte ihm plötzlich das Blut; denn rechts in dem Dickicht vor ihm praſſelte und brach's, und klar und

Der Wolfs-Benjamin: Auf dem Anſtand. (S. 285.)

deutlich konnte er den langen Sprung eines Wolfes hören, der ihm auf ſeiner Fährte folgen mußte.

Kamen ſie? Hatte die Lockung ſo raſch gewirkt? Er fühlte, wie ihm das Herz zu ſchlagen faſt aufhörte, und unwillkürlich griff er nach ſeinem Meſſer, ob es locker in der Scheide ſaß, und hob ſeine Büchſe, der erſten Beſtie, die ſich zeigen würde, die Kugel zuzuſenden. Er fürchtete nicht, daß er fehlen würde.

Jetzt war einen Moment Alles ruhig, aber weiter zurück im Dickicht wurde es plötzlich laut, dort knackte es und brach's, und hielt wieder, wie ſichernd im Walde.

Da tönte leiſe und klagend das einzelne Geheul eines alten Wolfes zu ihm herüber, zwei-, dreimal in abgeriſſenen Pauſen. Jetzt antwortete es von drüben und dorten, wo er das letzte Geräuſch gehört — jetzt ganz nahe, wo die erſten Zweige geknickt hatten. Einen Augenblick war wieder Alles ruhig, und nun brach's heran, nun praſſelte und krachte es von allen Seiten, und das Rudel war auf ſeiner Fährte.

Von Queſten ſtand unſchlüſſig. Wenn er jetzt in den nächſten Baum hinaufkletterte — noch konnte er ſich retten — aber in dem Gewirr von Dornen war er nicht im Stande, raſch genug von der Stelle zu rücken. Er warf die Büchſe auf die Schulter und floh in aller Haſt vorwärts — wohin,

Digitized by Google

wußte er selber nicht; nur einen schützenden Baum wollte er erreichen, der ihn aus dem Bereich der blutgierigen Meute brachte. Aber riesenhoch und glatt starrten ihm die nächsten Stämme entgegen; nicht möglich war es, einen von diesen zu erklimmen, und näher und immer näher kamen die rasenden Bestien.

Schon konnte er ihren langen Galopp hören, wie sie die im Wege liegenden Dornranken übersprangen, schon ihr bissiges Knurren hören. Er wollte die Schuhe abwerfen und barfuß fliehen, aber zu spät; dazu blieb ihm keine Zeit mehr, hätte er auch hoffen dürfen, mit bloßen Füßen in dieser Masse von Dornen und niedergebrochenen scharfen Hölzern fortzukommen. Kein rettender Baum war in der Nähe, die niederen schwachen Depwoods ausgenommen, die ihn kaum zehn Fuß vom Boden brachten. Aber es blieb ihm keine Rettung weiter, immer näher kamen die Bestien. Als er den scheuen Blick zurückwarf, konnte er, trotz der einbrechenden Nacht, die Büsche sich bewegen und schaukeln sehen, durch welche sie setzten. Noch wenige Sekunden, und sie mußten ihn erreicht haben.

Hier stand zu seinem Heil ein Depwood, dessen untersten Zweig er im Sprung mit der Hand erfassen konnte; die Verzweiflung gab ihm Kräfte; mit wenigen Sätzen war er dicht am Stamme, warf seine Büchse am Riemen über den Rücken und sprang nach dem Ast. Es war die höchste Zeit, denn dicht, dicht hinter sich hörte er die Verfolger. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte schnellte er sich empor; aber heiliger Gott, die Dornen, in denen sich seine Füße verwickelt hatten, hielten ihn zurück. Seine Finger berührten den Ast, aber konnten ihn nicht fassen und halten. Er stürzte zurück, und hörte in demselben Augenblick, wie das Rudel mit Wuthgeheul über die nächsten Dornbüsche flog.

Flucht war nicht mehr möglich, aber sein Leben wollte er wenigstens so theuer als möglich verkaufen. So viel Zeit blieb ihm noch, die Doppelbüchse von der Schulter zu reißen und beide Läufe zu spannen, der nächste Wolf war keine zwei Schritte mehr von ihm entfernt und der todbringende Lauf auf ihn geheftet, da — klapp — schlug der Hahn auf das eine, klapp — auf das andere Zündhütchen — beide Rohre versagten. Der Wolf sprang ihm nach der Brust, und die zitternde Hand suchte das Messer; aber großer Gott, es war fort, verloren auf der Flucht. Mit einem Faustschlag warf er den ersten Wolf bei Seite, mit einem andern den zweiten, der ihm dicht folgte. Er wollte seine Büchse wieder aufgreifen und sich wenigstens mit dem Kolben vertheidigen, aber das ganze Rudel sprang in dem Moment gegen ihn an, und einen wilden Angstschrei ausstoßend, fühlte er, wie sie ihn zu Boden rissen.

„Na?“ sagte eine ruhige und sehr verwunderte Stimme dicht vor ihm, und von Questen emporfahrend, preßte mit der Hand seine Stirne, denn vor ihm stand Wolfsben, die lange Büchse in der Hand, und sagte, ganz erstaunt mit dem Kopfe schüttelnd: „Weßhalb schreit Ihr denn so? Was ist denn los?“ — „Mr. Benjamin!“ rief von Questen, seiner Sinne kaum mächtig, im Kreis umherschauend. Hoch am Himmel stand noch die Sonne, er selber lag auf seiner Decke, neben dem niedergebrannten Feuer, und der kleine Amerikaner blickte ihn, während sich sein Mund zu einem breiten Lachen verzog, noch immer zweifelnd an, — „Mr. Benjamin ... ich ... glaubte ... ich muß geträumt haben, daß ...“ — „Euch die Wölfe beim Kragen hätten, heh?“ lachte der kleine Mann jetzt gerade heraus. „Sehr wahrscheinlich so. Aber 's wird Zeit, daß Ihr Euch auf die Beine macht, denn wir haben höchstens noch gute anderthalb Stunden Sonnenschein, und soviel braucht Ihr wohl etwa für den Rundmarsch.“

Der junge Deutsche sprang empor. So lebhaft hatte er doch in seinem ganzen Leben noch nicht geträumt, aber es war in der That nicht anders, konnte nicht anders sein, und um seine Verlegenheit zu verbergen, machte er sich mit seiner Kugeltasche zu schaffen, die hinter ihm am Baume hing.

Benjamin war aber ein viel zu praktischer Mensch, um sich lange um einen Traum zu bekümmern. Er blies vor allen Dingen das fast ausgebrannte Feuer wieder an und schob ein paar frische Stücke Holz hinein, und schnitt dann für sich selber noch ein Stück Wildpret ab, um eine kleine Nachmahlzeit zu halten.

„Und haben Sie unterwegs etwas angetroffen?“ frug der Deutsche. — „Hm, ja,“ sagte Wolfsben, indem er sich wieder zum Feuer niederbog und sich die Asche in die Augen blies, „zwei Hirsche — verdamm' mich, das beißt — gar nicht weit von einander.“ — „Und konnten keinen schießen?“ — „Weiß der Henker, was mit der alten Büchse ist,“ sagte der kleine Mann, sich die Augen auswischend, „einen hab' ich gefehlt und einen getroffen; er ist aber auch fort, und soll noch wiederkommen.“

Von Questen wunderte sich, daß ein so alter Jäger auf einem einzigen Pürschgang zwei Hirsche fehlen könne, aber es blieb ihm auch in der That keine Zeit zu weiterer Unterhaltung, denn mit der Erinnerung an den eben gehabten Traum war es ihm ein keineswegs ganz angenehmes Gefühl, wenn er sich dachte, daß ihn die Dunkelheit wirklich im Walde drin überraschen könne. Vorbereitungen hatte er übrigens keine mehr zu treffen, schulterte seine Büchse und sagte, sich noch einmal gegen Ben herumdrehend: „Hören Sie einmal, Mr. Benjamin, der Henker könnte sein Spiel haben, daß ich mich da drin im Walde verliefe.“ — „Ihr werdet doch nicht — die Sonne steht ja noch hoch am Himmel.“ — „Ich setze auch nur den Fall; dann werde ich mein Gewehr abschießen, und Sie sind wohl so gut und antworten.“ — „Mit dem größten Vergnügen; werde indessen Sättel und Provisionssack mit den Decken oben auf den Baum schaffen. Sicher ist sicher. Macht nur, daß Ihr bald wieder zurück kommt.“

Von Questen nickte ihm noch einmal zu und schritt dann rasch den Weg hinab; aber der Traum wollte ihm nicht aus dem Kopf; er war zu lebendig gewesen, und sein Herz klopfte ihm fast hörbar, als er den Wald betrat und rasch darin hinschritt. Aber er biß die Zähne fest auf einander und „Unsinn!“ murmelte er leise vor sich hin, „wirst dich doch wahrlich nicht von einem Traum sollen fürchten machen.“ Aber aufmerksam achtete er auf seine Richtung, die er nahm, und auf das Wasser — er konnte in diesem kleinen Distrikt auch fast nicht irre gehen — und erreichte rascher, als er selbst geglaubt, den Rohrbruch. Ein merkwürdiges Gefühl war es ihm doch, als er sich hier, gerade wie im Traume, auf einen umgestürzten Baum setzte, deren freilich viele im Walde lagen, und seine Sohlen mit der scharfriechenden Mischung bestrich. Aber Furcht fühlte er nicht; nur frische Zündhütchen setzte er auf, obgleich er sich auch dieser sicher wußte, und knüpfte sein Messer unter den Rock, daß es ihm nicht in einem der Dornen hängen bleiben konnte. Dann schritt er wacker vorwärts, am ganzen Rande des Rohrbruchs hin, und ein paar Mal sogar, wo er Stellen traf, an denen sich deutlich erkennen ließ, daß das Wild dort aus- und eingewechselt, ein Stück in diesen hinein. Er erneute auch den Anstrich ein paar Mal unterwegs, da sich die Salbe zu bald abtrat, und gelangte endlich, nach etwa einer guten Stunde, an die Wasser des Brushy lake, von wo aus ein Verirren nicht mehr möglich war.

Hier horchte er eine Weile in das Dickicht hinein, aber der Wald lag todtenstill. Kein Lüftchen regte sich, kein Blatt, und da sich die Sonne durch den Horizont neigte, machte er sich auf den Heimweg, so daß er gerade mit Sonnenuntergang die Straße und ihren schützenden Baum erreichte.

„Nichts gesehen?“ frug ihn Wolfsben hier, der indessen den Kaffe wieder in's Kochen gebracht hatte. — „Nicht das Geringste.“ — „Na, werden schon kommen,“ sagte Ben, „wenn nur erst der Mond heraus ist; und jetzt wollen wir soupiren, denn wer weiß, ob wir die Nacht vom Baum herunter können.“

Die beiden Männer verzehrten ihr einfaches Abendbrod,

von Queſten natürlich ſeine Büchſe auf den Knieen und dem geringſten Geräuſche aufmerkſam horchend. Dann nahm Ben eine Partie glühende Kohlen in ein ſchon bereit gelegtes Stück Baumrinde und trug ſie auf den Weg unter den Baum. „Aber wozu das?“ frug der Deutſche. — „Erſtlich,“ ſagte der kleine praktiſche Burſche, „hält uns der aufſteigende Rauch die verdammten Mosquitos ein wenig vom Leib, denn die ſind heute Abend rein des Teufels, als ob's mitten im Sommer wäre; und dann wollen wir auch auf den Kohlen die bewußte Räucherung verſuchen. Ihr habt doch noch von dem Zeug, wie hieß es gleich — Faſſig edita?“ — „Asa foedita — ja noch genug; es iſt wahr: kommen ſie wirklich dennoch, ſo laufen ſie uns hier gleich unter's Rohr.“

Das Alles war raſch gemacht, und als von Queſten oben die Sitze probirte, fand es ſich, daß Wolfsben damit ein wahres Meiſterſtück hergeſtellt hatte. Mit den Sattelbecken zur Unterlage, konnte man ſo bequem darin ſitzen, wie in einem Lehnſtuhl, und noch vor völliger Nacht hatten die beiden Jäger, der Dinge wartend, die da kommen ſollten, ihre Sitze eingenommen. Und die Nacht brach an; der Whip-poor-will rief ſein monotones Abendlied, aus dem Buſch heraus antwortete ihm eine Eule mit ihrem klagenden Huhp, huhp, huhp, hu — ah — dann war Alles wieder todtenſtill, wohl mehrere Stunden lang. Die Nacht wurde kühl, und die beiden Jäger hatten ſich ſchon feſt in ihre Decken eingewickelt, um den ſtark fallenden und kalten Thau von ſich abzuhalten.

„Die nehmen ſich Zeit,“ ſagte Benjamin, „es muß zehn Uhr ſein.“ — „Was war das?“ rief von Queſten in ſeinem Sitz emporfahrend. — „Das war Einer,“ ſagte Wolfsben, dort hinüber horchend, und von Süden her tönte das wehmüthige, lang gezogene Geheul eines alten Wolfes. Als ob dieß aber nur das Signal geweſen wäre, ſo ſetzte jetzt das Rudel ein, und Alte mit tiefen und Junge mit feinen Stimmen heulten und winſelten um die Wette. — „Jetzt das Zeug auf die Kohlen,“ rief Ben, ſich vergnügt die Hände reibend, „der Rauch ſchlägt dort hinunter zu, und ſie müſſen's in die Naſe bekommen.“

Von Queſten ließ es ſich nicht zweimal ſagen, und ſprang raſch die Leiter hinab, ſtörte dort die Kohlen auseinander und ſtreute das ſchon vorher zerriebene asa foedita hinein, was einen penetranten Geruch verbreitete. Aber er hielt ſich unten nicht lange auf, denn die Wölfe kamen näher, und einen konnte man ſchon ganz in der Nachbarſchaft hören. Wieder blieb Alles ruhig. Einmal war es den Beiden, als ob drüben im Dickicht ein Buſch geknackt hätte, und, die Büchſe im Anſchlag, lauſchte von Queſten in peinlichſter Spannung über den Weg hinab, aber es kam nichts. Der Mond ſtieg höher und höher, und er ſah auf ſeine Uhr, es war gerade zwölf Uhr. Da begann das Wolfskonzert auf's Neue, und genau in dem Diſtrikt, den er ſelber umgangen hatte. Sie mußten ſeine Fährte gekreuzt haben. — „Jedesmal genau um Mitternacht heulen die Beſtien,“ ſagte Wolfsben, „aber nach Mitternacht hört man ſie ſchmählich ſelten. Die alten Jäger ſagen, ſie zögen ſich um die Zeit wieder in ihre Höhlen zurück.“ — „Ich denke, ſie haben jetzt die Witterung bekommen,“ flüſterte von Queſten, „mir iſt immer, als ob ich da gegenüber etwas hörte.“

Wolfsben antwortete nichts mehr. Er horchte erſt noch einmal, ſchüttelte dann mit dem Kopf und wickelte ſich wieder in ſeine Decke ein. Da fühlte er plötzlich ſeinen Arm gefaßt, und als er raſch den Kopf hob, konnte er deutlich hören, wie in dem nächſten Dickicht irgend ein Thier langſam vorwärts ſchritt. Von Queſten ſah ſich halb die Augen aus dem Kopfe, aber kein lebendes Weſen trat auf die vom Mond beſchienene Straße heraus. Jetzt war wieder Alles ruhig, da heulte plötzlich ein Wolf, kaum dreihundert Schritte von ihnen entfernt, und weit, weit im Walde antwortete ein anderer; dann war Alles vorbei.

Es wurde zwei, drei, vier, fünf, ſechs Uhr, im Oſten dämmerte der Tag; der Whip-poor-will fing wieder an zu rufen; jetzt wurde es hell, und endlich ſtieg die Sonne langſam aus dem Blättermeer empor; die Wolfsjagd war jedenfalls vorbei, denn mit hellem Tage ließ ſich keiner mehr hier auf der Straße blicken.

„Guten Morgen, Kamerad,“ ſagte Wolfsben, der die letzten vier Stunden auf ſeinem Sitze ſanft geſchlafen hatte, jetzt aufwachte und in das mißmuthige Geſicht ſeines Nachbars ſah, „das hätten wir bequemer haben können.“ — „Aber nun bitt' ich Sie um Gotteswillen,“ rief von Queſten in vollem Unmuth über die total mißglückte Jagd, „wie und auf welche Art und Weiſe haben Sie nur alle die vielen Wölfe erlegt und gefangen?“ — „Ich?“ ſagte Wolfsben erſtaunt, während er ſich gerade von ſeinem Sitz hob und in etwas wunderlicher Stellung nach von Queſten hinum ſah, „ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Wolf geſchoſſen oder gefangen.“ — „Keinen Wolf?“ rief der Deutſche, ſeinen Ohren kaum trauend, „aber Sie heißen doch Wolfsben und verkaufen die vielen Wolfsſkalpe in Little Rock?“ — „Daß mich die Jungens Wolfsben nennen — nichtsnutziges Geſindel,“ brummte der Kleine, „dafür kann ich nichts; wenn ich aber nur die Wolfsſkalpe hätte verkaufen wollen, die ich ſelber erlegt habe, da ſollt' ich noch den erſten Cent dafür einnehmen. Ich kauf' ſie von den Jägern.“ — „Und ſind Sie denn nicht ſelber Jäger?“ — „Ich? — ne,“ lachte Wolfsben, „dazu hab' ich zu viel Verſtand und zu viel Fett. Geſtern war's das zweite Mal in meinem Leben, daß ich überhaupt eine Büchſe in der Hand hatte. Aber ich glaube wirklich, daß ich 'was treffen könnte, wenn ich nur nicht immer vor dem Abdrücken die Augen zumachen müßte. Das ſtört furchtbar.“

Von Queſten ſagte kein Wort weiter; er warf die Sättel und Decken wieder vom Baume hinunter und kletterte dann langſam nach. Unten wurde dann ein tüchtiges Feuer angemacht und Kaffe gekocht, um hier wenigſtens vor dem Aufbruch zu frühſtücken. Ehe ſie aber noch mit ihrem Frühſtück fertig waren, kam Stuart ſchon auf ſeinem Rappen angeſprengt. Er hatte die Zeit nicht erwarten können, zu hören, wie die Nachtwache abgelaufen wäre. „Hallo, Boys, was iſt das?“ rief er aber ſchon von Weitem, indem er ſich hoch im Sattel aufrichtete, „wo ſind denn eure Wölfe? Ich hatte geglaubt, wir würden heute Morgen ein paar Stunden Arbeit haben, um die Beſtien alle zu ſkalpiren, und bin deßhalb ſo früh gekommen.“ — Von Queſten erzählte ihm etwas kleinlaut das Reſultat der vergangenen Nacht, und wie ſie nichts verſäumt hätten, es ordentlich zu betreiben; aber vergebens. — „Gerad', wie ich's mir gedacht habe,“ lachte der alte Jäger ſtill vor ſich hin, „ganz genau ſo, und habe auch deßhalb nicht anbeißen mögen. Gebt mir eine gute Meute Hunde, ein tüchtiges Pferd und eine gute Büchſe mit einem friſchen „Start“ — das iſt nachher Jagd, all' den andern Firleſanz kauf' ich nicht theuer. Aber ſchneidet kein ſo erbärmliches Geſicht, Fremder, — das nächſte Mal mehr Glück; vielleicht bring' ich's doch noch dahin, daß Ihr dabei ſeid, wenn ein alter Bär vom Baum herunterſchlägt. Jetzt wollen wir machen, daß wir nach Hauſe kommen, denn der Prediger iſt richtig geſtern Abend eingetroffen, und Scipio wird gleich mit den Pferden da ſein.“

Scipio kam wirklich bald nachher, und ſie kehrten in die Anſiedlung zurück. Von Queſten hatte aber jedes Gefühl der Achtung vor Wolfsben verloren, und war ordentlich froh, als er am nächſten Morgen ſeinen Weg nach Batesville fortſetzte.

Stuart hielt übrigens Wort, und acht Tage ſpäter nahm er den jungen Deutſchen mit zu einer Bärenhetze hinaus, auf der es ihnen wirklich gelang, einen Bären aufzubäumen und zu erlegen. Aber zu der Beſchreibung dieſer Jagd iſt hier kein Raum mehr, denn die kleine Skizze ſollte ja auch nur den Wolfsben dem Leſer vorführen.

Von Queſten hielt ſich aber trotz dieſem einen Erfolg nicht mehr lange in Arkanſas auf, denn er hatte heraus-

bekommen, daß mehr dazu gehörte, in dieſen Waldungen eine ordentliche Jagd zu machen, als nur eben mit Büchſe und Munition gerüſtet auszuziehen. Vier Wochen ſpäter kehrte er mit ſeinem noch immer fiebertranken Jäger nach New-Orleans, und von da nach Deutſchland zurück, und hatte doch wenigſtens die Genugthuung, die nicht vielen Europäern dort wird: ein Bärenfell nach Haus zu bringen, in das ſeine eigene Kugel ein Loch eingeſchlagen.

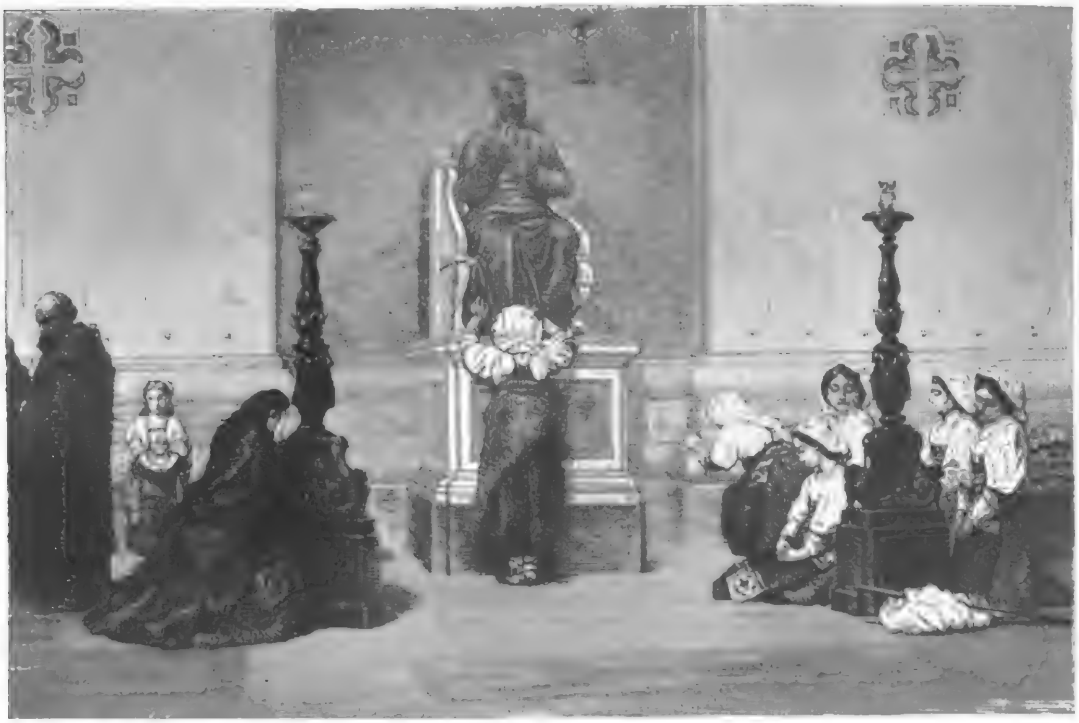
Der Apoſtel Petrus

in der Peterskirche von Rom.

Von

Eugen Hohn.

Die Denkmäler aus der heidniſchen Glanzperiode Roms führen uns immer bei ihrer Betrachtung auf den alten Götterkultus. Die Prachtbauten der Heidenzeit hatten ja alle mehr oder weniger eine Beziehung zum Kultus, und ſelbſt ſolchen, welche einem ganz weltlichen Zwecke dienten, fehlte es niemals an heiligen Emblemen; denn dem Römer und Griechen war die ſcharfe Scheidung zwiſchen Göttlichem und Weltlichem etwas Unbekanntes, das ganze Leben hatte für ihn in allen ſeinen Theilen eine Beziehung auf die Götter, war ein Ausfluß derſelben, und dieſe hinwiederum waren ganz menſchlich geſtaltet. Hieran hat ſich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert; die römiſchen Bauten aus der chriſtlichen Zeit, wie die Produkte der andern ſchönen Künſte haben vorwiegend eine Beziehung auf die römiſche Kirche und ihre Traditionen. Das Weſen iſt ganz daſſelbe geblieben wie im alten Rom, nur die Namen haben ſich geändert; die unteren Volksklaſſen beziehen jede Lebensthätigkeit auf irgend einen beſonderen Schutzpatron, der aus der Zahl der Apoſtel oder Heiligen genommen iſt. Ihre Andacht iſt ganz dieſelbe, wie die ihrer heidniſchen Vorfahren: den Gott, den Schutzpatron, den Heiligen, vor dem ſie ihr Herz ausſchütten, wollen ſie ſichtbar und greifbar vor ſich



Das Erzbild des heiligen Petrus in der Peterskirche in Rom.

haben, und ein Gebet vor einem Heiligenbilde verrichtet dünkt ihnen noch einmal ſo wirkſam, wie ein bloß im Geiſte dargebrachtes. Daher finden ſich in den Kirchen um die Statuen und Bilder der Kirchen immer zahlreiche Gruppen andächtiger Landleute, namentlich Frauen, die mit dem vollen Vertrauen ihres Herzens zu Heiligen ſprechen. Dieſe naive Frömmigkeit hat etwas ungemein Rührendes. Die Bronzeſäule des heiligen Petrus in der ihm geweihten Kirche zu Rom genießt namentlich großer Verehrung. Die Statue ſitzt am letzten Pfeiler auf einem weißen Marmorgeſtell. Sie ſtammt aus dem fünften Jahrhundert und iſt, obwohl den antiken Togaſtatuen nachgebildet, ein Werk chriſtlicher Kunſt. Früher ſtand ſie im Kloſter San Martino und erhielt erſt von Paul V. ihren jetzigen Platz. Ihr rechter Fuß iſt von den Küſſen der Andächtigen beinahe ganz abgenützt. Der Thron iſt mit ſizilianiſchem Jaspis und grünem Porphyr ausgelegt. Davor ſtehen zwei große bronzene Leuchter, die an hohen Feſttagen angezündet werden. Dann bekleidet man auch die bronzene Statue mit dem päpſtlichen Ornat. Man ſieht ſie zu allen Stunden des Tages von betenden Frauen umlagert, welche in den mannigfaltigſten Stellungen und mit den lebhaften Geberden des Südens dem Nachfolger Chriſti ihre Anliegen vortragen. Vor der Peterskirche ſteht noch eine Statue des Apoſtels, welche das Pendant zu Paulus bildet, ſie iſt von de Fabris, und von Pius IX. an der Stelle der Arbeit von Mino del Regno errichtet, und wenn auch vor ihr Betende knieen, ſo wiegt die Andacht vor dem alten Bronzebild doch weit ſchwerer, als die vor dem Werke der neuern Zeit.

Digitized by Google

Ali Baba im Haus Morgiane.

Illustration zu 1. Tausend und

Ali Baba.

1.

Wer nicht Augenzeuge von Kaiser Napoleon's Ruhm in den Jahren 1810 bis 1812 war, der vermag sich keinen Begriff davon zu machen, bis zu welchem Grade von Macht sich ein Mensch emporschwingen kann. Wenn er durch die Champagne, Lothringen oder das Elsaß reiste, so ließen die Leute mitten in der Ernte oder Weinlese Alles liegen und stehen, um ihm entgegenzueilen; acht bis zehn Stunden weit kamen sie herbeigelaufen; Weiber, Kinder und Greise stellten sich ihm auf den Weg, streckten die Hände empor und riefen ihr vive l'empereur! vive l'empereur! Man hätte meinen sollen, es sei unser Herrgott selbst, er gebe der Welt das Leben, und wenn er unglücklicherweise sterben würde, sei Alles zu Ende. Etliche alte Leute aus der Zeit der Republik, welche darüber die Köpfe schüttelten und beim Glase Wein die Aeußerung wagten, daß auch der Kaiser gestürzt werden könne, galten für verrückt, denn das erschien ganz widernatürlich, und man wagte das nicht einmal zu denken.

Ich war seit dem Jahre 1804 in der Lehre bei dem alten Uhrmacher Melchior Gulden in Pfalzburg. Da ich nämlich ein schwächlicher Junge war und etwas hinkte, so hatte meine Mutter mich ein weniger anstrengendes Gewerbe erlernen lassen wollen, als sie in unserem Dorfe üblich waren, denn auf dem Dachsberge gibt es nur Holzhauer, Kohlenbrenner und Holzschlitter. Herr Gulden hatte mich gerne. Wir wohnten im ersten Stock des großen Eckhauses gegenüber vom „Rothen Ochsen", in der Nähe des französischen Thores oder der Porte de France, wie es dermalen heißt. Von unserem Hause aus konnte man alle die Prinzen und Gesandte und Generale bald zu Pferde, bald in Kaleschen oder Reisewägen, in gestickten Fräcken und Federhüten, oder in Pelzröcken und mit Orden aller Länder ankommen sehen, und von unserem Fenster aus sah man auf der Landstraße die Kuriere und Staffeten, die langen Züge von Pulverwägen mit Kugeln und Granaten, von Kanonen und Protzkarren, von Infanterie und Kavallerie vorüberkommen. Das war ein Leben, das war eine Zeit!

Der Gastwirth Georges drüben im Rothen Ochsen erwarb sich in fünf oder sechs Jahren ein Vermögen; er hatte Wiesen und Obstgärten, Häuser und Aecker, und baares Geld die Hülle und Fülle, denn alle diese Leute, welche aus Deutschland, der Schweiz, aus Rußland, Polen oder Gott weiß woher kamen, sahen nicht auf ein paar Hände voll Gold mehr oder weniger, die sie unterwegs verbrauchten; es waren ja lauter vornehme Leute und machten sich eine Ehre daraus, etwas draufgehen zu lassen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und manchmal auch die ganze späte Nacht hindurch war da drüben im Rothen Ochsen offene Tafel. In der Gaststube im Erdgeschoß sah man hinter all' den hohen Fenstern nur lange Tafeln mit großen, weißen Tischtüchern, mit blinkenden, silbernen Bestecken und weißen Tellern, und die Tische brachen fast unter der Last von Wildpret, Fischen und anderen Leckerbissen, über welche die Reisenden mit gutem Appetit herfielen, denn diese Tische wurden schier gar nie leer. Und in dem großen Hofe dahinten hörte man nur das Wiehern der Pferde, das Geschrei der Postillons, das Lachen der Mägde, das Rollen von Fuhrwerken, die im Ankommen oder Abgehen durch den großen, gewölbten Durchgang fuhren. Ja, dem Gasthaus zum Rothen Ochsen wird es seiner Lebtage nicht wieder so gut gehen!

Man sah dort auch Leute aus dem Städtchen absteigen, von denen man wußte, daß sie früher dürres Holz im Walde aufgelesen oder den Mist auf der Landstraße zusammengeschaufelt hatten, und die jetzt Majore und Obersten und Generale geworden waren, freilich immer nur Einer auf Tausende, nachdem sie sich in aller Herren Länder mit dem Feinde herumgeschlagen. Der alte Melchior, der immer mit der über die haarigen Ohren heruntergezogenen schwarzseidenen Mütze und mit der großen, runden, horngefaßten Klemmbrille auf der Nase und mit zusammengekniffenen Lippen an seinem Werktische saß, konnte sich nicht enthalten, zuweilen seine Loupe und seinen Bunzen wegzulegen und nach dem Gasthause hinüberzublicken, besonders bei dem lauten Peitschenknall der Postillone in hohen, schweren Kanonenstiefeln, kurzer Jacke und hänfenem Haarbeutel im Genick, der das Echo der Wälle weckte und immer die Ankunft irgend einer vornehmen Person anzeigte. Er paßte dann genau auf, und von Zeit zu Zeit hörte ich ihn sagen: „Schau, schau, das ist der Sohn vom Ziegelbecker-Jakob, oder von der Strumpfflickerin Marie-Anne, oder vom Küfer Franz-Seppel! der hat seinen Weg gemacht — jetzt ist er Oberst und Reichsbaron dazu! Aber warum steigt er denn nicht bei seinem Vater ab, der da drunten in der Kapuzinergasse wohnt?" Wenn er ihn aber hernach doch nach jener Gasse hinuntergehen und rechts und links den Leuten, die ihm begegneten, die Hand drücken sah, da ward sein Gesicht ganz anders; er wischte sich dann mit dem großgewürfelten Taschentuch die Augen und murmelte: „Ei sieh, das ist ja die arme, alte Annette! der muß es eine rechte Freude machen! Recht so, mein Junge, recht so! Er ist gar nicht stolz, sondern ein wackerer Kerl; wollen ihm nur wünschen, daß ihn noch nicht so bald eine Kugel trifft." Die Einen gingen ganz verdutzt vorüber, als schämten sie sich, ihr altes Nest wieder zu erkennen; Andere stolzirten dagegen ganz gespreizt durch die Stadt, um ihre Schwester oder Base aufzusuchen. Von diesen sprach dann Jedermann, und man bildete sich etwas auf sie ein, als ob ganz Pfalzburg ihre Orden und Epauletten trüge; die Anderen aber verachtete man noch eben so sehr oder noch mehr als damals, wo sie die Gasse kehrten.

Beinahe jeden Montag sang man in der Kirche ein Tedeum für irgend einen neuen Sieg, wobei die Kanone vor dem Arsenal ihre 21 Schüsse abgab, daß Einem das Herz im Leibe bebte. In den darauf folgenden acht Tagen waren dann alle Familien in Sorgen, und namentlich die alten Frauen warteten ungeduldig auf Briefe; und wenn dann der erste Brief ankam, so wußte es gleich die ganze Stadt: Diese oder Jene hat Nachrichten von ihrem Jakob oder Hans, und Jedermann lief dorthin, um sich zu erkundigen, ob nicht auch von seinem Joseph oder Jean-Baptiste etwas darin stehe. Von den Beförderungen und den Todtenscheinen will ich gar nicht reden; an die Beförderungen glaubte Jedermann, und für die Todten mußten Ersatzmänner einrücken; aber auf die Todtenscheine mußten die Verwandten lange warten, denn sie kamen nicht sogleich und blieben zuweilen ganz aus, und die armen Alten hofften dann immer noch und dachten: vielleicht ist unser Junge gefangen, und nach dem Frieden wird er schon wieder kommen; wie Viele sind schon wiedergekehrt, die man bereits für todt gehalten hatte! — Leider ward es aber schier niemals Frieden, denn wenn der eine Krieg zu Ende war, fing man wieder einen andern an. Es fehlte uns immer irgend Etwas, bald in Rußland, bald in Spanien oder sonst irgendwo; der Kaiser war nie zufrieden.

Manchmal zogen auch Regimenter auf dem Marsch durch die Stadt, die lange Kapotte an den Hüften zurückgeschlagen und heraufgeknöpft, den Tornister auf dem Rücken, die hohen Gamaschen bis zum Knie zugeknöpft, die Muskete nach Belieben tragend, schnell ausschreitend, bald mit Koth bedeckt, bald ganz weiß vom Staube, — dann sah ihnen Vater Melchior wohl nachdenklich zu, bis sie vorbeigezogen waren, und fragte mich hierauf gedankenvoll: „Sag 'mal, Joseph, was denkst Du, wie viel solcher wir seit Anno Vier schon haben vorüberziehen sehen?" — „Ho, das weiß ich nicht, Herr Gulden," gab ich ihm dann zur Antwort; „wenigstens vier- oder fünfhundert." — „Ja, wenigstens," versetzte er darauf; „und wie Viele hast Du davon zurückkommen sehen?" Ich begriff alsdann, was er sagen wollte und gab ihm zur Antwort: „Je nun, vielleicht sind sie über Mainz oder auf irgend einem andern Wege heimgezogen — es ist nicht anders möglich." — Er aber schüttelte den Kopf

und sagte: „Alle, die Du nicht hast zurückkehren sehen, sind umgekommen, wie die Hundert- und aber Hunderttausende noch sterben werden, wenn der liebe Gott kein Einsehen mit uns hat, denn der Kaiser liebt nur den Krieg. Er hat schon mehr Blut vergossen, um seinen Brüdern zu Königskronen zu verhelfen, als unsere große Revolution, um die Menschenrechte zu erlangen."

Wir machten uns wieder an die Arbeit, und die sinnigen Bemerkungen Meister Gulden's machten mich immer entsetzlich nachdenkend. Ich hinkte zwar ein Bischen am linken Fuße, allein hundert Andere mit Fehlern hatten ebenfalls ihren Marschirzettel erhalten. Diese Gedanken gingen mir im Kopfe herum, und wenn ich lange darüber grübelte, so machten sie mir das Herz recht schwer. Der Ausmarsch erschien mir recht schrecklich, nicht allein weil ich keine Freude am Kriege hatte, sondern auch weil ich meine Base Kathrine von Vier Winden heirathen wollte. Wir waren so zu sagen mit einander aufgewachsen. Man konnte kein hübscheres, schmuckeres, lachenderes Mädel sehen; sie war blond mit schönen blauen Augen, mit Wangen wie Milch und Blut, mit Zähnen wie Elfenbein; sie ging in das achtzehnte Jahr, und ich war neunzehn vorüber, und die Muhme Margrethel sah's gerne, wenn ich alle Sonntage schon Morgens hinaus kam und mit ihnen frühstückte und zu Mittag aß. Kathrine und ich gingen dann mit einander hinter das Haus in den großen Obstgarten, wir bissen vom selben Apfel oder von derselben Birne ab und waren mitsammen seelenvergnügt und glücklich wie die Kinder. Ich führte die Kathrine in's Hochamt und in die Vesper, und an der Kirmeß kam sie mir nicht vom Arme und wollte gar nicht mit den anderen Burschen vom Dorfe tanzen. Jedermann wußte, daß wir dereinst noch ein Paar würden; aber wenn ich das Unglück hatte, bei der Konskription ein Marschirloos zu ziehen, dann war Alles aus. Ich wäre lieber noch tausendmal krümmer und hinkender gewesen; denn damals hatte man zuerst die ledigen Bursche, dann die kinderlosen Verheiratheten, dann die Ehemänner mit nur einem Kinde genommen, und ich mußte unwillkürlich bei mir selber denken: sind denn die Hinkenden mehr werth als die Familienväter? Könnte man mich nicht unter die Kavallerie stecken? — Schon der bloße Gedanke daran machte mich traurig; ich hätte mich schon damals flüchten und retten mögen.

Aber vornehmlich im Jahre Zwölf, zu Anfang des Kriegs gegen die Russen, ward meine Angst recht groß. Vom Monat Februar bis in den Mai hinein sahen wir alle Tage nur Regiment auf Regiment vorüberziehen: Dragoner, Küraſſiere, Karabiniere, Husaren, Lanziers von allen Farben, Artillerie, Protzkarren, Pulverwägen, Ambulancen, Fuhrwerke mit Proviant u. dergl.; das ging in einem Zuge ununterbrochen fort wie ein Floß, der vorüberströmt und von dem man nur das Ende sieht. Ich kann mich noch gut erinnern, daß dieß mit Grenadieren anfing, welche große, mit Ochsen bespannte Wagen mit sich führten. Diese Ochsen vertraten die Stelle der Pferde, um später verspeist zu werden, wenn man die Munition aufgebraucht haben würde. Jedermann meinte: Ha, das ist ein guter Gedanke! Wenn die Grenadiere nicht mehr die Ochsen werden ernähren können, so werden die Ochsen die Grenadiere ernähren! — Leider wußten Diejenigen, welche so sprachen, nicht, daß die Ochsen täglich nicht mehr als sieben bis acht Stunden zurücklegen können und dann unter acht Marschtagen mindestens einen Rasttag haben müssen, so daß die armen Thiere schon damals, wo wir sie sahen, abgewetzte Hörner, geiferige Lippen, weit hervorstechende Augen und verschundene Hälse und Schultern hatten, und nur noch Haut und Knochen an ihnen war. Drei Wochen lang wurden lauter solche Thiere vorbeigetrieben, ganz zerstochen von Bajonneten. Das Fleisch wurde wohlfeil, denn man schlachtete viele von diesen Ochsen; aber nur wenige Leute kauften davon, denn das kranke Fleisch war ungesund. Die meisten Ochsen kamen nicht zwanzig Stunden weit über den Rhein.

Hierauf sahen wir nur Lanzen und Säbel und Helme vorüberziehen. Alles ergoß sich aus dem französischen Thore, zog über den Paradeplatz und die lange Gasse und dann zum deutschen Thore wieder hinaus. Endlich am 10. Mai desselben Jahrs 1812, in aller Morgenfrühe, verkündigten die Kanonen des Arsenals die Ankunft des Kriegsherrn der unabsehbaren Armee. Ich schlief noch, als der erste Kanonenschuß donnerte, daß die kleinen Scheiben in meinem Schlafkämmerchen zitterten, und beinahe im selben Augenblick öffnete Meister Gulden mit der brennenden Kerze in der Hand meine Thüre und sagte: „Steh' auf, Joseph, er ist da!" ... Wir öffneten das Fenster, und mitten in der Dämmerung sahen wir unter dem französischen Thore im scharfen Trab etwa hundert Dragoner herankommen, von denen mehrere Fackeln trugen; sie ritten mit einem donnernden Hufschlag und Stampfen daher, ihre Lichter warfen einen wahren Flammenschein auf die Fassaden der Häuser, und aus allen Fenstern erscholl der nimmer enden wollende Ruf: Vive l'empereur! Vive l'empereur!

Ich betrachtete mir gerade den Reisewagen, den die Dragoner eskortirten, als ein Pferd an den Pfosten des Schlächters Klein anrannte, woran man sonst die Ochsen anband; der Dragoner stürzte wie vom Himmel herunter und lag mit ausgespreizten Beinen, den Helm in der Gosse, da; und beinahe alsbald bog sich ein Kopf aus dem Wagen, um zu sehen, was da vorging: ein großer, bleicher und dicker Kopf mit einem Haarbüschel über die Stirne — es war Napoleon; er hielt die Hand aufgehoben, als ob er gerade eine Prise Tabak nehmen wollte, und äußerte barsch einige Worte. Der Offizier, welcher neben dem Wagenschlage ritt, neigte sich hinab, um ihm zu antworten. Er nahm seine Prise und bog um die Ecke, während das Vivatgeschrei sich verdoppelte und die Kanonen donnerten.

Das ist Alles, was ich damals gesehen habe. Der Kaiser hielt sich nicht in Pfalzburg auf, und als die letzten Kanonenschüsse gelöst wurden, fuhr er schon auf der Landstraße nach Zabern. Dann ward Alles wieder stille; die Wachen am französischen Thore zogen die Zugbrücke wieder auf, und Meister Gulden fragte mich: „Hast Du ihn gesehen?" — „Ja, Herr Gulden." — „Nun?" fuhr er fort, „jener Mensch hält unser Aller Leben in seiner Hand; er brauchte nur über uns hinzuhauchen, so wäre es um uns geschehen. Danken wir dem Himmel, daß er nicht bösartig ist; denn sonst würde die Welt entsetzliche Dinge erleben, wie zur Zeit der wilden Könige und der Türken!" Er schien in tiefes Nachdenken versunken, denn erst nach einer Weile setzte er hinzu: „Du kannst Dich wieder schlafen legen, denn es schlägt erst drei Uhr." Er ging wieder in sein Stübchen und ich in mein Kämmerchen. Die tiefe Stille, welche draußen herrschte, erschien mir nach dem Tumult ganz verwunderlich, und ich träumte bis zum lichten Morgen unaufhörlich vom Kaiser. Auch an den Dragoner mußte ich denken und hätte wissen mögen, ob er an dem Sturz gestorben sei. Am andern Morgen aber erfuhren wir, er sei in's Spital gebracht worden, wo man an seinem Aufkommen nicht zweifle.

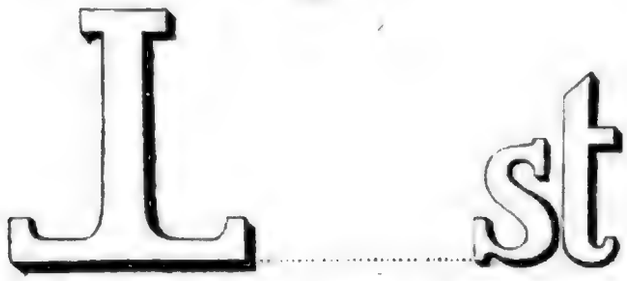
Von diesem Tage bis zu Ende des Septembers sang man manches Tedeum in der Kirche und feuerte jedesmal 21 Kanonenschüsse für irgend einen neuen Sieg ab. Dieß geschah immer Morgens, und Herr Gulden rief dann sogleich: „He, Joseph! schon wieder eine Schlacht gewonnen, 50,000 Menschen umgekommen, 25 Fahnen, 100 Stücke Geschütz ... das geht ja recht gut, fürwahr! Es braucht nun nichts mehr als eine neue Aushebung, um den Abgang an Todten zu ersetzen." Er stieß die Thüre von meinem Kämmerchen auf, und ich sah ihn ganz grau und kahl, in Hemdärmeln und mit entblößtem Hals, wie er sich das Gesicht in dem kleinen irdenen Becken wusch. „Sind Sie der Meinung, Herr Gulden, daß man dießmal auch die Hinkenden nehmen wird?" fragte ich ihn in großer Bewegung. — „Nein, nein, sei nur ganz ruhig, mein Junge," sagte er, „Du wärest in der That nicht zum Dienste tauglich. Wir

wollen das schon machen. Arbeite Du nur wacker und mach' Dir keine Sorgen um das Uebrige." Er sah meine Unruhe, und dieß ging ihm nahe. Ich habe nie einen gütigeren, wohlwollenderen Menschen getroffen. Hierauf zog er sich an, um die Uhren in der Stadt aufzuziehen, nämlich beim Herrn Platzkommandanten, bei dem Herrn Maire und den übrigen Honoratioren. Ich blieb zu Hause. Herr Gulden kehrte erst nach dem Tedeum wieder zurück, zog seinen langen, haselnußfarbenen Frack mit den Stahlknöpfen aus, legte die Perrücke in die Schachtel, setzte seine schwarzseidene Mütze wieder auf das Haupt und sagte: „Die Armee ist in Wilna oder vielmehr in Smolensk; ich habe das beim Herrn Platzkommandanten erfahren. Gott gebe, daß wir dießmal noch die Oberhand behalten und Frieden bekommen, und zwar je eher desto lieber, denn der Krieg ist ein schreckliches Ding." Ich dachte ebenfalls bei mir selbst, wenn wir Frieden hätten, so brauchte man nicht mehr so viele Menschen, und ich könnte meine Kathrine heirathen. Da kann sich Jeder denken, wie viele Wünsche für den Ruhm des Kaisers ich zum Himmel schickte.

(Fortsetzung folgt S. 322.)

Bilderräthsel.

24.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 196:

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Deutsche Pelzthiere.

I.

Die Marder.

Von

L. Martin.

Gewiß ein großer Theil unserer geehrten Leser, welcher den fürstlichen Hermelinmantel, den kostbaren Zobel-, Nörz- oder Otterpelz oder den vom Marder kennt, wird schon öfter darnach gefragt haben, wie diese Thiere wohl eigentlich aussehen und wo sie wohnen mögen.

Eine derartige Unwissenheit ist aber vollständig zu entschuldigen, wenn man weiß, mit welcher Schlauheit diese Thiere sich selbst dem Auge des scharfsichtigen Waidmanns zu entziehen vermögen, daß er ihr Vorhandensein kaum anders als an ihren Fußspuren, Fährten oder an den Ueberbleibseln ihrer Mahlzeit und anderen besonderen Kennzeichen wahrzunehmen im Stande ist.

Wir haben uns daran gewöhnt, zu glauben, daß die meisten Thiere das Dunkel der Nacht lieben, um da ihren Lebensäußerungen und Befriedigungen nachzugehen; aber eine solche Annahme ist irrig, denn diese Erscheinung ist nur eine Folge der menschlichen Beeinträchtigung und findet nicht statt, wo, wie Schiller sagt, „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". — „Der Kampf um das Dasein", ist es, wie ein neuerer Naturforscher sich ausdrückte, der das ursprüngliche, angeerbte Wesen ganzer Thiergeschlechter umändern kann, und in Folge dessen *nicht nur* ihrem Naturell, sondern auch ihrem Körper vielfache Veränderungen aufzudrücken vermag.

Gehen wir aber einmal in eine solche Gegend, wo der Lärm des Tages nicht mehr hindringt und die Ruhe der Natur durch nichts unterbrochen wird, als etwa durch den hellen Ruf einer Spechtmeise oder durch den weithörbaren Schrei eines über uns hinziehenden Raubvogels. Hier ist der Ort, wo ein für wahren Naturſinn offenes Gemüth seine schönsten Augenblicke feiert; denn hier ist die Natur, wenn auch nur in beschränktem Rahmen, noch frei, und ihre Wesen genießen diese Freiheit ungekürzt. Wählen wir dazu aber einen Wintertag, wo die Nacht vorher ein leichter Schnee oder, wie der Jäger sich auszudrücken pflegt, eine „Neue" gefallen ist, so werden wir um so eher darauf rechnen können, einem Raubthier, wie etwa einem Fuchs, einem Edel- oder Steinmarder begegnen zu können.

Am Saume des Waldes angelangt, begegnen wir zuerst einem Gefährt in dem weichen Schnee, das, zwei Tupfen neben einander und zwei schräg hinter einander, von Freund Lampe, dem Hasen, herrührt. Merken wir uns aber dieses Zeichen; denn, ist es tiefer im Wald und etwas kleiner, so kann solches auch von einem Marder in ruhigem Trab springend eingedrückt worden sein, was um so gewisser sich herausstellt, wenn sich Zeichen finden, daß der Schweif oder die Ruthe leicht darüber gefegt hat. Suchen wir jetzt an eine Stelle des Waldes zu kommen, wo es mit hohlen Bäumen oder mit solchen gut bestanden ist, die viele Eichhörnchen-, Raben- oder Raubvögel-Nester bergen, so können wir unter Umständen auch auf ein Marderneſt stoßen, dessen Insasse eben noch im nahen Dickicht herumstreicht, um Beute zu suchen. Streift ein solches, der Hasenspur ähnliches, oder ein paarweise schief gestelltes Gefährte von einem solchen ab, so stellen wir uns in dessen Nähe gut gedeckt, in lautloser Stille auf.

Die Luft ist ruhig, und nur dann und wann wird die feierliche Stille der Einsamkeit durch das Zimmern eines fernen Spechtes oder das leise Rufen eines kleinen Familiengoldhähnchens in den Baumgipfeln über uns auf Augenblicke unterbrochen. Der Abend naht, — da mit einem Male ertönt aus der nahen Dickung eine helle, laute Vogelstimme, welche Schreck und Aerger zugleich ausdrückt und von einer aufmerksamen Schwarzdrossel ausgestoßen wurde. Jetzt still wie eine Maus und unbeweglich wie ein Fels — denn jetzt kann jeden Augenblick ein Fuchs oder der ersehnte Marder von dorther leisen Schrittes angetrabt kommen. Aber es kommt nichts — und nach langer Weile wieder nichts, — der schlaue Räuber muß die mißtrauisch gemachte Amsel durch scheinbar unschuldiges Umhersuchen nach Mäusen erst zu beruhigen suchen. Da endlich, wie ein leichter Schatten von Baum zu Baum, kommt ein dunkler Vogel auf uns zu, und setzt sich am Rande der Dickung vor einem dichten Strauche, mit dem Schwanze kräftig wippend, auf die Erde. Aber kaum hat er den Boden erreicht, stürzt hinter dem Strauche ein schwarz erscheinendes Thier von der Größe einer mittelgroßen Hauskatze mit Flugeskraft hervor und hat ihn erreicht. Es war die Amsel, welche, durch jenes Scheinmanöver dreist gemacht, dem listigen Räuber voran fliegend, sich in herausfordernder Koketterie gefiel und im Augenblick ihrer höchsten Eitelkeit unterging. Wenige Sekunden verstreichen, und bald ist von ihr nichts mehr übrig, als der zerbissene Schwanz und einige Flügelfedern. Der gesühnte Räuber putzt durch einige rasche Bewegungen seiner Vorderläufe die letzten Spuren seiner blutigen That von den borstigen Lippen, übersieht den Schauplatz noch flüchtigen Blickes und richtet sich, auf den Hinterbeinen sitzend, nach allen Seiten blickend, auf einen Augenblick empor. Hier wird eine schöne dottergelbe Kehle sichtbar, und wir erkennen daran einen Baum- oder Edelmarder. Kaum ist dieß geschehen, so hat er uns erkannt und ist mit Windeseile an einem Baum hinauf und für uns auf immer verschwunden; er hat

entweder eine Spalte erreicht, oder weiß platt anliegend auf einem Aſte ſich unſeren Blicken ſicher zu entziehen.

Eine öfter angewendete Methode der Jäger iſt es, den Baummarder aus hohlen Bäumen mittelſt ſtarkem Rauch herauszutreiben, um ihn alsbald durch einen Schuß erlegen zu können, ſonſt aber wird er auch häufig in gut geſtellten Tellereiſen gefangen.

Im Vergleich zu ſeinem Vetter, dem Steinmarder, iſt er gewöhnlich etwas ſchlanker gebaut, und ſein ganzes Benehmen iſt lebendiger und zierlicher, als bei dieſem. Außer der ſchon erwähnten dottergelben Kehle iſt der Farbenton, der bei den Marderarten durch die Grundwolle beſtimmt wird, ein ſchön gelblich-brauner, der an den Füßen und dem Schweif in Schwarzbraun übergeht. Seine Nahrung beſteht in den verſchiedenſten kleinen und mittelgroßen Thieren bis zur Größe einer Auerhenne und der eines halbwüchſigen Rehes, und ſoll auf manchen Jagdrevieren durch Ueberfall mehrerer Individuen auf ein größeres Thier der Wildbahn oft ſchon ſehr ſchädlich geworden ſein.

Bekannter iſt ſein verwegenes Spiel, den Jägern im Dohnenſtrich die gefangenen Vögel auszulöſen und nebſt den Beeren zu verzehren, bei welchem diebiſchen Geſchäft ihn nicht ſelten das Blei des Jägers mit dem Tode beſtraft.

Der ſtets etwas robuſter gebaute Stein- oder Hausmarder beſitzt jenen ſchönen Kehlſchmuck nicht, denn bei ihm iſt dieſe rein weiß und die Färbung des Wollhaares rußig grau, weßhalb ſein Ausſehen auch weniger ſchön und ſein Pelz nur ſelten Werth beſitzt. Die meiſten Kürſchner verſtehen ſich übrigens gut darauf, den Pelz des Hausmarders gleich dem des Baummarders zu färben, und hat daher

Der Marder.

Jeder, der einen echten Baummarderpelz kaufen will, ganz beſonders darauf zu achten. Auch muß auf das ſehr ſtörende Verbleichen aller Marderpelze aufmerkſam gemacht werden, was ſchon nach einigen Jahren eintritt und den Werth derſelben ſehr beeinträchtigt.

Er liebt es, ſeine Wohnung mehr in die Nähe der Menſchen und oftmals ſelbſt in das Innere großer Städte zu verlegen, ohne dabei jemals daran zu denken, ſich auch als Großſtädter zu betrachten. Altes verlaſſenes Gemäuer, wie Burgruinen, alte Kirchen, abgelegene Ställe und Scheunen, Holzhaufen und Steinbrüche ſind ſein liebſter Aufenthalt, von wo aus er ſeine nächtlichen Raubzüge auf einſamen Pfaden nach unbewachten Hühnerſtällen oder Taubenſchlägen antritt. Auf oft ſchwer erklärliche Weiſe ſucht er es möglich zu machen, in das Innere ſolcher friedlichen Räume zu bringen. Gelingt es ihm aber, durch irgend ein Loch oder einen Spalt ſeinen Kopf durchzuzwängen, ſo windet ſich der übrige Körper gleich dem einer Schlange ebenfalls ohne Schwierigkeit hindurch. Hier angelangt, befällt ihn mit dem erſten Tropfen Blut, den er koſtet, ein wahrer fieberhafter Blutdurſt, der allem Lebendigen, was nicht entrinnen kann, in raſender Eile den Tod bringt. Wie ein wüthender Sarazene wirft er Leiche auf Leiche und ſchlürft lüſtern das Blut ſeiner zuckenden Opfer. Betritt man am nächſten Morgen ein ſolches Schlachtfeld, ſo findet man die entſeelten Körper faſt ganz unverletzt und nur die Köpfe vom Halſe losgebiſſen, ſo daß der Eigenthümer wenigſtens noch im Stande iſt, ſeinen Schmerz durch einen recht zahlreichen Hühner- oder Taubenbraten in den nächſten Tagen hinunterſchlucken zu können. Daß ein derartiges Taubeneſſen aber nicht gerade zu den wünſchenswertheſten gehört, kann ich aus meiner Jugendzeit verſichern, wo ein einziges Unter-

lassen, meinen Taubenschlag zur Abendzeit zu schließen, mir von zwölf Paar Tauben, die ich damals besaß, achtzehn Stücke in die Schüssel brachte.

Im April wirft der Baummarder seine vier bis sechs, Anfangs fast ganz schwarz aussehenden Jungen, wogegen der Steinmarder gewöhnlich vier Wochen später dieselbe Zahl in seinem Versteck zur Welt bringt. Wie bei allen Raubthieren, so sind auch die Jungen der Marderarten in den ersten vierzehn Tagen ihres Lebens blind, aber schon sechs Wochen nachher kann man an stillen Juni-Abenden die ganze Familie in den muntersten Sprüngen Baum auf, Baum ab springen sehen, was zu den ergötzlichsten Erlebnissen eines Naturfreundes gehört. Jung aufgezogene Marder beider Arten werden gegen Menschen äußerst zutraulich und gewähren durch ihre schönen Bewegungen viele Unterhaltung. Auch gewöhnen sie sich so an ihren Herrn, daß sie ganz füglich frei herumlaufend gelassen werden könnten, wenn nicht ihre von Zeit zu Zeit wiederkehrende Mordlust dem benachbarten Geflügel gefährlich würde.

Sonst und Jetzt.

Die Nähmaschine. Von L. Gärtner.

(Schluß.)

Betrachten wir nun auch die Leistungen der Nähmaschine. Nach angestellten Vergleichungen ergibt sich zwischen der Arbeit einer nach Art des Spinnrades mit dem Fuß betriebenen Maschine aus der Fabrik von Wheeler und Wilson und derjenigen eines geübten Handarbeiters folgender Unterschied:

	Maschinenarbeit.	Handarbeit.
Herrenhemden	1 Std. 16 Min.	14 Std. 26 Min.
Herrenrock	2 „ 38 „	16 „ 35 „
Tuchhose	— „ 51 „	5 „ 10 „
Seidenes Kleid	1 „ 13 „	8 „ 27 „
Unterrock	— „ 35 „	7 „ 28 „
Seidene Schürze	— „ 15 „	4 „ 16 „

Die Zahl der Stiche in einer Minute:

	Maschinenarbeit.	Handarbeit.
Beim Nähen feiner Leinwand	640 Stiche.	23 Stiche.
„ „ „ von Atlaß	520 „	24 „
„ „ „ von Seide	550 „	30 „
„ Säumen von feinem Tuch	594 „	38 „
„ Nähen von feinem Patentleder	175 „	7 „
„ Einfassen von Damenstiefelchen	510 „	28 „
„ Zusammennähen von Schuhoberleder	210 „	10 „
„ Einfassen von Hüten	374 „	33 „

Wird die Maschine aber, wie es in größeren Fabriklokalen geschieht, mit Dampf betrieben, so kann ihre Thätigkeit auf 2000 Stiche per Minute gesteigert werden.

Von den verschiedenen Beigaben der Wheeler- und Wilson-Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und die Bequemlichkeit fördern, ist eine der wichtigsten der Säumer, durch den das Einschlagen und Fadenschlagen der gewöhnlichen Handnäherei völlig überflüssig gemacht wird, indem durch dieses kleine Instrument Einschläge und Säume von jeder Breite und in jeder Richtung und Biegung, sowie eine schöne Uebernaht hergestellt werden. Weiter ist es der Einfasser, welcher dazu dient, Kleidungsstücke mit Bändern einzufassen; der Schnürchen-Apparat, um Schnüre in Hemdeneinsätze, Damenkleider einzunähen; der Soutache-Apparat, um mit dem Aussehen von Stickerei Schnüre oder Litzen anzubringen; der Bandaufnäher, die neueste Erfindung von Zugehör zu den Wheeler- und Wilson-Maschinen, um z. B. Damenkleider mit Bändern von beliebiger Breite zu besetzen.

Die Nähmaschinen aus der oben beschriebenen Fabrik kommen in fünf verschiedenen Nummern mit mehr oder weniger eleganter Ausstattung vor, ihr Preis beträgt zwischen 60 und 120 Thaler, einschließlich der benöthigten kleinen Hülfsinstrumente. Ihr Absatz, schon im Mutterlande von großem Umfange, geht über die ganze zivilisirte Welt, und ist auch bei uns in Deutschland so groß geworden, daß die Fabrik sich veranlaßt gesehen hat, in allen größeren deutschen Städten Agenturen für den Verkauf ihrer Maschinen zu errichten.

Diese Agenturen sind — wir überzeugten uns davon bei dem Stuttgarter Agenten, Herrn Friedrich Conradt — mit einer Anzahl vollständig fertiger Maschinen und mit einem Vorrath aller, auch der kleinsten Theile derselben ausgestattet, welch' letztere Einrichtung sich besonders praktisch und werthvoll erweist. Da nämlich jedes dieser Theilchen seine Entstehung unter den Maschinen der Fabrik gefunden hat, so muß es auch zu jeder Wheeler- und Wilson-Maschine von der gleichen Nummer, und wenn dieselbe vom Ende der Erde hergeholt würde, passen; dadurch ist die Ergänzung fehlender Theile, ohne auf die Hülfe von Mechanikern Anspruch machen zu müssen, wesentlich erleichtert. Neben dieser nützlichen Einrichtung findet sich in den Agenturen Gelegenheit, das Maschinennähen zu erlernen.

Mag in Vorstehendem die Geschichte der Erfindung und die Leistung der Nähmaschine für die Zwecke unserer Leser erschöpfend genug behandelt sein, so möchte es vielleicht nicht ganz bei Seite liegen, einige der nicht ganz uninteressanten Kämpfe, welche sie unter dem nadelführenden Volke angefacht hat, zu erwähnen. Wie die Zeit noch nicht lange entschwunden ist, wo man sich selbst in erleuchteten Kreisen gegen die mechanischen Erfindungen mißtrauisch verhielt, weil man in ihrem Gefolge nur die Brodloswerdung der Arbeiter, ein unbequemes Proletariat sah, so konnte es ja fast nicht fehlen, daß auch das liebe Volk, wenigstens das zunächst betheiligte, in jeder Nähmaschine einen Unglücksboten erblickte, und das Natürlichste war, daß jede Stadt, die ein so folgenschweres Instrument in ihre Mauern aufnahm, damit auch den Keim zu einer mehr oder weniger geräuschvollen Revolution in sich trug. Während der Schneider Thimonier 1830 das Ergebniß seiner Studien in Paris vorzeigte, wurde er eines Tages von einem Trupp Schneidergesellen überfallen, die eiligst den mechanischen Konkurrenten zertrümmerten und zwei Stockwerke hoch aus dem Fenster auf die Straße beförderten, welchem Schicksal der Eigenthümer selbst mit knapper Noth entging. — Im Jahre 1851 erschien Judkin's Nähmaschine auf der londoner Industrieausstellung, fand aber ihre Hauptgegner in den großen Kleiderfabrikanten, welche in dem Ding Grund genug fanden, eine Empörung ihrer Arbeiter zu wittern, bis die unternehmende Firma Nicoll ihre Einführung wagte und damit zu großem Vortheil kam. — Ein beisaster Fabrikant, der nur ein Exemplar einer Nähmaschine verwenden wollte, kam den rebellischen Arbeitern gegenüber in Lebensgefahr, aber der erste Sturm wurde glücklich abgeschlagen, und derselbe Fabrikant, der vorher nur 17 Gehülfen beschäftigte, hatte bald sein Geschäft so erweitert, daß er fünf Nähmaschinen aufstellen und 150 Arbeitern daneben Verdienst geben konnte; durch diesen schlagenden Beweis ließen sich dort die Arbeiter mit der Maschine versöhnen. Auch aus amerikanischen Orten wurde vielfach von Empörungen der Schneidergesellen berichtet, welche ihrem Unmuthe in der Regel durch Zusammenschlagen der Nähmaschinen Luft machten; freilich eine fruchtlose Mühe und dem Kinde vergleichbar, das den Tisch prügelt, weil es mit seinem Kopfe sich daran gestoßen hat. — Die sogenannten Strikes (Arbeitseinstellungen in Masse), welche dem englischen Arbeiter gänge und gäbe sind, waren die friedlichsten Auskunftsmittel gegen nähmaschinenfeindliche Meister und Zünfte. In Edinburg waren es 1853 die Schneider und Schuhmacher, welche sich auf's Entschiedenste gegen die Nähmaschine stemmten, weil „das Gewerbe heruntergebracht und den Leuten der Verdienst geraubt werde". Doch die Wahrheit verschafft sich in einer guten Sache bald den Sieg.

Jene Klagen über Brodloswerdung der Arbeiter durch die Einführung von Maschinen sind nun zwar drüben über'm Ozean längst verstummt, und auch an den größeren Plätzen Europas hat man durch die überraschenden Vortheile mit der Nähmaschine sich befreunden lassen, aber in manchen Köpfen unserer deutschen Gewerbsleute von der Nadel spukt immer noch der Aberglaube, daß die fleißige Nähmaschine den Verdienst schmälere und eine Menge Arbeitskräfte entbehrlich, brodlos, mache. Unser liebes deutsches Vaterland beherbergt Tausende von Arbeitern, die jetzt noch störrisch sich weigern, da in Kondition zu treten, wo sie eine Nähmaschine als Genossin treffen, selbst wenn von ihnen nur Handarbeit verlangt würde; eine Unzahl weiblicher Wesen, welche sich daheim oder in Kundenhäusern einen sauren Taglohn mit Kleider- und Weißnähen verdienen, und ob der erschöpfenden Arbeit das edelste Gut, die Gesundheit, ruiniren, sieht in der Nähmaschine noch nicht die Freundin, sondern die verhaßte Feindin, und warum? Ja, kalkulirt das Mädchen, auf sechs Wochentage habe ich Arbeit und Lohn; mit der Maschine aber würde ich meine Wochenarbeit in einem Tage abmachen, und wovon sollte ich die übrige Zeit leben? Und vielleicht in einem Anfluge von Mitgefühl für ihre Leidensschwestern: Was soll aus uns Nähterinnen allen werden, wenn auch nur ihr vierter Theil mit Nähmaschinen arbeitete?

Nun ja — könnte man sagen — es ist Erfahrungssache, daß im Allgemeinen die Anwendung von Maschinen die Menschen nicht brodlos macht, sondern nur eine vortheilhafte Aenderung in der Art ihrer Beschäftigung und bei billigerem Kaufpreise des einzelnen Artikels eine Vermehrung der Produktion und Konsumtion herbeiführt. Allein solche Theorieen fallen in der Regel auf keinen fruchtbaren Boden, daher wir ihre Wahrheit durch Beispiele, die sich nach Tausenden anführen ließen, bestätigen lassen wollen.

Schon oben haben wir den Fall des belfaster Fabrikanten erwähnt, den die Aufstellung von Nähmaschinen zu Verzehnfachung seiner Arbeiterzahl nöthigte; wir haben den Widerstand der Edinburger angeführt, wo es 1853 vor Allen die Schuhmacher waren, welche gegen die Maschine eiferten, jene edinburger Schuhmacher, deren Noth und Elend beinahe so alt war, als es dort überhaupt Schuhmacher gab, weßhalb dieselben sprüchwörtlich wurden; Niemand wollte dort auch nur ein Dachstübchen an einen Mann des Knieriemens vermiethen, und siehe da, nach zehn Jahren, während welcher die Maschine sich doch Bahn brach, welche Veränderung hat die geschmähte Rivalin in diesen Kreisen hervorgerufen! Keine andere Arbeiterklasse ist dort mehr als die der Schuhmacher materiell, geistig und moralisch gehoben worden, Keiner wurde entbehrlich, und Jeder verdient jetzt so viel allein, als früher die Familie zusammen, denn die kleine Maschine macht die Waare schnell und allein fertig, und fertige Gegenstände, die der Schuster früher nach Paaren zählte, rechnet er jetzt nach Dutzenden. Schon vor mehreren Jahren wurde aus Glasgow mitgetheilt, daß dort 900 Nähmaschinen im Gange seien, die sämmtliche früheren Handarbeiter mit reichlicherem Lohne beschäftigen, daß die Nähmädchen an der Maschine jetzt das Doppelte des ehemaligen Lohnes verdienen. Dasselbe ist nach allen Wahrnehmungen überall der Fall, wo man sich nicht von dem blinden Vorurtheile, das noch so viele alberne Leute gegen die Maschine und ihre Arbeit haben, beherrschen läßt, vielmehr mit klarem Verständniß der Sache und frischen Muthes das erprobte Neue sich zu eigen macht. Es ist im Völkerleben kein Beispiel vorhanden, daß durch Maschinen die Handarbeiter dem Hunger preisgegeben worden wären. Gehen wir weit zurück und sehen uns die Erfindung der Buchdruckerpresse an: je mehr sie leistet, desto mehr hat sie Arbeit; die Einführung der Schnellpressen mit zehn- bis fünfzigfacher Steigerung der Leistung hat keine Verminderung der Arbeitsmenge, keine Lohnschmälerung zur Folge gehabt; die Spinn- und Webemaschinen, deren wenige so viel schaffen, als sämmtliche ehemaligen Landweber Deutschlands, sie haben das prophetische Geschrei über den unausbleiblichen Ruin einer großen Klasse fleißiger Leute, das sich vor etwa dreißig Jahren bei uns gegen ihre Einführung erhob, Lügen gestraft; die Eisenbahnen sollten nach der Volksmeinung von ehedem sämmtliche Fuhrleute dem Untergange überliefern, und — statt dessen hat ihnen das Dampfroß vermehrte Beschäftigung und eine Behäbigkeit gespendet, die sie nicht einmal für's goldene Zeitalter in Anspruch nahmen.

Dieselbe wunderbare Erscheinung, dieselbe Wirkung finden wir überall, wo Maschinen die Handarbeit ersetzen; immer hat die erzielte Arbeitserleichterung eine Ersparniß an den Herstellungskosten des einzelnen Stücks zur Folge; die Verwohlfeilerung der Waare erhöht die Konsumtion; macht mehr Arbeitskräfte nöthig, und neben bequemerer Arbeit wird ein reichlicherer Lohn.

Die Nähmaschinen, welche allein in Amerika in Hunderttausenden von Exemplaren in Fabriken für Schneiderei, Schuhmacherei, Schirmmacherei, in den Lokalen der Tapeziere, Sattler, in Armeewerkstätten, Segeltuchfabriken und in den Familienwohnungen aufgestellt sind, haben in den gewerblichen Kreisen merkwürdige Veränderungen und die Gründung von Geschäften hervorgerufen, von denen man vor zehn Jahren noch keine Ahnung hatte. Da sind in Troy (Staat New-York) Fabriken entstanden, welche mit Hülfe von 5000 Nähmaschinen Weißzeug, Hemden, Hemdkrägen, Brusteinsätze, Kleidungsstücke aller Art anfertigen; in New-Haven stehen in einem Etablissement 400 Maschinen, die wöchentlich 800 Dutzend Hemden liefern; Newark (Staat New-Jersey) folgt diesen Beispielen; in New-York gehen nur allein die Wheeler- und Wilson-Maschinen, welche in Fabriken zu Herstellung von Weißzeug, Equipirungsgegenständen für die Armee, Kleider für die Neger ꝛc. arbeiten, in die Tausend, ungerechnet die Legion, welche dort in allen nur halbwegs bemittelten Familien heimisch geworden ist. In England namentlich, in Frankreich und in steigendem Wachsen auch in Deutschland findet die Nähmaschine die ihr gebührende Anerkennung; alle mit der Nadel verwandten größeren Geschäfte haben sich dieselbe zur Gehülfin erkoren und damit ihren Betrieb erweitert; im Kreise der Familie, bei der armen Nähterin weicht allgemach die frühere Abneigung, und das fleißige Instrument erobert sich von Tag zu Tag mehr — wenn auch nicht sogleich im Zimmer, so doch im Herzen — seine Plätzchen.

Drüben in Amerika ist die Nähmaschine seit Jahren in jedem Hause gleichsam Ehrenbürgerin; sie verschafft dort Tausenden von ledigen Leuten ihr tägliches Brod, sie ist die Unterhaltung für die Salondame und ein nothwendiges Hausgeräthe für die Hausfrau. Der „Christliche Beobachter" von New-York schilderte vor einigen Jahren diese Verhältnisse in treffender Weise folgendermaßen: „Hier in New-York kennen wir viele Familien von Rang und Vermögen, welche der Nähmaschine unter andern Ziermöbeln im Wohn- und Gesellschaftszimmer eine Stelle eingeräumt haben, und oft sieht man die Damen des Hauses von dem Pianoforte zur Nähmaschine sich wenden, um spielend an derselben ein Stündchen zu arbeiten und sich ihrer eigenen, überraschend schnellen Leistungen zu erfreuen. Tausende von Familien würden mit Einführung von einer dieser Nähmaschinen in Bezug auf ihr ganzes Thun und Treiben, auf ihre ganze Existenz in einen neuen Lebensabschnitt eintreten. In großen Haushaltungen, wo es viel zu nähen gibt, ist eine solche Maschine von unschätzbarem Werthe. Kleidungsstücke aller Art lassen sich mit solcher Geschwindigkeit und Dauerhaftigkeit verfertigen, daß wir kaum zweifeln, es werde mit der Zeit der Frau und den Töchtern des Hauses zu einer Art von Unterhaltung gereichen, selbst an der Nähmaschine für sämmtlichen Bedarf zu sorgen."

Ja, die ermüdende Arbeit des Nähens wird im Bunde mit der Maschine zur Erholung, zur Spielerei; die mechanische Nähterin verdient jedenfalls auch das größte moralische Lob,

denn sie vollbringt ohne Verdrießlichkeit jeden ihr ertheilten Auftrag, sie kostet keinen Unterhalt, benimmt sich stets bescheiden und anständig, erträgt jede Anstrengung, und — was nicht ganz zu übersehen ist — sie plaudert nichts von den Angelegenheiten Derjenigen aus, in deren Diensten sie steht; zu jeder Stunde wach, erspart sie der Hausmutter viel Aerger über die zerrissenen Kleider ihrer muthwilligen Knaben, denen sie sonst einen Theil der Nachtruhe opfern mußte, jetzt aber mit so geringer Mühe abhelfen kann. Die arme Nähterin sieht sich mit ihrem mechanischen Associe wie in ein neues Element versetzt, der stets zur Arbeit herniedergebückte Oberkörper richtet sich auf, das angestrengte Auge hat nur noch die Thätigkeit der Maschine zu überwachen, die Kopfschmerzen, Augenübel, die Schwindsucht und wie die Leiden alle heißen, mit welchen die Nadelarbeiter behaftet sind, machen rechtsumkehrt und die fahle Gesichtsfarbe weicht einem gesunden Aussehen.

Wer vom Schicksal die Nadel zum Berufswerkzeug empfangen, sie etliche Jahre mit der Hand geführt hat und dann zur Maschine übergeht, der fühlt sich wie aus Fesseln erlöst und an Körper und Geist so erleichtert, daß er das strenge Gotteswort: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, mit Kummer sollst du dich nähren dein Leben lang" (1. Mos. 3, 17. 19) nur noch auf seine Vergangenheit bezieht und wünscht, was jeder Menschenfreund muß: die größte Verbreitung der Nähmaschine.

Die Koralleninseln.

Von

Eugen Ward.

Fährt man zwischen der Sandinsel und der Meerenge von Tarre, am Saume Australiens entlang, so wird man überrascht von dem Anblick einer Menge von Klippen und kleiner auftauchender Inseln, womit diese gefährliche Gegend

Insel Raine.

übersäet ist. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß diese im Allgemeinen eine ovale und unregelmäßige Gestalt haben. Ihre Gestade, die nur am seichten Meere emporragen, bestehen aus einer weichen, schwammigen, aus Korallenresten zusammengesetzten Substanz, über welche hie und da Korallenfelsen zerstreut liegen, die wegen ihres bizarren Anblicks, den sie zur Zeit von Ebbe und Flut darbieten, Negerköpfe genannt werden. Gemäß ihren Gestaltungsverhältnissen bilden diese Klippen oft kleine Seen von unbedeutender Tiefe, in deren Mitte sich dann und wann einige Sandbänke sehen lassen. Sind diese Sandbänke mit einer hinlänglich konsistenten Masse bedeckt, um dem Spiel der Wellen Widerstand leisten zu können, so werden sie der gern gesuchte Zufluchtsort der Meeresvögel; die Samenkörner, welche diese gefiederten Gäste hier hinterlassen, sowie diejenigen, welche wahrscheinlicherweise die Wellen des Meeres hieher tragen, keimen und wachsen und entwickeln sich zu einer dichten Vegetation, welche die Klippen zu Inseln umschaffen.

Die eigenthümliche Bildung dieser Inseln hat lange Zeit die alten Schiffer beschäftigt; das Räthsel war gelöst, als die Erkenntniß zum Durchbruch kam, daß diese seltsamen Gebilde das wunderbare Werk kleiner Thierpflanzen sind, die wir unter dem Namen Korallen kennen.

Die Insel Lady-Elliot ist eine jener korallenhaltigen Schöpfungen, von denen wir an der Nordostseite Australiens eine Menge finden; sie gehört zu der Gruppe der sogenannten Capricornen, liegt zwischen 24 Graden südlicher Breite und 150 Graden westlicher Länge und ist 45 Meilen nordwestlich vom Kap Sandy entfernt. Ihr Umfang beträgt etwa eine Meile; Buschwerk aller Art und verkrüppelte Bäume, die sich etwa 45 Fuß über die Meereshöhe erheben, wachsen auf derselben. Sie unterscheidet sich wenig von den sie umgebenden kleinen Inseln, die denselben Ursprung haben wie sie, und die ohne Zweifel in nicht ferner Zukunft zu größeren Inseln herangewachsen sein werden.

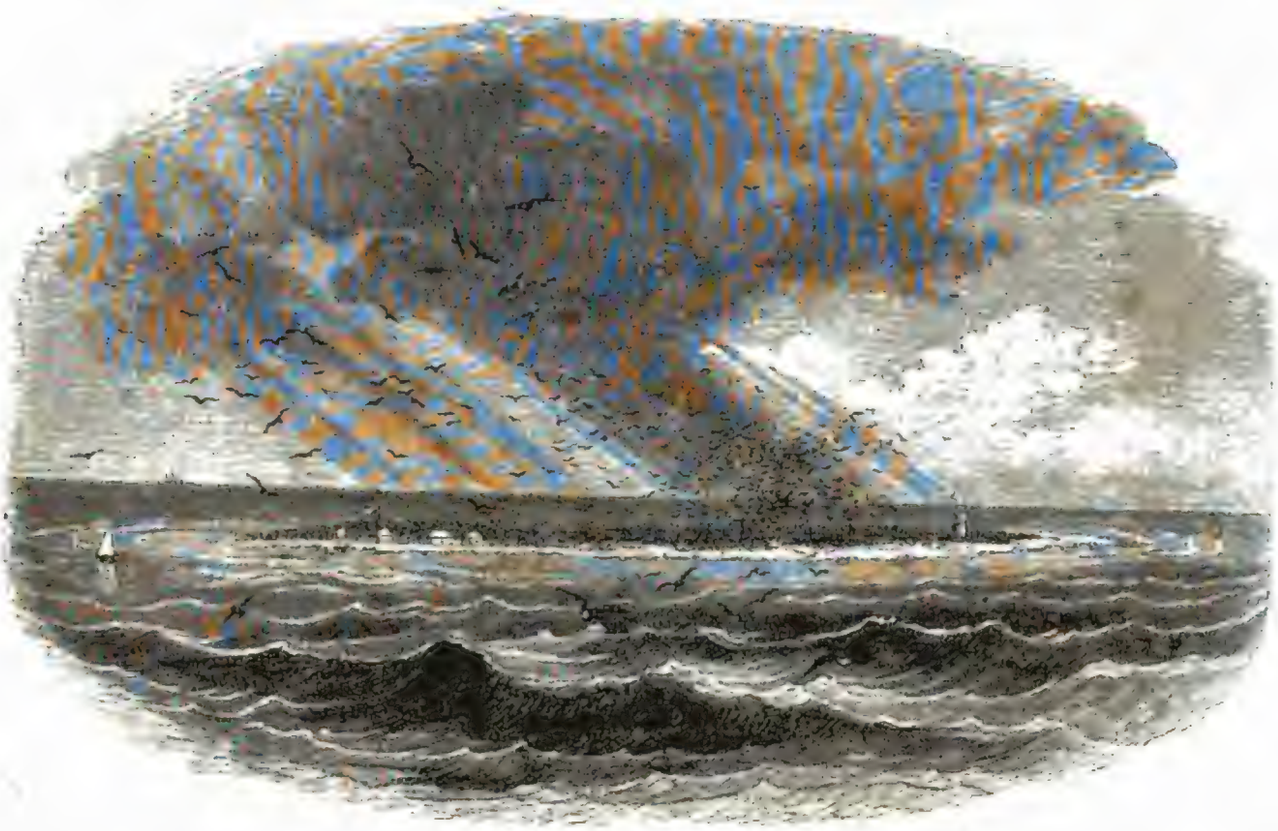
Die Gruppe der Capricornen bietet nicht genug Hülfsmittel dar, um bewohnt zu werden; sie dient einer Menge Meeresvögel zum Aufenthalt: Seetauben, Wachtelkönigen,

Digitized by Google

Reihern, Möven u. ſ. w. Die Seefahrer, die in dieſer gefährlichen Gegend wohl bekannt ſind, haben die Bemerkung gemacht, daß der Flug dieſer Vogelſchaaren oft die Nähe einer Gefahr verkündet. Reiſende fügen bei, daß ſich auf dieſen kleinen Inſeln zahlreich auch Schildkröten einfinden, um ihre Eier in den Küſtenſand zu legen. Die Schalen der letzteren, ſowie die große Menge von Trepangs (eine Art Seefiſch), welche man auf dieſen Klippen ſammeln kann, würden hinreichen, die Aufmerkſamkeit der Handelswelt hieher zu lenken, beſonders da ſich die Koloniſation Auſtraliens bedeutend gegen den Norden zu ausgedehnt hat; bekanntlich ſind die Chineſen ſehr lüſtern nach dieſen Trepangs und kaufen ſie gerne zu anſehnlichen Preiſen.

Die Inſel Raine (Froſchinſel), gleichfalls auf der Oſtſeite von Auſtralien gelegen, iſt auf ähnliche Weiſe entſtanden, wie die Inſel Elliot. Eine Drittelmeile lang und eine Viertelmeile breit, erhebt ſie ſich etwa 22 pariſer Fuß über den niedrigen Stand des Meeres. Der untere Theil der Inſel beſteht aus einem von großen Korallen gebildeten Felſen, der mit einer reichlichen Guanodecke überzogen iſt. Für die Schiffe, die von den Kolonieen der Torresſtraße herkommen, ſoll er die ſicherſten Landungsplätze darbieten. Im Jahre 1844 hat man hier auch einen Sicherheitsthurm errichtet, beſtehend aus mehreren übereinander gebauten Gemächern, welche die engliſche Regierung von Zeit zu Zeit mit Proviant verſehen läßt — zu Gunſten Schiffbrüchiger oder ſolcher Fahrzeuge, denen die Lebensmittel ausgegangen ſind. Ein eiſerner Behälter, der eine reichliche Menge Waſſer faſſen kann, iſt am Fuße des Thurmes angebracht, in welchem ſich der Regen anſammelt, der von ſeinem Dache herabſtrömt.

Auf der genannten Inſel wächst etwas Geſträuche, dichtes Gras und Gemüſe, das unſerm Spinat ähnlich ſieht und denſelben auch zu erſetzen ganz geeignet iſt. Seeſchwalben legen hier in beträchtlicher Anzahl ihre Eier, welche die wenig verwöhnten Mägen der Schiffer ganz vortrefflich finden.



Inſel Lady-Elliot.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Paſſauer.

(Fortſetzung.)

13.

Die Menſchen, dieſe liebenswürdigen Thoren, ſagen wohl, die Zeit iſt böſe, iſt gut oder ſie vergeht, ſie iſt träge; die Zeit iſt immer dieſelbe, nur die Menſchen ſind böſe oder gut, ſie leben raſch oder langſam und möchten eigenwillig wie ſie ſind, der Zeit gerne das Gepräge des eigenen veränderlichen Lebens aufdrücken. Aber die Zeit nimmt kein Gepräge an, ſie bleibt, was ſie iſt. Koſtbar iſt die Zeit und doch ohne Werth, vergänglich ohne Wandelung, flüchtig ohne Bewegung, ewig ohne Gegenwart; meßbar nur durch das, was geſchieht.

Welch' kurze Zeit war vorüber, ſeit Paul und Veronika den alten Thurm im Taunus verlaſſen. Und nun ſind ſie wieder in denſelben zurück. Sie haben unterdeſſen einen geringen aber böſen Theil der Zeit kennen gelernt und ſagen Beide traurig, es iſt eine böſe Zeit.

Da ſitzen ſie nun zuſammen in dem achteckigen hochgewölbten Zimmer des Thurmes vor dem Fenſter, das in das Thal der Lahn hinabſieht.

Die Sonne geht unter hinter violettrothen Wolken. Die goldenen Ränder verkündigen ihren verborgenen Glanz und von dem Purpurſchein, der das Thal erfüllt, widerſcheint auch das Gemach.

Tante Beate ſitzt zwiſchen Paul und Veronika auf den hochlehnigen Lederſtühlen, und ihre ſanften Augen weilen mit Liebe auf Beiden, mit Traurigkeit und Beſorgniß vornehmlich auf Paul, der den Kopf in beide Hände und auf

die Knie gestützt zu Boden sieht, während Martin Blink mit festen langen Schritten vor ihnen unruhig im Zimmer bald auf und nieder geht, bald stumm stehen bleibt.

„Ihr seid Beide verwaist und unter schlimmen Sternen geboren," fährt die Tante nachdenklich und leise fort, „und ihr müßt euer Geschick erfüllen. Es wird böse oder gut sein, je nachdem ihr selber es seid. Dem Guten geht es nie ganz schlecht und der Böse ist nie ganz glücklich. Ergebt euch voll Vertrauen der Vorsehung, sie wird euch an starker Hand durch's Leben geleiten. Seid nicht kleinmüthig, nicht übermüthig, murrt nicht über ihre Wege, sie führt euch zum Ziele, welches es auch sei. Veronika, laß' Paul morgen ruhig hinüber nach Frankreich. Er kann hier nicht bleiben ohne Gefährdung seines Lebens. Ihr, Martin, wollt mit und Ihr werdet ihm ein treuer, erfahrener Begleiter sein. Ich kenne Euch zu lange, um daran zu zweifeln." Sie reichte ihm die Hand, die er schweigend küßte. „Laß' Paul versuchen, ob er sich oben hält; es ist zugleich ein ehrenwerther Drang, der ihn treibt, ein Gefühl, das den Mann ehrt, der sich selber prüfen und das Leben beherrschen soll." Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort: „Es ist zugleich ein geheimnißvoller Trieb, der ihn nach dem schönen, unglücklichen Lande dort zieht, vielleicht wird ihm seine Sehnsucht dorthin klarer und bewußt, wenn ich nicht mehr bin; dann gedenket dieser Stunde und meines Wortes." Sie erhob sich, Veronika's Hand ergreifend. „Komm', Nika, um vorzubereiten, was sie zur Reise bedürfen. Sie müssen früh am Tage fort!"

Beide verließen das Gemach, den Zurückbleibenden wehmüthig freundlich zunickend.

Paul hatte sich erhoben und war still an's Fenster getreten. Martin setzte seine Wanderung unverdrossen fort, anfangs schweigend; aber die innere Bewegung, die in ihm arbeitete und sich im Kopfschütteln und Zucken seiner derben Züge kennzeichnete, machte sich endlich Luft und brach los: „Ist ein tolles, unvernünftiges und wieder herziges, himmlisches Geschwätz von so 'ner alten Jungfer! Just wie ein Kind, so red't sie Alles blind und bunt durch einander; Unsinn und Verstand, Lieb' und Haß, Wahrheit und Blödsinn! Lachen und weinen müßten die Engelein im Himmel, wenn sie's hörten, über diese dumme Gottseligkeit, über dieses allmächtige Vertrauen in die Vorsehung, über diese einfältige Klugheit und diesen lammfrommen Trotz auf das Recht und gegen Opfer und Unbill der Welt! Himmel und alle Elftausend von Köln, Paul, laß' Dir das Herz im Leibe nicht weich machen, sonst sind wir geschiedene Leut'! Schwatzt das einmal von der Vorsehung, Recht und Unrecht und das ewige Gesetz von Gut und Bös', das ist die rechte Vorsehung über alle lebende und todte Kreatur, das regiert die Welt und sorgt um jeden Halm im Sumpf und um jedes Herz unter'm Purpur! Möcht' wissen, was aus der Welt sollt' werden, wenn wir alle Sach' der Vorsehung anheimgäben, und still und dumm die Hände im Schooße gefaltet zusehen sollten, was die Schlimmen und Bösen anrichteten! Jeder von uns hat mitzurathen und mitzuthaten in der Welt und ist Beamter der Erdenwirthschaft. Das Weltgericht ist die letzte Instanz und wird doch schon hier auf Erden täglich abgehalten ohne viel Posaunenton und Engelchor! Und wer nicht dazu thut nach eigener Leibes- und Geisteskraft auf Erden, ist nicht werth, daß sie ihn nährt! Aber das alte Lied von der Vorsehung, ja, das paßt den Klugen und Bösen in ihren Kram, Alles zu lenken nach ihrem Willen und dann das Volk glauben zu machen, die Vorsehung thut's halt so oder so; haltet still und laßt's euch fein ruhig gefallen heißt's, die Vorsehung wird's schon besorgen, es ist nur ein Uebergang; ja freilich, so sagte der Aal auch, als ihm die Köchin die Haut lebendig über den Kopf zog; möcht' wissen, was geschehen wär', wenn wir der Vorsehung überlassen hätten, die Veronika zu retten, und wie es jetzt um sie stünd'!" — Paul hatte bis dahin mit unterschlagenen Armen ruhig zum Fenster hinausgeblickt, es schien kaum, daß er Blink's Worte gehört. Bei Veronika's Erwähnung drehte er sich um. „Rede nicht gottlos, Martin, über Dinge, die zu tief und innig wurzeln in jedes Menschen Brust und vor Allem in jedem weiblichen Herzen." — „Nun, gar gottlos soll es sein!" brauste der auf. „Nun, es wird anders werden und die Einsicht in das wahre Wesen der höchsten Macht, die die Welten lenkt, die wird endlich triumphiren. Paul, das ist mein Glaube und mein Vertrauen, um deßwillen ich lebe und das Leben lebenswürdig halte. O komm' nach Frankreich, Du wirst's inne werden, welch' eine heilige, herrliche Sach' es ist um den Menschengeist, der sich aus eigener Kraft losmacht aus Ketten und Banden der Geistessklaverei und Leibesknechtschaft, des Wahns, des Aberglaubens und wie der heilige Georg über dem Drachen mit eisernen Füßen fest und stolz steht auf den Trümmern der Tyrannei." — Paul war ihm bewegt näher getreten, und die Hände auf seine Schultern legend sah er ihm fest in die treuen zornblitzenden Augen: „Ja, Martin, ich verhehl' es Dir nicht, ich segne das unheilvolle Ereigniß, das mich fort von hier treibt, wenn ich auch das Opfer bedaure, das es gekostet. Es ist nicht der Drang allein, mir dort im freien Lande selber eine ehrenvolle Stellung mit dem Degen in der Hand zu erringen, der mich fort von hier treibt. O es ist der Ekel vor dem Leben, das ich mit eigenen Augen gesehen, vor dem Uebermuth der Mächtigen, in deren Händen die Gewalt ist, vor ihrer Hoffart, ihrer Ungerechtigkeit, ihrem Stolz, ihrem leeren Getreibe; sie haben den größten Theil an meinem Entschlusse und treiben mich hinaus aus dem Vaterlande. O hättest Du wahr gesprochen, Martin, ginge von Westen aus das neue Licht über die alte Zeit, über die alte müde Welt und dürfte ich ihr meine Kraft weihen ohne Reue und ohne Schmerz, wie würd' ich Dir's danken mein Leben lang, daß Du mich dahin gewiesen. Aber mir ist bange, ob Du nicht selber getäuscht bist und Dein Wahn auch der meinige sein und uns Beide und mit uns die Herzen verderben wird, die uns lieben!" — „Fürchte dieß nicht, Paul, fürchte es nicht; urtheile nicht, bevor Du selber gesehen. Trau' nicht den giftigen Schmähungen, dem Schmutz, mit welchem die große Befreiung des französischen Volkes von Denen beworfen wird, die noch vor wenig Monaten diese Befreiung in Oden und Liedern zum Himmel erhoben und sich jetzt mit Abscheu abwenden, weil nicht ohne fremde Schuld die Hände dort sich in Blut getaucht. Mißtraue den schwachen Menschenknechten! Du hast ihrer einen Theil und damit Alle kennen gelernt, die vor dem großen Werke zurückschrecken, weil ihnen vor dem Verlust der eigenen faulen Ruhe, des eigenen Traumlebens bangt. Habe Muth und wage, der neuen Freiheit in's heilige Auge zu blicken, Du wirst ihre Größe bewundern und die Erbärmlichkeit ihrer Widersacher verachten! Doch die Nacht ist da, wir müssen früh wieder auf. Laß' uns zur Ruhe gehen."

Sie stiegen die schmale Treppe hinab, wo in der Kammer Paul's ihre Schlafstätten bereitet waren und warfen sich angekleidet darüber.

Die Nacht war dunkel. Der Himmel von Wolken umschleiert und sternenleer. Dicht vor dem schmalen Fenster bewegten sich und rauschten die Aeste der Tanne im Winde, der sich aufgemacht, die Wolken zu verjagen.

Paul konnte nicht schlafen. Vor seinem Geiste bewegten sich wechselnd und streitend Hoffnungen und Besorgnisse in schönen und trüben Bildern. Und doch über Alle strahlte von Veronika's Augen helles Licht, und vor diesem wichen die Bilder allmälig in weite Fernen zurück, und heller wuchs ein heiterer blauer Himmel über ihn herauf — Erdenleid und Himmelsluft!

Da fuhren beide Schläfer gleichzeitig in die Höhe. Von draußen neben dem Fenster gellte Manel's bekannter Pfiff. „Das ist Manel," rief Martin aufspringend, „und das bedeutet Schlimmes! Was ist dem Jungen?" Er öffnete das Fenster. In dem dunklen Geäste der Tanne war nichts zu sehen, aber Manel's Stimme ließ nicht lange warten. —

„Meister Blink, seid Ihr's?“ — „Ich bin's, Junge, was treibt Dich her?“ — „Ihr müßt schnell auf und fort! Eine halbe Stunde noch und Ihr habt sie auf dem Halse!“ — „Wen?“ — „Den alten Marquis de St. Croix, den Onkel dessen, der im Rhein liegt, und den Kriminaldirektor aus Ehrenbreitstein und die Musketiere des Kurfürsten.“ — „Noch in dieser Nacht? Bist ein Narr!“ — „Versucht's, ob Ihr Klüger seid! Von Morgens ab sind sie auf Eurer Fährt. Der alte Marquis rast wegen seines Neffen, der Kriminaldirektor hat von der Frau Ordre, Paul todt oder lebendig einzuliefern, wie damals ihren Starmatz! War immer hinter ihnen her und erst vor einer Stund' mit einem Umwege voraus, um sie zu melden, wie's solchem Besuche geziemt! Nun macht Euch eilig herunter, wenn's beliebt und damit Gott befohlen, Meister, will wieder zurück, die Nacht noch, zu Pfan in den Kahn!“

Die Aeste der Tanne knackten und brachen. Dann war's draußen wieder still, nur der Wind schrie stärker um die Ecken und rüttelte und pfiff an den Regentraufen. Martin schlug das Fenster unwirsch zu und wandte sich nach Paul um. „Thust mir leid, Junge, die Herren haben es eiliger als ich geglaubt!“ brummte er, seinen Filzhut aufsetzend, „und bringen uns um den Schlaf und den Abschied. Nun, ist auch am Ende besser so; bin kein Freund vom langen Abschiednehmen. Muß es geschieden sein, in Gottes Namen, dann kurz und gut im Leben und in Worten, und nun komm'!“

Sie stiegen geräuschlos die Treppen hinunter, über die Zugbrücke. Das Schloß lag, eine dunkle Steinmasse, vor ihnen. Paul stand zögernd und nach den Fenstern blickend. „Vorwärts, Paul! Erweiche Dein Herz nicht, wirst es brauchen! Komm', ich will Dich den Weg führen, wo den Herren die Lust uns zu folgen vergehen soll!“

Die dunklen Bäume und Büsche nahmen sie auf. Martin schritt voran, halblaut vor sich her brummend: „So ist's recht, wie Thiere gehetzt, in die Nacht und die Wildniß hinein, wegen der Schurken und Schelmen, und warum? warum? — Ade denn Deutschland, muß dich doch verlassen, Muttererde, Heimatland; weiß nicht, ob ich dich wieder seh'. Leb' wohl mit deinem Wein, mit deinen Liedern, mit deiner Geduld, mit den wackern, treuen Herzen und mit der Zwietracht, die deine Fürsten — o deine Fürsten —“

14.

Paris ist eine Sphinx!

Die Sphinx hat lange geruht und geträumt. Da lebte das Volk von Paris lustig und war guter Dinge. Aber die Sphinx ist ein Weib und liebt das Neue. Es zuckte um ihre Brauen. Zwischen den schönen lockenden Augen bildet sich der Schatten einer Falte. Da fliegt daran ein Schauer über die Freuden von Paris. Das Volk von Paris fängt an, sich in seinen Mußestunden mit den Elementen der Philosophie und Politik zu beschäftigen und langweilt sich dabei einigermaßen. Aber es ist immer böse für Europa, wenn sich das Volk von Paris langweilt. Das wissen und fürchten alle klugen Leute. Paris macht dann allerlei dumme Weltstreiche, und Europa bekommt die Prügel dafür.

Das Volk von Paris war damals ein junger, schöner, vollsäftiger Mann, aber er war abenteuerlich und vernachlässigte seine Toilette. Wer schön ist und seine Toilette vernachlässigt, der sinnt auf Böses und ist schlimmer als der hagere Cassius. Das Volk von Paris war aber auch mäßig, aufgeklärt, geistreich; es war spöttisch, zu Allem bereit. Es hatte das Leben gründlich durchgekostet, wußte den Voltaire auswendig und kritisirte Rousseau. Es spielte mit der Gegenwart und Vergangenheit. Es ahnte, daß die Zukunft ihm gehöre, daß die Gewalt seiner Herren sein Erbe sei, und Kirche, Wissenschaft, Adel nur auf den Pflichttheil Anspruch hätten. Ihm gehörte das Talent und die Kunst, und die sind mächtiger als jede Gewalt, und ihr Triumph ist sicher.

Aber die Sphinx hat nicht nur schöne Augen und einen Rosenmund, sie hat auch scharfe Tatzen. Wie sich das achtzehnte Jahrhundert, das so fröhlich, so leichtsinnig, so ungläubig und spöttisch begann, zu Ende neigte, da war es mit der Philosophie und mit dem Lachen aus. Die Sphinx erhob die Tatzen, und die Vorstadt St. Antoine erbebte unter dem Sturz der Bastille. Mit ihr fiel Alles, was für Jahrhunderte gegründet schien. Mit ihr fiel das Königthum, mit ihr der Despotismus, die Kirche, der Adel, das Heer, das Parlament, die alten Götter alle! Das Volk von Paris war zugleich von seiner Jugend zu kühnen Thaten fortgerissen und vom Alter entnervt, rasend in seinen Leidenschaften, unentschieden in Allem, nur nicht im Umsturz des Bestehenden, unbeständig in seinen Neigungen, nur für die Freiheit glühend! Welch' eine Mischung von Elendigkeit und Ruhmesstolz, von Weisheit und Aberwitz, von Tugend und Laster in seinem Angesicht! Aus seinem Munde Zähneknirschen und Jubel, ekle Verleumdungen, beredter Atheismus, zarte Verse, metrische Prosa! In seinen Fäusten das Messer und das Gewehr! Um seinen Hals den Strick und das Fallbeil!

Die Sphinx hatte Blut getrunken. Höher hebt sie die blutigen Tatzen; die schönen Augen blicken grimmig, voll Zorn schüttelt sie die Locken, daß sie Medusenschlangen gleichen, und der Löwenschweif peitscht die keuchenden Flanken. Es ist gegen das Ende des Jahres 1793, und die Schreckenszeit herrscht in Paris. Noch immer tanzt und singt und jubelt das Volk von Paris; aber es tanzt in den Kirchen und Refektorien der Klöster; es tanzt um die Schaffote; es singt die Marseillaise und das ça ira; es jubelt um die Wagen der Gerichteten und um die nackte Göttin der Vernunft, während seine Jugend in die glühende Mündung der deutschen Kanonen greift, um die Kugeln herauszureißen und die Freiheit darauf zu pflanzen, die die Reise um die Welt machen wird! Während seine Gesetzgeber unter der permanenten Guillotine Gesetze dekretiren, untergräbt die Herrschaft des Schreckens das auf dem Blute und den Schädeln der Gerichteten unsicher gegründete eigene Fundament.

Und vor diesem Gewühl von Leidenschaft und Haß, die für Tugend gelten; vor dieser Gesellschaft von Wüstlingen, Sklaven der Leidenschaft, die mit königlicher Willkür und Macht für Wahrheit und Freiheit kämpfen und zu sterben wissen; des Pöbels, der mit nackter Brust, barfuß und barhaupt, schreiend nach Brod und Blut durch die Straßen rennt; dieser jungen Gesetzgeber, die ihre Abstraktionen, ihre auf den Schulbänken auswendig gelernten Doktrinen und Ideale von Platon's bester Republik und Aristoteles Staat, ihre fanatische Träume dem Volke aufdrängen; die mit dem Szepter, das sie aus den Gräbern von St. Denis gestohlen, den königlichen Nachbarn muthwillig in's Angesicht schlagen; — vor dieser Gesellschaft steht Paul mit dem reinen Herzen voll Treue und Liebe, dem keuschen Gefühle für Recht und Wahrheit, mit seinem tapfern deutschen Haß gegen alles Gemeine und jede Niedertracht. Der Kopf schwindelt ihm, wenn er der Erlebnisse der letzten Tage gedenkt, auf die Carmagnole blickt, in der er gekleidet ist, auf den runden Hut, der vor ihm auf dem Tische liegt, und den Legitimationsschein des Civismus, den er so wie Blink auf Fürsprache der mainzer Kommission erhalten.

Er sitzt in dem Hotel der Straße St. Honoré, wo er mit Martin Blink eingekehrt, vor einem Tische, den Kopf in beide Hände gestützt, die Augen träumerisch geschlossen, und denkt an den grünen Taunus und das lieblich stille Thal der Lahn; an die friedlichen Dörfer, die dort zur Stunde — es ist Abends 11 Uhr im September — in Behaglichkeit im Lichte der Sterne schlafen; er denkt an den lieben alten Thurm und an das reine helle Herz, rein und hell wie der Bergquell der Heimat, das dort für ihn schlägt, und jetzt, vielleicht gerade jetzt, sein gedenket!

Aber wie kann er diese Gedanken länger festhalten! — In dem langen niedern Saale der Taverne tobt und lärmt um ihn ein wüstes, wirres Durcheinander. Um alle Tische

stehen, sitzen die Männer der Sektionen, die Satelliten Robespierre's und des Berges, und diskutiren die Anklage der Girondisten. Unerhört freche Anklagen und Beschuldigungen, auf ein Nichts gegründet und auf dieser Basis zu ungeheuren Bergen erhöht, werden gegen sie geschleudert, mit giftigem Munde, mit rasender Leidenschaft herausgesprudelt, mit heiseren Lippen von Schimpf und Drohungen begleitet, und mit wahnsinnigen Geberden unterstützt.

Da braust ein neuer tobender Haufe die Treppe herauf. Das sind die wilden blutgierigen Gestalten; Männer mit nackter Brust und nackten nervigten Armen, wilden Haaren und der rothen Freiheitsmütze darauf, Picken und Gewehre in den Händen und einen dreifarbigen Fetzen um den Leib, die in den Straßen erscheinen, man weiß nicht woher, wenn es sich um Gewalt handelt, und wieder verschwinden, man weiß nicht wohin, wenn das Blut zu fließen aufgehört hat.

Von ihnen hat Einer Robespierre bemerkt, der im Mondesschatten, an die Häuser gedrückt, aus dem Jakobinerklubb müde und matt, in Pétion's Begleitung, nach seiner Wohnung Nr. 366 der Straße Honoré schleicht. Sie haben ihn umringt, sich um Beide geschaart; er soll zu ihnen sprechen, er soll ihnen sagen, ob es bald Arbeit für sie gibt. Um sie von des Freundes stillem Asyle abzuhalten, hat Pétion sie in die Taverne gelockt.

Robespierre, die schmächtige schlanke Figur in einen engen dunklen Rock geknöpft, das Gesicht noch bleicher als gewöhnlich, wird mit lautem Beifallsruf empfangen.

Man hilft ihm auf einen Stuhl, auf einen Tisch: „Stille, stille, Bürger, Robespierre spricht zu euch, höret, was Robespierre über die Lage der Republik zu sagen hat, höret den besten Bürger!“ — „Ich danke euch, meine Freunde!“ so beginnt er mit heiserer, erschöpfter Stimme; „ich danke euch für euer Vertrauen, für eure Liebe, die mich stolzer macht als der Zuruf von Königen. Doch ich verdiente sie nicht, wollt' ich euch schmeicheln oder euch die Wahrheit vorenthalten, wenn sie euch gleich erzittern machte. Ich verhehle euch nicht, ich weiß, warum ich es thue und zu welchen ehrenwerthen Männern ich rede; das Vaterland ist in Gefahr, es ist in Todesgefahr, aber ihr werdet es retten. Ihr, die den Thron gestürzt, vor denen die Tyrannen zittern, ihr werdet den Altar des Vaterlandes aufrecht halten und ihn vor den Aristokraten mit euren Fäusten, mit euren nackten Leibern schirmen. Ihr seid verwundert, ihr staunt, ihr zürnt, daß ich von Aristokraten rede? Ja, ich rede von ihnen und ich werde gegen sie reden, so lange ich eines Athemzuges mächtig bin! Sie sind immer noch da, immer noch dieselben im Heere, im Konvent, in den Sektionen. Es sind dieselben Schwächlinge, die das Königthum retten wollten, als das Beil der Gerechtigkeit über Capet's Nacken fiel; dieselben Verräther sind's, die mit Dumouriez konspirirt, als er die Armee verführen und das Vaterland den Feinden preisgeben wollte; dieselben Rebellen sind's, die den Aufruhr der Vendée geschürt und sich nicht entblöden, die gierigen Hände mit den dreißig Millionen Pitt's zu besudeln, um den Thron wieder herzustellen; dieselben Ehrgeizigen sinds, o Schmach und Schimpf, die die Republik in Föderativstaaten theilen und ihre Riesengewalt schwächen wollen, um sie desto leichter wieder zu knechten; denn ein getheiltes Volk ist immer ein schwaches, ein betrogenes Volk! Freunde und Bürger, es ist die Rechte des Konvents, die Girondisten sind's, die ich euch überliefere. Sie klage ich an! Ihr werdet richten über sie und mich; euren Richtspruch wird die Weltgeschichte registriren, und ich, ich fürchte ihn nicht!“

Während ein donnerndes Beifallsrufen ringsum seinen Worten folgte, war Robespierre erschöpft vom Tische heruntergetreten, als sich Jerome Pétion, der junge Mann mit den eleganten Formen und den geistreichen bleichen Zügen, auf den Tisch schwang. „Das Königthum ist todt und die Aristokraten werden den Tod der Verbrecher sterben!“ so rief er, „aber die Republik erhebt sich wie eine blühende Jungfrau aus den Flammen, die jene verzehrt, und der Mann, der eben zu euch gesprochen, er ist's, der sie ernährt und großzieht an seinem Herzen, mit seinem Geiste und mit seinem Herzblute! Freunde und Bürger, was ihr zu thun habt, hat er euch gesagt, aber was er selber thut, verschweigt vor euch seine Bescheidenheit, aber ich will es euch sagen! Er hat es beantragt, daß alle Verdächtigen verhaftet und gerichtet, daß Schmieden angelegt und Waffen gefertigt, daß alle Mittel aufgeboten werden, die Freiheit zu befestigen, daß das Tribunal schneller richte über die, so gegen das Vaterland gefrevelt, und vor Allem, daß euch, wackere Männer und freie Bürger, ein täglicher Sold gezahlt werde, damit nichts euch abhält, eure ganze Liebe und Aufmerksamkeit, eure Sorgfalt, all' eure Gedanken und eure Kräfte einzig und ungetheilt dem Wohle der Republik zu widmen!“

Ein donnernder Applaus, in den die dichtgeschaarte fanatisirte Menge bei diesen Worten ausbrach, hinderte Pétion weiter zu sprechen. Man hob ihn vom Tische, man trug ihn im Saale umher, man lärmte und jauchzte, man schlug mit den Gewehren und Picken aneinander, man umarmte sich weinend, jubelnd. Endlich stimmten drei, vier Kehlen die Marseillaise an, und indem hundert Stimmen einfielen, verließen sie in geordnetem Zuge den Saal, um die beiden Volksfreunde nach Hause zu begleiten.

Das brausende Freiheitslied, mit dem der schöne Barbaroux in Paris eingezogen, die ergreifende deutsche Melodie zu den französischen Feuerworten, diese Siegeshymne der Republik, scholl noch lange herauf durch die Nacht, und der kräftige Refrain war lange verklungen, als Paul, der in einem dunklen Winkel des Saales allein zurückgeblieben war, sich erhob und erschöpft, wankend von mächtig auf ihn eindringenden Gefühlen, von der streitenden Wucht der Gedanken, die durch sein Gehirn wogten und ihn hierhin und dorthin zogen, gebeugt und in fieberhafter Aufregung sein Zimmer suchte und sich auf's Bett warf.

(Fortsetzung folgt S. 330.)

Deutsche Kriegsdichter seit hundert Jahren.

Von

Dr. Emil Kneschke.

Heinrich Pröhle, der treffliche Biograph Gleim's, bemerkt einmal, der rasche Aufschwung der deutschen Literatur unter Friedrich dem Großen sei für den sinnigen Beobachter eine der anziehendsten Erscheinungen. Eine Anzahl vaterländischer Talente in seinem Staate wird von dem König selber nicht beachtet, empfängt aber durch seine Thaten die großartigsten Anregungen. Alle diese Dichter fühlen sich ihm unendlich nahe, denn von derjenigen Art der Bildung, welche ihm eigen, sind auch sie ausgegangen. Er selber ist Poet. Ganz die Ideen der von ihm geistig repräsentirten Zeit sind es, denen er auf seinem Throne eifriger dient als sie Alle, weil er dort in einer gewissen Absonderung vom Volke die gefahrvolle Seite derselben weniger bemerkt als sie. War ihr König von französischen Günstlingen umgeben und bedurfte er der Rathgeber überhaupt wenig, so konnte doch Nichts diese begabten Männer hindern, seine treuesten Soldaten oder seine zufriedensten Bürger zu werden.

Pröhle's Ausspruch trifft ganz das Rechte. Unter diesen „zufriedensten Bürgern und treuesten Soldaten“ müssen wir die Dichter des von Friedrich dem Großen geführten Kriegs, d. h. also des siebenjährigen, suchen; es sind jetzt gerade über hundert Jahre her, daß ihre Schlachtengesänge ertönten; rufen wir uns ihr Gedächtniß in einem Moment zurück, wo eben wieder preußische Poeten Anlaß hatten, zum Ruhme des tapferen Heeres in die Leier zu greifen!

Der getreueste von allen Kriegssängern war vielleicht Ramler. Friedrich scheint ihn noch weniger als Gleim beachtet zu haben, obgleich er zu Berlin ein sehr charakteristi-

ſches Amt bekleidete. Der Monarch glaubte die Offiziere für den Kriegsdienſt tüchtiger zu machen, wenn ſie mit der Philoſophie bekannt würden, und Ramler mußte den Kadeten Logik vortragen. Schon Friedrich's Thronbeſteigung hatte er als Schüler in einer Ode gefeiert. Des Beſungenen Größe ſteht ihm darin ſchon lebhaft vor Augen. Am 24. Januar 1762 bittet er, der Kranke, wieder in einer Ode den Arzt um Erlaubniß, eine Flaſche Hochheimer zum Geburtstage des Königs entſiegeln zu dürfen, weil deſſen Feindin Kleopatra gefallen ſei. Er meint den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, durch welchen einer der ſchwärmeriſchſten von allen Verehrern Friedrich's für kurze Zeit auf den ruſſiſchen Thron gelangte.

Nach Ramler iſt Gleim zu nennen, den wir mit Pröhle unbedingt für den „preußiſchen Grenadier" halten, wenn ſchon, wegen des erheblichen Abſtandes ſeiner übrigen Gedichte von dieſen Liedern, in dem Kreiſe, welcher ihn zuletzt umgab, der Gedanke aufgetaucht iſt: Gleim ſei nicht ſelbſt der Sänger der Lieder eines preußiſchen Grenadiers, ſondern derſelbe ſei ein wirklicher Kriegsheld geweſen. Er ſei im ſiebenjährigen Kriege geblieben, und nun erſt ſei Gleim allmälig mit ſeiner Autorſchaft hervorgetreten. Allein man überſieht dabei zunächſt, außer dem bedeutenden Talent, welches doch in Gleim's unverwüſtlicher Reimluſt unverkennbar iſt, auch den Umſtand, daß Gleim, der im zweiten ſchleſiſchen Kriege Friedrich's Kriegsführung aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte, auch auf anderen Gebieten der Dichtkunſt, namentlich dem der Romanze, eben ſo gut

Deutſche Kriegsdichter ſeit hundert Jahren: Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

wie mit ſeinen Kriegsliedern neue Bahnen gebrochen hat; man überſieht, daß Gleim's Geſammtnatur, ſein nach allen Seiten offener Sinn ſich am paſſendſten einmal in dieſen Liedern zuſammenfaſſen konnte, und daß die Soldatenlieder, welche er noch ſpäter ſchrieb, zwar unendlich matter, aber im Grunde doch in derſelben Manier wie die echten Grenadierlieder gehalten ſind. Zudem hatte aber auch ſeine Anonymität einen ſehr beſtimmten Nutzen für ihn. Er lebte in einer entfernten Stadt, die im Verlauf des wechſelvollen Krieges zwei Monate vor der Schlacht bei Roßbach wirklich einmal einem Feinde in die Hände fiel, der dem verkappten Grenadier ohnehin ſchon durch die Verwüſtung ſeines Gärtchens wehe that und für den Augenblick dem offenkundigen Kriegsdichter gewiß ſein ganzes eben ſo beſcheidenes als mühſam erworbenes Lebensglück vernichtet hätte.

Man kann an Gleim nicht denken, ohne nicht zugleich auch Ewald von Kleiſt ſich in's Gedächtniß zurückzurufen. Das Verhältniß dieſer beiden Geiſter wurde durch des Letzteren Tod die nachhaltigſte unter den vielfachen ähnlichen Beziehungen zur Zeit der literariſchen Freundſchaften. Ihre Freundſchaft flocht ſich durch die hauptſächlichſten Produktionen der beiden Dichter. So ſchuf der Eine in ſeiner halberſtädter Zurückgezogenheit Kriegslieder, und der Andere, Streitbare, ſang den Frühling, welcher doch aus den idylliſchen Verhältniſſen und Umgebungen des Freundes leichter hätte hervorgehen können. Pröhle hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß man die Entſtehung ſeines „Frühlings" gleichſam in folgender Stelle eines Kleiſt'ſchen Briefes an Gleim findet: „Im Schlafe gehe ich wirklich mit Ihnen um. Wir ſpazieren zuſammen am Ufer des Meeres, hören ſein

Digitized by Google

Murmeln und sehen, wie es die blauen Wellen in sich schludt. Bald befinden wir uns auf anmuthigen Wiesen, worin Bäche fließen wie Silber in Smaragden. Zephyr schwingt die Flügel und weht uns Lilienduft entgegen. Sie zeigen mir, wie Regentropfen in der Sonne an goldenen Narcissen schimmern. Augenblicklich sind wir in einem rauschenden Gesträuche. Wir hören die hüpfenden Gesänge der bunten Stieglitze. Der Kukuk ruft uns seinen Namen entgegen."

Noch weniger wären Gleim's Kriegslieder ohne Kleist's Feldzug entstanden. Die Erzählung über ihren Ursprung in Gleim's Biographie von seinem Neffen Körte trägt vollkommen den Stempel der Wahrheit. Kleist, der mit in den Krieg zog und mit dem Gleim 1758 vier glückliche Tage in Bärenburg lebte, um deren willen er allein schon, wie er sagt, geboren sein möchte, schrieb ihm Briefe. Gleim hatte die besten Nachrichten über den Krieg und wollte von Anfang an eine Geschichte desselben schreiben. Er war aber dieser Aufgabe offenbar nicht gewachsen, da selbst seine prosaischen Schulaufsätze in ihrer Art gar kein Lob verdienen, und wollte nun wenigstens noch Friedrich's Homer sein. Im Oktober 1756 besang er bereits die Eröffnung des Kriegs unter der Maske des preußischen Grenadiers, die er seitdem beibehielt. Seine eigene Vorstellung dabei mag gewesen sein, daß der Sänger als Soldat unter seinem Kleist diene.

Doch da wir hier einmal von der Freundschaft sprechen, die Gleim mit Kleist geschlossen hatte, drängt es uns, im Allgemeinen noch kurz daran zu erinnern, wie Ersterer unter den sogenannten „Virtuosen der Freundschaft" einen der allerobersten Plätze verdient. Es sei uns gestattet, abgesehen von seinem Dichterwerth einen Augenblick noch bei der Betrachtung seines Charakters, seinen menschlichen Eigenschaften zu verweilen. Und da wird es denn nur gerecht sein, wenn wir Gleim einen der liebenswürdigsten und wackersten Menschen nennen, die unsere Literatur kennt. Sein Gemüth war das harmloseste, kindlichste, seine Gesinnung die offenste, natürlichste, lauterste, sein Herz schlug warm und rasch für alles Gute und Schöne, mit einem Worte: der ganze Mann steht vor uns da als die personifizirte Bravheit und Tüchtigkeit, wenn schon er sich nicht zur Höhe einer außergewöhnlichen, bedeutenden Erscheinung aufgeschwungen hat. Daß solch' eine „Seele von einem Menschen" das weitgehendste Bedürfniß nach Freundschaft hatte, war selbstverständlich. Wer könnte die Freunde Gleim's zählen — es reichte hin, wenn man sagt: er hatte keinen Feind. Zu verhehlen braucht man sich nicht, daß auch er, als Sohn seiner Zeit, nicht frei blieb von Ueberschwenglichkeit und weichlicher, ungesunder Gefühlsschwelgerei in seinen Freundschaftsverhältnissen; aber bei ihm wird das Alles gut und vergessen gemacht, da neben den schönrednerischen Worten und extravaganten Empfindungen auch Thaten stehen, und zwar Thaten der seltensten Uneigennützigkeit, des Opfermuthes und der liebendsten Aufopferung. Gleim war nicht müde zu machen, wo es zu helfen, zu fördern, zu rathen, zu ermuntern, zu trösten galt. All' seinen keineswegs unbedeutenden persönlichen Einfluß wandte er auf, um den Freunden nutzbar und dienstbar zu sein. Seine pekuniären Mittel und Einnahmen, sein Vermögen aber stellte er letzteren auf eine Weise zu Gebote, daß man kurz und gut sagen kann, er war der Schatzmeister, der Bankier aller zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller, und vor Allen sämmtlicher jüngeren, aufstrebenden Talente. Die Träger der meisten Namen damaliger Literatur sind seine Schuldner geworden und es zum größten Theile auch Zeit ihres Lebens geblieben. Wir haben erst neuerdings wieder aus dem von Ernst Förster mitgetheilten Briefwechsel Jean Paul's in der Hinsicht den wackeren Gleim von der glänzendsten Seite kennen gelernt. Mögen unsere Leser das Bild eines solchen Mannes, welches wir ihnen hiermit darzubieten uns erlauben, mit all' der freundlichen Gewogenheit und Theilnahme betrachten, auf die er auch noch im Gedächtniß unserer Generation Anspruch zu machen das vollste Recht hat! — Doch um nun wieder auf die Lieder des „preußischen Grenadiers" zu kommen, so kann man sie im Allgemeinen als Ansätze, als Fragmente epischer Gedichte betrachten, wogegen die Lieder aus den Zeiten der Freiheitskriege, zu denen wir jetzt übergehen, sich als rein und vollendet lyrische Produkte ausweisen. Die patriotischen Bestrebungen der Nation führen in den Kämpfen gegen Napoleon eine bewundernswerthe Reinheit und Tiefe der Empfindung herbei, welche die damalige lyrische Dichtkunst zu einem ihrer erhabensten Höhepunkte in der Entwicklung deutscher Poesie emporhob. Pröhle meint: Sollten wir den Ton der Kriegsgedichte des siebenjährigen Kriegs mit einem Worte charakterisiren, so müßten wir ihn Klopstockisch nennen. Dahingegen herrscht in den Liedern der Freiheitskriege der Schiller'sche Ton vor. So ist es denn kein Wunder, wenn ein Gedicht von Karl Muchler auf Napoleon Schiller selbst zugeschrieben werden konnte.

Zu den Kriegsdichtern, auf deren Ton Schiller eingewirkt hatte, gehört auch Stägemann. Ein wahrer Poet in der schlimmsten Zeit, der nicht bloß vom Strome sich fortreißen ließ, sondern manches Wort voll ernster Würde sprach, als noch um ihn her die Geister in tiefem Schlafe lagen. 1809 dichtete er Kriegslieder für Schill und seine Waffengefährten, und in demselben Jahre will er, wie er sagt, an die Königin kein Lied zu ihrem Geburtstag richten, um nicht den Klang der Schlachten fordernden Tuba in den Jubel zu mischen. — Ebenfalls noch in jenem Jahre beklagte bereits die sehnsuchtsvolle Muse des frommen Max von Schenkendorf, eines zweiten Dichters aus dem Kreise der Sänger in Schiller'schem Ton, den Tod des edlen Schill, sowie im folgenden den der edlen Königin. Doch Schenkendorf's Bedeutung begann hauptsächlich erst 1813, wegen jenes Elementes in seinen Dichtungen, das, indem sein Blick sich nach der deutschen Vergangenheit zurückwandte, die schwärmerische Jugend aus der Zeit nach den Freiheitskriegen in ihm mehr als in jedem andern Poeten ihre Wünsche und Hoffnungen wiederfinden ließ.

Nun aber zum dritten jener Dichter: zu Theodor Körner. Der wollte mit seinem Liede „nur das Schilf sein, das im Kriegssturm rauscht". Und doch hatte er die Aufgabe deutscher Literatur in jener ernsten Zeit so inhaltschwer erfaßt, als er sagte:

„Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen;
Ihr Sänger, vor! und schützt das deutsche Wort!"

Der Aufruf, mit dem er sich an das Volk selbst wendet, ist großartig gedacht und ausgeführt: die Mädchen sollen nicht weinen, die Frauen nicht klagen, weil ihnen die süße Wollust des Kampfes fehlt; sie können dafür froh mit reiner Hand zum Altar treten, der schöne Sieg der Frömmigkeit ist ihnen gegeben und die zarte Sorge für die Wunden der Helden! Mit welcher Inbrunst erneut Körner dann in Gedanken die Zeiten alter deutscher Treue, wo Bürger in freudig ernster Todesweihe ihre Staaten festgebaut. Die gewaltige Stimme des Vaterlandes selbst hören wir aus seinem Liede nach den verstummten Göttern rufen, sehen in ihm des Vaterlandes Hoffen auf des großen Gottes Rache. Eine große Hochzeit, sagt er ein andermal, wird nun auf deutschem Boden gehalten, die Ehre ist der Hochzeitsgast, das Vaterland die Braut, und seine liebsten Söhne führt er in die bräutliche Kammer, unter den grünen Rasen. Das Lied, welches Körner kurz vor seinem Tode schrieb, das „Schwertlied", ist vielleicht die Krone unter seinen Dichtungen (Ill. Welt 1864, S. 33). Wie hell und kindlich einfach ist der Gedanke, und wie klassisch ist er durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist und daß er in der Schlacht seine Vermählung mit ihr feiert. Dieser Gedanke, dieses Lied spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatenthums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war mit seiner durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterland vermählen wollte, gesteigerten, einer sinnlichen, unmittelbaren Liebe lei-

neswegs ganz unähnlichen Vaterlandsliebe. Eine sehr feine Bemerkung in Bezug auf Körner spricht Pröhle noch in folgenden Worten aus: „Nicht allein als ein Sühnopfer für das gesammte Vaterland fiel Körner, gleich Scharnhorst, Schill ꝛc., nein, auch als ein Sühnopfer insbesondere für jene kleine künstlerisch gebildete Minderzahl, der er selbst im Felde ein wehmüthiges Andenken bewahrte, für jene geistreichen Kreise, denen seine Familie so nahe stand, und die erst in der Bewunderung für den Heldenmuth dieses Jünglings ihren guten Genius wiederfanden."

Noch wäre wohl einer oder der andere Dichter jener Zeiten zu nennen, so Fouqué, der glücklich einen leicht ansprechenden Volkston traf. Heinrich von Kleist's poetischer Schwerpunkt fiel in die Tragödie. Seine „Herrmannsschlacht" zeigte die ganze Schmach und Schande der Rheinbundstage im Spiegel älterer deutscher Geschichte. Immermann alterirte die ernste, tüchtige Grundstimmung seiner Poesie durch ironische Ausflüsse und satyrische Seitenhiebe, welche dem ergreifend-tragischen Charakter der Zeit in's Gesicht schlugen. Arndt, Uhland und Rückert aber endlich gehören wesentlich noch mit in jene Periode, wo das Volk zwar den äußeren Feind los war, nur jedoch sich gegen eine Schaar innerer Feinde seiner Freiheit zur Wehre setzen mußte. So bilden sie den Uebergang von den Kriegsdichtern der Napoleonischen Epoche zu den politischen Lyrikern der vierziger Jahre.

Die Volksmärchen.

Nach den Brüdern Grimm u. A.

II.

Der Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer und seine Frau, die hatten sieben Kinder, lauter Buben; der Aelteste war zehn Jahre alt, der Jüngste sieben. Sie waren sehr arm, und die sieben Kinder waren eine arge Plage für sie, denn keines konnte etwas erwerben. Was sie aber am meisten grämte, war, daß der Jüngste gar so klein blieb; als er auf die Welt kam, war er nicht größer als ein Daumen, deßhalb nannte man ihn auch den Däumling. Das arme Kind war das Schmerzenskind des Hauses: Jedermann rieb sich an ihm.

Da kam ein Hungerjahr, und die Noth war so groß, daß die armen Leute auf den Gedanken kamen, ihre Kinder bei Seite zu schaffen. Eines Abends, als die armen Kinder sich zu Bette gelegt, und der Holzhacker mit seiner Frau beim Feuer saß, sagte er, und das Herz brach ihm beinahe: „Du siehst wohl, daß wir unsere Kinder nicht mehr ernähren können; ich brächte es nicht über mich, sie vor meinen Augen Hungers sterben zu sehen, ich bin darum entschlossen, sie morgen in den Wald hinauszuführen, da wo er am dichtesten ist, und während sie Holz sammeln und guter Dinge sind, mich fortzuschleichen." — „O," sagte die Holzhackersfrau, „könntest Du's über's Herz bringen, Deine eigenen lieben Kinder den wilden Thieren im Walde zu bringen, die sie bald würden zerrissen haben?" Der Mann mochte sagen, was er wollte, er konnte sie lange nicht anderen Sinnes machen, denn sie war die Mutter. Zuletzt aber mußte sie doch einwilligen, denn auch sie wollte sie nicht Hungers sterben sehen.

Der kleine Däumling hörte Alles, was sie sprachen, denn als er sie hatte mit einander lebhaft reden sehen, schlich er leise aus dem Bette und schlüpfte unter den Stuhl seiner Mutter, um zu wissen, was das bedeute. Er schlich sich traurig wieder zurück in sein Bett und konnte die ganze Nacht nicht schlafen, denn er dachte daran, was er wohl thun könnte, der Gefahr zu entgehen.

Er stand Morgens in aller Frühe auf, und ging hinab zum Bache, wo er sich die Taschen mit kleinen weißen Kieseln vollfüllte, und kam dann wieder nach Hause zurück. Der Vater ging darauf mit seinen Kindern in den Wald, der kleine Däumling aber sagte von Allem, was er wußte, seinen Brüdern kein Sterbenswörtchen.

Sie gingen in einen dichten Wald, wo man auf zehn Schritte nichts mehr vom Andern sah. Der Holzhauer fing an Holz zu fällen, und seine Kinder sammelten die dürren Aeste, um Holzbüschel daraus zu machen. Der Vater und die Mutter, als sie sie so bei der Arbeit sahen, entfernten sich immer weiter von ihnen, und schlichen sich zuletzt in aller Stille davon. Als die Kinder sich endlich allein sahen, fingen sie an zu weinen und zu jammern, so laut sie konnten.

Der Däumling ließ sie ruhig sich ausweinen, da er wohl wußte, wie er sie nach Hause brächte, denn er hatte auf dem ganzen Weg die kleinen Steine fallen lassen, die er in seiner Tasche trug. Er sagte deßhalb zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, meine Brüder, Vater und Mutter haben uns hier gelassen, aber ich werde euch nach Hause bringen; folgt nur mir."

Sie folgten ihm, und er führte sie auf demselben Wege, den sie nach dem Walde gegangen waren, wieder zurück. Sie wagten anfangs nicht hineinzugehen, steckten aber doch die Köpfe an die Thüre, um zu hören, was Vater und Mutter sagten. Gerade als der Holzhauer und seine Frau nach Hause kamen, schickte der Herr des Dorfes ihnen zehn Thaler, die er ihnen schon lange schuldig war, und auf die sie gar nicht mehr gehofft hatten. Das gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Leute starben fast vor Hunger. Der Holzhauer schickte augenblicklich seine Frau zum Mezger, und da sie lange nichts mehr gegessen hatten, so kaufte sie dreimal soviel Fleisch, als sie für zwei Personen zum Nachtessen brauchten. Als sie nun beisammen saßen, sagte die Holzhauerin: „Ach, wo sind jetzt unsere armen Kinder? sie könnten sich an dem satt essen, was uns übrig bleibt. Aber Du hast nicht anders gewollt, als daß wir sie los würden. Ich sagte gleich, es werde uns noch reuen. Was thun sie wohl jetzt im Walde? Die Wölfe haben sie vielleicht schon gefressen. Du bist ein Unmensch, so grausam zu sein." Der Holzhauer wurde zuletzt ungeduldig, denn sie wiederholte wohl zwanzigmal, daß er an Allem schuld sei, und sie vorausgesagt, wie es kommen würde. Er drohte sie zu schlagen, wenn sie nicht schweige; nicht, daß es dem Holzhauer weniger leid gewesen wäre, nein, gerade im Gegentheil, weil er seine Kinder so lieb hatte, trafen ihn ihre Vorwürfe nur um so schmerzlicher. Die Holzhauerin stand in Thränen. „Ach!" rief sie, „wo sind jetzt meine armen Kinder?" Sie sagte es einmal so laut, daß die Kinder, welche an der Thüre lauschten, es hören mußten, und laut zu rufen begannen: „Da sind wir! da sind wir!" Sie eilte, ihnen die Thüre zu öffnen, und rief, indem sie sie küßte: „Wie bin ich glücklich, euch wiederzusehen, meine lieben Kinder; ihr seid gewiß recht müde, habt gewiß recht Hunger, und Du, Peter, wie Du aussiehst, komm', ich will Dich etwas herrichten." Dieser Peter war ihr ältester Sohn, den sie mehr liebte als alle andern, weil er etwas rothhaarig war, und sie ebenfalls rothe Haare hatte. Sie setzten sich an den Tisch und aßen mit einer Lust, daß Vater und Mutter eine große Freude daran hatten, worauf sie ihnen erzählten, was sie für eine Furcht im Walde gehabt, und wie sie jetzt glücklich seien, gerettet zu sein. Diese Freude dauerte, so lange die zehn Thaler reichten; als das Geld aber verbraucht war, verfielen sie wieder in ihren alten Jammer und beschlossen, sie noch einmal zu verlieren, und damit ihnen das gelinge, sie noch weiter als das erste Mal zu führen.

Sie konnten aber nicht so leise sprechen, daß es der Däumling nicht gehört hätte, der sich dann auch gleich vornahm, es wieder wie das erste Mal zu machen. Aber obgleich er gar früh des Morgens aufstand, um Kiesel zu sammeln, gelang ihm doch sein Plan nicht, denn er fand die Hausthüre fest verschlossen. Er wußte nicht, was er anfangen

sollte; da fiel ihm ein, daß die Holzhauerin jedem ein Stück Brod zum Frühstück gegeben, und nun dachte er's damit gerade so zu machen, wie mit den Kieseln, und es in Stückchen auf dem Wege fallen zu lassen; er steckte darum sein Brod, statt es zu essen, in die Tasche. Vater und Mutter führten nun die Kinder an den dichtesten und dunkelsten Ort des Waldes, und sobald sie dort waren, sagten sie ihnen eine Ausflucht und entfernten sich. Der Däumling grämte sich nicht sehr darob, weil er den Weg leicht wieder zu finden hoffte, da er das Brod längs des Weges hatte in Stückchen fallen lassen: aber wie war er erstaunt, als er nicht ein Bröckchen mehr fand! Die Vögel hatten alles aufgefressen.

Das war ein Jammer, denn je tiefer sie in den Wald hineinliefen, desto mehr verirrten sie sich. Die Nacht kam und es erhob sich ein heftiger Wind, der ihnen erschreckliche Angst einjagte. Sie glaubten überall das Geheul von Wölfen zu hören, die sie fressen wollten. Sie wagten kaum zu sprechen, noch den Kopf zu drehen. Nun fing's an zu regnen, daß sie bis auf's Hemd naß wurden; sie gleiteten bei jedem Schritte aus, fielen in den Koth und machten ihre Hände so schmutzig, daß sie nichts mehr damit anfangen konnten. Der Däumling stieg auf einen Baum, um zu sehen, ob er nichts zu entdecken vermöchte, und als er den Kopf nach allen Seiten drehte, da gewahrte er ein kleines Licht, das aber sehr fern im Walde war. Er stieg vom Baum, und als er herunter war, sah er nichts mehr, das machte ihn ganz untröstlich. Nachdem er aber mit seinen Brüdern eine Zeitlang gelaufen, sahen sie das Licht wieder, als sie aus dem Walde herauskamen.

Sie kamen endlich an das Haus, wo jenes Licht war. Freilich nicht ohne manchen Schrecken; denn sie verloren das Haus gar oft aus den Augen, was ihnen immer geschah, so oft sie durch eine Schlucht kamen. Sie riefen vor der Thüre, und eine gute Frau öffnete ihnen. Sie fragte sie, was sie wollten. Der Däumling sagte, „sie seien arme Kinder, die sich im Walde verirrt hätten und nun um ein Nachtlager bäten." Als die Frau die hübschen Kinder sah, fing sie an zu weinen und sagte: „Ach, meine armen Kinder, wo seid ihr hingerathen; wißt ihr, daß dieß Haus einem Wehrwolf gehört, der die kleinen Kinder frißt?" — „Ach, liebe Frau," antwortete der Däumling, der an allen Gliedern zitterte wie seine Brüder, „was machen wir? Die Wölfe im Walde fressen uns ganz sicher, wenn wir hier außen bleiben; und wenn es denn sein muß, so soll uns lieber euer Herr fressen; vielleicht hat er doch Mitleid, wenn Ihr ihn gar schön bittet."

Die Frau des Wehrwolfs, welche hoffte, sie könnte sie noch vielleicht bis zum andern Morgen vor ihrem Gemahl verbergen, ließ sie eintreten und sich an einem guten Feuer wärmen, denn sie hatte einen ganzen Hammel am Spieß zum Nachtessen für ihren Mann.

Als sie warm zu werden anfingen, hörten sie drei- oder viermal an die Thüre pochen; es war der Wehrwolf, welcher heimkam. Seine Frau versteckte die Kinder augenblicklich unter das Bett und lief, um die Thüre zu öffnen. Der Wehrwolf fragte, ob das Essen bereit sei und ob man Wein aus dem Keller geholt, und setzte sich alsbald zu Tische. Das Lamm war noch ganz blutig, aber das schien ihm gerade besonders gut zu munden. Er roch inzwischen nach allen Seiten hin und sagte: „Er glaube, frisches Fleisch zu riechen." — „Es muß das Lamm sein," antwortete die Frau, „das ich so eben abgezogen." — „Ich rieche frisches Fleisch, sage ich Dir noch einmal," versetzte der Wehrwolf, indem er seine Frau strenge ansah; „es ist etwas hier, was ich nicht verstehe." Mit diesen Worten erhob er sich vom Tische und ging gerade auf das Bett zu. „Ha," sagte er, „siehst Du, wie Du mich täuschen willst, verwünschtes Weib? Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich Dich nicht auch gleich auffesse. Sei froh, daß Du ein altes Weib bist. Da ist Wildpret, das mir eben recht kommt; ich will damit drei andere Wehrwölfe bewirthen, die mich in diesen Tagen besuchen werden." Damit zog er einen Jungen um den andern unter dem Bette hervor. Die armen Kinder warfen sich auf die Kniee und flehten um Gnade; aber sie hatten's mit dem grausamsten von allen Wehrwölfen zu thun, der sie schon mit den Augen aufzuessen schien und zu seiner Frau sagte: Das gebe einen köstlichen Bissen, wenn sie die rechte Tunke daran mache."

(Schluß folgt S. 319.)

Wanderung in's Tatragebirge.

Von

J. R. Fritz.

Wohin? — fragte ich mich, als die Natur wiederum in frischem Grün prangte und die Zeit nahe war, wo man der beengenden Stadt mit ihrem Staub und Gewühle gerne den Rücken kehrt, um sich in Flur und Hain herumzutummeln. Bis jetzt hatte mich in den — beiläufig gesagt — nur knapp mir zugemessenen Tagen mein Weg immer nach Westen oder nach Süden geführt; zur Abwechslung wollte ich es nun auch einmal mit dem Osten versuchen, und entschloß mich deßhalb zu einem Ausfluge nach österreichisch Galizien.

Die Fahrt durch die lang hingestreckte monotone Ebene Oberschlesiens bietet dem nach hübschen Gegenden, nach malerischen Punkten spähenden Auge wenig Befriedigung, und die im Waggon dicht zusammengedrängte Reisegesellschaft munterte keineswegs dazu auf, sich mit Diesem oder Jenem in ein Gespräch einzulassen; so dauerte es denn gar nicht lange, daß ich mein Unternehmen für ein verfehltes hielt, und je weiter desto ernster an die Umkehr dachte. Wodurch ich darauf kam, weiß ich heute nicht mehr anzugeben, allein gewiß ist, daß mir an einer ganz besonders trostlosen Stelle das Sprüchwort: „Durch Nacht zum Licht" einfiel, und ich dadurch bestimmt wurde, eine Reise fortzusetzen, die nicht gemacht zu haben ich sehr bedauern würde.

Je näher ich dem ehemaligen Freistaat Krakau kam, desto mehr Reize entfaltete die Gegend, durch welche wir dahindampften. Die alte Königsstadt bietet des Sehenswerthen so Vieles, daß dieses mich wohl einige Tage hätte beschäftigen und fesseln können, allein die Zeit war mir — wie schon erwähnt — nur spärlich zugemessen; ich beschränkte mich daher auf eine flüchtige Besichtigung des auf dem Wawelberge thronenden Schlosses mit seiner an historischen Denkmälern so reichen Kirche, des Hochaltars in der Marienkirche, eines Meisterstücks der Holzschnitzerei von Veit Stoß, und den Räumen des Bibliothekgebäudes, und verfügte mich, das originelle Judenviertel, den sogenannten Kazimierz durchschreitend, an das rechte Weichselufer nach dem an einer Höhenwand sich hinziehenden Podgorze, um von hier aus meine Wanderung nach dem Tatragebirge anzutreten.

Der erste Haltpunkt auf dem vor mir liegenden Wege war das auf eine Anhöhe sich stützende Städtchen Mogilenz und das Rundgemälde, welches sich hier vor dem Blicke entfaltete, eben so mannigfaltig wie eigenthümlich. Nach Norden zu zeigten sich hinter dem Silberstreifen der Weichsel emporsteigend in nebelhaften Umrissen die Thürme von Krakau, und weiterhin eine bis zum fernen Horizont reichende Ebene, auf welcher Waldgruppen mit malerisch hingestreuten Dörfern und Weilern abwechselten; im Süden dagegen blickte man in ein je weiter desto höher aufsteigendes Land, welchem die schneebedeckten Felsengruppen des Tatra als Hintergrund dienten. Es kostete in der That Ueberwindung, sich von dem zauberischen Bilde zu trennen; allein — time is money — und der Gedanke, mit jedem Schritte Demjenigen näher zu kommen, was aus der Ferne gesehen schon in so hohem Grade entzückte, trieb zum Aufbruch nach Izdebnik, Myslenicums weiter am linken Ufer der Rabe entlang, durch

ein hübsches, mit grünen Bergen umgebenes Thal nach Süden zu.

Je weiter man vorwärts dringt, desto mehr Naturschönheiten bietet die Landschaft. Der erste bedeutende Berg, welchem man begegnet, ist die weithin sichtbare Babia góra, der höchste Punkt der Beskiden, welcher der Sage nach aus dem Kehricht entstanden sein soll, den die zum Ablaß pilgernden Weiber — Baby im Polnischen — auf dieser Stelle zusammentrugen. Neben den Riesen des Tatra ist der Berg freilich nicht viel mehr als ein Kehrichthaufen, wiewohl ein recht ansehnlicher, und in dieser Beziehung der Vergleich nicht gerade ein ganz unrichtiger.

Den ersten, durch nichts beschränkten Blick auf die ganze Tatragruppe hat man vom Gipfel des Obydower-Berges aus, und wahrlich, er ist es werth, daß man die nicht unbedeutende Höhe hinaufklimmt. Mit ihren weißen Zacken steigt sie unmittelbar aus der Ebene empor und erscheint an beiden Enden wie abgeschnitten. Am Fuße des genannten Berges dehnt sich das an der Mündung des weißen Dunajetz in den schwarzen gelegene, unter Kasimir dem Großen im 14. Jahrhundert erbaute Städtchen Nowy Targ (Neumarkt) in einer lachenden Ebene aus, die so zu sagen den Vorhof zu dem Riesengebäude bildet, welches sich an dessen Ende emporthürmt. Es bietet außer etwa dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden St. Annenkirchlein mit einem Altarbilde der heiligen Familie, an welches sich, wie man dieß so häufig findet, eine fromme Sage knüpft, nichts, was zum Verweilen auffordern könnte, und so macht man sich denn, nachdem man sich mit dem nöthigen Mundvorrath in fester sowie flüssiger Form versehen, und ein kleines, anscheinend gebrechliches, doch in der Wirklichkeit ausdauerndes, mit zwei Duobezpferdchen bespanntes Wägelchen gemiethet hat, auf den Weg in die Felsenwelt.

Man überschreitet auf demselben einigemal den schwarzen Dunajetz und gelangt nach einigen Stunden an das in den Liptaner-Bergen gelegene Hammerwerk Koscielisko. Die Gebirgsdörfer, durch welche man kommt, haben ein recht schmuckes Aussehen, und die Hütten in denselben scheinen dauerhaft gebaut zu sein. Von Feldfrüchten ist nicht viel zu sehen, höchstens ein Krautacker, ein Haber- oder Kartoffelfeld und ab und zu etwas Flachs. Der Sommer ist zu kurz, um Anderes zur Reife zu bringen, und die Leute richten deßhalb ihr Augenmerk vorzugsweise auf Rind- und Schafzucht.

Die Guraten — so nennen sich die Bewohner der Karpathen — haben fast durchgehends im Aeußeren sowohl wie auch in der ganzen Haltung etwas Stattliches und unterscheiden sich in dieser Beziehung vortheilhaft von den Bewohnern der Ebene. Der, wenn auch einfache, doch eine gewisse Sorgfalt verrathende Anzug derselben besteht aus einem bis über die Kniee reichenden Ueberwurf, der Gunia, einem Hut mit breiter Krämpe, der mit einer Schnur kleiner Muscheln, eine Zierrath, auf welche sie besondern Werth legen, geschmückt ist, und einem Ledergürtel eigener Fabrik von solcher Dicke, daß er selbst einer Flintenkugel Widerstand leistet. Die ohnehin hübschen, schlanken Frauen wissen ihre körperlichen Reize noch durch eine kleidsame Tracht zu erhöhen; es ist dieß ein dunkelblauer Rock und eine Schürze von derselben Farbe, die sie so umhängen, wie die Stadtdamen die Mantille. An Festtagen gehen sie ganz weiß gekleidet.

Je mehr man sich Koscielisko nähert, desto mehr steigt der durch Nadelholz und am Rande des rauschenden schwarzen Dunajetz hinführende Weg. Beim Heraustreten aus dem Walde steht man vor einer von oben bis unten gespaltenen Felsenwand, durch welche sich das Gebirgswasser Bahn gebrochen hat. Wenig Schritte weiter — und man befindet sich im wildromantischen Koscielisker-Thale. Es ist dieß ein einige tausend Schritte langes, im Verhältniß schmales, smaragdfarbenes und vom schäumenden Dunajetz durchfurchtes Flachfeld, dessen Hinterwand aus bis hoch hinauf mit Nadelholz bewachsenen Felsenmassen von mehreren tausend Fuß Höhe besteht, die mit ihren kahlen, phantastisch geformten Spitzen das Himmelsgewölbe zu stützen scheinen. Gleich erstaunt wie entzückt steht der Wanderer vor dem Bilde, welches die Natur plötzlich, unvermuthet vor ihm aufrollt, und das einen geradezu zauberhaften Eindruck macht, wenn ihm die Sonne zulächelt. Belebt wird es durch muntere Hirtenknaben, die Gemsen gleich in dem hohen Gestein herumklettern und mit weithin schallendem Halloh große Felsstücke hinabstürzen, sowie durch naturfrische Mädchen, welche dem Wanderer niedliche Sträußchen von Alpenblumen anbieten; endlich durch zahlreiche Viehheerden, die bis in die Knieholzregion hinauf ihr Futter suchen.

Gleichwie beim Eintritte in das Thal, so zeigt sich auch beim Ausgange aus demselben ein kaum zwanzig Schritte breites Felsenthor, ein zweiter Durchbruch, den sich das wilde Wasser erkämpft hat. Von hier aus gelangt man auf ziemlich gutem Waldwege nach etwa vier Stunden in das Thal von Zakopany, das, wenn es auch an Naturschönheiten dem koscielisker nachstehen sollte, vor diesem durch seine über einen grünen Teppich malerisch hingestreuten Hüttenwerke und sonstigen Gebäude doch den Vorzug größerer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit hat. Hoch über dem Thale bricht eine Quelle durch, die durch Felsstücke, welche ihr in den Weg treten, den prächtigsten Fall bildet und die so wasserreich ist, daß sie in geringer Entfernung schon Räder und Hämmer in Bewegung setzt.

Zakopany, Besitzthum des Grafen Homulacs, und ein Hüttenwerk, welches unter den galizischen unbedingt den ersten Platz einnimmt, war ehedem nichts weiter, als eine Haltstelle der Hirten, welche während der wenigen Sommermonate in der Gegend ihr Vieh waiden ließen. Ueberraschend ist der Anblick, wenn man aus der unheimlichen, beängstigenden Stille des Felsenchaos heraustritt und ein ebenso lachendes wie gewerbfleißiges Gebirgsthal vor sich sieht.

Die hier herum ansäßigen Góralen, Podhalanen genannt, sind im Allgemeinen ordentliche, arbeitsame, gottesfürchtige und daneben nicht unbemittelte Leute. Für das Letztere sprechen ihre am Wege liegenden Wohnhäuser, in denen Manches auf einen gewissen Wohlstand hindeutet, und die sich überhaupt von andern in der Nähe vortheilhaft unterscheiden. Sie sind mit Schindeln gedeckt und nach unten zu mit gerissenen Brettern verkleidet; im Inneren bergen sie den Hausflur, zwei Stuben und eine Kammer. Klopft der Wanderer an die Pforte des Gazda genannten Eigenthümers, so findet er gastfreundliche Aufnahme, nimmt bei Tische den Ehrenplatz ein und wird von den als „Söhnen“ auftretenden Burschen auf eben so zuvorkommende wie herzliche Weise bedient. Man möchte ihm gerne Alles an den Augen absehen und ist unerschöpflich im Fragen nach dessen Wünschen. Dieses echt patriarchalische Entgegenkommen ist um so höher anzuschlagen, als der Boden hier im Verhältniß nur wenig hervorbringt und der Podhalane deßhalb vorzugsweise auf sein Vieh angewiesen ist, dessen Zucht er denn auch eifrig betreibt. Die inmitten der Wälder gelegenen, Polanen genannten Gebirgswiesen, sowie die unter dem Namen Halen bekannten Alpentriften, oberhalb der Knieholzregion, bieten köstliches Waideland, vornehmlich für Schafe. An diese Stellen nun führen unter Juchzen die Juhasy ihre Heerden, und zwar unter Anführung des Batza, der als Vertrauensmann der Gemeinde den ganzen Zug leitet. Eine aus unbehauenen Stämmen erbaute Hütte schützt die Hirten vor der Unbill der Witterung, und unter Singen und fröhlichem Geplauder schwinden die wenigen Sommerwochen den Burschen, die während dieser Zeit mit Käse und Molken vorlieb nehmen müssen. Bei dieser im Vergleich dürftigen Kost gedeihen sie indessen eben so gut wie die Hunde, denen sie dieselbe Nahrung reichen.

Zu Anfang des Sommers, also zur Zeit, da die Waide am fettesten ist, melken sie die Schafe dreimal täglich, später einmal weniger. Dem schönen Geschlecht, sonderbarerweise

„Köchinnen" (kucharki) betitelt, bleibt das Melken der Kühe überlassen.

Die Tracht der Juhasy, sowie des alten Bazа legen wir in einer Skizze bei, die wir an Ort und Stelle aufgenommen; zur Vervollständigung des Bildes ist es nöthig, daß auch ihrer Eigenthümlichkeiten, überhaupt Dessen Erwähnung geschehe, worin sich die Söhne der Berge von andern Menschenkindern mehr oder weniger unterscheiden.

In den durchschnittlich schönen, ausdrucksvollen Gesichtszügen des Góralen liegt Ernst und ein gewisser Adel; die freie offene Stirne deutet auf Urtheilsfähigkeit, aus dem großen hellen Auge leuchtet Geradheit; daneben aber auch Witz, und sein Lächeln zeugt für ein ruhiges Gewissen. An dem von den Vätern ihm überkommenen Glauben hängt er eben so unerschütterlich wie an dem Fleckchen Erde, das er seine Heimat nennt. Die großartigen Verhältnisse, in welchen die Natur hier auftritt, konnten nicht verfehlen, auch die Phantasie von Menschen, die von der Kultur so gut wie gar nicht „beleckt" worden sind, bedeutenden Einfluß auszuüben; und wirklich findet man auch noch bei dem Góralen den Glauben an Gespenster und böse Geister aller Art in voller Blüte, wie sich dieß in seinen Volksliedern vielfach ausspricht.

Von Zakopany aus ist des Wanderers nächstes Reiseziel das sogenannte Meerauge, und der etwa fünf Meilen lange Weg dahin führt durch hübsche Dörfer, theilweise am reizenden Ufer der Galizien von Ungarn trennenden Bialka entlang, und bietet neben der Aussicht auf die höchsten Spitzen des Tatra auch diejenige über die Lysa genannte Waldwiese. Sie gleicht einem von Höhen eingefaßten Teppich, dem waidende Heerden nebst den dieselben überwachenden Hirten die nöthige Staffage zu einem echt idyllischen Landschaftsbilde geben. Einen Schritt weiter, und sein Charakter hat sich total geändert. An Stelle dessen, was das Auge so angenehm berührte, tritt das Bild der Verwüstung, eines Kampfes feindlicher Elemente, dessen Spuren — umhergeschleuderte, hier und da hoch aufgethürmte Felsblöcke, sowie grausige Schluchten und Abgründe, ein Chaos, eben so großartig wie wild — die Zeit nicht zu tilgen vermochte. Von der Mündung der Rostoka aus, welche in zwei Armen über eine zerklüftete Ebene dahinbraust, geht der Wanderer ununterbrochen zwischen Haufen von gigantischen Gebirgstrümmern und unergründlichen Schluchten, und sein Blick ist einerseits durch den Opalonazug, andererseits durch die Riesenmauer des Woloschin begrenzt, deren unterer Theil Knieholz und Moos dürftig bekleiden, während der obere kahl und schneebedeckt in die Wolken ragt. Die schmale Sohle der tiefen Schlucht ist mit herabgestürzten Felsstücken besäet, an welchen sich das schäumende Gebirgswasser donnernd bricht.

Je weiter man vorwärts schreitet, desto großartigere Dimensionen nimmt das Felsenmeer an, und die Schnee- und Eismassen, welche bis hierher nur auf den Kuppen sichtbar waren, bedecken nun auch schon die Abhänge bis tief herunter. Nicht ohne bedeutende Anstrengung erreicht man endlich einen Rasenfleck auf einem Felsenvorsprung und schaut nun in den Fall der Sitlawa, die sich etwa 100 Fuß hoch von nacktem Gestein hinabstürzt, durch hervorragende Spitzen unterwegs gehindert sich in zwei Streifen theilt und zuletzt als Staubregen in der dem Auge nicht mehr erkennbaren Tiefe verschwindet. Ungleich großartiger als von oben ist der Anblick des Wasserfalls von unten; um jedoch denselben zu genießen, muß man eine Strecke zurücklegen, die mit so mancherlei Mühseligkeiten und selbst Gefahren verknüpft ist, daß nur wenig Gebirgswanderer sich zu dem Wagniß entschließen.

Der Wanderer befindet sich nun bereits schon so tief im Gebirge, daß von einem, wenn auch nur nothdürftig gangbaren Wege keine Rede mehr ist. Es geht ununterbrochen über Felsenblöcke und an jähen Abgründen fort, hier auf-, dort absteigend nach Süden zu in das Herz des Tatra. Nach langem, beschwerlichem Marsche erreicht er ein auf der Nordseite des Gebirgs gelegenes Thal und traut kaum seinen Augen, wenn in dessen Mitte sich Wasserflächen zeigen. Er steht vor den „Fünf Teichen", von denen der bedeutendste, der „Große" genannt und ein an den Ecken abgerundetes Viereck bildend, einen Flächenraum von etwa vierzig Morgen einnimmt. Zu beiden Seiten desselben befinden sich zwei andere seichtere, der „Kleine" und der „Vordere". Die beiden letzten zur Gruppe gehörigen, der „Schwarze" sowie der „Glatte", liegen höher als die drei andern, und sind von einer solchen Masse von Felsstücken umlagert, daß man, da es ohnehin genug zu klettern gibt, auf deren Besuch gerne verzichtet. Man hat überdem gerade genug, was sich dem Auge darbietet, wenn dieß auch nichts weniger als ein liebliches Bild, sondern eher ein solches ist, bei welchem Einem unwillkürlich die „Wolfsschlucht" und Mazen's Worte: „Das Auge wähnt, in einen Höllenpfuhl zu schauen", einfallen.

Die Wasserfassen, welche der Wanderer hoch oben und gerade da antrifft, wo er sie am wenigsten vermuthet, müssen ihn eben so sehr überraschen und in Erstaunen setzen, wie sie ihn andererseits auf eine noch ungleich großartigere Naturerscheinung vorbereiten, auf welche er, dem erfahrenen Führer folgend, nun zusteuert. „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß", ehe er den von senkrecht abfallenden, 3000 Fuß hohen phantastisch ausgezackten Felsenwänden eingeschlossenen und nur von der Bialka-Ebene aus zugänglichen Kessel, von einigen hundert Fuß im Durchmesser, das 4200 Fuß hoch gelegene Meerauge erreicht. An Ort und Stelle angelangt, blickt er in einen länglich runden, smaragd-grünen See von etwa einer halben Meile Umfang, dessen Wasser so klar ist, daß man bis auf den sehr tiefen Grund sehen kann. Südlich begrenzen denselben perlgraue Granitfelsen, sowie sich auch von dieser Seite das Wasser des schon erwähnten „Schwarzen Teichs" etwa 500 Fuß hoch herabstürzt; östlich erhebt sich der „Mönch", ein 300 Fuß hoher Felsenkegel, sowie der Opalona, ein riesiger Kalkfelsen; nördlich zieht sich ein achtzig Fuß hoher Wall von zertrümmertem Gestein, auf welchem ein Blockhaus steht, von dessen Balkon aus man das Naturwunder am besten überschaut; westlich endlich hat das Meerauge einen Abfluß, den Ursprung der Bialka.

Wie man sich denken kann, knüpfen sich auch an diesen hohen See mancherlei Sagen, und wenn der Gebirgssohn in der Wirklichkeit in denselben Forellen herumplätschern sieht und ihn deßhalb auch „Fischsee" nennt, so hat seine Phantasie darin doch auch noch manches Andere, mitunter recht Ungeheuerliche wahrgenommen. Der Górale glaubt steif und fest, das Meerauge stehe durch unterirdische Gänge mit dem großen Weltmeere in Verbindung, und jeder Sturm auf diesem mache die sonst glatte Fläche des Wasserspiegels unruhig, ja er hat in demselben sogar Trümmer von Schiffen gesehen, welche — man denke nur! — in der Nähe des Aequators gescheitert sind.

So nahe der Grenze widersteht der Wanderer nur schwer der Lust, seinen Fuß auch auf ungarischen Boden zu setzen, und um so weniger, wenn ihm daran gelegen ist, das Hochgebirge in der Nähe und von der entgegengesetzten Seite aus zu betrachten. Das Letztere nun war auch bei mir der Fall, und so wandte ich mich denn vom Meerauge aus nördlich durch das Fischseethal nach dem jaworiner Hüttenwerk und von hier aus, gut beritten, in das Thal gleichen Namens, das mildeste und vegetationsreichste des ganzen Gebirges. Zu beiden Seiten thürmt sich jetzt Berg an Berg, und es gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick, wenn deren mit frisch gefallenem Schnee bedeckte Gipfel in der Sonne funkeln.

Der Weg wird, je weiter, desto steiler, und schlängelt sich terrassenförmig bis zum 5000 Fuß hohen Sattelpaß Stopa. Hier macht der Wanderer Halt, wirft noch einen Blick auf das reizende Thal, die eisbedeckten Felsen und die zwischen diesen sich hinziehenden fächerartigen Vertiefungen mit den Gebirgsteichen, steigt dann auf oft schwindelnd stei-

lem Pfade in das Schwarzwafferthal hinab, gelangt nach einigen Stunden in die fruchtbare Zipfer-Ebene und nach weiteren zwei Stunden nach der am Poprad liegenden hübſchen Stadt Käsmark. Er beſteigt hier den Schloßberg, von wo aus man mit einem Blicke die zuſammengehäuften und höchſten Spitzen des ganzen Gebirges überſchaut, und verſieht ſich dann zur weiteren Reiſe ebenſowohl mit den nöthigen Lebensmitteln, wie mit einem erprobten Führer. Die Aufgabe, welche er jetzt zu löſen hat, iſt eine, wenn auch ſehr belohnende, doch nichts weniger als leichte, denn es wird ſeinen Kräften gleichwie ſeiner Gewagtheit im Klettern mehr als Gewöhnliches zugemuthet. Nach zweiſtündigem Klimmen gelangt er in das Felſenthal, welches den Steinbach- und Triſterſee in ſich ſchließt. Furchtbare, ſteile Felswände und Bergmaſſen, nur hin und wieder dürftig mit Pflanzen bedeckt und ungleich höher als die eben erklommenen Wände ſtarren rund um den am Anfang des Thales ſich ausbreitenden Waſſerſpiegel. Nach höchſt mühevollem Marſche ſteht man endlich auf dem 5000 Fuß hohen gratförmigen Kamm und erblickt links das ſchauerlich tiefe kleine Kahlbachthal, rechter Hand dagegen die 8200 Fuß hohe Lomnitzer-Spitze, den höchſten bis jetzt erſtiegenen Punkt auf der ſüdlichen Karpathenſeite, welcher nur einige hundert Fuß niedriger iſt als die nördlich von ihm ſich erhebende, bis

Trachten im Tatragebirge.

heute noch nicht betretene Eisthaler-Spitze. Die Verſuchung, auch ſie zu erſteigen, iſt gewiß eine ſehr natürliche; ich jedoch widerſtand ihr, und zwar in Folge der Beſchreibung, die mir in Bezug auf dieſes Wagſtück in Käsmark gemacht worden war. Meine Kräfte würden der Anſtrengung nicht gewachſen geweſen ſein, und ſo begnügte ich mich denn mit dem Anblick Desjenigen, was ſich dem Auge auf dem Kamme bot. Es war in der That ein großartiges Gemälde.

Hatte das Hinaufklettern auf den Kamm ſchon ſeine Schwierigkeiten, ſo waren dieſe gering im Verhältniß zu denen, welche man zu überwinden hat, um in das ſchon genannte kleine Kahlbachthal zu gelangen. Es iſt dieß ein grauſiges, wildes Thal, von den ſteilen Wänden der höchſten Berge des Tatra umſchloſſen, deren Spitzen man nur mit ſtark zurückgebogenem Kopfe erkennen kann. Oben iſt Alles rauh und ohne Vegetation; nirgends ſieht man eine grüne Stelle oder einen Strauch, ja nicht einmal Knieholz an den Wänden; unten am Bache dagegen grünt es in üppiger Fülle.

Der Weg führt jetzt aus dem rauſchenden Waſſer entlang nach dem Punkte, wo der große Kahlberg ſich mit demſelben vereinigt und zwei ſchöne, ſtarke Waſſerfälle bildet, und von da an weiter durch Wald und an mächtigen Kaskaden vorbei nach der Kaltwaſſer-Heilanſtalt Schmöks, einem

Digitized by Google

niedlichen Badeörtchen, in dem man zahlreicher Gesellschaft begegnet, gute, von Zigeunern ausgeführte Musik zu hören bekommt und durch ausgelegte Bücher und Zeitschriften sich auch geistig beschäftigen kann. Von hier aus gibt es manch' lohnenden Ausflug in die nahen Berge. Einer der schönsten ist die Partie in's Völkerthal mit dem 5000 Fuß über der Meeresfläche liegenden See gleichen Namens, dessen Wasser in einem imposanten Fall herabstürzt, und weiter nach dem etwas höher gelegenen Langensee. Wer es seinem Pedal zumuthen darf, besteigt auch von hier aus den 7668 Fuß hohen, hufeisenförmigen Krywan, von dessen Spitze aus die Aussicht nach Nordosten besonders interessant ist: denn vor dem Auge entfaltet sich hier der wunderbar verschlungene, scharfe und zackige Kamm, welcher den Felsgipfel mit dem Hauptrücken verbindet.

Mit Schmöks beschloß ich meinen Ausflug in's östlich gelegene Hochland. Er befriedigte mich in so hohem Grade, daß ich ihn mit gutem Gewissen auch Anderen zur Nachahmung empfehlen kann, diesen dann aber vor Allem gutes, beständiges Wetter wünsche, was ich leider oft vermißte.

Deutsche Treue.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Wahrlich, so ist's, es ist wirklich so, man hat mir geschrieben,
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Schiller.

Nach der mühldorfer Schlacht, welche der alte Seyfried Schweppermann für König Ludwig, den Bayer, gewonnen hatte, führte Ritter Weigel den gefangenen König Friedrich von Oesterreich auf seine Burg Traußnitz. Ihm hatte König Ludwig die Verwahrung seines gefangenen Nebenbuhlers um die Krone vertraut. Ritter Weigel war ein treuer Anhänger Ludwig's wie Wenige. Der Mann hatte sich bewährt, wie seit lange, so auch in der letzten Schlacht, als tapferer Kriegsmann, und als Einer, dem sein König vertrauen konnte. Er war ein alter Kriegskamerad von Herrn Seyfried Schweppermann und auch, wie dieser, bürgerlichen Herkommens, wie ausdrücklich bei ihm hervorgehoben wird. König Ludwig hatte ihn zum Vizedom im bayrischen Norikum gemacht, eine hohe Vertrauensstelle. Auffallend tritt überall dieser Unterschied zwischen König Ludwig dem Bayer und zwischen seinen Gegnern, dem Hause Habsburg, hervor. Die Letztern haben die ältesten „Adelsnamen" auf ihrer Seite; die Männer, welche König Ludwig dem Bayer zu Sieg und Uebermacht verholfen, sind in hervorragender Weise „bürgerlicher" Abkunft. Das war eine große Gabe in ihm: die Einsicht, daß nicht die Geburt einen Thron und ein Volk stütze, sondern der persönliche Werth, ohne Rücksicht auf die Wiege.

Daß die Herren von Geburt nicht so treu aushielten, wie die bürgerliche Unterlage seines Gegners, hatte der mit so schönen Eigenschaften ausgestattete König Friedrich bald genug bitterlich zu erfahren. Die ihm so viel versprochen hatten, die „Leute Seinesgleichen", konnten, als er geschlagen und gefangen war, nicht genug eilen, ihn zu verlassen, um vom siegreichen König Ludwig dem Bayer ihren Uebertritt sich klingend und prächtig bezahlen zu lassen. Sah wohl ein Mann seinen Auges, König Ludwig der Bayer, aus derartigem Benehmen ab, daß er mit Sicherheit seinen Mitstreiter um die Throne nur einem Bürgerlichgebornen anvertrauen dürfe?

Das Schloß Traußnitz, wohin Weigel im Auftrage seines Königs den gefangenen Mitbewerber um die Krone führte, lag an der Pfreimt, eine Meile nordwestlich von Nabburg, im Gebirge der Oberpfalz, dem Böhmerwalde zu. Als Friedrich den Namen des Schlosses hörte, darin er Gefangener sein sollte, sprach er: „Es heißt wohl billig Traußnicht, und erinnert mich, daß ich meiner Macht und meinem Glück zu viel getraut habe und deßwegen gefangen hier bin, was ich nit getraut hätte."

Seinen prachtvollen königlichen Harnisch und die königlichen Auszeichnungen hatte man ihm abgenommen; er wurde nicht königlich, aber ritterlich hier gehalten. Keine Fessel drückte ihn. Für sein eigenes Geld durfte er sich es innerhalb des Raumes seiner Gemächer im hohen Thurme des festen Bergschlosses bequem und angenehm machen. Aber die Aufsicht seines Hüters war streng, über ihn und sein Gesinde, wenngleich ehrerbietig ihm selbst begegnet wurde. Tiefer Gram lagerte sich auf sein sonst so heiteres Gemüth, und wie oft mag er hinausgeschaut haben, den Wolken nach, die nach Südosten zogen, seinem lieben Wien zu!

Von seinem Bruder Leopold wird erzählt: Von dem Augenblick an, da er seines Bruders Gefangenschaft vernahm, habe er, so lange er lebte, kein Freudenzeichen mehr von sich blicken lassen; kein Spiel, keine Fröhlichkeit der Freunde, die ihn zu zerstreuen suchten, vermochten ihm ein Lächeln zu entlocken. Er konnte sich es nicht verbergen, sein Säumen und Verweilen war an der Niederlage schuld. Was für ein Schlag das für das österreichische Haus war, trat erst in der Folge recht hervor: alle Städte am Rheine, alle weltlichen deutschen Fürsten fielen von der habsburgischen Partei ab und dem Sieger zu. Am entscheidendsten wirkte der Gang der Dinge auf das deutsche Volk.

Diese Niederlage wurde mit der Dauer des Hauses Habsburg in Verbindung gesetzt. Daraus, daß sie gerade nach siebenmal sieben Jahren, seit Graf Rudolf von Habsburg auf den Thron gelangte, über seine Enkel kam, wurde der Schluß gezogen, und Viele im Volke glaubten daran, mit dem Hause Habsburg sei es zu Ende. Wie mögen die in den oberen Landen, am Bodensee und in den Alpen, und Viele mit ihnen durch's ganze deutsche Land, jetzt in dieser Demüthigung „den Bluträcher" ihres ermordeten Vaters, des Königs Albrecht, die göttliche Vergeltung erkannt haben für die Unersättlichkeit im Vergießen unschuldigen Blutes, und wie mögen jetzt erst wieder recht lebendig vor die Erinnerung die schauderhaften Gräuelthaten dieses Herzogs Leopold und seiner Schwester, der Ungarkönigin, der Unholdin Agnes, getreten sein, die Gestalten von mehr als tausend schuldlosen Menschen, durch sie erstochen, enthauptet, gerädert; Rudolf von Wart auf dem Rad, seine Berufung an den Gott der Gerechtigkeit, und sein treues Weib unter dem Rad, für den Sterbenden betend und ihn tröstend!

Die Gerichte Gottes bleiben nicht aus: die Nemesis der alten Heiden und der gerechte Gott der Christen — schreiten seit dem Anfang der Geschichte durch die Völker und Lande, durch die Fürstenhäuser und durch die Volksgemeinden. Ihre Fußtapfen leuchten bleibend, die Malzeichen ihrer Vergeltung sind fest eingedrückt; aber die Sünden des Volkes und der Fürsten kehren immer gleich wieder, weil beide, Fürsten und Völker, schlecht erzogen werden und in der christlichen Zeit Diejenigen selten sind, welche in der alten Zeit Nathan, Jesaias und Täufer Johannes hießen, und welche vor den Thron, wie vor das Volk traten mit dem Muthe des Prophetenberufes.

Die Haft empfand König Friedrich um so schwerer, da sie ihn von seiner Gemahlin Elisabeth trennte, die er zärtlich liebte. Sie war die Tochter des Königs von Aragonien. Mit Wallfahrten, Fasten, Büßungen aller Art, Gebeten und Liebeswerken suchte Elisabeth den Himmel zu versöhnen, daß er die Leiden der Gefangenschaft ihres Gemahls ende und ihn ihr zurückgebe. Sie weinte sich fast die Augen aus. Auch König Ludwig der Bayer war ein sehr zärtlicher Gatte. Statt, wie Seyfried Schweppermann wollte, den in der Nähe stehenden Herzog Leopold unmittelbar nach dem Sieg über Friedrich anzugreifen, zu vernichten und die österreichischen Lande einzunehmen, war er zu großem Verdruß des kriegskundigen und zugleich staatsklugen Schweppermann — Mün-

chen zugeritten, um der Erste zu sein, seiner Gemahlin Beatrix, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien-Glogau, die Botschaft seines Sieges zu überbringen. Er ritt so schnell, daß er mit dem Pferde stürzte unweit dem Markte Bibueg an der Vils. Von seinen Dienern, die dem Vorausjagenden kaum folgen konnten, wurde der, welcher zunächst an ihm und dessen Pferd im Schuß war — es war ein Schildknappe — fortgerissen und ritt gerade über seinen gestürzten König hinweg. Ludwig war aber auch hier, wie bisher, ein Günstling des Glücks: Roß und Reiter ging über ihn, ohne allen Schaden für ihn. Freudig darob, erinnerten ihn die herangesprengten Freunde, daß „er dem Himmel für seinen glänzenden Sieg noch kein Gebet dargebracht habe." Da rief Ludwig seinem Schildknappen zu: „Sattle ab!" Er befahl, an dieser Stelle „zur Ehre der Himmelsmutter, der Schützerin seines Lebens", eine Kirche zu bauen. Das Roß und seine Rüstung ließ er hier zurück, nahm ein anderes Pferd und ritt davon. Heutzutage noch erzählt der Landmann der Gegend: „Davon nennt sich das Dorf Sattlern, vorher hieß es Gaindorf." Sattlern ist ein Filial der Pfarre von Gaindorf. — Diese Galanterie Ludwig's, ohne den die Herren des siegreichen Heeres dem bürgerlichen Schweppermann nicht folgten, kostete Deutschland noch einen jahrelangen Krieg, gräßliche Verheerung und viele tausend Menschenleben.

Herzog Leopold von Oesterreich versuchte Unterhandlungen und das Schwert, um seinen Bruder zu befreien. Während der gefangene König Friedrich in seinem hohen Thurm, der schönsten Wohnung des Schlosses, zu seiner Unterhaltung Pfeile schnitzte, kannte sein Bruder Leopold kein Geschäft, als was auf seine Befreiung zielte. Aber vorerst schien sich das Glück gegen König Ludwig erschöpfen zu wollen. Daß der, welcher thatsächlich auf dem Throne saß, Denjenigen, welcher ihm die Krone streitig machte, nicht einfach loslaufen ließ, versteht sich von selbst. Mit den Waffen, wie mit den Unterhandlungen außer allem Erfolg, griff Herzog Leopold von Oesterreich zur — „schwarzen Kunst", zur Magie. Wie breit man auch den Mantel der Liebe über diese Zeit ziehen mag — grasser Aberglaube saß darin vielköpfig neben der Aufklärung, deren Haushalt zunächst noch nicht zahlreich war. Aber die Palme soll Ludwig dem Bayer Niemand entreißen, daß er an geistiger Freiheit unendlich höher stand, als sein gutmüthiger, menschlich liebenswürdiger Gegenkönig, Friedrich von Oesterreich. Das kam daher, daß er die Männer des Verdienstes, der Gaben um sich hatte, nicht bloß die Männer der Geburt. Diese mit ihm haben Großes gethan in dem Kampfe für Geistesfreiheit, in dem Kampfe gegen den Aberglauben, welcher künstlich von Rom aus unterhalten wurde, für die Reinigung der deutschen Köpfe von falschen religiösen Vorstellungen. Wenn, was zur Regierungszeit eines Fürsten und in seinem Namen geschieht, durch Andere, welche den Gedanken und die Hand zur Durchführung dazu hergeben, auf den Fürsten selbst zurückgeführt werden darf, so steht Ludwig der Bayer groß da, in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes nicht bloß, sondern der europäischen Völker, für Geistesfreiheit. Der Deutsche, welcher jetzt auf den schwer und blutig errungenen Gütern eines vernünftig freien Daseins sich ausruht, schaut mit Dank zurück auf Kaiser Ludwig den Bayer, welcher dafür nicht bloß gestritten, sondern schwer gelitten hat; er ist Einer derer, welche die Märtyrerkrone für die Mitarbeit an der Befreiung Deutschlands von Rom getragen haben.

Der Glaube an die Möglichkeit der Zauberei fand sich damals unter den Hohen wie beim Volke. Der Glaube an Schwarzkünstler gehörte mit zum übrigen Aberglauben der Zeit. Waren die vielen Irrlichter auf der Vehmwiese, wo die mühldorfer Schlacht geschlagen worden war, in den Augen alles Volkes nichts Anderes, als die ruhelosen Geister der Erschlagenen, so bediente sich Herzog Leopold auch der Magie, um seinen Bruder zu befreien. Alle gleichzeitigen Chroniken sind voll von diesen Zauberkünsten und Beschwörungen; es muß etwas Wahres an diesen Versuchen Leopold's sein. Er habe, so lief es unter Anderem um, einen Schwarzkünstler zu sich berufen, der habe ihm versprochen, den gefangenen Bruder wohlbehalten an einen beliebigen Ort zu liefern und vor Leopold's Augen einen bösen Geist in Gestalt eines fahrenden Schülers herauf in's herzogliche Gemach beschworen. Den habe er hingesandt, Friedrich aus seinem Gefängniß zu Traußnitz zu führen, und der Geist habe zugesagt, ihn frei zu machen, mit dem Beding, wofern der Gefangene ihm würde folgen wollen. Der Geist sei zu dem Gefangenen gekommen und habe seinen Auftrag gemeldet, König Friedrich ihn gefragt, wer er sei, der Geist aber geantwortet, er solle nicht fragen, sondern nur folgen und mit ihm kommen. Nach den Einen habe er begehrt, der König solle unter seinen Mantel kriechen. Nach Andern habe er ein schwarzes Roß vor der Thüre stehen gehabt und ihm befohlen, darauf zu sitzen, den König aber habe ein Schauder überlaufen, er habe sich mit dem heiligen Kreuze bezeichnet und zu beten angefangen. Alsobald seien Bote und Roß verschwunden. Die Wahrheit war: der Schwarzkünstler war ein fahrender Schüler, ein kecker Student, und die Magie, durch die er den Gefangenen herausholen wollte, war das Wagstück, daß er sich am Schloßthurm von Traußnitz bis vor das Fenster des Gefangenen hinaufarbeitete. Den Gefangenen drinnen aber von dem Plan zuvor zu unterrichten, war nicht gelungen; kein Bestechungsversuch hatte vermocht, ein geheimes Verständniß im Schloß einzufädeln, und Friedrich war im Glauben seiner Zeit befangen. Als er hörte, wie von außen eine Stimme ihn anrief, als er vor seinem Fenster draußen eine in der Luft schwebende Gestalt sah, als diese Gestalt ihm einen Korb darbot mit dem Bedeuten, da hinein zu steigen: da ergriff ihn Entsetzen. Er wähnt, den Bösen selbst leibhaftig draußen zu sehen, er schlägt das Zeichen des Kreuzes vor sich und schreit nach Hülfe. Der Lärm, der darauf entsteht, nöthigt seinen Befreier, zu verschwinden. Als später dem Habsburger der kühne Studiosus zu Gesicht kam, rief er lachend aus: „Das also war der Böse, der mich holen wollte!"

Die Monate der Gefangenschaft zogen dahin, das erste und das zweite Jahr war vergangen. König Friedrich's Bruder, der mit ihm zugleich in der mühldorfer Schlacht gefangene Prinz Heinrich von Oesterreich, war indessen frei geworden. Den hatte der unedle König Johann von Böhmen, dem er als Beutestück zugefallen war, in Ketten und finsterem Kerker gehalten. Darum ging dieser für seine Befreiung schwere Bedingungen ein. Freigelassen, begab er sich nach Wien; seine Brüder überzeugten ihn von der Verderblichkeit dieser Bedingungen für das Haus Oesterreich. Weil er sie nicht halten konnte, stellte er sich freiwillig wieder in sein Gefängniß.

Zu jener Zeit war das Urtheil des Hohenstaufen, Kaiser Konrad's III., noch nicht in Vergessenheit gerathen: „Ein Königswort muß unwandelbar sein, wie jedes Manneswort; daran soll man nicht drehen, noch deuteln." Wortbrüche kamen wohl vielfach auch damals schon vor, aber sie galten für entehrend. Die öffentliche Meinung wenigstens der deutschen Christenheit richtete einen Fürsten, welcher nicht bloß sein Mannes-, sondern sein Fürstenwort brach. Es ist ein Merkmal tiefer Entsittlichung einer Zeit, in welcher Fürstenwortbruch nicht mehr allgemeinen Abscheu und die Unmöglichkeit zur Folge hat, daß ein desselben Ueberführter ferner Fürst seines Volkes, Fürst unter Fürsten sei. Damals war diejenige Staatsweisheit noch nicht erfunden, welche, ohne Besorgniß allgemeiner Verachtung, aussprechen konnte, mit gegebenen Worten und beschworenen Verträgen halte es ein Herrscher „wie die Zeiten es mit sich bringen, so lange, als es ihm selbst und seinen Zwecken zuträglich sei". Bald darauf wurde Herzog Heinrich auf billige Bedingungen frei. Er ging im Worthalten seinem Bruder, König Friedrich, voraus, und dieser blieb nicht hinter Jenem zurück.

Friedrich saß im dritten Jahre gefangen. Sein Bruder

Leopold hatte gemacht, daß der Papst den König Ludwig bannte. Aber das ganze deutsche Reich, „die eherne Schlange", welcher der Papst den „Untergang" geschworen hatte, achtete des Bannfluches nicht. In Straßburg wurde ein Priester, welcher den Bannfluch verbreiten wollte, in den Rhein geworfen; in Regensburg mußten die Predigermönche so lange hungern, bis sie Messe hielten und den König Ludwig in's Gebet einschlossen.

Um der Verwirrung und dem Unfrieden, welcher von Rom aus in Deutschland ausgesäet wurde, damit die weltliche Königsmacht sinke und die geistliche Herrschaft des Papstes sich hebe, ein Ende zu machen, reitet König Ludwig nach der Traußnitz. Er bietet seinem Gegenkönig und Verwandten die Freiheit an, ohne Lösegeld, ohne Opfer an Land und Leuten; die einzige Bedingung seiner Freiheit solle die Entsagung des Anspruchs auf die deutsche Krone sein. Friedrich solle seine Tochter Elisabeth mit dem Sohne Ludwig's, Stephan, verloben und nach München schicken, daß sie dort erzogen werde. — Die Eine wie der Andere waren noch Kinder.

Beide Fürsten nahmen das Abendmahl darauf, fortan auf diese Punkte hin Freundschaft und Treue zu halten. Am 23. März 1325 kehrte der so befreite Friedrich mit frohem Muth zu den Seinigen nach Wien zurück. Das Volk erkannte den schönen Friedrich nicht mehr. Der Bart, den er sich während der Gefangenschaft nie hatte abnehmen lassen und die Blässe seines Angesichtes entstellten ihn. Aber allgemein war die Freude der Wiener über seine Wiederkehr, als sie wußten, er sei es wirklich. Die stolze Schwester Agnes, der hochmüthige Bruder, Herzog Leopold, und der Papst —

Deutsche Treue: Die Versöhnung Ludwig's und Friedrich's.

waren nicht für diesen Vertrag. Friedrich hatte feierlich versprochen, falls ihm die Bedingungen zu erfüllen unmöglich würde, wolle er sich am Johannistage 1325 wieder zum Gefängniß einstellen. Seine Brüder waren zu stolz, die Krone von ihrem Hause an einen Andern abzugeben und von Ludwig dem Bayer ihre Lehen zu nehmen, zu habsüchtig, um die besetzten Reichsgüter herauszugeben. Manche seiner Freunde meinten, ein in der Noth gegebenes Wort sei ohne Verbindlichkeit, er sei nicht verpflichtet, in die Haft zurückzukehren; von Avignon aus bedrohte ihn der Papst mit dem Kirchenfluche, wenn er dem Bayer sein Wort halte, der sei ja im Bann; einem Gebannten dürfe Wort und Eid nicht gehalten werden. Friedrich aber hielt fest an Ehre und Wort.

Gleich nach seiner Ankunft in Wien hatte er, dem Vertrage gemäß, seine Tochter Elisabeth, ja dazu auch noch deren Schwester, zur Versicherung des Freundschaftsbundes und der Treue an Ludwig's Hof nach München geschickt, diesen öffentlich als seinen Diener und Herrn anerkannt und alle seine Vasallen und Anhänger aufgefordert, Ludwig den Bayer anzuerkennen. Ja, er machte sogar einen Versuch, den Papst zur Aussöhnung mit König Ludwig zu bewegen. Der Papst aber hatte keinen andern Gedanken im heimlichen Grunde seiner Seele, als den Oesterreicher wie den Bayer, den einen Enkel Kaiser Rudolph's, wie den andern, um die Kaiserkrone zu bringen, und dieselbe auf das Haupt eines französischen Prinzen hinüberzuspielen. Der Papst war ein geborner Franzose, ein Mann von Geist und Thatkraft, welcher vom Sohne eines Schuhflickers zu Cahors bis auf den päpstlichen Stuhl sich aufgeschwungen hatte.

(Schluß folgt S. 318.)

HERO AND LEANDER.

By Miss Gay.

Hero and Leander.

Und weiter sprach er: jedem Kinde
Ziemt ein Geschenk von Vaters Hand,
So wähle, was zum Angebinde
Dein junges Herz am schönsten fand.

Ich aber sprach: so lehr mich singen
Wie das, was rauschend dich durchweht,
Von dem die Berge mächtig klingen,
Was sanft von Baum zu Baume geht.

Was süß aus jedem Vogel schallend
So stark ergreift die Menschenbrust,
Und was die Quelle, weiter wallend
Erzählt, sich selber unbewußt.

So sprach ich, und in alter Weise
Des Waldes Wipfel rauschten lind,
Und es ertönte flüsternd leise:
Dir sei's gewährt, mein liebes Kind!

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

3.

Ein Sonnabend Abend.

Obgleich ich unzählige Male Augen- und Ohrenzeuge aller der fremdartigen und erstaunlichen Szenen und Vorgänge gewesen, deren Gesammtheit unter der Rubrik: „Ein Sonnabend Abend in London" nie dem Gedächtnisse Desjenigen entschwinden kann, für den London auf längere Zeit die theure Heimat vertrat — so wollte ich doch unter frischen Eindrücken schreiben, wollte auf's Neue alle diese heterogenen Bilder und Gestalten meinem Auge, dieses Chaos von Tönen meinem Ohr vorüberziehen lassen, um dem deutschen Leser einen um so lebendigeren Begriff, eine um so treuere und wahrere Anschauung von dem zu geben, was hier so unendlich mit Allem kontrastirt, das zu hören und zu sehen wir — selbst in den größten Städten des Kontinents — von Kindheit an gewöhnt waren. So machte ich mich denn gestern Abend beim Beginn der Dunkelheit auf die Reise, um die für meinen Zweck hervorragendsten Punkte der Drei-Millionen-Stadt nacheinander zu besuchen. Ich hatte dabei zwar das Vergnügen, bis auf die Haut naß zu werden, doch das störte weder mich, noch das londoner Straßenvolk, diese Nation in der Nation, dieses non plus ultra von Schmutz, Verworfenheit, Rohheit und — im Gegensatz zu den Lazzaronis von Neapel — Thätigkeit.

Für die anständigere Klasse der Arbeiter, sowie die Mehrzahl der gegen wöchentliche Bezahlung arbeitenden Personen ist Freitag Nachmittag der Zahlungstermin. Die Hausfrauen dieser Kategorie sind sonach im Stande, ihre Wocheneinkäufe am Sonnabend Vormittag zu machen, und dadurch die schrecklichen Märkte des Sonnabend Abend zu vermeiden. Viele jedoch profitiren nicht von diesem Ausnahmezustand zu ihren Gunsten; sie warten bis in die späten Abendstunden des Sonnabend, indem dann, je später, um so billiger die Verkäufer ihre Waaren losschlagen. Im Ganzen jedoch, in der Hauptsache, ist es die niedere Handwerkerklasse, die der Tagelöhner und occasionellen Arbeiter, welche diese Sonnabend Abend-Märkte frequentirt und die ihren Wochenlohn oft erst in später Abendstunde des Sonnabends erhält. In den Straßen, namentlich in der unmittelbaren Nähe großer Fabriken oder Industrie-Werkstätten, sieht man von fünf Uhr Nachmittags an die wartenden Weiber und Kinder ängstlich des Moments harrend, wo der Familienvater das Haus seines Brodherrn verläßt.

Hier nun beginnen unsere Beobachtungen. Es ist halb sechs Uhr. Wir befinden uns am Ende einer Gasse, die für Fuhrwerk nicht weiter als bis zu dem Punkte passirbar ist, wo wir stehen, obgleich für Fußgänger eine sehr schmale Passage zu einer größeren Straße hinüberführt. Vor uns sehen wir eine ganz kleine Pforte in einem großen Thorweg geöffnet, der nach der Straßenseite zu von Frauen und Mädchen förmlich belagert ist. Dieser Thorweg und die kleine Pforte sind der Eingang zu einem ausgedehnten Hofe, der mit Bohlen, Brettern, Balken, Bausteinen, Material aller Art, Wagen und Karren gefüllt ist, und in dessen fernstem Hintergrunde Arbeiter in großer Anzahl, Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede u. s. w. vor einem winzig kleinen Fensterchen, ähnlich einem Postschalter, versammelt stehen. In wenigen Sekunden wird dieses Schiebfensterchen, das kaum groß genug ist, um eine kräftige Hand durchzulassen, sich öffnen, die Auszahlung der Arbeiter des reichen „Builders" (Bauherrn, Bauunternehmers) wird vor sich gehen, und diese werden sich dann nach allen Richtungen hin zerstreuen. Der zuerst Abgefertigte schreitet der schmalen Ausgangspforte zu, indem er den Lohn seiner Arbeit noch einmal überzählt. Ein Stück Werkzeug, das er unterm Arm trägt, läßt ihn als einen Schlosser erkennen. Es ist ein noch junger Mann, kräftig und frisch. Sobald er die Pforte passirt hat, schweifen seine Augen suchend umher; er kehrt sich wenig an die Wartenden, schnellen Schrittes wendet er sich der nächsten Straßenecke zu, von der sein junges Weib mit dem Säugling auf dem Arm ihm winkt und lächelt. Ein Händedruck ist schnell gewechselt, das Kind liebevoll geküßt, und die Beiden wandern nun die Straße hinab, einem der Märkte zu, um die nöthigen Provisionen für den Sonntag zu besorgen. Mir bangt nicht vor Diesen: das frische und freie Aussehen des Arbeiters, die nette, saubere Tracht der jungen Frau und die Eile, mit der er sie aufsuchte, sprechen dafür, daß wir hier den Mann von Charakter und die wirthschaftliche Hausfrau vor uns haben.

Viele haben schon den Bauhof verlassen; Manche derselben haben ihre Frauen gesucht, Andere wurden sofort beim Ueberschreiten der Schwelle von ihren Frauen in Beschlag genommen und halb mit Bitte und Ueberredung, halb mit Drohen und Gewalt gehindert, sich links der schmalen Passage zuzuwenden, in welcher der Ruin häuslichen Glücks in Form eines großen Trinkhauses sich befindet. Jetzt naht sich ein langer, dürrer Mann, ein Maurer scheint er zu sein; auch er überzählt gleich den Uebrigen sein Geld, ehe er an die Pforte kommt. Ein Pfund, ein halbes Pfund und drei Schillinge (zusammen elf Thaler) sehen wir durch seine Finger gleiten: gewiß ein hübscher Wochenverdienst für einen Maurer! . . . Doch die Arbeit geht nicht immer, und die Frau mit ihren fünf Kindern will auch in den Wintermonaten leben. Der Mann steckt, bevor er die Pforte überschreitet, das kleinere Goldstück (zehn Schillinge) in die Westentasche und behält das Pfund und die drei Schillinge in der Hand. „Na, endlich bist Du da!" ruft die Frau, die, ein Kind auf dem Arm und vier andere um sich herum, bereits seit vier Uhr ängstlich wartend dort steht. Verdrießlich und sichtbar übelgelaunt, zögernd geht der Mann auf sie zu: „Ich habe Dir so oft gesagt, Du sollst nicht auf mich warten hier, und doch thust Du es, und bringst obenein die Kinder vom ältesten bis zum jüngsten mit. Wenn Du nicht aufhörst, mir aufzulauern, so werde ich Dir aus dem Wege zu gehen wissen, und Du kannst warten, bis Du Geld siehst." — „Und wenn ich nicht komme, da kriege ich Dich erst recht nicht zu sehen. O Henry, wie hast Du Dich geändert und wie kannst Du so sprechen?! . . . Sei vernünftig, komm' und geh' mit mir zu Markte; dann gehen wir nach Hause, und Du kannst Dein Glas Bier zu Hause trinken, Deine Pfeife in Ruhe dazu rauchen und die Zeitung lesen." — „Das sollte mir leid thun! . . . Hier, nimm das Geld und sieh', wie Du fertig wirst." Er gab ihr ein Pfund, drehte die drei Silberschillinge mehrmals zwischen den Fingern und schob sie endlich zu dem Goldstück in die Westentasche. — „Ist das Alles, Henry?" fragte die Frau. — „Frage nicht

so dumm; es ist, was ich Dir gebe und genug für euch!" — Er wandte sich dem Trinkhause in der schmalen Passage zu und verschwand bald in dem Tumult der Umgebung. Einen Augenblick stand die Frau unschlüssig; sie kämpfte mit dem Drange, ihm zu folgen und ihn zurückzuholen. Doch in Voraussicht der gänzlichen Nutzlosigkeit eines solchen Versuchs nahm sie ihre Kinder zusammen und entfernte sich. Die arme Frau wußte sehr wohl, wie viel Geld ihr Mann ungefähr noch besaß, sie gönnte ihm gewiß jedes billige Vergnügen; doch sie wußte auch, daß eine Zeit kommen mußte und sicher kam, in welcher er nichts, gar nichts zu verdienen im Stande, und auf diese Zeit hin zu sparen hielt sie für ihre beiderseitige Pflicht. Mit Thränen im Auge und ihr jüngstes Kind schmerzlich an sich drückend, zog sie langsam die Straße hinab, und das wüste und rohe Leben und Schreien tönte bis zu ihr von dem großen Publichouse in der schmalen Passage, wo ihr früheres Glück, wo die Liebe ihres Mannes, wo ihre Hoffnungen auf die Zukunft begraben lagen.

Und in und vor jenem Trinkhause — da ging's toll und wüst zu!... Da schwärmten rechtmäßige Ehefrauen und lockere Mädchen um die Wette um die soeben bezahlten Arbeiter herum, Erstere sich bemühend, sie von dort wegzuzerren, Letztere Alles aufbietend, sie dort zu fesseln. Eine Frau verliert endlich die Geduld, sie erfaßt eine jener Dirnen bei den Haaren, Andere mischen sich hinein, und eine Szene unbeschreiblicher, mehr als thierischer Rohheit folgt. Irgend Jemand versucht die streitenden, mit den Nägeln sich zerfleischenden Weiber zu trennen. Ein Schrei allgemeiner Entrüstung empfängt den menschlich Fühlenden, und er mag von Glück sagen, wenn er selbst mit blauem Auge davon kommt. „Laßt sie es allein ausmachen!... Wer gewinnt, führt den Mann fort!..." Doch dieser hat von dem entstehenden Kampf profitirt — er hat sich aus dem Staube gemacht, um anderswo in Ruhe weiter zu trinken. Mag die Frau, der er noch nicht einen Pfennig seines Wochenverdienstes gegeben, niedergeschlagen, mag sie verwundet, getödtet werden, was kümmert's ihn?... er hat's nicht gethan, und das englische Gesetz straft nur den direkten, nicht den indirekten Mörder! — Inzwischen sammeln sich mehr und mehr Zuschauer um die Kämpfenden, die sich im Gassenkoth wälzen und deren Kleidung bald in Fetzen um sie hängt, die sich das Haar händevoll ausraufen, und deren Faustschläge und Nägelpraxis schallendes Gelächter und lebhaften Beifall unter den Zuschauern hervorrufen. Ein Polizeikonstabler, der im Augenblick des beginnenden Zwistes ganz in der Nähe stand, hat sich allmälig weiter und weiter entfernt, um schließlich ganz zu verschwinden; er zieht vor, sich außerhalb der Kampflinien zu halten, denn es ist noch nicht lange her, daß einer seiner Amtsgenossen bei dem Versuche, einen derartigen Straßenkampf zu Ende zu bringen, selbst niedergeschlagen ward und nie mehr aufstand. Endlich erklärt eine kräftige Stimme unter den Zuschauern, daß es nun genug sei; man trennt die beiden Weiber, deren Gesichter vor Blut nicht mehr erkennbar, deren Haar fliegt, zerzaust und verwirrt, deren Kleidung nach allen Richtungen hin zerrissen ist. Die Frau, welche zum Aeußersten getrieben den Kampf begann, ist schrecklich zugerichtet: das linke Auge ist total ruinirt, es hängt heraus; sie ist ohnmächtig, man legt sie auf eine schnell herbeigeholte Bahre und transportirt sie nach dem nächsten Hospital. Die leichtfertige Dirne, ihre Gegnerin, offenbar gewöhnt an derartige Leibesübungen, ist als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen, obgleich auch ihr Gesicht, ihr von jeglicher Kleidung entblößter Hals Spuren in Menge zeigen von den Nägeln der feindlichen Partei. Wetten über Wetten sind während des Kampfes gemacht worden, und die Gewinnenden beeilen sich nun, der Siegerin Bier und Liqueure in Massen zu präsentiren. Nachdem Alles vorbei und der nicht gut zu machende Schaden verübt ist, erscheinen drei oder vier Polizeikonstabler auf dem Kampfplatze und begnügen sich, den versammelten „mob" zu zerstreuen.

Wir wollen schnell einen kurzen Blick in's Innere jenes Publichouse werfen und dann unsere nunmehr nächtliche Wanderung fortsetzen.

Wir haben den charakterfesten, ordnungsliebenden Arbeiter gesehen und den pflicht- und ehrvergessenen; wir haben nun ein anderes Bild vor uns: dort stehen Mann und Frau am Schenktische in bester Eintracht, Beide sind bereits trunken, doch sie trinken mehr und mehr, und zwei Kinder, die sich im Schmutz zu den Füßen der Eltern wälzen, trinken ebenfalls — Gin. Das ist nun wieder eine neue Klasse: der Mann arbeitet die ganze Woche hindurch und verdient ein hübsches Stück Geld. Da empfängt ihn die Frau, als er aus der Thüre tritt, um nach Hause zu gehen; *sie* zerrt ihn in's Publichouse, *sie* will trinken, *sie* verleitet ihn und zieht ihn von Woche zu Woche tiefer hinunter in den Strudel des Elends und der Verworfenheit. Und die Kinder thun, was sie die Eltern thun sehen, sie wachsen auf, dem Vieh gleich, ohne den mindesten Unterricht, ohne die geringste Idee von Moral, von Sittlichkeit, von Rechtsgefühl. Nach und nach vernachlässigt der Mann seine Arbeit, die Frau ihre Wirthschaft, die Kinder stehlen, sei es aus eigenem Antrieb, sei es von Vater und Mutter dazu verleitet; ein Stück Kleidung und Hausgeräth nach dem andern wandert zum Leihhause oder wird für Miethe gepfändet, bis endlich die Familie ohne Obdach ist, und nun entweder eines der zahlreichen Gefängnisse oder das Armenhaus des Kirchspiels ihre letzte Zuflucht ist.

Die berühmtesten und größten Messen und Märkte der Welt können keinen Vergleich aushalten mit dem, was London jeden Tag, namentlich aber am Sonnabend Abend, und an Hunderten von untereinander oft sehr entfernten Plätzen bietet. Es ist zwar nur ein Detailverkauf, doch er erstreckt sich auf Alles; und die Eigenthümlichkeiten dieser Märkte machen sie als eben einzig dastehend unter allen. Da der Rubrik „Marktszenen" ein besonderer Abschnitt in diesen Skizzen gewidmet ist, so will ich hier nicht weiter auf dieselben eingehen, als in Verbindung mit dem gegenwärtigen Abschnitt nöthig ist; und der Leser, bevor er mich nach dem New Cut, nach Leather Lane, nach der Brill und andern Punkten begleitet, wolle einen Abstecher mit mir nach dem famosen Westende Londons machen, wo eigentlich der Sonnabend Abend in seiner ganzen Glorie herrscht und zu Hause ist. Die Physiognomieen, denen wir dort, und zumal in und um Leicester Square, begegnen, bekunden zum größten Theil Fremde, vorzüglich Deutsche und Franzosen. Man kann den Sonnabend Abend mit Recht als den Zeitpunkt eines General-Rendezvous der Fremden in Londons Westend bezeichnen. Dieser zur Genüge bekannte Umstand konzentrirt dort um jene Zeit eine wahre Flut der verschiedenartigsten sozialen Elemente, die wir zwar an jedem andern Abende eben so gut, doch nie so zahlreich als am Sonnabend Abend finden. Deutsche (meist rheinbayerische) Musikanten, italienische Orgelspieler, französische Akrobaten, gefärbte Neger-Bänkelsänger und Gaukler, Taschendiebe aller Nationen, Chevaliers d'industrie, künstlich Gebrechliche und Verkrüppelte, sentimentale Sängerinnen und Harfenistinnen und Gott weiß, was sonst noch für Industrielle jeden Glaubens, Alters und Geschlechts suchen hier auf die Wohlthätigkeit oder auch auf die Uhren und Börsen der kosmopolitisch-internationalen Volksmenge zu spekuliren. Dazwischen drängen sich betrunkene englische Soldaten, denen es gar nicht darauf ankommt, friedliche Personen des Civilstandes auf die brutalste Weise zu insultiren; englische Bänkelsänger haben hier eine Anzahl Neugieriger um sich versammelt, denen sie mit ihren heiseren, jeder Melodie baren Stimme irgend eine Mordgeschichte oder ein anderes Tagesereigniß vorsingen, wobei sie unter sich abwechseln, indem Einer so lange singt, als seine Lungen ihm erlauben, dann mitten in einer Strophe abbricht und der Andere den Vortrag aufnimmt und fortsetzt. Belebt wird das Bild durch den Reichthum und Glanz der Läden, die Profusion des Gaslichts, die Eleganz und Frivolität der

Toiletten einer wahren Legion „galanter“ Damen. Rechnet man zum Ausschreien der ambulirenden Straßenverkäufer, den Lärm unzähliger Musikbanden und Drehorgeln, Sänger und Sängerinnen, dem Gewirr der Sprechenden, dem Getöse und Gerassel der Omnibusse, Droschken und Equipagen nun noch die oft bis auf die Straße vernehmbaren Melodieen zahlreicher Musikhallen und Ballsäle, das Tellerklappern aus den offenen französischen, deutschen und italienischen Restaurants, und das Summen und Sprechen, das aus den Läden und Magazinen tönt, so kann man sich eine Idee machen von dem Leben, dem Drängen, Stoßen und Schuppen, und dem Gewühl, das mit dem Glockenschlage Zwölf einem Zauber gleich verschwindet, um der monotonsten Stille auf den Straßen und den raffinirtesten Orgien in den Hinterzimmern zu weichen; in den Hinterzimmern zahlloser, sogenannter Nacht-Erfrischungslokale (night refreshment-rooms) nämlich, von denen es in diesem Theile Londons und in dem benachbarten Haymarket wimmelt. Dort geht's die Nacht hindurch. Doch die Stille der Nacht wird nur hin und wieder durch die Rufe „Mord“, „Polizei“, „Haltet den Dieb!“ und dergleichen mehr unterbrochen, und am Sonntag früh hat dann dessen ungeachtet dieser Theil Londons so gut wie jeder andere jenes genügend bekannte und so charakteristische hypokritisch-scheinheilige Ansehen von Sabbathsruhe und Weihe angenommen, auf das der Engländer so sehr stolz ist, und auf das er sich so unendlich viel einbildet.

Drängen und drücken wir uns nun (denn am Sonnabend Abend wird in ganz London nur gedrängt und geschuppt) durch eine Unzahl von Straßen und Gassen bis zum Ufer der Themse, um nach dem Süden Londons zu gelangen. Auf unserem Wege passiren wir zunächst die königliche Akademie der schönen Künste am Trafalgar-Platz, in dessen Mitte England seinem größten Seehelden, Nelson, ein unförmliches Denkmal errichtete, was uns um so weniger wundern darf, als ganz London nicht ein einziges wirklich schönes Monument aufzuweisen hat. Bevor wir Trafalgar Square verlassen, sehen wir noch die Reiterstatue des unglücklichen Karl I., dem die Nation erst den Kopf abschlug und dann dieses geschmacklosesten aller Denkmale setzte. Whitehall streifen wir, und unser Fuß ruht vielleicht auf dem Flecke Erde, der König Karl's Blut trank. Gegenüber dehnt sich die einförmige, ewig lange Fassade der Treasury, der offiziellen Wohnung des jedesmaligen Premierministers, und endlich stehen wir vor den sogenannten „gothischen“ Parlamentshäusern, deren Konstruktion jedoch in die Klasse eines namenlosen Baustyls gehört und deren Mauerwerk, noch vor Vollendung des Baues, unverkennbare Spuren baldigen Verfalls zeigte. Mit Erstaunen betrachten wir den über alle Begriffe mißgestalteten Uhr- oder Glockenthurm mit seiner geschmacklosen und doch so unendlich kostspieligen Vergoldung, und betreten endlich die mit enormem Geldaufwand errichtete und erst vollendete Westminster-Brücke, mit eisernen Bögen und Pfeilern, von Stein, auf deren Mitte uns angst und bange wird in Folge des lebhaften Vibrirens, das die Passage des leichtesten Fuhrwerks erzeugt.

Endlich sind wir drüben. Neue, unabsehbare Straßen, deren Gaslaternen-Perspektive sich in weite Ferne verliert! ... Doch wandern wir muthig vorwärts: in fünf Minuten werden wir uns im New Cut befinden. Links und rechts zweigen sich enge, dunkle, unheimlich aussehende Gassen ab, in denen Raub und Mord zu Hause und die (vielleicht eben deßhalb) gerade den Parlamentshäusern gegenüber liegen. Wir passiren nun unter drei eisernen Eisenbahnbrücken, welche die mindestens vierzig Schritte breite Straße jede in Einem Bogen überspannen, und biegen dann links in die Lower Marsh ein, deren Fortsetzung die Straße New Cut bildet.

Hier empfängt uns nun ein Lärm, von dem sich einen Begriff zu machen unmöglich für den ist, der so glücklich war ihn nie zu hören. Die drei Straßen, Lower Marsh, New Cut und Charlotta Street, laufen, die eine die Fortsetzung der andern bildend, in einer Breite von etwa dreißig Schritten und einer Länge von zwei englischen Meilen in ziemlich gerader Linie und parallel mit der Themse in der Richtung von Westen nach Osten. Am westlichsten Ende beginnt der Markt, der sich ungeschwächt bis zum östlichsten ausdehnt und seinen Namen der mittleren der drei Straßen entlehnt. Die Parterre sämmtlicher Häuser auf beiden Seiten sind Verkaufsläden; unter ihnen ist jeder nur denkbare Handelszweig repräsentirt. Die breiten Trottoirs sind zu beiden Seiten mit Tischen und Stellagen besetzt, die nur einen schmalen Fußweg zwischen sich und den Häusern frei lassen, und hinter denen die Verkäufer aller nur denkbaren, auf denselben ausgebreiteten Waaren ein haarsträubendes Chaos von Stimmen ertönen lassen. Endlich ist der sechzehn bis achtzehn Schritte breite, macadamisirte Fahrweg so von Karren, Wagen, Käufern und Verkäufern, Orgelspielern, Musikanten, Gauklern und Zauberern, Bettlern, Kindern, Taschendieben, Polizisten und Namenlosen eingenommen, daß die Passage stellenweise komplet gehemmt ist, und im Gewühl und Gedränge eines Sonnabend Abends Erstickte und Erdrückte hier nicht zu den Seltenheiten gehören.

Ein blendender Schimmer von Gasflammen, erhöht durch zahlreiche Reflektoren, strahlt aus den Läden auf die Straße. Außerdem hat ein jeder der ambulirenden oder stehenden Straßenverkäufer seine besondere Beleuchtung, sie möge nun in einem Talglichtstumpf, in einer Paraffin-Lampe oder in einer durch portatives Gas erzeugten Flamme bestehen. — Welcher Qualm, welche Atmosphäre, welch' betäubender Lärm, welches Ueberbieten in der Stimme von Konkurrenten, welche Marktschreierei, welcher krasse Betrug ... Und ein Jeder, ohne Ausnahme, schreit seine Waare aus, so laut er es vermag, und ohne Rast, unaufhörlich; und die Verkäufer von Steingutgeschirr, die sich höchlich beleidigt fühlen würden, wollte man nur zweifelnd lächeln über ihren Ruf: „China, real China!“ (Chinesisches Porzellan, echt!) — sie klingen und klopfen mit ihren Waaren, um die staunenden Weiber zu überzeugen, daß die auffallende Billigkeit derselben ihren Grund nicht in einem Riß oder Sprung hat.

Hier schreit ein Mädchen Nüsse, dort eine heisere alte Irländerin, mit der brennenden Thonpfeife im Munde, Aepfel aus; hier brüllt ein Mezgergesell mit einer Stimme, die er seinem Schlachtvieh entlehnt zu haben scheint, daß seine Hammelkoteletten fein und frisch und sein Rindfleisch billig und saftig; dort zankt sich ein Käse- und Butterhändler mit einer Hausfrau, die Maden im Käse zu entdecken glaubt. Kleine Jungen und Mädchen, mit drei oder vier Zwiebeln, Citronen, Apfelsinen in der Hand, stürmen auf jeden Vorübergehenden ein und beschwören ihn, zu kaufen. Hier feilscht eine Frau um einige Ellen Band, dort eine andere um einen Hut, eine Krinoline, ein Paar getragene Schuhe; dort stürzt ein betrunkener Obsthändler mit seinem schwerbeladenen Karren gegen den eines Steingutthändlers: ein schrecklicher Wirrwarr entsteht, die Brut der kleinen Straßenraben, die ihr Wesen zwischen den Beinen der Vorübergehenden treibt, benutzt Wirrwarr und Prügelei, um sich die Taschen voll Obst zu stecken und die nicht zerbrochenen Waaren des Steingutthändlers möglichst für eigene Rechnung in Sicherheit zu bringen.

Doch wir machen, daß wir uns aus diesem heillosen Gewirr retten. Gleich ist's zwölf Uhr, und wir haben weit zu gehen, bis wir unsere ruhige Straße erreichen.

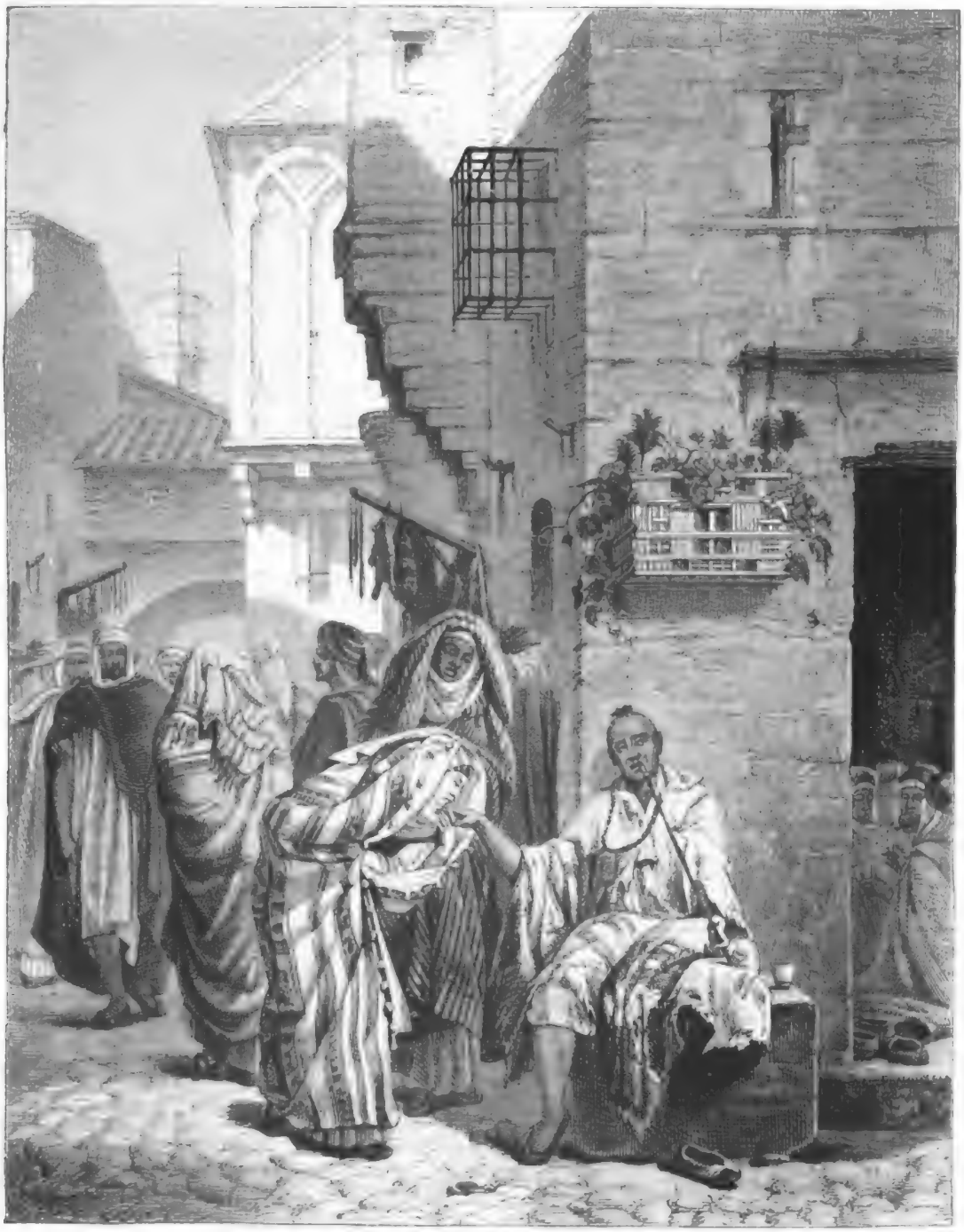
Der Enkel eines Märtyrers.

Von

Heinrich West.

Die Szene, die wir der Mappe eines aus dem Orient heimkehrenden Künstlers entnehmen, fällt hauptsächlich auf durch jenes Erweisen von Ehrerbietung, das dem Enkel des

Sidi-Mohammed-el-R'urâb in Conſtantine gezollt zu werden pflegt. Denjenigen, welche die Geſchichte des Landes nicht kennen, erſcheint jene Figur, welche in mohammedaniſcher Landestracht an den Straßenecken von Suk-el-Kebir ſitzt, nichts weniger als charakteriſtiſch. In der That ſehen ſich bei den Muſelmännern die ſämmtlichen Prieſter ohne Unter-



Der Marabut Sidi-Ali.

ſchied gleich, und der Himmel weiß, wie viele man deren in Algier zählt. Sidi-Ali aber behauptet einen höheren Rang durch die Berühmtheit ſeines Großvaters, der von Gegnern der alten türkiſchen Oberherrſchaft als ein Märtyrer betrachtet wird. Ueber ſeinen Tod erzählt man an Ort und Stelle: „Während Salah-Bey die Provinz Conſtantine regierte und gegen die Vorurtheile ſeiner Zeit ankämpfte; während er mit der einen Hand die unaufhörlichen Aufſtände der

Stämme unterdrückte und mit der andern Hand die Fackel der Wissenschaft hoch emporhob: organisirte ein einflußreicher und geschätzter Priester, Sidi-Mohammed, gegen sein Ansehen eine erbitterte Opposition. Salah-Bey überwachte jeden Schritt desselben. Als er die Thatsache konstatirt hatte, daß dieser Mann sich Intriguen hatte zu Schulden kommen lassen, welche dem Gedeihen des Landes schaden mußten, ließ er ihn festnehmen, und trotz der Popularität, die er genoß, verurtheilte er ihn zum Tode. Wie das Urtheil in der Stadt bekannt wurde, erregte es das bedenklichste Aufsehen. Die Ulemas verfügten sich sofort in den Palast des Bey und baten denselben um Zurücknahme des verhängnißvollen Spruches, dem die geheiligtste Persönlichkeit der ganzen Provinz zum Opfer fallen sollte. Der Bey jedoch war unerbittlich. An dem Tage, der zur Vollstreckung des Todesurtheils bestimmt war, drängte sich eine zahlreiche, fanatisirte Menge auf den Richtplatz, um der Gerechtigkeit des Bey Trotz zu bieten. Allein der Scharfrichter that seine Schuldigkeit, und der Kopf von Sidi-Mohammed rollte blutend zu dessen Füßen. Wie die Sage lautet, soll sich in diesem Augenblick der Körper des Priesters in einen Raben verwandelt haben; unter lamentablem Gekrächze sei der Unglücksvogel auf das Landhaus des Salah-Bey zugeflogen, das sich derselbe in der Nähe von Constantine gebaut hatte, um hier von der Last seiner Regierungssorgen auszuruhen. Der Rabe sprach hier einen feierlichen Fluch und verschwand dann für immer. Wie der Bey von diesem Wunder Kunde erhielt, bemächtigte sich seiner, freilich zu spät, eine tiefe Reue; eine finstere Wolke lagerte sich über seine Seele. Er nahm seine Zuflucht zum Gebet, aber sein Gebet wurde nicht erhört. Um endlich die Manen seines Opfers zu versöhnen und seine Reue auf das Ernstlichste zu bethätigen, ließ er auf dem Platze, wo sich der Rabe niedergelassen hatte, ein prachtvolles Mausoleum mit einer weißen Kuppel aufführen, das unter dem Namen von Sidi-Mohammed-el-R'uràb (Mohammed der Rabe) gezeigt wird."

Deutsche Treue.

Von Dr. Wilhelm Zimmermann.

(Schluß.)

Das wäre so recht der Weg gewesen, das deutsche Reich, die „eherne Schlange" zum Untergang zu bringen. Wie listig und gleißend arbeitete sich der Freigeist im Papstgewand ab, die bigotte Agnes und den stolzen Leopold zu bethören, sie an ihren Schwächen zu fassen und sie gegen den von ihnen anerkannten König und Bruder aufzuhetzen! Aus den Briefen des Papstes Johann XXII. ringelt sich vor unsern Augen etwas empor, das der Schlange des Paradieses sehr ähnlich sieht, durch welche Eva und Adam verführt wurden. Der Agnes und dem Leopold schrieb er, ihr Bruder Friedrich habe mit dem Feind und Verfolger der Kirche Bündniß und Freundschaft geschlossen, und wolle sogar gegen die kanonischen Gesetze sich durch nähere Bande des Blutes mit ihm verbinden. „Er nennt," schrieb er, „diesen Kirchenfeind Herr, nennt ihn König, liebt ihn, hängt ganz an ihm. Er und sein Befreier haben ihre Zungen gelehrt, Lügen zu sprechen, und haben sich verabredet, Böses zu thun."

Nachdem der heilige Vater zu den Geschwistern von ihrem Bruder und König geredet, wendet er sich an ihre Habsucht, wie an ihren Stolz, mit dem Worte: „Sie wollen euch ihrer Herrschaft unterwerfen. Das Erworbene zu erhalten fordert eben so viel Klugheit, als es zu erwerben." Das verfing bei Leopold: sie waren gar zu schön und einträglich, die Reichsgüter in Schwaben und im Elsaß, die er und seine Brüder schon so lange in Besitz genommen hatten, und die sollte er jetzt an einen Andern ausliefern? — Seine Schwester Agnes und er selbst hatten auch mit den Gütern der geächteten Mörder Albrecht's, ihres Vaters, des Kaisers, unverantwortliche Geschäfte gemacht, und eben so mit den Gütern der andern unschuldig von ihnen Verjagten oder Hingeschlachteten. Wären diese Güter auch wirklich alle mit Recht verfallen gewesen, so gehörten sie dem Reiche; diese Güter aber alle hatte Herr Leopold für sich und sein Haus zu Handen genommen; sie finden sich nicht unter den vom Reich eingezogenen, sondern als neue Eigenthumsstücke der Herzoge von Oesterreich, soweit die kleine und sehr häßliche Frau Agnes solche nicht an Klöster verschenkt hatte.

Sogar aus den Gütern Jakobs von Wart, des ganz unschuldigen Bruders Rudolphs von Wart, bereicherte Frau Agnes das Frauenkloster zu Töß. Man sah sie selbst ein Stücklein von roher Wolle ihrer eigenen Schafe Jahr aus Jahr ein seit ihres Vaters Tode tragen, und sie wollte nur „ein seufzendes Täublein fürbaß sein". Als sie sehr alt war, sagte sie den Leuten, „in ihren jungen Tagen sei sie Jesu vermählt worden;" und den pflegte sie „mein Röschen, mein König, mein Kaiser" zu nennen. Die in Blut Gebadete suchte jedoch vergeblich den einfachen Sinn der ehrlichen Thurgauer und Aargauer zu täuschen. „Die verwittwete Ungarkönigin," meinten sie, „sei eine listige Frau, beherzt wie ein Mann, auf deren Schein geistlichen Wandels nicht viel zu halten sei." Sie hatte sich nämlich neben dem Kloster Königsfelden, das sie und ihre Mutter gestiftet, da, wo ihr Vater starb, eine Hofstatt eingerichtet; aber in das Nonnenkloster selbst war sie nicht gegangen. Ihre sehr zur Schau getragene äußerliche Frömmigkeit hätte sie gar gern mit dem Stempel eines anerkannten Volksheiligen ausgestattet gesehen.

Kaiser Rudolph, ihr Großvater, hatte unter seinen Kriegsmannen einen, den er sehr liebte. Das war Berchtold Strobel von Offtringen. Dieser Alte lebte noch, aber als Waldbruder einsiedlerisch in der Felshöhle eines Berges unterhalb Brugg. Sie kam selbst zu ihm und bat ihn, in die Kirche ihres Klosters und zu ihr zu kommen. Dieser graue und treue Diener ihres Hauses sagte ihr aber mit seinem geraden und freien Sinn in's Angesicht: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung."

Galt der Vertrag, den ihr Bruder, König Friedrich, mit Ludwig dem Bayer eingegangen hatte, so kam auch zur Untersuchung, wie die ungerechte Haushalterin, Frau Agnes, mit den reichen Gütern so vieler Unschuldigen, ganzer Familien und ganzer Geschlechter, gewirthschaftet hatte. Die Wiedererstattung wurde dann unvermeidlich, eben so die Aufdeckung der wahren Gesinnung und Art der Frau Agnes in ihrer ganzen Blöße.

Darum waren die Geschwister des Königs so sehr gegen den traußnitzer Vertrag. Ueberreden ließ sich Leopold von Friedrich nicht; zwingen zur Anerkennung Ludwig's als seines Herrn konnte er ihn nicht; denn Leopold war zu mächtig und überdieß in den letzten Jahren angesehener in den österreichischen Landen, als Friedrich selbst. Aber der Geschwister Einsprachen achtete der edle Friedrich so wenig, als auf die Drohungen des Papstes; Friedrich war nicht bloß ein Fürst, sondern viel mehr. er war ein ganzer deutscher Mann im Fürstenmantel, und Manneswort und Mannesehre war ihm mehr, als Papsteswort und Königskrone. Selbst die Thränen seines sanften Weibes, so weich sein Herz war und so zärtlich er sie liebte, hatten nicht Macht genug, ihn zu bewegen, daß er sein heiliges Wort dem Bayer nicht halte. Das treffliche Weib weinte auch nur, weil sie sich von ihm trennen mußte, nicht weil sie ihn durch ihre Thränen zum Wortbruch verleiten wollte.

Am Johannistage 1325 sah man einen Ritter mit Gefolge zum Thore Münchens einreiten: es war König Friedrich, welcher, um sein Manneswort einzulösen, kam, sich wieder in die Haft zu stellen.

Ueberrascht, tief gerührt für den Augenblick, empfing ihn

Ludwig. Da der Papſt ihn nicht bloß ſeines Eides und Wortes entbunden hatte, ſo überraſchte eine ſolche That die ganze außerdeutſche, höchſt unſittlich, grundſatzlos gewordene geiſtliche Welt von damals, ſo weit ſie den höheren oder kirchlichen Kreiſen angehörte. Gab aber Friedrich das Beiſpiel altdeutſcher Redlichkeit, welche eben durch ihre Seltenheit im politiſchen Verkehr um ſo ſtärker leuchtete, ſo wollte Ludwig in Großmuth nicht hinter ihm zurückbleiben.

Nicht in den Thurm von Traußnitz zurück führt er ihn, ſondern in ſeine eigenen Gemächer zu München. Friedrich iſt kein Gefangener mehr, er und Ludwig ſind Freunde und Brüder. Was Schiller's ſchönes Gedicht davon geſungen hat, iſt keine Dichtung, ſondern volle geſchichtliche Wahrheit, durch des Papſtes eigene Briefe und die des Königs von Frankreich beſtätigt. Ludwig theilte mit Friedrich nicht bloß in dieſen Wochen die Wohnung und den Tiſch, ſie wechſelten nicht nur miteinander die Becher des Mahls, ſondern ſie theilten das Schlafgemach. In ſo inniger Vertraulichkeit lebten ſie miteinander. Am 7. September 1325 ſchon ſchloſſen Ludwig und Friedrich miteinander den münchner Vertrag. Nach dieſem ſollte Einer wie der Andere ganz gleichen Theil am Reiche haben, Jeder den Königstitel führen, Beide ſollten gemeinſchaftlich die Regierungsgeſchäfte beſorgen. Gegen den Widerſtand, welchen die deutſchen Kurfürſten dieſem Verhältniß entgegenſetzten, wurde die Auskunft getroffen, daß Friedrich als König in den deutſchen Ländern regieren, Ludwig aber als Kaiſer in Italien herrſchen ſolle.

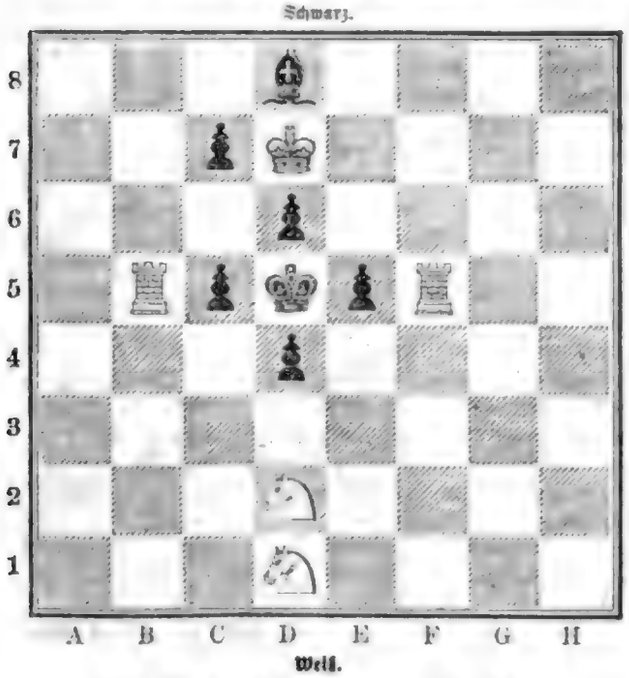
Schach.

(Redigirt von Dufresne.)

Aufgabe Nr. 28.

Von Herrn **Herrmann Mehrtens.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung von Nr. 27.

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 4 — D 8	1) L. C 6 — D 7. Es droht S. F 5 — D 4. Schach und Matt.
2) L. E 4 — G 2	2) K. E 6 nimmt F 5 oder beliebig.
3) L. G 2 — H 3 Schach und Matt, oder S. F 5 — D 4 Schach und Matt.	

Die Volksmärchen.

Nach den Brüdern Grimm u. A.

II.

Der Däumling.

(Schluß.)

Der Wehrwolf holte ein großes Meſſer, und indem er ſich den armen Kindern näherte, ſchliff er es an einem langen Steine, den er in der einen Hand hielt. Er hatte bereits eins der Kinder ergriffen, als ſeine Frau zu ihm ſagte: „Was willſt Du jetzt mit ihnen thun, hat es nicht Zeit bis morgen?“ — „Schweige, ſie ſollen geſchlachtet werden.“ — „Aber Du haſt noch ſo viel Fleiſch,“ verſetzte ſeine Frau, „da iſt ein Kalb, dort zwei Lämmer und die Hälfte eines Schweines.“ — „Du haſt recht,“ ſagte der Wehrwolf, „gib ihnen gut zu Nacht zu eſſen, daß ſie nicht mager werden, und laß ſie zu Bette gehen.“ Die gute Frau war außer ſich vor Freude und brachte ihnen ein gutes Nachteſſen; aber ſie vermochten nichts zu eſſen, ſo ſehr hatte ihnen die Furcht alle Luſt benommen. Der Wehrwolf trank ſich einen Rauſch an vor Freude, ſeine Freunde ſo gut bewirthen zu können. Er mußte ſich deßhalb auch bald zu Bette legen.

Der Wehrwolf hatte ſieben Töchter, die aber noch alle Kinder waren. Die kleinen Wehrwölfinnen hatten eine ſehr ſchöne Geſichtsfarbe, weil ſie nur rohes Fleiſch wie ihr Vater aßen; aber ſie hatten kleine graue und ganz runde Augen. Stumpfnaſen und einen großen Mund mit ſcharfen, langen, weit auseinander ſtehenden Zähnen; ſie waren noch nicht ganz verdorben, aber ſie brachten doch ſchon kleine Kinder um, um ihnen das Blut auszuſaugen. Man hatte ſie frühzeitig zu Bette gebracht und ſie lagen alle ſieben in einem großen Bette, jedes mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe. Im ſelben Zimmer war noch ein Bett von gleicher Größe; in dieſes Bett legte die Frau des Wehrwolfes die ſieben Jungen und begab ſich dann ſelbſt zu Bette.

Der Däumling, welcher bemerkt hatte, daß die Töchter des Wehrwolfs goldene Kronen auf dem Kopfe trugen, und welcher fürchtete, daß es den Wehrwolf reuen möchte, ſeine Brüder nicht noch am Abend umgebracht zu haben, ſtand um Mitternacht auf, nahm die Mützen ſeiner Brüder und die ſeinige und ſetzte ſie ganz leiſe den Töchtern des Wehrwolfs auf, nachdem er ihnen die goldenen Kronen abgenommen, die er ſich und ſeinen Geſchwiſtern aufſetzte, damit der Wehrwolf ſie ſtatt jener ſchone. Die Sache ging auch, wie er ſich gedacht; denn der Wehrwolf, nachdem er aufgewacht, bereute, nicht gethan zu haben, was er am Tage vorher hatte thun wollen. Er ſprang daher aus dem Bett, und mit ſeinem großen Meſſer ging er hinzu und ſagte: „Machen wir den Burſchen ein Ende!“ Der Wehrwolf kam an das Bett, in dem die Kinder lagen, die alle ſchliefen, außer dem Däumling, der nicht wenig erſchrak, als er die Hand des Wehrwolfs fühlte. Aber der Wehrwolf trat betroffen zurück, als er die goldenen Kronen fühlte. „Wahrhaftig, da hätte ich einen ſchönen Streich gemacht, ich ſehe wohl, daß ich Abends zu viel trinke!“ Dann trat er an das Bett ſeiner Kinder, und als er die Mützen fühlte, rief er: „Das ſind die rechten; gehen wir an's Werk!“ Und mit dieſen Worten ſchnitt er ſeinen ſieben Kindern den Hals ab. Und zufrieden mit ſeiner Arbeit legte er ſich wieder zu Bett.

Sobald der Däumling den Wehrwolf ſchnarchen hörte, weckte er ſeine Brüder auf und ſagte ihnen, daß ſie ſich raſch anziehen und ihm folgen ſollten. Sie ſtiegen langſam in den Garten und ſprangen dort über die Mauer. Sie liefen beinahe die ganze Nacht, noch immer zitternd und nicht wiſſend, wohin ſie kamen. Als der Wehrwolf aufwachte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Geh' und kleide die Jungen, die geſtern kamen, an!“ Die Wehrwölfin war ſehr erſtaunt über die Güte ihres Mannes, aber ſie war nicht wenig beſtürzt, als ſie ihre lieben Kinder mit abgeſchnittenen Hälſen und in

Illustr. Welt. 65. VII. Der Däumling als Kurier. 41

ihrem Blute schwimmend fand. Sie sank in Ohnmacht. Der Wehrwolf, dem es gar zu lange mit dem Anziehen dauerte, ging hinauf, um ihr zu helfen. Er war nicht weniger bestürzt als seine Frau, da er dieß schreckliche Schauspiel gewahrte. „Ach, was habe ich da gethan!“ rief er, das sollen sie mir theuer bezahlen, die Unglücklichen!“ Er warf seiner Frau einen Topf mit Wasser in's Gesicht, und als sie auf diese Weise wieder zu sich gekommen, sagte er: „Gib mir rasch meine Siebenmeilenstiefel, damit ich sie fange.“ Er machte sich alsbald auf den Weg, wo die armen Kinder gingen, die nur noch hundert Schritte von der Wohnung ihres Vaters entfernt waren. Sie sahen den Wehrwolf, der von Berg zu Berg ging und über Flüsse setzte, als wären es Bäche. Der Däumling, der einen überhängenden Felsen in der Nähe sah, verbarg seine Brüder dort und versteckte dann sich selbst, um zu sehen, was aus dem Wehrwolf würde. Der Wehrwolf, der endlich des langen vergeblichen Umherlaufens müde war, denn in Siebenmeilenstiefeln ist gar schwer zu gehen, wollte sich niederlassen und setzte sich gerade auf den Felsen, wo die kleinen Jungen verborgen waren. Da er vor Müdigkeit nicht mehr konnte, schlief er ein, nachdem er sich einige Zeit ausgeruht, und fing so schrecklich zu schnarchen an, daß die armen Kinder nicht weniger Angst hatten, als da er das Messer an ihre Kehlen setzte. Der Däumling, welcher nicht so furchtsam war, sagte seinen Brüdern, sie sollten rasch nach Hause eilen, so lange der Wehrwolf so fest schlafe, und sich nicht um ihn kümmern. Sie folgten seinem Rathe und kamen auch bald glücklich nach Hause. Der Däumling näherte sich leise dem Wehrwolf, zog ihm seine Stiefeln aus und sich an. Die Siebenmeilenstiefeln waren sehr groß und weit; da sie aber verzaubert waren, so machten sie sich groß oder klein, je nach Dem, der sie trug.

Er ging nach dem Hause des Wehrwolfs, wo er die Frau desselben in Thränen um ihre Kinder fand. „Dein Mann,“ sagte der Däumling, „ist in großer Gefahr; denn er ist von einer Räuberbande überfallen worden, die ihn zu tödten drohte, wenn er ihnen nicht all sein Geld und Silber gäbe. In dem Augenblicke, als sie ihm das Messer an den Hals setzten, gewahrte er mich und bat mich, Euch von der Lage in Kenntniß zu setzen, in der er sich befinde. Er gab mir seine Siebenmeilenstiefeln, daß ich tapfer liefe, und damit Ihr nicht glaubet, ich sei ein Lügner.“

Die gute Frau in ihrer Bestürzung gab ihm augenblicklich Alles, was sie besaß, denn sie hatte ihren Mann doch gar lieb, obgleich er Kinder fraß. Der Däumling, mit allen Schätzen des Wehrwolfs beladen, kam glücklich bei seinen Eltern an. Mit den Siebenmeilenstiefeln verdiente der Däumling noch gar viel Geld, denn der König, der von ihm erfuhr, benützte ihn als Kurier zu der großen Armee, die er in fernem Lande hatte, und von der er jeden Abend Nachricht haben wollte. So kam er auch zu großen Ehren, und seine Brüder wurden vornehme Herren bei Hofe.

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erkmann.**

(Fortsetzung.)

2.

Am 15. September erfuhr man den großen Sieg unserer Waffen bei der Moskwa. Jedermann jubelte und meinte, jetzt würden wir Frieden bekommen, jetzt sei der Krieg zu Ende. Einige Lästermäuler sagten: der Kaiser müsse erst noch China erobern; aber man trifft ja immer solche Lumpen, die den Leuten die Freude verderben wollen. — Acht Tage später wußte man, daß unsere Truppen in Moskau waren, der größten und reichsten Stadt von Rußland; Jeder malte sich schon die Beute aus, welche man dort machen würde, und hoffte, daß dadurch die Steuern heruntergesetzt werden dürften. Allein bald verbreitete sich das Gerücht, die Russen hätten ihre Hauptstadt angezündet, und man müsse sich fechtend nach Polen zurückziehen, wenn man nicht Hungers sterben wolle. Das bildete den einzigen Gegenstand des Gesprächs in den Herbergen, Wirthshäusern, Bierbrauereien, im Kornhause, kurz überall; wo man einander begegnete, hieß es: „Nun, das geht ja ganz schief; der Rückzug ist bereits angetreten.“ Die Leute waren bleich und gedrückt, und jeden Tag standen ein paar hundert Bauern vom Morgen bis zum Abend vor der Post und fragten nach Briefen, die aber nicht ankamen. Ich ging die Kreuz und Quere unter diesen Menschen herum, ohne mich viel darum zu bekümmern, denn ich hatte zuviel solcher Geschichten erlebt, und überdem trug ich mich mit einem Gedanken, bei dem mir das Herz im Leibe hüpfte und der mich Alles im schönsten Lichte sehen ließ.

Der Kathrine ihr Geburtstag fiel auf den 18. Dezember, und schon seit fünf Monaten hatte ich die Absicht, ihr ein recht schönes Geschenk zu diesem Tage zu geben. Unter den Uhren, die an Meister Gulden's Auslage hingen, war auch eine ganz kleine, ein wunderniedliches Stück Arbeit mit silbernem Gehäus, das ganz mit kleinen Kreisen durchfurcht war, daß sie blinkte wie ein Stern. Unter dem Glase lief nun das Zifferblatt herum, ein kupfernes Reifchen, und auf dem Zifferblatt waren zwei Verliebte gemalt, die sich gleichsam eine Liebeserklärung machten, denn der Bursche überreichte seinem Mädchen einen großen Rosenstrauß, nach welchem sie unter züchtigem Niederschlagen der Augen die Hand ausstreckte. Schon als ich diese Uhr zum ersten Male gesehen, hatte ich bei mir selber gedacht: Die soll Dir nicht auskommen, die soll die Kathrine bekommen. Müßt' ich auch alle Tage bis Mitternacht arbeiten, so muß doch Kathrine diese Uhr kriegen.“ Herr Gulden erlaubte mir nämlich, Abends nach sieben Uhr auf meine eigene Rechnung zu arbeiten. Wir hatten immer alte Uhren auszuputzen, herzurichten, zu regeln. Das machte viele Mühe, und wenn ich ein solches Geschäft besorgt hatte, bezahlte mir's Meister Gulden anständig. Aber die kleine Uhr kostete 35 Franken, und man kann sich daher denken, wie viele Abendstunden ich daran rücken mußte, um die Uhr kaufen zu können. Ich bin überzeugt, wenn Vater Gulden gewußt hätte, daß ich sie wollte, so hätte er mir damit ein Geschenk gemacht; aber ich hätte mir keinen Heller daran schenken lassen, ich hätte das für eine Schande gehalten, denn ich sagte: Du mußt sie selber verdient haben, damit Dir Niemand etwas darein reden kann.“ Damit aber kein Anderer auf den Einfall komme, sie zu kaufen, hatte ich das Uehrchen von der Auslage weggenommen und in einer Schachtel beigesetzt, und Vater Melchior gesagt, ich wisse ihm einen Käufer für die Uhr.

Da wird nun jedermänniglich begreifen, daß mich alle diese Kriegsgeschichten nicht sehr interessirten. Sie gingen mir, so zu sagen, zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus. Ich vergegenwärtigte mir bei der Arbeit Kathrinens Freude und hatte fünf Monate lang nur dieß vor Augen; ich malte mir ihre Miene aus, wenn sie mein Geschenk empfing und fragte mich: „Was wird sie wohl dazu sagen? Dann dachte ich sie mir, wie sie rief: „Aber Joseph, was hat denn dein Herz gedacht? das ist ja viel zu schön für mich! . . . Nein, nein, das ist ja viel zu schön für mich! . . . Nein, nein, eine so schöne Uhr kann ich nicht annehmen!“ . . . Und dann vergegenwärtigte ich mir, wie ich sie zwinge, sie anzunehmen; wie ich ihr die Uhr in die Schürzentasche schieben und sagen würde: „Ach, geh' doch, Kathrine, geh' doch! willst Du mir denn die Freude verderben? willst Du mich böse machen?“ Denn ich sah wohl, daß sie sich über die Uhr freute und sie gerne haben wollte, und daß sie dieß Alles nur zum Schein that, als ob sie sie nicht annehmen könnte. Dann stellte ich mir wieder vor, wie sie ganz roth wurde und die Hände zusammenschlug und ausrief: „Du lieber Himmel, Joseph, nun sehe ich wohl, daß

Du mich recht lieb hast!" Und ich sah dann im Geiste, wie sie mir mit Freudenthränen um den Hals fiel und mich küßte. Und nun war ich seelenvergnügt, denn die Muhme Gretel billigte Alles. Kurzum, tausend und abertausend derartige Gedanken gingen mir durch den Kopf, und wenn ich Abends zu Bette ging, dachte ich: „Es gibt doch in der ganzen Welt keinen glücklicheren Burschen als Dich, Joseph! Du kannst jetzt Deinem Mädel ein wunderschönes Geschenk machen, das Du ganz mit Deiner Hände Arbeit verdient hast. Und gewiß richtet sie Dir auch etwas auf Deinen Geburts- oder Namenstag, denn sie denkt nur an Dich; ihr seid alle Beide sehr glücklich, und wenn ihr erst verheirathet seid, muß es euch gut gehen!" — Diese Gedanken machten mich ganz vergnügt und zärtlich; es war mir in meinem ganzen Leben nie so wohl zu Muthe gewesen.

Während ich auf diese Weise arbeitete und nur an meine Freude dachte, trat der Winter weit früher ein als sonst, und das Wetter war schon zu Anfang November sehr streng. Der Winter fing nicht mit Schnee an, sondern mit einer trockenen Kälte und großem Frost. In wenigen Tagen war alles Laub abgefallen und der Boden steinhart gefroren, und Alles mit dichtem Reifen bedeckt: Dachziegeln, Pflaster, Fensterscheiben, Bretterwände. Man konnte gar nicht genug heizen, damit nicht die Kälte durch alle Ritzen eindrang. Blieb die Stubenthüre nur eine Sekunde lang offen, so war alle Wärme fort; das Holz knisterte im Ofen und brannte wie Stroh unter Summen, und die Kamine hatten einen Zug wie niemals. Jeden Morgen war mein allererstes Geschäft, die Fenster der Auslage mit heißem Wasser abzuwaschen, um das Eis zu entfernen; allein kaum hatte ich sie wieder geschlossen, so bedeckten sie sich schon wieder mit einer Schichte Reifen. Man hörte draußen die Leute pustend und schnaufend hin- und herlaufen, die Hände in den Taschen, die Nase unter den aufgestülpten Rockkragen versteckt. Niemand blieb auf der Straße stehen, und man schloß die Hausthüren immer wieder schnell. Ich weiß gar nicht, wo die armen Sperlinge hingekommen, ob sie lebend oder todt waren, kein einziger zwitscherte mehr auf den Dächern, und draußen lag überhaupt ein drückendes Schweigen in der Luft, das nur die Reveille und der Zapfenstreich unterbrach. Oft, wenn das Feuer recht im Ofen knisterte und brummte, hielt Meister Gulden plötzlich in seiner Arbeit inne, schaute einen Augenblick durch die bereiften Scheiben und sagte seufzend: „Ach, unsere armen Soldaten, unsere armen Soldaten!"

Er sprach dieß mit einer so traurigen Stimme, daß sich mir ordentlich das Herz zusammenschnürte und ich ihm entgegnete: „Aber die müssen ja jetzt in Polen sein, in guten Kasernen, Herr Gulden, denn man kann doch unmöglich glauben, daß menschliche Geschöpfe eine derartige Kälte ertragen würden." — „Ja," sagte er, „diese Kälte ist furchtbar. Es ist hier zu Lande schon kalt, sehr kalt von wegen der Bergwinde; aber was will diese Kälte besagen gegen die Winterkälte in Rußland und Polen? Gebe Gott, daß die Armee schon zeitig genug umgekehrt ist! . . . Großer Gott, wie viel haben Diejenigen zu verantworten, welche jene Menschen in's Unglück geführt haben! Welche schwere Last liegt auf Denjenigen, welche jene Soldaten anführen!" Dann schwieg er, und ich dachte stundenlang über seine Aeußerungen nach und vergegenwärtigte mir unsere Soldaten auf dem Marsche, wie sie liefen, um nur warm zu halten. Aber der Gedanke an Kathrine kam mir immer wieder, und ich habe seither oft daran denken müssen, daß einem Glücklichen das Leid und Elend seiner Nebenmenschen nur wenig nahe geht, zumal in jüngeren Jahren, wo die Leidenschaften stärker sind und wo man großes Elend und Ungemach noch zu wenig aus eigener Erfahrung kennt.

Nach dem starken Frost fiel solch' ein tiefer Schnee, daß die Kuriere droben am Berghang bei den Vier Winden dadurch aufgehalten wurden und stecken blieben. Ich hatte schon Sorge, ich würde an Kathrinens Geburtstag nicht zu ihr hinausgehen können; aber zwei Kompagnieen Infanterie rückten mit Schaufeln und Krücken aus, und gruben in dem verhärteten Schnee einen Weg aus, daß die Fuhrwerke wieder passiren konnten, und dieser Einschnitt in den Schneewehen blieb bis zu Anfang des Monats April 1813.

Inzwischen rückte Kathrine's Geburtstag immer näher und ich fühlte mich um so glücklicher, je weniger noch der Tage waren, die mich davon trennten. Ich hatte schon die 35 Franken beisammen, wußte aber nicht, wie ich es angreifen sollte, es Herrn Gulden zu sagen, daß ich die Uhr kaufen wolle. Ich hätte am liebsten diese ganze Geschichte geheim gehalten; denn es machte mich sehr verlegen, wenn ich davon reden mußte. Endlich aber, am Vorabend des Tages zwischen sechs und sieben Uhr, als wir ganz stille arbeiteten, die Lampe zwischen uns, nahm ich plötzlich mein Herz in beide Hände und sagte: „Sie wissen, Herr Gulden, daß ich Ihnen von einem Liebhaber für die kleine Uhr gesprochen habe?" — „Freilich, Joseph," versetzte er, ohne aufzublicken, „aber er ist noch nicht gekommen." — „Natürlich, Herr Gulden, denn die Uhr . . . will ich kaufen, ich bin der Liebhaber dazu." — Nun richtete er sich ganz überrascht auf; ich aber zog die 35 Franken aus der Tasche und zählte sie auf den Werktisch. Er sah mich verwundert an und sagte: „Aber das ist ja keine Uhr für Dich, Joseph; Du brauchst eine große, dicke Uhr, welche Dir die Tasche recht ausfüllt, und welche die Sekunden angibt. Diese kleine da ist eine Damenuhr." Ich wußte nicht gleich, was antworten. Plötzlich aber begann Meister Gulden, der einige Augenblicke nachgedacht hatte, zu lächeln, „Ah, so, so," meinte er, „jetzt fällt mir's ein, morgen ist der Geburtstag der Kathrine. Darum also hast Du Tag und Nacht gearbeitet! Da, nimm das Geld wieder, ich will es nicht." — Ich war ganz verwirrt. „Herr Gulden, großen Dank," sagte ich, „aber diese Uhr ist für Kathrine, und ich bin zufrieden, sie überhaupt bekommen zu haben. Sie würden mir wehe thun, wenn Sie das Geld ausschlügen, lieber wollte ich die Uhr gar nicht." — Ohne eine weitere Sylbe zu erwiedern, nahm er darauf die 35 Franken; dann zog er seine Schublade heraus, wählte eine schöne Stahlkette mit zwei silbernen, vergoldeten Schlößchen und hakte die Uhr ein, das Ganze legte er in eine Schachtel, um die ein schönes Rosaband geschlungen war. Er that das Alles langsam, mit kaum verborgener Rührung; zuletzt gab er mir die Schachtel. „Es ist das ein hübsches Geschenk, Joseph," sagte er. „Kathrine darf sich glücklich schätzen, einen solchen Liebhaber zu besitzen; sie ist ein braves Mädchen. Jetzt können wir zu Mittag essen; decke den Tisch, während ich den Hasen vom Feuer nehme."

Als das Essen aufgetragen war, brachte Herr Gulden aus dem Kasten eine Flasche von seinem Metzer Wein zum Vorschein, den er für besondere Gelegenheiten aufsparte, und wir speisten sodann zusammen, als wären wir alte Kameraden; denn während des ganzen Abends erzählte er mir ohne Aufhören von der schönen Zeit seiner Jugend; damals hatte er, wie er beichtete, eine Geliebte, aber im Jahr 92, als die Preußen in's Land kamen, war er mit dem allgemeinen Aufgebot fortgezogen, und bei seiner Rückkehr nach Fensterlingen hatte er das Mädchen verheirathet gefunden, ganz natürlich, da er sich nie unterstanden hatte, ihr seine Liebe zu erklären; das hinderte ihn aber nicht, dieser zarten Erinnerung treu zu bleiben.

Wir blieben bis zehn Uhr auf, wobei wir von Zeit zu Zeit ein paar tüchtige Scheiter in den Ofen warfen; erst als wir nach dem Glockenschlag den Schritt der Patrouillen hörten, welche wegen der gräßlichen Kälte die Posten alle zwanzig Minuten ablösten, legten wir uns zu Bett.

3.

Am folgenden Tage, dem 18. Dezember, erwachte ich gegen sechs Uhr Morgens. Es war furchtbar kalt; vor meinem kleinen Fenster hing der Reif wie ein dicker Vorhang.

Schon den Abend vorher hatte ich vorsorglich meinen himmelblauen, breitschößigen Frack, meine Beinkleider, meine dickwollene Weste, ein frisches Hemd und mein schönes, schwarzseidenes Halstuch über die Lehne eines Stuhls gebreitet. Alles war bereit; meine Strümpfe und meine glänzend gewichsten Schuhe lagen am Fußende des Bettes; ich durfte mich nur ankleiden; allein trotzdem ließ mich das Gefühl der Kälte in Nase und Ohren, der Anblick der dickgefrornen Fensterscheiben und die tiefe Stille draußen schon zum Voraus schaudern. Wäre heute nicht der Geburtstag Kathrinens gewesen, ich wäre bis Mittag liegen geblieben; aber der Gedanke an sie machte mir plötzlich Füße, ich sprang aus dem Bett und lief schnell zum Ofen, wo beinahe jeden Morgen vom Abend vorher noch einige Glut in der Asche war. Zwei oder drei glühende Kohlen waren noch vorhanden, über die ich hastig kleines Holz und darüber zwei dicke Scheiter warf, dann begrub ich mich eilig wieder in die Kissen.

Herr Gulden, hinter seinen großen Vorhängen, die Decke über die Nase und die Nachtmütze über die Augen gezogen, war eben erwacht, er hörte mich und rief mir zu: „Joseph, seit vierzig Jahren hat keine ähnliche Kälte geherrscht, ich spüre das. Was für ein Winter steht uns noch bevor!"

Ich meinerseits gab ihm keine Antwort, sondern blickte unverwandt nach dem Ofen, ob das Holz nicht Feuer finge: die Glut griff wacker um sich; man hörte den Ofen ziehen, und mit einem Male schlug das helle Feuer in die Höhe. Vergnügt lauschten wir dem Prasseln der Flammen, aber es bedurfte einer guten halben Stunde, bis die Luft nur ein wenig lau wurde.

Endlich erhob ich mich und kleidete mich an. Herr Gulden sprach fortwährend, indessen ich nur an Kathrinen dachte. Gegen acht Uhr war ich fertig und eben im Begriffe fortzugehen, als Herr Gulden, der meinem Kommen und Gehen zugeschaut, rief: „Joseph, was denkst Du doch? In diesem leichten Anzug willst Du nach Vier Winden gehen? Schon halbwegs würdest Du erfrieren. Geh' in meine Kammer und nimm dort den großen Mantel, die Fausthandschuhe und die doppelsohligen mit Wolle gefütterten Schuhe."

Ich kam mir so schön vor, daß ich mich besann, ob ich seinem Rath folgen sollte; er bemerkte es und sprach: „Höre, man hat gestern auf der Straße nach Weichheim einen erfrornen Soldaten gefunden. Der Doktor Steinbrenner hat gesagt, daß es klang wie ein trockenes Holzscheit, wenn man ihn antupfte. Der Unglückliche hatte die Stadt zwischen sechs und sieben Uhr verlassen, um acht Uhr hat man ihn aufgelesen; es geht also geschwind mit dem Erfrieren. Willst Du Nase und Ohren verlieren, so brauchst Du Dich bloß so, wie Du bist, auf den Weg zu machen."

Ich sah wohl, daß er recht hatte und sträubte mich nicht länger, sein Anerbieten anzunehmen. Dicht eingemummt machte ich mich auf den Weg, nicht ohne daß Herr Gulden mich vorher ermahnt hatte, ja bei Zeiten wieder heimzukommen, da Nachts die Kälte zunehme; auch habe, wie es heiße, ein großes Rudel Wölfe über das Eis des Rheines gesetzt.

Ich war noch nicht über die Kirche hinaus, als ich schon den mit Fuchspelz besetzten Mantelkragen über die Ohren gezogen hatte, um mir diese zu erhalten. Es war so kalt, daß die Luft wie mit Nadeln in die Poren stach und man unwillkürlich ganz in sich zusammenschlüpfte.

Als ich unter das deutsche Thor kam, sah ich den auf Posten befindlichen Gardesoldaten in seinem weiten, grauen Mantel wie ein Heiligenbild ganz hinten in seiner Nische stehen; er hielt das Gewehr mit seinem Aermel, daß ihm die Daumen nicht an den Lauf gefrieren sollten, zwei Eiszapfen hingen an seinem Schnurrbart. Niemand war auf der Brücke, Niemand vor dem Zollamt. Ein wenig weiter draußen, vor dem Außenwerk, sah ich ein paar Wagen mitten auf der Straße stehen; sie und ihre großen darüber ausgebreiteten Planen glitzerten von Reif; man hatte sie ausgespannt und stehen gelassen. Alles schien ausgestorben weit und breit, alle lebenden Wesen kauerten sich in Löcher und Winkel zusammen, man hörte nichts als den hartgefrornen Schnee unter den Füßen knirschen.

Während ich am Kirchhof vorbeiging, dessen Kreuze über den Schneehügeln glänzten, sagte ich zu mir: „Die, welche dort schlafen, sind zu beneiden, sie frieren nicht mehr." Ich zog den Mantel enger um mich her und verbarg meine Nase in dem Pelzkragen, indem ich Herrn Gulden für den guten Gedanken, den er gehabt hatte, im Herzen dankte. Auch meine Hände begrub ich bis an die Ellbogen in die großen Pelzhandschuhe, während ich in dem unabsehbaren Hohlwege dahingaloppirte, welchen die Soldaten von der Stadt bis Vier Winden in den Schnee gegraben hatten. Rechts und links starrten Mauern von Eis in die Höhe, da und dort vom scharfen Nordostwind durchbrochen, so daß man durch die Lücken auf die Eichenwälder und das bläuliche Gebirge sehen konnte, das Einem in der durchsichtigen Luft nahe gerückt schien. Auch in den Gehöften war Alles still, man hörte nicht einmal die Hunde bellen, die Kälte war auch ihnen zu arg.

Trotz Allem aber erwärmte mir der Gedanke an Kathrine das Herz, und bald entdeckte ich die ersten Häuser von Vier Winden. Die Kamine und die Strohdächer ragten kaum über die Berge von Schnee hervor, und die Leute hatten entlang der Häuser von einem Ende des Dorfs zum andern einen Pfad gegraben, um nur von einem Hause zum andern zu kommen. Heute blieb Alles beim warmen Herde, und die kleinen runden Scheiben hatten alle in der Mitte einen rothen Punkt von dem großen Feuer, das innen brannte. Vor jeder Thüre lag ein Strohbund, um die Kälte nicht unten durchzulassen.

An der fünften Thüre rechts hielt ich an, um meine Handschuhe auszuziehen, dann öffnete ich und schloß hinter mir schnell wieder; es war das Haus meiner Tante, Gretel Bauer, der Wittwe des Matthias Bauer, der Mutter meiner Kathrine.

Als ich vor Kälte zitternd eintrat, wandte Tante Gretel, die am Herde saß, langsam ihr graues Haupt, Kathrine aber im Sonntagsstaat, in einem schönen wollenen Rock, das langgefranste Halstuch kreuzweis über den Busen gebunden, ihre rothe Schürze um die schlanke Taille geknöpft und in einem blauseidenen Häubchen, dessen schwarze Sammetbänder ihr frisches Gesichtchen und ihr blondes Haar einrahmten, schrie laut: „Joseph!" Dann lief sie ohne Weiteres auf mich zu und umarmte mich mit den Worten: „Ich wußte wohl, daß Dich die Kälte nicht abhalten würde, zu kommen." — Ich war so selig, daß ich kein Wort vorbringen konnte. Ich nahm meinen Mantel ab und hängte ihn mit den Handschuhen an die Wand; dann zog ich die dicken Schuhe des Herrn Gulden aus, und fühlte dabei, wie ich vor Glück ganz bleich wurde. Ich hätte ihr gern etwas Angenehmes gesagt, aber da mir nichts einfallen wollte, so sagte ich plötzlich: „Halt, Kathrine, hier ist etwas für Deinen Geburtstag; aber Du mußt mich vorher noch einmal umarmen, ehe Du die Schachtel öffnest." Sie bot mir ihre guten, frischen Wangen und trat dann zum Tische; Tante Gretel kam auch herbei. Kathrine löste die Schleife und öffnete. Ich stand hinter ihr, mein Herz klopfte; ich fürchtete in diesem Augenblicke, die Uhr möchte nicht schön genug sein. Aber einen Augenblick darauf rief sie, in die Hände klatschend: „O mein Gott, wie schön! eine Uhr, eine Uhr!" — „Ja," sagte Tante Gretel, „es ist sehr schön; ich habe noch nie so was Schönes von einer Uhr gesehen; man könnte glauben, sie sei von Silber." — „Und sie ist auch von Silber," rief Kathrine, indem sie sich umwandte und mich fragend ansah. — „Glaubt Ihr, Tante Gretel," erwiederte ich, „daß ich fähig wäre, der, welche ich mehr liebe als mein Leben, eine kupferne versilberte Uhr zu geben? Wenn ich es thäte, wäre ich ja schlechter als der Schmutz an meinen Schuhen."

Kathrine schlang auf diese Worte ihre Arme um meinen Hals, und wie wir so dastanden, dachte ich: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Erst als sich unsere Um-

armung löste, war ich im Stande, der Tante Gretel auf ihre Frage zu antworten, was denn das Gemälde auf dem Zifferblatt bedeute. „Dieses Bild," erwiederte ich, „stellt ein Liebespaar vor, das sich unaussprechlich gerne hat: Joseph Berthold und Kathrine Bauer; Joseph bietet seiner Geliebten einen schönen Rosenstrauß an, und sie streckt die Hand aus, um ihn zu nehmen." Von jetzt an bis zum Mittag ließ ich Kathrinens Hand nimmer los; wir waren glücklich, indem wir einander anschauten.

Die Tante Gretel machte sich am Herde zu schaffen, wo sie Pfannkuchen und Aepfelküchlein bereitete, die uns beim Essen trefflich mundeten. Kathrine nöthigte mich, mit dem Gesicht dem Fenster zu mich zu setzen, „denn," meinte sie, „so kann ich Dich am besten sehen." In der großen Küche machte es sich äußerst behaglich, das Feuer knisterte, die Luft über dem Herde zitterte, und die große, ziemlich scheue graue Katze sah uns von ferne durch das Geländer der Bodentreppe zu, ohne sich die Stiege herab zu getrauen.

Nach dem Essen sang Kathrine das Lied: „Der liebe Gott" mit ihrer süßen, hellen Stimme, die bis zum Himmel drang; ich sang ganz leise mit. Tante Gretel, welche auch am Sonntag nicht müßig bleiben konnte, fing an zu spin-

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Das Geburtstagsgeschenk. (S. 324.)

nen, und das Schnurren des Rädchens tönte so angenehm zu unserem Gesang, daß wir, sobald ein Lied zu Ende war, ein neues begannen. So ging es fort bis vier Uhr Abends, wo die Nacht hereinbrach; der durch die kleinen Fenster hereinquellende Schatten mahnte uns, daß es bald Zeit wäre, uns zu trennen, und so setzten wir uns ganz traurig an den Herd und blickten in die flackernde Flamme. Kathrine hielt meine Hand, und ich, mit gesenktem Kopfe dasitzend, hätte mein Leben drum gegeben, wenn ich hätte dableiben dürfen.

Endlich mahnte mich die Tante an den Aufbruch; ungern folgte ich, und nur zu bald stand ich mit ihrer Hülfe wieder in Herrn Gulden's stattlichen Winterkleidern da. Ich umarmte Kathrine, welche kein Wort finden konnte, aber die Tante, vernünftiger als wir, trieb mich fortwährend, und so mußte ich kurz Abschied nehmen, nachdem ich versprochen, am nächsten Sonntag wieder zu kommen. Die Kälte außen war so furchtbar, daß mir hinter dem großen Pelzkragen das Wasser in die Augen schoß. Kaum war ich zwanzig Minuten fortgegangen, so hörte ich eine rauhe Stimme, wie die eines Betrunkenen, „Wer da!" rufen. Ich strengte meine Augen an, und erkannte in der tiefen Dämmerung, etwa fünfzig Schritte vor mir, den Hausirer Gipfel mit seinem Tragkorb und seinem großen eisenbeschlagenen Stock. Ich

erkannte im Schimmer der Laterne, die an seinem Tragkorb hing, ganz deutlich seinen borstigen rothen Bart; er rollte die Augen wie ein Wolf und wiederholte sein „Wer da!"

Dieser Gipfel war der größte Lump im ganzen Lande und hatte im vorhergehenden Jahre eine schlimme Geschichte mit Herrn Gulden gehabt, indem er das Geld für eine Uhr, die er im Auftrage desselben verkauft hatte, veruntreute. Zwar schwur er nachher vor Gericht, daß er mir das Geld gegeben habe, aber Herr Gulden wußte wohl, wie er daran war, und hatte ihm nie mehr etwas zu verdienen gegeben. Außerdem hatte ihn Kathrine, mit welcher er auf einem Fest in Vier Winden tanzen wollte, abgewiesen, da sie um die Uhrengeschichte wußte, und hatte dafür den ganzen Abend mit mir getanzt.

Seitdem hatte es der gefährliche Gauner auf mich abgesehen, und ich war daher keineswegs erbaut, ihn so plötzlich mit seinem eisenbeschlagenen Stock vor mir zu sehen. Zum Glück befand sich links von mir der um den Kirchhof führende Fußweg, und diesen suchte ich jetzt eilig durch den mir oft bis zum Gürtel reichenden Schnee zu erreichen. Er errieth aus meiner Flucht, wer ich wäre, und schrie wüthend: „Oho, der kleine Lahme, halt, halt! Ich muß Dir einen guten Abend wünschen; Du kommst von Kathrine, Uhrendieb!"

Wie ein Hase sprang ich durch den Schnee; er versuchte mir zu folgen, aber durch seine Last gehindert, hielt er bald an, und rief mir, indem er beide Hände an den Mund hielt, nach: „Es bleibt sich gleich, Lahmer, es bleibt sich gleich; ich rechne doch noch einmal mit Dir ab. Die Aushebung steht bevor, die große Aushebung der Einäugigen, Lahmen und Buckeligen; Du mußt ausmarschiren und wirst dann bleiben, wo die Andern auch geblieben sind."

Ich war froh, ihm entkommen zu sein, denn es war bekannt, daß er schnell mit dem Messer bei der Hand war, und er hätte mich bös zurichten können. Trotz meiner schleunigen Flucht aber und trotz meiner dicken Schuhe fühlte ich meine Füße nach und nach erstarren, und unterbrach daher meinen schnellen Lauf nicht, bis ich unter dem deutschen Thore angekommen war. Auf den Straßen ließ sich kein lebendes Wesen blicken, und ich eilte, nach Hause zu kommen. Als ich die Zimmerthüre öffnete, drang mir die Wärme des Ofens belebend entgegen. Herr Gulden saß in seinem Großvaterstuhl vor dem Feuer, sein schwarzseidenes Käppchen im Nacken und die Hände auf den Knieen gefaltet.

„Joseph!" sagte er, ohne sich umzuwenden. — „Ja, Herr Gulden," erwiederte ich; „hier ist's angenehm; draußen, welche Kälte! Wir haben noch nie einen ähnlichen Winter gehabt." — „Nein," erwiederte er sehr ernst, „es ist das ein Winter, an den man lange denken wird."

Ich ging hierauf in die Kammer, um die Winterkleider wieder an ihren Platz zu legen; als ich zurückkehrte, fragte er mich: „Du hast Dich gut unterhalten, Joseph?" — „O ja, Tante Gretel und Kathrine lassen sich Ihnen vielmals empfehlen." — „Nun, um so besser, um so besser!" meinte er, „die jungen Leute thun recht daran, vergnügt zu sein; denn wenn man einmal unter Leiden und Entbehrungen alt geworden ist, wenn man nichts als Ungerechtigkeit, Eigensucht und Unglück gesehen hat, so ist Einem doch Alles verdorben." Er sprach das Alles mehr zu sich selber, indem er in die Flamme starrte. Ich hatte ihn noch nie so traurig gesehen und fragte ihn daher: „Sind Sie krank, Herr Gulden?" Er aber, ohne mir zu antworten, murmelte: „Ja, ja so geht's mit den großen kriegerischen Nationen, ja, das ist der Ruhm!" Zugleich schüttelte er den Kopf, beugte sich ganz in Gedanken versunken vor und runzelte seine dicken grauen Augenbrauen.

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, als er sich plötzlich umwendend zu mir sagte: „In diesem Augenblick, Joseph, weinen über 400,000 Familien in Frankreich; unsere große Armee ist im russischen Eise zu Grunde gegangen; alle die kräftigen jungen Männer, die wir zwei Monate lang durch die Stadt marschiren sahen, sind im Schnee begraben. Die Nachricht ist diesen Nachmittag eingetroffen. Wenn man daran denkt, es ist entsetzlich!"

Ich schwieg; was mir allein vor Augen schwebte, war eine neue Aushebung in nächster Zeit, wie bisher nach jedem Feldzug, und dießmal konnten wohl auch die Lahmen an die Reihe kommen. Dieser Gedanke machte mich ganz blaß, und die Prophezeiung Gipfel's sträubte mir die Haare auf dem Kopfe.

„Geh', Joseph, lege Dich ruhig zu Bette," sagte Vater Gulden zu mir; „ich fühle keinen Schlaf, ich will dableiben; das Alles dreht sich mir im Kopfe herum. Du hast in der Stadt nichts bemerkt?" Ich verneinte und ging in meine Kammer. Lange träumte ich mit offenen Augen von den Tausenden der in Schnee und Eis Begrabenen; ich nahm mir vor, mich in die Schweiz zu retten. Endlich schlief ich ein. Es wurde in dieser Nacht so kalt, daß das Wasser auf dem Grund der Zisternen und der Wein in den Kellern gefror.

4.

Als ich am andern Morgen um sieben Uhr in's Zimmer trat, fand ich Herrn Gulden noch im Bett und ganz niedergeschlagen. „Joseph," sagte er, „ich bin nicht wohl; alle diese schrecklichen Geschichten haben mich krank gemacht, ich konnte nicht schlafen." — „Soll ich Ihnen einen Thee machen?" fragte ich. — „Nein, mein Sohn, das würde nichts helfen; lege nur ein wenig Holz nach, ich werde später aufstehen. Aber Du weißt, es ist Montag, und um diese Zeit sollte ich die Uhren in der Stadt richten. Müßte ich aber so viele ehrliche Leute in Jammer und Verzweiflung sehen, Leute, welche ich seit dreißig Jahren kenne, so würde ich vollends unglücklich. Höre, Joseph, nimm die Schlüssel, die hinter der Thüre hängen, und besorge Du den Ausgang, ich will mich noch ein wenig herumdrehen und zu schlafen suchen." — „Es ist gut, ich gehe sogleich," erwiederte ich.

Das Unwohlsein des Vater Melchior betrübte mich sehr; aber ein Gedanke tröstete mich beim Hinausgehen, der Gedanke, wenn ich auf den Kirchthurm stieg, von dort das Haus Kathrinens und der Tante Gretel zu sehen. Ganz vergnügt hierüber kam ich zum Küster Breinstein, welcher in der Ecke des Kirchplatzes in einer uralten Baracke wohnte. Als ich eintrat, schlief die Großmutter, deren Augen vor Alter ganz hinter Runzeln versteckt waren, in einem Lehnstuhl, auf dessen Lehne eine Elster saß. Vater Breinstein saß hinter den kleinen runden Fensterscheiben und las im Kalender. Er grüßte mich, als ich eintrat, und ich theilte ihm mit, daß ich für Herrn Gulden komme, der nicht wohl sei. — „Ah, gut, gut," meinte er, „das bleibt sich gleich."

Er zog dann sein altes gestricktes Wamms an und setzte seine dicke wollene Schlafmütze auf, von welcher er aber zuerst die Katze vertreiben mußte, die darauf schlief; dann nahm er den großen Thurmschlüssel aus einer Schublade, und ich war nun trotz der Kälte froh, wieder an die frische Luft zu kommen, denn in diesem Loche herrschte ein Dampf wie in einer Kuh. Als wir auf die Straße traten, sagte Breinstein zu mir: „Sie haben schon von dem großen Unglück in Rußland gehört, Herr Joseph?" — „Ja, Vater Breinstein, es ist entsetzlich." — „O sicher; aber das wird unserer Kirche viele Messen eintragen, denn sehen Sie, Jedermann wird für seine Kinder Messen lesen lassen wollen, um so mehr, da sie in einem heidnischen Lande gestorben sind." — „Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiederte ich. Als wir über den Platz gingen, sahen wir vor dem Rathhause schon mehrere Personen stehen, Landleute und aus der Stadt, welche einen Anschlagzettel lasen. Wir traten in die Kirche und sahen da wenigstens zwanzig Frauen, alte und junge, trotz der Kälte auf dem Steinboden knieen. „Sehen Sie," sagte Breinstein, „was ich Ihnen sagte? Da beten sie schon, und ich wette, daß die Hälfte schon seit fünf Stunden da ist."

In dem Thurme ging's die schmale Treppe zuerst ganz im Finstern hinauf, und wir erstickten beinahe von dem Gestank der unzähligen Fledermäuse, die im Orgelgehäuse nisteten. Ich war daher sehr froh, als wir auf dem Umgang wieder blauen Himmel sahen und frische Luft athmeten, obgleich uns das grelle Licht beinahe blendete. Aber als unsere Augen sich daran gewöhnt, welche Aussicht! Ganz Pfalzburg mit seinen sechs Bastionen, seinen drei Halbmonden, seinen zwei Forts, dem Glacis, den Brustwehren und den schnurgeraden Straßen zeichnete sich wie auf weißem Papier ab; man sah wenigstens zwanzig Meilen weit. Mir wurde ganz schwindlich, und ich wagte kaum, mich nach dem Zifferblatt umzuwenden. Als ich die Furcht endlich überwand, sah ich, daß die Uhr bedeutend zu spät ging, was, wie Breinstein sagte, Winters immer der Fall war. Nachdem die Uhr gerichtet war, betrachtete ich die Umgegend, und bald hatte ich Vier Winden und das Haus der Tante Gretel erkannt. Eine dünne blaue Rauchsäule stieg aus dem Kamin empor, und ich vergegenwärtigte mir Kathrine, wie sie am Herde stand und dabei an mich dachte. Breinstein mußte mich erst darauf aufmerksam machen, daß alle Landstraßen und Fußwege mit Menschen bedeckt waren, welche der Stadt zugingen, und die Menge vor dem Rathhause wuchs auch jeden Augenblick; ein lautes Summen drang von unten herauf.

(Fortsetzung folgt S. 346.)

Auf dem Feldberg.

Schwarzwald.

Von

Friedrich Lampert.

Es war im Höllenthal. Ich ließ meine Begleitung, den liebenswürdigen Belgier, der mit mir von Freiburg her den Coupéplatz des vollen Eilwagens eingenommen hatte, während seine Frau die angenehme Hitze eines geschlossenen Coupés durchzumachen hatte, allein weiter fahren. Wir hatten ein paar angenehme Stunden miteinander verplaudert, auch miteinander die wildromantischen Schauer der Hölle erprobt — ach, wie hatten die mit ihrer duftigen Waldfrische, dem großartigen Schattendache ihrer überhängenden Felsen und dem kühlen, von der rasch und lustig sie durchrauschenden Dreisam aufsteigenden Wasserhauch nach der furchtbaren Sonnenglut in der Ebene draußen wohlgethan —; aber nun trennten sich unsere Wege. Er fuhr weiter, die neue Höllenstraße hinan, dem Bodensee zu: — ich trat wieder in das Sternwirthshaus.

Man kannte mich wieder, nahm mich wieder freundlich auf; aber ein verwundert, neugierig Gesicht schien Herr Faller jun. doch zu machen, als ob er mich fragen wollte, warum ich allein wieder da sei, wo die geblieben, die vor vierzehn Tagen so fröhlich und heiter mit mir da gewesen waren? Als wenn der eigenthümliche Reiz des Reisens nicht auch darin läge, daß man so eine Zeit zusammen ist, so recht vertraut und bekannt, als müßt's immer so sein, und dann doch wieder auseinander kommt, auf einmal, plötzlich, vielleicht so weit auseinander, daß man sich gar nicht mehr wiedersieht. Ich kann nie Uhland's schönes Lied: „Ein Schifflein ziehet leise" singen hören, ohne daß ich an die vielen lieben Menschen denken muß, mit denen ich auch so zusammengekommen und gefahren bin, auch geistig recht Eins geworden bin, und die ich dann doch nie wieder gesehen, von denen mir nur die liebe, treue Erinnerung, oft nicht einmal der Name geblieben ist:

„Man trennt sich in die Lande,
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?"

So war denn auch das Kleeblatt, mit dem ich damals zuerst im Stern gewesen, trotzdem, daß nur erst Tage dazwischen lagen, schon zerrissen und zerpflückt, zerrissen auch in tieferer Bedeutung, — o, man kann auf Reisen auch allerliebste Romane spielen sehen, wenn man sie auch nicht schreiben kann, — ich war nun einmal allein wieder im Sternwirthshaus. Aber dießmal nicht auf lange Zeit.

Der Tag neigte sich dem Abend zu. Ich wollte noch den Gipfel des Feldberges erreichen. Ich hatte nun den ganzen Schwarzwald in die Länge und Breite durchzogen, war fast auf allen seinen bedeutenden Höhen herumgeklettert, in allen seinen Thälern herumgewandert: auf seinem Rigi, dem höchsten seiner Berge, wollte ich von ihm Abschied nehmen.

Eine Feldbergbesteigung zu den schwierigeren und lästigeren zu zählen, würde von meiner Seite wenigstens Uebertreibung sein. Leute, die nach zwei Stunden müde werden, auf Bergen Chausséen haben wollen oder meinen, bei jedem ihnen in den Weg tretenden Hügel an die Stelle der ihnen von ihrem Herrgott gegebenen Menschenbeine einen Pferds- oder Eselsfuß setzen zu müssen, sollen überhaupt von den Bergen hübsch unten bleiben. Aber zu den allerleichtesten und angenehmsten gehört jene gerade auch nicht: der Feldberg zählt immer seine fünfthalb tausend Fuß Meereshöhe, seine Lage ist fast nach allen Seiten hin steil abfallend, sein Klima rauh, wie nur irgend eines, so daß auf der Spitze kalte, schneidende Winde, Zugluft, Erkältung, Rheuma und dergleichen sehr wohlfeile Dinge sind, und zudem ist's nicht räthlich, sich auch bei sonst nicht üblem Orientirungsvermögen ohne Führer hinauf zu wagen, denn Anfangs schon laufen auf allen Abhängen die Wege bunt und wirr genug durcheinander, und bald hören sie ganz auf, und oben auf dem großen, weiten, wellenförmigen Plateau, wo immer ein Hügel den andern deckt, ist's ein Kunststück ersten Rangs, in dem überall niedergetretenen Gras den Gedanken eines Pfads herauszufinden. Nun darf nur noch, was hier gar nicht selten ist, ein tüchtiger Nebel oder noch besser, was bei irgend kühlen Sommertagen ebenfalls leicht geschehen kann, ein Schneegestöber kommen, dann kann auch Einer, der jahrelang den Feldberg kennt, so aus dem Geleis kommen, daß er vielleicht stundenlang im Kreis um sich selbst herum geht, und in solchem unbequemen Fall immer am besten thut, still zu stehen oder zu sitzen, bis Nebel oder Schnee sich verzogen haben.

Also galt's auch für mich einmal: «nulla regula sine» — und der Führer ward ver- und alsbald auch erlangt. Es war ein guter, tüchtiger Bursch, wie die Schwarzwälder meistens sind, dem es eine Freude machte, die Herrlichkeiten seines Landes herauszustreichen, mit seinen Führererlebnissen zu renommiren — und schließlich den Nutzen seiner geleisteten Dienste um vierundzwanzig Kreuzer höher als die ausgemachte Taxe anzuschlagen. Aber er führte gut und sicher, und das war doch die Hauptsache.

Es war ein heißer Tag gewesen und auch in den Nachmittagsstunden hatte er sich noch nicht abgekühlt; darum war es angenehm, daß wenigstens der erste Theil des Wegs, und zwar der verhältnißmäßig steilste, noch im Walde ging; dann trat er nach ungefähr drei Viertelstunden auf grüne grasreiche Matten heraus. Zerstreute Höfe, ansehnliche Besitzungen lagen auf ihnen; der abendliche Rauch wirbelte aus den Häusern empor; Kuhglockengeläute tönte von den einzelnen Waiden her. Dem weithin schon die Richtung zeigenden weißen Dach des einen der Gehöfte wandte sich der Weg zu, der baldwanger Viehhütte, in die der Führer zu einer Viertelstunde Rast einlud. Der Name klingt prosaisch, allein er bezeichnet nur die Bestimmung dieser Etablissements. Sie sind wirklich eigentlich in erster Linie nur für das Vieh da; sie sind die Sennhütten des Schwarzwaldes, der Aufenthalts- und Vergungsort für die auf den Almen haltenden gehörnten und ungehörnten Käs- und Milchproduzenten. Hotels sind sie also nicht, allein ein spärliches Unterkommen, auch für die Nacht, bieten sie dem Wanderer doch, und, wie später die totnauer für das erreichte Ziel, so war auch mir

jetzt die baldwanger Viehhütte für den Aufsteig eine erwünschte Ruheposition. Allein lange ließ mich's nicht; ich sah den Gipfel des Berges nun dicht über mir, und so etwas lockt, zieht hinauf. Die unmittelbar scheinende Nähe eines Berggipfels täuscht zu sehr; auch da war ich noch nicht gleich oben. Eine gute halbe Stunde mochte sich noch der Weg am östlichen und südöstlichen Abhang hinaufziehen, endlich war er aber doch auf dem Sattel angelangt, dem Rücken nämlich, der die beiden höchsten Punkte des Feldbergs, den „Höchsten" und den „Seebuck", miteinander verbindet. Dem letztern, der südöstlichen Spitze der Feldberghochebene, wandte ich mich zuerst zu.

Ich meine, gerade am Abend müsse man dort stehen oder sitzen. Ich sah's, wie hoch ich gestiegen war: Alles erschien so klein und verschwimmend in der Ebene drunten und draußen. Aber sichtbar war noch Alles, noch begannen die abendlichen Schleier sich erst allmälig zu heben. Nur hart zu meinen Füßen, da dunkelte es trüb herauf. Da lag in seinem von düstern Fichten und hohen Felsen umstandenen Kessel der kleine schwarze Feldsee unter mir. Steil fällt der Berg zu ihm ab, ein Sprung müßte Einen gerade mitten hinein, aber auch in einen sichern Tod führen. Von ihm abwärts aber, da war es noch abendlich helle, zumal im grünen, walddurchwachsenen, hüttenübersäeten Bären-

Der Thurm auf dem Feldberg.

thal, wie das zwei Stunden lange Thal heißt, das sich vom Feldsee bis zum Titisee hinzieht. Auch von dem glänzte ein Stück hell und schimmernd herüber, und über ihn hinaus lagen Dörfer und Städte, Höhen und Berge, viele, sehr viele, die in dieser weit übersehbaren Menge nur Zeugniß dafür gaben, wie hoch ich stand, wie weit die Aussicht des Feldbergs ihr Herrscherrecht geltend macht. Und ganz draußen am Horizont, da zogen die schwäbischen Gebirge auf, Hohentwiel, Hohenkrähen, Hohenstoffeln und wie sich sonst noch die Basalttegel des Höhgaus in die hohen und höchsten Namen theilen. Sie blieben freilich nicht mehr lange in vollem Licht, von ihnen her kam das Dunkel rasch und schnell geschritten. Es war ein stiller, ruhiger Abend, die Luft warm und mild, wie sie der Feldberg Einem selten zum Besten gibt. So ein Abend war's, wie Hebel ihn gerade vom Feldberg besingt:

„— es wird chuel, und d'Vögel sitze und schwige.
's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
'z Chöpfli usi, und luegt, ëb d'Sunn echt aben in's Bett seig,
ëb es echt dörf cho, und rueft den andere: chömmet."

und gerne hätte ich noch länger sitzen und den Abend in volle Nacht sich wandeln sehen, auch vielleicht den „guten" Geisterbesuch, den Hebel auch so schön schildert, empfangen: allein ich mußte mich doch nach meinem Nachtquartier um-

ſchauen; da hatte ich immer noch Zeit, in die Nacht hinaus zu ſchauen, zu ſinnen und zu träumen, alemanniſche Gedichte zu leſen und dergleichen, und ſo folgte ich dem Führer über den Sattel hinüber zum „Höchſten“ und von dem hinab zu der einige Minuten unterhalb des Gipfels liegenden totnauer Viehhütte, um mich hier als Gaſt für Speiſe und Trank und wo möglich für ein Bett anzumelden.

Erſteres iſt nun immer, wenn freilich auch nur für mäßige Anſprüche, letzteres aber nur bedingungsweiſe zu haben, wenn eben die kleine Zahl der vorhandenen mit der der darauf Reflektirenden ſich deckt. Und das mag ſehr häufig zutreffen, allein heute ſchien's den verſchiedenſten Individuen in den Kopf gefahren zu ſein, auf dem Feldberg die Sonne unter- und aufgehen zu ſehen, alſo auch in der totnauer Viehhütte übernachten zu wollen; denn da war der Basler Kaufherr, der, aus der Nachbarſchaft ſtammend, in der Jugend oft auf dem Berg geweſen war und nun wieder einmal nach langer Zeit oben ſein wollte, und dazu drei bis vier Freunde mitgebracht hatte; dann der luſtige Förſter und ſeine Gehülfen im edlen Waidwerk, der gerade heute ſeine hier zutreffende Inſpektionstour zu machen für gut fand; auch ein halb Dutzend grünmütziger Seminariſten mußten ihre Hundstagsferien mit dem Feldberg anfangen, in ſpäter Nacht kamen noch etliche Gymnaſiaſten dazu, — und von allen

Das neue Wirthshaus auf dem Feldberg.

dieſen auf die totnauer Hütte und ihre ſechs Betten Sturmlaufenden war vor mir ſchon ein gutes Theil angekommen; die Forſtleute zumal waren Reſpektsperſonen für das Haus, und in drei ihnen allein zugetheilten Betten alſo nicht nur des Rechtes des Zuerſtgekommenſeins theilhaftig geworden; den Andern und demnach auch mir blieb alſo nichts als ein Strohlager und die Verſicherung des freundlichen Wirthes, dieſes ſo bequem als möglich zu machen. Und wenn man müde iſt, wie ich es war, glaubt man auch einer ſolchen Verſicherung und findet ſich auch auf einem Strohlager zurecht, und, was das Beſte iſt, am Ende hat man eben ſo gut als im beſten Bett geſchlafen. Item: wer darin etwas finden, den Schlaf und die Ruhe nur durch ein Bett bedingen wollte, der ſoll ſich nicht von der breiten Heer-, Fahr- und Hotelſtraße in die Berge verlieren und verirren *).

Da ſaß ich nun freilich lange in der Nacht draußen vor dem Hauſe; erſt mußte ich etwas warten, bis die Leute ſich in den ungewohnten Fremdenkomplex gefunden und Jedem

*) Im letzten Jahre iſt ein Gaſthaus auf dem Feldberg errichtet worden, das den Schild der „Feldberger Hof“ führt und alle Bequemlichkeit bietet, die man von einem Gaſthaus in dieſer Lage fordern kann. Die Red.

sein Theil Abendbrod gebracht hatten; dann aber war's auch gar zu schön in der immer noch milden, ja warmen Nacht, in dem stillen Mondenschein, der die Höhen ringsum mit seinem malerischen Licht übergoß und selbst den schmalen Einschnitt, in den das Wiesenthal vom Feldberg ausläuft, mit ihm füllte: es lagerte wieder etwas so Stilles und Befriedigtes in der ganzen Umgebung, wie ich es nach lauten, bewegten Reisetagen so gerne habe. Es war schon nahe an Mitternacht, als ich zur kurzen Ruhe mit den Andern unsern Schlafsalon aufsuchte. In einem ziemlich großen Zimmer waren die Strohlager aufgeschüttet, dichte, warme; sogar Kopfkissen waren vorhanden. Die Laterne, welche als Lampe figurirte, ward ausgelöscht, die fremden Lagernachbarn sagten einander gute Nacht; der Hund des Försters, der sich mit eingeschlichen, trat seinen Wächtergang zwischen den einzelnen Schläfern an, schnüffelte auch einem um den andern in's Gesicht, um sich von seiner Existenz zu vergewissern, — dann allgemeines Lautschlafen, vulgo Schnarchen, — und die Nacht auf dem Feldberg war in optima forma installirt.

Lange währte sie freilich nicht. Sonnenaufgang im Hochsommer läßt nicht lange auf sich warten. Bald war die ganze kleine Gesellschaft auf der Plattform des auf dem „Höchsten" befindlichen Thurmes versammelt. Dieser Thurm, erst neuerdings erbaut, hat einem großen Uebelstand, dem nämlich, daß es bisher keine von einem Punkte aus zu übersehende Rundsicht des Feldbergs gab, abgeholfen. Man mußte einen Gang um den langgestreckten Rücken des Berges machen und nach und nach die verschiedenen Aussichtsseiten aufnehmen; die beträchtliche Höhe des Thurmes aber läßt nun doch ein Gesammtbild, ähnlich dem auf den mehr abgerundeten Kuppen des Blauen und des Belchen ermöglichten, zu.

Der Morgen war frostig kühl. Wir waren zeitig oben. Im Osten, dort, wo ich am Abend die Höhgauberge zuletzt im Dunkel hatte verschwinden sehen, traten diese auch jetzt zuerst wieder aus ihm hervor: Hohentwiel drängte sich zuerst durch das Morgengrauen durch. Ueber den näheren Schwarzwaldbergen, der Rheinebene, und noch mehr draußen im Süden, lagerte noch dichter Nebel. Aber schon fing auch er sich allmälig zu heben an. Heller und heller ward's im Aufgang, wie eine rothe Wolkenbank hob sich's empor, und über ihr stieg rasch und blendend die Sonne auf. Auch bei einem solchen Sonnenaufgang kann man des Lichtes Schnelligkeit ermessen: hat einmal das Tagesgestirn die Nacht durchbrochen, so steigt so rasch seine Gewalt, überflutet sein Licht so schnell Nähe und Ferne, daß man schwer ihm mehr folgen, sein Wachsthum nicht mehr begrenzen, nur im Allgemeinen sagen kann, was nun, was dann in sein Bereich gezogen wird, was jetzt, was dann heller erglüht, dem Auge näher getragen ist.

So war's auch heute. Ob die nähern, alten, lieben Bekannten des Schwarzwalds, der Belchen, Blauen, Iniebis, Hornisgründe u. s. w. zuerst in's Licht traten, oder ob's zuerst drunten in der Rheinebene hell wurde und das breite Silberband des mächtigen Stroms aus dem Dunkel aufblitzte, oder ob erst drüben von den fernen Bergketten des Taunus und des Odenwalds oder der prächtigen Reihe der Vogesen die nächtigen Hüllen gefallen waren — ich konnte es nicht mehr überblicken oder bestimmen; der Tag war auf einmal da; es war Alles licht, der ganze prächtige Aussichtskreis des Feldbergs, dieser wahrhaft majestätische, unendlich weite und umfassende Umblick, war auf einmal erschlossen; nur im Süden hielt der Nebelschleier hartnäckig aus, unempfindlich gegen alle Sonnenlockung, alle Tagesmahnung; und doch barg gerade er noch das Schönste, Reichste der Feldbergaussicht. Allein nur Geduld! endlich wird's auch da dünner und lichter; es brach sich prächtig durch: vom Morgenschein glühend angehauchte prächtige Eisspitzen, -Zacken und -Kronen, eine lange, herrliche Kette — der Alpenzug, vom Hochvogel bis zur Jungfrau und Blümlisalp. Wie grüßten sie so lockend und zauberisch herüber! allein auf Augenblicke nur, dann wieder die Wolken da drüben, und im Herzen die Sehnsucht, sie wieder und wieder zu schauen, hinüber zu eilen, wo sie nun so nahe, hinüber zu ihnen, in's schöne Nachbarland des Feldbergs und des Schwarzwalds, in die liebe, prächtige Schweiz. Da drunten zog ja der Rhein herab, herab von Baselstadt und Baselland, und dort geht's auf dem nächsten Weg dahin, über Hausen, Lörrach durch das Wiesenthal. Wohl ist's schön, auf ihm zu wandern, sich auf ihm von des Feldbergs lieblicher Tochter und der Erinnerung an ihren schlichten, treuen Sänger, den alten, lieben Hebel, führen zu lassen; allein der meine war er doch nicht. Ich wollte durch die großartigste der deutschen Bergstraßen, die in dieser Großartigkeit selbst den interessantesten Alpenstraßen wenig nachgibt, die Wehrastraße, die Eisenbahn und das Schweizergebiet erreichen; so schlug ich in fast gerader südlicher Richtung den Fußpfad ein, der mich am südlichen Fuß des Feldbergs in das ziemlich kahle Thal von Mengenschwand führte, dann wieder beim Dorf Bernau reichere Gegend, geschäftiges, echtes Schwarzwaldleben erreichte und endlich nach fünfstündiger Wanderung auf der Höhe vor Todtmoos sich zu diesem freundlichen Ort selbst und dem reizenden Thal der Wehra niedersenkte. In ihm weiter, eben jene Wehrastraße hinab, führt uns vielleicht einmal eine andere gemeinsame Wanderung.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Paffauer.

(Fortsetzung.)

15.

Der junge Morgen des 5. September 1793 war angebrochen. Die Sonne stieg in Nebeln herauf, und diese lagen tief über Paris und hingen an den Firsten und hohen Giebeln herab.

Der Monat September war für Paris in der Revolution verhängnißvoll. Schien es doch, als ob die Gedanken, die Wünsche und Hoffnungen, welche der Winter geboren, der Frühling gezeitigt, der Sommer genährt, im Beginne des Herbstes reif waren, von Denen gepflückt zu werden, die die Drachensaat in die Furchen der Zeit gelegt. Noch immer warfen die Septembertage von 1792 ihre weiten blutigen Schatten, und unter ihnen zogen sich neue Wolken zusammen, auf die das Volk von Paris mißtrauisch, ängstlich und wieder mit blutgierigen Augen blickte.

Das Volk von Paris war kaum zu Bett gegangen, als es der Morgen schon wieder aus den Träumen scheuchte.

Die Trommeln wirbeln durch die Straßen. Die Mitglieder der Sektionen formiren sich in Bataillone; die Deputirten der Jakobiner versammeln sich auf dem Stadthause, um sich von da in den Nationalkonvent zu begeben.

Paul öffnete bei dem dumpfen Geräusch, das von der Straße in sein entlegenes Zimmer heraufklang, die Augen und der wirre, düstere Traum wich von ihm. Er blickte erwacht um sich. Das tiefe niedere Mansardenzimmer, dessen Fenster von dunkelrothen Jalousien gegen das Eindringen des Morgenlichts geschützt waren, lag in röthlichem Halbdunkel.

Auf dem ledernen Sopha unfern seines Bettes saß Martin Blink, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte regungslos, mit offenen Augen vor sich auf den braunen, abgetretenen Fußteppich. Sein Angesicht war bleich und über den gedrungenen muskulösen Körper des Mannes flog von Zeit zu Zeit ein Frösteln, ein Beben. Seine sonst frische, klare Stimme, die so recht gesund aus der breiten Brust klang, war matt und heiser. Obwohl er den Blick nicht gewendet, mußte er wohl bemerkt haben, daß Paul erwacht sei und sich im Bette aufgerichtet habe. „Steh' auf, Paul, und

kleide Dich an, es ist Zeit!“ sprach er ihn an. Paul war halb bekleidet schnell aus dem Bette und sprang an's Fenster, um die Jalousie aufzuziehen. „Laß das Licht draußen, Paul,“ rief Martin, „thu' mir's zu Lieb' und laß es draußen! Was willst Du mit dem Lichte? Was ich Dir zu sagen hab' und was ich denke, bedarf des Lichtes nicht! Hier Dein Lieutenantspatent, hier Uniform und Schärpe und Degen; dank's dem Mainzer und Danton; morgen kannst Du nach der Sambre-Maas-Armee abgehen, wenn Du willst. Und hoff', Du wirst wollen!“ — „Ich danke zunächst Dir, Martin,“ entgegnete Paul, ihm die Hand reichend, ernst, dem bei Martin's Worten seine Lage vor die Seele trat. „Ich gehe lieber heut' als morgen; habe den Greuel, der hier haust, und das wahnsinnige Treiben satt. O, ich sehne mich hinaus, weit fort von hier, fort, fort, wo es auch sei, vor die Batterieen, in die Schwerter, unter die Hufe der Pferde, nur fort aus dieser verpesteten, bluttriefenden Luft, in der ich erstide!“ — „Wohl, geh', geh'! Ich kann Dich nicht halten, mag's nicht! Ich weiß, was Dich von hinnen treibt; bist jung, Deine Nerven sind weich, Dein Blut ist warm, liebeswarm; Dein Herz ist noch rein und voll Vertrauen und Glauben! Geh', Du gehörst nicht in diese Welt!“ — „Und Du gehst mit mir, Martin, nicht so? Du begleitest mich?“ — „Ich bleibe, Paul; habe zu lange gelebt, zu viel gesehen, um für meine Jahre auf ein Besseres zu hoffen, bleibe hier und will sehen, wie das Ende sein wird. Mir liegt am Leben nichts, habe nicht Weib, nicht Kind, um mich wird Niemand weinen! Doch, holla! daß ich's nicht vergesse, hab' noch eine Bestellung für Dich! War gestern im Stadthause und vor demselben, als die Versammlung auseinander ging, mitten unter dem Volke, als die Girondisten die Treppe hinunterstiegen. Paul, Du hast das Volk gesehen, wie es mit flammenden Augen, mit knirschenden Zähnen, mit geballten Fäusten um Brod, Brod oder um den Tod schreit, ohne Durst und Hunger, ohne müde zu werden, fortschreit; Du kennst den Lärm, vor dem sich die Haare sträuben, vor dem das Herz brechen möcht' und das Blut in den Adern stodt? Mitten in diesem Lärm und Gebrüll des rasenden Volks war ich, Paul, und war selber wie im Traume und im Fieber, da faßt mich was an der Schulter; ich wende mich um und fahr' drei Schritte zurück: es ist der alte Marquis und schreit mir in's Ohr: ‚Hier haben wir Dich, Martin Blink!‘ Ich springe zurück, ich stoße seinen Arm von mir und schrei: ‚Faßt ihn, greift ihn, es ist der Marquis de la St. Croix; greift den Aristokraten, den Verräther!‘ Und da wenden sie sich gegen ihn, im Augenblick ist er ergriffen, zu Boden geworfen, gefesselt; nicht viel fehlte es und sie hätten ihn zerrissen, so packten sie zu, schleppten ihn nach der Conciergerie, ich mußte mit als Zeuge; er war ohne Legitimation und zu stolz, seinen Namen zu verleugnen. Junge, und doch hatt' ich Mitleid mit dem alten stolzen Mann, wenn auch sein Neffe ein Schurke war und der Alte seine Rachsucht so weit treibt, uns bis hieher zu verfolgen; ja es faßte mich doch Mitleid mit ihm, als sie ihn nach kurzem Verhör in den Saal der zum Tode Verurtheilten stießen und die Thüre hinter ihm zuschlug. Da drehte er noch zuvor den Kopf und sagte ruhig und traurig: ‚Grüße Paul vom Taunus, sag' ihm, wenn er kann, soll er mich aufsuchen, ehe meine Zeit um ist; ich habe Botschaft für ihn von Veronika!‘ Möcht' wissen, was der Alte hat? Es war etwas Wunderbares, Liebes in seinem Angesicht, als er das sagte; mir schien, als sprächest Du zu mir, nur älter, viel älter als Du bist! Willst Du zu ihm, so gehen wir hin; will noch ein Letztes thun und Dir den Weg zu ihm bahnen.“ — „Von Veronika sagte er, Martin, von Veronika? Gewiß werde ich hin.... gleich wollen wir.... warum hast Du es mir nicht gleich gesagt?“ Paul warf eilig die Uniform, die Schärpe um. „Nun komm', o komm' mit schleunig zu ihm!“ — Martin ging wehmüthig lächelnd hinter ihm her: „Ja, ja, so seid ihr,“ brummte er vor sich, „Jugend und Weiber! mag um euch die Welt in Trümmer gehen, was kümmert's euch, was kümmert's euch, das Herz, das ist eure ganze Welt; o ihr jungen Herzen, ihr jungen Herzen!“

Sie eilten durch die wogende, unruhige Menschenmenge, die zwischen dem Stadthause und dem Nationalkonvente hin und her sich bewegte.

Vor der Conciergerie war es stiller. Die Untersuchungen, die Verhöre, die Verurtheilungen hatten noch nicht begonnen. Nur die gewöhnlichen Wachen lungerten in den Gängen des weitläufigen Gebäudes schläfrig herum. In dem Vorsaale lag auf Streu eine Wache von Pickenmännern, wilde, verhungerte, verlasterte Gesichter, verlumpte, zerfahrene, ruinirte Gestalten. Die Picken und Gewehre lehnen an der Wand, Viere spielen mit schmutzigen Karten auf einer Trommel, ein paar Andere sehen zu. Kaum wenden sie den Kopf, als Martin und Paul nach dem innern Hofe des Gefängnisses vorbeigehen.

Der Schließer des Saales wird durch Martin's Zureden und Paul's Uniform vermocht, diesem den Einlaß zu gestatten, während Martin sich in seine Gunst hineinzuplaudern sucht; für alle Fälle, meinte er.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da wurde die Thüre gewaltsam aufgerissen, Paul mit verstörten Zügen, bleich, verwirrt, stürzte heraus. Er ergriff Martin's Hand fast mit eisernem Griff und, ohne ein Wort zu sagen, riß er ihn mit sich, eilig, stürmisch, durch die Vorzimmer, mitten durch die Wachen hindurch, die, an dergleichen Auftritte gewöhnt, ohne aufzublicken, ihnen einen frechen Witz nachwarfen.

Draußen in einer Ecke des dunklen, weitläufigen Gebäudes blickte sich Paul scheu um und flüsterte Martin in's Ohr: „Erbarme Dich, Martin, rette ihn, wie Du ihn angeklagt, ich beschwöre Dich, er ist....“ — Martin fuhr erstaunt zurück. „Du sprichst im Traume oder im Fieber, Junge, wer ist er denn?“ — „Er ist.... ich darf's nicht sagen, wer er ist, ich hab's ihm geschworen! Martin, o unselige Verblendung, unseliger Irrthum.... er folgte uns hieher, um mich aufzusuchen, mich und Dich, mich zu beschützen, über mich zu wachen, uns nach dem Taunus zurückzuführen. Veronika sollt' ich aus seiner Hand empfangen. In Bardenfels bei seiner Ankunft hat sich Alles enthüllt; sein Besitzthum, sein Vermögen, das er nach Deutschland gerettet, mein sollte es sein, mein Erbe von ihm! Er wollte mit uns ziehen in ein fernes, ruhiges Land, dort mit uns leben, mit uns sterben und seines Vaterlandes vergessen! Martin, und nun kommst Du, erkennst ihn, nennst seinen Namen; Du hast ihn in den Tod gebracht! Erbarme Dich, gib mir Mittel und Wege an, ihn zu retten! O kenntest Du seine Güte, seine Liebe für mich, für Veronika, für.... für.... Heute Nachmittag, noch drei Stunden, und sein Kopf fällt unterm Beile.... ich weiß nicht.... mein Gehirn brennt.... meine Gedanken schwinden!“ — Martin stand starr und bleich mit finster zusammengezogenen Brauen, dann fuhr er mit der Hand über das Gesicht, durch die Haare. „Es muß sein, er muß gerettet werden! Ich, ich werde ihn retten .... und so wird's gehen! Paul, fort, keine Zeit ist zu verlieren! Wirf Dich in einen Fiaker, hinaus nach Sèvres, nach Danton's Villa, dort ist Lux, sprich mit ihm, beschwöre ihn in meinem Namen, verlange Aufschub, Aufschub auf zwei Tage, auf einen Tag, indessen ich.... doch geh', geh', eile Dich!“

Paul sprang davon, um die Ecke, in das nächste Fuhrwerk. Fort ging's.

Martin stand allein, wo jener ihn verlassen, stumm und starrte vor sich hin. Dann fuhr er sich über die Augen. „So ist es gut, es ist gut, so wird es gehen. Ich hab' den Jungen lieb, zu lieb, er soll sich nicht täuschen in mir; er soll wenigstens an einen Menschen glauben, ich will's ihn lehren, es soll mein Vermächtniß für ihn sein!“

Er wandte sich mit diesen Worten wieder langsam zur Conciergerie zurück.

16.

Paul hatte sich in den Wagen verzweifelt, ermattet zurückgelegt. Es ging langsam vorwärts durch die hastigen, eilenden, in Gruppen zusammenstehenden Menschen, die die Straßen überall versperrten und verengten. Nur seiner Uniform und Schärpe dankte er es, daß man ihn immer weiter ließ, so oft auch die Pferde standen und angehalten wurden, und man nach dem Insassen des Wagens und in seine Legitimation hineinblickte, und ihn dennoch mit Schimpf und Hohn beschüttete, weil er sich eines Fuhrwerks bediene, während so viele wackere Patrioten ihren Weg zu Fuße machen müßten. Es kam wohl vor, daß einer der Patrioten ohne Weiteres in den Wagen stieg und eine Strecke weit die Tour mitmachte, um Paul zum sprechenden Beweise zu dienen, wie tief hinein in die Praxis der Sitte bereits die Lehren von der Freiheit und Gleichheit gedrungen seien.

Beinahe eine Stunde war darüber hingegangen. Neuer Aufenthalt am Thore. Der Civismusschein und die Uniform überwinden ihn. Die Landstraße hin fliegt der Wagen in rasender Eile.

Die Villa Danton's lag in Sèvres, unfern des Eingangs in den Park von St. Cloud. Danton hatte das Frontispiz mit der Inschrift Fontaine d'amour in goldenen Buchstaben schmücken lassen. Die Villa war des Namens nicht unwerth. Die ungeheuren Summen, die der Besitzer aus dem Feldzuge in Belgien heimgebracht und die später sein Verhängniß beschleunigten, hatte er eben so leicht, wie sie erworben waren, verschleudert, um seine Villa mit künstlichem Prunke und feinem Geschmack zu zieren, an dem er trotz aller republikanischen Grundsätze ein so hohes Gefallen fand.

Blumen in Marmorvasen und Statuen führten die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf in den Speise- und Gesellschaftssaal, an den sich kleinere, gefällige Zimmer, gefüllt mit allem Luxus und dem reizenden Comfort der damaligen Mode, anschließen. Die golddurchwirkten Seidentapeten sind bedeckt mit Oelgemälden, mit Marmorbüsten auf kostbaren Konsolen, mit lebenden exotischen Gewächsen, in deren Mitte zierliche Volièren schweben. Die Porzellanvasen sind goldgerändert, wunderlich geschnitten und bemalt. Reizende, verführerische Gruppen wechseln darauf mit schmachtenden Schäferinnen, die aus goldenen Tabatièren schnupfen oder mitten zwischen Lämmern und niedlichen Schäfchen Abailard und Heloise lesen und die Veilchen und Rosen umher mit ihren Thränen nässen.

Schwellende Divans und Fauteuils in halbdunklen Nischen laden zum Plaudern ein. Und die damalige Zeit hatte ein tiefes Bedürfniß nach Ruhe, nach Plauderei. Nach Ruhe, denn die brennende Aufregung zerrieb und verzehrte den Geist; nach Plauderei, wie Einzelne, so fühlte die Gesammtheit den Drang, den Reiz, sich zu äußern, da Niemand heute noch sicher war, daß er es morgen noch können werde. Die Zeit war kostbar. Es gelüstete Jeden, auszusprechen, was ihn bewegte und freute, was er glaubte und hoffte, warum er sorgte, was er fürchtete. Es fehlte nie an Stoff zum Plaudern. Welche Zeit war so reich an Leidenschaft und Kaltblütigkeit, an Glück und Elend, an Menschenadel und Niedertracht, an Tollkühnheiten und seltsamen Versuchen?

Adam Lux war noch nicht erschienen. Danton's junge reizende Gemahlin, Louison, führte den schönen deutschen Sousliеutenant in eines der köstlichen, ambradurchdufteten Plauderkabinete und stellte ihn vor. Ehe Paul es ablehnen konnte, saß er neben der Dame des Hauses und der eben so jungen Lucile Desmoulins, gegenüber dem Dichter Chénier und Hebert, welcher Letztere gekommen war, um die Aussöhnung Danton's und Robespierre's anzubahnen.

Lucile Desmoulins, diese zierliche Brünette mit den dunklen schmachtenden Augen, wendete sich sofort an ihn: „Sie sind ein Deutscher! O wie liebe ich Deutschland, ich war als Kind in Köln am Rhein, nie will ich den schönen goldnen Strom vergessen! Ich kenne die Rhone, die launische Kokette, die träumerische Loire habe ich gesehen und auf der Seine mich geschaukelt — keine gleicht dem Rhein mit seinen alten Burgen, den grünen Rebgeländen, da zu wohnen, zu träumen, zu lieben und dann zu sterben! Kein Strom ist wie der königliche — o nein, nicht königliche, wie der freie Rhein." — „Auch ich kenne den Rhein," sprach Paul, „und er ist schön, wie Sie ihn malen, Madame, aber der Rhein ist nicht frei." — „Aber er soll frei werden, der Rhein, und nicht nur frei, er soll französisch werden," schrie Jacques René Hébert, der Pere Duchesne, die lange wüste Gestalt mit den verlebten Zügen und dem nachlässigsten Anzuge, von der Thüre aus, an deren Pfosten er sich gelehnt. „Ha, welche Lust, welcher Jubel für die armen geduldigen Deutschen, wenn die Wellen des Rheins vom Blute der Aristokraten roth leuchten werden bis in's deutsche Meer hinein, wenn Frankreich über den Rhein gehen wird und von seinen grauen Warten herab allerwärts französische Freiheitslieder klingen." — „O Hébert, Böser, Unerbittlicher! Sie dürsten noch immer nach Blut," rief Louison vorwurfsvoll und traurig und mit den schönen Händchen die Augen bedeckend; „so viel Blut, so viel Blut! O schweigen Sie endlich doch, denken Sie doch, welche Opfer schon die Revolution gekostet, lassen Sie sich daran genügen! O, wenn unser Volk nur einen kleinen Theil mehr der deutschen Selbstbeschränkung, des Genügens hätte, welchen Segen, welche köstliche Friedenstage könnten wir schon jetzt genießen. — O mein Herr," wandte sie sich mit bezauberndem Lächeln an Paul, „erzählen Sie dem bösen Manne dort an der Thüre, wie glücklich, wie fromm und zufrieden Ihr deutsches Volk am schönen Rheine wohnt." — „Erzählen Sie ihm lieber eines der köstlichen deutschen Märchen," fiel Marie Joseph Chénier, der Verfasser des Timoleon, des Cajus Gracchus, ein, „die so kindlich fromm anfangen: ‚Es war einmal ein König und eine Königin,' und so süß und träumerisch verlaufen, daß man die Augen nur immer schließen möcht' und alle Lieb' und alles Leid und das stille süße Grauen, das darin wohnt und weht, mit genießen und zugleich neben der unschuldigen schönen Königin sterben könnte."

Der Boden brannte unter Paul's Füßen, die Angst um den Marquis machte sein Herz beben. Aber er wollte nicht fort, ohne Danton gesprochen und dessen Vermittelung erbeten zu haben. Und konnte er hoffen, ihn anderswo, als in diesem Asyle seiner zärtlichsten Neigung dieser Bitte zugänglicher zu finden? Er mußte bleiben.

Er schüttelte auf Louison's und Chénier's Worte mit schmerzlichem Lächeln den Kopf: „O, Madame, zürnen Sie nicht, daß ich Ihre Wünsche nicht befriedigen kann. Der Rhein ist nicht frei und die Deutschen sind nicht glücklich und nicht fromm. Bald werden sie aufhören, sich die schönen Märchen zu erzählen, von denen Sie sprechen, mein Herr. — Ich wäre nicht hier," fuhr Paul mit niedergeschlagenen Blicken fort, während die Frauen ihn mitleidig betrachteten, „wenn Deutschland und der Rhein das wäre, wofür Sie ihn halten. Ich bin einer der vielen unglücklichen Zeugen dafür, daß es freien Herzen unmöglich ist, dort über'm Rhein zu bleiben, daß ein großer und nicht ein schlechter Theil des deutschen Volkes Sie beneidet um die Errungenschaften der letzten drei Jahre, wenn er auch eben so weit entfernt ist zu billigen, was unterdeß Unseliges in der Freiheit Namen geschehen. Und Sie, mein Herr, lassen Sie den armen Deutschen ihre Märchen, sind sie doch unser einziger freier Besitz, mit dem das Volk walten und schalten darf nach Gefallen! Ihr Volk, das französische Volk, hat sich ja selbst ein tragisches Märchen geschaffen, das alle unsere Dichtung weit übertrifft und das ja auch mit den Worten beginnt: Es war einmal ein König!" — „Und ich will Ihnen das Märchen Frankreichs zu Ende erzählen, meine Herren und Damen," unterbrach ihn Chénier mit leiser geheimnißvoller Stimme, „Sie müssen es aber nicht weiter sagen, bei Leibe nicht weiter sagen, sonst fürchten sich die Kinder: Es war einmal ein König und eine Königin, die

waren beide ſchön und gut und hatten ſich ſehr, ſehr lieb. Aber ſie hatten viele Schulden und manche kleine königliche Launen. Und das Volk wollte die Schulden nicht bezahlen und nahm einigen Anſtoß an den Launen. Da kamen die Freunde und gaben dem Könige ſchlechten Rath, wie er das Volk bezwinge, und beſtärkten ihn in ſeinem Eigendünkel und Stolz. Als nun die Hitze groß ward im Auguſt, ſetzte ſich das Volk eine rothe Mütze auf und ſtahl dem Könige über Nacht die Krone und den Thron. Und als der König Morgens früh aufſtand und ſich auf den Thron ſetzen wollte, das Land zu regieren, war die Krone fort und auch der Thron. Das war böſe von den Leuten. Der König bat daher ſeine Nachbarn, ihm wieder zu ſeinem Throne zu verhelfen. Als das Volk ſolches hörte, ſchlug es den König todt und wollte lieber keinen König mehr. Die ſchöne Königin aber weinte darüber ſo laut, ſo viel, daß das Volk nicht ſchlafen konnte. Da ſchlug es ihr den ſchönen Kopf ab und wollte auch keine Königin mehr haben. Und den guten Freunden der Königin, die den Kopf ſchon vorher verloren hatten, wurden nun auch die lieben Köpfe abgeſchlagen. Endlich ſetzte man auch den lieben Gott ab und vermiethete ſeine Wohnung an eine unanſtändig nackte Dame mit Namen ‚Vernunft', um welche das Volk tanzte, wie Iſrael um das goldene Kalb. Das war auch ſehr böſe von den Leuten.

Ein Abenteurer der Revolution: Martin beſchreitet das Schaffot. (S. 334.)

Und das Land war ſo voll Blut, daß kein reinlicher Menſch mehr drinnen bleiben wollte, aus Furcht, ſich mit dem Blute zu beſudeln. Hatte dann der liebe Gott endlich ein Einſehen und ſchickte einen Mann, der fürchtete ſich nicht vor Blut, ſondern watete wacker mitten hindurch und darin herum, ließ ſich einen neuen ſchönen Thron und eine neue Krone machen und nahm ſich auch eine Königin. Das Blut verlief allgemach, worauf Alles wieder war wie vorher, nur wir waren indeſſen ſtille Leute geworden. Denn wir waren geſtorben, wie der König und die Königin. Um unſere Gräber weht dann der Wind und unſere Geiſter ſchweben darüber her. Die Blumen, die wir im Leben geliebt, blühen über unſern Gräbern und wurzeln in unſern Herzen. Aus Ihrem eine rothe Nelke, und aus Ihrem eine Roſe, Madame! Aus meinem, ich weiß es nicht gewiß, aber es wird wohl eine Narziſſe ſein, oder auch ein Fliederbuſch; ich habe, als ich noch lebte, beide ſo ſehr, ſo ſehr geliebt... o Madame, pflanzen Sie einſt Narziſſen und Flieder auf mein Grab!"

Die Zuhörer ſahen ſtumm und betreten vor ſich hin; die ſchöne Louiſon hatte das Schnupftuch vor die Augen gedrückt und weinte ſtill, wie ſie daran dachte, daß auch ihr Danton und ſie ſelber einſt ſterben könnten, wie der König und die Königin. Lucile Desmoulins zerpflückte ſtumm eine

der weißen Rosen, die sie so sehr liebte. Nur Hébert stand noch mit demselben grinsenden Gesichte in der Thüre gelehnt und sah die Anwesenden nach der Reihe mit stechendem Blicke an, als ob er kalkulire, wer von ihnen wohl zuerst unter das Beil kommen würde.

Paul hatte festgebannt, aber vor Besorgniß und Aufregung zitternd dagesessen. Er benutzte die Pause und nahm kurzen Abschied.

An der Treppe fuhr, als er unten anlangte, ein Wagen vor, aus dem der zierliche, immer lustig bewegliche Camille Desmoulins und Danton mit der kolossalen Figur eben ausstiegen, Beide aufgeregt von den Kämpfen im Konvent, erhitzt und voll Sehnsucht nach Ruhe in den Armen ihrer heißgeliebten Frauen.

Paul stellte sich ihnen vor und brachte seine Bitte mit wenigen Worten vor. Danton war zerstreut, unruhig. Er hörte mit halbem Ohre, sah mit halbem Auge; denn oben am Fenster warf ihm seine Louison Kußhändchen zu. Der leichtfüßige Desmoulins war längst die Treppe hinauf.

Hinaufsehend zog er, als Entgegnung auf Paul's Bitte, ein gefaltetes Papier aus der Tasche. „Hier, mein junger Freund," sprach er, freundlich nach oben drohend, von wo ihn Louison schelmisch mit den schönsten Rosen warf, „hier ist die Liste Derer, die heute gelöpft werden. Sehen Sie nach, ist Ihr Marquis nicht darunter, dann läßt sich was machen, dann wollen wir... ich komme, meine Theure, ich komme ja schon!... dann wollen wir weiter sehen! Adieu, mein junger Freund! Sie geben zu, wenn man von solchen Augen und Armen erwartet wird, hat man nicht Zeit!... Adieu!"

Er stieg so schnell, als er es bei seiner schwerfälligen Figur vermochte, die Treppe hinauf, und Paul hörte noch den Freudenruf, mit dem sich die zärtlichen Gatten in die Arme fielen.

Er hatte das Blatt hastig aufgerissen. Die Liste war nicht lang für den Tag, nur vierzig Namen waren aufgeführt, aber sein Blut stockte, es wurde dunkel vor seinen Augen, der drittletzte Name war der des Marquis — und die Uhr halb vier.

Paul riß sich aus seiner Starrheit auf und sprang in den Wagen, dem Kutscher zuschreiend. Die Pferde wurden angepeitscht. Im Fluge ging's nach Paris zurück, über die Boulevards nach dem Platze Revolution.

Der Platz, die Straßen dahin waren mit Menschen gefüllt. Ueber den wogenden, unruhigen Köpfen ragt das Schaffot mit der Guillotine und den Henkern in den blauen Himmel. Die Maschine war bereits in Thätigkeit. Die Köpfe fielen, das Blut floß, die Seelen stiegen zum Himmel auf.

Paul warf sich aus dem Wagen und drängte sich durch die gaffende, jauchzende, schreiende Menge, den Pöbel, der sich auf das Wohl der Freiheit betrunken, und wieder durch Gruppen von Streitenden, die dem blutigen Schauspiele gleichgültig den Rücken zugewendet, von Entsetzten, die demselben zum ersten Male beiwohnten. Da stehen die Karren, die die Schlachtopfer herbeigeführt, von Nationalgarden umgeben und überwacht. Zu Zweien werden die Opfermenschen nach dem Schaffot geführt und abgethan.

Bis zu diesem Augenblicke sitzen sie bleich und starr, als ob jede Kraft des Lebens bereits von ihnen gewichen; Einige blicken gleichgültig; das Leben ist für sie ohne Werth, der Tod ohne Schrecken; Andere beten still vor sich und gehen ergeben geduldig den letzten Gang; nur Wenige sträuben sich verzweifelt bis auf's Letzte, verzerrt, schäumend, voll Wuth, und werden mit Gewalt unter Mißhandlungen den Weg zum Schaffot geschleppt, gestoßen und geschleift.

Die Uniform Paul's macht ihm Raum. Er sucht von Karren zu Karren. Auf dem letzten erkennt er endlich den Marquis an der Kleidung. Er sitzt gebeugt, den Hut tief über die Augen gedrückt, regungslos. Paul tritt mit pochendem, zagendem Herzen seitwärts an den Karren. Der Marquis bemerkt ihn nicht. Paul legt die Hand leise auf seinen Arm. Der Marquis dreht ruhig den Kopf und Beide fahren betroffen zurück: es ist Martin Blink in des Marquis Kleidung.

„Martin!" ruft Paul entsetzt, „was ist geschehen? was willst Du hier?" — „Sterben, mein Junge, sterben, Ruhe haben für Leib und Seele. Junge, sieh' mich nicht so traurig an!" spricht er ruhig und Paul's Hand ergreifend. — „Es darf nicht sein, Martin, es ist entsetzlich... Du sollst nicht!..." — „Sprich nicht so laut; es schickt sich nicht, in Gegenwart von Todten so laut zu sprechen! Sind nur noch acht vor mir, also mach's leise ab, leise! Leb' wohl, Einer von uns Dreien mußte dran, und da will ich's sein, bin dem Marquis einen Tod schuldig." — „Und Du weißt, er hat Dir gesagt?" — „Er hat mir's gesagt, Junge — es sind nur noch sechs vor mir — und da log ich ihm vor, Du seiest erkrankt zu Hause und wolltest ihn noch einmal sprechen. Wir tauschten die Kleider; er ging aus dem Gefängniß an meiner Statt und wußte nicht, daß es so bald zum Tode ging und ich an seiner..." — „Wo ist er? Martin! erbarme Dich, er kann's nicht wollen, nicht zugeben, es darf nicht..." — „Paul, lebe wohl! — Es sind nur noch vier — Bin alt und hab's satt, mag mich nicht länger narren lassen von der Welt, sie ist's nicht werth: dort betrogen und hier getäuscht. Gib mir beide Hände, Paul, beide, beide! so, recht fest! Hab' Dich von Herzen lieb gehabt und hoff', daß ihr lange und glücklich leben sollt in Italien, und werdet mein gedenken! Sorge für Manel — Es sind nur noch zwei — Glaub' mir, es ist nicht so schwer zu sterben, es ist, wie war's? wie sagtest Du? Himmelslust und Erdenleid! — Nun ist die Reih' an mir und ich bin bereit. — Wende Dich nicht ab, wenn ich den Kopf auflege, daß ich in Deinem Blicke sterbe! Gott sei mit Dir, wie er in mir ist!"

Man rief ihn auf und die Gardisten führten ihn ab. Paul stand sprachlos und starrte ihm nach, ihm war wie im schweren Traume. Jetzt war Martin unten am Gerüste angelangt, jetzt steigt er die Treppe hinauf, oben winkt er Paul noch einmal freundlich zu und weist mit dem Antlitz nach oben, das Beil fällt.

Paul schwankte und griff taumelnd mit den Armen um sich. Naheſtehende hielten ihn aufrecht und führten ihn bei Seite auf den Rasen. Als er sich erholt, schleppte er sich langsam über den Platz, durch das Getümmel des sich verlaufenden Volks, nach seinem Hotel in der Straße St. Honoré. Vor der Schwelle seines Zimmers bricht er zusammen.

(Schluß folgt S. 342.)

Luxusgeschichten.

Von

Graf Lippe-Weißenfeld.

Wahrhaft große und vornehme Männer aller Jahrhunderte haben eins mit einander gemein: Mißachtung der Leidenschaft, durch Kleiderprunk zu glänzen. Sie überlassen gern dem Schauspieler das Vergnügen und die Pflicht, prächtige Kleider und großen Schmuck anzulegen, um die Aufmerksamkeit der Menge, einer bestimmten Rolle angemessen, auf sich zu lenken. Tadellose Reinlichkeit des Anzugs sind wir uns selbst schuldig; eine gewisse Nettigkeit muß dem Anzug zugewendet werden, aus Rücksicht gegen Andere. Wer alle Moden hastig mitmacht, verräth einen weibischen Charakter. Cäsar erwiederte Denen, welche ihn benachrichtigten, Marcus Antonius und Dolabella würden eine Verschwörung gegen ihn zu Wege bringen: „Ich fürchte nicht die Wohlbeleibten und Schöngefärbten; ich mißtraue aber den Magern, Blassen und nachlässig Gekleideten." Er meinte Brutus und Cassius, welche den Schneidern und Teintverbesserern nicht

Zeit und Geld opferten, auch den Weibern nicht als Puppe dienten. — Rudolph von Habsburg zeichnete sich durch Einfachheit aus. Als König Ottokar von Böhmen vor ihm zur Belehnung erschien mit unerhörter Pracht, saß der Kaiser auf einem ganz gewöhnlichen Sessel, gekleidet in einen Rock von grobem Tuch und einem schlechten Hut auf dem Haupt. — Welch ein Abstand zwischen jener schmucklosen, republikanischen Römerin, die ihre in guten Sitten und Vaterlandsliebe heranreifenden Kinder für die schönste Zierde des Weibes erachtete — und einem Gecken, der seine unwichtige Person nicht genug ausstaffiren kann mit allerhand Klunker, aus Furcht, sonst unbeachtet zu bleiben. — Wenn die Putzsucht sich mit einheimischen Stoffen und Fabrikaten begnügen möchte, würde ein gewisser Halt und Sinn in die Modethorheit kommen. Wir lassen uns aber vom Ausland den Schnitt unserer Kleider diktiren und entnehmen der Fremde allerlei Modetand. Man entzieht dem Inland hierdurch erhebliche Kapitalien, und thäte besser, „sich in einheimische Thierfelle zu kleiden;" so räth der wackere Kämpe Ulrich von Hutten seinen deutschen Zeitgenossen. — König Friedrich Wilhelm I. legte statt des galonnirten Hofkleides den Militärrock an, einfach, streng, vorschriftsmäßig und aus einheimischem Tuch gefertigt; er beseitigte die Allongen-Perrücke und ließ die „unehrlichen" Leute in französische Tracht stecken. Dieß wirkte. Preußen kleidete sich preußisch. Heut noch nennt man das Soldatenkleid den „Rock des Königs;" und wenn die Männer des Preußenlandes an National-Ehrentagen festlich gekleidet sind, so verschwindet der geschmacklose schwarze Frack vor dem Militärrock, der Civiluniform und der Amtstracht. — Als der altrömische Luxus seine Hochblüte hatte, wechselte man sogar während des Festmahls die Kleider; es geschah dieß bis elfmal, wie unbequem es auch war. Die schöne Lollia Paulina, zur Zeit des Caligula, erschien bei einem einfachen Verlobungsmahle mit einem Perlen- und Smaragdenschmuck im Werth von 2½ Millionen Thaler. Solchen Thatsachen gegenüber erinnern wir daran, daß Cäsar in der Vorahndung des Elends, welches die hochsteigende römische Herrlichkeit bedrohe (einem Traumgesicht zufolge), an einem gewissen Tage des Jahres seine Hand den Vorübergehenden entgegenhielt, um ein Almosen zu empfangen. Er machte plastisch anschaulich, was der weise Salomo durch die Worte kund gab: „Alles ist eitel." — Unter allen Kleidernarren nimmt der burgundische Karl „der Kühne" die erste Stelle ein. In der Schlacht bei Granson (1476) verlor er einen Hut, den der augsburgische Crösus, Jakob Fugger, mit einem berühmten Diamanten für 4700 Gulden von den schweizerischen Siegern erstand. Er zerschnitt diesen Hut (der Stoff war gelber Sammet) und verwerthete die Diamanten-, Rubinen- und Perlen-Garnirung. Hundert goldgestickte Röcke, welche der reiche und prachtliebende Herzog zu eigenem Gebrauch mit sich in's Feld genommen, fielen in die Hände der Helden des Tages von Granson. Der Herzog verlor seine Gesammtbagage, im Werth einer Million Thaler. Dieß wird nicht unglaublich klingen, wenn man erfährt, daß Karl's des Kühnen Feierkleid auf 200,000 Dukaten geschätzt wurde. Die burgundische Prachtliebe erwies sich als ansteckende Krankheit; und die Kleidertrophäen des Sieges von Granson können als Danaergeschenk gelten. 1497 verbot der Reichstag zu Lindau dem „gemeinen Bauersmann und den arbeitenden Leuten in Stadt und Land": Gold, Perlen, Sammet, seidene und gestickte Kleider.

Eine normannische Hochzeit.

Von

K. Norbert.

Die wichtigsten Momente im menschlichen Leben waren zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in allen Ländern stets mit einer eigenthümlichen Symbolik, mit einem sinnigen Kultus umgeben. Die alten Sitten und Gebräuche werden freilich immer mehr von einer neuen Zeit mit ihren neuen, weltumgestaltenden Einrichtungen beeinträchtigt; die Städte und Ortschaften an den neuen Verkehrswegen fühlen zunächst diese Veränderung, die sich immer weiter und weiter ausdehnt, die unsere Großeltern schon nicht mehr recht begreifen und in die sich kaum unsere Eltern schicken können. Aber wer mit dem Jahrhundert lebt, ohne sein Sklave zu sein, wer sich den treuen Sinn bewahrt hat für die Fortschritte der Kultur und Civilisation, der erschrickt nicht darob, wenn nach und nach mit der alten Tracht des Landes oder der Provinz alte Gebräuche sich verflüchtigen und selbst die konservativsten Elemente des Volkslebens in den Fluß der rasch dahin wogenden Zeit eingetaucht werden. Sie gehen in diesem Wasser nicht unter, wohl aber werden sie mit verjüngter Kraft, mit neuer Lebensfrische und muthvoller Zukunftsfähigkeit daraus hervorsteigen.

In Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland haben sich überall da, wo die lokale Ursprünglichkeit von den Erfindungen der Neuzeit noch nicht beeinträchtigt ist, jene alten Gebräuche mit ihrem poetischen Reiz noch forterhalten, ist namentlich die Schweiz und Süddeutschland noch überaus reich an den eigenthümlichsten Volks- und Familienfesten, die für den Kulturhistoriker stets die dankbarste Ausbeute liefern. Die Familienfeste beginnen schon bei der Geburt des neuen Erdenbürgers, und die Todtenfeier verläuft selten ohne reichlich-solennen Leichenschmaus. Die erste Kommunion und Konfirmation gestalten sich da und dort, besonders in katholischen Gegenden, zu den herzigsten Kinderfesten. Ueberall aber ist das Hochzeitsfest das bedeutungsvollste. An einigen Orten sind schon mit der Brautwerbung höchst originelle Ceremonien verbunden; die Hochzeitseinladungen erfolgen durch die Person eines hervorragenden Spaßmachers des Dorfes, eines humoristischen Poeten, der seine gereimten und ungereimten Späße gut anzubringen versteht. Er ist die lustige Person, die vor Allem am Hochzeitstage und beim Hochzeitsschmause nicht fehlen darf. Der Gang zur Trauung vollzieht sich fast überall unter Böllerschüssen, Geigen- und Klarinettenspiel. Das ländliche Orchester spielt bei dieser Gelegenheit ein geistliches Lied in langgezogenen Tönen, z. B. den „güldenen Rosenkranz", um dann noch einige Stunden in frischerem Takt und hellerem Klang lustige Walzer abzufiedeln. Nach dem Kirchgang erfolgt die Abfahrt des Hochzeitszuges entweder in das elterliche Haus der jungen Frau, oder des jungen Ehegemahls, oder in ein benachbartes Wirthshaus. Dem abfahrenden Brautpaar werden aber noch verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt: am Bernerwägelchen fehlt die Wage, um die Pferde daran anspannen zu können, oder von den Pferdegeschirren sind die Stricke abhanden gekommen; kann die Abfahrt glücklich von Statten gehen, so verwehrt am Ende des Dorfes ein über die Straße gespannter Strick die Ausfahrt aus demselben, während schallhaft lachende Burschе dem Brautpaar perlenden Rothwein mit Weißbrod offeriren. Diese Aufmerksamkeit wird nicht unberücksichtigt gelassen. Aber damit die Abfahrt ordentlich vor sich gehen kann, kostet's den Hochzeiter ein hübsches Trinkgeld. Und abermals knallen lustige Schüsse zu Ehren des jungen Ehepaars; die Pferde aber jagen munter davon, als wüßten sie, welcher Ehrentag heute gefeiert wird. — Sind dann das Ehepaar und die Hochzeitsgäste in vollem Feststaat, in Blumen- und Bänderschmuck in der gastlichen Wohnung der Verwandten oder in geräumigem Wirthshaussaale angekommen, dann klingen die Gläser, dann wird ein homerisches Gastmahl aufgetragen, und wieder klingen die Gläser und klingen fort bis in die tiefe Nacht hinein. Und die Musik spielt und spielt lustig dazu, und die jungen Leute stampfen einen Walzer nach dem andern ab, daß der Staub in sichtbaren Wolken aufwirbelt und man alle Fenster öffnen muß. Die älteren Hochzeitsgäste aber bleiben unterdeß an der reich besetzten Tafel sitzen, sprechen Speise und

Fig. 1. Costume de ville.

Fig. 2. Costume de ville.

LE PRINCE NAPOLÉON ET LA PRINCESSE CLOTILDE DE SAVOIE REÇUS PAR LE ROI ET LA REINE D'ITALIE AU PALAIS DE LA CHAMBRE DES DÉPUTÉS, A TURIN. — D'après un dessin de M. Tofani.

der feindlichen Schiffe versehen. Von den Masten wehten Fahnen mit dem Wappen der Republik. Der Dandolo, auf welchem der genuesische Admiral Giulielmo Ubriachi (Wilhelm Trunkenbold) seine Fahne aufgepflanzt hatte, lag zunächst dem Einsteigeplatz. Eine unübersehbare Menge Volkes harrte am Ufer, mit patriotischem Wohlgefallen die stattliche Flotte betrachtend, dann wieder die Blicke neugierig gegen die Stadt richtend. Endlich kamen die Kardinäle, die päpstlichen Legaten, über hundert Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, meistens aus Frankreich und England, und die Abgeordneten des Lombardenbundes. Vom Podesta der Stadt geführt, näherten sie sich dem Hafen und wurden auf Barken zu den Galeeren geleitet, welche sie erstiegen. Alles war parat, der Podesta schwenkte seinen Hut, die Geistlichen, vorn auf dem Verdeck stehend, erhoben ihre Hände segnend gegen die Stadt, und unter den Glückwünschen und dem stürmischen Beifallsgeschrei der Menge, unter dem Absingen von Psalmen und lieblichen Liedern von Seiten der Prälaten, stach der Dandolo in die hohe See, und ihm nach die übrige Flotte.

Wohl waren nicht alle Genuesen so begeistert für diese päpstliche Expedition. Zwar hatte Kaiser Friedrich II. bei seinen Streitigkeiten mit dem Papste Gregor IX. sich früher selbst auf eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, welcher Vorschlag vom Papste damals zurückgewiesen wurde. Als aber der Kaiser im Kirchenstaat vordrang und den Papst in die Enge trieb, so war dieser es, welcher nun all' sein Heil in der Kirchenversammlung sah und zu diesem Zwecke alle Prälaten der Christenheit auf Ostern nach Rom berief. Allein Friedrich sah recht wohl, daß, nachdem er das Schifflein Petri beinahe schon zum Sinken gebracht hatte, die unter der Leitung des Papstes stehende Kirchenversammlung jedenfalls nicht für den übermächtigen Kaiser, sondern für den hülflosen Papst sich aussprechen werde, und daß es einen ganz andern Eindruck auf die Christenheit mache, ob bloß der Papst, oder ob die aus der ganzen Christenheit zusammenströmenden Kirchenfürsten in feierlicher Versammlung Beschlüsse fassen. Daher erklärte er, daß er diese Versammlung, wozu ausdrücklich hauptsächlich seine Feinde geladen waren, nicht anerkenne, und warnte in offenen Schreiben die Geladenen vor der Reise nach Rom, da er ihnen kein sicheres Geleite gewähre. Dunkle Gerüchte von den Rüstungen des Kaisers und von seiner Verbindung mit den Pisanern drangen nach Genua. Man kannte den unbeugsamen Willen des Kaisers, daß er Allem aufbieten werde, die Versammlung unmöglich zu machen oder zu sprengen, und es bildete sich eine kleine Partei in Genua für ihn.

Als die Flotte bei Portovenere in der Nähe von Spezzia ankam, erfuhr man, daß der Feind in den pisanischen Gewässern ihrer warte. Dieß war für die Prälaten, welchen inzwischen auch die Seekrankheit eine minder zuversichtliche Gesinnung beigebracht hatte, ein wahrer Donnerschlag. Sie baten daher bei allen Heiligen und beschworen die Kapitäne und den Admiral, der feindlichen Flotte auszuweichen, eiligst gegen Westen nach Korsika zu segeln und so auf einem sichern Umweg Civitavecchia oder Ostia zuzusteuern. Aber der Admiral Wilhelm Trunkenbold rechnete mit so trunkener Zuversicht auf den Sieg und hielt es für so schimpflich, daß die glorreiche Meerkönigin Genua vor ihrer kleinen Rivalin Pisa furchtsam sich zurückziehen solle, daß er taub gegen das Bitten und Jammern der Prälaten, nur auf seinen Ruhm und auf die Ehre des Vaterlandes bedacht, entschlossen zu siegen oder zu sterben, geradezu in die pisanischen Gewässer fuhr.

Einen größeren Gefallen konnte er dem Kaiser nicht erweisen. Dieser hatte in seinem Erbreich Neapel und Sizilien siebenundzwanzig Schiffe unter der Führung des erfahrenen Ansaldo de Mari aufgebracht, bewog seine alten Bundesgenossen, die Pisaner, mit einigen Schiffen, unter dem tüchtigen Seemann Ugolino Buzacherini, zu ihm zu stoßen, und diese mächtige Flotte, wie ein Löwe zum Sprung bereit, lag unter dem Oberbefehl des Königs Enzio von Sardinien bei Pisa vor Anker. Dieser kraftvolle Jüngling war es, dem der Vater in allen Stücken wie sich selbst vertraute, und er hatte Recht hierin. Enzio, oder wie er eigentlich hieß, Heinrich, abgekürzt Heinz, war der natürliche Sohn Kaiser Friedrich's II. von Hohenstaufen und im Jahre 1225 zu Palermo geboren. Seine Mutter war die eben so schöne als geistreiche Gräfin Bianka Lancia, die Mutter König Manfred's, nach Andern eine andere Italienerin oder eine in Italien wohnende Deutsche. Unter den Augen seines Vaters aufwachsend, reifte er ganz zu dessen Ebenbild heran.

Nirgends gab es je einen glänzenderen Hof als zu Palermo, nirgends je einen geistvolleren Fürsten als Friedrich II. Was Abendland und Morgenland Schönes und Wissenswerthes hatte, das fand sich hier wie in einer fortdauernden Weltausstellung beisammen.

Hier war der Audienzsaal voll von Gesandten aus allen Ländern, und Friedrich, der deutsch, italienisch, lateinisch, griechisch, französisch und arabisch verstand, unterhielt sich mit jedem in seiner Landessprache und suchte sich über fremde Sitten und Einrichtungen zu unterrichten. Hier waren Philosophen, Mathematiker, Naturforscher und Künstler versammelt, und unter des Kaisers Vorsitz wurden ihre Werke vorgelesen, die Resultate ihrer Forschungen mitgetheilt, die Produkte ihrer Kunst vorgelegt, alles vom Kaiser geprüft und nach Verdienst belobt und belohnt; dort saßen die schönsten und edelsten Frauen des Reiches, deutsche, italienische und provenzalische Dichter trugen ihre Gedichte vor, und der Kaiser selbst und seine Söhne griffen zur Leier und ließen zum Lob der Frauen, zum Preis der Natur oder zu scherzhafter Ergötzlichkeit Lieder, die sie selbst gedichtet, ertönen; hier sah man den Kaiser mit seinem Hofrichter Peter von Vinea, den er mit glücklicher Menschenkenntniß vom Bettelstudenten zu Bologna zu seinem ersten Minister erhoben hatte, die neueste Politik besprechen und ein Gesetzbuch für Neapel prüfen; dort marschirte er in der Glut der Sommerhitze, bald im heißen Sand, bald über steile Felsen, in Ertragung von Strapazen Allen voranleuchtend.

Unter solchen Einflüssen und Eindrücken erzogen und gebildet zu werden, war Enzio vergönnt, und wenn man an die Entartung seines ältesten Bruders Heinrich denkt, der, in Deutschland lebend, sich selbst überlassen, moralisch zu Grunde ging und gleich dem Salier Heinrich V. zur Empörung gegen seinen Vater vom Papste sich verleiten ließ, so sieht man wohl, was das Beispiel des Vaters wirkte. Er hatte die auffallendste Aehnlichkeit mit seinem Vater, leiblich und geistig, war ihm in allen Verhältnissen unbegrenzt ergeben, vereinigte mit seltener Schönheit der Gestalt einen heldenmüthigen Sinn, besaß ein mildes Gemüth und Sinn für Scherz und heitere Fröhlichkeit. Die Schlacht war sein Element, und fürchterlich wie der zürnende Achilles tobte in ihr der goldgelockte Hohenstaufe.

Die Erbin eines großen Theils der Insel Sardinien, welche damals in vier ziemlich abgesonderte Bezirke geschieden war, war Adelasia (Adelheid). Friedrich, welcher seinem Enzio eine feste Stellung und dem deutschen Reiche ein längst abgerissenes Besitzthum wieder verschaffen wollte, warb für ihn um die Markgräfin. Obgleich es ihr nicht an Freiern fehlte, so fühlte sie sich doch zu sehr geschmeichelt, mit der großen Kaiserfamilie in Verwandtschaft zu treten und den Titel einer Königin annehmen zu können, als daß sie nicht unbedingt den jungen Hohenstaufen allen Andern vorzog. Friedrich belehnte seinen Sohn mit der Insel Sardinien und gab ihm die Königswürde. Der erst fünfzehnjährige Enzio war zwar für die neue Würde eines Königs von Sardinien und eines Ehemannes nicht sehr begeistert, doch fügte er sich mit heiterem Humor in sein Schicksal. Die Vermählung ging auf der Insel vor sich, rasch verflossen dem neuen Königspaar die Flitterwochen, und nur zu bald entführte der unerbittliche Papst der Königin ihren Gemahl. Denn bereits war der Krieg zwischen Kaiser und Papst auf's Heftigste entbrannt, und Enzio war zu sehr Hohenstaufe, als

daß er nicht, statt sich in zarten Galanterien zu verlieren, seinen Platz an der Seite seines Vaters, auf muthigem Streitroß, im Getümmel der Schlacht suchte. Dem Papst war diese sardinische Heirath aus mehr als einem Grunde unlieb. Denn er erklärte Sardinien für ein Lehen nicht des Reiches, sondern der Kurie, wünschte Adelasia nicht mit Enzio, sondern mit einem welfisch gesinnten Edlen vermählt zu sehen, und hatte dafür Enzio eine seiner Nichten zugedacht. Als nun Friedrich vollends erklärte, daß es unter seiner Würde gewesen wäre, seinen Sohn mit einer Nichte des Papstes zu vermählen, so läßt sich denken, wie diesem die Galle stieg. Er spielte seinen letzten Trumpf aus und that Friedrich zum zweiten Mal in den Bann. Er hetzte auch den Lombardenbund, an dessen Spitze die mächtigen Städte Mailand und Bologna standen, zu neuen Feindseligkeiten gegen den Kaiser auf, und auf der ganzen Halbinsel hörte man wieder das Feldgeschrei der Welfen und Gibellinen. Enzio, von seinem Vater zum Statthalter von ganz Italien ernannt, zeigte sich diesem wichtigen Amte vollkommen gewachsen, und man mußte die für sein Alter seltene Geschäftskenntniß bewundern und die Gewandtheit, mit der er sich gegen Freund und Feind benahm. Er rückte mit einem Heer in den Kirchenstaat ein, nahm die Mark Ankona, drang sogar in das allerheiligste Patrimonium Petri, wo die so nahe bei Rom gelegenen Orte Viterbo und Sutri kaiserlich wurden, und machte Miene, dem Papst auch Rom zu nehmen und die alte Welthauptstadt zur Hauptstadt des Königreichs Italien zu machen. Zwar sprach nun der Papst auch über Enzio den Bann aus, aber dieser hatte so wenig wie sein Vater Lust, sich graue Haare darüber wachsen zu lassen und ein zweites Canossa aufzuführen.

So standen die Sachen, als Gregor zu dem verzweifelten Mittel einer Kirchenversammlung griff und seine Prälaten auf den genuesischen Schiffen wider ihren Willen in die pisanischen Gewässer führen. Es läßt sich nun beurtheilen, welch' gefährlichen Gegner sie an dem Oberadmiral Enzio hatten. Kaum erfuhr dieser die Annäherung der geistlichen Flotte, so befahl er auf der Stelle, ihr entgegen zu laufen, und traf sie unweit Livorno bei der Felseninsel Meloria. Es war der 3. Mai. Aber die Prälaten, so sehr sie sich sonst von dem Wonnemonat dichterisch angeweht fühlten, sahen dießmal das Leben mit sehr prosaischen Augen an und waren zu einem Maienfest im Sinne Enzio's gar zu schlecht aufgelegt. Als sie die kaiserlich-pisanische Flotte heransegeln sahen, so waren viele der Meinung, man solle es zu keiner Schlacht kommen lassen, sondern, um den Zorn der Kaiserlichen nicht noch mehr zu reizen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Da erklärten ihnen die alten Seekapitäne von Genua, empört über die schmähliche Rolle, die ihnen zugemuthet wurde: „wer die Suppe eingebrockt habe, solle sie auch essen", und stellten ihre Schiffe in Schlachtordnung auf. Es begann ein hitziger Kampf. Unter der eben so klugen als muthigen Leitung ihres Königs und seiner Admirale griffen die Gibellinen mit Ungestüm an; mit Hartnäckigkeit, auf die pisanischen Schiffe geradezu toll losfahrend, wehrten sich die Genuesen. Aber sie waren zu sehr im Nachtheil: ihre Fahrzeuge waren zu schwer beladen. Da ertönte ein lautes Freudengeschrei. König Enzio hatte das genuesische Admiralschiff „Dandolo" geentert, und von dem Maste des stolzen Schiffes wehte die hohenstaufische Flagge. An Widerstand war nicht mehr zu denken; die Schlacht war gewonnen, zweiundzwanzig Schiffe erobert, drei in den Grund gebohrt, nur zweien gelang es, zu entkommen und der Vaterstadt die Trauerkunde zu überbringen. Das war ein Fang! König Enzio, bisher nur als Feldherr zu Land ausgezeichnet, hatte als sechzehnjähriger Jüngling eine der schönsten Flotten des mächtigen Genua vernichtet und den früheren Siegeskränzen diesen herrlichen Lorbeer beigefügt. Viertausend genuesische Bürger wurden zu Gefangenen gemacht, und eine solche Menge Gold und Kostbarkeiten erbeutet, daß die Kaiserlichen und Pisaner das Geld mit Scheffeln unter sich theilten und alle Schiffsmannschaft auf's Reichlichste beschenkt werden konnte.

Der Papst war wie niedergeschmettert. Zugleich drang Friedrich gegen Rom vor und schloß es, sogar von dem Kardinal Colonna unterstützt, von allen Seiten ein, so daß Gregor, statt wie sonst den Sommer in der Bergluft zuzubringen, in dem ungesunden Rom ausharren mußte, und so erlag der fast hundertjährige Greis der giftigen Ausdünstung der ewigen Stadt und seinen geistigen Leiden. Nun stand sein kaiserlicher Gegner als ein unüberwindlicher Sieger da. Er war auf dem Gipfel seines Glückes.

Als der Kardinal Sinibaldo Fiesko aus dem genuesischen Geschlechte der Grafen Lavagna 1243 zum Papste gewählt wurde und unter dem Namen Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, sagte Friedrich, mit welchem jener bisher auf dem besten Fuße stand: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen feindlichen Papst wieder finde. Kein Papst kann ein Gibelline sein." Er hatte richtig geweissagt. Innocenz war ein Mann von durchdringendem Scharfsinn, von grenzenloser Herrschsucht und einer Kaltblütigkeit im Ausbrüten und Durchführen seiner Plane, die ihn jeden Sieges gewiß machte. Er bestrebte sich, seinen Vorgängern Gregor VII. und IX., Alexander III. und Innocenz III. an Herrschergewalt nicht nur gleich zu kommen, sondern sie wo möglich noch zu übertreffen. Zuerst suchte er, nachdem die ersten Unterhandlungen zwischen ihm und dem Kaiser an dem päpstlichen Starrsinn gescheitert waren, in Italien selbst eine größere Partei sich zu verschaffen. Mehrere gibellinische Städte und Edle traten zu ihm über; ja selbst Adelasia, um die sich allerdings der immer in Kämpfen lebende Enzio wenig mehr bekümmert hatte, trat in Unterhandlungen mit Innocenz, erhielt die Scheidung von Enzio als einem Gebannten, und heirathete den elenden Sardinier Michele Zanchi, welchen Dante zu den größten Betrügern auf Erden zählt, als vierten Gemahl. Dann beschloß er, da er recht wohl wußte, was zunächst den Sturz Gregor's IX. veranlaßt hatte, die Flucht aus Rom und begab sich, um sich seiner vollen Willensfreiheit zu erfreuen, nicht ohne Gefahr nach Civitavecchia und von da über Genua nach Lyon. Da diese Stadt nur dem Namen nach zum römisch-deutschen Reiche gehörte, in Wahrheit vom Kaiser eben so unabhängig war, wie vom König von Frankreich, so war sie für die päpstlichen Operationen äußerst geschickt gelegen, und hieher berief er für das Jahr 1245 eine Kirchenversammlung. Auf dieser sprach er, trotz der nachdrücklichen, gewandten und beredten Vertheidigung des kaiserlichen Abgesandten Thaddäus von Suessa, über Friedrich, als des Meineids, des Kirchenraubs und der Ketzerei überführt, den Bannfluch aus, erklärte ihn aller seiner Kronen verlustig, forderte die Deutschen auf, einen andern König zu wählen, und sprach das sizilische Reich als ein päpstliches Lehen der Kirche wieder zu. Unter lautloser Stille senkte Innocenz und mit ihm alle Prälaten die brennenden Fackeln zur Erde, bis sie erloschen, zum Zeichen, daß des Kaisers Macht eben so erlöschen werde, schleuderten sie zu Boden und verließen als triumphirende Sieger den Saal. Darauf wurden überallhin Legaten und Bettelmönche geschickt, in der Lombardei gehäuft, in Deutschland gehetzt, in Neapel eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers angezettelt.

Als Friedrich diese Sprache von Lyon vernahm, war er bis in's innerste Mark empört, seine Söhne zitterten vor Wuth und vor Kampflust, und alle Gibellinen rüsteten sich zum äußersten Krieg. Zugleich hatte aber diese Sprache den ganzen Adel und alle Fürsten erbittert, da man es unerträglich fand, daß die Majestät der Fürsten sich zur Sklavin der Geistlichkeit erniedrigen solle, und Friedrich wünschte seine Sache zur Sache aller Fürsten zu machen, von welchen die Prälaten zu Lyon nur als von Königlein, von kleinen Schlangen sprachen, denen man den Kopf zertreten müsse. Aber es gab unter den Königen nur Einen Friedrich, nur Einen Enzio, und so mußten sie auch allein die

Sache aussechten. „Hammer oder Ambos!“ rief Friedrich aus. Die Wahl konnte für einen Hohenstaufen nicht schwer sein.

Während in Deutschland König Konrad, ein älterer Sohn des Kaisers, den König Heinrich Raspe von Thüringen bei Ulm in die Flucht schlug, kämpften in Italien die Gibellinen in zwei großen Heerhaufen, wovon den einen Friedrich, den andern Enzio befehligte. Es galt hauptsächlich den Städten des Lombardenbundes, welche bei ihrer republikanischen Gesinnung zunächst vom Kaiser mehr fürchteten, als vom Papst, und es daher mit letzterem hielten. Im Kirchenstaat fiel heute eine Stadt vom Kaiser, morgen von dem Papste ab, und so dauerte der Kampf bei der Nothwendigkeit, die kaiserlichen Kräfte nach verschiedenen Seiten hin zu verwenden, ohne große Entscheidung vier volle Jahre. Das Glück schwankte. Zwar nahm durch die unerhörten Anstrengungen des Papstes die Zahl der gibellinisch gesinnten Städte in Ober- und Mittelitalien ab; aber auch nach der verunglückten Belagerung Parmas, an welchem Unglück weder Friedrich noch Enzio Schuld hatten, stand es mit den Gibellinen nicht schlecht. Enzio erfocht über die Parmesen und Mantuaner einen herrlichen Sieg, zerstörte ihnen hundert Fahrzeuge auf dem Po und machte dreihundert Gefangene. Bald darauf griff er die Parmesen zum zweiten Mal an, schlug sie noch einmal und tödtete einen Neffen des Papstes. Was nur Enzio angriff, gelang ihm. Diesen Jüngling schien sich das Glück zu seinem Liebling erkoren zu haben, und es war klar, daß, so lange dieser Arm noch aushielt, die Sache des Kaisers gegen Päpste und Lombarden durchgeführt werden konnte.

Diese herrlichen Hoffnungen, diese glänzenden Erfolge gingen durch eine einzige unglückliche Stunde verloren. Von den Modenesen, welche von den kriegslustigen Bewohnern von Bologna angegriffen wurden, dringend um Hülfe angerufen, eilte Enzio mit einer kleinen Schaar herbei und stellte sich, von den nicht sehr kriegerischen Modenesen verstärkt, an einem wilden Waldbach, der Fossalta, dem Feinde entgegen. Am 26. Mai 1249 kam es hier zur Schlacht. In einem Zweikampf mit einem feindlichen Führer stürzte Enzio's verendendes Pferd, er selbst fiel zu Boden, wurde von den Feinden umringt, aber von seinen Deutschen wieder glücklich herausgehauen, und noch einmal durchflog er, glühend vor Kampflust, im heißen Drang, den Sieg auch dießmal an seine Fersen zu bannen, mit dem weißen, mit goldenen Adlern durchwirkten Mantel umhüllt, die Reihen der Seinigen. Aber er sah bereits seine Niederlage vor Augen. Denn die Modenesen hatten sich schon in eilige Flucht geworfen und das ganze Heer in Verwirrung gebracht. Der Letzte auf dem Schlachtfeld, für die Rettung der Seinigen, für seine Ehre, seinen Ruhm nur besorgt, wurde er in der Dunkelheit der Nacht von den zahlreichen Feinden umringt und nebst zweihundert seiner Anhänger gefangen.

Die kaiserliche Sache hätte kaum einen stärkeren Schlag erleiden können. In einem pomphaften Triumphzug zog das siegreiche Heer in Bologna ein und hatte in seiner Mitte den schönen Hohenstaufen, der in prächtigem Kriegsgewand auf seinem Streitroß saß. Alle Fenster, alle Dächer waren von Zuschauern angefüllt, und manches harte Herz erbebte bei dem Anblick dieser vollkommenen Männlichkeit, dieses heldenmüthigen Blickes, dieses auch im Unglück ungebeugten Hauptes. Er erhielt eine anständige Haft, durfte Besuche empfangen und sammelte einen Freundeskreis um sich, in welchem Musik und Dichtkunst als tröstende Genien wirkten. Aber die fortwährende Haft war für das junge thatendurstige Gemüth eine entsetzliche Qual. Und doch sah er nirgends eine Hoffnung, derselben sich entledigen zu können. Alle Versprechungen und Drohungen seines Vaters waren vergeblich. Die Bolognesen, welche wohl wußten, was Enzio für die gibellinische Sache war, und sich sehr in dem Gedanken gefielen, den entschlossensten Parteigänger derselben, einen König, als Gefangenen in ihren Mauern zu haben, faßten den Beschluß, ihn bis zu seinem Tod in Haft zu behalten, und nichts war mächtig, kein Preis hoch genug, um sie zu einer Aenderung dieses Urtheils zu veranlassen.

Zwar leuchtete auch manch schöner Stern in die Nacht dieser Gefangenschaft. Enzio fand an Pietro Asinelli, einem Jüngling von vornehmer Familie, einen edlen, theilnehmenden Freund; und mit Lucia Viadagola, der schönsten unter allen Töchtern Bolognas, zog die Liebe mit ihrer ganzen Rosenglut in sein Gemach. Von seinem Blick, den er bei seinem Einzug zufällig auf sie richtete, tief getroffen, von seiner unglücklichen Lage zu heftigstem Mitleid bewegt, ließ es ihr keine Ruhe, bis sie, von Asinelli eingeführt, dem Manne gegenüberstand, der so ganz ihre Seele füllte. Die eben so geistreiche als schöne Lucia wurde seine Gemahlin, durfte seine Haft mit ihm theilen, und gebar ihm im Jahr 1251 einen Knaben, welchem er den Namen Bentivoglio („dir will ich wohl“) gab.

Aber konnte sich auch Enzio in dieser reizenden Idylle glücklich fühlen, so war doch seine Natur weniger hiezu als zum Heldenepos angelegt. Zwanzig lange und bange Jahre waren schon dahingegangen, sein Vater und seine Brüder von Krankheiten und von Schlachten schon dahingerafft, sein Neffe Konradin vom Henkerbeil getroffen, er allein war noch da als der letzte männliche Sprosse dieses kraftvollen Hohenstaufengeschlechtes. Da regten sich die Schwingen des Adlers, und mit verzehrender Ungeduld sah er nach der Sonne, in deren warmen Strahlen er sich so gerne im freien, stolzen Flug wieder einmal gewiegt hätte. Er wollte den gänzlichen Untergang seines Hauses verhindern und den französischen Prinzen, Karl von Anjou, der auf die Einladung des Papstes hin das hohenstaufische Erbe, Neapel und Sizilien, in Besitz genommen hatte, aus demselben vertreiben und seinen großen Namen noch einmal in all' seinem Glanze vor der Welt entfalten. Hiezu war als erste Bedingung seine Freiheit nöthig. Asinelli erklärte sich bereit, auf jede Weise für seine Befreiung zu wirken, der Küfer Filippo übernahm die Ausführung. Er hatte schon manches Faß Wein in die Wohnung Enzio's gebracht und das geleerte auf seinen Schultern zurückgetragen. So ergriff er mit seinen kräftigen Armen eines Abends ein solches Faß, trug es zum Hofthore hinaus und eilte mit raschen Schritten hinaus in's Freie, wo Asinelli mit schnellläufigen Pferden ihrer wartete. Ein Soldat, der zufällig vorbeiging und das Faß betrachtete, sah eine Locke aus demselben heraushängen, so schön golden, wie man sie nur bei Enzio sehen konnte. Er machte Lärm, die Wachen eilten herbei, Filippo wurde überwältigt und festgenommen und König Enzio in dem Faß gefunden. Der Küfer wurde hingerichtet, Asinelli entkam mit den Pferden, Enzio erhielt eine strengere Haft und durfte Niemand mehr, auch nicht seine geliebte Lucia und Bentivoglio sehen. Diese ungewohnte Härte, mit der man ihn behandelte, die Hoffnungslosigkeit, zu der er nun verurtheilt war, zehrten vollends rasch an dem Mark seines Lebens, und nachdem er fast dreiundzwanzig Jahre in Gefangenschaft zugebracht hatte, starb er am 15. März 1272 in einem Alter von sechsundvierzig Jahren.

Zum zweiten Mal war ganz Bologna auf den Füßen, um die königliche Leiche in feierlichem Zuge zur Kirche von St. Dominico zu bringen. Dort wurde sie beigesetzt, und eine Marmortafel bezeichnet noch heute den Ort, wo der kraftvollste Sohn Friedrich's II., der letzte Hohenstaufe ruht.

Am Strande von Sylt.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

Hat man sich auf Sylt an dem Spiele der Wogen satt gesehen, so ist Nichts lohnender als ein Gang durch die Dünen, die in ihren Formationen viel Aehnlichkeit mit den Alpen Steier-

Le Mot. — Le Mot, journal rouge, publié à Londres par M. Ledru-Rollin, M. Félix Pyat et quelques autres proscrits français. Le premier numéro a paru le 15 février 1850. Le Mot a cessé de paraître après le 13 juin 1851, jour où M. Ledru-Rollin a été condamné par contumace à la déportation.

Le Mot. — Le Mot, journal rouge, publié à Londres par M. Ledru-Rollin, M. Félix Pyat et quelques autres proscrits français. Le premier numéro a paru le 15 février 1850. Le Mot a cessé de paraître après le 13 juin 1851, jour où M. Ledru-Rollin a été condamné par contumace à la déportation.

wird, wo die Dünen erst die ganze Insel Sylt, dann das Wattenmeer und endlich die Küste des Festlandes bedecken werden, wenn zu ihrem Schutze nichts geschieht. Sie wandern unausgesetzt nach Osten, und es sind, wie man mit Bestimmtheit weiß, bereits ganze Dörfer unter ihnen begraben. Das Dorf Rantum z. B., einst ein großes volkreiches Dorf, ist bis auf zwei Hütten verschwunden und auch diese werden in kurzer Zeit von dem Dünensande bedeckt sein; man findet in der Nähe des Pavillons unter den Dünen Gräben und Wälle, welche von den fleißigen Sylterinnen aufgeworfen wurden, um den Flugsand aufzuhalten; — aber die Arbeit der prächtigen Weiber war vergeblich, und wenn nicht durch Anpflanzungen von Sandhafer und Sandroggen geholfen wird, so können wir noch in diesem Jahrhunderte dem Durchbruch der Dünen — und somit unendlichem Unglück — entgegen sehen. Die Pflanzen verhindern das Wegfegen des Sandes durch den Wind, und wenn zugleich Sorge getragen wird, daß die Küste selbst schräge gehalten wird, und nicht, wie jetzt der Fall ist, an vielen Punkten senkrecht abfällt, so ist zu erwarten, daß das Vorwärtsschreiten der Dünen wenigstens sehr zurückgehalten werden kann. Anpflanzungen von Nadelwäldern hinter den Dünen würden vielleicht auch eine Art von Schutz gewähren; man muß, mit einem Worte, keine Mühe sparen, die Dünen zu erhalten; jede Nachlässigkeit, die man sich zu Schulden kommen läßt, ist eine schwere Sünde gegen ganz Deutschland.

So todt und öde die Dünen an und für sich sind, so reges Leben herrscht doch auf ihnen zu der Zeit, wo die Seevögel sich einfinden, um ihre Nester zurecht zu machen und ihre Brut zu bestellen. Die Silbermöve, ein großer, schneeweißer Vogel mit silberblauen Flügeln, findet sich so zahlreich ein, daß der Eierkönig, welcher die Aufsicht über die Brutplätze hat, jährlich ungefähr siebenzigtausend Eier einsammeln kann; da aber ein Ei der Silbermöve in der Küche so viel werth ist wie drei Hühnereier, so folgt hieraus, daß das „Eiergeschäft" auf Sylt ein recht einträgliches sein muß.

Außer den Silbermöven nisten die Eidergans, der Kampfhahn, der Regenpfeifer, Austernfischer, die kaspische Meerschwalbe und die Bergente in großen Schaaren auf den Dünen; seltener ist der große Taucher, den die Sylter Jantje von Amsterdam nennen.

Die Bergente, ein schöner, weiß, schwarz und braun gefleckter Vogel mit rothem Schnabel und rothen Füßen, macht sich Löcher in den Sand, kriecht also in den Berg hinein, um ihr Nest ganz im Verborgenen anzulegen, und da die Federn dieser Ente mit denen der Eidergans konkurriren können, haben die Sylter es unternommen, ihr das Graben zu ersparen, und statt ihrer an passenden Stellen Löcher anzulegen. Die Ente hat sich dieß gefallen und allmälig in die Nähe der Wohnungen locken lassen, wo sie nun ganz ungenirt umhergeht, den besten Bau für sich in Anspruch nimmt und ruhig zusieht, wie man ihr die ersten Eier wegnimmt. Sind ihr vierzehn oder fünfzehn Eier genommen, so läßt man ihr den Rest, den sie getreulich ausbrütet. Kaum sind die Jungen ausgekrochen, so holt der Sylter die feinen Federn und Daunen, mit denen das Nest ausgefüllt war, und die Frau Mama schwimmt mit ihren Jungen in das offene Meer hinaus. Hier findet aber etwas statt, was mich in das höchste Erstaunen versetzt hat. Sobald nämlich die Alten mit ihren Jungen auf dem Wasser erscheinen, entsteht zwischen ihnen ein furchtbarer, mit der äußersten Erbitterung geführter Kampf um die Jungen. Jedes Paar beansprucht die Kleinen des andern; die Mütter locken und schmeicheln, die Väter schlagen drein, und das Ende vom Liede ist, daß ein Paar einen ganzen Trupp junger Enten um sich versammelt, während vier, fünf und noch mehr weniger kräftige und muthige das leere Nachsehen haben und kinderlos in die Weite ziehen müssen.

Das friedliche und geduldige Benehmen der Bergenten den Syltern gegenüber und die geringe Scheu, welche sie vor den Menschen zu haben scheinen, ist Veranlassung zu einem gegenseitigen Vertrage geworden, dessen erster Paragraph lautet, daß Niemand eine Bergente schießen oder fangen darf. Da dieses gegenseitige Abkommen streng beobachtet wird, sieht man die Bergenten, — die anderswo sehr scheu und wild sind, — ungenirt bei den Häusern der Seeleute umherwatscheln, und wenn zufällig etwas vom Mittagsessen übrig geblieben ist, so können sie sicher darauf rechnen, daß die Hausfrau ihnen einen guten Bissen vorsetzen wird.

Im Hochsommer, wenn die jungen Enteriche die Schwungfedern verlieren, daher nicht fliegen können, versammeln sie sich zu Tausenden auf der Nordsee und warten in Geduld das Nachwachsen ihrer Flügel ab. Diesen Umstand wissen die Dithmarsen sehr gut zu benützen; sie setzen sich in ein Segelboot, fahren in das Meer hinaus und segeln die Entenschwärme über. Die von der langen Hetzfahrt ermüdeten Enten können nicht mehr lange untertauchen, und werden von den Jägern mit Kätschern und auch wohl mit den bloßen Händen gefangen und in das Boot geworfen. Ich habe selbst einmal einer solchen Jagd beigewohnt und ein halbes Dutzend Enten gefangen. Jetzt, wo ich die guten Eigenschaften der Bergente habe kennen lernen, werde ich mich hüten, ihnen jemals wieder etwas zu leide zu thun.

Bilderräthsel.

25.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 292:

Falsches Testament.

Ein Abenteurer der Revolution.

Novelle von W. Passauer.

(Schluß.)

17.

Es sind zwei Jahre vergangen. Wir sehen mit Dir, wohlwollender Leser, nach den Personen aus, an die Dich, wie wir hoffen, ein herzliches Interesse fesselt. So folge uns denn in ein altes klassisches Land, an das Gestade des tyrrhenischen Meeres.

Das Meer liegt windstill. Der weite Busen von Palermo mit dem schimmernden Geschmeide der Landhäuser und Villen breitet sich vor uns aus so azurblau und durchsichtig klar, daß Du meinst, die Luft und das Wasser seien nicht mehr geschiedene Elemente, und Thetis, die göttliche Mutter Achills, habe mit Zeus Kronion nun eine ewige Vereinigung geschlossen, und in diese möchte sich die träumende Seele lösen. Im vollen Glanz des strahlenden Lichtes ziehen die

langen Wellen träge und lässig gegen das Ufer, und dennoch rollt tief unten die Brandung donnernd an das zerklüftete rothbraune Felsgestein. Das Meer und der Fels und die üppigen Laubgehänge flammen in goldenem Lichte, kaum erträglich dem ungewohnten Auge, während von den Veilchen und dunkelrothen Levkojen, von Feigenbäumen, die unbeachtet am Boden kriechen, vom wilden Wein, der um die leisbewegte Palme hinauf rankt und mit seinem lebendigen Gitter die alten Travertinsäulen bespinnt, ein balsamischer Duft steigt und in die tiefe Seele dringt.

Und dennoch ist's unter der Säulenhalle der Villa, die zwischen hochwipfligen Eichen und Myrthengebüschen auf einer mäßigen Halde der Uferhöhen liegt, kühl. Auf der breiten Steintreppe vor dem schimmernden Wohngebäude, dessen Fenster der Sonne entgegen durch Jalousieen geschlossen sind, sitzt ein blutjunger Mensch, in einer bequemen nachlässigen Halblivree, augenscheinlich ein Diener des Besitzers der Villa. Bald blickt er in die ferne goldigschimmernde Landschaft und die duftigblauen Wälder hinaus, über deren hellere Tinten hin und wieder dunkle Wolkenschatten fliegen, wie böse Träume über ein fröhliches Biederherz; bald in das liebliche Thal vor sich, in dessen Mitte grünbekleidete Ruinen eines antiken Tempels ragen; bald in das Meer hinaus auf die Wolkengebilden gleichenden Inseln und die weißen Segel dazwischen. Neben ihm liegt ein Mönch in brauner Kutte mit geschlossenen Augen schläfrig auf dem Rücken. Jetzt erhebt er sich, reckt sich, gähnt.

„Sehr langweilig, mein Sohn Manuel, viel langweiliger als ich je gedacht, seid ihr deutschen Menschen," beginnt er. „Guckst Dir nun beinahe seit einer Stunde die Augen aus nach links und rechts, nach oben und unten, ohne ein Wort zu sprechen. Denkst Du denn auch, wenn Du so still bist? Ist mir ganz unmöglich, zu denken und nicht zu sprechen. Heilige Mutter Gottes! ich käme wahrhaftig nicht mehr zu euch, der Langeweile wegen nicht, wenn die alte französische Excellenz nicht noch da wäre. Wenn ich nur einmal wüßt', was der Herr Marquis davon hat, bei den jungen Eheleuten zu verweilen, die so wenig sprechen, wie die Fisch' im Wasser, und sich nur immer stumm in die Augen sehen." — Manuel hatte ihm lächelnd zugehört, rückte ihm dann näher und sprach vertraulich und leise: „Ihr wollt also wirklich gerne wissen, Pater Thomas, was den Herrn Marquis hier fesselt?" — „Freilich, freilich, mein lieber Sohn," fuhr der Pater eifrig fort, „möcht' ich's gerne wissen? Ist so zärtlich besorgt für den jungen Herrn und die schöne blonde Frau, und sie wieder zu ihm, und gehört doch nicht zur Familie. Er kommt doch wenigstens in unsere Kirche, aber ihr Andern seid Heiden alle durch die Bank, mein lieber Sohn, und gewiß böse Zauberer, wie alle Deutschen. O wir beten viel für euch, sehr viel, und vor Allem unser hochwürdiger Abt, möchten euch gerne erlösen aus dem Höllenpfuhle, in den ihr zweifelsohne einmal hineinstürzen werdet, mein lieber Sohn." — „Und da möchtet Ihr nun wohl gerne wissen, wie Ihr uns am besten anpackt, um uns aus besagtem Höllenpfuhle zu retten?" — „O, wir wissen schon Manches von euch, mein lieber Sohn; wir wissen, daß der alte Herr beinahe wöchentlich lange, schmerzlich dicke Briefe bekommt aus dem deutschen Reich, aus, wie heißt's doch gleich, aus Bardenfels, von einer vornehmen Dame, Namens Beate, und eben so oft zurückschreibt. Und wenn die Briefe kommen und wenn er schreibt, dann ist er noch einmal so heiter und seelenfromm, und die jungen Eheleute auch! Sagt mir nun recht vertrauensvoll, was mag wohl der Inhalt der langen Briefe sein, was steht darin geschrieben?" — „Nun, ich will Euch's sagen, wie Ihr's am leichtesten erfahren könnt, was in den Briefen steht, ehrwürdiger Heiliger. Dort kommt der Herr Marquis, fragt ihn darnach selber!"

Damit sprang Manuel auf und schlug auf den Händen kopfüber ein Rad um das andere die Stufen der Treppe hinunter, so daß der Pater Thomas entsetzt aufsprang und, seine lange Kutte aufraffend, so eilig als es ihm seine Korpulenz gestattete, sich von dannen machte, um den frommen Confratres in seinem Kloster zu erzählen, daß aus dem jungen deutschen Bedienten, der augenscheinlich von so und so viel tausend Teufeln besessen werde, nichts Wesentliches über die inneren Beziehungen des Marquis zu den jungen Eheleuten herauszuschlagen sei.

Der Marquis de St. Croix aber war bis an die unterste Stufe der Treppe herangeritten. Manuel half ihm vom Pferde, und während er dasselbe um das Wohnhaus herum nach den Ställen führte, stieg der Marquis langsam die Treppe hinauf. Oben stand der alte Herr mit dem wohlwollenden klugen Gesichte unter der grauen Perrücke still, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und warf einen Blick über die Landschaft und das Meer.

Hinter ihm öffnete sich die Thüre und eine schöne schlanke Frau in weißem weiten Musselin, in den blonden Haaren einen Veilchenkranz, um das Handgelenk ein goldenes blitzendes Armband mit einem blauen Stein, worauf ein Geier in den Wolken und an der Erde ein Käfer geschnitten, kam eilig über die Schwelle.

„Gelobt sei Gott, daß Sie endlich da sind, Herr Marquis! O ich muß Paul anklagen! Nein, nein," sprach sie, wie im höchsten Schmerze ihr schönes blondes Köpfchen an die Brust des alten Herrn lehnend, während die blauen Augen aus dem ganz böse verzogenen Gesichtchen schelmisch lachten, „nein, es ist zu arg! Nun sitzt der böse Mann schon eine Stunde und zwölf und eine halbe Minute oben in der Bibliothek und hält wieder seine griechische Stunde! Nein, nein, ich leid' es nicht! O wer nur die griechischen Stunden und den Sophokles erfunden haben mag! Ich mache eine Revolution gegen alle griechischen Stunden und alle Sophoklesse! O es ist zum Sterben!" — Der alte Herr hatte auch eine gar ernste Miene zu dem Allem gemacht. „Sie haben Grund zur Klage, vorzüglich guten Grund zur Klage, Veronika; ich gebe Ihnen Recht. Kommen Sie denn, wir wollen Beide hinauf und Paul sofort zur Rede stellen, wie der Undankbare, Untreue es über sich bringen kann, Sie eine ganze Stunde und ganze zwölf und eine halbe Minute allein zu lassen, nachdem er überdieß heute nach Sonnenaufgang drei Stunden auf der Jagd sich herumgetrieben hat, der wilde Jäger! O es ist empörend, o ganz und gar empörend ist's!"

Sie stiegen zusammen schmollend und wieder lachend und sich zum Ernste zwingend die Treppe hinauf, gingen durch das Bibliothekzimmer hindurch leise nach dem daranstoßenden Arbeitskabinet. Sie standen vor der Thüre.

„Sehen Sie nur, auch die Thüre ist heute geschlossen," schmollte Veronika. — „Nun, schöne Klägerin, so klopfen Sie, begehren Sie Einlaß im Namen der Ehegesetze," flüsterte der Marquis. — „O nein, an Ihnen ist's! Sie fürchten sich doch nicht etwa, den Sophokles zu stürmen?" — „Bewahre, ich und mich fürchten! Aber Sie sind die Frau des Hauses, Ihnen gebührt der Vortritt." — „Und Sie sind der Gast, ich darf nicht rücksichtslos sein." — „Nun, so wollen wir gleichzeitig anpochen, unisono und uno tempore, also, den rechten Zeigefinger gekrümmt, so, nun, eins, zwei, drei!" — Von innen rief's: „Herein!"

Veronika öffnete leise und langsam die Thüre. Paul erhob sich. Seine Figur war seit zwei Jahren schlanker und doch kräftiger geworden, die schönen Züge des Gesichtes fester und tiefer. Die hohe, gedankenvolle Stirne war nicht frei von der bezeichnenden Furche zwischen den Augen und ein erkennbarer Schatten zog sich über die Brauen.

Veronika war mit affektirtem Ernste in das Zimmer getreten. Als sie aber die schmerzlich geschlossenen Lippen Paul's und einen düstern Schein um die sonst so klaren, tiefen Augen bemerkte, ließ sie schnell die schelmische Maske des Ernstes fallen, umfaßte Paul und blickte besorgt zu ihm auf. „Was ist Dir, Paul? Du bist betrübt? Was ist geschehen? Fühlst Du Dich unwohl?" — „Ganz wohl, meine Theure, ganz wohl! Ich habe vielleicht etwas zu eifrig, zu

lange gelesen." — „Das ist's ja eben! Sehen Sie, Herr Marquis, das ist's ja, was ich sage, o über diesen Sophokles!" — Sie hatte einen raschen bösen Blick über die Bücher geworfen, die auf dem eleganten Arbeitstische aufgeschlagen eins über dem andern lagen, und auf das ihr wohlbekannte und stets mit einiger Eifersucht betrachtete Heft, das die Uebersetzung des griechischen Tragöden enthielt, an der Paul mit inniger Lust und tiefer Befriedigung arbeitete. „Aber Paul, was ist's denn? Du hast ja heute nicht eine Zeile weiter geschrieben! So lange oben und nichts, gar nichts geschrieben, als dieses eine Wort mit den fremden Lettern auf der Mitte des Blattes! Sehen Sie, Herr Marquis! O Paul, Du bist krank! Du wirst mir sagen, was Dich bekümmert und was das große Wort hier bedeutet? Ist's ein Zauber, den die wunderlichen Zeichen binden?" — Paul sah der liebenswürdigen Schwätzerin wehmüthig ernst in die schönen blauen Augen und drückte die schlanke Gestalt innig an sich, während sein Blick feucht geworden war und es um seine Lippen zuckte. „Ja, Veronika, es ist ein tiefer Zauber in dem Worte, der mich fesseln wird, so lang' ich athme und lebe; ein Zauber, der mich traurig, unendlich traurig macht und mich erhebt, wenn das Gemeine in seinem viel-

Ein Abenteurer der Revolution: Vor der Veranda. (S. 343.)

fachen Wesen und Gestaltung an mich herantritt und mich reizt und drängt, Welt und Menschen zu verachten; ein beseligender Zauber ist's, der aus der Zuversicht entspringt, daß nicht alle Menschen unfrei, nicht alle der Güter oder des Glückes Knechte sind; nicht alle durch den Pöbel und Menschensatzung sich zwingen lassen, zu handeln wider ihre Meinung. Doch nun komm', Veronika, kommen Sie, Herr Marquis, ich möchte sehen, wie die Sonne in's Meer taucht und meine Seele baden in ihrem Glanze." — „Gerne, Paul; aber, wie heißt das Zauberwort? Du wolltest mir ja das Wort sagen." — Paul sah sie innig an und sprach langsam und feierlich: „Das Wort heißt Martin, und heute ist der 5. September. Doch, nun kommt hinunter. Manuel mag Fenster und Thüren schließen, ich gehe heut nicht mehr herauf."

Sie verließen schweigend, ernst das Zimmer. Manuel trat nach einer Weile zögernd und scheu an den Tisch und beugte sich tief auf das Blatt, auf dem der Name Martin in großen griechischen Buchstaben geschrieben war. Er beugte das Gesicht tiefer und drückte die Lippen fest auf den Namen. Als er den Kopf wieder erhob, waren seine Augen naß. Er schloß geräuschlos die hohen Fenster und ließ die Jalousieen herab. Dann entfernte auch er sich leise aus dem dunklen Zimmer.

Nouvelle Galerie

Du Peuple et Historique.

1 Album.

Ein schlichter Meister, vielerprobt
Mit Meißel und mit Feile,
Hat sich ein heilig Bild gelobt
Zu schaffen, nicht mit Eile:
Mit ganzem Fleiß, aus höchster Kraft,
Wie es nur Lieb' und Andacht schafft,
Inbrünstige Verehrung.

Als das nach manchem Jahr gelang,
Wie er es wollte bilden,
Da blieb ihm wenig Monden lang
Das Bild der Himmlischmilden.
Lobpreisen muß es, wer es schaut;
Der Meister ist daran ergraut
Und soll nun von ihm scheiden.

Ach, morgen trägt man es hinaus
Dem gläub'gen Volk zu zeigen,
Hinfort gehört's dem Gotteshaus,
Und war so lang sein eigen.
Das weckt ihn auf um Mitternacht:
Er schleicht sich nach der Werkstatt sacht
Zu bitter Abschiedswonne.

Noch einmal schaut er seine Lust
Beim Strahl geweihter Kerzen,
Er fühlt, so vieler Huld Verlust,
Er kann ihn nicht verschmerzen.
Und händeringend kniet der Greis
Und weint und schluchzt und wimmert leis,
Daß er sein Bild soll lassen.

Und wie die Thräne kommt gerannt,
Die Wangen ihm zu baden,
Da winkt ihm freundlich mit der Hand
Die Mutter aller Gnaden,
Und blickt den Alten freundlich an:
Ein Wink, ein Blick, schon ist's getan,
Froh wird des Greises Seele.

In Demuth beugt er ganz sich hin,
Die letzten Thränen quillen;
Doch Freude wohnt in Herz und Sinn,
Sich alle Wünsche stillen.
Sie finden ihn beim Morgenroth
Gestorben einen sel'gen Tod
Vor seinem Gnadenbilde.

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erlmann.**

(Fortsetzung.)

Nachdem ich noch einen Blick auf das Haus Kathrinens geworfen, stiegen wir wieder die finstere Treppe wie in einen Brunnen hinab. Auch in der Kirche war die Menge der betenden Frauen bedeutend angewachsen, Arm und Reich, Alt und Jung, Alles lag auf den Knieen. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Wenn Du voriges Jahr mit ausmarschirt wärest, so läge Kathrine jetzt auch hier auf den Knieen und würde für Dich beten;" das ging mir durch's Herz, und die Kniee zitterten mir. „Es ist schrecklich," sagte ich zu Breinstein. — „Was?" — „Der Krieg."

Die Menge auf dem Platze wuchs immer noch an; Alles schrie durcheinander, deutsch und französisch, bis endlich ein Unteroffizier mit ein paar Soldaten sich durchdrängte und den Anschlag laut vorlas; Alles streckte die Hälse, auch die, welche kein Wort französisch verstanden. Als er an die Stelle kam, welche lautete: „Unsere Reiterei hatte so viele Pferde verloren, daß man die Offiziere, die noch Pferde hatten, vereinigen mußte, um vier Schwadronen, jede von 150 Mann, daraus zu formiren. Die Generale versahen den Dienst als Rittmeister, die Obersten als Unteroffiziere," — fielen ein paar Frauen in Ohnmacht. Der Schluß, der wörtlich so lautete: „Die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers war nie besser!" war für Alle ein großer Trost.

Ich beeilte mich, weiter zu kommen und begab mich zum Platzkommandanten, einem dicken, alten Mann mit einer rothen Nase, den ich bei einem Gabelfrühstück fand. Während ich seine Uhr richtete, trug er mir auf, den kranken Herrn Gulden zu trösten. „Pah! sage dem Herrn Gulden, daß wir uns revanchiren werden. Man kann nicht immer die Oberhand behalten. Beim Teufel, seit fünfzehn Jahren marschiren wir an ihrer Spitze, man darf ihnen diese miserable kleine Genugthuung wohl gönnen. Die Ehre ist ja gerettet; wir sind nicht geschlagen worden; ohne das Eis und die Kälte hätten die erbärmlichen Kosacken ihre Wunder erleben sollen. Aber nur Geduld, die Kadres werden bald wieder ausgefüllt sein, und dann sollen sie sich in Acht nehmen. Sage Herrn Gulden, daß er ruhig schlafen könne, der Tanz wird im Frühjahr wieder von Neuem losgehen; sie werden nicht immer den Winter für sich haben, diese Kalmucken! — sag' ihm das."

Das war nun sehr tröstlich, und mit schwerem Herzen schlich ich zu den übrigen Kunden des Herrn Gulden. Ueberall derselbe Jammer; die Weiber jammerten, und die Männer, die nicht wußten, was sie sagen sollten, ließen den Kopf hängen und liefen kreuz und quer im Zimmer herum. Am meisten ergriff mich der Jammer eines alten Soldaten von 92, Namens Féral. Man hieß ihn nur den alten Fahnenträger, denn er hatte das Banner der Freiwilligen von Pfalzburg in allen Kriegen der Republik getragen. Seine drei Söhne waren bei der Armee in Rußland, und ich traf ihn in einem solchen Zustand der Verzweiflung, daß mir das Herz brechen wollte. Vier oder fünf seiner alten Kameraden waren bei ihm, um ihn zu trösten, aber es war umsonst. Er saß, mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin starrend, in seinem Lehnstuhl, und große Schweißtropfen rollten von seiner Stirne auf seine langen hageren Wangen herab. Auf die Trostworte seiner Freunde antwortete er nichts; nur von Zeit zu Zeit seufzte er tief auf, blähte die Wangen auf und ließ den Kopf auf die Brust fallen, während seine Freunde sich mit bedeutendem Achselzucken ansahen.

Ich beeilte mich mit meiner Arbeit, um dem jammervollen Anblick zu entgehen; als ich zurückkam, fand ich Herrn Gulden wieder hergestellt. „Nun, Joseph?" sprach er. — „O Herr Gulden," erwiederte ich, „Sie haben ganz recht gehabt, es ist entsetzlich." — „Ja, ich wußte das," sagte er traurig, „aber das ist nur der Anfang von noch größerem Unglück; diese Preußen, Oesterreicher, Russen, Spanier und alle die Völker, welche wir seit 1804 beraubt haben, benützen unser Unglück, um über uns herzufallen. Nachdem wir ihnen haben Könige aufdringen wollen, von denen sie seit Adam's und Eva's Zeiten nichts gewußt haben, werden sie uns nun Gleiches mit Gleichem vergelten und uns dazuhin noch den alten Adel mit allen Anhängseln zurückbringen. Und so werden wir nun, nachdem wir uns für die Brüder des Kaisers verblutet haben, alles das wieder verlieren, was wir durch die Revolution gewonnen haben. Statt die Ersten zu sein, werden wir die Letzten unter den Letzten werden. Die Soldaten haben bei uns Alles gegolten, und jetzt, da wir keine Soldaten mehr haben, sind wir auch nichts mehr." Er erhob sich, um auf und ab zu gehen, und ich deckte den Tisch. Wir aßen schweigend, als plötzlich die Glocken vom Thurme klangen.

„Es ist Jemand in der Stadt gestorben," sagte Herr Gulden. Zehn Minuten darauf trat der Rabbiner Rose herein, um ein Glas auf seine Uhr machen zu lassen. „Wer ist denn gestorben?" fragte ihn Herr Gulden. — „Der alte Fahnenträger." — „Was! der Vater Féral?" — „Ja, vor einer halben Stunde und zwanzig Minuten. Er hatte gebeten, ihm den letzten Brief seines Sohnes Georg vorzulesen, der Rittmeister bei den Dragonern ist, und der ihm vor einigen Monaten geschrieben hatte, daß er als Oberst zurückkehren werde. Als man an die Stelle kam, wo von

dem frohen Wiedersehen die Rede war, wollte er sich plötzlich erheben, aber er fiel zurück, sein Kopf sank auf die Kniee herab; der Brief hatte ihm das Herz gebrochen."

Herr Gulden erwiederte nichts. „Hier, Herr Rose," sagte er, dem Rabbiner die Uhr zustellend, „es macht zwölf Sous." — Herr Rose ging, und wir aßen stillschweigend weiter.

5.

Einige Tage darauf verkündete die Zeitung die Ankunft des Kaisers in Paris, sowie die bevorstehende Krönung des Königs von Rom und der Kaiserin Josephine. Proklamationen erschienen, und auf dem Rathhause wurden außerordentliche Sitzungen gehalten; aber die hochtönenden Worte verfehlten ihren Eindruck; Jeder fürchtete, daß die nächste Aushebung auch ihn treffen möchte; man ahnte wohl, daß man wieder viel Soldaten brauchen würde. Ich für meinen Theil magerte sichtlich ab, und Herr Gulden hatte gut sagen: „Fürchte nichts, Joseph, Du kannst nicht ausmarschiren; bedenke nur, wenn man so hinkt wie Du, so muß man ja nach dem ersten Tagemarsch liegen bleiben." In ganz Pfalzburg herrschte große Aufregung; die Opfer des russischen Feldzugs waren schon über dem Jammer wegen der neu bevorstehenden vergessen.

Wenn wir bei der Arbeit saßen, sagte dann Herr Gulden manchmal zu mir: „Wenn die Mächtigen, welche sich für unsere Wohlthäter ausgeben, den Jammer sehen könnten, den sie durch ihre Kriege anrichten, — wenn sie die Klagen der Mütter hören könnten bei der Nachricht, Euer Kind ist todt, Ihr werdet es nie wieder sehen! Es hat unter Pferdehufen oder durch eine Kugel geendet, oder weit weg im Spital, nachdem man es amputirt hat, — wenn sie diese Bilder vor Augen hätten, sie könnten nicht auf ihren ehrgeizigen Planen beharren. Aber daran denken sie nicht; sie glauben, daß ein Bürger sein Kind nicht so lieb habe, wie sie die ihrigen; sie halten die Leute eben für nicht viel besser als das Vieh. Und doch sind ihre hohen Gedanken von Sieg und Ruhm so gar nichtig, denn nur eine Sache gibt es, für die ein Volk zu Felde ziehen darf — aber dann Männer, Frauen, Kinder und Greise — das ist, wenn unsere Freiheit bedroht wird, wie Anno 92. Dann gilt's, entweder zusammen zu siegen, oder vereinigt unterzugehen. Das, Joseph, ist der einzige gerechte Krieg; alle andere sind eine Schande für die Menschen."

Ich dachte ganz so wie er, aber was half's?

Plötzlich, am 5. Januar, wurde ein großer Anschlagzettel an's Rathhaus geklebt, auf dem zu lesen war, daß der Kaiser anordne: eine Aushebung von 150,000 Konskriptionspflichtigen für's Jahr 1813, dann von 100 Kohorten des ersten Heerbanns von 1812, und endlich von 100,000 Konskriptionspflichtigen von 1809 bis 1812. So waren alle Löcher verstopft, und wir bekamen eine größere Armee, als vor dem russischen Feldzug.

Als Vormittags der Glasermeister Fuß zu uns kam, um den Inhalt des Anschlags zu verkündigen, fiel ich beinahe in Ohnmacht, denn ich sagte mir: „Jetzt ist Alles aus!" Herr Gulden goß mir Wasser in den Nacken, aber ich ließ die Arme hängen und war bleich wie ein Todter. Wie mir erging es damals vielen jungen Leuten; viele suchten der Konskription zu entgehen: sie brachen sich die Vorderzähne aus, um keine Patronen beißen zu können; Andere schossen sich den Daumen ab, wieder Andere flohen in die Wälder, und man konnte kaum Landjäger genug auftreiben, um die Ausreißer zu verfolgen. Viele, von ihren Eltern aufgehetzt, versuchten auch gewaltsamen Widerstand; selbst die Geistlichen aller Konfessionen predigten gegen den Krieg, denn das Maaß war jetzt zum Ueberlaufen voll.

Am nämlichen Tage noch, an welchem die Bekanntmachung erschien, begab ich mich schweren Herzens auf den Weg nach Vier Winden, um das drohende Unglück dort anzukündigen; aber schon beim Eintritt sah ich, daß die Kunde auch schon hieher gelangt. Ich traf Kathrine in Thränen, und die Tante Gretel war ganz bleich vor Entrüstung. Wir umarmten einander schweigend. Endlich sagte Tante Gretel, indem sie heftig ihr graues Haar hinter's Ohr strich: „Du marschirst nicht mit. Was gehen uns seine Kriege an? Der Pfarrer selbst hat gesagt, daß dieß zu viel sei; man müsse Frieden machen. Glaube mir, Du bleibst hier; weine nicht, Kathrine, ich sage Dir, er bleibt." Sie wurde ganz roth vor Zorn und lärmte schrecklich mit ihren Töpfen und Pfannen. „Schon lang," sagte sie, „empört mich diese große Schlächterei; es ist nicht genug, daß unsere beiden armen Vetter, Kaspar und Jockel, in Spanien haben zu Grunde gehen müssen, jetzt will er auch noch die Jungen haben, bis Keiner mehr übrig ist. Ja, ja, man wird sehen, wohin das führt." — „Um Gotteswillen, Tante Gretel," rief ich nach dem Fenster blickend, „sind Sie still, man könnte es hören, und dann wären wir Alle verloren." — „Ganz einerlei, ich rede, um gehört zu werden; ich fürchte Deinen Napoleon nicht. Wie er zur Regierung kam, hat er uns verboten zu sprechen, damit er thun könne, was er wollte — das hat jetzt ein Ende. Vier junge Frauen verlieren ihre Männer nur in unserem einzigen Dorfe, und zehn junge Bursche müssen auch mit, trotz Gott und Gerechtigkeit. Es ist abscheulich." Und als ich sie unterbrechen wollte, fuhr sie noch heftiger fort: „Ruhig, sage ich, er ist ein Ungeheuer, und es wird ein schlechtes Ende nehmen. Gott selbst hat sich in diesem Winter geoffenbart, weil er es müde war, daß ein Mensch mehr galt als er. Du wirst nicht ausmarschiren, ich will es nicht, Du rettest Dich in die Wälder mit Joseph Kraft und Ludwig Böhme und all' den Jungen, welche das Herz auf dem rechten Fleck haben. Ihr flieht durch's Gebirge in die Schweiz, und Kathrine und ich, wir begleiten euch, bis die Menschenjagd ein Ende hat."

Damit schwieg sie erschöpft still und deckte den Tisch; das Essen, welches sie auftrug, war noch reichlicher und feiner als das letzte Mal, und sie ermunterte uns, zuzugreifen. „Eßt, Kinder, seid unbesorgt — Alles wird anders gehen."

Als ich Abends nach Pfalzburg zurückkam, hörte ich plötzlich in der Proviantstraße die Trommel des Ausrufers, und beeilte mich, zu erfahren, was er bekannt mache. Er stand an der Ecke des Schulgebäudes, eine große Menschenmenge um ihn her. Ich kam gerade dazu, wie er ausrief, daß nach dem Senatsbeschluß vom 3. am 15. die Ziehung stattfinden solle. Wir hatten den 8., und es blieben also nur noch sieben Tage übrig. Alle, die dadurch betroffen waren, schlichen sich still und traurig in verschiedenen Richtungen davon. Auch ich ging niedergeschlagen nach Hause und sagte Herrn Gulden, daß am nächsten Donnerstag die Ziehung stattfinde. „Aha," meinte er, „man verliert keine Zeit — es hat Eile!"

Von meiner Unruhe, meinem Kummer während der kurzen Frist kann man sich leicht einen Begriff machen. Ich war wie im Traume: bald sah ich mich als Ausreißer im Walde, verfolgt von Landjägern, welche „Halt auf, halt auf!" riefen; bald stellte ich mir den Jammer Kathrinens vor Augen, und dann sah ich mich wieder mitten im Kampfgewühl, in Reih und Glied mit anderen Unglücklichen, die man in die Bajonnete jagte, während die Kugeln ganze Reihen niederrissen. Mein Zustand wurde zuletzt wahrhaft erbarmungswürdig.

Herr Gulden wollte mich oft trösten. „Rege Dich nicht so auf, Joseph; von allen Konskriptionspflichtigen wird's Dir am leichtesten fallen, Deine Untüchtigkeit darzuthun. Der Arzt müßte blind sein, um Dich für tüchtig zu erklären. Außerdem werde ich mit dem Herrn Platzkommandanten sprechen — beruhige Dich!"

Diese gutgemeinten Worte verfehlten ihren Eindruck; ich verbrachte die ganze Woche in unsäglicher Bangigkeit, und als der Ziehungstag kam, sah ich so blaß und schwach aus, daß die Eltern der Militärpflichtigen mich darum beneideten. „Der da," sagten sie, „hat gute Aussichten; er würde um-

fallen, wenn man ihn anhaucht. Ja, es gibt Leute, welche unter einem guten Sterne geboren werden."

6.

Man muß das Rathhaus von Pfalzburg am Morgen des 15. Januars 1813 während der Ziehung gesehen haben! Heutzutage, mitten im Frieden, jammern die Leute, wenn sie dem Kalbfell folgen müssen, um in irgend einer Garnison in die Geheimnisse des: Eins — Zwei! Eins — Zwei! — Halt! — Kopf aufrecht! — Links richt euch! — Steht! — eingeweiht zu werden. Nach einigen Jahren aber sind sie frei und können wieder in ihr altes Nest zurückkehren. Damals aber galt eine niedere Nummer so viel wie ein Todtenschein; von Hundert kam oft nicht Einer zurück.

Damals, am 15. Januar, mußten zuerst die vom Harberg, die Garburger und Vier Windener, dann die aus der Stadt, und zuletzt die Weichheimer und Mittelbronner ziehen. Um neun Uhr begann die Ziehung, und bald darauf hörte man die Klarinette des Pfeiferkarls und die Geige des großen Andreas durch die Straßen quicken. Sie spielten den Schwedenmarsch, eine Melodie, unter deren Klängen viele Tausende von armen Teufeln das alte Elsaß für immer verlassen haben. Die Rekruten tanzten, schrieen wie besessen und warfen ihre Hüte in die Höhe, um lustig zu erscheinen, während ihnen der Tod im Herzen saß — so verlangte es einmal die Sitte.

Mich stimmte diese Lustigkeit nur noch trauriger; niedergeschlagen zog ich meinen Frack an und ergriff meinen Kastorhut, um fortzugehen, als Tante Gretel und Kathrine in's Zimmer traten. Kathrine, der ich an den Augen ansah, wie viel sie geweint hatte, fiel mir schweigend um den Hals, während ihre Mutter mich aufmerksam betrachtete. Herr Gulden sagte zu ihnen: „Es wird jetzt bald Zeit sein für die jungen Leute aus der Stadt." — „Ja, Herr Gulden," erwiederte Kathrine schluchzend, „die vom Harberg sind fertig." — „Gut, gut," sagte er, „nun ist's Zeit, daß Du gehst, Joseph; fürchte Dich nur nicht so sehr vor dem Loosen, es ist das doch bloß wegen der Form; es verlieren alle, da nur niedere Nummern da sind." — „Ganz gleich," meinte Tante Gretel, „Joseph gewinnt." — „Freilich, freilich," antwortete Herr Gulden lächelnd, „es kann nicht fehlen."

Ich verabschiedete mich hierauf mit Kathrine und der Tante, und wir begaben uns auf den großen Platz, wo ein fürchterliches Gedränge war. Alle Straßen und Schenken waren voll von Rekruten mit Bändern an den Mützen; sie tanzten, in Thränen zerfließend, wie besessen; Andere umarmten sich schluchzend, indem sie ununterbrochen sangen. Zwei oder drei Zigeunermusiken spielten und fiedelten ohrenzerreißend durcheinander. Vor dem Wachthause bemerkte ich schon von ferne den Hausirer Gipfel, der neben einer langen, ganz mit Bändern behängten Stange stand und den Rekruten Sträuße und bunte Schleifen verkaufte. Ich wollte schnell vorbeischlüpfen, als er mir nachschrie: „He, Lahmer, halt — halt! komm' doch, ich habe für Dich ein besonders schönes Band aufgehoben, welches Gewinn bringt!" und dabei schwenkte er über seinem Haupt ein großes schwarzes Band, daß ich unwillkürlich erblaßte.

Ich zog Kathrine schnell weiter und beeilte mich, das Innere des Rathhauses zu gewinnen, wo es zuging wie in einem Ameisenhaufen. In dem großen Saale des ersten Stockes ging der Landjäger Kelz auf und ab und suchte, so gut es ging, die Ordnung zu erhalten. In dem Sitzungszimmer nebenan, wo die gemalte Gerechtigkeit mit verbundenen Augen hängt, hörte man die Nummern rufen. Von Zeit zu Zeit kam ein Rekrut heraus, die Nummer an der Mütze, und raste mit blutrothem Gesichte die Treppe hinab wie ein Stier, der blind fortrennt, um sich den Kopf an einer Mauer einzustoßen. Andere traten langsam und bleich wie der Tod heraus. Die Saalfenster waren offen, und man hörte von unten die lustigen Weisen von sechs oder sieben Musikbanden — es war entsetzlich.

Ich mußte mit Kathrine lange warten; endlich rief man meinen Namen. Alles Blut drang mir zum Herzen, es flirrte mir vor den Augen, und ohne eigentlich zu wissen, was ich that, griff ich in den Kasten und zog eine Nummer.

„Nummer 17," rief der Unterpräfekt.

Ich wankte fort, unfähig ein Wort zu sprechen, Kathrine und die Tante hinter mir drein; erst als ich eine Zeitlang in der frischen Luft war, erinnerte ich mich wieder, daß heute Ziehungstag sei und ich Nummer 17 gezogen habe.

Tante Gretel konnte sich gar nicht dareinfinden. „Und ich habe Dir doch etwas in die Tasche gesteckt," rief sie; „aber dieser Gauner, der Gipfel, hat Dir das Loos in die Hand gehext." Zugleich zog sie ein zusammengewickeltes Endchen Schnur aus meiner hintern Rocktasche. Mir liefen dicke Schweißtropfen die Stirne herab und Kathrine war todtenbleich. So kehrten wir zu Herrn Gulden zurück.

„Welche Nummer hast Du, Joseph?" fragte er sogleich. — „Nummer 17," erwiederte die Tante, indem sie auf einen Stuhl sank. Einen Augenblick schien Herr Gulden bestürzt, dann sagte er aber: „Besser Du, als ein Anderer; denn mit Deinem kurzen Fuß kannst Du doch nicht ausmarschiren. Jedermann weiß ja, daß Du hinkst; ich werde zum Herrn Maire und zum Herrn Platzkommandanten hingehen. Deßhalb macht euch keine Sorge."

Um ein Gutes beruhigt durch diese zuversichtlichen Worte, kehrten Tante Gretel und Kathrine nach Vier Winden zurück. Mich konnten sie nicht beruhigen. Zum Glück ließ uns der Kaiser nicht lange im Zweifel über unser Schicksal; schon acht Tage nach der Ziehung war die Visitationskommission auf dem Rathhause beisammen, wo sich auch alle Schultheißen des Departements und verschiedene Beamte einfanden.

Am Tage vorher hatte Herr Gulden seinen großen kastanienbraunen Mantel angelegt, seine Staatsperrücke aufgesetzt und war zum Herrn Maire und zum Herrn Platzkommandanten gegangen, um ihre Uhren zu richten. Er war ganz strahlend zurückgekommen. „Das geht gut," hatte er gerufen, „die beiden Herren wissen so gut wie ich, daß Du hinkst. ‚Was verlieren Sie denn viele Worte wegen des Joseph,' sagten sie zu mir, ‚er hinkt ja, und der Kaiser braucht Soldaten, keine Schwächlinge.'"

Diese Worte wirkten wie Balsam auf mein Gemüth, und ich schlief in dieser Nacht zum ersten Mal wieder ruhig. Aber beim Erwachen begann sich meine Furcht wieder zu regen; und als mir einfiel, welche Betrügereien sich die Rekruten erlaubten, um die Kommission zu hintergehen, indem sie schädliche Dinge verschlangen, um sich ein klägliches Aussehen zu geben u. a. m., fühlte ich mich sogar mit meinem kurzen Beine nicht mehr sicher, und beschloß daher ebenfalls, zu einem Kunstgriff meine Zuflucht zu nehmen und den Schwindsüchtigen zu spielen. Ich hatte gehört, daß Weinessig Magenbeschwerden mache, und trank daher, ohne Herrn Gulden ein Wort zu sagen, allen Weinessig, den wir vorräthig hatten. Mein Magen gerieth alsbald in großen Aufruhr, und ich kleidete mich nun in der festen Ueberzeugung an, eher einem Todten als einem Lebendigen ähnlich zu sehen. Aber kaum trat ich in Herrn Gulden's Zimmer, als er auf den ersten Blick schrie: „Joseph, was ist's mit Dir? Du bist ja roth wie ein Truthahn!" Ich stürzte zum Spiegel und sah, daß ich im ganzen Gesicht bis hinter die Ohren blutroth war. Das Entsetzen lähmte mir die Zunge, aber statt zu erbleichen, ward ich noch röther, so daß ich endlich in Verzweiflung schrie: „Ich wollte mich schwindsüchtig stellen, und jetzt sehe ich aus, wie die Gesundheit selbst. Jetzt ist Alles verloren! Es kommt von dem Weinessig her, der mir in den Kopf steigt." — „Welcher Weinessig?" fragte Herr Gulden. — „Der aus dem Essigkrug; ich hatte gehört, daß die Organistin, Fräulein Schlapp, sich durch Weinessig blaß mache. O was habe ich gedacht!" — „Nun, das macht Deinen Fuß um keinen Zoll länger; übrigens ist es nicht recht von Dir, daß Du die Kommission täuschen wolltest. Aber horch', es schlägt

halb zehn Uhr; der Amtsdiener Werner hat mir gesagt, daß um zehn Uhr die Reihe an Dir sei. Also beeile Dich!"

Ich mußte mich also auf den Weg machen, während mir die Glut des Weinessigs aus dem Gesichte schlug. Vor dem Rathhause traf ich Tante Gretel und Kathrine. — „Aber wie Du gesund und munter aussiehst!" rief die Tante. Bei diesen Worten wäre ich gewiß in Ohnmacht gefallen, wenn mich der Weinessig nicht aufrecht erhalten hätte. Oben waren schon fünfundzwanzig Rekruten, die allerhand Fehler vorgeschützt hatten, für tüchtig erklärt worden; fünfundzwanzig andere saßen auf einer längs der Wand hinlaufenden Bank, ließen den Kopf hängen und warteten, bis die Reihe an sie käme. Der alte Landjäger Kelz, mit seinem großen Dreimaster auf dem Kopfe, ging im Saale auf und ab; als er mich sah, blieb er erstaunt stehen und rief: „Gut, gut! Wenigstens Einer, den es nicht verdrießt, in den Krieg zu ziehen; der kriegerische Ehrgeiz leuchtet aus seinen Augen." Und indem er mir auf die Schulter klopfte, fuhr er fort: „Schön, Joseph, ich prophezeie Dir, daß Du am Ende des Feldzugs Korporal sein wirst." — „Aber ich hinke ja," rief ich entrüstet. — „Hinken? Pah, das macht nichts, mit einer solchen Miene macht man überall seine Carrière." — „Joseph

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Der Abschied. (S. 351.)

Berthold!" schrie Werner, welcher den Kopf zum Visitationszimmer herausstreckte.

Ich ging hinein, indem ich möglichst auffallend hinkte. Drin war die ganze Kommission versammelt, und ein Rekrut, die Verzweiflung in seinen Zügen, kleidete sich eben mit Hülfe eines Landjägers wieder an. Zwei Doktoren sprachen in der Mitte des Zimmers mit einander. Sie wandten sich jetzt nach mir und riefen: „Entkleiden Sie sich!" Kaum hatten sie darauf begonnen, mich zu besichtigen, als der Eine zum Andern sagte: „Nun, das ist einmal ein kräftiger Bursche." Dieß beleidigte mich, und ich warf daher ein: „Aber ich hinke ja, Herr Doktor." — „Nun," meinte dieser, „das linke Bein ist etwas kurz, aber sonst gesund. Husten Sie einmal." Ich that es so schwach wie möglich, aber der Doktor sagte nichtsdestoweniger: „Ein guter Klang — und sehen Sie nur, Herr Kollege, die gesunde Farbe." — Ich sah mich verloren und rief: „Ich habe Weinessig getrunken." — „Um so besser," meinte der Doktor ganz erfreut, „das beweist, daß Sie einen guten Magen haben, wenn Sie gern Weinessig trinken." — „Aber ich hinke," schrie ich in Verzweiflung. — „Das ist allerdings wahr," meinte der anwesende Civilarzt, und der Maire setzte hinzu: „Der Bursche da hinkt ja so stark, daß er nach dem zweiten Marschtag liegen bleiben würde." Ich glaubte mich schon gerettet,

als plötzlich der Unterpräfekt vortrat und mich fragte: „Sie heißen wohl Joseph Berthold?“ Als ich bejahte, zog er einen Brief aus seiner Tasche und begann vorzulesen, daß ich vor einem halben Jahre mit Gipfel gewettet hatte, in kürzerer Zeit als er den Weg nach Zabern zurückzulegen, und daß ich die Wette gewonnen, indem ich nicht ganz drei Stunden gebraucht habe. Das war nun unglückseligerweise wahr; Jedermann in Pfalzburg wußte es, und ich konnte es daher nicht wegläugnen. Als daher der Militärarzt meine Verwirrung sah, sagte er: „Das schneidet jede weitere Erörterung ab. Sie können sich wieder ankleiden.“ Dann rief er zu dem Schreiber gewendet: „Tauglich zum Dienst!“

Wie ich die Treppen hinabkam, weiß ich nicht mehr; unten sank ich in die Arme Kathrinens und ihrer Mutter, welche mich über den Platz in die halbdunkle Markthalle zogen. Hier blieben sie stehen, und Tante Gretel rief: „O die Schurken, sie nehmen jetzt auch die Lahmen und Schwindsüchtigen; lieber sollen sie uns auch vollends mitnehmen.“ Die Leute begannen aufzuhorchen, und der Metzger Seppel, welcher dort Fleisch hackte, sagte: „Um's Himmelswillen seien Sie still, Tante Gretel; man wäre im Stande, Sie einzustecken.“ — „O,“ rief sie, „man soll mich nur einstecken, meinethalb sollen sie mich umbringen, ich sage meine Meinung doch.“

Als nun aber ein Polizeidiener sich näherte, ließ sie sich doch bewegen, den Platz zu verlassen, und so kehrten wir traurig zu Herrn Gulden zurück. Dieser hatte, fest überzeugt, daß Alles gut gehen werde, ein festliches Mahl gerüstet und einige Flaschen guten Elsäßerwein aufgepflanzt; als er uns aber mit so trostlosen Mienen eintreten sah, fragte er mit weit aufgerissenen Augen, indem er sein schwarzes Seidenkäppchen lüftete: „Nun, was hat's denn gegeben?“ — „Die Gauner haben ihn genommen,“ rief Tante Gretel. — „Unmöglich,“ erwiederte Herr Gulden ganz bestürzt. — „Was ist nicht möglich? diesen Schuften ist Alles möglich,“ schrie die Tante ganz erbost; „kommt denn keine zweite Revolution? sollen diese Banditen uns ewig knechten?“ — „Ruhig, ruhig, Tante Gretel,“ erwiederte Herr Gulden, „schreien Sie doch um's Himmelswillen nicht so laut. Joseph, erzähle Du vernünftig, wie es gegangen ist.“ — Ich that dieß; als ich aber an den Brief Gipfel's kam, bekam die Tante wieder einen neuen Wuthanfall. „Der Schurke! wenn ihn das Unglück noch einmal in mein Haus führt, so schlage ich ihn todt. Aber diese Schurkenstreiche sollen sie nichts helfen; heute Abend ist Joseph schon im Gebirge, auf dem Wege nach der Schweiz.“ Bei diesen Worten machte Herr Gulden eine bedenkliche Miene und antwortete nach einem Augenblick: „Es ist ein Unglück, ein Unrecht, denn er hinkt gewiß und wahrhaftig; aber das Desertiren ist eine schlimme Sache; Sie geben ihm da keinen guten Rath. Ein Deserteur ist vogelfrei und ehrlos, er hat weder Heimat noch Bürgerrecht mehr. Wir wollen darüber essen.“ — Die Tante setzte sich schmollend zu Tisch; endlich konnte sie nicht mehr schweigen, und sprach, indem sie auf den Tisch schlug: „Und ich würde an seiner Stelle doch desertiren.“ — Auf mich aber hatten Herrn Gulden's Worte ihren Eindruck nicht verfehlt; ich sagte daher: „Ich möchte doch nicht heimatlos und verstoßen in der Fremde umherirren; nichtsdestoweniger will ich thun, was Kathrine sagt; wenn sie will, daß ich in die Schweiz fliehe, so werde ich's thun.“ — „Ich will nicht, daß man Dich einen Deserteur nennt,“ sagte Kathrine, indem sie weinend den Kopf senkte. — „Nun gut, so werde ich ausmarschiren wie die andern jungen Leute von Pfalzburg und vom Daxberg auch.“ Wir aßen vollends schweigend. Als es Zwei schlug, nahm Tante Gretel ihren Korb unter den Arm und ergriff meine Hand: „Du willst mir nicht folgen?“ sagte sie; „nun, in Gottes Namen, auch das wird ein Ende haben; Du wirst mit Gottes Hülfe zurückkommen, und Kathrine wartet auf Dich.“

Kathrine warf sich mir weinend um den Hals, so daß auch ich in Thränen ausbrach und selbst Herr Gulden sich die Augen wischte.

Endlich gingen die beiden Frauen; die Tante rief noch einmal die Treppe herauf: „Wenn Du es machen kannst, komm' noch ein- oder zweimal zu uns hinaus, Joseph!“ — „Gewiß,“ antwortete ich, indem ich die Thüre schloß.

Ich konnte mich kaum mehr auf den Füßen halten; nie hatte ich mich so unglücklich gefühlt, und selbst heute noch, wenn ich daran denke, dreht sich mir das Herz um.

7.

Von diesem Tag an war ich für nichts mehr zu gebrauchen; ich versuchte oft zu arbeiten, aber es ging nicht; meine Gedanken waren anderswo, und Herr Gulden sagte endlich selbst: „Plage Dich nicht, Joseph; benütze die Zeit, welche Dir noch übrig bleibt, die Tante und Kathrine zu besuchen; dort wirst Du Dich leichter fühlen.“

Ich ging also fortan jeden Morgen nach Vier Winden und blieb dort den ganzen Tag. Auch dort verließ mich die melancholische Stimmung nicht ganz, wir waren aber doch wieder unaussprechlich glücklich, uns noch zu besitzen, und Kathrine versuchte sogar einigemal zu singen, wie früher; aber die Stimme versagte ihr plötzlich, und sie fing zu weinen an, worauf Tante Gretel jedesmal in Wuth gerieth und die ganze Aushebungskommission an den Galgen wünschte.

Abends gegen acht oder neun Uhr kehrte ich in die Stadt zurück, wo ich im Vorbeigehen alle die kleinen Kneipen mit Rekruten und alten Soldaten angefüllt sah, die zusammen tranken. Die Rekruten mußten natürlich bezahlen, während die Alten, die schmutzige Mütze auf's Ohr gerückt und den Schnurrbart streichend, mit wichtiger Miene von ihren Schlachten, Märschen und Duellen erzählten.

Man konnte nichts Abscheulicheres sehen, als diese Löcher voll Rauch und Qualm, diese alten Eisenfresser und die jungen Bursche, wie sie mit einander um die Wette tranken, schrieen und auf den Tisch schlugen; und dazu noch die häßlichen alten Betteln, welche sie bedienten, den zerbrochenen Kamm im struppigen Haar, die sich entweder kratzten oder auf's Wohl der Tapferen mittranken. Für manchen anständigen jungen Mann war dieses Leben natürlich etwas Entsetzliches; aber man war nicht im Stande, etwas zu arbeiten; man hätte keine zwei Heller um sein Leben gegeben, und trank eben immer, bis man am Tisch einschlief. Die Veteranen leerten dann die Krüge der Betrunkenen, indem sie sangen:

„Uns ruft der Ruhm“.

Ich dankte jedesmal Gott, daß ich meinen Muth auf anständigere Weise aufrecht erhalten konnte.

So ging's bis zum 25. Januar. Schon seit einigen Tagen waren große Trupps fremder Rekruten, Piemontesen und Genuesen, in der Stadt eingetroffen; die Einen dick und rund, breitkrämpige, spitze Hüte auf den Krausköpfen, in grobe Hosen und ähnliche rothe Westen gekleidet, welche an der Hüfte ein lederner Riemen umgab. Sie trugen unförmliche Schuhe, legten sich ohne Weiteres auf den schmutzigen Boden der Markthalle und aßen ihre Käse ohne Brod aus der Hand. Die Andern, dürr, lang und braun, zitterten schon vom bloßen Anblick des Schnees in ihren langen Leinwandkitteln, und blickten traurig und finster aus ihren großen schwarzen Augen.

Sie exerzirten alle Tage auf dem Marktplatz und waren in der Infanteriekaserne einquartirt bis zu ihrem Abmarsch nach Mainz, wo sie in's sechste Infanterieregiment eingetheilt werden sollten.

Der Hauptmann, welcher die Rekruten unter sich hatte und Vidal hieß, wohnte gerade über uns im nämlichen Hause. Er hatte eine viereckige, untersetzte Gestalt, war aber äußerst freundlich und gutmüthig. Als er einmal zu uns kam, um seine Uhr ausbessern zu lassen, und erfuhr, daß ich auch Rekrut sei und fürchte, die Strapazen des Feldzugs nicht aushalten zu können, tröstete er mich, indem er

wohlwollend meinte, das sei lediglich Gewohnheitssache, nach fünf oder sechs Monaten sei Einem Marschiren und Fechten so nothwendig wie Essen und Trinken, ja Manchem werde es so zur Gewohnheit, mit Flinten oder Kanonen auf Menschen zu schießen, daß sie ganz unglücklich würden, wenn sie dieses Genusses zeitweilig entbehren müßten.

Mir wollte diese Beweisführung nicht ganz einleuchten, um so weniger, wenn ich sein Gesicht betrachtete, das auf der einen Seite ganz schwarz war von tief in die Haut gedrungenen Pulverkörnern; ein Russe, so erzählte er, hatte ihm sein Pistol beinahe dicht unter der Nase abgebrannt, und daher kam diese unbedeutende Alteration seiner Hautfarbe. Ich schöpfte übrigens neue Hoffnung, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß man nach mir fragte; ich glaubte schon, man werde mich vielleicht vergessen, wie den großen Jakob vom Schäferhofe, und die Tante Gretel bestärkte mich noch in dieser Ansicht, als zu meinem größten Schrecken am Morgen des 25. Januar, da ich eben im Begriff war, mich nach Vier Winden auf den Weg zu machen, Herr Gulden, der ganz nachdenklich an seinem Arbeitstisch saß, sich mit nassen Augen nach mir umwandte und sagte: „Höre, Joseph, ich wollte Dir nur den Schlaf nicht verderben, aber einmal mußt Du es doch erfahren: gestern Abend war der Landjägerkorporal hier und brachte Deine Marschroute. Du gehst mit den Piemontesen und Genuesen nach Mainz; noch fünf oder sechs Bursche aus der Stadt gehen mit, darunter der junge Klipfel, der junge Lörig, Johann Leger und Kaspar Zebedäus."

Ich fiel sprachlos auf einen Stuhl. Herr Gulden zog die schön geschriebene Marschroute hervor und begann sie mir langsam vorzulesen; ich hörte nur die Worte, daß Joseph Berthold aus Pfalzburg, Kreis Saarburg, dem sechsten Linien-Infanterieregiment zugetheilt sei und am 29. Januar bei seiner Abtheilung in Mainz einzutreffen habe.

Herr Gulden schwieg einen Augenblick, dann sprach er: „Heute um elf Uhr marschiren die Italiener ab." Ich erwachte wie aus einem bösen Traume und schrie: „Also werde ich Kathrine nicht mehr sehen?" — „Doch, Joseph," erwiederte er mit zitternder Stimme; „ich habe Mutter Gretel und Kathrine benachrichtigen lassen, sie werden kommen, und Du kannst sie also zum Abschiede noch umarmen." Sein schlecht verhehlter Kummer vermehrte meine eigene Niedergeschlagenheit; nach einer Pause fuhr er fort: „Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen, Joseph; ich habe für Alles gesorgt. Wenn Du zurückkommst, so findest Du mich als den Alten, und Dein Platz bleibt Dir immer offen. Allerdings hatte ich mir schon so schön ausgemalt, Dir, den ich als einen guten, ehrlichen Menschen kennen gelernt, einmal das ganze Geschäft übertragen zu können; doch, man wird sehen, am zweiten Marschtag bleibst Du liegen, und sie müssen Dich wieder freigeben."

Ich hörte ihm in stumpfer Gleichgültigkeit zu. Endlich erhob er sich, zog aus seiner Schublade einen Tornister aus Kalbfell, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Das ist Dein Tornister; ich habe alles Nöthige hineingepackt: zwei Leinwandhemden, zwei Flanelljacken und das Uebrige; in Mainz wirst Du noch zwei Hemden erhalten, das genügt. Dagegen habe ich Dir neue Stiefel machen lassen, weil die von den Lieferanten besorgten immer so schlecht sind."

(Fortsetzung folgt S. 363.)

Ein republikanischer Charakter.

Von

Dr. Westheim.

Das Königreich Epirus bestand, vor der Eroberung durch die Macedonier und dann durch die Römer, aus jener noch immer gebirgigen, an der Küste fruchtbaren Landschaft, welche den südlichsten Theil des heutigen Albaniens, oder des Paschaliks Janina bildet. Die Hauptstadt des Königreichs war Dodona mit einem berühmten Orakel. Pyrrhus, König von Epirus um das Jahr 300 vor Chr., war einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit; den Kämpfen mit ihm verdanken die Römer den besten Theil ihrer Kriegskunst. Ehrgeizig und eroberungssüchtig, wie er war, blieb Pyrrhus sein ganzes Leben in eine ununterbrochene Reihe von Kriegen verwickelt. Nach einer Menge von Wechselfällen in frühester Jugend als König eingesetzt und wieder vertrieben, kam er nach Egypten und vermählte sich dort mit Antigone, Tochter der Königin Berenike, und wurde vom König Ptolemäus in sein Königthum wieder eingesetzt. Macedonien eroberte er und verlor es wieder.

Bald darauf riefen ihn die Bewohner von Tarent, welche mit den Römern im Krieg begriffen waren, um seinen Beistand an. Mit Freuden folgte er der Einladung, und in diesen Kämpfen erwarb er sich den glänzendsten Kriegsruhm. Er landete, trotz eines erlittenen Schiffbruches, zu Tarent und besiegte die Römer in einer blutigen Schlacht bei Heraklea am Liris im Jahre 280 vor Chr. Tausende erschlagener Römer bedeckten das Schlachtfeld und eine große Anzahl fiel gefangen in die Hände des Königs. Aber auch Pyrrhus hatte schwere Verluste erlitten. Die Römer schickten den Fabricius Luscinus Cajus nach Tarent, um beim König die Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Fabricius war einer jener Männer, welche den späteren Römern als Muster republikanischer Tugenden gelten konnten: unbestechlich, einfach in Sitten und Lebensweise, und von strenger Rechtlichkeit. Zugleich war er ein tapferer Soldat und tüchtiger Feldherr. Als Konsul entsetzte er die Stadt Thurii, welche die Bruttier und Lucaner belagerten, schlug diese und die Samniter, und bewährte seine Uneigennützigkeit durch die Einbringung reicher Beute.

Pyrrhus empfing den Gesandten der Römer, auf seinem Throne sitzend, in einer Säulenhalle, welche die Aussicht auf's Meer gewährte, die aber durch einen großen, prachtvollen Teppich verhängt war. Der König wollte von Auswechslung der Gefangenen nichts wissen, wenn die Römer nicht bereit wären, mit ihm und den Tarentinern einen billigen Frieden zu schließen. Fabricius erklärte, daß die Römer mit ihren Feinden niemals um Frieden unterhandelten, so lange diese noch einen Fuß auf römischem Gebiete hätten. Pyrrhus bot ihm erst eine große Summe Goldes, wenn er die Römer zum Frieden bewegen wollte, dann machte er ihm den schmeichelhaften Antrag, ihm mit den höchsten Ehren bekleidet nach Epirus zu folgen. Als aber Fabricius kalt gegen alle Verlockungen blieb, gerieth der König in Zorn und verfiel in die heftigsten Drohungen. Der Römer blieb unbeweglich. Da plötzlich vernimmt er hinter sich den Ton wie von einer riesigen Trompete, ein furchtbares Schnauben und Stampfen, und wie er umschaut, stürzt der prächtige Vorhang zur Erde, und da steht ein riesiges Ungeheuer, der größte jener Elephanten, deren sich Pyrrhus in seinen Kriegen und Schlachten bediente, mit furchtbar erhobenem Rüssel, wie wenn er im nächsten Augenblicke Fabricius zerschmettern wollte. Aber der Römer blieb unbeweglich, wie zuvor. Da entließ Pyrrhus die Gefangenen ohne Lösegeld.

Im folgenden Jahre erlitten die Römer abermals eine Niederlage in der mörderischen Schlacht bei Asculum in Apulien. Aber dieser Sieg war von Pyrrhus so theuer erkauft, daß er nach der Schlacht in die Worte ausbrach: „Noch ein solcher Sieg und wir sind gänzlich verloren!" — Die Römer lehnten auch hier alle Friedensvorschläge ab und wollten nicht eher unterhandeln, als bis der König mit seinem Heere Italien verlassen hätte. Hiezu bot sich diesem die Gelegenheit, indem er von den Syrakusanern gebeten wurde, ihnen auf Sizilien gegen die Karthager beizustehen. Pyrrhus setzte im Jahre 278 vor Chr. nach Sizilien über, schlug die Karthager bis Lilybäum zurück und wollte sie eben in Afrika selbst angreifen, als er durch den Abfall mehrerer

ſizilischer Städte daran verhindert wurde. Daher kehrte er nach Italien zurück, um den hart bedrängten Tarentinern abermals zu helfen, welche durch die Thätigkeit des Konsuls Fabricius mehrere Niederlagen erlitten hatten. Diesem hatte der Arzt des Pyrrhus den Antrag gestellt, seinen Herrn zu vergiften, was den edlen Römer so sehr empörte, daß er den Treulosen sofort dem König auslieferte, worauf dieser augenblicklich alle römischen Gefangenen in Freiheit setzte.

Pyrrhus war unterdessen schon von den Karthagern zur See geschlagen worden und erlitt nun auch in Italien im

Pyrrhus und Fabricius.

Jahre 275 vor Chr. bei Beneventum durch Curius Dentatus eine vollständige Niederlage. Nach Epirus zurückgekehrt, traf ihn bei der Belagerung von Argos ein Wurfspieß, in Folge dessen er im Jahre 272 vor Chr. sein unruhiges Leben endete.

Fabricius starb um dieselbe Zeit zu Rom so arm, daß der Staat die Ausstattung seiner Töchter besorgte. Um den Todten zu ehren, wurde (als seltene Ausnahme!) für ihn und seine Nachkommen eine Begräbnißstätte innerhalb der Stadt angewiesen.

Goethe und die Töchter des Tanzmeiſters. (S. 354.)

Digitized by Google

Aus dem Leben unserer großen Dichter.

I.

Goethe mit den Töchtern des Tanzmeisters.

Von

L. Pietsch.

Von den beiden köstlichen Schätzen, deren einen Antonio nur dem Hochverdienten gönnen, den andern auch mit dem Höchstverdienten nicht theilen mochte, dem Lorbeer und der Gunst der „Frauen", ist unserem Dichter ein reich gemessen Theil geworden, wie auch den auserwähltesten Günstlingen des Glücks nur selten gegeben war. Der Besitz des erstern der beiden hatte ihn nicht über den Mangel des letztern zu entschädigen. Vom ersten Kindeslächeln bis zum späten Lebensabend sind ihm die Frauen in zärtlicher Liebe und Freundschaft geneigt gewesen, hat er eine unwiderstehliche Gewalt über ihr Empfinden ausgeübt, und was dem Bilde dieses reich begnadigten Menschenlebens seine eigenthümlich blühende, herzerquickliche Schönheit verleiht, ist vor Allem jener Kranz anmuthiger, edler, reiz- und seelenvoller weiblicher Gestalten, welche wir in dasselbe verflochten sehen.

Doch jedes Glück hat auch seine Kehrseite; und wenn wir unsererseits jene mannigfachen Herzenswirren auch nicht beklagen wollen, welche Frauenliebe dem Dichter bereitet hat, — sind doch diesen Thränen seine köstlichsten poetischen Perlen entsprossen — so wurde ihm die gleiche Schicksalsgunst wohl zuweilen in jungen und alten Jahren zur Veranlassung, mit König Duncan zu rufen: „Die Liebe, die uns folgt, wird oft uns lästig."

Die bekannteste und reizendste Lebensepisode dieser Gattung, jenes seltsame und anmuthige Abenteuer aus der glückseligen straßburger Zeit des Dichters, dem seine Schilderung in „Wahrheit und Dichtung" ein unvergängliches Denkmal gesetzt, gab das Motiv zu unserer Zeichnung. Wer kennt nicht jenen kleinen, wunderlichen Herzensroman, der wie ein bedeutsames Vorspiel den lieblich schönsten seines ganzen Lebens, die Idylle von Sesenheim, gleichsam einleitet, — wer kennt nicht, als hätte er sie selbst gesehen, die beiden hübschen und liebenswürdigen Schwestern Lucinde und Emilie, die Töchter des alten französischen Tanzmeisters, der dem schönen straßburger Studenten das Walzen beibringen sollte, und damit ahnungslos seines Schülers und seiner Töchter Herzen in einen so gefährlichen Wirbel hineinriß. Die arme, schwarzlockige Lucinde, sie war so verbindlich und gefällig, sie zog die Stunden so gern in die Länge und machte so zierlich seine Partnerin im Walzer und Menuet; aber vergeblich. Sein Auge und Herz war gefangen von dem wahrscheinlich blonden Reiz der jüngeren Schwester. Wie sollt' er sie trösten, daß ihm die alte Kartenschlägerin Briefe und Geld prophezeite? Sie liebte und glaubte ein Herz zu verdienen, das sie wieder liebte. Am dritten Abend danach liegt sie noch krank, und Der, der die Ursache des Unheils, ist allein mit der holden Emilie!

Klug und klar, wie sie ist, zögert sie nicht, dem Freunde die ganze Lage mit allen ihren Gefahren auseinanderzusetzen, und ihres Entschlusses gewiß, daß dieses Beisammensein das letzte sei, verbirgt sie ihm auch diejenigen nicht, die ihrer eigenen Ruhe aus dem fernern Fortdauern des bisherigen Verhältnisses erwachsen müßten. Und zum letzten Abschied, noch an der Thüre, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn auf's Zärtlichste. „In diesem Augenblick flog die Seitenthüre auf, und die Schwester sprang in einem leichten aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: „Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!" Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeitlang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn da in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte."

Eine schlimme Klemme, welche Den, der sich darin befindet, immer zu einem nicht gerade günstigen Gegenstand für den Zeichner macht!

Sollen wir den Bericht noch weiter fortsetzen? Besser liest er sich im neunten Buch von „Dichtung und Wahrheit" nach; die Thränen, der Zwist der Schwestern und die berühmte Verwünschung jener „schöngeschweiften Lippen, die man nur bei Dichtern findet".

Das Kruzifix einer Polin.

Novelle

von

A. Godin.

I.

1863.

Unter strömendem Regen waren wir in Köln angekommen und suchten das freundliche Asyl auf, das uns während des bevorstehenden Dombaufestes in gastlichem Hause eröffnet war. Wie behaglich ist es doch, nach einer Eisenbahnreise im Dunkeln, einer Droschkenfahrt bei Unwetter durch unbekannte Gassen, sich von freundlichen Gesichtern empfangen, mit allem Comfort eines wohleingerichteten Hauses umgeben zu sehen! Die Theemaschine sang ihr gastliches Lied und begleitete das trauliche Geplauder mit leisem Summen, bis andere Töne erklangen und uns allgemach verstummen ließen. Alle Glocken der Stadt läuteten die bevorstehende Feier ein. Am Fenster lehnend horchten wir auf die vielstimmigen Klänge, zwischen denen der Donner der an beiden Rheinufern gelösten Kanonen dumpf erschallte. Am nächsten Morgen weckte uns frühzeitig der freundlichste Sonnenstrahl. Wieder begrüßte uns das feierliche Glockengetön mit seinen sonoren, weithinschallenden Klängen, welche die Stimmung des Horchenden zum Fest einläuteten, und sich dem hellblickenden Tage nicht so melancholisch vermählten, wie gestern der düstern Nacht.

Schon um acht Uhr machten wir uns auf den Weg nach dem Dom, denn wir wünschten den ersten Eindruck der Kathedrale, die seit den Jahren, wo wir sie nicht mehr gesehen, der Vollendung entgegengereift war, von der zuströmenden Menge noch ungestört, zu genießen. Die Wanderung durch viele geschmückte Straßen machte einen heitern Eindruck, aus allen Fenstern wehten Fahnen, flatterten Bänder und Teppiche, hingen Kränze und Guirlanden. Je mehr wir uns dem Dom näherten, desto festlicher ward die Erscheinung der Stadt; der Domplatz selbst prangte im reichsten Schmuck, die alten Häuser, die seit zweiundzwanzig Jahren dem langsamen Wachsen und Werden zugeschaut hatten, das heute seinen Abschluß fand, hatten sich, um ihren Antheil an den Tag zu legen, ganz jugendlich aufgeputzt und ihre verwitterten, wettergebräunten Gesichter bekränzt, wie etwa ein alter Großvater am Brauttage des Kindes, das er aufwachsen sah, sich noch ein frisches Sträußchen in's Knopfloch steckt. Einige Schritte vom Eingang des Domes entfernt war ein Triumphbogen in gothischem Styl errichtet; mit scharlachrothen Stoffen drappirt, geschmackvoll mit Emblemen verziert, und mit dunklen Kränzen von Nadelholz durchflochten, machte er einen freundlichen und würdigen Eindruck. Auf all' diese Herrlichkeiten warfen wir aber nur flüchtige Blicke, schlüpften durch das Gewühl der Menge, die sich bereits auf dem Platze zu sammeln begann, und wanderten hocherzückt von einem der herrlichen Kirchenportale zum andern.

Sprachlos standen wir lange, blickten uns nur im stummen Verständniß an und ließen das steingewordene Wunder menschlicher Schöpfungskraft immer von Neuem auf uns wirken, bis uns endlich das Eintreten Vieler mahnte, uns einen

Sitz zu sichern, von dem aus der Akt der bevorstehenden Einsegnung uns nicht entgehen würde. Unsere Karten wiesen uns denselben im Mittelschiff der Kirche an, die Freundlichkeit des Dombaumeisters aber, eines jungen Mannes von gefälliger Erscheinung, die heute den Wiederschein innerer Freudigkeit nicht verläugnete, verschaffte uns einen bevorzugten Platz, nahe dem Hochaltare, den Gang begrenzend, durch welchen der Zug schreiten mußte. Nun begannen die schon zweimal gehörten Glocken von Neuem ihren ernsten Chor, dießmal aber mischten sich in die hellen Töne tiefe, dröhnende Stimmen von unbeschreiblich ergreifendem Klang — es waren die mächtigen Domglocken, die bis jetzt geschwiegen hatten, nun aber den Beginn der Feier einläuteten, als ein Kanonenschuß das Signal gab, daß der Festzug sich vom Rathhause aus in Bewegung gesetzt hatte. Der Chorgesang, womit der Zug am Portal empfangen wurde, klang nicht bis in's Innere des Domes hinein, dessen weite Wölbungen das Glockengeläute völlig beherrschte, und das sich nun mit einer rasch zuströmenden Menge füllte.

Im vollen Pomp des katholischen Kultus durchschritt die Schaar der geistlichen Würdenträger das Schiff der Kirche. Sieben Bischöfe in aller Pracht ihrer reichen Kirchengewänder, mit Mänteln von Goldbrokat bekleidet, den Krummstab in der Rechten, die funkelnde Tiara auf den greisen Häuptern, wandelten langsamen Schrittes vor dem Kardinale her. Die zahlreiche Schaar der rheinischen Geistlichkeit und eine Anzahl von Civil- und Militärbeamten folgten, man sah viele Uniformen und Ordensbänder, unter ihnen fiel durch den Schmuck des altdeutschen, goldgestickten Mantels sich auszeichnend der Rektor der bonner Universität in die Augen. Zahlreiche Bruderschaften und Gewerke mit Hunderten von Fahnen schlossen den Zug und füllten mit einem Male das vorher so weit und unendlich erscheinende Schiff der Kathedrale.

Unter den Harmonieen einer Messe von Diabelli, die von der, allerdings für solche Räume zu schwachen, nur provisorisch aufgestellten Orgel und dem weitberühmten kölner Männergesangverein ausgeführt wurde, dessen Tenorsoli unvergleichlich durch die hohe Wölbungen dahinfluteten, ward das Hochamt zelebrirt.

Wie ein entfesselter Strom wogten nach Beendigung des Gottesdienstes die Tausende, die ihm beigewohnt hatten, auf die Straßen. Wir vermochten uns noch nicht vom Anblick des großartigen Bauwerkes zu trennen, umwanderten den Koloß von Neuem, besuchten die Bauhütten, machten immer neue Entdeckungen an den Portalen, und lebhaft freute ich mich auf den Abend, wo all' diese steinerne Spitzen- und Filigranarbeit in bengalischem Feuer erglühen sollte, das gewiß zauberisch wirken mußte. Leider sollte uns dieser Genuß verkümmert werden. Nachdem wir den Nachmittag in dem neuen zoologischen Garten verlebt, dessen zweckmäßige und für das Auge so gefällige Einrichtungen ihn, wie mir scheint, den Vorzug vor seinen dresdner und berliner Vorbildern verdienen lassen, begaben wir uns noch vor der durch die Zeitungen bekannt gemachten Stunde nach dem Domplatz. Bereits auf dem Wege dahin sahen wir aber den uns allein schon sichtbaren Thurm in feurigem Purpur erglühen — ein wundervoller Anblick, denn jedes Knäuschen, jede noch so kleine Spitze und Arabeske trat in rothflammender Glut hervor, durchsichtig wie Purpurglas erscheinend, und würde unser Entzücken noch lebhafter herausgefordert haben, wäre es nicht zugleich der Beweis gewesen, daß wir zu spät kommen. Noch ehe wir den Domplatz erreicht hatten, war der Zauberschimmer verglüht, und langsam verglimmend; wie das Abendroth von der Spitze eines Gletschers weicht, schwand der ruhige Schein vor unsern Augen dahin.

Der folgende Tag sollte uns noch einen Genuß bringen, auf den ich mich lange gefreut hatte, ein Konzert im Gürzenich, und obgleich der Tag durch Mancherlei ausgefüllt ward, was in den letzten Jahren in Köln entstanden und uns noch neu war, sah ich doch dem Abend ungeduldig entgegen. Obgleich darauf vorbereitet, den neuen Saal des Gürzenich großartig zu finden, imponirte er mir dennoch beim Eintritt durch außergewöhnlichen Umfang, bedeutende Höhe, glänzende Ausstattung. Die erhöhte Stimmung, die uns leicht erfaßt, wenn wir mit ungetrübtem Geiste in ein glänzendes, wohlerleuchtetes, mit heiter blickenden und reichgeschmückten Menschen angefülltes Lokal treten, erfüllte mich mit herzlichem Vergnügen, und im Vorgefühl des kommenden Genusses ließ ich, nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, meine Blicke heiter bald über den Schmuck der Wände, bald über das zahlreich versammelte Publikum hinschweifen. Bald traf mein Auge an einem, unserem Platz nahegelegenen Pfeiler ein Gesicht, das ich nach dem zweiten Hinblicken mit froher Ueberraschung als das eines alten Freundes erkannte. Zwar hatten die Jahre, die zwischen heute und unserem letzten Zusammentreffen lagen, das damals noch dunkle Haar des alten Herrn schneeweiß gefärbt und manche Furche in die wohlbekannten Züge gegraben, wie hätte ich aber das ewig jugendliche Auge, das geistvolle und dabei so schalkhaft gutmüthige Gesicht des guten Doktors nicht erkennen sollen, der, der langjährige Freund meines Vaters, mit vielen heiteren Szenen aus meiner Kindheit und frühesten Jugend eng verbunden war! Während ich den Freund beobachtete, bemerkte ich, daß auch er mich wiederholt prüfend ansah, doch schien er seiner Sache weniger gewiß zu sein, bis ich ihm lächelnd zuwinkte. Mit jugendlichem Eifer sprang er nun auf, war blitzschnell an meiner Seite, und rief, indem er meine beiden Hände ergriff: „Nein, ich irre mich nicht, es ist wirklich und wahrhaftig die Kleine!" — „Richtig ist sie's," entgegnete ich lachend, „und größer ist sie auch nicht geworden, aber einigermaßen älter, so daß sie wohl kaum mehr ein Recht auf den alten Schmeichelnamen haben mag!" Der Professor verbeugte sich gravitätisch. „Ganz recht, meine gnädige Frau! Fast hätte ich das Dekorum vergessen, und will auch nicht dafür einstehen, ob es auf die Länge nicht öfter so gehen würde, wäre es mir beschieden, einige Zeit in Ihrer Nähe zu sein. Wie ist's, Sie bleiben doch längere Zeit in unserer Gegend, und besuchen mich hoffentlich auch in Bonn?" — „Daran ist leider nicht zu denken, schon übermorgen müssen wir weiter; die schöne Reisezeit neigt sich ihrem Ende zu und reicht knapp für unser Programm aus. Sie, lieber Professor, lassen sich aber gewiß erbitten, bis morgen Abend hier zu bleiben, damit wir ein ruhiges Plauderstündchen feiern; ich habe Ihnen einen ganzen Sack voll zu erzählen, und möchte noch mehr von Ihnen hören, wir haben uns ja seit hundert Jahren nicht gesehen!" — „Verzweifelt!" rief der lebhafte alte Herr, „gerade morgen früh haben wir eine Konferenz in Bonn, die ich nicht versäumen darf, und doch — wenn ich Sie, liebe Kleine, nur getroffen hätte, um zwei Minuten mit Ihnen zu verplaudern, das wäre zu ärgerlich! In meiner leichtsinnigsten Studentenzeit habe ich nie größere Lust verspürt, ein Kollegium zu schwänzen, als morgen diese Konferenz, aber nein, es geht wirklich nicht!" — „Da gibt es aber ein einfaches Auskunftsmittel," warf meine freundliche Wirthin ein, „wenn der Herr Professor nicht verschmäht, uns nach dem Konzert zu begleiten, so ließe sich zu Hause bei einem Glase Wein noch manches Stündchen verplaudern!" — „Bravo!" sagte der fröhliche Greis mit jener Verbeugung der guten alten Zeit, die den wohlkonservirten Siebziger kennzeichnet, „es leben die Frauen, sie wissen immer Rath! Mit Dank und Freude nehme ich an, nun aber zurück an meinen Platz, denn eben begibt sich Hiller an den seinigen. Und nun passen Sie auf, Mitanbeterin der divina musica, unser Orchester und unsere Chöre sind wohl des Anhörens werth." In gewaltigen Harmonieen rauschte Beethoven's Fest-Ouverture an dem gefesselten Ohr vorüber, der eine Fest-Hymne folgte, von Niemann vorgetragen. Wie goldiger Sonnenschein erquickte die süße, glockenreine Stimme

der Frau Harries-Wippern in der lieblichen Arie aus Händel's Makkabäus. Nun sollte Joachim's Violin-Solo folgen, die Nummer, auf die ich mich am meisten gefreut hatte, denn der berühmte Künstler war der einzige Koryphäe unserer Zeit, den ich mein Lieblingsinstrument noch nicht hatte behandeln hören. Athemlos lauscht Jeder den zauberischen Klängen, kein noch so leiser Laut störte das unvergleichliche Piano, und als es verstummte, brachte mich erst der Klang meines eigenen unwillkürlichen Seufzers wieder zum Bewußtsein irdischer Existenz zurück. Im Vollgefühl des erlebten Genusses wendete ich meinen Blick dem alten Freund zu, dessen große Musikliebe mir ihn stets so sympathisch gemacht, und erwartete, auch sein vor Freude strahlendes Auge auf mich gerichtet zu sehen. Nicht wenig überraschte mich daher der Anblick des alten Herrn, der ganz in sich versunken, aber keineswegs froh erregt da saß, den Kopf tief gesenkt, einen so sprechenden Zug der Trauer auf dem guten Gesicht, daß ich ganz betroffen war. Auch schien der Eindruck kein vorübergehender, denn so oft ich bei den folgenden Chören und Soli nach ihm hinblickte, fand ich ihn in derselben Stellung; er schien kaum zu beachten, was vorgetragen ward, und gab sich offenbar tiefen und unerfreulichen Gedanken hin. Beim Schlusse des ersten Theiles fuhr er jedoch aus seinem Sinnen auf und näherte sich mir, doch täuschte mich das freundliche Lächeln, womit er mich ansprach, nicht über seine veränderte Stimmung. „Was ist Ihnen widerfahren, Doktorchen?" frug ich besorgt. „Sie sind ja gar nicht mehr vergnügt, Joachim hat's Ihnen angethan — für mich war er ein so guter Zauberer, warum hat er Sie denn traurig gemacht?" — „Ah, liebe Kleine, die Antwort auf diese Frage wäre eine lange Geschichte, für die Sie sich allerdings interessiren würden. Vielleicht finde ich später Zeit und Stimmung, Ihnen von den Erinnerungen zu erzählen, die mir durch diesen Hexenmeister von Virtuosen heraufbeschworen worden sind. Sie betreffen einen armen jungen Mann, dessen Namen ich heute früh als den eines vor einigen Tagen gefallenen polnischen Insurgentenführers in der Zeitung gelesen habe, und mit dem ich vor Jahren Seltsames erlebte, auch in einem Konzert des Gürzenich, auch beim Klange einer sangreichen Violine, — nun können Sie denken, wie dieß Zusammentreffen auf mich hat wirken müssen! Jetzt aber still davon, ich will mir die schöne Musik nicht ganz und gar durch Dinge verkümmern lassen, die längst vergangen und überdieß unabänderlich sind."

Mein Interesse war lebhaft erregt, doch unterdrückte ich für jetzt jede weitere Frage und suchte nur den alten Freund heiterer zu stimmen, was bald gelang.

Während des dritten Theils von Händel's Salomon, der den zweiten Theil des Konzertes ausfüllte, fand mein Augenwink bei der oder jener besonders gelungenen Stelle stets einen aufmerksamen und angeregten Zuhörer, und als wir am Schlusse zusammen aufbrachen, waren die letzten Wolken vom Antlitz des froh gemutheten Greises verschwunden. Heiter verplauderten wir die Zeit, während wir am Tische unserer freundlichen Gastgeber dem duftenden Braten, der unerläßlichen rheinischen Salatschüssel zusprachen, und als mit dem Dessert die grünen Römer erschienen und mit goldigem Rüdesheimer gefüllt wurden, hatten Fragen und Erzählungen, die den Raum vieler Jahre ausfüllen sollten, sich schon in rascher Folge gedrängt. Die längst vergangene Kinderzeit wachte mir wieder auf mit all' ihren großen Freuden und Leiden, und scherzend erinnerte der Professor daran, wie oft er bei letzteren „die Kleine" mit Märchen und Geschichten getröstet habe.

„Halt!" rief ich ihm zu, „diese Zeiten sind noch nicht vorüber, auch heute haben Sie mir eine Geschichte versprochen, und Sie dürfen mir nicht durchgehen, ohne Ihr Wort gehalten zu haben!" Fast bereute ich die Worte, nachdem sie mir entschlüpft waren, denn die Heiterkeit, die eben noch in des Freundes Augen geleuchtet, entschwand rasch, von einem stillen Seufzer verdrängt. Er zog die Uhr, blickte sinnend vor sich hin und sagte dann: „Fast ist es für heute zu spät, schon elf Uhr vorüber, und die Geschichte paßt im Grunde gar nicht in unsern fröhlichen Abend hinein. Erzählen will ich sie Ihnen aber doch, liebe Kleine, wenn Sie es nicht anders wollen, und die andern Herrschaften auch einverstanden sind. Ein Geheimniß ist nicht dabei, die Hauptpersonen sind ja todt und begraben! Sie dürfen mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich weitläufiger werde, als Sie es vielleicht für nöthig halten, Sie wissen ja, wenn wir alten Leute in's Erzählen kommen, so haben wir dabei unsere eigene Art. — Als Sie sich verheiratheten, liebe Kleine, war ich noch als Professor in Erlangen gebunden, das wissen Sie ja, auch ist Ihnen sicher erinnerlich, daß ich von jeher ein alter Musiknarr war und nicht leicht ein Konzert versäumte. In dem kleinen Nest selbst sah es damit freilich spärlich genug aus, und hatte ich ein paar Mal solche Höllenqual ausgestanden, während meine Lieblingssachen schändlich mißhandelt wurden, daß ich mir zuletzt zuschwor, nicht wieder in die Folterkammer zu gehen, die man dort ein Konzert nannte. Eines Tages that ich es aber doch, nach langer Pause. Eine junge Violin-Virtuosin sollte auftreten, die auf ihrer ersten Rundreise durch Deutschland viel Aufsehen machte, und da es noch halb ein Kind war, wollte ich sie hören, in der Hoffnung, durch sie an Therese Milanollo erinnert zu werden. Dieß tiefsinnige Kind, das Sie wohl kaum gehört haben, hatte es mir nämlich zur Zeit angethan, ihr Spiel, ihre knospenhafte Erscheinung waren mir lange nachgegangen. Fast bereute ich indessen meinen Entschluß, als die Ouverture zum Don Juan zur Geißel für meine Ohren ward, und mehr noch, als der Konzertunternehmer, ein Blondin, der den schmackhaften Namen Auster führte, ein Wesen auf's Podium geleitete, das wahrlich nicht dazu angethan war, an Therese zu erinnern. Eine lange, noch ganz unentwickelte Gestalt von großer Magerkeit und eckigen, hastigen Bewegungen, trug einen Kopf, der nichts weniger als anmuthig, aber um so auffallender war. Tiefschwarzes Haar lag in einer schweren Flechte dicht über einer stark entwickelten Stirne, unter der nachtdunkle Augen unheimlich hervorblitzten, von dichten, fast zusammenstoßenden Brauen überschattet. Das brünette, farblose Gesicht hatte einen knabenhaften Ausdruck, der sich besonders um den Mund her trotzig aussprach. Dieser herbe Zug trat deutlicher hervor, als die Kleine ihre erste Piece, ein Konzertstück von Gade, beendigt hatte und jener stückweise, unbehagliche Applaus darauf erfolgte, der häufig von Philistern ausgeht, deren Urtheil nicht gebildet genug ist, um das Bedeutende selbstständig beurtheilen zu können, ein Applaus, der weit mehr geeignet ist, den Künstler zu beleidigen, als ihn zu erfreuen. Der rauschende Beifall, den eine spätere, weit melodiösere Piece von Vieuxtemps hervorrief, lockte dagegen ein sonniges Lächeln auf das junge Gesicht, dessen Ausdruck sich plötzlich verwandelte. Es hatte etwas vom Charakter einer Gebirgslandschaft an sich, die im vollen Sonnenschein ja auch so ganz anders auf uns wirkt, als bei gedämpfter oder gar düsterer Beleuchtung, während flache Gegenden und flache Gesichter sich ebenfalls darin verwandt sind, daß Licht und Schatten sie wenig zu verändern vermag.

Herr Auster hatte inzwischen Thalberg's Phantasie über Moses verarbeitet, und eine Dilettantin Schubert's Erlkönig mit solchem Ausdruck vorgetragen, daß mir in Wahrheit dabei die Haare zu Berge standen, und damit war der erste Theil beendet. Neben mir saß ein Klubb Bekannter, ein Literat, Namens Borell, Herausgeber eines in Stadt und Umgegend viel gelesenen Sonntagblattes, das namentlich reich an pikanten, lokalen Beziehungen zu sein pflegte. Dieser Herr war „ein guter Mensch aber ein schlechter Musikant" im vollen Sinn des Wortes, der Kennern ihre Meinung abhorchte und seine Kritiken danach zurechtmachte. Ergötzlich war es zuzuhören, wenn er mitunter mit einem eigenen Urtheil herausgeplatzt war, und dann von irgend einer Au-

torität das Gegentheil erfuhr, mit welcher Geschicklichkeit er darauf zu beweisen suchte, daß gerade dasselbe der Kern seiner eigenen Meinung gewesen sei. So frug ich ihn denn auch heute, ehe er selbst zu Worte kam: „Was halten Sie, Herr Kritiker, von dieser beauté de diable? Wie gefällt Ihnen ihr Spiel?“ — „Vorzüglich, besonders was technische Leistung betrifft,“ rief Borell sachverständig. „Der Strich ist wundervoll, die Fertigkeit stupend, bei solcher Jugend! Nur, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ausdrucksvoll sie vorträgt, fehlt mir mitunter etwas — etwas — ich weiß nicht, wie ich es bezeichnen soll.“ — „Ich will Ihnen wohl sagen, was Ihnen fehlt!“ entgegnete ich dem guten Jungen. „Das Mädel hat noch nichts erlebt, das ist's!“ — „Nichts erlebt?“ unterbrach mich der Eifrige. „Die Kleine hat mehr erlebt, als wir alle Beide! Kennen Sie ihre Geschichte?“ — „Hat sie eine? Mir unbekannt! Erzählen Sie immerhin, da Ihr Herren Literaten doch immer Alles wißt!“ — „Ich hab' es aus guter Quelle,“ bekräftigte Borell, „und die Entwicklung Valeska Wola's ist interessant genug, um des Erzählens werth zu sein. So viel steht fest, daß sie zur Zeit im Korbe des warschauer Findelhausens gefunden und dort mit den andern Bälgen in Bausch und Bogen aufgefüttert worden ist. Hat aber nicht gut gethan, wollte durchaus nicht pariren und brannte

Valeska vor dem Zimmer des Bankiers. (S. 357.)

durch, als sie etwa sieben Jahre alt war und eine verwirkte Strafe abbüßen sollte. Wie sie an den blinden Mann gerieth, der, in Parenthese, wahrscheinlich eben so gut sah, als Sie und ich, und mit dem sie etwa zwei Jahre später wieder in Warschau auftauchte, weiß ich nicht. Sie führte den Menschen und begleitete sein Flötengedudel mit einigen Griffen auf einer alten Violine. So zog sie mit ihm von Thür zu Thür und sammelte ein, was die Leute geben mochten, um sich vom Anhören des Duetts loszukaufen. Auf diese Art gerieth sie eines Morgens in das Haus des Bankier Markus, eines der reichsten Leute in Warschau, der sich etwas damit weiß, ein Kunstmäcen zu sein; an dem Tage war gerade eine musikalische matinée Vieuxtemps zu Ehren, der den Abend vorher in der Stadt konzertirt hatte. Das Kind geräth, von der Dienerschaft unbeachtet, bis vor die Thüre des Musikzimmers, bleibt dort stehen wie gebannt, horcht mit allen ihren Sinnen und vergißt den alten Kerl drunten auf der Straße ganz und gar. In der Verzückung läßt sie ihren Teller mit Kupferstücken aus der Hand fallen, verliert vor Schreck über das verursachte Geräusch selbst das Gleichgewicht, stolpert und fällt mit der Nase gegen die Thüre, mit den Knieen auf ihre Violine, die in Stücke geht. Der Lärm wird drinnen gehört, man sieht nach und findet das aufgeregte Kind, das flehentlich bittet, sie nicht

von der Thüre zu jagen, bis die Musik zu Ende sei. Die Herren nehmen die Kleine mit hinein, und bei der durch Quartette und Tokayer erhöhten Stimmung ist das Resultat des erweckten Interesses, daß in dem Bankier großmüthige Ideen aufsteigen, und er beschließt, das Talent der Kleinen zu unterstützen. Der blinde Mann wird abgefunden, das Mädchen zur Schule geschickt und einem tüchtigen Musiklehrer in die Hände gegeben. Nach drei Jahren hat sie so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß ihr Protektor sie nach Paris schickt, wo die letzte Hand an sie gelegt wird, und das Resultat — die erste erfolgreiche Kunstreise, heute vor uns zu Tage kommt. Ja, ja, dieser Backfisch hat schon allerlei durchgemacht und sich dabei zu einem Charakter herangebildet. Mein Korrespondent, der mich mit diesen Details bekannt machte, theilt mir mit, daß sie nichts weniger als lenksam ist und namentlich in Betreff des Ganges ihrer musikalischen Ausbildung ihrem Protektor gegenüber mehrfach auf ihrem eigenen Kopf bestanden hat. Auch soll die Art von Duenna, die Markus ihr mit auf Reisen gegeben hat, ihre liebe Noth mit dem Trotzköpfchen haben. Sehen Sie nur, wie sonderbar sie sich auch ausstaffirt hat. Ist das eine Toilette für ein junges Mädchen, das öffentlich auftritt? Das knappe schwarze Kleid, das sie noch magerer aussehen läßt, als sie so schon ist, nichts Glänzendes an der ganzen Erscheinung als die funkelnden Augen und das silberne Kruzifix, das ihr so sonderbar mitten auf der Brust hängt. Interessant ist sie aber doch, das muß man ihr lassen!" — Ich mußte über den Burschen lachen. Was finden diese Halbgenies nicht alles interessant! Wenn eine kleine schwarze Krähe zu all' ihrer Häßlichkeit auch noch halsstarrig ist, so wird sie dadurch interessant. Als zum zweiten Theil gestimmt wurde, machte ich mich davon, die spröde Virtuosität der kleinen Polakin hatte mich zu kalt gelassen, um ihretwillen das nun drohende Orchester mit in den Kauf zu nehmen. (Fortsetzung folgt S. 369.)

Ein Fürstenschloß.

Von

Dr. Karl Pfaff.

Unter den Gebäuden, welche den Schloßplatz in Stuttgart umgeben, stellt sich dem Beschauer als der imposanteste Bau das alte Schloß dar. Nach einer glaubhaften Sage hat es schon um's Jahr 1100 Bruno, Domherr in Speyer, der Bruder Konrad's von Beutelsbach, eines Ahnherrn des württembergischen Fürstenhauses, gebaut, und im Jahr 1320 verlegte Graf Eberhard der Erlauchte seinen Sitz dahin. Von ihm und seinen Nachfolgern vergrößert und verschönert, war es im Jahr 1500 schon ein recht stattliches Schloß, dessen Keller, den schon Bruno gebaut haben soll, als „der größte in ganz Schwabenland" gerühmt wird. Es bestand aus einem Hauptbau und mehreren damit verbundenen Nebengebäuden und war von einem theilweise trockenen Graben umgeben, worin sich zur Zeit Herzog Ulrich's auch ein Löwenzwinger befand. Der Hauptbau enthielt schon 1417 im oberen Stock die „Ritterstube" und unten die „große Türniz", und diese Räume vornehmlich wurden bei Versammlungen der fürstlichen Vasallen und Dienstleute, bei Freuden- und Trauerfesten benützt. Hier feierte im Dezember 1361 Graf Eberhard der Greiner mit großer Pracht und in Gegenwart vieler, auch französischer Gäste die Vermählung seiner Tochter Sophia mit dem Herzog Johann von Lothringen. Bei dem Leichenbegängniß des Grafen Ulrich des Vielgeliebten (den 8. Oktober 1480) waren unter den Fremden, die im Schlosse gespeist wurden, allein 900 Priester. Am ruhigsten ging es im Schlosse her, seit hier Graf Eberhard im Bart seinen Sitz aufgeschlagen (1483), denn er hielt streng auf Zucht und Ordnung, und seine Hofhaltung war sehr einfach, aber sein Hof galt für die beste Fürsten- und Adelsschule. Ein desto lärmenderes und ausgelassseneres Leben und Treiben herrschte hier, nachdem, zwanzig Jahre später, der junge Herzog Ulrich die Selbstregierung angetreten hatte. Das Hofgesinde wurde bedeutend vermehrt, besonders zahlreich war das Personal für den Marstall und die Jagd, auch hielt der Herzog, welcher die Musik liebte und gut verstand, eine ansehnliche Kapelle. Die prächtige Hofhaltung Ulrich's und seine Freigebigkeit lockten auch viele Fremde, besonders Adelige herbei, deren Ausgelassenheit und übermüthiges Betragen gegen die Bürger sogar zu Beschwerden der Landschaft beim Herzog Veranlassung gab. Das großartigste Fest, welches Ulrich veranstaltete, wurde im März 1511 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Sabina, der Tochter Herzogs Albrecht von Bayern, gefeiert. Hiezu wurden auch die inneren Räume des Schlosses neu ausgeschmückt, mehrere Zimmer gemalt, andere mit künstlich gewebten und gestickten Tapeten verziert. In's ganze deutsche Reich ergingen Einladungen dazu, und die Zahl der Gäste, welche alle vom Herzog bewirthet wurden, belief sich auf mehr als tausend. Zu ihrem Unterkommen und zu ihrer Bewirthung wurden im Schloß und in der Stadt die umfassendsten Vorbereitungen gemacht, und damit auch das gemeine Volk nicht ganz leer ausgehe, wurde beim Eingang in's Schloß ein Brunnen errichtet, dessen acht Röhren Wein in reichlicher Fülle spendeten. Es war ein Fest, das seinesgleichen damals nicht hatte; ein Bericht darüber sagt: Der überaus köstliche Geschmuck beim Tanz, Rennen und Stechen, Tag und Nacht, das übermäßige Silbergeschirr, die mehr als stattliche Traktation, auch in allen Häusern der ganzen Stadt, ist männiglich eine Verwunderung gewesen, indem auch mehr überblieben, denn etwa anderer Orten, da Bankette gehalten, dergleichen gebraucht worden; also daß viele dafür gehalten, daß man mit diesem unmenschlichen kosten ein ganzes Land sollte verthun haben. Auf dieses Fest aber folgten trübe Tage; nachdem Ulrich hatte in die Verbannung wandern müssen (1519) stand das Schloß verlassen da, und obgleich er auch nach seiner Wiederkehr (1534) noch eine stattliche Hofhaltung hatte, so ging es doch jetzt viel stiller her, und ein gar unwillkommener Besuch waren die Raubschaaren des Herzogs Alba, welche nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs der schmalkaldischen Bundesgenossen gegen den Kaiser Karl V. auch nach Stuttgart kamen und das Schloß hier ausplünderten (im Januar 1547).

Im Jahr 1550 folgte Herzog Christoph seinem Vater Ulrich in der Regierung nach. Diesem Fürsten, der so gerne und viel baute, genügte das Schloß, welches nun schon über zwei Jahrhunderte lang der Wohnsitz seiner Vorfahren gewesen war, nicht mehr, und er beschloß daher, es neu aufzuführen. Nur der Hauptbau im Südosten blieb stehen, alle übrigen Gebäude wurden abgebrochen; 1553 begann der Neubau, wurde aber erst 1570 durch Christoph's Sohn, Herzog Ludwig, vollendet. Derselbe ließ auch (1572 und 1578) zu stärkerer Befestigung des Baues die beiden Eckthürme gegen die Kirche und gegen den ehemaligen Lustgarten hin aufführen. Es bildete nun ein unregelmäßiges Viereck, an dessen drei neuen Flügeln gegen den Hof hin auf Pfeilern ruhende Gallerieen herumliefen, und hatte zwei Haupteingänge, deren einer von Herzog Friedrich I. (1599) mit Pfeilern und amerikanischen Figuren geschmückt, nach dem von demselben Fürsten ansehnlich erweiterten Schloßplatz, der andere in den Lustgarten führte. Rings um dasselbe lief ein ausgemauerter Graben, welcher aber nur auf der Westseite mit Wasser gefüllt, sonst trocken war und auch als Thierzwinger diente. Den untern Raum des südlichen Flügels nahm die Türniz ein, welche als Speisehalle für die niederen Hofbeamten und für das Hofgesinde, an Festen auch zur Bewirthung der Dienerschaft der fremden Gäste, und bei schlechtem Wetter zu Ritterspielen und Leibesübungen benutzt wurde. Von ihr führte die mit Backsteinen belegte,

zum Reiten eingerichtete und daher Reitschnecke genannte breite Treppe in das zweite Stockwerk zu dem Rittersaal mit hohen Fenstern, künstlich eingelegtem Getäfel und vergoldeten Ledertapeten. Hier speiste gewöhnlich die fürstliche Familie und die höheren Hofbeamten und bei Festen die vornehmen Gäste. Aber auch mächtige Staatsverhandlungen wurden hier vorgenommen; wenn ein Landtag eröffnet wurde, empfing der Herzog in diesem Saal die Prälaten und Landtags-Abgeordneten, und ließ ihnen die „Landtags-Proposition" vortragen, auch gab er fremden Gesandten hier Audienz. Der westliche Flügel enthielt die Schloßkapelle, mit ihrem von einem Kuppeldach bedeckten Thurm und einem „mit schöner gehauener Arbeit von den zwölf Artikeln des christlichen Glaubens" geschmückten Altar. In dem Flügel gegen den Lustgarten hin befanden sich die Hofküchen mit ihren kolossalen, erst im gegenwärtigen Jahrhundert abgebrochenen Schornsteinen; über ihnen war der mit den Bildnissen württembergischer und anderer Fürsten geschmückte Tanzsaal. Auch für Wohn- und Schlafzimmer, wie für die zur Hofhaltung nöthigen Gelasse war hinreichend gesorgt, und so erschien das Ganze als ein stattlicher, zu einem Fürstensitze ganz geeigneter Bau, dessen Annehmlichkeiten noch durch den dabei gelegenen Lustgarten vermehrt wurden. Denn die Schönheit seiner Gebäude, von denen das von Herzog Ludwig 1580 bis 1593 erbaute Lusthaus, das spätere Hoftheater, das prächtigste war, wetteiferte mit der Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit seiner Anlagen; schattige Baumgänge, frische grüne Hage, mannigfach verschnittene Buchshecken, reiche Blumenbeete, kühle Lusthaine, Bilder von Stein und Erz ergötzten den Beschauer, und kunstreiche Wasserwerke erregten seine Bewunderung.

In den ersten Zeiten während des Neubaus und nach dessen Vollendung ging es im Schlosse ruhig her, denn weder Herzog Christoph noch sein Sohn Ludwig liebten rauschende Vergnügungen, und nur von Zeit zu Zeit unterbrachen fürstliche Vermählungsfeste die Stille des Hoflebens. Ganz anders aber wurde es, als Herzog Friedrich den Thron bestieg (1593). Denn dieser Fürst liebte die Pracht und das Vergnügen; auf seinen Reisen hatte er den englischen und französischen Hof kennen gelernt, und nach ihren Mustern richtete er nun auch seine Hofhaltung ein. Die Zahl der Beamten und Diener wurde bedeutend vermehrt, die Hofmusik verstärkt und ein Trabantenkorps errichtet, gewöhnlich speiste man am Hof 500 Personen. Dieses Hofgesinde aber, unter welchem sich viele Ausländer, vornehmlich Franzosen und Italiener befanden, war eine zuchtlose, ausgelassene Schaar, welche selbst die strengsten Gebote nicht in Ordnung zu halten vermochten. Ihr Haupttummelplatz war die Türniz, wo während der Essenszeit ein Getümmel ohne Gleichen war; die Tonkünstler und Sänger musizirten unter dem Vorwand, daß sie sich üben müßten, die Andern aber schrieen und lärmten darein; der Burgvogt und Saalmeister bemühten sich vergeblich, dem Unfug zu wehren, bis der Letztere nach Ablauf einer Stunde, als der gesetzlichen Essenszeit, drei Streiche that. Denn nach diesem „Ausblasen" mußte die Türniz von Allen geräumt werden, aber noch während des Weggehens setzte das Gesinde, besonders bei Nacht, sein Unwesen fort. Dabei klagte es auch immer über das ungenügende Essen, und selbst Die, welche an den bevorzugten sogenannten Trippeltischen saßen, waren mit ihrer Kost (Weißbrod, Braten und Fische) nicht zufrieden. Das Beispiel der Hofdiener blieb aber auch nicht ohne Einwirkung besonders auf den jüngeren Theil der Einwohner der Stadt, was sich in der üppigeren, freieren Lebensart, in vermehrter Genußsucht und im Nachahmen fremder Sitten und Thorheiten deutlich äußerte. Am Tollsten trieben es Hofleute und Bürger zur Fastnachtszeit, welche jedes Jahr auch bei Hof eine Zeit rauschender, festlicher Lust war, weil, wie der Herzog auf eine Klage darüber sagte, man Niemand eine gebührliche Fastnacht wehren könne. Aber auch sonst fehlte es das Jahr über nicht an Lustbarkeiten von mancherlei Art. Das glänzendste Fest feierte Herzog Friedrich im November 1603, als ihm König Jakob I. von England den Orden des Blauen Hosenbandes, nach dem er so lange getrachtet hatte, überschickte. Im Jahr 1597 kam auch eine englische Schauspielergesellschaft nach Stuttgart, welche im Schloß vor dem Hof spielte, gut bewirthet und mit 300 Gulden beschenkt wurde*). Friedrich's Sohn und Nachfolger, Herzog Johann Friedrich, hielt ebenfalls einen ansehnlichen Hofstaat und gab öfters Feste, das kostbarste bei seiner Vermählung im Jahr 1609. Als er 1628 starb, hatte Württemberg durch den dreißigjährigen Krieg noch verhältnißmäßig wenig gelitten, bald nachher aber brach eine Zeit der schwersten Noth über das unglückliche Land herein, welches nach der nördlinger Schlacht (den 26. August 1634) von den kaiserlichen Heerschaaren überschwemmt und furchtbar mißhandelt wurde. Das Schloß, durch die schnelle Flucht Herzog Eberhard III. verödet, bot der Raubgier eine willkommene Beute. Es wurde von unten bis oben rein ausgeplündert und Alles weggeschleppt, was sich nur fortbringen ließ, auch die schönen gemalten Tapeten, welche Herzog Christoph 1561 bis 1570 durch einen Bürger aus Köln, Jakob von Carmis, hatte verfertigen lassen, und die Kupferplatten, mit welchen der Vorbau am südlichen Flügel bedeckt war. Dabei wurde denn auch Vieles, was man nicht fortbringen konnte, muthwillig zerstört, und als Herzog Eberhard III im Oktober 1638 zurückkehrte, fand er das Schloß in einem so ganz verwahrlosten Zustand, daß er längere Zeit seinen Sitz im Landschaftshause nehmen mußte. Man begann nun zwar sogleich es wieder wohnlich herzustellen, aber eine Reihe von Jahren verfloß, bis die Spuren der Verheerung gänzlich vertilgt waren. Eine wesentliche Veränderung in seinen inneren Räumen erlitt das Schloß dabei nicht, nur wurden die Gemächer dem veränderten Zeitgeschmack gemäß eingerichtet, und in den Jahren 1686 und 1687 erbaute der Administrator Herzog Friedrich Karl's wegen eines gefährlichen Risses in der Hauptmauer des Schlosses den dritten Eckthurm desselben gegen den jetzigen Dorotheenplatz hin. In den neu hergestellten Räumen begann bald wieder ein fröhliches Leben und Treiben, denn auch Herzog Eberhard III. ließ es an Festen und Lustbarkeiten nicht fehlen, zu denen ihm namentlich die häufigen Besuche fremder Fürsten Veranlassung gaben. Bei seinem Hofstaat bestand seit 1660 neben den Trabanten eine Leibwache zu Pferd, auch wurde ein französischer Tanzmeister, weil ein solcher „hoch nöthig sei", und ein Oberbauinspektor angestellt. Besondere Sorgfalt wandte der Herzog auf eine gute Hofmusik, welche der 1657 zum Kapellmeister ernannte Samuel Capricornus, einer der besten Komponisten jener Zeit, bis zu seinem Tod (1670) dirigirte und die nun auch deutsche Opern aufführte, für welche in dem oben angeführten Lusthaus eine eigene Schaubühne errichtet wurde. Auch die Speisung bei Hof dauerte noch fort; als „Traktament" für die höchsten Hofbeamten wurde festgesetzt: Morgens eine Suppe mit einem Becher Weins, Mittag das erste Mal acht, das zweite Mal sechs Trachten; das Nöthige zu der Konfektstube: Zucker, kandirte Kuchen und Citronen versprachen der Zuckerbäcker und der Italiener in Stuttgart so wohlfeil, als es in Frankfurt zu haben sei, zu liefern.

Einen noch viel prächtigeren Hofstaat als Eberhard III. hielt sein Enkel, Herzog Eberhard Ludwig, an dessen Hof, angelockt durch seine Großmuth und Freigebigkeit, Glücksritter aus allen Theilen Deutschlands und aus den Nachbarlanden zusammenströmten, für welche dann neue Stellen geschaffen werden mußten. Mit der Zahl der Beamten mehrte sich auch die Zahl der Diener bei Hofe. Der Marstall war mit einer Menge schöner, trefflich abgerichteter Pferde gefüllt, die Kammermusik so zahlreich und wohleingerichtet, als an irgend einem anderen deutschen Hofe. Neben den Konzerten wurden jetzt häufig auch Ballete gegeben, und das deutsche

*) Bekanntermaßen glaubt man, daß Shakspere unter ihr gewesen.

Singspiel verdrängte die italienische Oper, wegen welcher 1716 Joseph Brescianello als Musique-Directeur et maitre des concerts de la chambre berufen ward. Das tolle Treiben der Fastnachtzeit verschwand, an dessen Stelle trat der Karneval, welcher am 21. Januar 1715 zum ersten Mal gefeiert wurde. Jedermann hatte maskirt den Zutritt, doch blieben (nach der deßwegen erlassenen Verordnung) „Nobles, Dominos und polnische Röcke allein für Cavaliers und Dames reservirt". Auch unterhielt der Herzog eine französische Schauspielerbande, zu deren Vorstellungen Jedermann freien Zutritt hatte. Nicht lange aber blieb das Schloß in Stuttgart der Schauplatz dieser rauschenden Lustbarkeiten, denn im Jahr 1718 verlegte der Herzog seinen Sitz in das neu erbaute Schloß zu Ludwigsburg. Die Veranlassung dazu gab die berüchtigte Gräfin v. Würben, in deren Banden Eberhard Ludwig so lange schmachtete, welcher die Beharrlichkeit der rechtmäßigen Herzogin, die den ihr gebührenden Sitz im Schlosse durchaus nicht aufgeben und ihr überlassen wollte, den Aufenthalt in Stuttgart gänzlich entleidete. Mit dem Herzog zog auch die Hofhaltung ab, und was von Geräthschaften und Schmuck Kostbares zu Stuttgart war, wurde in das neue Schloß in Ludwigsburg geführt. Zwar brachte man, als Herzog Karl Alexander zur Regierung kam (1733), Vieles wieder zurück und richtete das Schloß von Neuem zur Fürstenwohnung ein, aber nur noch für kurze Zeit. Denn allmälig wurden immer mehr Stimmen laut, welche den stattlichen Bau für diesen Zweck nicht mehr als tauglich erachteten, wie der Baron v. Pöllnitz, welcher schon 1730 dessen „gefängnißmäßiges Aussehen" getadelt hatte. Nachdem daher Herzog Karl

Der Hof des alten Schlosses in Stuttgart.

Eugen die Regierung angetreten hatte (1744), beschloß man, „ihm auch eine standesmäßige, seiner fürstlichen Dignität konvenable und dem Umfang seines Hofstaats genügende Wohnung" zu verschaffen. Hiebei dachte man allerdings zuerst an den Umbau und die Erweiterung des alten Schlosses, gab aber diesen Plan gleich wieder auf, da die Bauverständigen sagten, bei seiner in die Augen fallenden Schadhaftigkeit und seinen Mängeln würde es ohne große Kosten nicht reparirt werden können und doch nur ein unvollkommenes, unförmliches und wegen seinen alten und baufälligen Grundmauern nicht einmal dauerhaftes Werk zu Stande kommen, und beschloß einen Bau „nach dem neuen Gout der Architektur" aufzuführen. — Seitdem wurde das alte Schloß zu mancherlei Zwecken benutzt, längere Zeit bewahrte man darin das Archiv und die fürstlichen Sammlungen von Naturalien und Kunstgegenständen auf; Herzog Karl richtete in ihm eine katholische Hofkapelle ein, die frühere Schloßkapelle aber ging 1807 ein, und in ihr Lokal wurde die Hofapotheke verlegt. Jetzt ist es der Sitz des Obersthofmeisteramts und der meisten demselben untergebenen Hofämter.

Der Häringsbraten in Nürnberg.

Von

J. Priem.

Der trübste Monat des Jahres, dessen rauhe Stürme das letzte Laub von den Bäumen schütteln, der unheimliche, naßkalte November, ging zu Ende, als wir, von einer verspäteten Herbsttour zurückkehrend, noch als letzte Hauptstation

unserer Wanderung das alte Nürnberg begrüßten. Gewandtere Federn, als die unsere, haben in Reiseskizzen und Handbüchern, in geschichtlichen Werken und Romanen, in jeder Art und Form die Vorzüge, Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten dieser interessanten Stadt geschildert, die sich bis jetzt, wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung, wie eine Oase des mittelalterlichen Lebens inmitten des gewaltigen Umschwungs unserer Kulturverhältnisse erhalten hat.

Die frühe Dämmerung des Novembertages war schon eingetreten, als wir noch das Haus des Meistersängers Hans Sachs besuchten. Während wir vor dem Hause standen, erhellte plötzlich ein greller Feuerschein den unteren Theil des Gäßchens, und jagte uns nicht geringen Schrecken ein, da wir nichts anders glauben konnten, als daß in nächster Nähe eine große Feuersbrunst ausgebrochen sei. Doch gingen die Leute alle ruhig ihre Straße, kein Feuersignal ertönte und nichts deutete darauf hin, daß etwas Erschreckendes und Ungewöhnliches vorgefallen sei. Das Räthsel wurde uns alsbald gelöst, wie wir aus dem Gäßchen auf den Platz traten, hinter dem der Chor der schönen Frauenkirche emporsteigt, die ebenfalls im rothen Schein einer gewaltigen Feuersglut strahlte.

Die Ursache dieser Glut war aber eine sehr unschuldige. Längs einer Reihe an einander hängender, niedriger Häuschen oder Kräme, vor denen eine Menge großer Tonnen stehen, die einen Geruch ausströmen, der leicht auf ihren Inhalt schließen läßt, standen auf der Straße auf Tischen und Holzböcken eine Menge Roste über mächtigen Kohlenfeuern, um die sich Gruppen von Menschen drängten, seltsam beleuchtet von den flackernden Flammen, die den ganzen Platz ringsum erhellten, bis hinauf zu den hohen Giebeldächern der ihn umschließenden Gebäude. Bei jedem dieser Feuer waren Männer oder Weiber beschäftigt, mit Wedeln von Gänseflügeln es anzufachen, während die andere Hand am Spieße einen jener kleinen Seefische über dem Feuer drehte, welche seit den ältesten Zeiten aus Holland und Hamburg in die Welt versendet werden.

Wir waren auf dem Häringsmarkte in Nürnberg, und es war eben die Zeit des Häringbratens, die zu Advent beginnt und bis Neujahr dauert.

Der Verkauf der Häringe und gesalzenen Fische überhaupt ist in Nürnberg außer den dazu berechtigten Kaufleuten auch den sogenannten Salzfischern, oder wie sie im Munde des Volkes heißen: den „gesalzenen Fischern", analog der Volksbenennung „schweinene Mezger", „rindener Mezger", „musikalischer oder chirurgischer Instrumentenmacher" u. s. f., gestattet. Schon lange vor dem fünfzehnten Jahrhundert stand Nürnberg mit Holland und Hamburg, sowie den Hansestädten überhaupt, im lebhaftesten Handelsverkehr, und bezog von da die Häringe, Stockfische, Laberdan und andere Arten von Seefischen. Die nürnberger Kaufleute ließen aus den Niederlanden Leute kommen, welche mit dem Einpacken und der Behandlung der Fische vertraut waren, und viele dieser Leute machten sich hier ansässig, gründeten einen Familienstand und machten den Einzelverkauf der Seefische, zunächst der Häringe und Stockfische, zu ihrem Erwerbszweig, welch' letztere in der Fastenzeit noch jetzt, obgleich Nürnberg überwiegend protestantisch ist, häufig auf den Tisch des Bürgers kommen, der die Sitte, in der Fasten und besonders am Charfreitag Fische, zumeist Stockfische, zu verspeisen, von seinen Vorfahren überkommen hat, bei denen es noch ein Gebot der Kirche war.

Die „gesalzenen" Fischer bilden keine Zunft, sondern werden zum Verkauf der Fische durch die Erwerbung eines Krames oder einer Bude berechtigt, welche ihnen der Rath auf dem Markte nächst dem sogenannten Gänsemännlein, einem Röhrbrunnen hinter der Frauenkirche, zu errichten gestattete. Dieses Gänsemännchen, eine Bronzefigur von dem Erzgießer P. Labenwolf, bezeichnete den Platz des Gänsemarkts zwischen dem Härings- und Obstmarkte, und ist eine der Kunstmerkwürdigkeiten der Stadt, auf welche man die Fremden stets aufmerksam zu machen pflegt. Zum Unterschied von den Salzfischern werden diejenigen Fischer, welche zum Fischfang in der Pegnitz und den zum Stadtgebiet gehörigen Teichen und Weihern, sowie zum Verkauf frischer Fische berechtigt sind, „grüne Fischer" oder „Grünfischer" genannt. Sie hielten in früheren Zeiten bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Pfingsten eine Art Turnier auf Kähnen in der Pegnitz, das sogenannte Fischerstechen, das als eine große Volksbelustigung galt. Man versuchte es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder in's Leben zu rufen, jedoch ohne solchen Erfolg, daß Wiederholungen stattfanden.

Der Verkauf der gesalzenen oder gedörrten Fischwaaren, als: Rund- und Flachfische, Häringe, Bücklinge, Lachse, Bricken, Platteise, Stockfische u. dgl., stand in der alten Reichsstadt unter strenger Kontrole. Die frisch angekommene Waare wurde von zwei Geschwornen der Salzfischer (darauf besonders beeidigte Männer aus ihrer Mitte) „geschaut" und die Tonnen zum Zeichen der vorgenommenen Besichtigung, die in Nürnberg bei allen fremden Waaren vorkam und „die Schau" genannt wurde, mit dem Stadtwappen gebrannt. Im Jahre 1407 wurde einigen Pfragnern (anderswo Pfenser, Melber, Salzstößler genannt), auf ein Jahr die Stadt und ihr Gebiet verboten, „darum, daß sie die Stockfisch nicht recht gewässert hatten". Die Zeit des Häringbratens hat schon deßhalb, weil sie der von Jung und Alt geliebten Weihnachtszeit vorangeht und sie gewissermaßen einleitet, für den gebornen Nürnberger etwas Heimliges und Anmuthendes von seiner Kindheit an, und selbst wenn er kein absonderlicher Freund von diesen gesalzenen Meerbewohnern wäre, zieht ihn doch zur Adventzeit der eigenthümliche Bratgeruch, der Schein des Feuers, das um die Frauenkirche lodert und ihre gothischen Formen in abenteuerliche Beleuchtung setzt, und das erhöhte Treiben in jener Gegend heran, um sich an den bunten Szenen zu ergötzen, die hier spielen. Kinder und Erwachsene, Lehrjungen und Gesellen, Mägde und Frauen stehen plaudernd und scherzend um die Kohlenfeuer und harren des bestellten Exemplars von „Rogner" oder „Milchner", der über dem Roste schwebt und fleißig herumgedreht wird, um gehörig durchzubraten, das heißt auf beiden Seiten völlig schwarz gebrannt zu werden. Hierauf nimmt die geschäftige Hand der Braterin, entweder die wohlbeleibte Frau des Fischers selbst, eine Tochter oder Magd, deren behäbiges Gesicht der Feuerschein röthet, ein Blatt sauberes Papier, in welches sie den gewünschten Meereszögling einwickelt, der nun, um vier bis sechs Kreuzer erkauft, vergnügt nach Hause getragen wird, um zu einem Gericht Kartoffeln als beliebte Speise zu dienen.

Das Braten nimmt dem Salzfisch die herbe Säure, und die Nürnberger, die ja in mehreren kulinarischen Punkten vor anderen Deutschen einige Sonderlichkeiten voraus haben, finden den gebratenen Häring in eben dem Grade schmackhaft, als man in anderen Gauen unseres großen Vaterlandes die Petersilie, die sie gekocht als Lieblingsspeise genießen, abscheulich finden will. De gustibus non est disputandum. Uns hat das Häringspaar, das wir in einen Viertelsbogen einer der älteren Ausgaben des Oberon eingewickelt fanden, ganz lieblich angeduftet, und nur waren wir einen Augenblick in Verlegenheit, wo wir es verzehren sollten. Aber siehe, da wurde Rath. Die kleinen Hütten oder Buden bergen ganz nette, heimliche Stübchen in ihrem Innern, mit Stuhl und Tisch, darauf einfache Teller und Besteck; man lud uns freundlich ein Platz zu nehmen, und bald waren die beiden Nordseebewohner in Gesellschaft des behäbigen „Gesalzenen" verzehrt. „Dau schmöckt a Mäißla d'raf," meinte der Verkäufer, und wollte sogar in eine benachbarte Bierwirthschaft schicken, um uns noch länger an sein kajütenähnliches Lokal zu fesseln. Aber es wurde immer lebendiger und geräuschvoller auf dem Platze, die Werkstätten und Fabriken entleerten sich; doch sah auch hier und da ein pariser Hut zur Thüre herein, das enge Gemach gebot, auch An-

deren Raum zu gönnen, und so zogen wir es vor, eine der belebteren, renommirten Wirthschaften aufzusuchen, an denen Nürnberg so reich ist, um den erweckten Durst zu stillen.

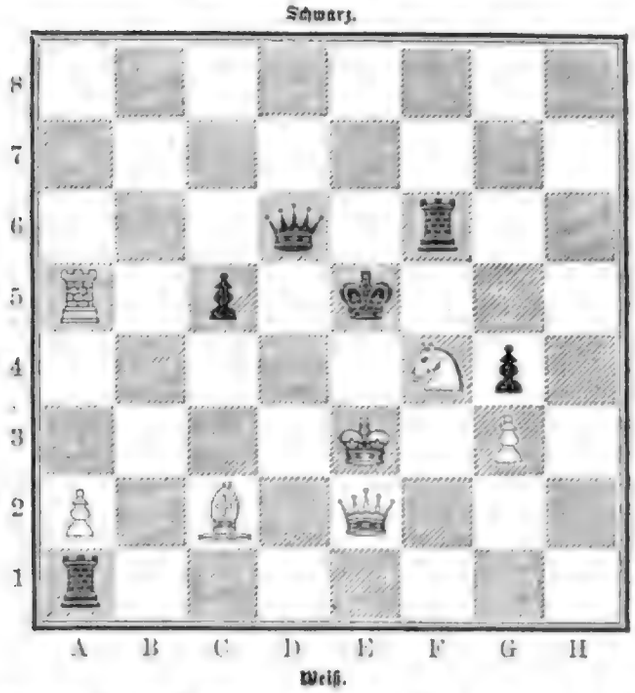
Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 29.

Von Herrn L. v. S. in Elbing.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und zwingt Schwarz, ihn mit dem vierten Zuge Matt zu setzen.

Auflösung von Nr. 28.

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 5 — F 3	1) L. D 8 — G 5.
2) S. D 1 — C 3 † . . .	2) D 4 nimmt C 3.
3) T. F 3 — D 3 Schach und Matt.	

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von Chatrian-Erkmann.

(Fortsetzung.)

Draußen hörte man das Kommen und Gehen der Italiener, welche sich zum Abmarsche rüsteten. Ueber uns hörte man den Hauptmann Vidal seine Befehle ertheilen. Aller dieser Lärm aber traf mein Ohr wie im Traume; ich konnte nicht glauben, daß das Alles mich etwas angehe. Plötzlich öffnete sich die Thüre, und Kathrine flog an meinen Hals, während Mutter Gretel noch unter der Thüre schrie: „Nicht wahr, ich habe Dir gesagt, Du solltest in die Schweiz fliehen, weil die Gauner Dich mitschleppen würden? Warum hast Du mir nicht geglaubt?“ — „Mutter Gretel,“ fiel ihr Herr Gulden in's Wort, „Soldat werden ist lange kein so großes Unglück, wie als Deserteur ein verachtetes Leben zu fristen. Statt dem armen Burschen nutzlose Vorwürfe zu machen, sollten Sie ihn lieber trösten und aufrichten.“ — „Ach,“ sagte sie halb beschämt, „ich will ihm ja keine Vorwürfe machen, aber es ist doch entsetzlich, solches Unrecht mit ansehen zu müssen.“

Kathrine wich nicht von meiner Seite; sie hatte sich neben mich gesetzt, und wir hielten einander fest umschlungen. „Du wirst wiederkommen,“ sagte sie, mich fest an's Herz drückend. — „Ja, ja,“ erwiederte ich ganz leise; „und Du, nicht wahr, Du gedenkst stets meiner, Du versprichst mir, keinen Andern zu lieben?“ — „O nein,“ sagte sie schluchzend, „nie werde ich einen Andern lieben als Dich.“ — So währte es etwa eine Viertelstunde, als plötzlich Hauptmann Vidal, den gerollten Mantel wie ein Jagdhorn um die Schultern geschlungen, eintrat. „Nun,“ meinte er, wie steht's mit uns, junger Mann?“ — „Er ist bereit,“ erwiederte Herr Gulden. — „O ja,“ sagte der Hauptmann, „sie sind im besten Zuge zu verzweifeln. Ich erinnere mich's auch von früher her — Jeder läßt etwas Liebes im Lande zurück.“ Dann rief er mir laut zu: „Muth, junger Mann, Kopf in die Höhe; wir sind keine Kinder mehr, beim Teufel.“ Als er aber Kathrine aufmerksam betrachtete, sagte er doch leise zu Herrn Gulden: „Nun, ich begreife schon, daß er nicht gerne mitgeht.“ Draußen schlug der Tambour, und der Hauptmann sagte: „Wir haben jetzt noch zwanzig Minuten Zeit,“ und mit einem scharfen Blick auf mich fügte er hinzu: „Daß Du mir nicht beim ersten Verlese fehlst!“ Dann drückte er Herrn Gulden die Hand und ging hinaus; man hörte vor der Thüre sein Pferd scharren.

Traurig verfloß uns die übrige Zeit, als plötzlich alle Tambours zumal auf dem Markte schlugen. Herr Gulden ergriff meinen Tornister an den Tragriemen und sagte mit ernster Stimme: „Jetzt nimm Abschied, Joseph — es ist Zeit.“ Darauf hing er mir den Tornister über die Schultern; er wollte mich noch trösten, als ihn plötzlich die Wehmuth übermannte und er in Thränen ausbrach. Kathrine saß in stummem Schmerze da, das Gesicht in ihr Taschentuch begraben. Tante Gretel, welche sich ebenfalls gesetzt hatte, sah mich stumm an; ich beugte mich zu ihr hinab, sie faßte meinen Kopf mit beiden Händen und rief, indem sie mich mit Küssen bedeckte: „Ich habe Dich immer gerne gehabt, Joseph, von Deiner Kindheit an; Du hast uns immer nur Freude gemacht, und jetzt mußt Du fort, — Gott, welches Unglück!“

Mir waren die Thränen versiegt; als Tante Gretel mich losließ, sah ich mich nach Kathrine um, welche sich nicht rührte. Da sie den Kopf gesenkt hielt, küßte ich sie auf den Nacken, aber sie blieb regungslos. Als ich aber, unfähig die Szene länger zu ertragen, eben zur Thüre hinaustreten wollte, schrie sie mit markerschütternder Stimme: „Joseph, Joseph!“ Ich wandte mich um, und wir lagen einander einige Augenblicke weinend in den Armen; da brachen Kathrinen die Kniee, ich legte sie sanft in den Lehnstuhl und eilte, ohne mich umzusehen, hinaus. Auf dem Platze weckte mich erneuter Trommelwirbel, und als ich um mich sah, fand ich mich zwischen Klipfel und Fürst; ihre Eltern standen dabei und weinten wie bei einem Begräbniß.

Vor dem Rathhause hielt der Hauptmann auf seiner kleinen grauen Stute und schwatzte mit zwei Infanterie-Offizieren. Die Unteroffiziere verlasen die Namen der Rekruten. Als Alle geantwortet hatten, kommandirte der Hauptmann: „Vorwärts, Marsch!“ und wir marschirten Zwei und Zwei dem französischen Thore zu.

Als wir die Steige Mettingen zu oben waren, berührte Klipfel meine Schultern und sagte: „Da sieh' hinab!“ Ich blickte zurück und sah Pfalzburg weit, weit unter uns, die Kaserne, die Pulverthürme, den Kirchthurm, von welchem aus ich vor sechs Wochen nach Kathrinens Hause hinausgeschaut hatte; Alles das in grauem Lichte, umgeben von schwarzen Wäldern. Ich hätte gerne einige Augenblicke gehalten, allein es ging unaufhaltsam weiter, ich mußte folgen. Wir stiegen nach Mettingen hinab.

8.

Am selben Tage noch kamen wir bis Bitsch, den folgenden nach Hornbach, Kaiserslautern ꝛc. Es war wieder Schneewetter eingetreten, und wie oft während dieses langen

Marsches sehnte ich mich nach dem guten Mantel Herrn Gulden's und nach seinen doppelsohligen Schuhen.

Wir kamen durch zahlreiche Ortschaften. Jedesmal begannen die Trommler Marsch zu schlagen; dann reckten wir das Kinn in die Höhe und nahmen Tritt, um uns das Aussehen von alten Soldaten zu geben. Die Leute aber kamen an ihre kleinen Fenster oder traten unter die Hausthüren und sagten: „Schon wieder Rekruten."

Abends, in den Haltstationen angelangt, konnte ich vor Müdigkeit kaum mehr stehen; im Quartier aß ich kaum einige Bissen und eilte dann in's Bett. Mit welchem Behagen ich mich da ausstreckte, läßt sich kaum denken; in wenigen Minuten war ich eingeschlafen und im Nu in Pfalzburg oder Vier Winden. Aber Morgens in aller Frühe weckte mich schon das Rasseln der Trommeln; schlaftrunken betrachtete ich die braunen Deckbalken und die dickgefrorenen kleinen Fensterscheiben, indem ich mich fragte, wo ich denn eigentlich sei. Plötzlich zog sich mir das Herz zusammen und ich sagte mir: „Du bist Rekrut, du bist in Bitsch — in Kaiserslautern;" schnell kleidete ich mich an, warf meinen Tornister um und eilte zum Verlese.

Nie werde ich eine Ueberraschung vergessen, die ich zu Kaiserslautern hatte. Als ich am zweiten Tage nach unserem Abmarsch meinen Tornister öffnete, um ein frisches Hemd heraus zu nehmen, entdeckte ich ein kleines, ziemlich schweres Paket; ich öffnete dasselbe und fand sechsundfünfzig Franken darin; auf dem Papier aber standen folgende Worte von der Hand des Herrn Gulden: „Sei immer gut und brav im Kriege. Denke an Deine Eltern und an alle die, für welche Du Dein Leben lassen würdest, und sei menschlich gegen die Fremden, damit sie ihrerseits die Unsrigen ebenso behandeln. Der Himmel möge Dich geleiten und Dich in Gefahren behüten! Anbei liegt eine Kleinigkeit, Joseph. Es ist gut, fern von den Seinigen immer etwas Geld zu haben. Schreib uns, so oft Du kannst. Ich umarme Dich, mein Sohn, und drücke Dich an mein Herz."

Beim Lesen dieser Zeilen traten mir die Thränen in die Augen, und ich dachte: „Du bist doch nicht ganz verlassen auf der Welt, brave Leute denken an dich."

Es war am fünften Tage, gegen zehn Uhr Abends und bitter kalt, der Himmel glänzte von Sternen. Ich konnte mich kaum mehr fortschleppen. Da lief plötzlich der Ruf: „Mainz! Mainz!" durch die Reihen. Am Horizonte zeichnete sich eine dunkle Linie ab, schwarze Punkte und glänzende Spitzen kündigten die Nähe einer großen Stadt an.

Endlich erreichten wir die Vorwerke, eine Reihe von Erdbastionen. An dem vorspringenden Winkel eines Halbmonds sahen wir den dick überfrorenen Festungsgraben und gerade vor uns ein altes finsteres Thor mit aufgezogener Brücke.

Von oben herab rief uns eine Schildwache an: „Werda!" — Der Kapitän trat allein vor und antwortete: „Frankreich." — „Welches Regiment?" — „Rekruten vom sechsten Linienregiment."

Es ward einen Augenblick still, dann rasselte die Zugbrücke herab und die Wache trat in's Gewehr. Ein Unteroffizier mit einer großen Laterne trat vor, und Hauptmann Vidal, der mit dem Kommandanten der Wache gesprochen, kommandirte: „Vorwärts." — Wir marschirten noch über eine Brücke und durch ein zweites ähnliches Thor, dann waren wir in der Stadt. Jeder bemühte sich jetzt, trotz des harten Pflasters möglichst wenig zu hinken, denn alle Wirthshäuser und Kaufläden waren noch geöffnet und glänzend erleuchtet; Hunderte von Leuten gingen ab und zu wie am hellen Tage.

Auf einem kleinen Platze machten wir Halt; die Quartierzettel wurden vertheilt, und nachdem uns noch mitgetheilt worden, daß am andern Morgen um acht Uhr die Waffenvertheilung stattfinden würde, ertönte endlich das Kommando: „Auseinander."

Mein Quartierbillet wies mich in die Kapuzinerstraße, und ebendaselbst befanden sich auch die Quartiere des langen Fürst und des Zebedäus. Wir waren froh, wenigstens miteinander durch die Straßen der fremden Stadt hinken zu können, und endlich, nach langem Suchen, fanden wir unser Quartier. Das meinige befand sich bei einem Bäcker; dieser und seine Frau waren gute alte Leute, die selbst einen Sohn bei der Armee hatten; sie nahmen mich auf's Freundlichste auf, und die mitleidige Alte pflegte mich wie eine Mutter. Nachdem ich ein treffliches Nachtessen und sogar ein Fußbad erhalten, legte ich mich todmüde zu Bett und fiel alsbald in einen tiefen Schlaf.

9.

Am folgenden Morgen um sieben Uhr weckte mich die Tagwache; schon hörte man von der Straße Pferde, Wagen und Menschen. Meine Füße schmerzten mich noch ein wenig, aber das war Nichts im Vergleich mit den Leiden der vergangenen Tage, und ganz heiter gestimmt kleidete ich mich an.

Auf dem Platze am Ende der Straße standen schon viele Italiener, zitternd vor Kälte. Fürst, Klipfel und Zebedäus kamen einen Augenblick nach mir an. Auf der einen Seite des Platzes waren in langer Reihe Kanonen aufgefahren; Pferde kamen zur Tränke, geführt von badischen Husaren; Trainsoldaten und Dragoner eilten hin und her.

Endlich kam auch Hauptmann Vidal und hinter ihm drein eine Reihe von Wagen, die in einer Linie vor uns Halt machten. Man verständigte uns, daß jetzt die Waffen ausgetheilt würden, und daß Jeder, bei seinem Namen aufgerufen, vorzutreten habe. Wir empfingen nun Mann für Mann eine Patrontasche, einen Säbel und ein Bajonnetgewehr, und also bewaffnet sahen wir in unsern Blousen und Mützen einer Räuberbande auf's Haar ähnlich. Mein Gewehr kam mir so groß und schwer vor, daß ich es kaum tragen zu können glaubte, und meine Patrontasche hing mir bis auf die Waden hinab; aber mein Sergeant, der überhaupt ein braver Mensch war, zeigte mir, wie man die Riemen kürzer schnallen könne. Nachdem die Waffenvertheilung zu Ende war, fuhr ein Pulverwagen vor, aus dem nun einem Jeden fünfzig Stück Patronen zugetheilt wurden. Dieß konnte nichts Gutes bedeuten, und richtig, statt daß wir nunmehr nach Hause durften, zog Hauptmann Vidal den Säbel und kommandirte: „Rechts um! Vorwärts Marsch!" — Es ging durch ein Thor zur Stadt hinaus, und vor dem Glacis sahen wir den über und über mit Eis bedeckten Rhein vor uns. Auf dem andern Ufer sahen wir hohe Berge, bedeckt von altersgrauen Burgruinen, wie Hochbar und Geroldseck in den Vogesen.

Als wir zum Strom hinabstiegen, war für mich kein Zweifel mehr, daß wir nicht mehr nach Mainz zurückkehren würden, und meine freundlichen Quartiersleute, bei denen ich mich noch nicht hatte bedanken können, mußten mich für einen Undankbaren halten. Nachdem wir über das Eis gesetzt, ging es ohne Aufenthalt fünf Stunden lang durch's Gebirge fort, wo wir zu beiden Seiten viele Ortschaften sahen. Der Anblick war sehr schön, und Zebedäus, der neben mir marschirte, sagte: „Da wir einmal Soldaten sein müssen, so bin ich wenigstens froh, daß es in den Krieg geht. Wir werden wenigstens alle Tage was Neues sehen, und falls wir glücklich zurückkommen, so werden wir für unser Lebtage genug zu erzählen haben." — „Ja wohl," entgegnete ich, „ich wollte aber lieber etwas weniger wissen und daheim für mich leben, als hier für Andere, die sich's zu Haus wohl sein lassen, durch den Schnee waten." — „Du denkst eben nicht an den Ruhm," meinte er; „es steckt doch etwas hinter diesem Worte." — „Der Ruhm," antwortete ich, „ist nicht für Unsersgleichen da; die, welche ihn genießen, essen gut und schlafen behaglich, während wir ihn unter Schwitzen und Fasten mit unserem Blut und auf Kosten unserer gesunden Glieder erkämpfen müssen. Wir

können höchstens das Arbeiten verlernen, während unsere guten Freunde daheim sich Geld verdienen und unsere Geliebten heirathen. Kommen wir dann nach Hause, so sehen sie uns über die Achsel an und heißen uns Bettler, oder Trunkenbolde, wenn wir uns in der Kälte das Schnapstrinken angewöhnt und eine rothe Nase davongetragen haben. Mir wäre es lieber, wenn sich die Freunde des Ruhms unter einander selbst todtschlügen." — „Ich denke ebenso wie Du," erwiederte er, „aber da wir einmal geleimt sind, so ist es besser sich einzubilden, daß wir für den Ruhm kämpfen, sonst wär's ja nicht zum Aushalten."

Unter diesem Gespräch kamen wir an einen großen Fluß, den Main, wie unser Sergeant sagte, und Abends sechs Uhr, nachdem wir zuvor ein wenig gerastet, kamen wir nach Frankfurt, einer Stadt, die noch viel älter als Mainz und voll von Juden ist. Von hier aus führte man uns in einen benachbarten Ort, Sachsenhausen, wo das zehnte Husarenregiment und badische Jäger kasernirt waren. Nach dem Verlese führten die Unteroffiziere uns in die Kaserne und abtheilungsweise in die Zimmer über denen der Badener. Es waren dieß große Säle mit kleinen Fenstern; zwischen den Fenstern standen die Betten; an einem Pfeiler in der

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Ausmarsch von Frankfurt. (S. 382.)

Mitte hing eine Laterne. Wir wurden nun zu zwei und zwei in die Betten vertheilt, wobei ich Zebedäus als Schlafkameraden erhielt, und nachdem wir noch unsere Waffen vorschriftsmäßig aufgehoben, eilten wir zu Bett; zehn Minuten darauf schliefen wir wie die Hamster.

10.

Hier in Frankfurt lernte ich erst das Soldatenleben kennen. Bis jetzt war ich nur ein einfacher Rekrut gewesen, nunmehr wurde ich Soldat. Ich meine hiemit nicht das Exerziren, das lernt sich bei gutem Willen in einem oder zwei Monaten; aber ich lernte die Disziplin kennen, d. h. ich bekam die Ueberzeugung, daß der Korporal immer Recht hat, wenn er mit dem Soldaten spricht, der Sergeant dem Korporal gegenüber, der Sergeantmajor gegen den Sergeanten und so fort bis hinauf zum Kaiser, und wenn der Vorgesetzte behaupten würde, zweimal zwei sei fünf, oder der Mond scheine am hellen Mittag.

Das will anfangs sehr schwer in den Kopf, aber um einem die Sache leichter zu machen, hängt in jedem Mannschaftszimmer ein Anschlag, der von Zeit zu Zeit verlesen wird, und welcher Alles enthält, dessen sich etwa ein Soldat gelüsten lassen könnte, z. B. ohne Urlaub nach Hause gehen,

den Dienst verweigern, seinem Vorgesetzten nicht gehorchen — und das Alles endigt mit dem Erschießen oder mit fünf Jahren Kugelschleppen zum Mindesten.

Am Tage nach unserer Ankunft in Frankfurt schrieb ich an Herrn Gulden, an Tante Gretel und Kathrine, daß ich ganz gesund sei und mich kräftiger fühle als vor dem Ausmarsch. Ich schrieb in unserem Zimmer, inmitten meiner Kameraden, und die Pfalzburger trugen mir Jeder viele Grüße in die Heimat auf. Auch an die guten Leute in Mainz, meine Quartierwirthe, schrieb ich und bat sie um Entschuldigung, daß ich mich nicht von ihnen verabschiedet hatte.

Am Nachmittag des nämlichen Tages erhielten wir unsere Uniform. Ganze Haufen von Juden kamen in die Kaserne, um uns unsere Civilkleider abzukaufen; sie hätten am gernsten Alles umsonst gehabt, doch verkauften wir Alle unsere Sachen, und auch ich behielt Nichts als mein Weißzeug. Am meisten Mühe hatten die Italiener, sich verständlich zu machen, aber doch machten sie die besten Geschäfte, denn die Genuesen waren eben so pfiffig wie die Juden, und ihre Verhandlungen dauerten bis in die Nacht hinein. Das war ein guter Tag für unsere Unteroffiziere, die von uns bei der Marketenderin Christine mehr als ein Glas zum Besten bekamen, denn morgen sollte das Exerziren beginnen. Die Marketenderin war die Höflichkeit selbst, und sagte zu Jedem, der in ihren Winkel kam, wo sie auf ihrem Kohlenbecken saß, man sehe ihm die gute Erziehung an Allem an. Mancher war so thöricht, hiedurch geschmeichelt alles Geld drauf gehen zu lassen, und im Nu war er in ihren Augen wieder ein Lump und ein ungebildeter Mensch.

Während dieser Zeit kamen jeden Tag neue Rekruten aus Frankreich an und ganze Reihen von Karren, voll von Verwundeten, aus Polen. Das war ein gräßliches Schauspiel vor dem Heiligengeist-Spital auf der andern Seite des Flusses. Die Einen hatten Nase und Ohren, die Andern einen Arm, einen Fuß erfroren, und man mußte sie mit Schnee zudecken, um zu verhüten, daß sie nicht in Stücke fielen. Nie habe ich so zerlumpte Gestalten gesehen, mit Frauenröcken, schäbigen Pelzmützen, durchlöcherten Tschakos, Kosakenwämmsern, zerfetzte Taschentücher und Hemden um die Füße gewickelt; sie klammerten sich an die Sitze an, wenn man sie vom Wagen heben wollte, und schauten mit wildem Blick und gesträubten Haaren um sich — und diese waren noch glücklich gegen die Tausende ihrer Kameraden, welche in den polnischen Wildnissen verhungert oder erfroren waren.

Sie erzählten uns haarsträubende Geschichten vom Rückzug aus Rußland, welche uns gegen die Russen auf's Höchste erbitterten, und Einige schwuren, sich beim Wiederausbruch des Kriegs auf's Grimmigste zu rächen, und ich selbst konnte mich nur dadurch beruhigen, daß ich mir immer in's Gedächtniß rief, wie diese Russen bloß ihre Heimat vertheidigt haben, und daß man sie verachten müßte, wenn sie dieß nicht gethan hätten.

Am 18. Februar marschirten wir nach Seligenstadt, wo wir bis zum 8. März blieben, um welche Zeit wir auch die Handhabung des Gewehrs und die Zugschule vollendet hatten. Von Seligenstadt marschirten wir nach Schweinheim, und am 24. März wurde die ganze Division in Aschaffenburg zusammengezogen, wo Marschall Ney eine Musterung über uns hielt.

11.

Schon am 18. oder 19. März war Thauwetter eingetreten, und ich erinnere mich noch gut, wie wir auf einer weiten Hochebene bei Aschaffenburg von zehn Uhr Vormittags bis drei Uhr Nachmittags in strömendem Regen stehen mußten, während von den Fenstern des Schlosses herab eine Menge Leute uns in aller Bequemlichkeit zusahen.

Endlich kam der Marschall inmitten seines Generalstabs langsam heran, und Zebedäus tröstete sich über seine nassen Kleider, weil er jetzt den Bravsten der Braven zu sehen bekam; was mich betrifft, so hätte ich den Marschall lieber gehabt, wo der Pfeffer wächst. Ich sehe ihn noch heute vor mir mit seinem großen, vom Regen durchweichten Hut, seiner blauen, mit Orden und Stickereien bedeckten Uniform und seinen hohen Stiefeln. Er war ein schöner Mann mit rothblonden Haaren und lebhaften Augen. Er war gar nicht stolz, denn als er air unserer Kompagnie vorüber ritt und der Hauptmann vor ihm präsentiren ließ, warf er plötzlich sein Pferd herum und rief: „Halt, da ist ja Florentin."

Der Hauptmann sah ihn an, ohne eine Antwort zu finden. Wahrscheinlich war er mit dem Marschall zugleich während der Republik gemeiner Soldat gewesen. Endlich antwortete er: „Ja, Marschall, ich bin Sebastian Florentin." — „Meiner Treu, Florentin," sagte der Marschall, indem er gen Osten, in der Richtung von Rußland, deutete, „ich freue mich, Dich wieder zu sehen, ich glaubte Dich dort begraben."

Unsere ganze Kompagnie war über diese Leutseligkeit erfreut, und Zebedäus sagte: „Da sieh', was das für ein Mann ist; für den ließe ich mich todtschlagen." — Ich meinerseits sah nicht ein, warum Zebedäus sich todtschlagen lassen wollte, weil der Marschall seinen alten Kameraden gegrüßt hatte.

Am Abend marschirten wir wieder nach Schweinheim zurück, wo ich mit zwei Rekruten bei dem Postmeister des Dorfs ein sehr gutes Quartier hatte. Dem Armen waren alle seine Pferde von unserer Reiterei requirirt worden, und das konnte nicht dazu beitragen, seinen Humor zu steigern; er saß den ganzen Tag mit seiner Pfeife hinter dem Ofen, ohne mit uns ein Wort zu sprechen. Auch seine Frau und seine zwei hübschen Töchter versteckten sich immer, wenn wir vom Exerziren oder Wachestehen kamen.

Eines Abends, als wir bei Tisch waren, kam ein alter schwarzgekleideter Mann mit weißen Haaren zu ihm; er grüßte und sagte dann zu dem Postmeister: „Sind das neue Rekruten?" — „Ja, Herr Stenger," versetzte der Andere; „man wird diese Leute nie los; wenn ich sie nur alle miteinander vergiften könnte." — Ich wandte mich ruhig um und sagte: „Ich verstehe deutsch, sprechen Sie nichts dergleichen." — Dem Postmeister wäre beinahe die Pfeife aus der Hand gefallen, endlich sagte er: „Es ist kein Wunder, wenn man nicht mehr weiß, was man sagt: Jahr für Jahr wird man ausgeplündert; da muß man am Ende giftig werden." — Der Alte, welcher Niemand anders als der Pfarrer des Ortes war, trat zu mir und sagte: „Glauben Sie, daß der Herr Postmeister nicht im Stande wäre, irgend Jemand, und wenn's auch unsere Feinde wären, Böses zu thun." — „Ich glaube es wohl, mein Herr," erwiederte ich, „sonst würde ich mir seine Würste nicht so gemüthlich schmecken lassen." — Bei diesen Worten fing der Postmeister so an zu lachen, daß er sich den Bauch mit beiden Händen halten mußte, und rief: „Ich hätte nie geglaubt, daß mich ein Franzose zum Lachen bringen könnte." — Darauf holte er eine Flasche Wein und nöthigte mich mit ihm zu trinken, was ich sehr gerne that. Von diesem Tag an wurde ich eigentlich zur Familie gezählt, und auch die beiden hübschen blonden Töchterchen, die mich immer an Kathrine erinnerten, wurden ganz zutraulich gegen mich, um so mehr, da sie hörten, daß ich zu Haus eine Braut habe. Im Gespräch kam der Postmeister freilich immer wieder auf seine bittern Klagen über die Franzosen zurück, und auch der Pfarrer sagte, daß die Franzosen eine eitle, sittenlose Nation seien; daß man das schlechte Betragen unserer Soldaten und die Habsucht unserer Generale genug habe; ganz Deutschland werde sich gegen uns erheben, und bereits habs man den Tugendbund gegen uns gestiftet.

(Fortsetzung folgt S. 382.)

Von unten herauf.

Lebensbilder aus der Schweizerrepublik.

Von

August Feierabend.

II.

Felix Lombardi,

Direktor des Hospizes auf dem St. Gotthardt.

Als im Juni 1863 die öffentlichen Blätter die Trauerkunde nach allen Himmelsgegenden verbreiteten, der menschenfreundliche Direktor des St. Gotthardthospizes sei gestorben, da segneten Tausende und Tausende von Reisenden mit Rührung das Andenken des Ehrenmannes, den sie in guten und noch mehr in schlimmen Tagen oben in den unwirthbaren Höhen des Knotenpunktes unserer Centralalpen kennen gelernt hatten. Felix Lombardi war auch ein merkwürdiger Mann, an dem das italienische Sprüchwort wahr geworden: si farà da se. — Seine Wiege stand in einer armseligen Hütte zu Valle, in einem Seitenthälchen in der Nähe von Airolo im Livinerthale, das der ungestüme Sohn des Gotthardts, der jugendliche Tessin, durchbraust. Felix Lombardi wurde daselbst am 12. Juli 1791 geboren, und war von fünf Kindern das jüngste. In seinem siebenten Altersjahre verlor er schon seinen Vater. Zwei Jahre nachher zwang ihn das harte Geschick, als neunjähriger Knabe den Wanderstab zu ergreifen und hinauszuwandern in die weite Welt. Er kam nach Bergamo zu einem Bauern, dem er sein Vieh hüten mußte. Drei Jahre blieb er bei demselben. Es war eine harte, bittere Zeit. Kärglich war seine Nahrung, dürftig seine Kleidung, die Füße ohne Schuh und Strümpfe. An Geist und Körper verwahrlost, mit zerrissenem Gewande kehrte er mit zwölf Jahren zu seiner Mutter heim, einer braven, tüchtigen Hausfrau, die ihn indessen zu strenger Arbeit stetsfort anhielt. Im Sommer zog er hinauf mit seinen Ziegen an die jähen Bergeshalden als fröhlicher Gaisbub, im August sodann als verwegener Wildheuer auf die lebensgefährlichen Bänder des Gotthardts auf seinen armseligen Erwerb; im Winter endlich trieb er das nicht minder gefährliche Holz- und Heuschlittlen von den steilen Höhen hinab in's Thal, bei welchem so mancher junge Mensch zum Krüppel wird, oder gar sein Leben einbüßt. Drei Jahre hielt Felix dieses mühselige Leben in Sturm und Wetter muthig aus und stählte dadurch seinen Körper. Dann aber zog es ihn wieder hinaus in die Fremde, um draußen ein Handwerk zu erlernen. Kaum sechzehn Jahre alt und nur wenige Centesimi in seiner Tasche, verließ er unter den ungünstigsten Verhältnissen und Aussichten dennoch wohlgemuth die väterliche Hütte und wanderte die Leventina hinab. Er kam hinab bis nach Mailand, wo er bei einem Kleidermacher in die Lehre trat, der für die französische Armee arbeitete. Hier blieb er vier Jahre. Die Nebenstunden benutzte er mit eisernem Fleiße, um sich im Schreiben und Lesen zu üben. Da er kein Lehrgeld zahlen konnte, so mußte er dasselbe durch seine Arbeiten nach und nach abverdienen. Nach Verfluß von vier Jahren kehrte er in seinen Heimatkanton zurück und ließ sich in Bellinzona nieder. Im Jahr 1813 finden wir ihn jedoch in seiner Heimatgemeinde Airolo als Postführer bei den Gebrüdern Camuffi, die damals von der Generalpostdirektion in Zürich die sämmtlichen Posten des Kantons Tessin in Pacht genommen hatten. In diesem sehr beschwerlichen Dienste mußte er abwechselnd die Fahrten zwischen Bellinzona und Chiasso, sowie zwischen Airolo und Pollegio machen. Fünfzehn Jahre hielt er in demselben treu und unverdrossen aus und übte sich so durch Abhärtung und Ausdauer für den schweren und mühevollen aber segensreichen Beruf ein, zu dem ihn ganz augenscheinlich die Vorsehung berufen hatte. Während dieser langen Dienstzeit zeichnete er sich ebenso durch sein freundliches Benehmen gegen die Reisenden wie durch seine Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit bei den Schrecknissen der Schneestürme und den mancherlei Gefahren des Gotthardtspasses aus und erwarb sich dabei die Liebe und das Zutrauen der Herren Camuffi in vollem Maße, so daß sie ihn zum Sachwalter sämmtlicher Anschaffungen erwählten. Damals fanden wöchentlich nur zwei Postfahrten statt. In der Zwischenzeit war Lombardi unermüdlich gewerblich thätig und errang sich so ein kleines Kapital. Als sprechendes Beispiel seiner unermüdlichen Thätigkeit verdient hervorgehoben zu werden, daß er während des Reitens einmal ein Paar gemsleberne Handschuhe verfertigte und dieselben als eine Seltenheit dem damaligen Postdirektor Schweizer in Zürich als Geschenk übermachte. Im Jahr 1828 errichtete Lombardi in Bellinzona die erste Bierbrauerei im Kanton Tessin. Im Jahr darauf heirathete der ehemalige arme Hirtenknabe die vortreffliche Tochter der angesehensten Familie des Livinerthales aus dem berühmten Heldengeschlechte der Stanga, von denen ein Ahne den bekannten ruhmvollen Heldentod in der Schlacht bei Giornico gestorben ist. Im Jahre 1835 wurde er zum Mitgliede des Großen Rathes erwählt, und nachdem er sich in einem Jahre darauf in seine Heimatgemeinde Airolo begeben, mit andern Ehrenstellen daselbst betraut. Nicht nur an der politischen Entwicklung seines Heimatkantons, sondern an allen gemeinnützigen und menschenfreundlichen Bestrebungen im weiteren schweizerischen Vaterlande nahm er stets den regsten Antheil. Er war daher bis an sein Ende immer Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Das öffentliche Zutrauen betraute ihn im Jahr 1839 mit der Stelle eines Inspektors der Finanzen, und im Jahr darauf jenes des Waarendurchpasses über den St. Gotthardtspaß. Im November 1841 berief ihn endlich die Regierung des Kantons Tessin an die schwierige Stelle eines Direktors des Gotthardthospizes. In dieser fand er mit seinem menschenfreundlichen Gemüthe so recht eigentlich seine Lebensbestimmung, die er denn auch treu und unermüdlich bis an sein Lebensende in segensreicher Wirksamkeit erfüllte. Mit dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Fremdenverkehre wuchsen auch gleichmäßig die Anforderungen an die Leistungen des Hospizes, das den armen Durchreisenden nach seinem ursprünglichen Stiftungszwecke nicht nur unentgeltlich Obdach, Nahrung und Pflege, sondern auch Unterstützung an Kleidern und Geld zur Weiterreise gewähren sollte. Während nämlich in früheren Jahren die Zahl der verpflegten Armen sich auf etwa tausend belief, hat sich dieselbe in der Neuzeit verzehnfacht. Das Hospiz des St. Gotthardts hat kein eigenes Vermögen, sondern ist für seinen Unterhalt auf die Unterstützungsbeiträge der Regierung des Kantons Tessin und der übrigen Schweizerkantone, sowie auf Sammlung von persönlichen Beiträgen angewiesen. Bisher hat das Ausland sich nur noch sehr spärlich an diesen Beiträgen betheiligt, obwohl alljährlich viele Tausende armer Reisender sowohl von Deutschland als Italien den Bergpaß überschreiten und im Hospiz werkthätige Pflege, Hülfe und Unterstützung finden. Es war die ganze Thatkraft, Ausdauer und Hingabe eines Felix Lombardi für den schönen Beruf nothwendig, um alle die vielfachen Schwierigkeiten mit Erfolg zu überwinden, welche seinem Gelingen sich entgegenstellten. Lombardi ist es gelungen. Oben in den unwirthbaren Höhen von siebthalbtausend Fuß über der Meeresfläche, zwischen Eisfeldern und starren Felsen, in Nebel und Schnee, ist er ein Vater der Armen geworden und hat sie mit einer Hingabe gepflegt, die ihm in Hunderttausenden dankbarer Menschenherzen ein bleibendes Andenken bewahrt, das Marmor und Erz überdauern wird. Zweiundzwanzig lange Jahre übte er unverdrossen seinen schweren aber schönen Beruf, thatkräftig unterstützt durch einen Sohn und eine Tochter, welch' letztere sich jedoch bald an einen Advokaten in Airolo verheirathete. Nach den amtlichen Büchern des Hospizes wurden daselbst in einer Zeitfrist von

PHILIPPE LE BAS, D'APRÈS LE BARON GÉRARD

Le Bas (Philippe Joseph Hubert), député à la Convention nationale, né à Frévent (Pas-de-Calais) le 4 février 1765, fils d'un avocat au parlement de Flandre, fut lui-même avocat à Arras, et devint, en 1790, président du tribunal de district de cette ville. Il fut élu, le 5 septembre 1792, député du Pas-de-Calais à la Convention nationale, le 4e sur 11, par 443 voix sur 521 votants. Il siégea parmi les modérés, et vota, dans le procès de Louis XVI, pour la détention, l'appel au peuple et le sursis. Il fut envoyé en mission à l'armée du Nord, et, à son retour, il fut nommé membre du comité de salut public, le 14 germinal an II (3 avril 1794). Il y remplaça Lindet, qui était chargé d'une mission importante. Le Bas fut réélu, le 23 vendémiaire an IV, député du Pas-de-Calais au conseil des Cinq-Cents, par 344 voix sur 350 votants. Il en sortit le 1er prairial an V (20 mai 1797), et fut nommé, le 24 germinal an VI (13 avril 1798), commissaire du Directoire exécutif près l'administration centrale du département du Pas-de-Calais. Il fut destitué le 30 prairial an VII (18 juin 1799), et nommé, le 4 nivôse an VIII (25 décembre 1799), juge au tribunal d'appel de Douai. Il fut mis à la retraite le 1er janvier 1811, et mourut à Arras le 29 décembre 1832.

Das Kruzifix einer Polin.

Novelle von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Das Kruzifix einer Polin: Im Konzert.

Ein paar Jahre nachher wurde ich an den Lehrstuhl nach Bonn berufen, und muß sagen, daß es mir von Anfang an überaus gut hier zu Lande gefiel; um keinen Preis möchte ich meine alten Tage anderswo erleben, als im sonnigen, wonnigen Rheinlande! Obgleich dazumal noch keine Eisenbahn zwischen Köln und Bonn bestand, verfagte ich

mir es doch selten, mich an den kölner Konzerten zu erlaben; Sie glauben gar nicht, liebe Kleine, wie viel Schönes und Gutes uns hier geboten wird! Namentlich versäumte ich die Gürzenich-Konzerte nicht leicht, die früher im alten Saale gegeben wurden. Eines Tages, als ich auch dazu herüber kam, war eine Violinvirtuosin angekündigt, ein Fräulein Anna Lange. Der Name war mir nicht fremd, er wurde seit einiger Zeit öfters in den musikalischen Zeitungen genannt, und war viel Rühmens davon, das Programm überhaupt recht nach meinem Sinn. So suchte ich mir denn ein gutes Plätzchen, um con amore zu horchen. Als Fräulein Lange auftrat, hatte das Gesicht mir gleich etwas Bekanntes, doch wußte ich nicht, in welche Gallerie meines ziemlich bilderreichen Gedächtnisses es gehörte. Sobald sie aber zu spielen anfing, und die großen schwarzen Augen wie ein Blitz über das Publikum hinflogen, dämmerte mir das Erkennen auf, ich blickte schärfer hin, und wirklich, es blieb kein Zweifel, Anna Lange und Valeska Wola waren eine und dieselbe Person — diese Art von Gesichtern vergißt man nicht. Dennoch war das Mädchen eben so sehr verändert als ihr Name! Aus dem wilden, stachligen Haideröschen war in diesen fünf Jahren eine prachtvolle Centifolie geworden, die hageren Kinderformen zu einer imposanten Gestalt mit prachtvoller Büste entwickelt, die scharfen Züge des Gesichtes gerundet und mit phantasievollem Ausdruck übergossen, der dunkle Teint durch Fülle und Gesundheit zu jenem durchsichtigen, bräunlichen Ton gesänftigt, die mit tiefschwarzem Haar so schön harmonirt — auch das trotzige, knabenhafte Gepräge verschwunden, nur ein energischer Zug um den Mund zurückgeblieben, sonst alles Weichheit, Mädchenhaftigkeit, Reiz! Sie lachen, liebe Kleine, aber wenn Sie das Prachtmädel selbst gesehen hätten, würden Sie meine Schilderung noch matt finden. Und wie spielte das schöne Kind! Wäre der gute Borell heute da gewesen, so hätte ihm nicht ein gewisses Etwas gefehlt — die Knospe war erschlossen, die Sonne mußte inzwischen darauf geschienen haben, — ja, dieß Spiel sagte mir deutlicher als Worte, daß die Künstlerin jetzt wirklich etwas erlebt hatte! Ob es etwas Gutes war? Ich hätte nicht dafür einstehen mögen! In diesen dunklen Augen lag ein eigenthümlicher Blick, sie schauten so zu sagen in sich hinein, geheimnißvoll wie dämmerige Sternennacht.

Als die Piece, die sie vortrug, zu Ende war, und sie den Bogen absetzte, erschrak ich beinahe vor einem gepreßten, fast einem Stöhnen gleichenden Seufzer, der in meiner unmittelbaren Nähe ertönte. Ich blickte um, und sah hinter dem Pfeiler, neben dem ich saß, einen jungen Mann stehen, der offenbar den Ort, wo er sich befand, ganz vergessen hatte und die Beute einer heftigen Gemüthsbewegung war. Die bloße Stirne gegen den Pfeiler gestützt, die Lippen fest aufeinandergepreßt, beide Hände krampfhaft gegen die Brust gedrückt, athmete er schwer wie Einer, der eben eine Todesgefahr bestanden hat. Es war eine bedeutende, ja ich kann sagen eine glänzende Erscheinung. Von hohem Wuchs, dunkelbraunen Augen und Haaren, die sich über der auffallend hellen und wohlgebauten Stirne lockten, sprach sich im Umriß des Gesichtes unverkennbar das slavische Gepräge aus, dessen Typus mir ziemlich vertraut ist; mein Nachbar mußte ein Pole sein. — War meine Neugier schon durch den sonderbaren Namenswechsel der Künstlerin geweckt (deren erster, bereits berühmter Name während der letzten Jahre verschollen blieb, nachdem, so viel mir erinnerlich, ein Gerücht ihrer bevorstehenden Verheirathung durch die Zeitungen gelaufen war), so witterte ich jetzt einen Zusammenhang zwischen ihr und dem stattlichen Fremdling. Zwar verspottete ich mich im nächsten Augenblicke selbst über diese Idee, denn ein junger Mensch konnte wohl seufzen und aufgeregt aussehen, ohne deßhalb mit der Konzertgeberin bekannter zu sein, als ich mit dem Mann im Monde; dennoch beschloß ich beim nächsten Auftreten der Künstlerin aufzupassen.

Lange dauerte das nicht. Nur zwei Nummern lagen zwischen ihrem ersten und zweiten Vortrag; sie spielte nun eine der träumerischen Phantasieen von Ernst und legte einen so wunderbaren Schmelz in ihren Vortrag, daß ich meinen Nachbar darüber vergaß, bis er sich meiner Aufmerksamkeit dadurch selbst aufdrängte, daß er mitten im Spiel plötzlich hinter dem Pfeiler vortrat und sich in ziemlich auffallender Weise vor mich stellte. Meine Ahnung ward zur Gewißheit. Der Pole verschlang die Künstlerin mit den Augen; könnten Blicke verbrennen und verzehren, so hätte das ihr geschehen müssen — wirklich schien auch eine Art von Magnetismus in seinem Anschauen zu liegen, denn ihre, bisher auf ihr Instrument gerichteten Augen hoben sich plötzlich und trafen mit den seinigen zusammen. Eine flammende Röthe übergoß des Mädchens Gesicht, während das des Polen weiß und blutlos wurde, wie das eines Todten. Mit einem Male verklärte ein träumerisches Lächeln die Züge der Künstlerin, und mit einer kurzen Passage ging sie aus dem Thema, das sie eben vortrug, in die Melodie eines jener tief melancholischen polnischen Nationallieder über, die man, einmal gehört, nie wieder vergißt. Den Körper halb vorgebeugt, den Blick unverwandt auf den jungen Mann gerichtet, spielte sie weiter, bis das Feuer allmälig auf ihren Wangen erlosch, und sie immer tiefer erblaßte; ehe noch der Refrain des Liedes zum zweiten Male wiederholt war, brach das Spiel mit einem schrillen Tone ab, der Bogen entsank der willenlosen Hand, und die jugendliche Gestalt knickte zusammen, wie von einem unsichtbaren Streiche getroffen.

Eine Szene der Verwirrung folgte, die Ohnmächtige ward umringt, man rief nach einem Arzte, ich hörte eine Stimme: „Professor Berthold ist im Saal!“ und war, halb freiwillig, halb geschoben, nach wenigen Augenblicken im Nebenzimmer, wohin man die Bewußtlose gebracht hatte. Nur Sekunden waren bis dahin vergangen, dennoch kniete der Pole bereits vor dem Sopha, auf das man das Mädchen gebettet, und bedeckte ihre schlaffe Hand mit leidenschaftlichen Küssen, während er ihr in halberstickten Lauten Worte zurief, die mir bewiesen, daß ich mich hinsichtlich seiner Nationalität nicht geirrt hatte. Ich entfernte vor Allem die Zudrängenden aus dem ohnehin kleinen Zimmer, machte aber keinen Versuch, den Unbekannten in dieß Gebot einzuschließen, was allem Anschein nach nur eine fruchtlose Szene hervorgerufen haben würde. Bald gelang es mir, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zu bringen; sie sah mich einen Augenblick starr an, ihr zweiter Blick fiel auf den Knieenden. Heftig zusammenzuckend fuhr sie auf, begrub ihr Gesicht in beiden Händen, und rief mit schmerzlichem Ton einige Worte in polnischer Sprache. Auch der junge Mann war aufgesprungen. «Laissez-nous!» rief er mir herrisch zu. — „Nein, bleiben Sie, bitte!“ sagte fast gleichzeitig die Künstlerin, indem auch sie sich des französischen Idioms bediente und während sie flehend meine Hand ergriff. „Bitte, verlassen Sie mich noch nicht!“ — „Unter keinen Umständen werde ich meine Patientin verlassen, ehe ich sie ganz hergestellt sehe,“ entgegnete ich, indem ich ruhig neben dem Sopha Platz nahm. „Was Sie, werther Herr, mit der jungen Dame etwa zu besprechen haben, bleibt besser bis morgen verschoben. Sie sehen selbst, das Fräulein ist jetzt nicht in der Verfassung, ein lebhaftes Gespräch zu bestehen.“ — „Verlangst Du, daß ich gehe, Valeska?“ frug er, ohne mir zu antworten, mit einer Stirne, so finster wie eine Novembernacht. — Das Mädchen schwieg einige Augenblicke, ihr Gesicht mit der Hand beschattend, bald aber richtete sie sich kräftig auf, ein energischer Zug festigte die zerstörten Linien des schönen Gesichtes. „Nein, Fedor, bleibe,“ sagte sie, „sprich aus, was Du mir sagen willst, aber laß' es in Gegenwart dieses Herrn geschehen, — er wird entschuldigen, wenn wir uns unserer Muttersprache bedienen, es soll nicht lange dauern!“

Ihren, zu mir hinschweifenden Blick mit stummem Kopf-

nicken erwiedernd, zog ich mich in die Fensternische zurück, während ein wahrer Sturm von Worten aus dem Munde des Polen hervorbrach; natürlich verstand ich keine Sylbe, sein bald flehender, bald zürnender Ton sprachen aber deutlich aus, daß er mit leidenschaftlichen Bitten und Vorstellungen auf das Mädchen einstürmte. Zu Anfang unterbrach sie ihn öfters eben so lebhaft, wenn auch mit sanfterem Ausdruck, schien aber bald vor seiner immer wachsenden Leidenschaftlichkeit zu verstummen. Wie Sie denken können, stand ich von Beiden abgewendet und starrte in die Nacht hinaus, während es mir kurios genug vorkam, daß ich einem tête-à-tête so stürmischer Art beiwohnte, ohne auch nur die Namen der Betheiligten zu kennen. Endlich ließ ein hysterisches Schluchzen meiner Patientin mir doch gerathen scheinen, mich ihr wieder zu nähern. Sie sah aus wie eine Leiche, und es war die höchste Zeit, daß Ruhe eintrat. So legte ich mich denn energisch dazwischen, und bedeutete dem Polen, für heute müsse die Konversation ein Ende haben, wenn wir nicht eine zweite Ohnmacht riskiren wollten; morgen, nachdem eine ruhige Nacht dazwischen gelegen, könne er das Gespräch nach Belieben fortsetzen, wenn dieß den Wünschen der jungen Dame entspräche. Ein schwaches Roth überflog die Wange der Künstlerin. „Ja, Fedor, morgen!“ rief sie bittend. „Suche mich im Hotel de Belge auf, zu welcher Stunde Du willst — ich kann heute nicht mehr, mir ist sehr unwohl! Dürfte ich Sie bitten, lieber Doktor, mich in meinem Wagen nach dem Hotel zu begleiten? Verzeihen Sie, wenn ich anspruchsvoll erscheine, aber es ist mir, als könnte ich mich kaum aufrecht erhalten.“ — „Versteht sich!“ entgegnete ich mit wahrer Herzenserleichterung, indem ich den wie Espenlaub zitternden Arm des schönen Kindes unter den meinen schob. „Gute Nacht, werther Herr, und morgen, darum bitte ich dringend, lassen Sie auf alle Fälle meine Patientin erst ruhig ausschlafen!“ — Als wir bereits unter der Thüre waren, machte Valeska sich von mir los, eilte zurück, und bot dem Polen mit flehendem Blick die kleine Hand entgegen. Der junge Mann stand mit verschränkten Armen, düster zur Erde blickend, und regte sich nicht. Traurig ließ sie die Hand wieder sinken. „Gute Nacht, Fedor, auf morgen!“ wiederholte sie leise, kam dann mit gesenktem Köpfchen zu mir zurück und folgte mir in den Wagen, der seit ihrer Erkrankung bereit stand. Trotz ihrer Anstrengung, sich Fassung zu erkämpfen, vernahm ich doch ihr unterdrücktes Schluchzen. „Kann ich Ihnen irgend worin nützlich sein, liebes Kind?“ frug ich das arme Mädchen, das mich herzlich interessirte. „Sie kennen mich freilich erst seit einer Stunde, man bedarf aber nicht immer eines langen Zusammenseins, um sich näher zu treten, und wäre Ihr Zutrauen zu einem alten weißköpfigen Knaben nur halb so groß als meine Theilnahme für Sie, so fänden wir vielleicht zusammen etwas aus, das Sie trösten könnte.“ Obgleich sie nicht antwortete, merkte ich doch, daß sie bei meinem Zureden ruhiger ward. Am Hotel angelangt, in dem auch ich Mittags abgestiegen war, begleitete ich sie nach ihrem Zimmer, um zur Beschwichtigung des aufgeregten Nervensystems ein Rezept zu schreiben. Eine ältliche Person, die mir eine gewöhnliche Kammerfrau zu sein schien, erwartete sie dort, und hatte eben das Zimmer verlassen, um das Rezept weiter zu befördern, als Valeska, mit plötzlichem Entschluß die Hand auf meinen Arm legend, hastig sagte: „Wollen Sie mir wirklich beistehen, so müßte es auf der Stelle sein! Können Sie mir behülflich sein, noch diese Nacht aus der Stadt zu kommen, so würde ich Ihnen dankbar bleiben bis zum Ende meines Lebens!“ — Betroffen stand ich vor dem aufgeregten Mädchen. „Liebes Kind!“ sagte ich ihr begütigend, „die Nacht ist keines Menschen Freund! Sie sind unwohl, erregt, gar nicht in der Verfassung, wo ich als Arzt und Mensch eine Nachtreise im Novembersturm gutheißen könnte. Jagt der heißblütige Junge Sie in die Flucht, der sie heute Abend beunruhigt hat, so kann doch gewiß Niemand Sie zwingen, ihn morgen, oder wann es sei, zu empfangen! Wenn Sie es wünschen, will ich selbst ihn erwarten und in Ihrem Namen bedeuten, ich bin gern zu Allem bereit, was Sie beruhigen kann, aber Sie bei Nacht und Nebel vor das Thor zu spediren, thut wahrlich nicht gut!“ — Mit trostloser Geberde sank das schöne Mädchen auf einen Sitz. „Heute, wie immer! Gott und Menschen verlassen mich in der Stunde der Noth,“ flüsterte sie in so muthlosem Ton, daß mein altes Herz weich ward, und ich frug: „Aber muß es denn sein? Lassen Sie mich das einsehen, und ich handle vielleicht gegen mein ärztliches Gewissen!“ — „Fedor hat Rechte auf mich, er kann fordern, daß ich ihn begleite, kann mich dazu sogar gesetzlich zwingen — kommt es aber dahin, so nehme ich mir eher das Leben, denn nie, um keinen Preis folge ich ihm!“ rief das Mädchen ganz außer Fassung. „Genügt Ihnen das nicht ohne weitere Erklärungen, zu denen ich in diesem Augenblick weder Zeit noch Ruhe habe, so überlassen Sie mich in Gottes Namen meinem Schicksal, ich werde mir auch allein zu helfen wissen!“ — Da war wieder der feurige Trotz, den ich vor Jahren geschaut, als das Kind zur Jungfrau geworden, die dunklen Augen sprühten, eng zogen die dichten Brauen sich zusammen, um die festgeschlossenen Lippen lag ein Zug eisernen Willens. Das Mädchen war mir schon zu lieb geworden, um sie in dieser Stimmung sich selbst zu überlassen, und ich beschloß, ihr vorläufig den Willen zu thun, obgleich es mir ziemlich zweifelhaft war, ob ich das auch vor mir selbst verantworten könne. Ihre letzten Worte hatten mich stark auf die Vermuthung gebracht, sie sei am Ende gar mit diesem räthselhaften Fedor verheirathet, — aber selbst in diesem Falle schien es mir räthlich, vorerst Zeit und ihr Vertrauen zu gewinnen, um dann eine Ausgleichung der offenbar zerrütteten Verhältnisse versuchen zu können.

Sobald Valeska meine Zusage hatte, ward sie wunderbar ruhig und gefaßt und äußerte sich mit vieler Umsicht über ihre nächsten Pläne. Nachdem sie von mir erfahren, daß ich nicht in Köln, sondern in Bonn lebe und am folgenden Morgen dorthin zurückkehren wollte, bat sie mich, sie noch heute Nacht dahin zu bringen, weil sie von dort aus ihre Weiterreise mit mehr Sicherheit würde durchführen können, als wenn sie die Stadt mit dem mindener Bahnzuge verließe, denn es stand zu vermuthen, daß Fedor ihre Spur zunächst auf diesem rascheren Beförderungsmittel aufsuchen würde. Um dieß zu unterstützen, sollte ihre Kammerfrau mit den Effekten mit dem morgenden Frühzug abreisen, und in Braunschweig weitere Nachricht von ihr erwarten.

Es handelte sich nun darum, die nöthigen Maßregeln zu treffen; aus der Stadt zu kommen war gar keine so einfache Sache. Wir waren im Jahre 1849, die rheinischen Festungen waren armirt, und die Thore deßhalb von neun Uhr an geschlossen. Während Valeska sich rüstete, begab ich mich nach der Kommandantur, um mir zum Durchgang des Thores eine Paßkarte zu verschaffen, die mir, sobald ich mich legitimirt hatte, ohne Schwierigkeit ausgehändigt ward. Der Vorwand, daß ein Schwererkrankter meiner in Bonn bedürfe, lag nahe.

Im Hotel hatte ich bereits mein Zimmer für die Nacht abbestellt und die Besorgung eines Miethwagens für elf Uhr angeordnet. Mit Valeska war verabredet, daß sie mich um diese Stunde auf dem neuen Markt erwarten solle; ich fuhr demgemäß, ohne alles Aufsehen, allein vom Hotel ab, und traf meinen schönen Schützling, von ihrer Kammerfrau begleitet, pünktlich an Ort und Stelle. Ruhig verabschiedete sie die Dienerin, indem sie ihr nochmals einschärfte, ihren für Fedor zurückgelassenen Brief sicherer Besorgung zu übergeben, und als sie zu mir einstieg, hatte ich meine Freude an ihrer Fassung.

Während unserer dreistündigen Fahrt gab Valeska mir Einsicht in alle ihre Verhältnisse. Ich hatte zwar keine Frage an sie gestellt; ihr Zartgefühl, oder, wie sie selbst sich ausdrückte, ihre Dankbarkeit drängten sie aber zu einem Ver-

trauen, das mich um so tiefer rührte, als ich wohl erkannte, wie schwer die Erzählung ihr wurde. Was sie mir da mitgetheilt hat, brachte ich später zu Papier und werde Ihnen die Blätter morgen schicken, liebe Kleine; für heute würde uns das zu weit führen, es läßt sich nicht mit drei Worten sagen.

Als wir in Bonn anlangten, suchte ich meine Begleiterin zu bereden, sich dort bis Tagesanbruch auszuruhen; doch bestand ich nicht auf meinem Rath, als ich ihre, durch das eben Gehörte wohl gerechtfertigte Angst sah und überdieß erkannt hatte, welch' wackerer, muthiger Charakter dieß junge Geschöpf stützte. So besorgte ich ihr denn sofort Gelegenheit zur Weiterreise und schied mit warmen Segenswünschen von der interessanten Künstlerin. Als der Wagen mit ihr in die Nacht hineinrollte, starrte ich ihm nach wie einem Traumbild. Wirklich waren die Ereignisse des Abends sich so rasch gefolgt, daß ich bei meinem Erwachen am andern Morgen fast in Zweifel war, ob ich nicht in der That einen Theil derselben nur geträumt hatte.

Nach einigen Tagen sollte ich aber zu den ungewöhnlichen Szenen noch ein kurzes Nachspiel erleben. Eben mit meiner Morgenpfeife zu Ende, schleuderte ich den Pantoffel vom Fuße, um mich zum Gang in's Kollegium zu rüsten, als ich eine Stimme, die mir nicht unbekannt erschien, mit meinem Diener unterhandeln hörte, und im nächsten Augenblick trat der Pole in höchster Erregung bei mir ein. „Wohin haben Sie Valeska gebracht?" war sein erstes Wort, ohne daß er sich Zeit genommen hätte, mich zu begrüßen. Ich sah ihn schweigend an und nahm eine Prise, um Zeit zur Antwort zu gewinnen, denn ich wollte mir die Theilnahme nicht merken lassen, die er mir einflößte, seit ich mehr über ihn wußte, als er ahnen sollte. „Wie kommen Sie auf diesen seltsamen Gedanken, werther Herr," entgegnete ich dann, „daß ich von einer Patientin, die nur der Zufall mir zugeführt hat, mehr wissen soll, als daß sie in meiner Begleitung glücklich das Hotel de Belge erreicht und hoffentlich die Nacht über besser geschlafen hat, als man ihr prophezeien durfte, — während ich selbst noch denselben Abend hieher zurückkehren mußte. Also . . ." — „Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen!" unterbrach er mich ungestüm. „Ich weiß, daß Sie Valeska nach ihrem Zimmer begleitet haben und länger dort geblieben sind, als eine ärztliche Konferenz nöthig machte — um es kurz zu machen, Valeska's Kammerfrau, die ich gestern in Braunschweig ausfindig machte, hat mir nach langem albernen Läugnen eingestanden, ihre Herrin sei mit Ihnen von Köln abgereist." — „Und wenn es wirklich so wäre," entgegnete ich ihm so ruhig als möglich, „so wird es doch hoffentlich in dem freien Willen der Dame liegen, ihren Aufenthalt nach Belieben zu wechseln, ohne daß ein Dritter das Recht hat . . ." — „Ich habe dieses Recht!" fuhr er hastig dazwischen. „Sie machen sich ohne Zweifel einen falschen Begriff von meinen Beziehungen zu der jungen Dame und werden mir ihren Aufenthalt nicht länger verschweigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihr nächster Verwandter bin . . ." er stockte, eine glühende Röthe fuhr wie eine Flamme über sein Gesicht hin. — „Ich habe keinen Grund, Ihre Behauptung zu bezweifeln, mein Herr," war meine Antwort, „und gebe Ihnen zu, daß Sie in diesem Falle allerdings zu Ihrer Frage berechtigt sind. Doch kann ich Ihnen keine weitere Auskunft geben, als daß ich das Fräulein auf ihren Wunsch bei meiner Rückreise nach Bonn hieher brachte und ihr hier Gelegenheit zur Weiterreise, ebenfalls durch einen Miethwagen, besorgte. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen; die junge Dame hat mir nicht mitgetheilt, wohin sie sich begeben wollte, und ich fühlte mich keineswegs berechtigt, Fragen darüber an sie zu stellen. Darauf mein Ehrenwort!" — Der Pole schwieg einige Augenblicke, dann nahm er den ihm vorhin entfallenen Hut auf und sagte gemessen: „In diesem Falle, Herr Professor, habe ich Sie schon zu lange aufgehalten. Wie die Dinge stehen, ist für mich viel Zeit verloren, hoffentlich nicht zu viel." Mit einer kurzen Verbeugung wandte er sich und verließ das Zimmer.

Lange blickte ich der stattlichen, echt ritterlichen Gestalt durch das Fenster nach; aller Wahrscheinlichkeit nach traf ich nie wieder mit dem jungen Mann zusammen, der mir so bedeutend geworden war. Wirklich sah und hörte ich auch während all' der Jahre, die seitdem verstrichen, nichts mehr von ihm. Heute früh kam mir auf dem Kasino die Aachener Zeitung in die Hand, da traf ich zuerst wieder auf seinen Namen, als den eines nach verzweifeltem Kampf gefallenen Insurgentenführers. Ich habe das Zeitungsblatt eingesteckt und kann Ihnen den Artikel vorlesen."

Die Zeitung aus der Rocktasche ziehend und entfaltend las der Professor die folgenden Zeilen:

„In voriger Woche haben im Sandomir'schen und Krakau'schen wieder mehrere Gefechte stattgefunden, die, so viel bis jetzt bekannt, sämmtlich für die Insurgenten ungünstig ausfielen. Eine vom Grafen Fedor Prokinsky geführte Insurgenten-Abtheilung unternahm in der Nacht zum 12. einen wiederholten Angriff auf das mit russischen Truppen schwach besetzte Dörfchen Dobrzyen, wurde aber zurückgeschlagen, am folgenden Tage von einer andern russischen Kolonne verfolgt und bei einem mehrstündigen Gefecht fast gänzlich aufgerieben. Der obengenannte Anführer der Insurgentenschaar, der bei diesem Kampfe den Tod fand, war ein Sohn des früheren Chefs des polnischen Garderegiments, eines der ergebensten Anhänger des Kaisers."

Als der Professor das Blatt schweigend zusammenfaltete, blieben wir Alle stumm. In diese Pause, die Niemand durch eine Bemerkung unterbrechen mochte, klangen die langsamen Schläge der Zimmeruhr hinein, die Mitternacht anzeigte. „So spät schon," rief Berthold aufspringend, „wie lang habe ich Sie aufgehalten, und dazu muß ich morgen mit dem ersten Frühzuge fort! — so geht es aber, wenn wir Alten in's Schwatzen gerathen! Nun, um so rascher auf und davon!" — „Und was ist aus Valeska geworden?" frug ich beklommen den bereits mit dem Hute in der Hand vor mir Stehenden. — „Das werden Sie morgen erfahren, liebe Kleine, wenn ich Ihnen meine Aufzeichnungen zusende, bis dahin lassen Sie Ihre rege Phantasie arbeiten," entgegnete der Professor mit gezwungenem Scherz. — „Für heute ist genug erzählt, vielleicht schon zu viel für unser Beider Nachtruhe — ich kenne meine Pappenheimer und hätte mich gar nicht verführen lassen sollen, meine alten Geschichten vor diesem neugierigen Köpfchen auszukramen! Und nun, Gott befohlen, mein Töchterchen! Es war mir eine wahre Erquickung, Sie wiederzusehen, und haben Sie einmal Zeit und Laune dazu, Ihrem ältesten Freunde ein Briefblättchen zu widmen, so werden Sie einen frohen Mann aus mir machen!" Mit diesen Worten schied der liebenswürdige alte Herr, und wir Zurückbleibenden sangen sein Loblied aus aufrichtigem Herzen.

Die ganze Nacht über spulte mir, im Wachen wie im Traum, das Bruchstück der gehörten Geschichte im Kopf herum und vergebens versuchte die Phantasie sich den Torso zu ergänzen. Am zweitnächsten Tage, als wir uns eben zur Abreise rüsteten, brachte die Post mir ein Päckchen aus Bonn, worin ich das versprochene Manuskript des Professors fand. Ein Trinkgeld sicherte uns den ungestörten Alleinbesitz eines Coupés, und während der Dampf uns von Köln entführte, vertiefte ich mich sogleich in die Blätter. Ihr Inhalt soll hier unverändert folgen. Die stets etwas ausschmückende Darstellungsweise meines alten Freundes, dessen lebhafter Geist lieber etwas von dem Seinigen hinzuthat, als daß er Lücken geduldet hätte, hatte seine Erzählung zu einem ziemlich abgerundeten Ganzen werden lassen.

(Fortsetzung folgt S. 394.)

제 1 장 근대 문화의 성립

1. 르네상스와 종교 개혁

르네상스 14세기 이탈리아에서 시작된 문예 부흥 운동으로, 고대 그리스·로마의 문화를 재생하려는 운동이다. 이탈리아 상인들이 동방 무역을 통해 고대 문화에 관심을 가지게 되었고, 비잔티움 제국이 멸망하면서 많은 학자들이 이탈리아로 이주하여 고대 문화를 전파하였다.

종교 개혁 16세기 독일의 루터가 시작한 종교 개혁 운동으로, 면죄부 판매를 비판하며 시작되었다. 루터는 성경만이 신앙의 유일한 기준이라고 주장하였고, 칼뱅은 예정설을 주장하였다. 종교 개혁의 결과 프로테스탄트 교회가 성립되었다.

과학 혁명 16세기 코페르니쿠스의 지동설을 시작으로 갈릴레이, 케플러, 뉴턴 등이 과학 혁명을 이끌었다. 이들은 관찰과 실험을 통해 자연 현상을 설명하였으며, 뉴턴은 만유인력의 법칙을 발견하였다.

Trotzdem schon viele Jahrhunderte über ihre Häupter dahingeflogen sind, haben sie sich noch ziemlich gut erhalten. Die Bilder, die auf von Sand geschützten Pylonen ruhen, sind etwas unförmlich. Was den Tempel anbetrifft, den sie bewachen, so ist derselbe halb in die Erde und halb in die Felsen hineingebaut und noch unversehrt. Er ist aber gänzlich von Sand überschüttet.

Die Gendarmerie des Meeres.

Von

Dr. Benno Matthes.

Von den unzähligen Geschöpfen, welche im Meere leben und in den Fluten sich tummeln, sind es unstreitig die Fische, welche sich am freiesten in dem unermeßlichen Wasserreiche bewegen, da ihnen die Natur Körper gegeben, die der erfinderische Menschengeist als unübertreffliche Modelle zum Erbauen der Schiffe erkennt. Der zum Durchfurchen des Wassers geschaffene Fischleib ist mit Ruderorganen, den Flossen und einem leicht beweglichen Steuer, welches auch als Ruder wirkt, dem Schwanz, versehen. Da sich der Fisch nun in einer Flüssigkeit bewegt, deren spezifische Schwere mit der des Fischkörpers ganz oder ziemlich gleich ist, so erklärt es sich, daß, wenn der überaus kräftige Muskelapparat die Fortbewegungsorgane in Thätigkeit setzt, er mit ungemeiner Leichtigkeit ungeheure Strecken fortgeschoben wird, und ohne die geringste Anstrengung pfeilschnell an den Werken der Kunst, den von der Kraft des Dampfes getriebenen Schiffen, vorüberschießt.

Ein Beispiel für die letztbezeichnete Art der Fische liefern besonders die Haie; ihnen fehlt die Schwimmblase, und dennoch sind sie so außerordentlich behende, daß sie als die schnellsten, die frechsten, unverschämtesten und gefräßigsten Raubritter im Reiche der Fische berüchtigt sind. Doch untersuchen wir die Lebensweise dieser Verbrecher etwas näher, um zu erfahren, ob sie wirklich solche Titel verdienen, oder die armen Schelme und Opfer der Verläumdungssucht sind.

Das Geschlecht der Haie ist ein sehr altes; ihr Stammbaum wurzelte schon in den ersten Schöpfungsperioden, und ragt noch mit kräftigen Aesten und Zweigen in die Neuzeit hinein. Vor undenklichen oder — nach Schelling — vor unvordenklichen, d. h. urweltlichen, antediluvianischen Zeiten schon war dieses Geschlecht durch sehr viele Arten vertreten, welche uns noch gegenwärtig — horribile dictu — „die Zähne zeigen"; denn diese allein sind übrig geblieben und in verschiedenen Gesteinen aufgefunden worden und beweisen, daß wirklich die in historischer Zeit bekannt gewordenen und noch lebenden zahlreichen Arten in jenen ersten Perioden des thierischen Lebens schon so viele Ahnen gehabt.

Und warum schuf die Natur so früh diese gräßlichen Räuber und warum so zahlreich in späterer Zeit? — Weil es im Haushalte der Natur nothwendig war, daß Ordnung herrsche, keine Thierklasse die andere durch übergroße Zahl verdränge! Im Reiche der Natur muß Gleichheit herrschen, und diese Gleichheit stellen im Wasser die Raubfische, im Meere ganz besonders und vorzugsweise die Haifische her; sie gestatten keine Uebertretung der natürlichsten Gesetze, — sie sind die „Gendarmen des Meeres"; — Einzelnen zwar unbequem, im Allgemeinen nützlich, wie Gendarmen überhaupt.

Die Meeresbewohner, welche sie zu beaufsichtigen haben, sind vorzüglich die Fische, Thiere, deren wahrhaft unerschöpfliche Fruchtbarkeit bekannt ist und von denen z. B. Häringe 40,000, Schollen 1,300,000, Störe 6,000,000, Stockfische 9,000,000 Eier jährlich legen, wodurch eine Uebervölkerung des Meeres, bei der Fruchtbarkeit aller Fische überhaupt, in kurzer Zeit eintreten, ein allgemeines Absterben aller Seethiere und ein Untergang der Erdbewohner, durch Verpestung der Atmosphäre, unausbleiblich folgen würde. Es ist nicht zu verkennen, daß auch viele Meersäugethiere, Seevögel und andere Raubfische einer Uebervölkerung entgegenwirken; aber alle zusammen leisten nicht das, was die Haie durch ihre außergewöhnliche Gefräßigkeit leisten, und deßhalb ist es berechtigt, sie nützliche Thiere zu nennen und mit Gendarmen zu vergleichen.

Da dieses edle Raubrittergeschlecht auch anderweitig interessant ist, weil es das Endglied der Klasse der Fische bildet und als solches in der Organisation schon viel Eigenthümliches besitzt, was andern Fischen abgeht, sogar etwas Säugethierartiges nicht verkennen läßt und vergleichsweise die Säugethiere unter den Fischen vertritt, wie die Wale unter den Säugethieren die Fische, so dürften diese Veteranen wohl eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.

Das Knochengerüst der Haie besteht aus Knorpel und Gräten — weßhalb sie zu den Knorpelfischen, Chondropterygii, gezählt werden — und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß bei den Männchen Hinterbeine vorhanden sind, welche jedoch die allgemeine Körperhaut nicht durchdringen. In dem Schädel eingekapselt liegt ein sehr vollkommenes Gehirn, vollkommener als bei den übrigen Fischen, weßhalb man auch berechtigt ist, bedeutendere intellektuelle Fähigkeiten zu erwarten. Die Oeffnung des mit mehreren Reihen sägeförmig stehender, großer, spitzer und schneidiger, dreieckiger, meist noch gezähnelter, beweglicher Zähne bewaffneten Rachens befindet sich quer unter dem verlängerten Schnauzenende, wie dieß bei der Ordnung der Fische, welche man Quermäuler, Plagiostomi, nennt, allgemein der Fall ist. Einige Haiarten, z. B. Hunds- und Katzenhai, besitzen am oberen Theile zwei, mit den Athmungsorganen, Kiemen, in Verbindung stehende Spritzlöcher. Die Kiemen sind, wie bei allen Hastkiemern, Plectobranchii, an ihren äußeren Rändern mit der Körperhaut verwachsen und können durch keinen Kiemendeckel geschlossen werden, weßhalb man an beiden Seiten des Halses fünf offene Löcher oder Kiemenspalten erblickt. Das Auge vieler Haie ist, wie das der Seehunde, mit einer Nickhaut versehen. Der Leib ist lang, spindelförmig und mit einer Haut bekleidet, in welcher scharfe Knochenkörnchen eingeschoben sind, die sich wie eine Feile anfühlen, weßhalb sie von Tischlern und Drechslern als solche benutzt wird und unter dem Namen Chagrin in den Handel kommt. Der Flossenapparat ist sehr kräftig und zweckmäßig, doch bei den besonderen Haiarten verschieden.

Die kleinen Haie beginnen sehr bald den Fischen nachzustellen und üben sich in der Kunst des Vielfressens so viel als möglich, weßhalb sie sich schnell entwickeln und nach mehreren Jahren schon zu ganz respektablen Kadetten herangewachsen sind, aus welchen sich die Meergendarmen naturgemäß rekrutiren, und die viele Milliarden zählende Armee stets auf Kriegsfuß sich befindet. Das ganze Korps ist von Natur in viele verschieden uniformirte größere und kleinere Arten eingetheilt, welche in verschiedene Meere postirt sind, um daselbst alle lebenden Geschöpfe zu arretiren und der Sicherheit wegen zwischen den Zähnen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, dann in das Arrestlokal des Magens zu spediren und den Prozeß bis in die einzelnen Elementartheile zu verfolgen. Die Gefräßigkeit der Haie ist in der That außerordentlich, und sie lassen sich in dieser Beziehung nie einen Dienstfehler nachweisen, denn selbst wenn das Arrestlokal schon so vollständig gefüllt ist, daß die Inhaftirten am Eingange sichtbar sind, wissen sie sich zu helfen, sobald noch lockere Vagabunden in Sicht kommen sie machen es wie Kollege Lucullus und andere berühmte Männer, entledigen sich der angehäuften Massen und fressen auf's Neue.

Um sich annähernd einen Begriff von der Schnelligkeit dieser Schwimmgendarmen zu machen, muß man Augenzeuge gewesen sein, wenn sie fliegende Fische attakiren. Die schleunigste Flucht rettet diese leichtbeweglichen, mit großer Schwimmblase und sehr langen Flossen versehenen Thiere nicht; denn wie der Blitz fährt der erbarmungslose Erbfeind in die hastig

fliehenden Thiere. Im Augenblick der höchsten Angst aber üben die Verfolgten mittelst ihrer flügelartigen Brustflossen einen gewaltigen Druck auf die Oberfläche des Wassers aus und schwingen sich plötzlich, wie auf Kommando, aus dem Wasserreiche hinauf in das luftige Meer, woselbst sie sich, durch fortwährend sehr schnelles Bewegen der Brustflossen, einige Zeit erhalten und in einer geraden Richtung, die sie nicht willkürlich ändern können, drei- bis vierhundert Schritt fortbewegen, also in der Luft schwimmen oder, was dasselbe ist, fliegen, um sich vor den Zähnen des Gegners zu retten. Aber Gendarme Hai ist pfiffig und kennt solche Kniffe, mit Kraft und Geschicklichkeit läßt er seine Brustflossen arbeiten, und mit gewaltigem Flossenschwanz peitscht er das Meer; schnell schießt sein Körper durch die tiefblauen Wogen, hoch ragt die Rückenflosse über den Wasserspiegel und glänzt im Scheine der Sonne wie polirtes Silber. Noch immer schwimmen die Fische in der Luft; — doch in der eingeschlagenen Richtung da schaukelt ein Schiff in den wellenlosen Fluten; — zehn, zwanzig, dreißig der unglücklichen Luftschiffer scheitern am Tauwerk, den Segeln, Raaen und Masten und fallen auf Deck; die übrigen sind glücklich den Klippen entronnen und stürzen gerettet in's Meer. Gerettet? o nein! der sie verfolgende Dämon war ihnen gefolgt, fuhr mit des Gedankens Schnelle unter dem Schiffe hindurch und befand sich genau an der Stelle, wo die ermüdeten Fische einfielen; sie sind nicht gerettet, massenhaft verschlingt sie die jetzt auf dem Rücken schwimmende Meereshyäne.

Die Gefräßigkeit der Haie hat noch einen besonderen Nutzen; denn nicht nur das Lebende verwandeln sie in Todtes, sondern auch dem Todten sind sie Sarg und Todtengräber. Es ist ein trauriger Nutzen, traurig für die Seefahrer, aber gerade von diesen als Nutzen erkannt: die Tausende von Menschen, welche alljährlich in den trügerischen Wogen ihren Untergang finden, treiben wenigstens nicht monatelang auf den salzigen Fluten und grinsen den Bewohnern der Schiffe ein grausiges «Memento mori» entgegen. Freilich nützen in dieser Beziehung nur die größeren Haiarten, der Hammer- und Sägefisch und drei andere Spezies; die übrigen sind zu klein, nur sechs bis acht Fuß, einige nur zwei Fuß lang. Eine enorme Größe erreichen nur drei Arten: der in nordischen Meeren lebende vierzig Fuß lange Riesenhai, Salanche maxima, der in den Eisregionen hausende dreißig Fuß messende Eishai, Scymnus glacialis, und dann derjenige, welcher das Diplom als „Menschenfresser" erhalten hat, somit Ehrenmitglied der Kannibalen geworden ist und eine besondere Beachtung verdient. Es ist dieser Bevorzugte der gemeine Hai, Squalus carcharias, der, weil er nach einem Bericht aus alten Zeiten den Propheten Jonas einst an das Land geworfen hat, Jonashai genannt wird. Er wird dreißig Fuß lang, ist unstreitig der schnellste und gefräßigste des ganzen Geschlechtes und deßhalb der Schrecken des Meeres. Er ist also Oberst der Meergendarmen, er coupirt einen großen Raum in dem ozeanischen Reiche, inspizirt in Grönland, eskortirt die Züge der Häringe nach den nordeuropäischen Küsten, doch sein eigentliches Fahrwasser ist im Meerbusen von Mexiko, besonders in der Umgegend der westindischen Inseln, woselbst er so häufig angetroffen wird, als im hohen Norden selten. Seine Uniform ist auf dem Rücken dunkler, nach den Seiten heller grau und auf dem Bauche weiß. (Illustr. Welt 1854, S. 29.)

Die Weibchen des gemeinen Hai gebären dreißig bis vierzig lebende Junge und setzen dieselben an den Küsten ab, weßhalb es in den Buchten Westindiens und der konföderirten Staaten von Nordamerika voll junger Haie wimmelt, welche übrigens, so lange sie sehr klein sind, delikat schmecken und daher gegessen werden. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Fischen, doch wird auch ein Walfischsäugling oder eine Portion Delphine nicht verachtet; zur Abwechselung spaziert auch der eine oder andere Seevogel als Dessert in das Speisemagazin, und selbstverständlich werden auch die nächsten Verwandten, sogar nach dem Vorbilde Saturns die eigenen Kinder gefressen.

Im Norden, wo die Seethiere nicht so häufig sind, z. B. auf dem Seewege, welchen die Schiffe von England nach New-York einschlagen, ist der gewöhnliche Hai gar nicht gemein, und selten gelingt es einen zu erblicken. Ist es aber der Fall, so folgt er einige Tage hinter einander den Schiffen, aber, da er hier so schüchtern und spröde als in den südlichen Gewässern dreist ist, in großer Entfernung. Wirft man jedoch einen an eine Schnur befestigten, aus Holz geschnitzten Fisch, dessen Bauchseite mit Blei beschlagen ist und an dessen Rücken große lange Flossen aus Weißblech genagelt sind, in das Meer, so wirkt dieß auf den Hai wie Magnet auf Eisen; denn da das segelnde Schiff den künstlichen Fisch nachzieht und ruckweise durch die Luft schnellt, ist der Hai nicht in Zweifel, daß der fliegende Fisch zum leckern Mahle sich eignet, und befindet sich deßhalb sehr bald dicht am Schiff, um zu sehen, wie der vermeintliche Fisch an Bord gezogen wird. Wirft man nun einige Pfund Brod oder Fleisch in das Wasser, wiederholt später das Manöver mit dem Holzfisch und füttert abermals, so gelingt es doch, den Burschen in der Nähe zu beobachten. Während einer solchen Haifütterung versuchte ein Passagier, eine verrostete Kaffekanne dem Fisch an den Kopf zu schleudern, fehlte aber. Der Hai legte sich sogleich auf den Rücken — wie dieß beim Fressen stets geschieht — und verschlang die schwimmende Blechkanne, gab sie aber sofort wieder von sich und untersuchte sie lange mit der Schnauze.

So gefräßig alle Haie sind, so scheinen sie doch mit einzelnen Fischarten eine Ausnahme zu machen. Ein kleiner, zwölf Zoll langer, bunt gebänderter Fisch nährt sich gerne von Küchenabfällen, schwimmt daher oft im Kielwasser der Schiffe und scheint wirklich verschont zu werden, weßhalb ihn, da er manchmal dicht vor dem Rachen der Haifische schwimmt, die Seeleute „Pilot des Haies, Hailootse", die Gelehrten «Naucrates ductor» nennen.

Daß die Haie, selbst die sogenannten Menschenfresser, wirklich nützliche Thiere sind, weiß man an den westindischen und amerikanischen Küsten sehr wohl, stellt ihnen deßhalb wenig nach und schont die größten absichtlich, weil sie es als brave Gendarmen und zuverlässige Polizeibeamte verdienen. In jeder Bucht lebt daher wenigstens ein sehr großer Hai, welcher von den Menschen gleichsam als Hausthier angesehen, mit Namen belegt und nicht getödtet wird, weil er das Wasser rein hält, die von See fortwährend eindringenden Haie wieder in's Meer hinausjagt oder auffrißt, dem Menschen aber wenig gefährlich ist, da des seichten Wassers wegen die Rückenflosse in die Luft hineinragt und als Warnungstafel dient. In der Nähe einer texanischen Insel lebte vor wenigen Jahren „Old James", ein respektabler, wohlbeleibter Patron, der unermüdlich in seinem Reviere jagte und regelmäßig zur Erholung an einer eisernen, roth angestrichenen Signaltonne spielte. Verfasser hatte vor diesem beschuppten Jäger solchen Respekt, daß er, während des Muschelsammelns im Golf, einen Neger aufpassen ließ, der durch Hornsignale das Herankommen des Haies avisirte. Wenn nun das Signal ertönte, wurde sofort das Wasser verlassen; denn die Idee lag ziemlich nahe, daß Old James nicht den geringsten Anstand genommen hätte, einmal einen deutschen Naturforscher der Abwechslung wegen als seltenen Leckerbissen verschwinden zu lassen. Ebenso lebten in der Einfahrt von Charleston Squire Bill (der Friedensrichter) und der allgemein bekannte Port royal Tom im kingstoner Hafen in Jamaika mit hoher Bewilligung des Volkes als konzessionirte Menschenfresser.

Die Seeleute theilen die Ansichten der Küstenbewohner durchaus nicht, sie können nicht vergessen, daß zu Olim's Zeiten der eine oder andere Seemann aufgefressen oder dem und jenem gelegentlich ein Bein abgebissen worden ist, weßhalb sie jede Gelegenheit ergreifen, die Thiere zu tödten, obgleich sie ihnen wenig nützen, wenn nicht etwa später der

Wirth einer Schenke das Gebiß für einen steifen Grog einschachert und an der Zimmerdecke aufhängt. Das Fangen der riesigen Fische ist nicht ohne Gefahr, denn sie sind intelligent, schlagen nicht blindlings um sich, sondern geben sich Mühe, irgend einen Mann zu treffen; sie springen, um einen Menschen zu fassen.

Dicht bei der Insel Domingo, die niedrigen Häuser der Schwarzen, die Bananen und Palmen waren schon deutlich sichtbar, hatte Verfasser einen dreißig Fuß langen Hai herangelockt und einige Zeit gefüttert. Da ließ der Hochbootsmann mit den Worten: „Der olle Jonge soll mgn wat Neues hebben!“ einen mit Köder versehenen Haihaken in das Meer, der sogleich im Rachen des Fisches verschwand. Der Haken hing am Hai, und was noch schlimmer war, der Hai am Haken fest. Wüthend biß er in die an ein langes Tau befestigte eiserne Kette, und gewaltig peitschte er das Meer, aber ohne Erfolg. Unter dem Gesang: „Zieht den Hai heran, Brandy und Gin“ zogen die handfesten Theerjacken nach dem Takt das Tau durch einen am Mastbaum befestigten Kloben, und eben so taktmäßig hob sich der Kopf des Gefangenen aus dem Wasser, befand sich bald an der Einfassung des Verdeckes, während der Schwanz im Wasser wie ein Mühlrad arbeitete. Vor Schmerz und Angst fauchte und pustete das geängstigte Thier, öffnete den Rachen und zeigte die Zähne. So blieb es einige Minuten hängen, bis das Deck geklärt, die Passagiere nach dem Bugspriet gedrängt waren und Verfasser einen Logenplatz im ersten Mastkorbe eingenommen hatte. Abermals sangen und zogen die Matrosen — und brachen schließlich in Jubel aus, wie das arme Thier auf dem Deck durch entsetzliche Sätze und fürchterliche Hiebe mit dem Riesenfächer sich zu befreien versuchte. Die Passagiere am Bug drängten sich ängstlich zusammen und fürchteten die Kraft des gereizten Thieres; auch oben im Mastkorb pochte Jemanden gewaltig das Herz. Bald befand sich der Kopf dicht am Mast; ein geschickt geführter Hieb mit einem Beil trennte Kopf und Wirbelsäule; stromweise floß das Blut nach den Seiten des Deckes, und langsam entfloh das Leben eines nützlichen aber von Seeleuten gehaßten Thieres. (Illustr. Welt 1857, S. 280.)

Jagd eines Hai auf fliegende Fische.

Und nützlich sind die Haie unstreitig; sie befördern durch Vernichtung des Ueberflusses die Entwicklung des Ganzen. Deßhalb hatte die Natur schon in jenen frühen Zeiten, wo die Fische die einzigen Wirbelthiere waren und als solche allein die große Wasserkugel bevölkerten, die Haie in Mengen geschaffen; deßhalb spielen sie noch heute eine so wichtige Rolle im Haushalte der Natur und sind im Meere so wichtig wie Hechte im Karpfenteich.

L. Vel. Meister. Nach einem Gemälde von Wiertz(?).

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

4.

Die Trink- und Leihhäuser.

Die londoner Publichouses (Trinkhäuser) — welch' eine Fülle von Gedanken macht dieses eine Wort in einem Jeden rege, der bei längerem Aufenthalte in London und genügender Beobachtungsgabe gewiß tägliche Gelegenheit gehabt hat, um ein neues Kapitel, eine neue Szene den Schatz seiner Erfahrungen zu bereichern. Ein englisches Trinkhaus ist so sehr verschieden von denen der meisten andern Länder, und seine Eigenthümlichkeiten stehen in so genauem und direktem Zusammenhange mit dem Wohl und Wehe eben der Klassen des Volkes, die zu schildern der Zweck dieser Skizzen ist, daß eine mehr als oberflächliche Beschreibung eines solchen hier fast unentbehrlich.

Wenn der londoner Arme, der nicht permanent beschäftigte Arbeiter, der obdachlose Umhertreiber, der Straßenverkäufer u. s. w. einmal Geld in seiner Tasche fühlt, so kann man neunzigmal in hundert Fällen es als sicher hinstellen, daß der nächste Ginpalast den größten Theil, wenn nicht Alles, in verhältnißmäßig kurzer Zeit in seinem Geldkasten haben wird. Wären die Publichäuser nicht in London, so würden die statistischen Verbrechenstabellen bald leere Kolonnen zeigen; wären sie nur um die Hälfte reduzirt, so würden die jährlich in der Metropole verübten Mordthaten, Raubanfälle, Einbruch, Diebstähle und Unterschlagungen um mindestens drei Viertel ihrer jetzigen kolossalen Zahl sich vermindern.

Treten wir in eines der gewöhnlichen derselben ein, wie man sie fast an jeder Straßenecke findet, und beobachten wir für eine Weile das Leben dort. Wir werfen zunächst einen flüchtigen Blick auf die Szene selbst.

Spiegel und Spiegelscheiben, blendende Gaskandelaber, blank geputzte Metallkrüge und lange Reihen von Wein- und Liqueurflaschen, großen und kleinen Parade-Biertonnen in bunter Oelfarbenbemalung sind die ersten Gegenstände, auf welche rings umher unser Blick fällt. Ein langer und entschieden solider Zahl- und Schenktisch, oben mit Zinkplatten geläfelt, theilt das Lokal der Länge nach ab; vor demselben ist der Raum, einem Pferdestall ähnlich, durch hohe und massive Holzwände in Verschläge getheilt, deren je nach Umständen und Ausdehnung des Lokals drei, vier, auch mehr sind. Diese Verschläge sind von der Straße aus jeder durch eine besondere Thüre zugänglich und haben den Zweck, die das Lokal füllenden Besucher in kleinere Gruppen zu theilen, um Raufereien und Exzesse zu beschränken und das Einschreiten der Polizei — natürlich nur, wenn durch den Wirth ausdrücklich requirirt — zu erleichtern. Dieß ist der wahre Zweck, obgleich der scheinbare an jeder der verschiedenen Eingangsthüren auf Zink- oder Messingplatten mit großen schwarzen Buchstaben angegeben ist; nämlich „bottle and jug departement" — für Solche, welche Bier in Flaschen oder Krügen holen und nicht im Lokal trinken; „private entrance" — für anständig sein wollende Kunden ꝛc. — Hinter dem massiven Ladentisch präsidirt die „landlady", die Frau des Wirths, unterstützt von mehreren jungen Mädchen, die immer sehr elegant gekleidet, frisirt und mit Gold und Schmuck, den das Etablissement liefert, geschmückt, sowie auffallend weiß und roth geschminkt sind. Diese jungen Mädchen dienen natürlich hauptsächlich zur Anlockung der Männer, indem sie in der Regel sehr hübsch sind; sie bedienen die Gäste. Der Wirth selbst geht, eine Cigarre rauchend, ab und zu.

Diesseits des Ladentisches, in den verschiedenen größeren und kleineren „Ställen" sehen wir nun die bunteste Gesellschaft. In den kleinsten derselben, wo ein pathetischer Anschlag das Rauchen prohibirt, sehen wir drei „Ladies" in eifriger, ja selbst überlauter Konversation begriffen. Alle drei sind jung und hübsch; ihre Toiletten sind elegant, ja reich zu nennen. Doch man blicke genauer hin, und man wird in den jugendlichen Gesichtern, unter der Lage von weißer Schminke und rouge de Paris jenen unverkennbaren Stempel des Lasters und der Verworfenheit erblicken, der soeben seine ersten Eindrücke auf die jugendlichen, frischen Gesichter gemacht hat. Sie trinken Gin (eine Art Wachholder-Liqueur), den Favorittrank der englischen Frauen und Mädchen. Sie scheinen bereits — es ist zehn Uhr Vormittags — bei ihrer zweiten oder dritten Trinkstation angelangt zu sein; denn die Augen beginnen gläsern und stier zu blicken, und die Wangen und die Stirne glühen unter dem künstlichen Roth, das sie bedeckt.

Im benachbarten „Stall" sehen wir sechs Personen, drei Männer und zwei Weiber, deren Eine ein wenige Monate altes Kind auf dem Arm trägt. Die Männer gehören jener zweideutigen Klasse an, in Bezug auf die es schwer ist, ihr einen bestimmten Charakter zu geben. Sie sind im leisen Gespräch und haben „Pot"-Krüge von Zinn vor sich stehen; doch das Englisch, das sie sprechen, ist eine ganz eigenthümliche Sprache, die zu verstehen es eines Studiums bedarf und für die es in Scotland Yard (Sitz der obersten, namentlich geheimen Polizeibehörde) eigene Lexika gibt. Zwei der Männer sind ganz anständig, der Eine sogar fast elegant gekleidet; der Dritte macht den Eindruck eines Handlangers oder irischen Arbeiters auf den ersten Blick; doch sieht man schärfer hin, so widersprechen der lauernde Blick, das vorsichtige und doch unstäte Auge und die bei näherer Beobachtung mehr und mehr hervortretende Verbrecher-Physiognomie dem Wahn, als habe man einen ehrlichen Arbeiter vor sich, der der Mann seiner Tracht nach zu sein scheint. Die beiden Weiber scheinen nicht zu den Männern zu gehören; ihr nachlässiger und stellenweise zerrissener Anzug, das schmutzige, ungeordnete Haar, die allgemeine Unsauberkeit, die sie auszeichnet, endlich die rauhe, männliche Stimme und der geringe Effekt, den der Inhalt der großen Whiskygläser, welche geleert vor ihnen stehen, auf ihr Nervensystem geübt zu haben scheint, lassen sie sofort und untrüglich als Töchter des grünen Erin erkennen, die sie der Sprache nach auch in der That sind. Die mit dem Kinde ist soeben im Begriff, das Letztere mit dem Rest aus einem der Gläser zu regaliren. So werden hier die Kinder im zartesten Alter, noch ehe sie zu gehen oder zu sprechen vermögen, an den Genuß der Spirituosen gewöhnt. Ein an der Erde stehender Korb mit Brunnenkresse zeigt uns den Beruf, dem diese Weiber folgen: Verkauf von Grünwaare in den Straßen.

Soeben gesellt sich noch ein „Cabman" (Droschkenkutscher) zu der Gruppe. Sein zweirädriges Kabriolet (Hensom Cab) mit dem Kutschersitz hinten in der Luft schwebend, hält vor der Thüre, und Freund „Cabby" nimmt seinen Morgentrunk, bestehend in einem Glase Brandy und Wasser.

Im folgenden (dem größten) Verschlage finden wir eine zahlreiche und bunte Gesellschaft. Wie in den andern, so wird auch hier Alles stehend genossen und ein fast ununterbrochener Wechsel der Kunden macht diesen Theil zum Hauptgeschäft. Der Wirth, die Wirthin (landlord und landlady) und zwei der Mädchen (barmaids) sind hier unausgesetzt thätig, die Kunden zu befriedigen. Etwa ein Dutzend Hähne mit schweren weißen Handgriffen, welche durch eine Druckvorrichtung mit den im Souterrain lagernden Biertonnen korrespondiren, sind hier in ununterbrochener Bewegung; jeder derselben liefert eine andere Sorte Bier, nur für den ordinären Porter, das Quart zu 3 Pence, sind mehrere Hähne vorhanden, indem die Nachfrage nach diesem Lieblingsbier des englischen Volkes natürlich die überwiegende ist. Der gute Porter (Stout), 8 Pence per Quart, die Burton Ale, 10 Pence, und Tale Ale, 8 Pence, sind in geringerem Verlang, während die Six Ale und Four Ale (à 6 und 4

Pence) schon mehr begehrt werden. Unter jenen großen Hähnen befindet sich eine Reihe kleiner messingener, mit zierlichem Drehgriffe; diese machen die verschiedenen Spirituosen fließen, als Gin, Whisky, Brandy, French Brandy (Cognac) u. s. w.

Wir müssen uns nun im Geiste in die Abendstunden versetzen, um die Gesellschaft hier die Revue passiren zu lassen. Um diese Zeit treffen wir den englischen Arbeiter, seinen Abendtrunk nehmend, bevor er in den Schooß seiner Familie zurückkehrt; häufig jedoch mundet ihm der „Malzextrakt" zu gut, und es bleibt in diesem Falle nicht bei dem einfachen Abendtrunk; er geht von einem Trinkhause zum andern, bis der letzte Penny verschwunden und seine Sinne total befangen sind. Nunmehr auf die Gasse allein angewiesen (oft geworfen), beginnt er — getreu der dem englischen Volke so tief wurzelnden Neigung für den edeln Faustkampf — Händel mit dem ersten Besten, der ihm begegnet, ohne ihn auch nur im Entferntesten zu reizen. Im Nu ist ein „mob" (Auflauf) um die Parteien versammelt; man stichelt und hetzt, bis von der einen Seite der trunkene, unzurechnungsfähige Zustand, von der andern das verletzte Selbstgefühl genügend gereizt sind, und eine Szene folgt, wie die Straßen Londons sie zahllos allabendlich aufweisen. Nachdem die Köpfe bluten, oft Augen und edlere Theile lädirt oder total ruinirt sind, mischt sich endlich die Polizei hinein und führt die Störer öffentlicher Ruhe nach der nächsten Station. Dort wird der Rausch ausgeschlafen, die Wunden werden vom Polizeiwundarzt verbunden, und am nächsten Morgen hat der Bezirkspolizeirichter die Sache zu entscheiden. Doch davon später. Kehren wir zum Trinkhaus zurück.

Weiber und Kinder, Mädchen und junge Männer, theils an Ort und Stelle trinkend, theils Bier oder Spirituosen holend, strömen ununterbrochen ein und aus. Die zahlreichen Hände hinterm Schenktisch sind in ununterbrochener Beschäftigung. Der „Landlord" reibt sich die Hände, denn das Geld fliegt in seine Kasse. Ihn kümmern nicht die erdfahlen Gesichter, die stupiden Mienen, die täglich vor seinen Augen neu erstehenden Bilder des Jammers, des Elends, der Verworfenheit; hat ein Kunde sein Geld am Ladentisch vertrunken und beginnt er „noisy" (unruhig) zu werden, so requirirt er einen seiner Porter (Küfer) und läßt ihn hinauswerfen, um für einen neuen Trinker mit frischem Gelde Platz zu machen.

Doch die betrunkenen Weiber, Mädchen und Kinder!... Das ist ein Kapitel londoner sozialen Elends, das jeglicher Beschreibung spottet. Wer hat mit offenen Augen die Straßen der Riesenstadt zur Abendzeit durchwandert und nicht unendlich oft diesen scheußlichen Szenen beigewohnt? Wer hat nicht Knaben von zehn und zwölf Jahren so berauscht gesehen, daß sie unfähig waren, sich aufrecht zu halten? Wer hat nicht mit Ekel den Blick abgewendet von über jedes Maß betrunkenen jungen Mädchen mit fliegenden Haaren, zerrissener und derangirter Kleidung; wie sie sich im Straßenkoth wälzen und Eine sich an den Haaren der Andern krampfhaft festhält; wie sie sich Gesicht, Busen und Arme mit Nägeln und Zähnen zerkratzen und zerfleischen und die Ruhe der Nacht mit ihrem Geheul unterbrechen, das eher dem eines wilden Thieres gleicht, als es aus der menschlichen Brust zu kommen scheint. Und wer hat nicht in später Nacht- oder sehr früher Morgenstunde oft auf einer Thürschwelle, in einem Winkel der Gasse oder mitten auf der Fahrstraße den scheinbar leblosen Körper einer Frau gesehen, nicht selten mit dem Säugling im Arm, oft kaum bekleidet, meist mit Blut, Schmutz und Unrath bedeckt? ...

Das sind die londoner Trinkhäuser, das sind die Orte, in denen so manches Familienglück begraben liegt, in denen so manche frohe Hoffnung unterging, die die Ursache so manchen Selbstmords, so vieler brutalen Mordthaten waren, noch sind und für immer bleiben werden. Das Publichouse beginnt den traurigen Reigen, das Pfandhaus reicht die Hand dazu, und die Themse oder der Galgen vor dem eisernen Kettenthor von Newgate beschließt ihn. — Und die Opfer? ... Sie gehören den unteren Volksklassen Londons an, denen, für die die Begriffe Religion, Moral, Erziehung, Pflicht, Selbstachtung, Liebe und Sorge für die Seinen — todte und leere Ideen sind, für die der Gin, der Brandy und der Whisky alle diese schönen Begriffe ersetzen.

Auf ganz gleicher Stufe mit den Trinkhäusern stehen — vom moralischen Gesichtspunkte aus — die londoner Leihhäuser (the Pawnbroker-shops).

Jeder Tag, jede Stunde, verlebt in einem solchen, bietet Stoff zu einem dickbändigen sozialen Roman. Sie sind im Verhältniß eben so zahlreich als die Trinkhäuser; ihre Wirkung auf die unteren Volksklassen jedoch ist ungleich verderblicher, indem die fast gar nicht vorhandene, oder im günstigsten Falle eben nur nominell ausgeübte Kontrole die Disposition über unrechtmäßiges Gut oder gestohlenes Eigenthum unendlich erleichtert und die Pawnbroker außerdem Alles acceptiren, was ihnen zum Versatz offerirt wird. Die ihnen gesetzlich gestatteten Prozente sind enorm, indem sie zwanzig vom Hundert betragen. Das londoner Adreßbuch gibt die Zahl derselben auf über tausend an. Die Mehrzahl macht ihre Geschäfte mit den Klassen der Bevölkerung, welche wir hier schildern; einige wenige sind ausschließlich für die „höheren Stände" da und verschmähen kleine Affairen. So ist unter Anderem das Geschäft von Attenborough zu erwähnen, welches erforderlichen Falles Vorschüsse bis zu einem enormen Betrage macht und in dessen feuerfesten Gewölben die Juwelen und das Silberzeug mancher hochadeligen englischen und kontinentalen Familie des Erlösungstages oft vergeblich harren. Mr. Attenborough steht im Rufe, ein mehrfacher Millionär zu sein, was, in Pfunden Sterling, schon etwas sagen will.

Die Leihhäuser sind ebenfalls in stallähnliche Verschläge abgetheilt, die ihre besonderen Eingänge von der Straße her haben; in diesem Falle jedoch ist der Grund dafür der, daß ein Kunde ungesehen von Andern seine Geschäfte erledigen kann. Und diese Ställe sind von acht Uhr früh bis elf Uhr Abends unausgesetzt gefüllt, und kein „Pawnbroker" Londons hat je vor dem Insolvenzgericht gestanden; sie alle machen brillante Geschäfte, sie alle nähren sich und werden fett und reich vom Schweiße und der Armuth der ewig leidenden und darbenden Klassen, denen sie immer auf's Neue die Mittel liefern, um die Geldkästen der „Landlords" in den Trinkhäusern zu füllen.

Viele dieser „Shops" haben ihre stereotypen Kunden, die gut gekannt sind, die abwechselnd versetzen und einlösen und ihre bestimmten Forderungen haben, von denen sie nicht abweichen. Vor Jahren studirte ich einmal eines dieser Geschäfte, in dem ich das Glück — für meine Zwecke war es ein solches — hatte, einen der Assistenten zu kennen. Diese „Assistenten", wie sie hier genannt werden, bilden eine ganz eigene Branche von Geschäftsleuten; sie müssen bedeutende und nach allen Richtungen hin sichere Werthkenntniß aller nur denkbaren Waaren und Artikel besitzen und zudem sehr flink in der Expedition sein. Sie sind gut honorirt, müssen aber in der That sehr ehrlich für ihr Geld arbeiten.

Von außen erkennt man das Leihhaus leicht an seinem hier allgemein adoptirten lombardischen Familienwappen, den drei Kugeln. In den Schaufenstern — denn in London gibt es keine Geschäftsbranche ohne Schaufenster — liegen die Elemente für hundert Romane in unzähligen nicht eingelösten Pfändern aus den Zeiten einer ersten Liebe und einer keine Kosten scheuenden Schwärmerei: Uhren, Ketten, Brochen, Armbänder, Medaillons, Silberzeug, Etuis mit chirurgischen und Vermessungs-Instrumenten, Oelgemälde, Regen- und Sonnenschirme, seidene Kleider, musikalische Instrumente und hundert andere nützliche und unnütze Sachen. Und alle die im Schaufenster ausgestellten Gegenstände sind verfallen und zum Verkauf bestimmt. Hier natürlich erblicken wir nur solche Sachen, die zum Kauf einladen, doch wollten wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, in die obern Regionen des Hauses hinaufzusteigen, so werden wir uns bald

in einem Chaos von Dingen der höchsten Nothdurft im täglichen Leben befinden: Berge von Hemden und Bettwäsche, Betten, Decken, Kleidungsstücke jeder Art, Handwerkszeug, Plätteisen, Kinderkleider u. s. w. sind dort aufgespeichert, jedes einzelne Stück mit Etiquette versehen und alle in ähnliche Bündel gepackt.

Wir wollen eine Szene aus dem Leben beschreiben, deren Augen- und Ohrenzeuge wir waren, und die genügen wird, diese Orte zu charakterisiren. Der Tag, an welchem es uns vergönnt war, dem inneren Treiben eines londoner Leihhauses zu lauschen, war ein Weihnachtsheiligabend; gewiß ein bedeutungsvoller Moment im Leben des Menschen, dessen Jugend hell und freundlich ihm in der Erinnerung lebt, doch um so trüber und niederdrückender für den, den entweder Noth oder die Sucht nach Befriedigung seiner Laster und Leidenschaften in die Pfandhäuser treiben.

Es war gegen Abend. Das in diesen Lokalen während des Tages stets herrschende Zwielicht, hauptsächlich erzeugt durch die dicht mit Gegenständen aller Art besetzten Schaufenster, hatte dem hellen Gaslicht weichen müssen. Sämmtliche Ställe waren gefüllt, d. h. hinter der ersten Person, deren Tour zunächst an der Reihe oder die eben im Abfertigen begriffen, stand eine zweite, hinter dieser eine dritte wartend. Jeder Stall hat nur für eine Person hinter der andern Raum. In dem entlegensten Stall stand ein junges Frauenzimmer, deren tiefliegende Augen, erschrecklich bleiche Wangen, und im Ganzen tödtlich-krankes, fast möchte ich sagen verhungertes Aussehen seltsam kontrastirte mit ihrer Nachbarin, einer lächerlich geputzten, ältlichen Person, deren Wohlbeleibtheit und herrlich gesundes Gesicht jeden Verdacht von Mangel oder physischem Entbehren Lügen strafte. Als der Assistent nach dem Begehr der Ersteren fragte, suchte die Andere sich bemerkbar zu machen, um zuerst expedirt zu werden, doch ein kurzes „Warten Sie Ma'm (Madame), bis die Reihe an Ihnen ist!" wies sie sofort in ihre Schranken zurück. Die bleiche junge Frau deponirte unter sichtbarer Herzensbeklemmung ein kleines, sorgfältig gepacktes Bündel auf den Zahltisch. Der Assistent öffnete es: es enthielt offenbar die letzte Ressource des armen Weibes, ein Kinderhemd, ein Paar durchaus nicht mehr neuer Frauenschuhe, ein einst schön gewesenes seidenes Shawltuch und einen — Trauring, der sehr dünn und unansehnlich war. Der Assistent hatte offenbar Mitleid mit der Armen. „Was verlangen Sie, Mistreß?" — „Zehn Schillinge." — „O, zu viel, bei Weitem zu viel!" Er schien Ring und Kleidungsstück schon zu kennen, denn er probirte ersteren gar nicht und betrachtete letztere kaum. — „Ich will Ihnen ausnahmsweise sechs Schillinge geben; es ist der höchste Betrag, zu dem ich gehen kann." — „Können Sie mir nicht wenigstens acht geben?" fragte die bleiche Frau schüchtern und kaum hörbar. — „Unmöglich! ich biete Ihnen schon mehr, als ich eigentlich sollte. Wollen Sie sechs?" — Ein stummes, resignirtes Kopfnicken war die Antwort. Als die Frau sich entfernt hatte, sagte mir der Assistent: „Das war die Tochter eines Marquis. Ich werde die Geschichte Ihnen einst erzählen." — „Lebt ihr Vater nicht mehr?" fragte ich. — „Doch, und er ist einer der reichsten Aristokraten des Landes."

Jetzt kam die Nachbarin an die Reihe. „Mr. Wilson," redete sie vollkommen vertraut und mit großer Zungengeläufigkeit den Assistenten an, „ich hoffe, Sie werden heute nicht geizig mit mir sein. Ich brauche viel Geld für Christmas (Weihnachten), und Sie wissen, ich löse meine Sachen immer wieder ein." Der Assistent öffnete das voluminöse Paket und entnahm aus demselben eine kaum glaubliche Varietät von weiblichen Bekleidungs- und Toilette-Artikeln. „Wie viel?" fragte er kurz. — „Zwei Pfund muß ich haben," entgegnete die korpulente Dame, und begann eine längere Auseinandersetzung der Vorzüge der einzelnen in ihrem Paket enthaltenen Gegenstände. Doch der Assistent unterbrach sie mit den Worten: „Ich bedaure, Mistreß Ward, Ihnen das nicht geben zu können; wenn Sie zwei Pfund haben müssen, so thun Sie besser, die Sachen irgendwo zu verkaufen. Darauf leihen kann ich Ihnen noch nicht ein Pfund." Und er schob ihr das Paket zu und wandte sich einem Manne zu, der im nächsten Stall wartete. Unter den gemeinsten Schimpfreden und Drohungen, von denen das Personal jedoch nicht die geringste Notiz nahm, entfernte sich die geputzte Dame, ihrerseits in der ersten Stelle der Loge einem Manne Platz machend, dem Trunksucht und Verworfenheit auf dem Gesichte geschrieben standen. Er produzirte drei Tickets (Versatzscheine) zum Einlösen. „Ich kann Ihnen diese Gegenstände nicht verabfolgen," sagte ein anderer Assistent, nachdem er hastig einige Worte im Hintergrunde mit einem Laufburschen gewechselt hatte, der sich schleunigst entfernte. — „Warum nicht?" fragte Jener keck. — „Die Scheine sind als gestohlen von der Polizei mit Beschlag belegt." — In diesem Augenblick sah ich einen Polizeikonstabler vor dem Schaufenster vorübergehen, und im nächsten stand er dem aus dem Stalle heraustretenden Gauner — denn ein solcher war es — gegenüber und führte ihn ohne Umstände der nächsten Station zu.

Ein Arbeiter versetzte an diesem Abend sein gesammtes Handwerkszeug, das eines Tischlers, für zwei Pfund Sterling, um Geld für die Feiertage, resp. für's Trinkhaus zu haben; denn für den Engländer ist das Weihnachtsfest in keiner Weise kirchlich heilig, für ihn ist es ein Eß- und Trinkfest, nichts mehr.

Ein elegant gekleideter junger Mann versetzte zu gleichem oder ähnlichem Zweck Uhr und Kette und zwei Ringe, die er vom Finger nahm, und ging pfeifend und lustiger Dinge von dannen, als er Geld und Schein in seine Börse gesteckt hatte.

Ein junges Mädchen versetzte den Sonntagsrock ihres Vaters, um mit dem dadurch gewonnenen Gelde ein Unterbett und eine wollene Decke einzulösen; und eine Arbeiterin (Nähterin) brachte ein Dutzend unvollendeter Hemden, die ihr jedenfalls zur Anfertigung anvertraut waren. Doch sie war dem Assistenten bekannt und so gelang es ihr, achtzehn Schillinge darauf zu erheben. Gesetzt den Fall, sie konnte am bestimmten Tage diese Hemden nicht abliefern und nicht einlösen, so stand ihr polizeiliche Untersuchung und Gefängniß, und dem Eigenthümer des Leihhauses Geldstrafe und unentschädigte Herausgabe der Hemden an den rechtmäßigen Eigenthümer bevor.

Im Augenblick, wo ich mich entfernen wollte, erschien noch eine jener mit Putz und Schmuck überladenen „Ladies", wie wir sie am Morgen im Privatkabinet des Trinkhauses kennen gelernt, und offerirte eine kostbare goldene Uhr mit Kette zum Versatz. Auf die Frage des Prinzipals, wie viel sie verlange, entgegnete sie: „Nur fünf Pfund." Ein oberflächlicher Blick zeigte, daß Uhr und Kette einen Minimalwerth von 50—60 Pfund hatten. Die Sache erschien verdächtig, und der Pfandleiher refüsirte sowohl die verlangte Summe, als die Rückgabe des dargebotenen Pfandes. Im Nu versuchte die Dame, sich aus dem Staube zu machen; doch der ominöse Ruf: „Stop thief!" (Haltet den Dieb!) bewirkte, daß sie sehr bald aufgehalten und unter Begleitung eines Konstabler und gefolgt von einem immensen „mob" zum Leihhause zurückgebracht ward. Der Pfandleiher gab die Uhr dem Polizeibeamten, und dieser brachte die schöne Diebin zur Polizeistation, die sie sofort nach den Feiertagen verließ, um auf dem Polizeigericht zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilt zu werden. Man hatte sie als eine mehrfach bestrafte, schlaue Diebin, und die betreffende Uhr als einem fremden hohen Offizier angehörend erkannt, dem sie am Weihnachtsabend in der Vorhalle eines der Theater Londons aus der Tasche gestohlen war.

In diesem Falle hatte lediglich die Unkenntniß der Diebin in Betreff des Werthes ihres Raubes zur Entdeckung geführt. Hätte sie vierzig Pfund gefordert, so würde sie reussirt haben.

Wie ein König ſich um ſein Leben wehrt.

Von

Arnold Roſt.

Karl XII., der König von Schweden, war eine der ſeltenſten Perſönlichkeiten, die je exiſtirt haben; ſeine Tapferkeit grenzte an Verwegenheit; ehrgeizig, ſtarrſinnig, abgehärtet, enthaltſam, ſetzte er Alles an ſeinen Kriegsruhm. Von den Ruſſen bei Pultava beſiegt, floh er auf türkiſches Gebiet und ſetzte ſich in den Kopf, hier vier Jahre zu verweilen, in der Hoffnung, daß der Sultan ihm eine Armee zur Verfügung ſtelle, um die Ruſſen anzugreifen. Aber der Sultan wurde zuletzt ſeines Bedrängers überdrüſſig und befahl ihm,

Karl XII. in Bender. (S. 382.)

ſein Gebiet zu verlaſſen. Allein Karl, der ſich in Bender befand, weigerte ſich deſſen auf's Beharrlichſte. Nun befahl der Sultan dem Paſcha von Bender, gegen den Widerſpenſtigen Gewalt anzuwenden.

Es befand ſich dort ein zahlreiches Korps Türken und Tartaren. Karl hatte bloß dreihundert Mann bei ſich; er ſtellte dieſelben in einer Art Schanze vor ſeinem Hauſe auf. Die Türken und Tartaren machten auf die Schanze einen Angriff, und die Schweden ergaben ſich. Karl befand ſich zwiſchen der Schanze und dem Wohnhauſe. „Vertheidigen

wir das Haus," rief er aus, und sprengte gegen dasselbe zurück, in welchem eine Besatzung von etwa sechzig Schweden lag und das von den Türken bereits umringt war. Auf seinem Rückritt stürmten diese von allen Seiten auf ihn ein, wozu sie besonders durch den Pascha dadurch angefeuert worden waren, daß er für den Fall, daß der König gefangen würde, einem jeden Soldaten, der auch nur sein Kleid berührt habe, acht Dukaten versprach. Aber Karl verwundete oder schoß alle Diejenigen nieder, die sich seiner Person bemächtigen wollten. Ein Janitschar, den er verwundet hatte, hielt ihm die Mündung seines Gewehrs vor das Antlitz; der König wäre verloren gewesen, wenn im hin- und herwogenden Gedränge der Soldat nicht aus seiner zielenden Haltung gebracht worden. Die Kugel zischte über die Nase des Königs und riß ihm das Ohrläppchen weg. Der Fehlschuß wurde mit einem gut getroffenen Degenstoß erwiedert. Zu gleicher Zeit öffneten die Schweden, die in einem großen Saale des Hauses eingeschlossen waren, die Thüre; Karl springt vom Pferd und stürzt in das Haus hinein; hinter seinem Rücken schließt sich die Saalthüre, und nun verbarrikadiren sich die Schweden mit allen möglichen Gegenständen, die in dieser fatalen Lage gerade zur Hand sind. Inzwischen dringen die Janitscharen und Tartaren in die übrigen Gemächer des Hauses ein und plündern sie. Der hart umdrängte König spricht den Seinen Muth ein, öffnet selber die Thüre, die aus dem Saal in sein Schlafzimmer führt, dringt in dasselbe ein und gibt Feuer auf die Plünderer. Die mit Beute beladenen Türken erschrecken vor der plötzlichen Erscheinung des Königs, vor dem sie großen Respekt hatten, dermaßen, daß sie die Waffen wegwerfen, zu den Fenstern hinausflüchteten und sich in den Kellern verbargen. Karl benützte mit den Seinen diesen Moment der Unordnung und Bestürzung, verfolgte die Feinde von Gemach zu Gemach, tödtete oder verwundete, wer nicht fliehen konnte — und in einer Viertelstunde war das Haus von ihnen gereinigt. Aber bald stürzen sich wieder türkische Truppen auf dasselbe los und schließen es ein. Die Schweden postiren sich an den Fenstern und strecken mit wohlgezielten Schüssen in weniger als einer halben Viertelstunde zweihundert Türken nieder. Nun richten diese eine Kanone gegen das Haus, aber ohne Erfolg. Der Pascha wollte indeß den König um jeden Preis lebend in seine Gewalt bekommen. Bereits hatte er in dieser Hoffnung schon so viele Mannschaft verloren und gegen ein Häuflein von sechzig Kriegern eine ganze Armee verwendet! Nun beschloß er, das Haus in Brand zu stecken und dadurch den König zur Uebergabe zu zwingen. Vermittelst auf das Dach, vor Thüren und Fenstern geworfenen Pechkränzen stand dasselbe in einem Moment in Flammen, und jeden Augenblick drohte das brennende Dach mit seinem Einsturz. Schon waren die Gemächer des Königs ausgebrannt und hatte sich der Saal, in welchem die Schweden sich befanden, mit einem erstickenden Rauch angefüllt; durch Thüren und Fenster schlugen die Flammen hinein. Aus der Umgebung des Königs rief eine Stimme, daß man sich übergeben müsse. „Ein sonderbarer Mensch," erwiederte der König, „der sich einbildet, es sei nicht viel besser, zu verbrennen, als gefangen zu werden." Ein anderer Schwede gab den Rath, das Kanzleigebäude, das nur fünfzig Schritte entfernt war und ein steinernes, feuerfestes Dach hatte, zu gewinnen und sich dort auf Leben und Tod zu vertheidigen. „Wohlan," rief der König aus, „Du bist ein echter Schwede! Vorwärts, meine Kinder! Bahnen wir uns mit dem Schwert in der Hand den Weg in das Kanzleigebäude!"

Die Türken, welche das brennende Haus umringt hatten, konnten es nicht fassen, daß die Schweden dasselbe nicht verließen; aber nicht lange, so stürzen Karl und die Seinen bewaffnet auf die Feinde los, geben Feuer auf dieselben, werfen dann ihre Pistolen weg, greifen zu den Säbeln und zwingen sie zum Rückzuge. Aber bald sammeln sie sich wieder und Karl XII. mußte endlich der Uebermacht der Türken erliegen, die ihn als Gefangenen abführten. Er wurde indeß von ihnen gut behandelt. Nach einiger Zeit kehrte er wieder durch Polen in sein Königreich zurück.

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erkmann.**

(Fortsetzung.)

„Anfänglich," fuhr er dann wohl fort, „habt ihr uns von Freiheit gesprochen und wir haben euch als Freunde aufgenommen, denen wir mehr zugethan waren, als dem König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich; ihr führtet Krieg mit unseren Soldaten, nicht mit uns, und was noch schwerer wog, ihr fochtet für große, schön menschliche Ideen. Jetzt ist es damit ganz anders: das gesammte Deutschland wird die Waffen ergreifen und die ganze Jugend wird sich erheben, denn nunmehr ist es an uns, den Franzosen von Freiheit, Vaterland, Tugend und Gerechtigkeit zu sprechen. Wer diese Worte auf seinem Banner führt, ist immer der Stärkere, weil er gegen sich bloß den Auswurf aller Länder, für sich die Jugend, die Begeisterung und alle jene großen Ideale hat, welche uns sogar das Leben freudig aufopfern lassen. Vordem haben eure Generale für die Freiheit gekämpft, sie schliefen auf Stroh oder auf der nackten Erde; heute brauchen sie Polster und Eiderdunen und haben sich mehr Geld zusammengescharrt, als der reichste jüdische Geldmäkler. Vordem war der Krieg ein hohes Opfer, das man dem Vaterland brachte; heute ist er zu einem Handwerk herabgesunken, das man bloß des Gewinnes willen treibt; es ist ein großer Unterschied, ob man sich für ewige Ideale oder für schnödes Geld schlägt. Darum muß auch dieser Krieg für euch unglücklich enden. Jeder denkende Deutsche, vom einfachen Studenten bis zum Professor der Theologie, wird gegen euch marschiren. Ihr habt den größten Feldherrn der Welt an eurer Spitze, wir aber die ewige Gerechtigkeit."

Ich verstand ihn damals noch nicht recht und dachte: „Worte sind Worte; was kann man damit gegen Bajonnete und Kugeln ausrichten. Aber ich will nicht widersprechen, dem guten Wein des Herrn Posthalters zu lieb. Mir soll's recht sein, wenn wir bloß mit theologischen Professoren und Studenten zu thun bekommen."

So lebte ich ganz angenehm in den Tag hinein, als plötzlich am 27. März der Befehl zum Aufbruch eintraf. Nun begann ein endloses Marschiren, so daß die, welche noch nicht an's Tornistertragen gewöhnt waren, sich gewiß nicht über Mangel an Uebung beklagen konnten. Was mich betrifft, so hatte ich das Schwitzen längst verlernt trotz meines Tornisters, meiner fünfzig Patronen und meines Gewehrs; ich hatte, glaube ich, sogar aufgehört zu hinken. Allenthalben begegneten wir Regimentern, Kavallerieabtheilungen, Kanonen- und Pulverwagenzügen, und alles das bewegte sich unaufhaltsam Erfurt zu. Bald sagten unsere Unteroffiziere unter einander: „Jetzt wird's bald angehen, dießmal wird's heiß werden." Wir unsererseits dachten: Um so besser, diese elenden Preußen und Russen sind schuldig, daß wir ausmarschiren mußten, und Klipfel und Zebedäus sprachen von nichts Anderem, als wie sie's den Preußen eintränken wollten. Am 8. April zogen wir endlich in der Citadelle von Erfurt, einer sehr festen und reichen Stadt, ein.

12.

Auf der Citadelle versahen wir mit einem Bataillon des siebenundzwanzigsten Regiments den Dienst, von den Wällen herab erblickten wir die Gegend weit und breit mit Truppen bedeckt, welche theils bivuakirten, theils in den Dörfern einquartirt waren. Da, am 18., als ich eben von der Wache am Warthauthore kam, sagte mein Sergeant, der mich seiner

Freundschaft gewürdigt hatte, zu mir: „Füsilier Berthold, der Kaiser ist angekommen."

Als ich ein ungläubiges Gesicht dazu machte, fuhr er mit den Augen zwinkernd fort: „Alles ist in Bewegung, Alles auf den Straßen — Du verstehst das noch nicht so, Rekrut; aber er ist da, ich fühle es bis in die Fußspitzen hinab; sieh nur jetzt im Augenblick die Stafetten da unten, die auf den Straßen galoppiren, Alles bekommt Leben; die Kaiserlichen und die Kosaken brauchen keine Brillen, um zu merken, ob er bei uns ist; sie spüren das im Augenblick."

Der Sergeant hatte recht, denn am nämlichen Tag noch, gegen drei Uhr Nachmittags, setzten sich alle um die Stadt gelagerten Truppen in Bewegung, und gegen fünf Uhr machten auch wir uns marschfertig. Der Fürst von der Moskwa kam mit seinem Generalstab in die Stadt, und sofort erschien der General Souham, ein alter, eisgrauer Soldat, in der Citadelle, um eine Musterung mit uns vorzunehmen.

Noch in derselben Nacht wurden wir durch die Hessen abgelöst und verließen Erfurt mit dem zwanzigsten Husarenregiment und einem Regiment badischer Jäger. Gegen sieben Uhr Morgens standen wir vor Weimar, dessen Gärten, Kirchen und Häuser in der aufgehenden Sonne glänzten; rechts lag ein altes Schloß.

Wir bezogen hier ein Bivuak, indeß die Husaren, in Plänkler aufgelöst, gegen die Stadt vorrückten. Gegen neun Uhr, da wir eben die Suppe kochten, hörten wir plötzlich in der Ferne das Geknatter von Flintenschüssen; unsere Reiterei war in den Straßen der Stadt auf preußische Husaren gestoßen und schoß sich mit denselben herum. Sehen konnten wir von dem Gefechte nichts.

Nach einer Stunde kehrten die Husaren zurück; sie hatten zwei Mann verloren, und der Feldzug hatte somit wirklich begonnen. Fünf Tage blieben wir hier im Bivuak, dann rückten wir gegen Salza und Warthau vor. Hier sahen wir zum ersten Mal den Feind, Kosaken, welche sich immer außer Schußweite hielten und durch ihr beständiges Weichen unsern Muth bedeutend steigerten.

Endlich machten sie jenseits eines ziemlich breiten und tiefen Flusses Halt und erwarteten uns. Es war der 29. April und der Tag schon ziemlich vorgerückt; die Sonne ging prachtvoll unter. Auf der andern Seite des Flusses breitete sich, so weit man sehen konnte, eine Ebene aus, und von dem rothen Abendhimmel zeichneten sich in scharfen Umrissen die feindlichen Reiter ab mit ihren hohen Tschakos, grünen Wämmsern und himmelblauen Beinkleidern; etwas weiter zurück sah man noch unzählige Lanzen funkeln, auch preußische Jäger zu Pferde hielten in Reserve. Mein Sergeant nannte mir die Truppengattungen und sagte mir, daß der Fluß die Saale sei.

Wir rückten möglichst nahe an's Wasser vor und begannen auf die Reiterei zu feuern, welche sich weiter zurückzog und bald am purpurgefärbten Horizonte verschwand. Wir bezogen darauf ein Bivuak, stellten Wachen aus und kauften in einem benachbarten großen Dorfe Lebensmittel; seit der Ankunft des Kaisers nämlich mußte Alles baar bezahlt werden. Im Laufe der Nacht lagerten sich noch andere Regimenter neben uns längs des Flusses, und es war ein prachtvoller Anblick, diese endlose Reihe von Wachtfeuern in den Wellen sich spiegeln zu sehen. Niemand hatte Lust zu schlafen, und so unterhielten wir uns bis gegen Morgen von den Ereignissen des Tages. Plötzlich rief die Schildwache vor uns: „Werda!" — „Frankreich!" lautete die Antwort, und wenige Augenblicke nachher sahen wir den Marschall Ney und die Generale Brenier und Souham durch die sternhelle Nacht daherreiten, gefolgt von Pontonier- und Artillerieabtheilungen.

An einer Biegung des Flusses machten sie Halt, sechs Geschütze wurden aufgefahren, und im Nu waren die Pontoniere an der Arbeit, zwei Brücken zu schlagen. Unsere Husaren streiften am Ufer, um alle Flußfahrzeuge aufzubringen, und die Kanoniere standen an den Geschützen, um jeden Angriff auf unsere Arbeiter abzuweisen.

Mit Tagesanbruch schlief ich endlich so fest ein, daß Klipfel mich schütteln mußte, um mich aufzuwecken. Nach allen Richtungen wirbelte der Generalmarsch; die Brücken waren beendigt und der Uebergang über die Saale begann. Schon waren zwei Bataillone übergesetzt, Kanonen und Pulverwägen folgten ihnen, und nun ergoß sich ein endloser Strom von Infanterie, Reiterei und Artillerie auf's feindliche Ufer. Unser Bataillon war unter den ersten und marschirte unter der persönlichen Führung des Generals Souham jenseits auf, wobei ich mich immer nach allen Seiten umblickte, ob die Russen nicht in gestrecktem Galopp ansprengten; aber nichts regte sich. Auf dem feindlichen Ufer angekommen, bildete jedes Regiment Viereck und nahm das Gewehr bei Fuß. Gegen fünf Uhr war die ganze Division übergegangen. Als die Sonne endlich den Nebel zerstreute, sahen wir etwa eine Stunde vor unserem rechten Flügel eine alte Stadt mit spitzigen Giebeldächern und einem schiefergedeckten Kugelthurme; noch weiter rückwärts lag ein Schloß, Weißenfels, wie ich später erfuhr. Zwischen der Stadt und uns lag eine tiefe Terrainfalte, und da Marschall Ney, der bei uns hielt, vor Allem wissen wollte, was etwa darin stecke, so wurden zwei Kompagnieen des siebenundzwanzigsten Regiments in Plänklerketten aufgelöst; ihnen folgten die Vierecke — Offiziere, Sapeure und Trommler in der Mitte — langsam nach, in den Zwischenräumen befanden sich die Kanonen, und die Pulverwägen folgten in einiger Entfernung hinter der Schlachtlinie. Niemanden wollte jener Bodeneinschnitt recht geheuer vorkommen, denn die Reiterei, die wir am Tage vorher gesehen hatten, mußte sich noch irgendwo in der Nähe befinden, und auch ich wartete jeden Augenblick auf einen Angriff. Aber wenn ich auf unsere festgeschlossenen Massen sah, die wohlgeordnet, mit geladenen Gewehren im Taktschritte vordrangen, so bekam ich ganz frischen Muth und dachte: „Vielleicht ergreifen sie die Flucht, wenn sie uns so anmarschiren sehen; das wäre für sie und uns das Beste." Ich marschirte im zweiten Glied hinter Zebedäus, und man kann sich denken, daß ich einen langen Hals machte, um über ihn weg zu blicken. Von Zeit zu Zeit sah ich mich nach dem Viereck um, das neben uns marschirte und in dessen Mitte der Marschall mit seinem Stabe ritt; auch diese Herren reckten die Köpfe mit den großen Hüten, um in die Ferne zu sehen.

Unsere Plänkler waren indessen an eine lebende Hecke gekommen, ganz in der Nähe des Einschnitts. Schon wenige Augenblicke nachher hatte ich jenseits des letzteren sich etwas bewegen zu sehen geglaubt, wie die Spitzen eines Kornfeldes, über welches der Wind fährt. Ich hatte sogleich daran gedacht, es möchten die Spitzen der russischen Lanzen sein, war meiner Sache jedoch nicht ganz sicher gewesen. Aber kaum hatten unsere Plänkler die Hecke erreicht, kaum hatte auf wenigen Punkten das Kleingewehrfeuer begonnen, so sah ich deutlich, daß es Lanzen waren. Beinahe im nämlichen Augenblicke blitzte es vor uns auf und der Knall eines Kanonenschusses schlug an mein Ohr. Die Russen hatten also Kanonen und schossen aus denselben auf uns; ein Lärm zur Seite ließ mich den Kopf dorthin drehen, und ich sah, daß sich in unsern Reihen eine Lücke befand. Zugleich hörte ich unsern Oberst in ruhigem Tone kommandiren: „Schließt die Glieder!" Fünfzig Schritte weiter blitzte es abermals auf, wie eine fürchterliche Ohrfeige fuhr mir's am Kopfe vorbei, und gleich darauf sah ich rechts von mir wieder ein Loch in den Reihen. So oft von da an der Oberst kommandirte: „Schließt die Glieder!" wußte ich nun, daß es wieder ein solches Loch gegeben hatte, und das hätte mir wahrhaftig nicht wenig Angst gemacht, wenn's nicht immer unaufhaltsam vorwärts gegangen wäre.

Plötzlich sprengte General Chemineau zu uns heran und kommandirte mit fürchterlicher Stimme: „Halt!" Ich sah

hinter Zebedäus vor und bemerkte, daß die Russen in Masse herankamen.

„Erstes Glied Knie auf die Erde! Kreuzt die Bajonnete! Macht euch fertig!“ schrie der General. — Wie Zebedäus niedergekniet war, befand ich mich eigentlich im ersten Gliede. Das war keine Kleinigkeit, und ich glaube noch heute diese Masse von Pferden gegen mich anstürmen zu sehen, diese unendliche Linie vorgebeugter Reiter, den gezückten Säbel in der Faust; noch heute höre ich den General, wie er in ruhigem Tone, wie auf dem Exerzierplatze, kommandirte: „Achtung auf's Kommando Feuer! — Schlagt an — Feuer!“

Die vier Karres gaben zumal eine Salve, so daß man glaubte, der Himmel wolle einstürzen. Kaum hatte sich der Rauch ein wenig verzogen, so sahen wir die Russen in gestrecktem Karriere davon jagen; aber unsere Geschütze donnerten, und unsere Kugeln überholten noch ihre flinken Rosse.

„Ladet!“ schrie der General.

Wir waren außer uns vor Vergnügen über den vereitelten Angriff der Russen. Von allen Seiten donnerte der Ruf „es lebe der Kaiser“ in die Lüfte, und in meiner Freude stimmte ich von ganzem Herzen mit ein. Aber kaum waren die Vierecke, die sich wieder in Bewegung gesetzt hatten,

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Der Ueberfall der Russen. (S. 384.)

einige hundert Schritte vormarschirt, so ertönte wieder donnernder Hufschlag, und zum zweiten Male schrie der General: „Halt! Knie auf die Erde! Kreuzt die Bajonnete!“

Die Russen kamen aus dem Einschnitte hervor wie ein Sturmwind, alle zumal, daß die Erde zitterte. Nicht einmal die Kommandos konnte man mehr verstehen; aber der gute Schick der französischen Soldaten machte ihnen klar, daß es jetzt galt unter den Haufen hineinzuschießen, und alsbald begann das Rottenfeuer zu rollen, daß einem die Ohren brummten. Einige von den Russen kamen bis dicht vor uns her; man sah sie im Rauche sich auf den Pferden erheben, dann waren sie plötzlich weggeblasen.

Endlich kommandirte General Chemineau mit fürchterlicher Stimme: „Stellt das Feuer ein!“ — Man wagte kaum zu gehorchen; jeder beeilte sich, noch einen Schuß abzufeuern; aber als der Rauch sich zerstreut hatte, sah man die ganze Kavalleriemasse sich den jenseitigen Abhang des Einschnitts hinaufziehen.

Sogleich wurden die Vierecke geöffnet und Marschkolonnen gebildet; die Trommler schlugen und unsere Kanonen donnerten. — „Vorwärts — vorwärts! Es lebe der Kaiser!“

(Fortsetzung folgt S. 402.)

Der Abend vor der Ausstellung.

Nach Bonn.

Prinz Heinrich empfängt den Professor in Uniform. (S. 261.)

Der Prinz geht, und der Professor, in eine Allongeperücke, den Dreispitz unter dem Arm, in Escarpins und Strümpfen, mit einem Degen an der Seite, in einer Staatsuniform, welche noch aus der Zeit seiner Ernennung zum Professor stammt, tritt ein. Er verbeugt sich.

Durch die im erwähnten Schranke verwahrten geheimen Schriftstücke wurde König Friedrich II. von den Anschlägen seiner Feinde unterrichtet, die sich in schreckenerregender Masse gegen ihn zu erheben begannen, wenn der Heldenkönig eben der Mann gewesen wäre, der sich Schrecken einjagen ließ. Im Gegentheil, er wurde selbst der Schrecken für seine Widersacher, indem er ihnen Allen zuvorkam und plötzlich, ohne daß sie eine Ahnung hatten, mit einer Armee in Sachsen einrückte. Dieser Staat stand nächst Oesterreich an der Spitze der Mächte, welche sich gegen den Eroberer von Schlesien zu vereinigen drohten. Hätte Einer das Flüchten sehen sollen, welches jetzt von dem dresdener Hof und Allem, was mit demselben zusammenhing, vollführt wurde! Aber der Heldenkönig war nicht so schlimm, als es den Anschein hatte; deß überzeugten sich die guten Dresdener gar bald.

In der Pirnaischen Gasse in Dresden wohnte in einem sehr ansehnlichen Hause der Leibarzt Seiner polnischen Majestät und kurfürstlichen Durchlaucht von Sachsen, Dr. Löber, ein Mann, der weit und breit als Aeskulap berühmt und bekannt war, aber die kranke Zehe August des Starken doch nicht hatte kuriren können. Er mit seiner Familie bewohnte die Beletage des Hauses, das Erdgeschoß zu rechter Hand vom Eingang war einer Frau eingeräumt, welche in vieler Hinsicht unser Interesse und Mitgefühl in Anspruch nehmen dürfte. Es war die Komödiantenprinzipalin Karoline Neuber, die muthige Frau, welche es im Anfang des vorigen Jahrhunderts unternommen hatte, die verrottete, entsittlichte deutsche Schauspielkunst in neue bessere Bahnen zu leiten und die Kunst und das Publikum gleicherweise zu einer besseren Geschmacksrichtung zu erheben. Nach vielen Fahrten und wechselvollen Schicksalen hatte die energische und in ihrer bessern Ueberzeugung oft hitzige Frau, von dem unablässigen Ringen gegen Unverstand, Tücke der Menschen und Ungunst der Verhältnisse ermattet, in dem Hause des erwähnten Arztes eine Zuflucht gefunden. Sie, die früher als Theaterkönigin über weite Reiche geherrscht, die von unablässigem Wandeltrieb beseelte, war hier auf ein einziges, wenn auch sehr geräumiges Zimmer beschränkt, welches einfach und bescheiden mit den nöthigsten Möbeln ausgestattet war. Als ehemalige Komödiantenprinzipalin von der Gesellschaft so gut wie ausgestoßen, unterhielt sie nur Verkehr in der Familie des Dr. Löber, im Uebrigen beschäftigte sie sich mit Lektüre, Verfassen von Gelegenheitsgedichten und Uebersetzungen von regelrechten Alexandrinertragödieen.

In dieser ihrer gewohnten Beschäftigung ward sie wie ganz Dresden durch den plötzlichen Einmarsch der Preußen gestört. Alle Welt wartete zitternd der Dinge, die da kommen sollten, und von Seiten der Behörden war man eifrigst bemüht, zur Abwendung größeren Uebels, den Feinden möglichst freundlich entgegenzukommen, namentlich gute Quartiere zu geben. Einzelne herrschaftliche Häuser mußten oft sechzig bis hundert Mann beherbergen. Am Abend des Einmarschtages trat der Leibarzt Dr. Löber in das Zimmer seiner Hausgenossin — mit schwerem Herzen, das stand dem schmächtigen galanten Männchen in rothem Tuchrocke auf dem Gesichte geschrieben.

„Ich muß Euch, hochverehrte nnd geschätzte Freundin, eine sehr traurige Nachricht bringen. Die Preußen sind einmal unsere Plage und unser Unglück; man kann nichts weiter thun, als die Faust in der Tasche ballen, aber Quartier müssen wir ihnen doch geben — es hilft nichts. — Mir, dem Leibmedikus Seiner polnischen Majestät, haben sie fünfundsiebenzig Mann zugetheilt. 'S ist zum Schlagtreffen, aber es hilft einmal nichts, sie müssen untergebracht werden." — „Und darum werde ich wohl mein bisheriges Asyl verlassen müssen?" fragte mit traurigen Blicken und wehmüthigem Tone die Neuberin, eine hochgewachsene, stattliche Frau mit feurigem Blick und ausdrucksvollen Mienen. — Das Schweigen des Leibmedikus war die Bejahung der Frage. „Soll ich denn nirgends auf dieser weiten Erde ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt hinlegen kann?" rief die Frau mit einem so erschütternden Tone aus, daß das Herz des Doktors davon betroffen wurde. Plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen. „Ich werde mich directement an den König wenden. Er wird sich vielleicht meines Namens erinnern und mich von dem Drohenden befreien." — „Herrjeses," rief der Leibmedikus, „was fällt Ihnen ein? Der König, ein halber Attila, wird sich viel um die Komödie bekümmern!" — „Der König ist ein großer Mensch," erwiederte die Frau. — „Ne, ne, laßt den König aus dem Spiel; ich will Euch dafür einen andern Vorschlag machen. Ihr wißt, hochverehrte und hochgeschätzte Freundin, daß die erste Etage meines Hauses kaum für meine Familie ausreicht, und wenn auch — so könnte ich doch neben den Zimmern meiner Töchter keine Preußen in's Quartier legen — ne, das wäre eine saubere Geschichte — ich muß also meine Parterrezimmer zur Hülfe nehmen; aber einen Vorschlag will ich Euch machen," fügte der Arzt, sein Kinn auf den goldenen Stockknopf stützend, nach einer Pause hinzu. „Raum für ein Bett wird sich wohl, wenn auch mit Mühe, noch in dem Schlafzimmer meiner Töchter finden, — Ihr seid mir lieb und angenehm in meinem Hause, und Quartier möchte in dieser trubulosen Zeit anderswo für Euch auch sehr schwer und nur mit großen Kosten zu finden sein — wie wäre es, wenn man Euren Schreibtisch mit den Büchern am Fenster stehen ließe und nur eine spanische Wand herumstellte, um Euch wenigstens den Anblick der Soldatenwirthschaft zu verdecken?" — „Und wie wäre mir damit geholfen?" fragte nicht ohne Verwunderung die Neuberin. — „Viel — sehr viel. Der Preußenkönig sitzt seinen Soldaten gewaltig auf dem Nacken, der gönnt ihnen nicht, viel auf der Bärenhaut zu liegen — draußen auf dem Exerzirplatz ist meistentheils ihr Quartier — es sind wahre Centauren oder — wie man sich sächsisch ausdrückt — Luderchen, diese preußischen Soldaten." — „Ihr meint also, hochgeschätzter Herr Leibmedikus, daß ich des Tages über ungestört hier meinen Beschäftigungen obliegen könnte?" — „Und wenn das Kriegsvolk am Abend angebraust kommt, zieht Ihr Euch in unsere Familie zurück. Wie gesagt, es sind Luderchen, namentlich wenn sie Kanonen hören, sind sie nimmer zum bändigen, da wollen sie drauf, aber es sind auch wieder wohlgeartete Menschen, sie singen jeden Morgen und Abend ihr frommes Lied; wenn sie nur uns Sachsen in Ruhe ließen, dann wäre ja Alles gut. Ich will damit nur sagen, gegen ein Frauenzimmer werden sie sich ja hübsch sittiglich betragen."

Wie es hier verabredet wurde, so geschah es auch. Wenn auch die Lasten eines Quartiers für die hülf- und schutzlose Frau nicht zu bedenken gewesen wären, aber wer — und dieß hatte der Leibarzt aus Zartgefühl seiner Schutzbefohlenen verschwiegen — wer hätte in Dresden eine „Komödiantin", die noch dazu durch ein pasquillantisches Heldengedicht in ihrem sittlichen Wandel unrechtmäßigerweise verdächtigt worden war, wohl in sein Haus aufgenommen? In dem Zimmer, welches die Neuberin bewohnt hatte, lagen nun an zwanzig Mann vom Regiment Puttkammer; an einem der vier Fenster stand das Bücherrepositorium und das Arbeitstischchen der Frau, und dieses noch überdieß durch einen Stuhl vervollständigte Meublement war von einer alten spanischen Wand umschlossen, auf welche die rührende Geschichte des Pyramus und der Thisbe gemalt war. Die Neuberin mußte mit Soldaten zusammenwohnen, aber die Frauenwürde behauptete ihre Rechte. Dieser abgegränzte Raum war den Soldaten heilig, keiner wagte es jemals, nur seine Holländerpfeife auf das Tischchen zu legen, und die hinter dieser Wand sitzende, fast den ganzen Tag lesende oder schreibende, in grau und schwarz gekleidete Frau, welche so stolz und ernst vor ihnen vorbei durch die Stube schritt, erschien ihnen eine Art höheren Wesens. Aus ehrfurchtsvoller Scheu vor ihr hielt sich selbst die Zimmerwache meistentheils vor der Thüre der Stube auf dem Flur auf.

Aber die Neugierde begann sich dennoch zu regen. Unter hundert Soldaten jener Zeit konnte vielleicht Einer nothdürftig lesen und schreiben, wie mußte also diesen Natursöhnen aus einsam in weiten Mooren und Haiden gelegenen Dörfern, wo der Pastor als ein Wunder der Gelehrsamkeit leuchtete, eine Frau vorkommen, deren einzige Beschäftigung während des ganzen Tages nur Lesen und Schreiben war, und die ihnen sogar eines Tages, als sie sich über die Bedeutung der Figuren auf der spanischen Wand den Kopf zerbrachen, in langen, schönen, wohlgesetzten Worten die höchst merkwürdige Geschichte, wie ein Paar von einem Bären aufgefressen wurde, und zwar aus lauter Liebe, erzählt hatte.

Ein Soldat, ein beeskower Kind, der bei seinen Kameraden wegen Lesen- und Schreibenkönnens in sehr hohem Ansehen stand, wagte es einmal, eines der Bücher von dem Repositorium herunterzunehmen. Es war deutsch gedruckt, aber die Zeilen so abgerissen, einmal eine, dann zwei, drei, dann wieder zwanzig zusammen, und zwischen den Zeilen so fremde Namen — denn Namen, das leuchtete dem schlauen Märker wohl ein, mußten es sein, da die Worte selbst in den Zeilen als Anrede vorkamen — es waren deutsche Worte, die er las, aber einen Sinn konnte er sich daraus doch nicht zusammenreimen; als er vollends von Göttern las, und von den obersten der Götter, und von ihrer Anbetung, da überkam es den Beeskower, welcher fest in seinem Christenthume war, ganz eiskalt; schnell schlug er das Buch zu und stellte es auf seinen Platz, für sich wie zur Abwehr gegen böse Versuchungen das erste Gebot murmelnd.

In die Haiden und Walddörfer Preußens waren die Götter Griechenlands und Roms noch nicht vorgedrungen, auch hatte der Sohn der Mark eine Komödie weder gesehen noch gelesen, also keine Ahnung davon, daß das Buch, welches er in Händen gehabt, eine Uebersetzung von Racine's Iphigenie in Aulis war. Und doch mußte die Frau eine gute Christin sein; denn unmittelbar war daneben auf dem Rücken eines Buches zu lesen: Geistlicher Hausschatz von Dr. Arndt. Kurz und gut, die Inwohnerin war und blieb ihren Stubengenossen ein Räthsel. Auffallend jedoch wollte es dem obengenannten beeskower Kind erscheinen, daß von dem, was sie schrieb, niemals etwas zu sehen war. Alles Papier wurde, ehe sie sich in die Familie des Dr. Löber begab, sorgfältig verschlossen. Warum das? Wenn es etwas Unverfängliches war, konnte sie es doch liegen lassen, um so mehr, als der Schreibtisch als geheiligtes Gebiet respektirt wurde. Dem einfachen Sinne des Soldaten kam dieser Umstand etwas bedenklich vor; schon daß eine Frau schreiben konnte und sich so viel „mit dem Geschmiere" abgab, — man suchte ja seinem Könige auf alle Weise anzukommen; — sie waren zudem in Feindesland und von Spionen umgeben — genug, der Beeskower nahm sich vor, dem Kapitän bei nächster Gelegenheit Anzeige zu erstatten. Die Gelegenheit kam aber früher, als er gedacht hatte.

Die Soldaten kamen Abends nie in's Quartier, ohne einen Blick hinter die spanische Wand geworfen zu haben, um zu sehen, ob „die graue Frau" noch an ihrem Tische war, in welchem Falle das Gespräch verstummen mußte. Sie war dießmal schon weggegangen, aber auf dem grauen, fadenscheinigen Tuche des Arbeitstischchen lag ein Blatt Papier, mit Zeilen beschrieben. Man brachte es dem Professor aus Beeskow, damit er den Andern die Orakel, welche diese wenigen Zeilen enthielten, kündige. Er las:

Sein Urtheil ist gefällt und ich will es vollenden,
Von seiner Tyrannei mein Vaterland befrei'n,
Damit erstücket wird des Krieges grauses Wüthen,
Womit er unsere Flur urplötzlich heimgesuchet.
Ihr Freunde seid bereit! Im Dunkel dieser Nacht
Wird lebend oder todt, der König euer sein —
In euerer Gewalt —

Weiter konnte der Beeskower nicht lesen, denn ein Wuthgebrüll der übrigen Soldaten unterbrach ihn. Wenn er auch nur ganz nothdürftig und langsam die einzelnen Worte zu Stande gebracht, so war der Sinn doch so furchtbar deutlich, der Verrath an einem geliebten Könige so offenkundig, daß jede Sekunde des Zögerns selbst ein Verrath wurde. Flugs begab sich der Leser mit dem beschriebenen corpus delicti zum Kapitän, der ein paar Häuser weiter in der Pirnaischen Gasse im Quartier lag. Keine Viertelstunde verging, so erschien der Kapitän, der das Papier ebenfalls als höchst gravirend erachtete, und begab sich, begleitet von vier Mann, nach der ersten Etage. Die ganze Familie des Dr. Löber, der Leibmedikus selbst waren auf das Höchste bestürzt, als der Offizier die „hier in Quartier liegende Frau" als seine Gefangene erklärte. Jede Auskunft über den Grund einer Verhaftung wurde von dem Kapitän beharrlich verweigert und die Gefangene einstweilen, trotz der flehenden Bitten des Leibmedikus, durch solchen Eklat doch keinen Makel auf sein ehrbares Haus zu werfen, in das Erdgeschoß geführt und hier der Bewachung der Soldaten anvertraut, bis weitere Ordres eingeholt wären. Ungefähr nach einer halben Stunde erschien der Kapitän wieder und zwar mit dem in gewissem verbindlichen Tone ausgesprochenen Befehle, daß die Arrestantin und ihre militärische Begleitung ihm folgen sollten.

Der Abend war bereits hereingebrochen und diejenigen, so von der Neustadt nach der Altstadt die Elbbrücke passirten, sahen gar wunderlich zu dem sonderbaren Transport, der in entgegengesetzter Richtung von der Altstadt nach der Neustadt seinen Weg nahm, voran der Kapitän und in der Mitte von vier Soldaten mit fest an die Brust gedrückter Muskete, eine stolz und ruhig einherschreitende, verhüllte Frau. Vor dem japanischen Palais hielt der Zug still.

„Um's Himmels willen, wohin bringt Ihr mich, Herr Kapitän?" — „Das wird Sie sogleich erfahren," war die Antwort des Offiziers. Im Treppenhause des Palais gingen lautlos in mathematischem Schritte Schildwachen auf und nieder, durch dieselben nahm der Offizier seinen Weg nach der großen, nur spärlich erleuchteten Treppe, von der mehrere höhere Offiziere herabkamen. Oben angekommen, bedeutete der Führer seine Gefangene, ihm in die große Gallerie zu folgen, deren Flügelthüren sich eben öffneten und in deren Mitte mehrere ältere und jüngere Offiziere fröhlich plaudernd beisammen standen.

Sobald die Neuberin eintrat, waren die Augen aller im Saale Anwesenden auf sie gerichtet, und einer der jüngeren Offiziere, dessen reiche Silberschärpe ihn als Adjutanten kennzeichnete, trat auf sie zu, bot ihr einen vergoldeten Sammetsessel und verschwand dann durch die gegenüberliegende Thüre. Nach einigen Minuten kehrte er zurück mit der höflichen Weisung, daß die Gefangene ihm folgen möge. Der Weg ging durch mehrere größere, nur spärlich erleuchtete Gemächer; aus demjenigen, welches der Adjutant jetzt öffnete, drang hellerer Lichtschein, Lustres und Girandolen warfen auf die mit pfirsichfarbener Seide überzogenen Möbel einen verstärkt rosigen Schein; die Wände zierte seladongrünes, vergoldetes, auf Konsolen ruhendes Porzellan, in der Mitte des Gemaches stand ein großer, mit Karten, Büchern und Papieren bedeckter Tisch, das Zimmer schien leer — doch nein, von einem kleinen, vergoldeten Pulttische an der Fensterseite ließ sich ein Geräusch vernehmen; eine Gestalt in Uniform kam hinter demselben hervor und ging auf die Neuberin zu, — zwei große, blaue Augen, Augen, vor deren wunderbarem Strahl sich ihre Blicke senken mußten, waren scharf und durchdringend auf sie gerichtet — ein leises Zittern überkam die Gefangene: sie erkannte in ihrem Gegenüber — den Preußenkönig.

„Kennt Sie mich?" Das Schroffe, welches vielleicht in dieser kurz abgebrochenen Frage des Königs liegen konnte, wurde durch den Wohllaut eines Organs gemildert, welches ein Musiker in lauter Molltöne übersetzt hätte. „Ja, Ew. Majestät. Am Hofe zu Braunschweig hatte ich die Ehre, vor Ew. Majestät, als Allerhöchst Dieselben noch Kronprinz und auf der Brautschau waren, meine Kunst zu agiren."

Der König wurde aufmerksamer und sah sich die Frau näher an. „Ich weiß nicht mehr, ob sich Ew. Majestät meiner geringen Person aus der Tragödie des Magistri Gottsched's ‚Der sterbende Cato' erinnern werden." — „Wie nennt Sie sich?" fragte von Neuem Friedrich II., nachdem er sich vergeblich zu erinnern gesucht. — „Karoline Neuberin, einst königlich polnische, kurfürstlich sächsische, auch hochfürstlich lüneburg'sche Hofkomödiantenprinzipalin, jetzt eine arme, verlassene Frau." — Kaum hatte der König den Namen und die übrige Rede gehört, als ein leises Lächeln seinen schönen Mund umspielte. „Weiß Sie auch, warum Sie hier ist?" — „Nein, Ew. Majestät." — „Sie ist eines schweren Verbrechens verdächtigt." — „Wie sollte ich?" replizirte erschrocken die Neuberin. — „Kennt Sie dieses Blatt?" Damit zeigte ihr der König das Blatt, welches wir bereits kennen. „Es ist ein Stück aus einer Tragödie ‚Mithridates', welche ich zu verfassen jetzo gerade beschäftigt bin." — „Und weiß Sie auch, daß dieses Blatt Ihre Arrestation bewirkt hat?" — „Wie sollte ich, Ew. Majestät, da ich mir keiner Schuld bewußt bin, und dieses Blatt nichts Verfängliches enthält?" — „Doch, doch," erwiederte König Friedrich, „meine Soldaten wollten aus dem Anschlag gegen Mithridates ein Attentat auf meine eigene Person erkennen." Nun war die Reihe des Lächelns an der Neuberin. „Auf Tragedies," bemerkte der König mit verbindlichem Lächeln, „verstehen sie sich noch nicht, aber desto besser den Feind zu attaquiren. Ich habe mir den Zusammenhang wohl kombinirt, war aber doch curieux, eine deutsche Frau zu sehen, welche Verse macht." — „Wie kann ich mit meinem kleinen Geiste vor der Größe Ew. Majestät bestehen? Was in meinen Kräften stand, habe ich für die gereinigte deutsche Schaubühne gethan. Wie weit ich damit gekommen, können Ew. Majestät hier sehen," damit deutete sie auf ihr fast ärmliches Gewand. — „Ich habe von Ihren Intentionen gehört, Madame, — Sie hat Courage — Energie, aber zwischen Hanswurst, der die Deutschen auf der Bühne bisher unterhalten hat, zu Corneille und Racine, die Sie zu agiren bestrebt war, ist eine zu weite Kluft. Alles nur mit den möglichen Mitteln entriren, das ist der Succes, Madame. Der Deutsche hat auf der Szene keine Grandeur, kein tragisches Pathos — keine Grazie. Die Alexandriner sind im Französischen Musik, im Deutschen Knüppeldamm. Abominable! Die Deutschen können nicht Komödie spielen." — „Aber sie werden es lernen, Ew. Majestät." Der feste, ja stolze Ton, mit welchem die Neuberin diese Worte hervorbrachte, machte, daß der volle, überraschte Blick des Königs auf die Frau fiel. „Jeder nach seiner Eigenart, Ew. Majestät; jede Person, jedes Volk. Die Franzosenmanier kann nicht unsere deutsche sein, aber sie kann uns helfen, zu unserer eigenen Art und Weise in Kunst- und Literaturdingen zu gelangen, wenn sich ihr nur das erhabene Auge eines großen Fürsten gnädig zuwenden wollte." — „Der Einzelne kann in solchen Dingen nichts effektuiren und sei er noch so mächtig. Der Geist ist eine Republik, aus dem Ganzen und Allgemeinen muß das kommen. Ich habe andere Dinge zu thun — muß den Deutschen in anderer Weise Respekt verschaffen, vielleicht daß auch bei uns nach Bellona die Musen folgen." — „Möge sich Ew. Majestät Prophezeiung erfüllen! Im Alterthum waren ja auch die Könige Propheten. Vielleicht darf ich selbst vor dem erhabenen Auge Ew. Majestät mir schmeicheln, daß ich mein Scherflein zu einem gedeihlicheren Zustande der dramatischen Kunst in Deutschland treu und redlich beigetragen habe; meine Aufgabe ist erfüllt, ich bin verbraucht und würde Gott danken für ein Plätzchen, wo ich mein Haupt niederlegen und ruhig sterben könnte." Hier vermochte die Neuberin ihre Thränen nicht mehr zu bemeistern. Mitleidsvoll wandte sich der Blick des Königs ihr zu, und auf sein Verlangen erzählte sie dann, in welche Lage sie in dem Hause des Dr. Löber, ihrem letzten und einzigen Zufluchtsort, gekommen sei. Von diesem Ausgangspunkte forschte der König durch leicht hingeworfene Fragen weiter zurück nach den Lebensschicksalen dieser Frau, die augenscheinlich sein Interesse erregt hatte. Aufgemuntert durch die chevalereske, liebenswürdige und geistig ermuthigende Art des Königs berichtete sie von ihrer Freund- und Feindschaft mit Gottsched, von ihren Kämpfen mit dem deutschen Publikum, namentlich von dem harten Strauß, den sie zuletzt mit den Hamburgern hatte, — so war bei dieser Unterhaltung eine Stunde vergangen. Der Schlag der großen porzellanenen Pendule mahnte den König an andere Pflichten.

„Madame," wandte er sich mit verbindlichem Tone an die Neuberin, „ich werde noch heute Ordre geben, daß Sie in Ihrem Asyl künftig von meinen Soldaten verschont bleibt und hier —".

Die Prinzipalin fühlte in ihrer Hand eine schwere Geldrolle, es waren, wie sich später erwies — fünfundzwanzig Friedrichsd'or.

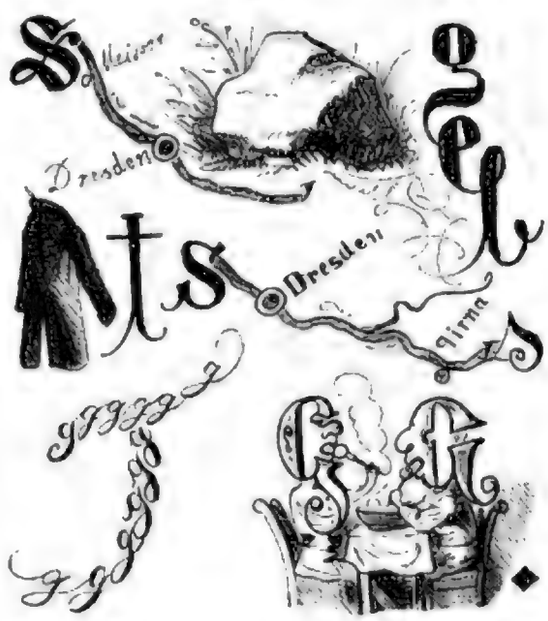
„Hier gönne Sie mir, einen schwachen Beweis zu geben, daß ich Ihre guten Intentionen für die deutsche Kunst zu würdigen weiß, ob zwar ich persuadé bin, daß die Deutschen niemals gute Komödianten werden. Nehme Sie künftig mehr précaution mit Geschriebenem. Wer weiß, wer nach mir in Dresden als Befehlshaber einzieht und ob dieser sich auch auf Tragedies versteht. Adieu!"

Als noch desselben Tages der Einquartierung des Dr. Löber der Befehl wurde, abzuziehen und andere Quartiere einzunehmen, wollte der Leibmedikus seinen Ohren kaum trauen. Die Erste, welcher er die Freudenbotschaft mittheilte, war seine „hochgeehrte und hochgeschätzte Freundin".

„Nun seht Ihr doch," sagte die Neuberin mit bedeutungsvollem Lächeln, als sie ihr Abenteuer erzählt hatte, „der König ist kein halber Attila und bekümmert sich doch um die Komödie." — „Ja," meinte der Leibmedikus zum Schluß, „ich hätte mir's wohl auch denken können — er bläst ja die Flöte."

Bilderräthsel.

26.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 342:

Großer Aufstand in Polen.

Deutſche Lieder

mit Illuſtrationen.

Nach und nach.

Von

G. Pfarrius.

Durch's Feld mit zagenden Schritten
Ging Jedes geſonderten Pfad.
Erſt als wir die Wieſe beſchritten,
Sind ſcheu wir einander genaht.

Und als zu größerer Wonne
Der Weg in die Büſche ſich wand,
Da ſpielte durch Zweige die Sonne,
Da gingen wir Hand in Hand.

Und als wir erreicht andächtig
Des Walds hochſchirmendes Haus,
Da war es ſo ſtill und ſo prächtig,
Da tauſchten Küſſe wir aus.

Seitdem ſind Jahre verfloſſen,
Der Wald iſt gefällt und verſtreut,
Der Bund, den dort wir geſchloſſen,
Er grünet und blühet noch heut.

Ein Festtag für Deutschland.

Die Schlacht bei Waterloo.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Der Kongreß in Wien ging schlecht; bald ein halb Jahr schon waren die Kaiser und die Könige, ihre Minister und Diplomaten dort, übersättigt durch ewig sich drängende Feste und im Begriff, gegen sich selber das Schwert zu ziehen: Talleyrand's Ränke und die Entzweiung der Sieger über die Theilung der Beute hatten ein heimliches Bündniß zwischen Oesterreich, England und Frankreich gegen Preußen und den Zaar zu Stande gebracht. Da kam am 7. März 1815 in der Morgenfrühe die Meldung nach Wien, Napoleon habe die Insel Elba verlassen und segle auf Frankreich zu. Nur Wenige in Wien verstanden die ganze Bedeutung der bald zur Gewißheit gewordenen Nachricht, vor Allen der Freiherr von Stein und die Genialen unter den Kriegsverständigen. Die Andern alle zusammen, Kaiser und Könige und die fröhliche vornehme Welt zu Wien sahen darin nur einen Versuch „des Abenteurers", eine Verwegenheit, welche rasch ihr Ende und ihre Strafe finden werde. Nur Metternich wurde ängstlich und theilte nicht die Ansicht dieser Masse, sondern die der Ersteren. Da folgte sich, Schlag auf Schlag, eine Botschaft um die andere von Napoleon's Landung auf Frankreichs Boden, von seinem Vorrücken von Stadt zu Stadt, vom jubelnden Empfang, welcher ihm von den Bauern des südlichen Frankreichs wurde, vom Abfall eines Heertheils um den andern, die ihm entgegengeschickt wurden und zu ihm übertraten, endlich von der Flucht des bourbonischen Königshofs aus Paris und vom Einzug Napoleon's in den Tuilerien am 20. März. In neunzehn Tagen hatte Napoleon, welcher mit nicht ganz eintausendvierhundert Mann von Elba abgesegelt war, Frankreich erobert, ohne einen Schuß zu thun. Die zurückgekehrte bourbonische Königsfamilie, die geistlichen und weltlichen Hofleute mehr als diese selbst hatten sich seit ihrer Rückkehr beim Landvolk in ganz Frankreich und beim Heere durch die thörichtsten Maßregeln so verhaßt gemacht und alle freisinnigen Franzosen so tief verletzt, daß kein Schuß gegen Napoleon geschah, daß Alles sich ihm anschloß und Volk und Heer ihn wieder auf den Thron erhob.

Jetzt staunten die Damen und Herren zu Wien und schüttelten sich, die nämlich, die über den „Abenteurer" gescherzt hatten. Eine so blitzschnelle und so schreckliche Wendung der Dinge überstieg ihre Begriffe; ihre Herzen wurden schwer; die Freude war aus, ein neuer großer Krieg war in Sicht.

Das stellte schnell den Frieden auf dem Kongreß her. Die entzweiten Kaiser und Könige vereinigten sich zu einem neuen Bund gegen Napoleon, noch fester als der frühere Bund. Das ist hauptsächlich das Verdienst Stein's, der jetzt bei Kaiser Alexander und auf dem Kongreß überhaupt in der Noth wieder Alles galt. Der Kongreß sprach die Acht aus gegen Napoleon. Noch einmal war in Napoleon's Hand es gelegt, der Vorkämpfer der Ideen der neuen Zeit zu werden. Nach Napoleon's Sturz 1814 war von Weltkennern öffentlich gesagt worden: „Der Fall der französischen Macht sichert den Triumph des Bündnisses der Könige, des Adels und der Priester." In Frankreich hatte sich das bereits bestätigt, auf dem wiener Kongreß zeigte sich dasselbe in Aussicht. Auf seinem Zuge nach Paris hatte Napoleon den Franzosen die freieste Verfassung verheißen. In den Tuilerien überkam ihn der alte Despotismus: er betrog Frankreich um die verheißene freie Verfassung durch Unterschieben eines nichtssagenden Papiers, das Konstitution hieß und Absolutismus war; und er betrog damit sich selbst um die Unterstützung Frankreichs, das ihn hoffnungsvoll wieder aufgenommen hatte. Nicht die vom wiener Kongreß aus über ihn verhängte Acht hat Napoleon zum zweiten Mal gestürzt, sondern die von ihm selbst herbeigeführte Acht, in welche ihn die französische Nation that; durch seine Scheinkonstitution hatte er sich selbst geächtet in den Augen aller freisinnigen Menschen Frankreichs. Alle Begeisterung des Volks, alle Opferfreudigkeit war plötzlich gelähmt, dem wortbrüchigen Kaiser wollte das Volk Frankreichs, wollten seine Führer sich nicht aufopfern.

So brachte er nur schwer und langsam, trotz aller Schöpferkraft seines Genies', nothdürftige Mittel zusammen, seinen neuen Thron gegen Europa zu vertheidigen, dessen Truppen gegen ihn heranrückten, und wie Europa wirklich erklärte, nur gegen ihn, gegen seine Person heranrückten, nicht gegen die französische Nation. Er hatte sich selbst isolirt, ehe die Kaiser und Könige Europas ihn durch diese Erklärung isolirt hatten, und seine alten, ihm sonst zugethanen Freunde selbst hatten nun kein Vertrauen auf seinen Sieg, da er die Opferwilligkeit des französischen Volkes selbst verscherzt, da er Frankreich nicht zum Rückhalt hatte.

So brachte Napoleon nur zweihundertsiebenzehntausend Mann bis zum Juni zu seiner Verfügung zusammen und mit diesen hatte er nach allen Seiten hin Frankreichs Gränzen zu decken gegen die Verbündeten, welche achthunderttausend Mann gegen ihn aufboten. Er hoffte, ehe diese langsam sich zusammenzögen, die Preußen unter Blücher und ein deutsch-englisches Heer unter Wellington zu schlagen, und da er die Kaiser und Könige kannte, durch einen raschen, großen Sieg die Kaiser und Könige einzeln durch die augenblickliche Erschütterung zu einem Sonderfrieden mit sich zu bringen und den großen Bund seiner Gegner zu sprengen. Blücher und Wellington standen in den Niederlanden, an der Nordostgränze Frankreichs. Blücher hatte auf Paris ziehen wollen, ehe es Napoleon gelänge, sich zu rüsten. Der wiener Kongreß hatte dieß ihm verboten als zu gewagt; nur durch den gleichzeitigen Einbruch von achthunderttausend Mann glaubten die Herren zu Wien Napoleon und die Franzosen überwindbar. Napoleon sammelte so still und so rasch einhundertdreißigtausend Mann alter Kerntruppen an der Nordostgränze und ging mit diesen so blitzschnell vorwärts, daß er Blücher und Wellington überrumpelte. Daß Wellington bedächtig und nicht rasch war, wußte er. Blücher's Schnelligkeit kannte er und wußte, daß wenn er Wellington zuerst angriff, der Alte diesem wie ein Blitz zur Seite war; daß aber umgekehrt Wellington dem preußischen Feldmarschall nicht so rasch zur Unterstützung wäre. Darum beschloß er, Blücher zuerst anzugreifen; er wollte auf beide nach einander sich werfen, jeden einzeln schlagen. Gelang es ihm, zuerst das preußische Heer zu vernichten und dann das Wellington'sche, so war er wieder Herr der Situation von Europa. Blücher und Wellington hatten zwar fast doppelt so viel Soldaten und Geschütze als Napoleon, aber weit auseinander gelegt, und keine Kerntruppen. Obgleich überrascht, und von Wellington, der am Vormittag, ehe Blücher die Schlacht mit Napoleon annahm, zwanzigtausend Mann Hülfstruppen spätestens bis vier Uhr Abends persönlich zugesagt hatte, ganz im Stich gelassen, schlug sich Blücher in der furchtbaren Schlacht bei Ligny am 16. Juni bis in die Nacht hinein so gegen die Hauptmacht Napoleon's, daß die Franzosen achttausend Mann, die Preußen zwölftausend Mann an Todten und Verwundeten hatten. Außerdem hatten sich achttausend Mann der neugebildeten preußischen Truppen in wilder Flucht aufgelöst. Diese verbreiteten bis in die Gegend von Aachen Schrecken und Angst. Diesen Schwarm verwechseln Napoleon's Berichterstatter mit dem preußischen Heer, das er vernichtet wähnte. Blücher's Muth aber war ungebrochen, obgleich er an schmerzlichen Quetschungen litt von einem Sturze vom Pferde her. Noch in der Nacht der Schlacht bei Ligny, in der höchsten Gefahr der letzten halben Stunde hatte Blücher persönlich sich an die Spitze von drei Regimentern gestellt und mit ihnen sich

auf die feindlichen Kürassiere geworfen. Da stürzte sein Pferd von einem Schuß tödtlich getroffen, und der alte Held lag betäubt unter dem über ihm sterbenden Thiere. Die Gefangennahme Blücher's wäre von schlimmeren Folgen gewesen als die verlorene Schlacht. Aber die Franzosen brausten vorüber, ohne den Feldmarschall im Dunkel zu erkennen, und bald von den Preußen wieder geworfen, jagten sie noch einmal an ihm vorbei. Blücher war gerettet, sein Körper aber gewaltig erschüttert, alle Gelenke schienen den Dienst versagen zu wollen. Auf dem Rückzug rastete er Nachts in einer Bauernhütte. Als Gneisenau dort zu ihm hereintrat, rief er diesem scherzend entgegen: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen's wieder ausbessern." Am Morgen des 17. sprach er zu seinem Heer in einem Tagesbefehl: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen." Schon am Nachmittag des 17. hatte sein Heer in der Haltung des Siegers sich hinter Wavre aufgestellt; Niemand hätte diesen Preußen die Niederlage des vorigen Tages angesehen. Napoleon's Sieg bei Ligny blieb für ihn auch unfruchtbar. Nur wenn dadurch Blücher's Heer unschädlich gemacht, wenn seine Verbindung mit Wellington zerrissen wurde, und Napoleon auch das englisch-deutsche Heer vereinzelt schlagen konnte, nur dann hatte die Schlacht von Ligny für ihn einen Erfolg und Werth. Aber noch mitten im heißen nächtlichen Kampfe hatte Gneisenau das Wort gesprochen: „Wir müssen mit den Engländern in Verbindung bleiben," und er und Grolmann hatten alle Anordnungen zum Rückzug getroffen. In der Nacht noch war die Verbindung mit Wellington und mit Bülow vollführt, über kleine mühevolle Wege, nicht auf der langen Rückzugsstraße nach Namur. Diese kühne Wahl des Rückzugs, so ungewöhnlich, daß Napoleon sie gar nicht in Rechnung genommen hatte, war eine große That, in ihren Folgen so viel werth als ein Sieg.

An demselben Tage, an welchem Napoleon bei Ligny mit Blücher schlug, focht sein Marschall Ney bei Quatrebras mit einem Theil des Wellington'schen Heeres, zuerst glücklich; der erste Stoß Ney's warf die Niederländer, junge Truppen, mit Uebermacht zurück. Als aber Wellington von seiner Unterredung mit Blücher zurück auf dem Schlachtfeld eintraf und die Leitung des Gefechts übernahm, mit neuen Streitkräften, die er heranzog, wandte sich der Kampf. Furchtbar litt das braunschweig'sche Korps, das auf dem rechten Flügel Wellington's focht, unter dem Feuer von Ney's überlegenem Geschütz. Sein Anführer, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, stellte sich selbst an die Spitze seiner Reiterei, um das Gefecht zum Stehen zu bringen. Aber vor dem fürchterlichen Kartätschenfeuer weichen die braunschweig'schen Reiter, weicht das braunschweig'sche Fußvolk. Der Herzog sucht die gegen Quatrebras Hinfliehenden zu sammeln, zu ordnen, da trifft ihn eine Kugel und streckt ihn zu Boden. Bald darauf haucht er seine Heldenseele aus. Gegen Abend, als immer mehr Truppen Wellington's herankamen, als Dreißigtausend Wellington'sche gegen Zwanzigtausend Ney'sche fochten, wurde Ney aus den meisten Stellungen wieder hinausgeschlagen, welche er am Mittag errungen hatte. Das deutsche und das englische Fußvolk, besonders die Schotten, wetteiferten hier im Heldenmuth. Als Ney sich auf Frasnes zurückzog, hatte er zwischen vier- und fünftausend Mann verloren, Wellington aber jedenfalls auch so viel.

Dadurch hatte sich Wellington behindert gefunden, die an Blücher zugesagten zwanzigtausend Mann ihm zur Hülfe nach Ligny zuzuschicken, aber auch Ney war festgehalten worden, daß er Napoleon's Befehl nicht Folge leisten und Blücher nicht bei Ligny in die Flanke fallen konnte.

Morgens um sieben Uhr, noch auf dem Schlachtfeld von Quatrebras, erfuhr Wellington Blücher's glücklichen Rückzug nach Wavre. Wellington ließ dem preußischen Feldmarschall sagen, er ziehe sich in sein Lager von Mont St. Jean zurück, und wenn er dort von einem preußischen Korps unterstützt werde, so wolle er am 18. Juni eine Vertheidigungsschlacht gegen Napoleon annehmen. In Sorge, sein rechter Flügel könnte umgangen und Brüssel weggenommen werden, entsandte Wellington siebenzehntausend Mann in dieser Richtung. Diese fehlten dem englischen Feldherrn am Schlachttag, am 18. sehr; er hatte sich ohne Noth um diesen starken Heertheil geschwächt. Am Nachmittag hatte er mit seinem Hauptheer bei Waterloo sich aufgestellt. Bülow war mit seinem Heertheil bei Blücher angelangt. Blücher gab noch vor Mitternacht vom 17. auf den 18. Juni die Befehle zum Aufbruch nach Waterloo an seine einzelnen Heertheile aus. An Wellington gab er davon Nachricht und schrieb zugleich zum zweiten Mal am Vormittag des 18. Juni, „so krank er auch sei, so werde er sich dennoch an die Spitze seiner Truppen stellen, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternähme; sollte dieser Tag aber ohne Angriff hingehen, so wollen sie morgen vereint die französische Armee angreifen."

Napoleon wähnte die Preußen in Auflösung und in voller Flucht an den Niederrhein. Es hatte die ganze Nacht und den Morgen fortgeregnet. Erst am 17. Juni gegen elf Uhr Mittags schickte Napoleon den Marschall Grouchy mit zweiunddreißigtausend Mann zur Verfolgung der Preußen ab, mit dem Befehl, „sie in den Rhein zu stürzen"; er selbst zog mit seiner Hauptmacht nach Quatrebras, um die Engländer zu vernichten, warf bei Genappe ihre Reiterei und richtete noch am Abend, wiewohl vergeblich, einen Angriff auf Wellington's Höhenstellung bei Mont St. Jean. Waren die Wege schon vorher durchweicht und grundlos, so stürzten in der Nacht furchtbare Regengüsse herab, so daß Geschütz und Wagen kaum mehr fortzubringen waren. So vermochte Napoleon erst um zwölf Uhr Mittags am 18. Juni 1815 die Schlacht zu eröffnen. Wellington's Fußvolk bildete zwei getrennte Treffen auf den Höhen von Mont St. Jean; die Reiterei stand als drittes Treffen rückwärts, nach der Vertiefung zu; noch weiter zurück, in Waterloo, war das Hauptquartier, hinter Waterloo der Wald von Soigne, hinter diesem Brüssel. Napoleon hatte dreiundachtzigtausend, Wellington achtundachtzigtausend Mann. Napoleon hatte seinen Standpunkt auf dem hochgelegenen Meierhof Belle Alliance. Der Hof hatte seinen Namen von der Heirath zweier schöner Brautleute, die sich dort niedergelassen hatten. Wellington rechnete fest auf die Hülfe der Preußen, Blücher hatte ihm diese versprochen.

Schon auf zwei Uhr Nachmittags hatte Wellington preußische Hülfe erwartet. Der von zwölf Uhr an ununterbrochen dauernde entsetzliche Kampf der Geschütze, des Kleingewehrfeuers, der blanken Waffe hat von Stunde zu Stunde die Lage Wellington's verzweifelter gemacht: Napoleon ringt hier um den Thron Frankreichs und die Wiedergewinnung der Weltherrschaft; seine und seiner Treuen Anstrengungen für den Sieg sind übernatürlich. Die englische Linie wankt, die Rückhalte sind erschöpft. Von Anfang an ist Napoleon's Ziel vornehmlich das Dorf la Haye. Dieser linke Flügel Wellington's ist der schwächere; auf dieser Seite ist die preußische Hülfe zu erwarten, auf dieser Seite kann Marschall Grouchy mit seinen Zweiunddreißigtausend eintreffen, den Napoleon herbeigerufen hat. Gelingt es den Franzosen, das Dorf la Haye zu nehmen, so ist die Vereinigung preußischer Hülfe mit Wellington abgeschnitten. Um vier Uhr bemächtigt sich Ney des Meierhofs la Haye-sainte und des Vorwerks Rougemont in einem Wäldchen. Beide decken den Mittelpunkt Wellington's, und diese sind jetzt genommen. „Ich wollte, es wäre Abend oder die Preußen kämen," sagte dieser. Auf der Straße nach Brüssel werden schon alle Zeichen des Rückzugs sichtbar, den Wellington antreten will; die ganze Straße bis Brüssel ist mit Flüchtigen und Verwundeten bedeckt: da donnert, dem linken englischen Flügel gegenüber, von der Höhe von St. Lambert mächtiges Geschützfeuer herab. Napoleon glaubt zuerst, es sei Grouchy, dann, als er erkennt, daß es Preußen sind, es sei eine kleine

Die Schlacht bei Waterloo: Blücher erscheint bei Waterloo mit den Preußen. (S. 394.)

Digitized by Google

Hülfsschaar, da er die Hauptmacht Blücher's durch Grouchy beschäftigt wußte. Aber es ist Blücher selbst, es sind dreißigtausend Mann unter Bülow, die von den Höhen von St. Lambert herabsteigen, und der feurige greise Marschall Vorwärts ist selbst dabei. Er ist es, der den Geschützdonner angeordnet hat, um Wellington aus weiter Ferne schon zu sagen, daß er da ist, daß sie drüben festhalten sollen, daß sein ganzes Heer mit ihm zur Hülfe da ist.

Am 18. Juni, mit der ersten Morgendämmerung, war der alte Blücher aus seinem Bett, in das ihn die Aerzte und sein Zustand gesprochen hatten, keineswegs hergestellt, aufgestanden und zu Pferde gestiegen, um von Wavre seine Heerschaaren Wellington zuzuführen. Die Aerzte wollten ihn zuvor noch einmal einreiben. „Laßt das," sagte der Held, „ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen." Als er auf's Pferd stieg und sah, was die Regengüsse für Arbeit gemacht hatten, und wie der Himmel noch immer mit schweren Wolken bedeckt war, sagte er heiter: „Das sind unsere Verbündete von der Katzbach; da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Bei jeder Bewegung schmerzten ihn die gequetschten Glieder, aber dieser eiserne Charakter hielt sich fest, in schöner Haltung im Sattel, ritt an die Spitze des vordersten Heertheils, dem Heerhaufen seines treuen Bülow und rief: „Vorwärts, Kinder!" In Wavre fand er die Straße durch eine große Feuersbrunst gesperrt; Umwege und Nebenwege mußten aufgesucht werden; darüber schon verging viel Zeit, dazu kamen die bodenlosen Straßen, die angeschwollenen Bäche, jede Vertiefung mit Wasser gefüllt. Wo der Zug stockte in den waldigen, unebenen, schmalen Wegen, da flog Blücher hin und her und trieb. Beim Eintritt in den Hohlweg von St. Lambert entstand ein Gemurmel der im Schlamm und in den Pfützen sich fortarbeitenden Truppen, deren Kräfte abnahmen: „es gehe nicht mehr, es sei unmöglich." — „Kinder," redete Blücher sie an, „wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es gehe nicht, aber es muß gehen. Ich habe es versprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde?" Das sprach er so unaussprechlich innig und mit solcher Kraft, daß die Ermatteten wie neubelebt sich durcharbeiteten und die Geschütze vorwärts gebracht wurden. So leistete Blücher das fast Unmögliche mit seinen Leuten. Metternich war später ehrlich und artig genug, zu sagen: „Ein anderes Heer in ähnlicher Lage, nach einem Tag von Ligny und bei solchem Wetter, würde wenigstens sechs Wochen zu seiner kampffertigen Herstellung bedürfen," und Stein erwiederte ihm: „daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute."

Dieses Eintreffen Blücher's entschied die Schlacht, als eben Wellington seinen Mittelpunkt von Napoleon's Garden fast durchbrochen sah. Zwischen zwei Feuern, Wellington's und Blücher's, stürzen die alten Garden nach letztem schrecklichstem und doch erfolglosem Sturm auf Wellington's Mittelpunkt die Höhen hinunter. Es waren siebenzigtausend Preußen theils weiter da, theils im Aufmarsch, als die bisherigen Feinde, die sie zu bekämpfen hatten. Napoleon's Heer löste vor solcher Uebermacht sich auf, es hatte das Höchste geleistet. Napoleon selbst entging nur durch einen Sprung aus dem Wagen der Gefangennahme durch den verfolgenden Gneisenau. Die Schlacht und die Verfolgung kostete die Franzosen dreißigtausend Todte und Verwundete. „Ich denke," schrieb Blücher an Schwarzenberg, „die bonapartische Geschichte ist nun vorbei." So war es auch. In diesen drei Tagen war der ganze Feldzug entschieden. Damit nicht in Paris die Kammer der Abgeordneten den Schimpf seiner Absetzung ausspreche, dankte er ab, am 22. Juni; am 3. Juli ergab sich Paris zum zweiten Mal an die Verbündeten, sein Kaiserreich war zu Ende, und er wurde hinüber geführt als Staatsgefangener auf die Felseninsel St. Helena, welche weit weg von Europa einsam liegt im atlantischen Ozean.

Das Kruzifix einer Polin.

Novelle von A. Godin.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Das Manuskript des Professors.

Kaum zwei Jahre nach dem ersten Auftreten Valeska Wola's war ihr künstlerischer Ruf bereits zu einem europäischen geworden; Erfolge des Ruhmes und des Goldes wurden ihr überall zu Theil, jede ihrer Kunstreisen ward zu einem Triumphzuge für ein Talent, das sich von Jahr zu Jahr glänzender entfaltete. Die Pausen zwischen diesen Reisen brachte die Künstlerin stets in Warschau zu, wo sie im Hause ihres ersten Protektors, des Bankier Markus, eine freudige Aufnahme fand. Der Kunstmäcen war stolz auf das Talent, das er entdeckt und aus dem Staube auf solche Sonnenhöhe emporgezogen hatte, fast eben so eitel aber auch auf die glänzend entwickelte Persönlichkeit, die sich aus der spröden Kindernatur rasch entpuppte. Deßhalb gab die Anwesenheit Valeska's im Hause des schon bejahrten Wittwers stets das Signal zur Entfaltung einer großartigen und vielfach angeregten Geselligkeit, als deren Mittelpunkt und Stern das junge Mädchen betrachtet ward.

Valeska verweilte gern in diesem Hause, um so lieber, seit ihr selbstständiger Charakter es scheinbar durchgesetzt hatte, dem Beschützer nur noch Dank und Zuneigung, nicht aber pekuniäre Verpflichtungen schuldig zu sein. Schon das glänzende Resultat ihrer ersten Kunstreise war von ihr in des Bankiers Hände gelegt worden mit dem Bemerken, es würde wohl zum Theil die für sie gehabten Auslagen decken, und der kluge Mann, der das Mädchen liebte, und ihr reizbares Zartgefühl kannte, widersprach ihr weder hier, noch später, sondern trug die erhaltenen Summen stillschweigend unter Valeska's Namen in seine Bücher ein, indem er so ein Kapital für sie sammelte, das zur rechten Zeit in ihre Hände zurückgehen sollte.

Die von Zeit zu Zeit in scheinbarem Ausruhen verlebten Monate des Aufenthaltes in Warschau wurden von Valeska eifrig genützt. Immer aufzumerken, zu denken, zu lernen, war diesem rastlosen Geiste ein Bedürfniß, und das Bewußtsein ihrer Einzelstellung im Leben, das durch ihr Selbstgefühl als Künstlerin nicht immer ausgeglichen ward, verstärkte noch dieß Streben nach höchster Bildung. In ihrem Charakter lag zu wenig Trägheit, als daß sich das immer vorhandene Gefühl von Einsamkeit zu einer trüben Weltanschauung in ihr hätte ausbilden können, sie blieb stets in Spannung, stellte fortwährend eine Aufgabe vor sich hin. In dieser Weise mußte das begabte Mädchen sich ungewöhnlich rasch entwickeln, und wirkte stets von Neuem wie eine Ueberraschung auf den Kreis, zu dem sie nach längerer Abwesenheit zurückkehrte.

Nachdem sie ein volles Jahr in England verlebt hatte, war sie eben wieder in Warschau eingetroffen, wo sie den ganzen Winter zuzubringen dachte, hatte sich mit Behagen in den heimischen Räumen eingerichtet, die stets für sie bereit standen, und machte sich mit ihrer Umgebung wieder vertraut. Im Kreise der Habitues des Hauses trat ihr dießmal ein neuer Name so oft entgegen, daß sie nicht ohne Spannung der Bekanntschaft der dadurch bezeichneten Persönlichkeit entgegensah. Es sollte dieß ein junger Landsmann sein, augenblicklich für kurze Zeit von Warschau abwesend, aber bald zurückerwartet; alle Stimmen waren seines Lobes voll, namentlich ward unter seinen geselligen Talenten sein musikalischer Sinn, durch treffliches Klavierspiel bethätigt, hervorgehoben.

Als Fedor Prokinsky von seiner Reise zurückgekehrt, wieder in den Kreis eintrat, der ihn so wohl zu schätzen wußte, stimmte Valeska dem allgemeinen Urtheil bald im Stillen bei. Nirgend war ihr eine Persönlichkeit begegnet, die sie

von Anfang an in gleichem Maße interessirt hatte. Es ward für sie ein niegekanntes Vergnügen, mit ihm gemeinschaftlich zu musiziren, und mit jedem Tage erschien sein Wesen ihr übereinstimmender mit dem Bilde, das ihre Phantasie bei der ersten Begegnung entworfen hatte. Diese Sympathie, die so rasch und fast immer gegenseitig wirkt, machte sich nicht bloß flüchtig geltend, sondern wuchs bald zur Neigung, ja zur Leidenschaft bei dem wie für einander geschaffenen Paare.

Valeska war Allen eine neue Erscheinung; holde Mädchenhaftigkeit sänftigte den charaktervollen Ausdruck ihrer Züge, wie Mondschein die Linien einer Landschaft, und verlieh diesem reichbegabten Geschöpfe erst den vollen Reiz, durch den zu wirken sie fähig war. Die Weichheit, die durch die Liebe in ihr Raum fand, ward noch gesteigert durch ein heimliches Zagen, das in dem energischen Mädchen, das niemals Schüchternheit empfunden hatte, eine nie gekannte Beklemmung weckte. Valeska konnte nicht daran zweifeln, daß der Geliebte mit vollem Herzen an ihr hing; sie wußte aber auch, daß er einer der ersten Familien des Landes angehörte, der einzige Erbe eines gräflichen Namens und bedeutender Güter war, und die daraus erwachsenden Hindernisse einer Vereinigung mit dem Findelkinde, das nicht einmal einen Vaternamen zu nennen wußte, standen riesengroß vor ihrer zagenden Seele.

Diese Ungewißheit währte indessen nicht lange. Als Fedor seine Liebe offen gegen Valeska aussprach und sie mit glühender Freude die Seine nannte, wies er ihre Bedenken mit der ruhigen Versicherung zurück, daß er Herr seines Willens sei und ihrer Vereinigung nichts im Wege stehen würde. Mit Erstaunen erfuhr das junge Mädchen aus seinem Munde, welche eigenthümlichen Familienverhältnisse ihn so sicher auftreten und kein Hinderniß für seine Wünsche fürchten ließen.

Die Ereignisse, wodurch die erwähnten Verhältnisse sich gestaltet hatten, führten bis zu dem Aufstand zurück, welcher in Folge der Julirevolution, deren Rückschlag so viele Staaten traf, in Polen ausbrach. Der Vater Fedor's, Graf Prolinsky, führte damals eine Kompagnie des polnischen Garderegimentes, das in Warschau stationirte, weßhalb er sich gewöhnlich dort aufhielt und den einzigen Sohn, seit dieser sein neuntes Jahr zurückgelegt, nebst dessen Hofmeister bei sich leben ließ. Die Gräfin hatte in den ersten Jahren ihrer Ehe die Wintermonate ebenfalls in Warschau, den Sommer aber auf den bei Wilna gelegenen Gütern verlebt und seit der 1830 erfolgten Geburt eines Töchterchens diesen Landaufenthalt zu einem dauernden gemacht. Nach Allem, was der junge Graf sich von der Persönlichkeit seiner Mutter erinnerte, und was ihm später erzählt worden war, mußte sie eine schöne, feurige und leidenschaftliche Frau gewesen sein. Einen großen Theil des Jahres über auf sich selbst angewiesen und der Geselligkeit und Anregung bedürftig, verkehrte sie viel mit dem niedern Adel, der in Wilna angesiedelt war, oder auf benachbarten Gütern lebte, und lernte dabei, sich für die in jenen Kreisen herrschenden demokratischen Grundsätze zu fanatisiren, die eine nationale Erhebung gegen Rußland als das natürliche Recht und die Pflicht jedes Polen aufstellte. Der Boden zur Aufnahme dieser Grundsätze war bei der jungen Frau bereits vorbereitet, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden sowohl in dem den höchsten Kreisen angehörenden Hause ihrer Eltern als in dem ihres Gemahls häufig genug zum Thema ihrer Unterhaltung gemacht worden. Obwohl das niedere Volk Polens, das sich unter russischem Szepter eines weit größeren Wohlstandes erfreute, als während des anarchischen Chaos der früheren Selbstregierung, mit seinem Loose zufrieden war, so fühlte doch der Adel, seiner früheren Selbstständigkeit und Ungebundenheit eingedenk, sich überall unbefriedigt. Die Ansichten der höheren Aristokratie, die von einem Bruch mit Rußland nichts hören und nur auf dem Verfassungswege eine Wiederherstellung von Polens nationaler Selbstständigkeit erzielen wollte, fanden aber in der feurigen Seele der einmal für dieses Ziel interessirten jungen Frau wenig Anklang, und die persönliche Bekanntschaft Lelewels, des begeisterten Universitätslehrers, trug dazu bei, sie immer mehr zu fanatisiren. Schon waren über diesen Punkt Zwistigkeiten unter den Gatten entstanden, die aber nur zur Folge hatten, daß die Gräfin nun ihre politischen Sympathieen verheimlichte, sich dafür aber in engere Verbindung mit den geheimen Klubbs einließ, und ihr Haus ward, ohne daß der ferne Gatte es ahnte, zu einem Hort der Verschwörung, die sich seit dem Eintreffen der Nachricht von der glücklich durchgeführten Revolution in Paris gebildet hatte.

Trotz der dunklen Erwartung eines bevorstehenden Schlages war der Vizekönig Konstantin wenig auf den so plötzlichen Ausbruch des Aufstandes vorbereitet und entging nur mit Mühe der Ermordung, während der Kampf zwischen Militär und Volk begann. Schon am folgenden Morgen verließen aber die russischen Truppen auf Konstantin's Befehl die Stadt und zogen sich nach der russischen Grenze zurück, mit ihnen das treugebliebene russische Garderegiment, dem Fedor's Vater angehörte. Der Hofmeister des Knaben verließ mit demselben Warschau zu gleicher Zeit, um mit dem Grafen auf russischem Gebiet zusammen zu treffen; mit dem höchsten Zorn erfüllte jenen aber die Antwort, die ihm von der Gräfin zukam, der er die gleiche Aufforderung hatte zukommen lassen. Der stolze Mann mußte erfahren, daß die Frau, die seinen Namen trug, sich mit allen einem Weibe zu Gebot stehenden Mitteln am Aufstand betheiligte, und seine Aufregung wuchs, als sie sich mit Bestimmtheit weigerte, einem Bevollmächtigten, den er an sie absandte, die kleine Tochter zu übergeben. Alle weiteren Verhandlungen über diesen Punkt blieben fruchtlos.

Seit dem Ausbruch des Aufstandes war ein Jahr vergangen, als die Russen nach zweitägiger Bestürmung der Stadt in Warschau einzogen. Der Rest der polnischen Armee zerstreute sich, die Führer flüchteten sich in's Ausland, und ein furchtbares Strafgericht folgte. Es gelang dem Grafen Prolinsky, seine Frau zu sprechen, ehe sie mit vielen Andern auf Befehl des Kaisers nach Sibirien transportirt wurde. Seine heftigen Fragen, was aus seinem jüngsten Kinde geworden sei, beantwortete sie kalt mit der Mittheilung, die Kleine sei schon vor einem halben Jahre in Folge von Zahnkrämpfen gestorben. Die junge Frau zeigte weder Reue noch Furcht vor dem Geschick, das sie erwartete. Ihr fanatisirter Geist sah in dem Gatten nur den Landesverräther, und sie wies ihn während dieses einzigen Zusammentreffens kalt von sich. Nur eine Aeußerung des Gefühls entschlüpfte ihr — ein Wort der Freude darüber, daß ihre Mutter, an der sie sehr hing, im Auslande sei, und ihr Schicksal nicht mit ansehen müsse. Für Fedor gab sie dem Grafen einen Ring und eine Haarlocke mit, dann schieden die Gatten für diese Welt von einander.

Fedor ward von seinem Vater zur militärischen Laufbahn bestimmt. Als er heranwuchs, wünschte er indeß lebhaft, vorher zu studiren und die Welt zu sehen, und der Graf gab diesen Wünschen nach. Als achtzehnjähriger Jüngling begann Fedor eine europäische Rundreise und hielt sich namentlich lange in Paris auf. Dort traf der junge Mensch mit vielen seiner geflüchteten Landsleute zusammen, worunter einige mit seiner schon vor zwei Jahren in Sibirien gestorbenen Mutter verkehrt hatten, und die Hingeschiedene, die seine Phantasie um so mehr mit romantischem Interesse umkleidete, als im väterlichen Hause nie von ihr gesprochen werden durfte, ihm als eine hochbegabte Frau, als eine Märtyrin schilderten.

Fedor lernte das politische Glaubensbekenntniß seiner neuen Freunde kennen und theilen, und, wie alle Proselyten, ward er Feuer und Flamme für die neugewonnene Ueberzeugung. Als ein Verwandelter kehrte der junge Mann nach einigen Jahren in die Nähe seines Vaters zurück; er

hatte gelernt, ihn im Lichte eines von der guten Sache Abtrünnigen, als einen Russenfreund und Landesverräther zu betrachten. Das leidenschaftliche Temperament, das er von seiner Mutter geerbt hatte, ließ ihn mit seinem Glaubensbekenntniß nicht zurückhalten; er erklärte, nie in russische Dienste treten zu wollen. Es gab heftige Auftritte, und eine tiefe Spannung zwischen Vater und Sohn blieb nicht aus, die aber mehr in Letzterem wurzelte. Graf Prokinsky, der schon sein Weib und sein jüngstes Kind durch gleiche Spaltungen verloren hatte, war fest entschlossen, nicht auch den einzigen Sohn daran aufzugeben, und machte sich die höchste Mäßigung zur Vorschrift. Er that, was er vermochte, um Fedor an sich zu ziehen und ihm in Allem, was nicht den streitigen Punkt betraf, zu Willen zu sein.

Auf diese Ueberzeugung, die sehr wohl begründet war, stützte sich die Zuversicht des jungen Mannes, daß der Vater die Zustimmung zu der von ihm getroffenen Wahl nicht verweigern würde. Wirklich traf auf den Brief, den er in dieser Angelegenheit an den gegenwärtig auf seinen Gütern verweilenden Grafen richtete, eine befriedigende Antwort ein; zwar keine unbedingte Zustimmung, aber der Ausdruck des Wunsches, die Erwählte des Sohnes kennen zu lernen. Eine Einladung für Valeska, den Grafen Prokinsky zu besuchen, war von dem Bemerken begleitet, Fedor's Großmutter, die öfters einige Wochen bei ihrem Schwiegersohne zu verleben pflegte, würde im Laufe der folgenden Woche eintreffen und Fräulein Wola selbst nach Wilna abholen. Fedor sollte dann den Damen folgen, sobald es ihm beliebe.

Im Hause der glücklichen Braut war dieser Brief mit großer Freude aufgenommen. Der Bankier, der die Einzelnheiten der gräflichen Familiengeschichte nur in so weit kannte, als sie der Oeffentlichkeit angehörten, hatte trotz der Zuversicht des jungen Grafen stark an der Einwilligung des Vaters gezweifelt und es nicht ohne Unruhe aufgenommen, daß Fedor sein Verhältniß zu Valeska von vorn herein als unwiderruflich gestaltet und sie den Freunden des Hauses sogleich als seine Braut vorgestellt hatte. Nun erst war der Glückwunsch des wohlwollenden Mannes ein wirklich freudiger, und Valeska selbst gab sich den lebhaftesten Hoffnungen hin.

Ueber die nächstfolgende Zeit läßt sich in kurzen Worten hinweggehen. Die Stellung des schönen Mädchens im Hause ihres Verlobten befestigte sich rascher, als selbst Fedor erwartet hatte. Valeska's Persönlichkeit schien mit eigenthümlichem Zauber auf den Grafen Prokinsky, noch mehr aber auf die Fürstin Konieczna, Fedor's Großmutter, zu wirken. Letztere, eine schon bejahrte Frau, zeigte in ihrem Wesen gegen Jedermann jene Milde, welche oft die Frucht eines vielgeprüften Lebens ist, und war überhaupt eine wohlwollende, gütige Natur, in ihrer Aufnahme Valeska's aber lag seit ihrem ersten Zusammentreffen ein Ton wehmüthiger Zärtlichkeit, der mit jedem Tage an Innigkeit gewann und das junge Mädchen unbeschreiblich rührte.

Der Hochzeittag des Paares ward festgesetzt. Fedor hatte sich bereit erklärt, auf den väterlichen Gütern zu leben, und der Graf rechnete im Stillen auf seinen eigenen Einfluß auf die kluge junge Frau, durch die er nach und nach auf den Sohn zu wirken und so die Früchte einer nicht ohne Ueberwindung geübten Nachgiebigkeit zu ernten hoffte.

Die Stunde der Trauung war gekommen. Valeska hatte eben die Kammerfrau entlassen, deren Hand sie bräutlich geschmückt hatte, und war, im Bewußtsein des einsamen Augenblicks, niedergekniet, ihr übervolles Herz im Gebet auszuströmen. Die leise eintretende Fürstin fand sie noch in dieser Stellung und umfaßte die Erröthende mit mütterlicher Liebkosung, als Valeska sich erhob. Indem sie einen herzlichen Glückwunsch aussprach, reichte ihr die Matrone ein geöffnetes Schmuckkästchen, das ein werthvolles Juwelengeschmeide enthielt. „Es war mein Wunsch, die Braut meines Enkels zu diesem Festtage selbst zu schmücken, liebe Valeska," sagte sie freundlich, „deßhalb habe ich den Grafen gebeten, mich an seiner Stelle Ihnen diese Steine übergeben zu lassen, die seit Generationen von den Bräuten dieses Hauses getragen wurden. Möchten Sie, liebes Kind, glücklicher sein, als Jene, die ihn zuletzt trug!" Langsam rollte eine Thräne über die volle Wange der würdigen Dame, als sie nach kurzem Stocken fortfuhr: „Meine Tochter, deren unglückseliges Schicksal Sie kennen, hat dieß Familiengut zurückgesendet, als sie für uns verloren ging. Betrachten Sie es aber deßhalb doch nicht als ein trauriges Omen! — Mir selbst bedeutet dieser Schmuck heute, daß uns Allen Ersatz geworden, und um so lieber gebe ich mich dieser Hoffnung hin, als im Blick Ihrer Augen, im Tone Ihrer Stimme Etwas liegt, was mich schon unzählige Male an meine arme Tochter erinnert hat! — Beugen Sie Ihren schönen Nacken ein wenig, mein liebes Kind, und lassen Sie mich dieß Kruzifix losknüpfen! Ich ehre den bescheidenen Sinn, der das einfache Symbol unseres Erlösers selbst heute allem Schmuck vorgezogen hat, womit Fedor Sie überhäufte, aber Sie müssen aus Rücksicht für den Grafen während der Trauung dieses Familienkleinod tragen." Valeska kam der alten Dame zuvor und löste selbst das Sammtband mit dem silbernen Kreuze von ihrem Halse; sinnend betrachtete sie es einen Augenblick. „Ich trenne mich schwer davon, auch nur für eine Stunde," sagte sie, den tiefen Blick ernst auf die Fürstin richtend; „denn dieß ist der einzige Gegenstand auf der Welt, den ich wirklich mein Eigenthum nennen kann. Es war dem Findelkinde um den Hals gebunden, und oft habe ich in Stunden der Verlassenheit über den Chiffern und Zahlen geweint, die darin eingegraben sind, und deren Bedeutung ich niemals kennen werde!" — Theilnehmend streckte die Fürstin ihre Hand nach dem Kruzifix aus, kaum hatte sie einen Blick auf die erwähnten, auf dessen Rückseite eingravirten Zeichen geworfen, als sie todtenblaß wurde und sich schwankend an einem Sessel stützte. „Dieß Kruzifix trugen Sie am Halse, als Sie dem Findelhause übergeben wurden?" frug sie mit hohler, gepreßter Stimme und weitgeöffnetem Auge. — „Ja!" entgegnete Valeska, von unbestimmtem Schrecken ergriffen, und eben so heftig erzitternd, wie die Matrone vor ihr, die mit plötzlich ausbrechendem Schluchzen das Mädchen krampfhaft an sich preßte, und ihr kaum verständlich zuflüsterte: „Dasselbe Kreuz habe ich meiner Tochter am Tage ihrer ersten Kommunion gegeben — es trägt ihre Namenschiffer, es trägt das Datum jenes Tages! Bist Du das Kind, das sie als todt bezeichnet hat — bist Du meine Enkelin Valeska?! — Barmherziger Gott, rette uns aus diesem Wirrsal!"

In diesem Augenblick klopfte ein ungeduldiger Finger hastig an die Thür, und als kein antwortender Ruf hörbar ward, öffnete sie sich nach einigen Sekunden, und Fedor stand mit glückstrahlendem Gesicht auf der Schwelle, die Braut abzuholen. Wie ward ihm aber, als er die beiden Frauen mit entgeisterten, ganz entstellten Zügen vor sich sah, als Valeska, die er, von unbestimmter Angst erfaßt, in seine Arme schloß, ihn heftig zurückstieß, in das Nebengemach entfloh und die Thüre hinter sich abschloß! Lange dauerte es, bis der Fürstin stockender, wiederholter Bericht Verständniß fand, Glauben aber fand er nicht.

Mit tobender Leidenschaft erklärte der junge Mann die geschehene Entdeckung als eine bis zur letzten Stunde verschobene List, um ihn von der nicht ebenbürtigen Geliebten zu trennen, für eine Unmöglichkeit, für Wahnsinn! Vergebens flehte die Großmutter ihn an, sich nur für heute zu beruhigen, da man in der That noch keine volle Gewißheit habe — er wollte von keinem Aufschub der Trauung hören, rüttelte in höchster Aufregung an der Thüre, die ihm die Geliebte verbarg, und setzte auch seinem von der geängstigten Fürstin herbeigerufenen und tiefbetroffenen Vater denselben unbändigen Ungestüm entgegen.

Valeska, die Ohrenzeuge dieser erschütternden Szenen, rang mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft nach Fassung,

um dem Unglücklichen ſelbſt gegenüber zu treten, denn ſie empfand klar, daß nur ihr Einfluß ſeine wahnſinnige Aufregung beruhigen könnte. Ihren Worten, ihren flehenden Bitten gelang es wirklich, die hochgehenden Wogen ſeiner Leidenſchaft zu ſänftigen, ihm ein Gelöbniß abzuringen, daß er ſie ehren und ſchonen wolle, bis die Ueberzeugung gewonnen wäre, ob ſie ihm Geliebte oder Schweſter ſei.

Troſtloſe Kämpfe folgten dieſer verhängnißvollen Stunde, Kämpfe, die um ſo hoffnungsloſer waren, als ſie ohne Ziel und Ausgang erſchienen. Der alte Graf und Fedor waren noch an demſelben Tage abgereist, um in der Nähe und Ferne alle im Gebiet der Möglichkeit ſtehenden Nachforſchungen einzuleiten. Fedor traute Niemandem und beſtand darauf, alle dahin bezüglichen Schritte perſönlich zu thun.

Nach einiger Zeit kehrte der Graf zurück; wenige Tage nach ihm der junge Mann. Das Ergebniß der Schritte, die Beide gethan, war kein entſcheidendes, doch warf es nicht unbedeutende Zeugniſſe in die Wagſchale häuslichen Unglücks. Das Wenige, was im Findelhauſe zu ermitteln war, hatte Bankier Markus ſchon längſt um Valeska's willen erforſcht. Den Liſten nach war das Kind am 8. September 1833, dem Tage der Wiedereinnahme Warſchaus

Das Kruzifix einer Polin: Die Wiedergefundene. (S. 396.)

durch die Ruſſen, im Korbe des Hauſes der Barmherzigkeit gefunden worden. Die Kleine war etwa zweijährig, einfach gekleidet, und außer dem verhängnißvollen Kruzifix mit keinem andern Zeichen verſehen. An ihrem Kleidchen war ein Zettel befeſtigt, der nur die mit verſtellter Handſchrift gezeichneten Worte trug: „Wird nicht zurückgefordert.“ Aus dieſem Grunde hatte man Weißzeug und Kleider der Kleinen nicht aufbewahrt. Das Kind ſprach ſchon einzelne Worte deutlich aus, und hatte ſich ſelbſt Valeska genannt, weßhalb man den Namen für ſie beibehielt.

Wichtiger war eine andere Ermittelung. Es war dem Grafen gelungen, eine frühere Dienerin der verſtorbenen Gräfin, die hochbetagt in Wilna lebte, zum Geſtändniß zu bringen, das kleine Mädchen ſei ihr, als ihre Herrin ſich nach Warſchau begab, zur Aufſicht übergeben worden, und nach ihrem Zeugniß befand das Kind ſich ein Vierteljahr nach der Zeit, welche die Gräfin als die ſeines Todes angegeben, noch bei ihr. Doch war die kleine Valeska ihr im Juli durch einen Bevollmächtigten der Herrin abgefordert worden, und ſie verſicherte hoch und theuer, ſpäter nichts mehr von ihr gehört zu haben. Weder in Wilna noch in Warſchau fand ſich ein Todtenſchein des Kindes in den Kirchenbüchern. Hiebei mußten alle Enthüllungen ſtehen bleiben. Die Perſonen, von denen die Gräfin in den leh-

ten Monaten vor ihrer Verbannung nach Sibirien umgeben gewesen, waren Alle zerstreut, proskribirt und gestorben. Nie war dem Grafen ein Zweifel in den Sinn gekommen, daß die Angabe seiner Gemahlin, den Tod seines jüngsten Kindes betreffend, eine unrichtige sein könne — jetzt aber stand diese Ueberzeugung moralisch fest bei ihm, wie bei der Fürstin, denn neben dem Zeugniß des silbernen Kreuzes und der Aussage jener Dienerin stand Valeska selbst als ein lebender Beweis vor ihren Augen. Jetzt war jene Aehnlichkeit des Wuchses, der Augen, des Organs erklärt, die von Anfang an so magisch auf Beide gewirkt und ihnen das Bild der Verlorenen zurückgezaubert hatte.

Fedor dagegen hing mit aller Macht ungestümer Wünsche an seinem Unglauben fest. Die Unwahrscheinlichkeit, daß seine Mutter ihr Kind, nur um es dem Gatten vorzuenthalten, der öffentlichen Barmherzigkeit anheimgegeben haben sollte, war das nie endende Thema seiner Proteste gegen alle Zeugnisse, von denen er keines als unangreifbar gelten ließ. Warum sollten im weiten Lande Polen nicht zwei Kruzifixe gleich bezeichnet sein können? Welches Gewicht war auf eine zufällige und nur in Einzelnheiten hervortretende Aehnlichkeit, auf einen gleichlautenden Namen zu legen, den so Viele tragen? Wo lag die Sicherheit, daß das Gedächtniß einer alten, halb verkindeten Frau in seinen Angaben nicht irren könnte? Da der Unglückliche fanatisch an seiner Meinung festhielt, regte Widerspruch ihn bis zum Wahnsinn auf. Der Mensch ergibt sich in nichts, das nach seiner Ueberzeugung geändert werden kann.

Valeska litt unbeschreiblich. Sie theilte die Ueberzeugung des Vaters, der Großmutter, und der tägliche Kampf, das fruchtlose Ringen in und außer ihr, drohten sie aufzureiben. Nicht umsonst aber besaß das junge Mädchen die Kraft zu wollen, die sich in einer starken Natur zum Charakter ausbildet. Sie **wollte** nicht an diesem unlösbaren Verhältniß zu Grunde gehen, **wollte** nicht das Bild des Geliebten, des Bruders, das sich ihr bei seiner blinden Hingabe an die Leidenschaft zu trüben begann, der Schwäche völlig erliegen sehen. Ihn um jeden Preis sich selbst wieder zu geben, ward das rastlose Ziel ihres Denkens, und als ihr Entschluß gefaßt war, setzte sie ihn mit jener Selbstständigkeit in's Werk, die sie schon mehrmals bethätigt hatte. Eine Abwesenheit Fedor's benützend, der noch immer fruchtlose Versuche machte, Valeska's Abstammung nach seinem Sinne zu ermitteln, entfloh sie. Sie hatte diese Absicht Niemand anvertraut, Niemand sollte erfahren, wohin sie sich zu wenden, was sie zu beginnen dachte — sie wollte fortan für Alle, die ihr in Glück und Leid so nahe getreten waren, todt und wie verweht aus ihrer Welt sein. In zurückgelassenen Briefen sprach sie dieß aus und forderte als die einzige Wohlthat, die ihr erzeigt werden könne, daß Niemand ihr folgen, Niemand sie aufsuchen solle, indem sie niemals freiwillig in das Haus zurückkehren würde, wo sie ewig durch Liebe unglücklich sein und machen müsse. Ihre Vorbereitungen waren mit so viel Umsicht ausgeführt worden, daß ihr die Flucht in das Ausland gelang. Am Tage vor dem zur Trauung bestimmten hatte Bankier Markus ihr die für sie gesammelten Erträge ihrer künstlerischen Laufbahn in Werthpapieren ausgehändigt, und das stolze Mädchen nahm dießmal die Summen, über die ihr Rechenschaft abgelegt wurde, willig aus den Händen des väterlichen Freundes hin; es war eine Befriedigung für sie, nicht für jeden Wunsch und jedes Bedürfniß an die Güte ihres künftigen Gatten gewiesen zu sein. Den Besitz dieser Summe führte Valeska in ihren Abschiedsbriefen an, um jede Sorge der Ihren wegen ihrer Existenzmittel abzuschneiden. Außerdem hatte sie nichts mit sich genommen als ihre Violine.

Da Valeska nur einmal in der Zeit ihres ersten öffentlichen Auftretens in Deutschland gereist war, dort also am Wenigsten erkannt zu werden fürchtete, überdieß der deutschen Sprache ziemlich mächtig war, wählte sie Wien zu ihrem Aufenthalte und lebte dort unter dem Namen Anna Lange in tiefster Zurückgezogenheit. Zu Anfang tief gebeugt, ja wie vernichtet und gebrochen unter der Last des Erlebten, gewann sie dennoch nach einiger Zeit die Elastizität ihres Geistes wieder, wie es sich denn überhaupt für Künstlernaturen weniger darum handelt, was sie an Lust oder Leid erfahren, als darum, ob ihr Leben einen Inhalt hat. Ueberdieß ergibt eine gesunde Natur sich in Alles, was sich als unvermeidliche Nothwendigkeit in ihrem Geiste befestigt. Valeska litt und kämpfte — und wahrlich nicht leicht war der Kampf eines so feinbesaiteten Herzens — aber der innerste Nerv ihrer Existenz war durch den Untergang gehofften Glückes nicht verletzt. Noch blieb ihr Spannkraft genug, ihrem frühesten Lebenselemente, der Kunst, reiche Kräfte entgegenzutragen. Das Bedürfniß, ihrem eigensten Beruf sich wieder hinzugeben, wuchs von Tag zu Tag, und ward endlich so gebieterisch, daß es jedes Bedenken überwand.

Valeska trat in die musikalischen Kreise Wiens ein, und unternahm nach einiger Zeit unter dem Schutze ihres neuen Namens eine Kunstreise, wozu sie in Folge ihres sich von Wien aus verbreitenden Rufes mehrfache Aufforderungen erhalten hatte.

Die schwache Schutzmauer ihrer Namensveränderung war aber nur ein Kartenblatt für den Hauch der Leidenschaft. Seit dem Verschwinden der Geliebten hatte Fedor nicht aufgehört, alle europäischen Länder nach ihr zu durchspähen, — lange ohne allen Erfolg. Kaum drang aber durch die mit Begier von ihm durchstöberten musikalischen Zeitschriften der wachsende Ruf einer neuaufgetauchten deutschen Violinvirtuosin zu ihm, als eine richtige Ahnung ihn aus England, wo er einer falschen Spur gefolgt war, nach Deutschland führte, und die so schmerzlich Geliebte an jenem uns bekannten Abend in Köln wirklich finden ließ.

Wie Valeska mir während unserer nächtlichen Fahrt nach Bonn mittheilte, war der Inhalt jener heftigen Unterredung, der ich beigewohnt hatte, Fedor's Bestreben, sie zur Rückkehr in sein, in ihr Vaterhaus zu bewegen. Die so hartnäckig festgehaltene Ueberzeugung des Unglücklichen war erschüttert; er gelobte ihr, nur die Schwester in ihr sehen zu wollen und flehte nur um ihre Nähe. Valeska, die an der eigenen Erschütterung mehr noch als an den Blicken und Worten Fedor's nur zu klar empfand, daß kein Zusammenleben für sie Beide möglich sei, hatte sich entschieden geweigert, einzuwilligen. Da drohte ihr der Unselige, im äußersten Falle die Hülfe des Gerichts anzurufen, das ihm schon beistehen werde, die unmündige, aus dem Vaterhause entflohene Schwester auch gegen ihren Willen dahin zurückzubringen.

So nichtig diese Drohung unter den obwaltenden Verhältnissen auch in Wirklichkeit sein mochte, ward Valeska doch so tief dadurch betroffen, daß sie um jeden Preis diesem Aeußersten zu entfliehen beschloß. — Nie werde ich den Ausdruck unnatürlicher Ruhe vergessen, womit das geprüfte Mädchen die Erzählung ihres Geschickes nur um so eindringlicher machte — nie aber auch den Ausbruch verzweifelten Schmerzes, womit sie zuletzt beide Hände zum Himmel hob und mit einem feierlichen Eide gelobte, lieber zu sterben als noch einmal mit Fedor zusammenzutreffen.

*

Jahre waren vergangen, und ich hatte von dem mir so werth gewordenen Mädchen nichts mehr gehört. So oft ich auch die Musikzeitungen durchspähte, nirgend fand sich eine Spur ihrer Existenz. Eines Morgens erhielt ich ein großes Packet mit dem Poststempel Berlins. Es enthielt eine Violine, einen versiegelten Brief und einen offenen Zettel, der folgende Worte trug:

„Wenn ich nicht mehr auf dieser Erde lebe, werden Sie, werther Freund, diese Zeilen erhalten, und hoffentlich die letzte Bitte, die ich gegen Sie ausspreche, eben so willig erfüllen, wie Sie dieß bei meiner ersten gethan. Senden Sie die beifolgende Violine und den Brief an die Adresse

meines Bruders, und fügen Sie Tag und Datum des Empfanges bei; wenn Sie wollen, auch einige Worte über unser erstes Zusammentreffen. Sie haben meinen Schwur gehört, Fedor niemals wiederzusehen. Es gab dazu nur ein Mittel. Ich habe das Gelübde, meine Violine nie wieder zu berühren, von jener Nacht an treu gehalten, aber ich sterbe daran.

„Möge Gott Sie segnen, und mich bald zu sich nehmen.

Valeska Prokinska."

Als ich nach langem, trüben Sinnen den an den Grafen Fedor Prokinsky adressirten Brief aufnahm, um den letzten Willen der Hingeschiedenen sogleich zu erfüllen, fühlte ich, daß das Couvert etwas Hartes enthielt. Valeska hatte sich nicht nur von ihrer Heimat und von ihrer Kunst geschieden, sie hatte auch das schmerzensreiche Muttererbe, ihr Kruzifix, nicht mit sich in's Grab genommen.

Die Volksmärchen.

Nach den Brüdern Grimm u. A.

III.

Die Eselshaut.

Es war einmal ein König, der so groß und so beliebt bei seinem Volke und von seinen Nachbarn und Verbündeten so geachtet war, daß man sagen konnte, er sei der glücklichste aller Fürsten gewesen; und dieses Glück wurde noch vermehrt durch die Wahl einer eben so schönen als tugendhaften Gemahlin. Aus dieser Ehe war eine Prinzessin entsprossen, die der Himmel mit allem Reiz und aller Anmuth überschüttet hatte. Pracht und Ueberfluß herrschten im Königspalast; die Minister waren klug und weise, die Höflinge tugendhaft und anhänglich, die Diener treu und fleißig, die Ställe groß und voll mit den schönsten Pferden der Welt, die vom prächtigsten Geschirre strotzten. Was die Fremden aber, die diese Ställe zu bewundern von ferne kamen, am meisten überraschte, war, daß an dem in's Auge fallendsten Orte ein Meister Langohr sich spreizte. Es war nicht Laune, sondern geschah mit gutem Vorbedacht, daß der König ihm einen so vorzüglichen Platz einräumte. Die Vorzüge dieses seltenen Thieres verdienten diese Auszeichnung, denn die Natur hatte ihm besondere Gaben verliehen: seine Streu war jeden Morgen voll der schönsten Sonnenthaler und Goldstücke, die man sorgfältig sammelte. Da die Wechselfälle des Lebens sich auf König und Unterthanen gleichmäßig erstrecken, so geschah es, daß die Königin plötzlich von einer schweren Krankheit ergriffen wurde und trotz der eifrigsten Bemühungen der Aerzte an dem Rande des Todes stand. Die Verzweiflung war allgemein; der König that die heißesten Gelübde und flehte zum Himmel, daß man sein Leben statt des ihrigen nehme. Die Königin aber, als sie ihre letzte Stunde herannahen fühlte, sagte zu ihrem in Thränen gebadeten Gemahl: „Wenn Ihr Euch wieder vermählt ...." Der König aber wollte sie nicht ausreden lassen und versicherte sie, daß er sich nie mehr vermählen würde. „Der Staat," versetzte die Königin mit großer Festigkeit, „der Staat verlangt einen Thronfolger, und da ich Euch nur eine Tochter gegeben, so wird man Söhne von Euch verlangen, die Euch gleichen. Ich aber bitte Euch inständig, diesem Drängen Eurer Völker nicht nachzugeben, als bis Ihr eine Prinzessin gefunden, die schöner und wohlgestalteter ist als ich. Schwört Ihr mir das, so sterbe ich ruhig."

Man glaubt, daß die Königin diesen Schwur verlangt, weil sie überzeugt gewesen, daß Niemand auf der Welt so schön sei als sie, und der König darum niemals wieder heirathen könne. Endlich starb sie und es war im ganzen Lande und in der Königsburg tiefes Trauern. Die großen Schmerzen dauern aber nicht ewig, und die Vornehmen des Reiches versammelten sich und kamen, den König gemeinsam zu bitten, daß er sich wieder vermähle, aber er vergoß darob nur neue Thränen und wies auf den Schwur hin, indem er erklärte, daß es nimmermehr möglich sei, eine schönere Frau als seine geschiedene Gemahlin zu finden. Aber der Rath wollte nicht auf dieses Versprechen hören und sagte, daß es nicht auf die Schönheit ankomme, wenn nur die Königin tugendhaft sei, und der König nicht ohne Nachkommen bliebe; wenn auch die junge Prinzessin einen Gemahl von königlichem Geblüte wähle, so sei er nicht ihr angestammter Herrscher, und die benachbarten Völker hätten ein leichtes Spiel, durch einen Krieg den Sturz des Königthums herbeizuführen. Der König, von diesen Erwägungen betroffen, versprach, die Sache bei sich in Berathung ziehen zu wollen.

Er suchte auch wirklich unter den Prinzessinnen, welche ihm wohl gefallen könnte. Jeden Tag brachte man ihm reizende Bilder, aber keines besaß die Anmuth der verstorbenen Königin; er konnte sich deßhalb auch nicht entschließen. Unglücklicherweise fand er, daß die Infantin, seine Tochter, noch schöner war als die Königin, ihre Mutter, und sie auch an Geist übertraf. Ihre Jugend, die angenehme Frische ihrer Farbe entflammte den König in solchem Grade, daß er es ihr nicht verbergen konnte und ihr sagte, er habe beschlossen, sie zu heirathen, weil sie allein ihn seines Schwures entbinden könne. Die Prinzessin, die voll Scham und Zucht war, glaubte bei dieser Eröffnung in Ohnmacht zu fallen, sie warf sich dem König, ihrem Vater, zu Füßen, und beschwor ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele, von diesem Verbrechen abzustehen. Der König, der sich diese bizarre Idee in den Kopf gesetzt, befragte einen alten Druiden, um das Gewissen der Prinzessin zur Ruhe zu bringen. Der Druide, welcher weniger fromm als ehrgeizig war, opferte der Ehre, Vertrauter eines Königs zu sein, das Interesse der Unschuld und Tugend und versüßte dem König den Gedanken des Verbrechens so sehr, daß er ihm sogar glauben machte, es sei eine fromme Handlung. Froh des Gedankens eilte der König heim und befahl seiner Tochter, Alles zur Hochzeit zu rüsten.

Die junge Prinzessin, über den Heirathsantrag ihres Vaters auf's Tiefste empört, glaubte den besten Schutz bei ihrer Pathin, der Fee, zu finden, und so machte sie sich denn bei Nacht auf und floh aus dem Schlosse.

Sie setzte sich in einen hübschen Wagen, der mit einem fetten Hammel bespannt war, welcher alle Wege wußte, und so kam sie glücklich an Ort und Stelle. Die Fee, welche die Prinzessin liebte, sagte ihr, daß sie Alles wisse, was sie ihr sagen wolle, daß sie aber keine Sorge für sie habe, da ihr nichts schaden könne, wenn sie getreulich befolge, was sie ihr riethe; „denn mein liebes Kind," sagte sie zu ihr, „es wäre ein Verrath, Deinen Vater zu heirathen; ohne ihm zu widersprechen, kannst Du der Gefahr indeß entgehen; sage zu ihm, er solle Dir, um zu zeigen, daß er jede Laune erfülle, einen Rock von der Farbe des Himmels geben; mit all' seiner Liebe und Macht wird es ihm nicht gelingen." Die Prinzessin dankte ihrer Pathin, und am andern Morgen schon sagte sie ihrem Vater, was die Fee ihr angerathen und versicherte, daß sie nimmer in irgend etwas willigen werde, so lange sie das Gewand nicht habe. Der König, entzückt durch die Hoffnung, die sie ihm gab, ließ die besten Arbeiter kommen und befahl ihnen, einen solchen Rock zu machen, indem er ihnen drohte, wenn es ihnen nicht gelänge, sie alle zu hängen. Er brauchte sich aber die Mühe nicht zu machen, denn schon am zweiten Tage brachten sie den Rock. Der Himmel hat kein schöneres Blau, wenn er von goldenen Wolken umsäumt wird, als dieses schöne Kleid, wenn man es auseinander breitete. Die Prinzessin war sehr traurig und wußte nicht, wie sie sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte. Der König drängte zu einem Entschluß. Sie mußte sich deßhalb wieder an ihre Pathin

Die Eselshaut: Der König mit der Infantin. (S. 399.) Die Deputation. (S. 399.)

Digitized by Google

Der Hexe von Endor. (1. Samuel. 28. 14).

wenden, die, erstaunt, daß ihr Rath nicht gelungen, ihr sagte, sie solle ein Kleid von der Farbe des Mondes verlangen. Der König, der ihr nichts abschlagen konnte, ließ die geschicktesten Arbeiter rufen und befahl ihnen, ein Kleid von der Farbe des Mondes zu machen, indem er ihnen nicht mehr als vierundzwanzig Stunden gab. Die Prinzessin, der das gefertigte Kleid ganz außerordentlich gefiel, war doch nicht wenig bestürzt, daß ihr Plan wieder nicht gelungen, als ihr die Fee wieder zu Hülfe kam und sagte: „Es muß mich Alles täuschen, oder ich glaube, wenn Du ein Kleid von der Farbe der Sonne verlangst, so kommen wir zum Ziele und schrecken den König ab, denn er wird nie ein solches Kleid bekommen. Zum Mindesten gewinnen wir aber auf solche Weise Zeit." Die Prinzessin war damit einverstanden, und der verliebte König gab alle Diamanten und Rubinen seiner Krone zu diesem Werke her, mit dem Befehl, nichts zu sparen, um den Rock der Sonne gleich zu machen. Und wirklich, sobald er kam, mußten Alle, die ihn sahen, die Augen schließen, so sehr wurden sie von ihm geblendet. Von diesem Tage stammen die grünen und schwarzen Brillen. Was that die Prinzessin bei diesem Anblick? Nie hatte man etwas so Schönes, so kunstvoll Gearbeitetes gesehen. Sie war ganz betroffen und unter dem Vorwande, daß ihre Augen sie schmerzten, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo die Fee, noch bestürzter als sie selbst, ihrer harrte. „Nun soll," rief sie, „die Liebe Deines Vaters auf eine noch härtere Probe gestellt werden. Er soll staunen über das Verlangen, das wir stellen; wir wollen die Haut des Esels, für den er eine so große Vorliebe hat und auf den er so viel Geld verwendet; gehe und verlange diese Haut." Die Prinzessin, erfreut, ein Mittel gefunden zu haben, um dieser verwünschten Heirath zu entgehen, und überzeugt, daß ihr Vater sich nimmermehr entschließen könnte, seinen Esel zu opfern, suchte ihn auf und erklärte ihm ihr Verlangen. Obgleich der König über diesen Einfall nicht wenig betroffen war, schwankte er doch keinen Augenblick. Der arme Esel ward geopfert und die Haut der Prinzessin gebracht, die, kein Mittel mehr sehend ihrem Schicksal zu entgehen, der Verzweiflung nahe war, als ihre Pathin zu guter Stunde erschien.

„Was machst Du, mein Kind?" sagte die Pathin, als sie sah, daß sich die Prinzessin die Haare ausraufte. „Der glücklichste Moment Deines Lebens ist da. Hülle Dich in diese Eselshaut, verlasse den Palast und gehe, soweit Dich die Erde trägt. Wenn man der Tugend jedes Opfer bringt, beschützen uns die guten Geister. Dieß Kästchen mit Deinen Juwelen und Kleidern wird Dir unter der Erde überall hin folgen und hier mein Zauberstab: wo Du mit diesem anpochst, wird Dir das Kästchen erscheinen; aber eile und zögere nicht."

Die Prinzessin umarmte die Pathin und bat sie, sie doch nie zu verlassen, hüllte sich in die häßliche Haut, nachdem sie sich mit Straßenkoth beschmiert, und verließ den Palast, ohne von Jemand erkannt worden zu sein.

(Schluß folgt S. 407.)

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erlmann.**

(Fortsetzung.)

13.

Wir stiegen in die Vertiefung hinab über Haufen von Pferde- und Menschenleibern, die sich noch auf dem Boden wälzten, und klommen im Geschwindschritt gegen Weißenfels hinauf, während die Kosaken und Jäger davon galoppirten; die Schlacht war gewonnen! Aber kaum waren wir gegen die Gärten der Stadt herangekommen, als wir plötzlich hinter einer niedern Mauer hervor einige Kanonenkugeln erhielten, von denen eine dem Sappeur Merlin die Axt und den ganzen Kopf zumal wegriß, dem Sappeurkorporal Thomé aber fuhr ein Stück der Axt so tief in den Arm, daß ihm derselbe noch am nämlichen Abend in Weißenfels abgenommen werden mußte. Jetzt hieß es laufen, denn je schneller man heran kam, desto bälder war auch die Gefahr überwunden. An drei Punkten drangen wir zumal in die Stadt, indem wir über Hecken und Mauern wegsetzten. Auf dem Marktplatze stieß unser Regiment mit einer andern Kolonne zusammen, welche die Hauptstraße herauskam.

Hier machten wir Halt, und der Marschall beorderte das Siebenundzwanzigste, um eine benachbarte Brücke zu besetzen und so dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, während sich der Rest der Division auf dem Markt aufstellte.

Vor der Thüre des Rathhauses erwartete uns schon der Bürgermeister und der Gemeinderath von Weißenfels, um uns zu begrüßen. Wir blieben hier und wurden bei den Bürgern einquartirt, die sich vor uns fürchteten und jeden unserer Wünsche auf's Pünktlichste befolgten. Um Mitternacht brachen wir auf und marschirten unter strömendem Regen bis Clezen, zwei Stunden von Weißenfels, in welch' letzterer Stadt inzwischen der Kaiser angekommen war. Das ganze dritte Armeekorps schloß sich uns an; mein Bataillon blieb bei der Avantgarde.

Bald gelangten wir an ein Flüßchen, die Rippach, über welches wir durch eine Furt setzten; doch ging uns das Wasser bis an den Gürtel, so daß ich dachte: „Wie hätte ich das in Pfalzburg für möglich gehalten, wo ich mich auf's Sorgfältigste vor Schnupfen und Katarrh hütete!" — Als wir das andere Ufer betraten, sahen wir auf einem Höhenzug zu unserer Linken eine Kosakenbande, die uns beobachtete; sie folgte uns, ohne einen Angriff zu wagen, was ihnen auch nicht möglich gewesen wäre, da wir auf moorigem Grunde marschirten, und so sah ich, daß auch Sumpfland unter Umständen zu Etwas gut sein kann. Gegen Mittag vernahmen wir plötzlich ein anhaltendes Kleingewehrfeuer und furchtbaren Kanonendonner von Clezen her. Die Kosaken machten ebenfalls Halt und blickten nach dieser Seite, und bald darauf verschwanden sie uns aus den Augen. Zu gleicher Zeit sahen wir unsere Division zur Rechten in Sturmkolonnen vordringen, wobei sie Massen von russischer Kavallerie vor sich her trieben.

„Vorwärts!" schrie unser Kommandant, und wir liefen, ohne zu wissen warum, bis wir an eine alte Brücke kamen, wo sich die Rippach und Grume vereinigen. Wir wollten hier den Russen den Rückzug abschneiden, aber diese hatten die Lunte gerochen und die Grume schon an einem andern Punkte überschritten. Bald darauf stieß auch die übrige Division zu uns, und nun erfuhren wir, daß Marschall Bessières von einer Kanonenkugel getödtet worden sei.

Wir marschirten noch bis Görschen, wo wir einquartirt wurden. Hier verbreitete sich zum ersten Male das Gerücht unter uns Neulingen, daß eine große Schlacht bevorstünde, und daß alle bisherigen Kindereien nur den Zweck gehabt hätten, uns Pulver riechen zu lassen. Man kann sich denken, was ein fühlender Mensch hiebei empfinden mußte, um so mehr, wenn er, wie ich, an gedankenlose Leute, wie Zebedäus und Klipfel, gewiesen war, die an den fürchterlichen Vorgängen ihr kindisches Vergnügen hatten. Ich bat Gott, mir nur wenigstens meine Hände zu erhalten, deren ungehinderter Gebrauch den Armen allein ermöglicht, sich durch's Leben zu schlagen.

Der Ort, wo wir uns lagerten, war ein Hügel unmittelbar vor Groß-Görschen. Wir zündeten Wachtfeuer an und stellten unsere Schildwachen am Fuße des Hügels auf; außer diesen armen Teufeln schlief Alles, ohne an's Essen zu denken. Da immer mehr Truppen nachrückten, so waren wir gegen elf Uhr Nachts auf etwa 14,000 Mann verstärkt, und wenn ich von Zeit zu Zeit aus meinem unruhigen Schlafe fuhr, so hörte ich in der Richtung von Lützen und

Leipzig ein großes Getöse und das Rollen von Wagen- und Kanonenrädern, bald leise, bald laut.

Die Uhr von Groß-Görschen schlug sechs Uhr, als ich völlig erwachte. Meine Beine waren wie gebrochen, von dem Marsche durch den Sumpf her; doch richtete ich mich auf, um mich durch Umhergehen zu erwärmen, denn es fror mich entsetzlich, und von den Feuern war nichts mehr übrig, als rauchende Asche und einige glühende Kohlen. Mein Sergeant stand in Gedanken versunken da und blickte auf die weite Ebene hinaus, deren Rand schon einige Sonnenstrahlen vergoldeten. Ich trat neben ihn und sah auf die Gegend vor uns hinab. Ich erblickte vor mir eine weite sumpfige Ebene, welche durch den Grumbach und den Floßgraben durchschnitten war; einige kleine Hügel erhoben sich längs dem Laufe dieser Gewässer, und den Hintergrund begrenzte ein breiter Fluß, die Elster, wie mein Sergeant sagte. Die Morgennebel umschleierten die ganze Gegend.

Sah ich rückwärts, so erblickte ich im Thale die Thurmspitze von Groß-Görschen und weiter entfernt mehrere Dörfer und Städte, welche zwischen Hügeln am Rande kleiner Sümpfe, von Pappeln, Weiden und Zitterespen umgeben, dalagen. Groß-Görschen lag von allen der Elster am nächsten, Kaya war am weitesten entfernt, und hinter diesem Orte zog sich die große Straße von Lützen nach Leipzig vorüber. Das ganze dritte Armeekorps lag in den Dörfern rings umher, der Generalstab war in Kaya, und der General Souham, zu dessen Division auch ich, wie gesagt, gehörte, war in einer großen Mühle am Floßgraben einquartirt. Gegen sieben Uhr Morgens schlugen die Trommeln Tagwache und die Trompeten der reitenden Artillerie schmetterten lustig drein. Bald darauf fuhren mehrere Munitionskarren vor und man vertheilte Brod und Patronen an uns, worauf bei uns weiter nichts geschah, da wir die ganze Armee an uns vorüber auf Leipzig ziehen lassen mußten, um selbst die Nachhut zu bilden. Glücklicherweise kamen zwei Marketenderinnen aus dem Dorfe, und da ich Etwas bei Geld war, so konnte ich Klipfel, Zebedäus und meinen Sergeanten mit einigen Gläsern Schnaps regaliren. Wir waren fröhlich und guter Dinge, ohne jegliche Ahnung, daß uns die Russen und Preußen auf den Hals kommen könnten. Da gegen zehn Uhr — ich stand gerade beim Gepäck Schildwache — sprengte General Souham mit seinem Stab wie rasend den Abhang herauf. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen mit seinem grauen Kopfe und seinem großen, weißgeränderten Hut; er ritt an den Rand der Anhöhe vor, zog ein großes Fernglas heraus und spähte in die Ferne. Plötzlich sprengte er wieder zurück und befahl unterwegs schon Allarm zu schlagen. Alsbald wurden alle Posten eingezogen, und als ich zurückkam, sagte Zebedäus, welcher Sperberaugen besaß: „Dort unten an der Elster sehe ich ein großes Getümmel; eine schöne Geschichte, wenn uns das Alles auf den Hals kommt." — „Dort," sagte mein Sergeant, „entspinnt sich eben eine Schlacht, oder ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich habe es schon lange gemerkt, daß diese Russen und Preußen uns in der Flanke fassen wollen, um uns in zwei Stücke zu spalten; die Kerle kennen nach und nach auch die kleinen Teufeleien des Kriegs." — „Aber was können wir jetzt machen?" fragte Klipfel. — „Das ist einfach," meinte der Sergeant, „wir sind hier zwölf- bis fünfzehntausend Mann unter dem Kommando des alten Souham, der noch nie einen Fuß breit gewichen ist. Wir halten uns hier wie angenagelt, Einer gegen Sieben, bis der Kaiser von unserer Lage unterrichtet ist. Seht, dort kommen schon Ordonnanzoffiziere."

In der That galoppirten schon fünf oder sechs Offiziere über die lützener Ebene hinter uns Leipzig zu, und ich bat den Himmel, sie rechtzeitig ankommen zu lassen, um uns noch Hülfe zu bringen, denn es ist ein schrecklicher Gedanke, sterben zu müssen, und ich will meinem ärgsten Feind keine ähnliche Lage wünschen.

Der Sergeant aber meinte: „Dießmal habt ihr Gelegenheit, euch auszuzeichnen, Rekruten. Seht nur diese blauen Linien, welche, das Gewehr auf der Schulter, längs des Floßgrabens daher marschiren; jede dieser Linien ist ein Regiment, ich zähle dreißig solcher Linien, macht also sechzigtausend Preußen, ohne jene Reihen von Reiterei, welche Schwadronen sind. Jene links an der Rippach, das sind russische Gardedragoner und Kürassiere; ich habe sie zum ersten Mal bei Austerlitz gesehen, wo wir sie übel zurichteten. Es werden wohl achtzehn- bis zwanzigtausend Mann sein, und hinter ihnen noch dieser Lanzenwald, das sind Kosaken. Heute oder nie könnt ihr euch das Kreuz erwerben." — „Glauben Sie, Sergeant?" sagte Zebedäus, welcher sich schon mit dem Kreuze geschmückt sah, und seine Augen funkelten wie die eines wilden Thieres. — „Ja wohl," erwiederte der Gefragte, „wir werden bald im Handgemenge sein; gesetzt nun, man sieht im Getümmel einen Oberst, eine Kanone, eine Fahne, so wirft man sich trotz Bajonnetstichen-, Säbel- und Kolbenhieben darauf, packt's, und wenn man davon kommt, so ist man vorgeschlagen."

Mir fiel dabei ein, daß der Schultheiß von Felsenburg das Kreuz erhalten hatte, weil er Marie Louise auf bekränzten Wagen unter dem Gesang alter Lieder in sein Dorf geleitet hatte, und ich fand seine Manier, das Kreuz zu erhalten, viel bequemer als die des Sergeanten.

Ich hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn die Allarmtrommeln wirbelten von allen Seiten, und wir stellten uns in Schlachtordnung; auch in den Dörfern rings umher regte sich's, aber wir waren vor der Hand die Einzigen, welche der Uebermacht die Spitze boten.

Die feindliche Reiterei begann schon nach Hunderten unsern Hügel zu umschwärmen, sein Fußvolk, in doppelter Kanonenschußweite, bildete Kolonnen. Als ich diese Anstalten sah, dachte ich: „Jetzt ist Alles aus," und beschloß wenigstens mein Leben theuer zu verkaufen.

In diesen Gedanken unterbrach mich General Chemineau, welcher uns vier Vierecke, jedes von vier Bataillonen, bilden ließ. Ich kam dießmal auf die Rückseite des Vierecks und wollte mich eben darüber freuen, als plötzlich ein wahrer Schauer von Kugeln durch unsere Reihen fuhr. Die Preußen hatten dreißig schwere Geschütze auf einen Hügel zu unserer Linken geführt, und überschütteten uns nun mit Geschossen. Das knallte anders als bei Weißenfels und machte andere Löcher.

Unsere Kanonen blieben den feindlichen zwar keine Antwort schuldig, aber das konnte den üblen Eindruck, daß die Offiziere fortwährend „schließt die Glieder! schließt die Glieder!" kommandiren mußten, nicht abschwächen.

Ohne einen Schuß gethan zu haben, standen wir im dichtesten Rauche, und schon glaubte ich, wir müßten uns niederschießen lassen, ohne uns wehren zu können, als plötzlich die vordersten preußischen Kolonnen wie Meereswogen heranbrandeten. Drei Seiten unseres Vierecks gaben eine Salve auf sie, welche gräßliche Verheerungen unter ihnen anrichtete. Aber statt zu stutzen, stürmten sie unaufhaltsam unter dem wüthenden Geschrei „Vaterland! Vaterland!" vorwärts und gaben auf hundert Schritte ihre Bataillonsfeuer auf uns ab. Dann ging's mit Bajonneten und Kolben über uns her; sie waren rein toll. Nie werde ich ein solches Bataillon vergessen, das sich mit uns herumstach, und das von zwei Geschützen auf fünfzig Schritte Entfernung niedergeschmettert wurde. Endlich mußten sie doch den Hügel wieder hinab, und wir luden eben, um ihnen den Rest zu geben, als plötzlich ihre Geschütze wieder donnerten und rechts von uns wüthender Hufschlag ertönte; es war ihre Reiterei, welche in unsere zerrissenen Reihen einbrechen wollte. Von diesem Angriff sah ich nichts, weil ich auf der anderen Seite war; aber das sah ich, daß uns die Kugeln dutzendweise hinwegrafften. Dem General Chemineau war das Bein zerschmettert, und wir wären Alle verloren gewesen, wenn nicht endlich das Zeichen zum Rückzuge erfolgt wäre; man kann sich denken, wie gerne wir gehorchten.

Wir marschirten um Groß-Görschen herum, wo schon zweitausend Mann aus allen Fenstern ein lebhaftes Feuer auf die verfolgenden Preußen unterhielten, und beeilten uns, Klein-Görschen zu gewinnen. Aber unterwegs kam uns die ganze preußische Reiterei in die Flanke und versuchte uns den Weg zu verlegen, um uns im Feuer ihrer Geschütze zu halten. Ich kann nicht sagen, welche Erbitterung sich meiner bemächtigte, als ich diese blutdürstigen Husaren und Jäger in schöner Ordnung herankommen sah. Ich hielt uns schon für verloren, als plötzlich das Kommando „Halt" ertönte und im selben Augenblicke die Husaren, welche uns dicht auf dem Nacken waren, aus sechzehn Geschützen eine furchtbare Kartätschensalve erhielten, von welcher sie haufenweise niedergestreckt wurden. Das machte uns einen Augenblick Luft, und es gelang uns, in Klein-Görschen uns mit der Division Girard zu vereinigen. Groß-Görschen war verloren, und die Preußen rückten jetzt in sechs Kolonnen gegen Klein-Görschen vor. Was mich betrifft, so war ich ganz außer mir vor Wuth über diese Preußen, die sich in den Kopf gesetzt hatten, uns umzubringen, und ihr Schlachtgeschrei, ihr unverschämtes Vordrängen erbitterte mich immer mehr. Zebedäus, Klipfel, Fürst und mein Sergeant waren Alle noch wohlbehalten, und Letzterer wischte, als ich mich nach ihm umsah, eben mit der sorglosesten Miene sein blutiges Bajonnet ab. Es mochte etwa Mittag sein, als die Preußen, welche einen Augenblick Halt gemacht, wieder zum Angriff schritten. Zu beiden Seiten des brennenden Groß-Görschen entwickelten sich Massen von Husaren und reitenden Jägern; die Infanterie kam gerade auf uns los. Unsere Artillerie, welche hinter den Vierecken stand, eröffnete ein entsetzliches Feuer auf die preußischen Geschütze, welche dasselbe auf der ganzen Linie beantworteten. Der Wind wehte uns den Rauch gerade in's Gesicht, so daß wir, als auch die Infanterie zu feuern begann, lediglich Nichts mehr sahen und die Annäherung der Preußen, welche aus dem Thale heraufklommen, nur an ihrem wüthendem Schlachtruf „Vaterland, Vaterland" merkten. Plötzlich, es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, waren die preußischen Husaren wie vom Himmel gefallen in unserem Viereck und hieben rechts und links erbarmungslos auf uns ein, während wir sie mit den Bajonneten traktirten. Mein ganzes Leben werde ich den furchtbaren Anblick nicht vergessen: diese nahenden Reiter, und die ganze Haufen von Todten und Verwundeten zerstampfenden Pferde; immer wird mir der furchtbare Schlachtruf in den Ohren gellen, und das Wort „Schweinpelz", womit uns die Preußen bedienten, werde ich nie vergessen. Wie blind tappte ich mit etwa zwanzig Anderen im Rauche fort, zwischen gezückten Bajonneten und geschwungenen Säbeln; mit einem Male befanden wir uns auf einem Abhang hinter einem Viereck, das noch Stand hielt; aber außer dem Sergeanten, Zebedäus und mir waren nur noch sieben oder acht Mann von der Kompagnie beisammen, Alle über und über mit Blut bespritzt. Als uns der Sergeant wieder zu laden befahl, entdeckte ich an der Spitze meines Bajonnets Blut und Haar; ich muß also in meiner blinden Wuth furchtbar um mich gestochen haben. Der Sergeant führte uns nunmehr nach Klein-Görschen hinab und in ein Haus, dessen Hinterthüre wir mit einem großen Küchentisch verbarrikadirten, eine zweite Thüre ließen wir für den Rückzug offen. Dann stiegen wir in ein Zimmer im ersten Stocke hinauf, von dessen Fenstern aus wir den Hügel erblickten, dessen Gipfel ganz in Rauch gehüllt war. Im Hintergrunde des Zimmers, in einem Alkov, stand ein Bett, und dicht daneben eine leere Wiege; die Bewohner hatten sich ohne Zweifel beim Beginn der Schlacht geflüchtet, aber ein großer Hund mit aufrechten Ohren und spitziger Schnauze lag halb versteckt unter den Vorhängen und betrachtete uns mit funkelnden Augen; das Alles kam mir vor wie ein Traum. Inzwischen hatte der Sergeant bereits angefangen, auf die in's Dorf eindringenden Preußen zu feuern, und da beinahe jedes Haus von zersprengten Soldaten besetzt war, die ebenfalls ein verzweifeltes Feuer unterhielten, so gelang es wirklich, die Feinde so lange aufzuhalten, bis die noch unversehrten Vierecke und der größte Theil der Versprengten die Straße nach Stersiedel erreicht hatten. Als dann die Divisionen Brenier und Merchand zu unserer Hülfe herankamen, folgten auch wir den Uebrigen und kamen wohlbehalten in Kaya an, wo die geschlagenen Truppen hielten. Unser Regiment war ganz versprengt, und von meiner Kompagnie fanden sich nur noch zweiundvierzig Mann zusammen; Fürst und Leger waren nicht mehr darunter. Leider aber hatten wir auch hier keine Ruhe, denn die siegesgewissen Preußen drängten unaufhaltsam nach. Als wir eben wieder im Begriff waren, uns hinter der Division Brenier wieder zu ordnen, stürmten achtzehntausend Mann alter preußischer Garde den Abhang herauf, die Tschakos unserer Todten als Siegeszeichen an den Bajonneten tragend. Zugleich entbrannte auch der Kampf zu unserer Linken zwischen Klein-Görschen und Stersiedel. Wir selbst wären von russischer Reiterei abgeschnitten worden, wenn uns nicht das sechste Korps zu Hülfe gekommen wäre und alle Angriffe heldenmüthig zurückgewiesen hätte. Wir setzten indessen unseren Rückzug fort, als plötzlich der Marschall Ney mit seinem Generalstab erschien und, geradeswegs auf den Feind lossprengend, uns unaufhaltsam mit sich fortriß. Wir begannen wieder vorzurücken, und zehn Minuten später war der Kampf wieder in vollem Gang. Ueber Haufen von Todten hinweg stiegen wir wieder nach Klein-Görschen hinab, wo ein gräßliches Handgemenge tobte; man sah in den Hauptstraßen nichts als geschwungene Gewehrkolben in der Luft und Generale, die kämpften wie gemeine Soldaten. Schon glaubten wir gewonnenes Spiel zu haben, als neue Verstärkungen, welche die Feinde erhielten, uns abermals zum Rückzuge nöthigten, welcher dießmal unaufhaltsam bis Kaya ging. Wenn auch dieser Stützpunkt verloren ging, so war unsere Schlachtlinie völlig durchbrochen und die Schlacht verloren. Als ich eben über die Hecken hinwegstieg, welche die Gärten des Dorfs von einander trennten, bemerkte ich vor mir etwa fünfzig berittene Offiziere auf einem Hügel, und hinter ihnen, auf der Straße von Leipzig her, jagten Massen von Geschützen heran. Als ich genauer hinblickte, erkannte ich den Kaiser; er hielt ein wenig vor den Uebrigen und saß auf seinem Schimmel wie in einem Lehnstuhl; deutlich zeichnete er sich von dem trüben Himmel ab, wie er so unbeweglich dasaß und die Schlacht durch sein Fernrohr betrachtete. Dieser Anblick flößte mir wieder solchen Muth ein, daß ich mich nicht enthalten konnte „Es lebe der Kaiser" zu rufen, ehe ich mich in die Hauptstraße von Kaya stürzte. Ich war einer der Ersten und bemerkte noch viele Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, wie sie sich eben in ihre Keller flüchteten. Das Getöse vom Schlachtfelde her war entsetzlich, Massen von Rauch wälzten sich durch die Straßen, die Ziegel klapperten und fielen herab, Kugeln fuhren in die Mauern und zerschmetterten Balken und Wände mit furchtbarem Gekrach. Beinahe gleichzeitig mit mir kamen von allen Seiten die Unsrigen, über Hecken und Mauern kletternd, in's Dorf, wobei sie sich von Zeit zu Zeit umwandten und auf den Feind schossen. Es waren Mannschaften von allen Regimentern durcheinander, viele darunter noch förmliche Kinder, kaum fünfzehn Jahre alt; aber trotzdem wehrten sie sich wie die Löwen, denn der Muth ist dem französischen Volke angeboren. Unserer zwanzig bis dreißig hatten sich hinter einer Scheuer postirt, und als diese verteufelten Preußen unter lautem „Vorwärts, Vorwärts" anrückten und über die Gartenmauer klettern wollten, eröffneten wir ein verheerendes Feuer auf dieselben; aber auch von uns, obgleich wir die Köpfe bloß vorstreckten, um schnell in den Haufen hineinzufeuern, lagen bald fünf oder sechs mit der Nase im Gras. Als an mich etwa zum sechsten Mal die Reihe zum Schuß kam, taumelte ich plötzlich wie vom Schlage getroffen zu Boden — ich hatte eine Kugel in die linke Schulter erhalten, und das Blut floß mir alsbald

stromweise wie warmes Wasser über die Brust. Ich versuchte zwar mich wieder zu erheben, aber es gelang nicht, und indem ich, von kalten Schauern überlaufen, den Kopf an die Scheuer lehnte, glaubte ich zu sterben — das Bewußtsein entschwand mir; ich hörte noch immer das wüthende Gewehrfeuer, aber wie im Traum oder aus weiter Ferne.

Als ich die Augen wieder öffnete, brach die Nacht an. Die Preußen passirten im Laufschritte die Straße herab und besetzten das ganze Dorf. In einem Garten gerade vor mir hielt auf einem großen Braunen ein alter General mit bloßem Kopf und weißen Haaren, der mit einer Stimme wie eine Kriegstrompete Geschütze herbeizubringen befahl, während ihm ein Wundarzt den Arm verband. Mehrere Offiziere sprengten davon, um seinen Befehl auszuführen. Fünf- oder sechshundert Schritte weiter unten im Thale bemerkte ich die Unsrigen, welche sich zwischen zwei Häusern wieder ordneten.

Es wurde nicht mehr geschossen, aber zwischen Klein-Görschen und Kaya hörte ich ein dumpfes Rollen, Peitschengeklatsch, Fluchen, Pferdegewieher und hie und da ein durchdringendes Jammergeschrei. Instinktmäßig troch ich bei Seite, und kaum war ich aus dem Wege, so bogen um die Ecke zwei preußische Sechzehnpfünder, welche mit ihren schweren Rädern ganze Haufen von Todten und Verwundeten

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Vive l'empereur! (S. 406.)

zu blutigem Brei zermalmten. Das Jammergeschrei von vorhin war mir jetzt erklärt, und die Haare standen mir darob zu Berg; das entsetzliche Krachen der Knochen wird mir ewig in den Ohren tönen.

„Halt!“ kommandirte der Alte auf Deutsch, „dorthin zielt, gerade zwischen die zwei Häuser hinein.“ Dann wandte er sich zu einem neben ihm haltenden russischen Offizier mit den Worten: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich in Kaya bin. — Die Schlacht ist gewonnen, wenn man mir Verstärkungen schickt. Man soll nicht lange berathschlagen, sondern handeln. Wir müssen noch einen wüthenden Rückstoß aushalten, denn Napoleon kommt — ich merke es an Allem. In einer halben Stunde werden wir ihn mit seiner Garde auf dem Hals haben. Doch koste es, was es wolle — ich werde ihm die Spitze bieten. — Aber um's Himmels willen, man soll keine Minute vertrödeln, — dann ist der Sieg unser.“

Kaum war der russische Offizier davongaloppirt, so hörte ich ganz in meiner Nähe eine Stimme sagen: „Der Alte dort, das ist Blücher, — o Du Schuft, wenn ich doch mein Gewehr hätte!“

Ich wandte den Kopf und erblickte einen alten, ausgemergelten Sergeanten, welcher am Scheuerthore lag; eine Kanonenkugel hatte ihm beide Schenkel zerschmettert. Er betrachtete den General mit funkelnden Augen und wieder-

holte: „O, wenn ich mein Gewehr hätte, dann solltest Du sehen, ob die Schlacht gewonnen ist.“ Dann lag er wieder einige Zeit still, indem er nur von Zeit zu Zeit mit großer Anstrengung den Kopf erhob, um zu sehen, ob unsere Kolonnen noch nicht heranmahten. Dann fluchte er wieder zwischen den Zähnen und sank an die Mauer zurück.

Es mochte etwa sechs Uhr sein; der Feind besetzte alle Häuser und Gärten des Dorfs. Mich überschlich eine eisige Kälte, und ich war nahe daran, wieder das Bewußtsein zu verlieren, als mich plötzlich der Donner der Kanonen aufschreckte. Die preußischen Geschütze oberhalb des Dorfs waren in vollem Feuer begriffen, und die Infanterie schoß aus jedem Fenster. Aber dieses Getöse war Nichts im Vergleich mit dem Feuer der Franzosen auf dem gegenüberliegenden Hügel. Der Kaiser hatte dort vierundzwanzig Geschütze auffahren lassen, um den Angriff seiner jungen Garde zu unterstützen, die jetzt in geschlossener Kolonne, im Sturmschritt, die Offiziere mit gezogenen Degen an der Spitze, anrückte. Die Blitze der Geschütze erhellten von Zeit zu Zeit die dämmernde Straße, die Kugeln sausten heulend durch die Luft, daß die Mauer, an der ich lag, zitterte, und rissen ganze Reihen von Preußen und Russen nieder, so daß es jetzt an ihnen war „schließt die Glieder“ zu kommandiren. Obgleich bald die Mauer, welche mich stützte, zu wanken begann und einzufallen drohte, ich dachte an Nichts mehr als an die Schlacht und an den möglichen Sieg der Unsrigen; mit innerem Grimm sah ich nur noch den preußischen Kanonieren zu, wie sie in rasender Eile ihre Geschütze luden, zielten und abfeuerten. Aber näher und immer näher tönte der donnernde Ruf: „Vive l'empereur!“ und nach zwanzig Minuten begannen die Preußen und Russen wirklich sich zurückzuziehen, während der Schlachtruf der Franzosen immer näher kam. Die preußischen Kanoniere feuerten wie toll, aber als eine Granate mitten unter sie schlug, ein Geschütz demontirte und vier bis sechs von der Mannschaft verwundete und tödtete, da verließen sie ihren Posten und sprangen mit Hinterlassung ihrer Geschütze über Mauern und Hecken davon. Plötzlich berührte mich von hinten eine Hand; als ich mich umwandte, blickte ich in das aschbleiche Gesicht des Sergeanten, der schon halb todt war und jetzt mit wahnsinnigem Lächeln in die grausahle Landschaft hinaus starrte. „Dort, dort!“ sagte er leise zu mir in fieberischer Aufregung, „dort ist er!“ Und sich vorwärts neigend, die eine Hand auf den Boden stemmend und die andere in die Lüfte schwenkend, rief er mit donnernder Stimme: „Vive l'empereur!“ Dann fiel er auf's Gesicht und rührte sich nimmer — er war todt!

Auch ich beugte mich jetzt vor und sah Napoleon mitten im Kugelregen herankommen, den Hut in die breite Stirne gedrückt, den grauen Rock offen und ein breites rothes Band über der weißen Weste, ruhig, kalt, sein Antlitz strahlend im tausendfachen Funkeln der Bajonnete. Unwiderstehlich drangen die Franzosen unter seiner Führung vorwärts, und bald hatte der letzte Feind das Dorf verlassen. Weiter sah ich vom Gange der Schlacht nichts mehr, denn die Freude über die Gewißheit unseres Sieges nahm mir auf's Neue das Bewußtsein, und ich lag abermals wie ein Todter mitten unter den Tausenden von Todten, welche die Stätte des erbitterten Kampfes bedeckten.

14.

Es war Nacht, als ich wieder zu mir kam. Dunkle Wolken jagten am Himmel hin, und wenn sie der Nachtwind zerriß, so blickte der Mond auf das verlassene Dorf, die umgestürzten Kanonen und die Haufen von Todten so mild und ruhig herab, wie er seit Erschaffung der Welt auf friedliche Bächlein, sprießende Frühlingsblumen und wellende Blätter heruntergeschienen hat. Im Augenblicke des herannahenden Todes wird sich der Mensch, der vorher Alles auf sich bezogen, erst recht klar, daß er in der Reihe der Dinge nicht mehr und nicht weniger gilt, als alle anderen belebten und unbelebten Dinge.

Ich war ganz steif und fühlte entsetzliche Schmerzen; nur noch meinen rechten Arm konnte ich bewegen, und indem ich mich auf ihn stützte, gelang es mir endlich, den Kopf ein wenig zu erheben. Aber was ich sah, erhöhte das Entsetzliche meiner Lage; die ganze Straße war mit wild durcheinander geworfenen Leichnamen bedeckt, und wenn der Mond durch die Wolken brach, so zeigte er mir in furchtbarer Deutlichkeit ihre verzerrten schneebleichen Gesichter; die Einen lagen mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund auf dem Rücken, die Anderen waren auf's Gesicht gefallen, Tornister und Patrontasche auf dem Rücken, die Hand krampfhaft um's Gewehr gekrallt. Mich schauderte bei diesem Anblick, und die Zähne schlugen mir vor Entsetzen zusammen. Voll Angst begann ich um Hülfe zu rufen, aber es klang nur wie das Wimmern eines kleinen Kindes. So schwach indeß mein Hülferuf gewesen, so weckte er doch ein hundertfaches Echo; alle die Verwundeten glaubten, es nahe Hülfe heran, und begannen zu wimmern und zu schreien, aber nur einige Augenblicke, dann wurde es nach und nach wieder still. Ich hörte nur noch in der Nähe ein Pferd röcheln und schnauben, das hinter einer Hecke lag; ich sah, wie es den Kopf lange empor reckte und dann wieder zurückfiel.

Aber ich konnte mich nicht lange diesen Betrachtungen hingeben. Von der Anstrengung, die ich gemacht hatte, war meine Wunde wieder aufgegangen, und das Blut rieselte von Neuem an mir hinunter, so daß ich immer schwächer und schwächer wurde und mir zuletzt vor Todesmattigkeit die Augenlider zufielen. Aber ich verlor das Bewußtsein nicht völlig, sondern wie im Traume zog mein ganzes Leben von meiner frühesten Kindheit bis zum jetzigen Augenblicke an mir vorüber. Ereignisse, an die ich Jahrzehnte lang nicht mehr gedacht, stellten sich mir auf's Lebhafteste vor die Seele; ich sah mich wieder als Kind bei meinen längst verstorbenen Eltern, dann als Jüngling bei Herrn Gulden und endlich als den Bräutigam Kathrinens, in deren Gestalt mir zuletzt alle anderen verschwammen. Gegen Morgen begann ein starker Thau zu fallen, und das eintönige Geräusch der Tropfen auf den Dächern und in den Gärten war der einzige Ton, welcher die beängstigende Stille unterbrach. Meine Gedanken wandten sich jetzt auf Gott, der seit Beginn der Zeiten Alles in seinem regelmäßigen Gang hält, und dessen Macht ohne Grenzen ist, der die Fehler verzeiht, weil er gütig ist, und so hoffte ich auch, daß er mir verzeihen würde in Anbetracht meiner Leiden.

Der Thau fiel in solcher Menge, daß bald der kleine, durch's Dorf fließende Bach anschwoll. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Mauer einstürzen oder ein Dach zusammenbrechen; die Thiere, welche durch die Schlacht verscheucht worden waren, begannen mit dem Morgengrauen wieder hervorzukommen; im nahen Stalle hörte ich eine Ziege meckern, und ein großer Schäferhund kam in die Straße und beschnüffelte die Todten. Das verwundete Pferd begann bei seinem Anblicke schrecklich zu schnauben; vielleicht hielt es ihn für einen Wolf, und der Hund lief erschrocken davon.

Alles das sah und hörte ich, denn im Augenblick des Todes hört und sieht man auf Alles, vielleicht, weil man sich sagt: „Horch! blick umher! denn bald wirst Du weder sehen noch hören.“

Plötzlich glaubte ich in der Ferne menschliche Stimmen zu vernehmen. O! wie ich da wieder neue Lebenskraft spürte! wie ich horchte! wie rasch ich mich auf meinen rechten Arm stützte und rief: „zu Hülfe!“ Es war noch dunkel, und nur am Horizonte zeigte sich ein fahler Schimmer des Tages. Ganz in der Ferne durch den feinen Regen hindurch sah ich ein Licht auf dem Schlachtfelde sich bewegen, bald hin und her irren, bald wieder Halt machen. Aber während ich darnach hinstarrte, begann sich's auch ringsum zu regen; da und dort sah ich dunkle Körper sich auf dem

Boden bewegen und vernahm flehende Rufe, so schwach, wie ein Kind nach seiner Mutter schreit. Ich fühlte mit einem Mal wieder neue Lebensluft und starrte nach dem Lichte, wie ein Ertrinkender nach dem rettenden Ufer. Ich klammerte mich an die Mauer, nur um es nicht aus den Augen zu verlieren, und mein Herz klopfte stürmisch vor Hoffnung. Obgleich das Geräusch des Regens meine Stimme weit übertönte, so hörte ich doch nicht auf zu rufen und sagte mir immer: „sie hören dich — sie kommen!“

Endlich schien es mir, als bewege sich das Licht den Fußpfad herauf, der zum Dorfe führte, und als werde dasselbe jeden Augenblick größer; aber nachdem es einige Augenblicke am Abhang hin und her geirrt war, verlor es sich langsam in eine Vertiefung und verschwand. Ohnmächtig sank ich wieder zurück.

(Fortsetzung folgt S. 442.)

Die Volksmärchen.

Nach den Brüdern Grimm u. A.

III.

Die Eselshaut.

(Schluß.)

Die Flucht der Prinzessin machte großes Aufsehen. Der König, in Verzweiflung, da er ein großes Fest vorbereitet hatte, war untröstlich. Er ließ sogleich Hunderte von Wachen nach seiner Tochter ausschicken, aber die Fee machte sie für jedes Auge unsichtbar; so mußte man sich zuletzt in das Schicksal fügen.

Die Prinzessin wanderte indeß weiter und weiter und suchte überall ein Unterkommen; aber wenn man ihr auch aus Mitleid zu essen gab, fand man sie doch so schmutzig, daß sich Niemand mit ihr abgeben wollte. Da kam sie in eine schöne Stadt, an deren Thor eine Meierei lag, deren Pächterin eine Magd brauchte, um die Lumpen zu reinigen, die Hühner zu rupfen und die Schweine zu füttern. Als die Pächterin die schmutzige Person sah, forderte sie sie auf, in ihre Dienste zu treten, und die Prinzessin nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. Die Knechte und Mägde spotteten sie in den ersten Tagen aus über ihre Eselshaut, aber man gewöhnte sich zuletzt an sie, und dann war sie auch so pflichtgetreu, daß die Pächterin sie in ihren besonderen Schutz nahm. Sie hütete die Schafe und die Truthühner, als ob sie ihr Lebtage nichts Anderes gethan: Alles gedieh unter ihren schönen Händen. Eines Tages, als sie an einer klaren Quelle saß, wo sie oft über ihre traurige Lage geweint, spiegelte sie sich in dem Wasser, und die abscheuliche Eselshaut, die ihr Gewand war, erschreckte sie nicht wenig. Sie schämte sich des Anzugs und reinigte sich Gesicht und Hände, die nun so blendend weiß wie Elfenbein waren, und aus Freude über ihre Schönheit badete sie in der klaren Quelle; zuletzt mußte sie aber doch ihre Eselshaut wieder umnehmen, um sich nach der Meierei zu begeben.

Der andere Tag war ein Festtag; sie konnte deßhalb ihr Kästchen hervorholen, ihre Toilette arrangiren und ihre schönen Kleider anziehen. Aber ihr Zimmer war so klein, daß sie die Schleppe des hübschen Rockes nicht mal recht sich ausbreiten lassen konnte. Die schöne Prinzessin sah sich bewundernd im Spiegel und faßte den Vorsatz, pünktlich ihre schönen Kleider an Sonn- und Festtagen anzuziehen, um sich für die traurigen Werktage zu entschädigen; nur schmerzte es sie, daß sie Niemanden hatte, der sie bewunderte, als ihre Schafe und Truthühner, die sich um die Eselshaut — so nannte man sie wegen ihres Gewandes — sobald sie sich nur sehen ließ, blökend und gluckend drängten.

An einem Festtage, als die Prinzessin ihr sonnengoldiges Kleid angelegt, kam der Sohn des Königs, dem der Pachthof gehörte, um hier von der Jagd auszuruhen. Der Prinz war jung und schön, der Liebling seines Vaters und von seinem Volke angebetet. Man bot dem Prinzen ein ländliches Mahl, das er annahm, worauf er sich den Pachthof in allen Einzelnheiten ansah. So kam er auch an einen dunklen Gang, an dessen Ende eine geschlossene Thüre war. Die Neugierde ließ ihn einen Blick durch das Schlüsselloch thun; aber wie geschah ihm, als er die schöne und reich gekleidete Prinzessin sah, die er nach ihren herrlichen Zügen für ein überirdisches Wesen ansah. Er hielt indeß an sich und folgte seinem ersten Ungestüme nicht, sondern eilte zu den Pächtersleuten, um zu fragen, wer in der Kammer wohne. Man sagte ihm, daß es eine Hirtin sei, die man Eselshaut heiße, daß sie aber so schmutzig und häßlich sei, daß sich Niemand um sie kümmere und man sie nur aus Mitleid aufgenommen. Der Prinz merkte wohl, daß aus diesen Leuten nichts Vernünftiges herauszubringen sei und eilte heim zu seinem Palaste, ganz verliebt in das Zauberbild, das er gesehen, fest entschlossen, das nächste Mal in das Gemach zu dringen. Aber er verfiel in jener Nacht vor Aufregung in ein solches Fieber, daß man sein Ende nahe glaubte. Die Königin versprach den Aerzten die größten Belohnungen, Alles war jedoch vergeblich. Da die Aerzte aber erklärten, es müsse ein heimlicher Schmerz sein, der ihn quäle, so bat die Mutter ihn unter Thränen, ihr sein Leid zu gestehen. Nach langem Drängen sagte er endlich: „Mein einziger Wunsch ist, daß mir Eselshaut einen Kuchen bereite, und daß man mir diesen bringe.“ Die Königin, nicht wenig erstaunt über diesen seltsamen Namen, fragte, wer Eselshaut sei. „Das ist eines der häßlichsten Thiere nach dem Wolfe,“ sagte einer der Hofherren, der sie zufällig gesehen, „sie hütet auf dem Pachthof die Truthühner.“ — „Gleichviel,“ antwortete die Königin, „es ist der Wunsch eines Kranken, und Eselshaut soll sogleich einen Kuchen bereiten.“ Man eilte sogleich nach dem Meierhof, um ihr zu befehlen, daß sie dem Prinzen den besten Kuchen bereite. Eselshaut that ihr Möglichstes und nahm das feinste Mehl, aber während des Knetens entfiel ihr ein Ring, der nun mitgebacken wurde. Der Prinz aß den Kuchen, den man ihm brachte, mit solcher Lust, daß er beinahe an dem Ringe erstickt wäre; aber er zog ihn noch zur rechten Zeit heraus und war nicht wenig erstaunt über die Pracht des Ringes und die enge Oeffnung, die auf das feinste, zarteste Wesen deutete. Er küßte ihn und steckte ihn unter sein Kopfkissen, und bald war das Fieber wieder zu solchem Grade gediehen, daß die Aerzte erklärten, der Prinz müsse liebeskrank sein. Die Königin und der König eilten herbei, und versprachen ihm die zur Gemahlin zu geben, die er liebe, nur möge er sie nennen, und wäre es auch die niedrigste Sklavin. „Mein Vater,“ sagte der Prinz, „ich will keine Verbindung eingehen, die Euch mißfallen könnte, denn ich will die heirathen, der dieser Ring zugehört.“ Und dabei gab er seinen Eltern den feinen Ring. Sie erklärten auch alsbald, daß dieser Ring nur einer Tochter aus gutem Hause gehören könne. Und der König ließ sogleich alle Trommler, Pfeifer und Trompeter durch die ganze Stadt gehen und den Herold ausrufen: männiglich solle auf das Schloß kommen, und welchem Mädchen der Ring gehöre, die soll den Thronerben zum Gemahle bekommen.

Zuerst kamen die Prinzessinnen, dann die Herzoginnen, dann die Gräfinnen und Baronessen, aber sie mochten ihre Finger noch so dünn machen, sie gingen nicht in den Ring. Der Prinz aber verlangte, man solle die Eselshaut holen lassen. Anfangs lachte man, zuletzt aber mußte man seinen Willen thun. Die Prinzessin hatte sich auch sogleich, sobald sie hörte, daß man die Eigenthümerin des Ringes suche, in ihre besten Kleider gehüllt, aber die Leute des Königs führten sie unter lautem Gelächter an den Hof. Als der Prinz aber sie bat, ihre Hand zu zeigen und der Ring flugs an den Gelenken hinablief, da war ein großes Erstaunen am ganzen Hof, das noch größer wurde, als die Prinzessin ihre

The Children's Pet Lamb. (p. 411.) — Le Petit Agneau des Petits Enfants. (p. 411.)

Die Goldhaut. Der Kuchen. (S. 407.)

Eselshaut abwarf und sie sich in ihrer vollen Schönheit zeigte. Da warf sich der Prinz ihr zu Füßen, und der König und die Königin umarmten sie und fragten sie, ob sie den Prinzen heirathen wolle. Und als sie noch unschlüssig dastand, öffnete sich die Decke des Zimmers und die Fee stieg in einem Lilienwagen herab und erzählte mit großer Anmuth die Geschichte der Prinzessin. Der König und die Königin verdoppelten, als sie sahen, daß die Eselshaut eine Prinzessin war, ihre Liebkosungen. Dem Prinzen aber ging es nicht rasch genug mit der Heirath; man mußte erst den Vater der Prinzessin zu dem Feste einladen, zu dem die Fürsten von weit und breit kamen. Der alte Fürst, der inzwischen sich wieder vermählt und seine unglückliche Leidenschaft vergessen, eilte herbei und freute sich nicht wenig, als er sein Kind unter solchen Umständen wiederfand. Er ließ seinen Schwiegersohn, da er selbst keine Erben hatte, krönen und die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten drei Monate, aber die Liebe der beiden Gatten würde noch dauern, wenn sie nicht inzwischen nach hundert Jahren gestorben wären.

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

5.

Szenen in den Polizeigerichtshöfen. — Das Polizei- und Detektiv-System und die provisorisch entlassenen Sträflinge (ticket-of-leave-men).

Es ist zehn Uhr Vormittags, die Zeit, um welche die Verhandlungen in den verschiedenen Police-Courts Londons beginnen. Die Sonntage ausgenommen, finden sie täglich statt; denn eine Bevölkerung von drei Millionen, und zusammengesetzt aus Elementen, wie die Londons es ist, bietet genügenden, oft zu reichlichen Stoff, um die Thätigkeit des Polizeirichters für mehrere Stunden in Anspruch zu nehmen. Herr A., der deutsche und französische Dolmetscher des Polizeigerichtshofs in Marlborough-Street, steht gerade am Eingange. Eine oberflächliche Bekanntschaft mit ihm verschafft mir und einem Freunde Eintritt und Platz im Zuhörerraum; denn obgleich das Gesetz sagt, daß die Verhandlungen öffentlich und Jedermann der Zutritt gestattet sein solle, so muß man diesen Passus nicht allzu sehr dem Worte nach nehmen. Der Zuschauerraum ist im Verhältniß zum Rest lächerlich klein zu nennen; er faßt kaum zwanzig Personen, und die Polizei scheint die Zulassung des Publikums außerdem keineswegs mit günstigen Augen zu betrachten, geschweige zu fördern.

Der Polizeirichter ist eine vollkommen selbstständige Persönlichkeit und hat nichts mit den Behörden der Exekutiv-Polizei zu thun; ihm werden durch die Letztere alle Kontravenienten vorgeführt, und er entscheidet ihr Schicksal, indem er sie entweder in weniger bedeutenden Fällen selbst verurtheilt, in welchem Falle ihm ein Strafmaß von sechs Monaten Gefängniß mit Zwangsarbeit als Maximum zur Disposition steht, oder sie den Schwurgerichten überweist, nachdem er die Voruntersuchung geführt und die sämmtlichen Zeugen vernommen hat.

Die Verhandlungen begannen soeben, als wir das Gerichtslokal betraten. Der Richter, ein würdig aussehender Greis im Silberhaar, saß auf einem erhöhten Sitz, ähnlich dem Katheder in der Klasse eines deutschen Gymnasiums. Das große englische Wappen prangte hinter seinem Lehnsessel an der Wand. Etwas niedriger, und in Front seines Ehrensitzes, hatte der erste „Clerk" (Aktuar) seinen Platz. Zur Seite befand sich eine lange Bank mit Schreibtisch für die „Reporters of the preß" (Berichterstatter der Zeitungen), vor diesen ein Verschlag für Polizei-Inspektoren, Sergeanten u. s. w.; endlich rechts ein Pult für den „Interpreter" (Dolmetscher); Angesichts des Richters und Clerks sind die „Witneßbox" (Zeugenbank) und die „Prisonersbox" (Bank der Angeklagten), welche jedoch beide insofern nichts mit dem Worte „Bank" zu thun haben, als sie nicht zum Sitzen eingerichtet, sondern nur ein Bretterverschlag sind, in dem eine Person stehen kann und während ihrer Vernehmung von allen im Gerichtssaal Anwesenden deutlich gesehen wird. — Die „Prisonersbox" hat ihren besondern Zugang, durch den sie mit dem Polizeigefängniß in direkter Verbindung steht. Ein Zimmer seitwärts ist für die Zeugen bestimmt.

Die Thüre hinter der Anklagebank öffnet sich, und in der „Box" erscheint ein blasses, junges Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Der sie einführende „Policeman" schließt die Thüre hinter ihr und verschwindet, um einen Moment später aus dem Zeugenzimmer herauszutreten und auf einen Wink seines Inspektors oder Sergeanten in der Zeugenbank seinen Platz zu nehmen. Vom Richter aufgefordert, seine Deposition zu machen, sagt er Folgendes aus:

„Ich hatte gestern Abend den Dienst in der Nähe der Serpentine (ein kleiner See im Hydepark), als ich die Gefangene in auffallender Weise auf der Brücke hin- und hergehen sah. Verdacht schöpfend, hielt ich mich in ihrer Nähe und beobachtete sie. Ehe ich sie jedoch zurückhalten konnte, hatte sie sich auf die Brüstung geschwungen und von dieser in's Wasser gestürzt. Ich requirirte sofort Hülfe, und es gelang uns, sie nach wenigen Minuten an's Land zu bringen. Sie war besinnungslos, kam jedoch durch die schleunig angewandte ärztliche Hülfe bald wieder zu sich, und ich führte sie sodann zur Station, wo sie erklärte, daß die Grausamkeit ihres Vaters sie zum Selbstmorde getrieben habe."

Der Richter: Gefangene, was haben Sie hiergegen anzuführen?

Die Gefangene: Sir, ich bedaure, daß man mich gerettet hat; ich bin das unglücklichste Geschöpf der Welt. Ich glaubte, die Anklage gegen meinen eigenen Vater mit in's Grab nehmen zu können; doch da man mich nicht sterben lassen will, so muß ich nun sprechen. Seit meinem dreizehnten Jahre hat mein Vater mich mit unehrenhaften Anträgen verfolgt, und als ich diesen mich widersetzte, mich schlecht behandelt. Meine Mutter ist todt, Geschwister habe ich nicht, und Niemand sonst in der Welt, von dem ich Schutz und Hülfe erwarten kann. Gestern suchte er seine Absicht mit Gewalt zu erreichen; ich riß mich los, entfloh und beschloß, meinem Leben ein Ziel zu setzen.

Der Richter: Ist der Vater der Gefangenen anwesend?

Ein Polizei-Inspektor: Er ist hier, Euer Ehrwürden.

Der Vater wird nun in die Zeugenbank geführt und vom Richter in Bezug auf die Aussage seiner Tochter befragt. Er läugnet, daß irgend etwas Wahres in derselben enthalten; und obgleich Richter und Publikum von der Wahrheit der Angaben des Mädchens fest und moralisch überzeugt sind, obgleich schon das Ansehen des Mannes genügend für diese Wahrheit spricht, so muß ihn doch der Richter entlassen und kann nicht einmal ein Wort der Reprobation gegen ihn aussprechen, denn auf seine Frage an das Mädchen, ob sie irgend welche Zeugen für ihre Angaben aufzubringen vermag, erklärt diese, daß sie das nicht kann. Ihm bleibt daher nur übrig, seine Autorität, die das Gesetz ihm gibt, in der weitesten Ausdehnung zu benutzen, indem er die weitere Hörung der Sache auf eine Woche hinausschiebt und die Berichterstatter der Presse ersucht — nachdem das Mädchen ihren Wunsch ausgedrückt hat, gern Kondition in einer achtbaren Familie annehmen zu wollen — den Fall mit Bezug hierauf zu größtmöglichster Publizität zu bringen, um theilnehmenden und wohlthätigen Personen Gelegenheit zu geben, sich des Mädchens anzunehmen und ihm eine Zuflucht und Schutz gegen ihren Vater zu gewähren. Unter dem Zischen der Zuschauer und begleitet von vier Polizisten verläßt der

Vater den Gerichtshof, weil er sonst von dem unten versammelten Pöbel eine summarische Bestrafung, die Applikation des Lynchgesetzes, das nicht nach Zeugen fragt, zu gewärtigen hat. Das Mädchen wird in's Gefängniß zurückgeführt und der Obhut eines Geistlichen übergeben, dessen Aufgabe ist, ihr die Verwerflichkeit des Selbstmords klar zu machen. Findet sich nun innerhalb acht Tagen eine respektable, dem Richter konvenirende Person, die dem Mädchen bei sich eine Zuflucht bietet, so ist Alles gut; wo nicht, so wird sie entlassen und ihrem Schicksale mit einer Ermahnung übergeben.

Nun wird ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren vorgeführt, den man Tags zuvor auf Requisition seiner Mutter verhaftete. Diese, den Kopf mit Pflastern und chirurgischen Bandagen bedeckt, sagt aus: „Der Gefangene ist leider mein Sohn. Ich bin die Wittwe eines Kaufmanns, der vor zwölf Jahren starb und mich mit drei Kindern in beschränkten Verhältnissen zurückließ. Es gelang mir, meine beiden Töchter anständig zu erziehen und sie die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern und Mitmenschen kennen und achten zu lehren. Mit meinem Sohne gelang mir dieß nie, trotz der unsäglichsten Mühe, der größten Opfer. Er ward lüderlich, ausschweifend, arbeitsscheu und ergab sich trotz seiner Jugend dem Trunke. Meine und meiner beiden Töchter mühsam erworbene Ersparnisse hat er mitunter in dem Zeitraum einer Nacht vergeudet. Als wir ihm gestern eine Summe Geldes, die er von uns verlangte, verweigerten, und ich ihm erklärte, daß ich mich genöthigt sähe, obrigkeitlichen Schutz gegen ihn zu erbitten, fiel er über mich, seine Mutter, her, warf mich nieder, schlug und verwundete mich unbarmherzig und that ein Gleiches mit seinen Schwestern, als diese mich aus seinen Händen zu befreien versuchen wollten. Unsere vereinten Hülferufe brachten endlich die Polizei zu unserem Schutz; Gott weiß, was geschehen wäre, hätte diese nicht zu rechter Zeit noch Hand an ihn gelegt. Eine meiner Töchter ist in Folge der von ihrem Bruder ihr zugefügten Mißhandlungen im Hospital und liegt bedenklich danieder."

Ein ärztliches Attest über den prekären Zustand derselben und ein solches über die der Mutter beigebrachten Wunden ward Seitens der Polizei dem Richter behändigt; Zeugen wurden vernommen und der Gefangene dann von der Polizei abgeführt, um zur nächsten Sitzung des Kantonal-Kriminalgerichts diesem überwiesen zu werden.

Solche und ähnliche Fälle — und weit schlimmere, haarsträubende, kaum glaubliche, die hier aufzuführen meine Feder sich scheut — sind so alltägliche Vorkommnisse, daß sie, obgleich vollkommen dazu geeignet, nicht einmal mehr Erstaunen im Publikum erregen. Frauen, die vor dem Polizeirichter erscheinen, um den Schutz des Gesetzes gegen die Brutalität ihrer Männer anzuflehen; abscheuliche Fälle von Gewaltthätigkeit, Immoralität, Verwundung, Mord, Fälschung, Betrug, Diebstahl in allen seinen Schattirungen, Straßenraub, Taschendiebstahl, Brandstiftung, Verläumdung und ein ganzes Heer anderer und ähnlicher Verbrechen, deren viele man außer London nicht einmal dem Namen nach kennt; namentlich aber eine gewisse Klasse falscher, grundloser Anklagen und Verdächtigungen, welche oft (und meistens) auf Gelderpressung hinzielen oder den Zweck haben, irgend Jemanden um seinen guten Namen zu bringen — das sind so die gewöhnlichen, täglichen Vorkommnisse in einem londoner Polizeigerichtshofe, und sie alle müssen diesen erst passiren, bevor sie, je nach Umständen, vor einem der höheren Tribunale zur Verhandlung und Urtheilsprechung gelangen.

Der größeren Mehrzahl nach sind die vor den Schranken des Polizeigerichts erscheinenden Angeklagten natürlich Leute aus den niedern und sogar niedrigsten Klassen. Oft jedoch finden wir auch Personen aus der sogenannten „guten Gesellschaft", als Offiziere der königlichen Armee oder Marine, Geistliche, Gentlemen aus den verschiedenen Beamtenklassen, junge Lords, Generale und Admirale u. s. w. Eine Szene zur Illustration.

Ganz vor Kurzem ward in einem der vorstädtischen, dem Wandsworth-Polizeigericht, ein der anglikanischen Hochkirche angehörender Geistlicher vorgeführt, der von einem Polizeibeamten am frühesten Morgen vollkommen betrunken und unfähig zu gehen, in einem Winkel auf der Straße gefunden war. Der Richter verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe, und er ward, da er solche oder einen verantwortlichen Bürgen nicht augenblicklich produziren konnte, in's Gefängniß zurückgeführt. In einem andern Falle hatte ein Geistlicher ein armes Dienstmädchen um ihre mühsam zurückgelegten Ersparnisse betrogen, die er ihr unter falschen Vorspieglungen abzuschwindeln gewußt hatte. Eine mehrjährige Zuchthausstrafe war sein Lohn.

Nie werde ich einer in einem Polizeigerichtshof, dem in Bow-Street, erlebten Szene vergessen. Die Angelegenheiten des Tages waren erledigt; der Richter, im Begriff, aufzubrechen und das Publikum sich zu zerstreuen, als ein Policeman eintrat und Seiner Ehrwürden die Mittheilung machte, daß soeben noch ein Arrestant eingebracht sei, dessen Fall sofort ihm vorzulegen wohl rathsam erscheinen dürfte. Mr. Henry, der Polizeimagistrat, ordnete die Vorführung des Mannes an, und derselbe Policeman führte ihn in die „Prisonersbox".

Ein Mann von hohem Wuchs war der Gefangene; doch die hohe Gestalt ging gebückt, theils durch Alter, theils augenscheinlich in Folge physischer Noth; denn seine Bekleidung bedeckte kaum den Körper. Das lange, wirre Kopf- und Barthaar, die dunklen, tiefliegenden Augen, die entsetzliche Magerkeit paßten zu dem Umstande, daß ein Gefangenwärter den Mann unterstützen mußte, während der Policeman seine Aussage zu Protokoll gab.

„Ganz in der Nähe des Coventgarden-Markts," sagte er, „fand ich vor etwa einer Viertelstunde diesen Mann, umgeben von einer zahlreichen Versammlung, in einem Winkel liegen. Er schien mit dem Tode zu ringen; ein zufällig passirender Arzt erklärte, daß der Unglückliche dem Hungertode nahe sei, und wies mich an, ihm sofort eine geringe Quantität Brandy einzuflößen. Nachdem er diesen verschluckt, kam er zu sich. Ich half ihn dann aufrichten und brachte ihn hieher, um von Euer Hochwürden eine Ordre für seine Aufnahme in's Armenhaus zu erhalten, wo man ihn ohne solche nicht aufnehmen würde."

Der Richter befragte nun den Unglücklichen über seine Verhältnisse, und es ergab sich, daß er früher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Dublin gewesen, durch den Trunk stufenweise heruntergekommen sei und nun bereits seit mehreren Tagen nichts gegessen habe. Seine sofortige Uebersiedelung in's Distrikts-Armenhaus ward angeordnet, und er starb dort, aller Bemühungen der Aerzte ungeachtet, im Laufe der folgenden Nacht im Delirium.

Wenn in London ein großartiges Verbrechen verübt worden ist, das alle übrigen Tagesgespräche in den Hintergrund drängt und die Bevölkerung mit Furcht und Schrecken erfüllt — ein Mord unter außergewöhnlichen oder in undurchdringliches Dunkel gehüllten Umständen, ein Diebstahl en gros, eine Fälschung par excellence und dergleichen — so wird die geheime Polizei (the detective force) auf die Spuren des Verbrechens gesetzt oder vielmehr angewandt, um Spuren überhaupt zu ermitteln. Bedenkt man nun, daß in England keine Paßkontrole, kein An- und Abmelden Seitens der Haus- und Hotelwirthe, überhaupt nichts von alldem existirt, was eine Hauptbeschäftigung unserer kontinentalen Polizei ist, so muß man nicht allein mit Recht staunen, daß diese „Detectives" überhaupt reussiren, sondern daß sie im Verhältniß weit mehr und weit schneller reussiren, als irgendwo sonst in der Welt. Man sagt, daß das englische Geheimpolizeisystem (das mit Politik nichts zu schaffen hat) vorzüglich eingerichtet sei. Wir müssen es glauben, indem wir seine erstaunlichen Resultate erwägen; denn wie es um die Mittel und Wege bestellt ist, erfährt Niemand, das ist und bleibt Geheimniß für Alle, die nicht selbst zum Korps

gehören. So viel ist gewiß, daß oft die mysteriösesten und verwickeltsten Verbrechen in sehr kurzer Zeit durch die Bemühungen der „Detectives“ an's vollste Tageslicht gebracht wurden. Doch man scheut auch weder Kosten noch Mühe, weder Reisen noch gefährliche Unternehmungen, um zum Ziele zu gelangen. Beamten dieser Körperschaft (ich kenne deren mehrere mit Bestimmtheit als solche) kann man unter allen Formen und Masken begegnen. Oft ist der liebenswürdige „Gentleman“, mit dem die Damen auf einer Bergpartie in Süddeutschland, auf einer Rheinfahrt, im Eisenbahncoupé erster Klasse oder im Salon sich so köstlich amüsirten — ein londoner „Detective“. — Oft ist der gräßlich zerlumpte und das allgemeine Mitleid schon durch sein Aeußeres gewinnende Bettler, dem wir auf einer Themsebrücke oder an einem Eckstein einen Penny geben, eines der brauchbarsten und bestbezahlten Mitglieder dieser Körperschaft, dem wir vielleicht morgen, wenn seine, einem augenblicklichen Zwecke dienende Maske nicht länger erforderlich, als feinsten Gentleman, als Geistlichen, als Geschäftsmann — natürlich Alles Maske, doch vorzüglich ausgeführte Maske — in der guten Gesellschaft begegnen. Auch das schöne Geschlecht verschmäht unter Umständen nicht, sich das Honorar der „detective force“ für seine Bemühungen gefallen zu lassen, sobald weibliche Agenten nothwendig werden.

Was ich hier gesagt, gilt von der offiziellen Geheimpolizei, die, wie bereits bemerkt, nur über die Sicherheit von Person und Eigenthum zu wachen hat und deren Hauptzweck und Aufgabe darin besteht, die oft dunklen und schwer aufzufindenden Wege der Justiz zu erhellen und passirbar zu machen. Doch es gibt auch eine Privat-Geheimpolizei in London, welche gleichfalls vorzüglich dirigirt und arrangirt ist und bereits ebenfalls die erstaunlichsten Resultate erzielt hat. Wer Geld nicht zu scheuen hat, kann sich ihrer Dienste fast immer mit Erfolg versichern; sie steht mit der der Regierung im intimsten Kartel und beide arbeiten sich so zu sagen in die Hände.

Eine Hauptzierde der Polizeigerichte, der Schwurgerichte, des Galgens vor Newgate und Horsemongerlane, ein Schrecken jedes ruhigen Bürgers und der besitzenden Klasse, und endlich ein werthvolles Juwel in den Augen der „Detectives“ — sind jene Tausende von provisorisch entlassenen Sträflingen, die „ticket-of-leave-men“.

So wünschenswerth diese Einrichtung auch in den Augen der „Detectives“ sein mag — denn wo verriethe nicht ein Schurke den andern? — so traurig ist sie unbedingt für's englische Volk, indem sie dem Verbrecher die Furcht vor dauernder Freiheitsstrafe benimmt. Gesetzt den Fall: ein Fälscher, ein Straßenräuber, ein Brandstifter sei zu einer zehnjährigen Zwangsarbeit verurtheilt, so kann er bei guter Führung im Bagno, d. h. wenn er regelmäßig arbeitet, sich nie widersetzt und namentlich dem Geistlichen der Anstalt gegenüber den Scheinheiligen mit Effekt zu spielen versteht, nach Ablauf von fünf, ja selbst oft drei Jahren wieder auf freiem Fuße sein. Er wird dann mit einem „ticket-of-leave“ (einem Urlaubspaß), der nur den Zweck hat, ihn vor dem Verdacht eigenmächtiger Entweichung der Polizei gegenüber zu schützen, entlassen. Einer polizeilichen Kontrole ist er nun zwar für den Rest der ihm so erlassenen Strafzeit unterworfen; doch diese ist nominell und kann selbst, bei dem gänzlichen Mangel eines Paßsystems und bei der absoluten Freizügigkeit, welche in England zu Recht besteht, nicht wirksam ausgeführt werden. Wo immer in England ein abscheuliches Verbrechen verübt wird, ist der Thäter neunmal in zehn Fällen ein „ticket-of-leave-man“.

Kürzlich fand in einer der belebtesten Straßen Londons in nicht allzu später Abendstunde einer der frechsten Raubanfälle statt, die je verübt wurden. Am folgenden Morgen bereits befand sich der Thäter in den Händen der Polizei und ward um zehn Uhr dem Richter vorgeführt. Ein Polizeibeamter verlas im Verhör eine Liste der seit langen Jahren gegen den Bösewicht ausgesprochenen Straferkenntnisse. Das letzte war datirt vom 10. Februar 1861 und lautete auf zehn Jahre „penal servitude“ (Kettenstrafe).

„Wie ist es möglich,“ fragte der höchlich erstaunte Polizeirichter, „daß dieser Mensch jetzt (Juli 1864) auf freiem Fuße ist?“ — „Er ist leider seit sechs Wochen in Folge exemplarisch guter Führung und auf Fürsprache des Geistlichen provisorisch der Haft entlassen,“ entgegnete der Polizeiinspektor.

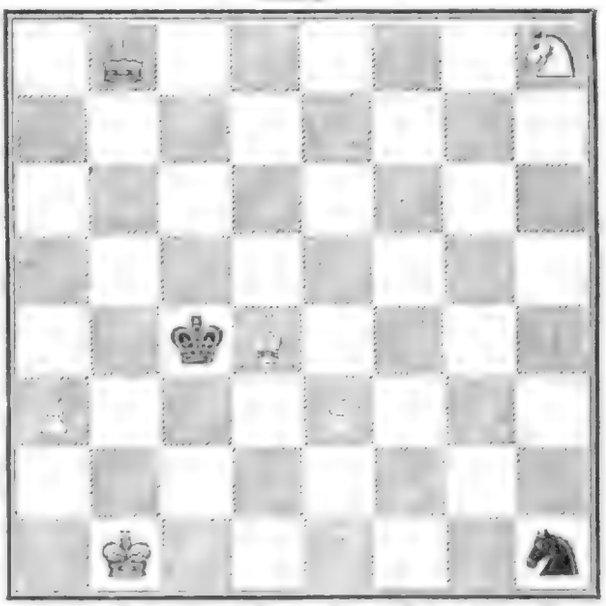
Der Richter schüttelte den Kopf und sagte: „Was nützt es, einen Verbrecher zu verurtheilen, wenn das Urtheil nicht vollstreckt wird?“

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 30.

Schwarz.



Weiß.

Matt in vier Zügen.

Auflösung von Nr. 29.

Weiß.	Schwarz.
1) K. E 3 — F 2 †	1) K. E 5 — D 4.
2) D. E 2 — B 3 †	2) K. D 4 — C 4.
3) L. C 2 — B 3 †	3) K. C 4 — B 4.
4) D. E 3 — D 2 †	4) D. D 6 nimmt D 2 Schach und Matt.

Ein armer Glaserjunge.

Ritter Joseph von Fraunhofer.

Von

Dr. C. Kolb.

Es ist etwas Unerquickliches, Umschau zu halten über die Schlachtfelder, welche die Geschichte vor uns aufrollt; denn wenn auch die Thaten kühnen Heldenmuths in Vertheidigung der edelsten Güter, deren ein Volk sich rühmen mag, in jedem regelmäßig organisirten Geist die verwandten Saiten zum Schwingen bringt, so sehen wir nur zu oft den Sieg ungemessenen Ehrgeizes und brutaler Gewalt, während selbst im besten Fall die Errungenschaften mit Strömen von Blut, mit namenlosem Menschenelend erkauft werden und trotzdem die Bestimmung in sich tragen, im Lauf der Zeiten unter dem Einfluß neuer Gestaltungen wieder unterzugehen. Die

eine Nation preist als ihren Helden und Abgott den Mann, welchen andere als eine Geißel, als einen Dämon verfluchen; nach einer kleinen Weile aber wird vielleicht von den Besiegten an den Siegern das Recht der Vergeltung geübt und der unter schweren Kämpfen errungene Zustand wieder in den Staub gelegt. So wogt es stetig hin und her unter den Massen; es ist ein unausgesetztes Entstehen und Vergehen, und was in dem Unwetter der politischen Stürme der einen Gruppe zum Vortheil gereicht, wird der andern zum Schaden.

Wie trostreich tritt uns nun ein anderer Kampfplatz entgegen — wir meinen den, auf welchem menschlicher Geist und menschliche Arbeitskraft ihre stillen Schlachten schlagen. Die auf dieser Wahlstatt erfochtenen Siege bilden bleibende Errungenschaften, die der ganzen Menschheit zu gut kommen; ungleich dem rohen Krieg, der die Gemüther verwildert, dienen die hier gewonnenen Siege zur Befreiung aus den Banden der Unwissenheit während sie zugleich den Menschen zu einem angenehmeren und würdigeren Lebensgenuß erheben. Mögen auch gelegentlich individuelle und nationale Eifersüchteleien sich geltend machen, so bleibt doch das Erreichte ein Gemeingut, ein Baustein am Tempel des menschlichen Geistes, und die Kämpfer treten unseren Herzen um so näher, je mehr sie mit äußerer Ungunst zu ringen hatten; ja, eben dann werden sie uns erst zu rechten Vorbildern, an denen Jeder, wie gering auch seine Lebensstellung ist, sich emporranken kann. Allerdings ist es, wie in der Feldschlacht, nicht Jedem beschieden, in den Kreis der Sieger einzutreten; doch liegt schon in dem Bewußtsein, redlich mitgerungen zu haben, ein Lohn, welcher reichen Ersatz bietet für die thierischen Genüsse des Trägen, der sich lieber zum unnützen oder gefährlichen Proletarier herabwürdigt, als den ehrlichen Soldatendienst auf dem Eroberungsfeld des Geistes und der Arbeit mitmacht. — Wir gedenken dem Leser von Zeit zu Zeit die Bilder solcher Helden vorzuführen, unter denen der arme Glaserjunge, welcher der Gegenstand nachfolgender Zeilen ist, nicht die geringste Stelle einnimmt.

Fraunhofer's Denkmal in München, errichtet 1865. (S. 415.)

Joseph Fraunhofer wurde am 6. März 1787 in Straubing geboren. Sein Vater, ein Glaser, verwendete den Knaben schon früh in seinem Handwerk, so daß dieser den Schulbesuch vernachlässigen mußte. Als Joseph elf Jahre alt war, folgte sein Vater der schon früher heimgegangenen Mutter im Tode nach, und er stand nun als eine elternlose Waise in der Welt, so nothdürftig unterrichtet, daß er nur mit Mühe lesen konnte, vom Schreiben und Rechnen aber gar nichts verstand. Bei so hülfloser Lage versuchte sein Pfleger in einer Zeit, die in unseren fortgeschritteneren Tagen erst recht dem Schulunterricht gewidmet wird, ihn bei einem Dreher unterzubringen; doch weil für den schwächlichen Knaben dieses Handwerk zu angreifend war, so mußte ein anderer Lehrherr für ihn gesucht werden, der sich denn auch in einem münchner Spiegelmacher und Glasschleifer fand. Da seine Mittellosigkeit das Bezahlen eines Lehrgeldes nicht gestattete, so wurde ihm die Verbindlichkeit auferlegt, sechs Jahre ohne Lohn zu arbeiten. Es scheint, daß der Meister seine Arbeitskraft voll auszunützen willens war, denn auch hier wurde seine Zeit in einer Weise in Anspruch genommen, daß er nur sehr unregelmäßig zum Besuch der Feiertagsschule kam und deßhalb auch nur geringe Fortschritte machte. — Da fügte es sich, daß im zweiten Jahr seiner Lehrzeit ein unglückliches Ereigniß den ersten Anstoß zu seiner späteren Bestimmung geben mußte. Am 21. Juli 1801 stürzten zu München im Thieredgäßchen zwei Häuser ein, in deren einem Joseph wohnte, und der arme Lehrjunge wurde unter dem Schutt begraben. Glückliche Umstände wirkten jedoch zusammen, daß er am Leben blieb; denn man konnte im Innern des nicht eingestürzten Haustheiles durch eine Thüre eine Art Schacht aufschließen und mit Lochsägen durch die eingebrochenen Balken und Bretter eine Oeffnung machen, durch welche man ihn nach vierstündiger Arbeit ohne eine gefährliche Beschädigung wieder an's Licht zog. Wäre nicht sein Kopf durch stützende Kisten freigehalten und ihm so das Rufen ermöglicht worden, so hätte er wahrscheinlich das Schicksal der Frau seines Lehrherrn theilen müssen, die erst einige Tage später todt aufgefunden wurde, obschon sie nur fünf Fuß tiefer als er gelegen hatte. Die Kunde von dem Unglück führte auch den Kurfürsten Maximilian Joseph herbei, der persönlich die Grabarbeiter anfeuerte, und nachdem es endlich den letzteren unter Gefahr, selbst verschüttet zu werden, gelungen war,

den zerquetschten und zerbeulten Knaben aus seiner Grabesnacht hervorzuholen, gab der Landesherr Weisung, für seine Heilung alle erforderliche Sorge zu tragen. Sobald Joseph wieder hergestellt war, rief ihn der Kurfürst vor sich, sprach mit ihm über seine Empfindungen und Gedanken, während er unter dem Schutt gelegen, erkundigte sich nach seinen Verhältnissen und beschenkte ihn mit achtzehn Dukaten, indem er sich zugleich erbot, wenn es ihm an etwas mangle, Vaterstelle an ihm zu vertreten.

Die wunderbare Rettung hatte auch den Geheimenrath v. Utzschneider auf den verwaisten Knaben aufmerksam gemacht, welchen er im Verlauf seiner Kur einigemal besuchte und überhaupt mit großer Theilnahme behandelte. Joseph zeigte ihm in der Freude seines Herzens das Geschenk, das ihm der Kurfürst gegeben, und enthüllte gegen den freundlichen Herrn seine Plane für die Zukunft, unter denen die Erwerbung einer Glasschneidemaschine, um an Feiertagen optische Gläser schleifen zu können, obenan stand. Freilich wollte es mit diesem Projekt nicht glücken, da es ihm an den erforderlichen mathematischen Vorkenntnissen fehlte; doch nun ging ihm Utzschneider mit Rath und That an die Hand, indem er ihm einige Bücher über Optik borgte und andere zur Anschaffung empfahl. Zu ihrem Verständniß gehörte allerdings eine Grundlage aus der reinen Mathematik, und so begann Joseph auch dieses Studium gleichzeitig mit den praktischeren Partien seines in Aussicht genommenen Berufs zu betreiben. Dabei hatte der arme Joseph, der sich darauf angewiesen sah, ohne Unterstützung eines Lehrers und bloß dem inneren Drange seines Geistes folgend seine Zukunft zu bauen, nicht nur mit der Schwierigkeit des ungewohnten Materials, sondern auch mit anderen feindseligen Einflüssen zu kämpfen. Sein Meister, ein reiner Mann des Handwerks, ärgerte sich über die Bücher, die er bei seinem Lehrling sah, dermaßen, daß er ihm ihren Gebrauch geradezu verbot, während andere sich über ihn lustig machten, daß ein Bursche, der nicht einmal schreiben konnte, sich's einfallen ließ, ohne irgend eine Anleitung Mathematik studiren zu wollen. Dazu kam, daß er in seinem Schlafzimmer, welches nicht einmal ein Fenster hatte, kein Licht brennen durfte. Dennoch gelang es dem unermüdlichen Eifer des jungen Autodidakten (so nennt man Diejenigen, welche ohne Unterricht eines Lehrers aus sich selbst lernen), sich mit der mathematischen Optik vertraut zu machen. Um die Feiertage für sich zu gewinnen und seine lange Lehrzeit um ein halbes Jahr abzukürzen, trat er einen Theil der kurfürstlichen Spende an seinen Lehrherrn ab, während er den Rest auf die Erwerbung einer eigenen optischen Schleifmaschine verwendete, um seinen Studien zugleich die praktische Verwendung anzureihen. Man kann sich denken, daß ein so strebsamer Junge sich's allen Ernstes angelegen sein ließ, was in seiner Schulbildung vernachlässigt wurde, einzubringen. Um sich nebenher für seine optischen Versuche etwas Geld zu verdienen, fing er in seinen Freistunden an, in Metall zu graviren, ohne daß er dieß vorher je gesehen hatte; er stach nämlich Mödel zu Herstellung von Visitenkarten mit gepreßten Ornamenten, auf welche man damals den Namen eigenhändig einzuzeichnen pflegte — eine eitle Mühe, denn der Krieg, in welchem der inzwischen König gewordene Kurfürst auf die Seite des Reichsfeindes trat, war dem Absatz seiner Waare nicht günstig, und der nun aus der Lehre getretene Knabe sah sich durch das Fehlschlagen seiner Spekulation in eine höchst traurige Lage versetzt. Da ihn seine Bescheidenheit hinderte, sich dem König vorzustellen und ihn an sein früheres Versprechen zu erinnern, so widmete er sich wieder ganz dem Metier des Spiegelmachens und Glasschleifens, wobei er indeß stets die Feiertage auf seine weitere wissenschaftliche Ausbildung verwendete, jetzt unter der freundlichen Berathung des Professors der Physik und Mathematik Ulrich Schiegg, an welchen Utzschneider seinen Schützling empfohlen hatte.

Inzwischen war von dem ausgezeichneten Mechaniker Reichenbach unter Mitbetheiligung von Utzschneider und Liebherr in München ein mathematisch-mechanisches Institut gegründet worden, in welchem man bald das Bedürfniß fühlte, auch den optischen Theil selbst zu besorgen, weil während der Kriegsjahre die zu den astronomischen Instrumenten nöthigen Perspektivgläser nicht aus England bezogen werden konnten. Utzschneider hatte die Realitäten des Klosters Benediktbeuern erstanden, wo er Schmelzöfen anlegte, mit dem Optiker Guinand Versuche zum Erzeugen von Flint- und Crownglas machte und auf diese Weise manches brauchbare Stück Glas erzielte. Bei dieser Gelegenheit kam (um das Jahr 1807) unser Joseph, der von Schiegg auf's Beste empfohlen werden konnte, auf's Neue mit Utzschneider in Berührung, der ihn, obschon er mit seinem Optiker wohl zufrieden war, mit aller Bereitwilligkeit beschäftigte. Joseph berechnete und schliff nun die aus dem Glasofen von Benediktbeuern hervorgegangenen Gläser zu den ersten größeren für die Sternwarte in Ofen bestimmten Instrumenten, und von nun an sollten nicht bloß die Gläser für die Winkelinstrumente, sondern auch alle anderen optischen Instrumente erzeugt werden. Utzschneider nahm hievon Anlaß, den optischen Theil des Instituts ganz nach Benediktbeuern zu verlegen und denselben als besondere Anstalt für Optik, welche die in München thätige Mutteranstalt mit dem Nöthigen versah, zu konstituiren. Unser Freund, welcher derselben fortan in großer Ausdehnung vorstehen sollte, gewann dadurch eine vollkommen gesicherte Stellung (1809). Er hatte sich in seinen theoretischen Arbeiten auch mit Katoptrik beschäftigt; bei dem großen Bedürfniß von Gläsern aber, die in dem mathematisch-mechanischen Institut verbraucht wurden, sollte er vorderhand seine Thätigkeit nur der Dioptrik (der Erzeugung von Glaslinsen, nicht von sphärischen oder Hohlspiegeln) zuwenden, um seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr zu zerstreuen. Eine der schwierigsten Aufgaben in der praktischen Optik ist das Poliren der sphärischen Flächen großer Objektive, weil dadurch die durch's Schleifen gewonnenen Flächen leicht verändert werden. Fraunhofer erfand nun eine Polirmaschine, durch welche die Form der Objektivflächen nicht nur nicht verdorben, sondern auch die unvermeidlichen Fehler des Schleifens verbessert wurden und die Genauigkeit weniger von dem Geschick des Arbeiters abhing. Zugleich untersuchte er auf eine neue Art das Glas, dessen er sich bediente, auf die Wellen und Streifen, die es enthält und durch die das Licht eine unregelmäßige Berechnung erleidet. Diesen Mangel bemerkte er nicht nur an dem in Benediktbeuern erzeugten Glas, sondern in noch höherem Grade an dem englischen und französischen Flintglas. Er fing daher selbst zu schmelzen an und baute zu diesem Ende einen eigenen Ofen, dessen zweite Schmelze ihm ein Produkt mit durchaus gleichem Brechungsvermögen ergab. Spätere ganz in der gleichen Weise angestellte Versuche, welche stets mit Massen von mehreren Centnern angestellt wurden, lieferten nicht dasselbe günstige Resultat, und wenn je ein solches zum Vorschein kam, war dieß rein zufällig. Derselbe Mangel machte sich auch bei der Bereitung des Crownglases bemerklich. Es gehört in das Bereich der speziellen Technik, die Wege zu verfolgen, wie es nach vielen Versuchen endlich gelang, eine stetige Gleichmäßigkeit der Güsse zu erzielen, wie wir uns hierorts auch nicht näher auf die Verbesserungen einlassen können, die Joseph durch die Berücksichtigung sämmtlicher Brechungsmomente erzielte und dadurch seinen Objektiven einen hohen Vorzug vor denen der Engländer und Franzosen sicherte; wohl aber müssen wir hier erwähnen, auf welche sinnreiche Weise er dazu gelangte, für jedes Einzelnstück die Brechung selbst mit der größten Genauigkeit zu bemessen. Die Ursache der bisherigen Unsicherheit lag in dem Umstande, daß das Farbenspektrum, welches erzielt wird, wenn man in der dunklen Kammer einen Lichtstrahl durch ein Prisma gehen läßt, keine scharfe Grenzen hat und auch der Uebergang von einer Farbe in die andere nur allmälig geschieht. Diesem Uebelstand, der die Berechnung der Brechungswinkel auf zehn bis fünfzehn Minuten

unsicher macht, suchte Fraunhofer zu begegnen. Er machte eine Reihe von Experimenten, um ein homogenes Licht künstlich hervorzubringen, und entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß das Licht des Feuers im Orangestreifen des Spektrums eine fixe helle Linie hervorrief, deren er sich später zur Bestimmung des absoluten Brechungsvermögens der durchsichtigen Körper bediente. Als er sich überzeugen wollte, ob das Sonnenspektrum dieselbe Linie zeige, fand er mit Hülfe des Vergrößerungsglases in letzterem eine Anzahl dunkler Linien, welche seitdem in der Physik als die Fraunhofer'schen bezeichnet werden und eine so fixe Beschaffenheit haben, daß jeder Experimentator die einzelnen Linien, welche der Entdecker mit Buchstaben benannte, mit Leichtigkeit finden kann, wenn er nur weiß, daß er A, B, C u. s. w. aufzusuchen hat. Diese Linien wurden zwar schon 1801 von dem englischen Chemiker Wollaston beobachtet: doch wußte er diese Wahrnehmung nicht zu verwerthen, und sie behielt bloß die Bedeutung eines Kuriosums, das auch von seinen Zeitgenossen wieder vergessen wurde, keinesfalls aber unserem Fraunhofer zur Notiz kam. Seine Entdeckung hatte schon damals wichtige Folgen, indem sie allein es möglich machte, den Weg des Lichtes für alle Farbennüancen mit Winkelinstrumenten direkt und völlig genau zu bemessen; ihre weitere Bedeutung für die Physik und Chemie zu erheben, blieb erst unseren Tagen vorbehalten, und wir werden die unendliche Bereicherung, welche die Wissenschaft auf der Grundlage der Fraunhofer'schen Arbeiten durch die Chemiker Bunsen und Kirchhoff erfuhr, dem Leser in einem späteren Artikel vorlegen. Es mag hierorts genügen, anzugeben, daß Fraunhofer auf seinen Versuchen weiter baute und daraus eine Theorie der Lichtgesetze entwickelte, welche von den Sachverständigen mit hohem Beifall aufgenommen wurde. Eine frühere wissenschaftliche Arbeit über denselben Gegenstand, welche im 5. Band der von der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Denkwürdigkeiten zu finden ist, hatte die Folge, daß ihn diese Akademie 1817 zum Ehrenmitglied wählte.

Im Februar des Jahres 1814 wurde der Gesellschaftsvertrag der Firma Reichenbach, Liebherr und Utzschneider auf den Wunsch des Ersteren, welcher das mechanische Institut in München ganz an sich ziehen wollte, aufgelöst, und Utzschneider setzte nun mit Fraunhofer das optische Institut in Benediktbeuern, das 1819 gleichfalls nach München verlegt wurde, allein fort. Wie sehr der Geheimerath den Werth seines Associés zu schätzen wußte, geht aus dem Umstand hervor, daß er demselben ein dem Institut nicht zu entziehendes Kapital von zehntausend Gulden schenkte, so daß er neben dem fixen Gehalt für seine Arbeit und anderen Vergünstigungen auch eine Rente aus dem Ertrag des Instituts zog, welche ihm für die Zukunft eine gegen Nahrungssorgen völlig gesicherte Stellung bereiten half. Der Ruf des Utzschneider- und Fraunhofer'schen optischen Instituts steigerte sich allmälig in einem Maß, daß es um die Zeit, als Fraunhofer frühen Todes verstarb, fünfzig Personen beschäftigte, und die darin gefertigten Instrumente sich schon über ganz Europa verbreitet hatten. Zu den wichtigsten von ihm erfundenen oder verbesserten Instrumenten gehörten das Heliometer, das repetirende Lampenfilarmikrometer, das zum Messen im absoluten Maße bestimmte achromatische Mikroskop, das Ringmikrometer, das Lampenkreis- oder Netzmikrometer, der große, für die dorpater Sternwarte verfertigte parallaktische Refraktor u. s. w. Der letztere, ein Werk einzig in seiner Art, hat 13½ pariser Fuß Länge, 13 Fuß 4 Zoll Brennweite und 9 Zoll Oeffnung des Objektivs, der Sucher daran 30 Zoll Brennweite und 29 Linien Oeffnung. Die Vergrößerungen gehen bis auf's Sechshundertfache des linearen Durchmessers; auch übertrifft er an Wirkung, Genauigkeit der Bilder und Bequemlichkeit der Handhabung die Herschel'schen und Schröter'schen Spiegelteleskope. Das Stativ dieses Riesenrefraktors trägt zwei Achsen, die eine in der Richtung der Weltachse mit einem dem Aequator parallelen, die andere mit einem Deklinationskreise. Durch ein am Gestell angebrachtes Uhrwerk wird die Stundenachse in 24 Stunden herumgetrieben, so daß das Instrument von selbst der Bewegung der Gestirne folgt: der Stern bleibt daher immer im Sehfeld und scheint unbeweglich, da er sonst ohne diese besondere Vorrichtung wie in anderen Fernrohren der täglichen Bewegung wegen sehr schnell und zwar um so schneller vorüberfliegen müßte, je stärker die Vergrößerung ist. Das Ganze hat ein Gewicht von 25 Centnern, da außer 900 Pfunden Messing noch 6½ Centner Eisen, Stahl und Blei darin verarbeitet sind; indeß wird dadurch der Beweglichkeit des Rohrs kein Abtrag gethan, da man es mit einem Finger um die Stundenachse drehen kann. Um dieses Werkes willen erhob der König den Verfertiger (1824) zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerischen Krone.

Im Jahr 1823 wurde Fraunhofer mit dem Titel eines Professors zum Konservator des physikalischen Kabinets der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt und bezog aus dieser Stelle einen Jahresgehalt von 800 Gulden. Mehrere auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitglied, und die Universität Erlangen glaubte sich selbst zu ehren, indem sie dem Mann, welcher einer gelehrten Schulbildung stets ferne gestanden, die Würde eines Doktors der Philosophie verlieh.

Wir haben gesehen, daß Joseph von Haus aus ein schwächlicher Knabe gewesen. War es dieß oder hatte der Einsturz des Hauses eine Beschädigung zurückgelassen, welche den Keim zu einem frühen Tode in sich barg — genug, die geistigen Anstrengungen, ob denen er stets den Körper vernachlässigte, und die Hitze, die Dünste des Glasofens untergruben mehr und mehr seine Gesundheit. Er hatte mehrere Jahre an Drüsengeschwüren gelitten, auch einige Katarrhe vernachlässigt, und so kam es denn, daß er bald nach dem Antritt seines vierzigsten Lebensjahres erlag. Obschon unverheirathet, genoß er doch in seiner langwierigen Krankheit alle mögliche Pflege. Sein Geist blieb frisch bis zum letzten Athemzug und hielt bis zum Ende die Hoffnung fest, eine Reise in ein milderes Klima, nach Frankreich oder Italien, werde seine Gesundheit wieder herstellen. Er verschied am 7. Juni 1826 und hatte einige Tage vorher noch die Freude, vom König von Dänemark zum Ritter des Danebrogordens ernannt zu werden.

Um die außerordentlichen Verdienste des Mannes, den Deutschland mit Stolz zu seinen großen Söhnen zählen darf, zu ehren, bewilligte der Magistrat der Stadt München dem Verschiedenen unentgeldlich an beliebiger Stelle einen Begräbnißplatz, den Utzschneider sinnig an der Seite des nur zwei Wochen vorher verstorbenen mehrberührten Ritters von Reichenbach auswählte. „So ruhen," sagt der Verfasser von Fraunhofer's Nekrolog, „zwei große Künstler des bayerischen Vaterlandes, im Leben gleich groß in Ausbreitung von Kunst und Wissenschaft, im Grabe neben einander. Sie sind von uns geschieden, aber ihr Geist für Kunst und Wissenschaft lebt noch; ihre Erfindungen werden nicht vergehen."

Ein Zeitgenosse hat dem Hingeschiedenen die Denkschrift gewidmet: „Approximavit sidera!" (Er hat uns die Sterne näher gerückt.) Dem Erfinder ist von König Ludwig in diesem Jahr ein Denkmal zu München errichtet worden, das von der Künstlerhand des Prof. Halbig herrührt und unsere Biographie begleitet.

Die napoleonische Arena in Mailand.

Von

G. Harrer.

Aus der Zeit Napoleon des Ersten, der sich wie sein Neffe in römischen Reminiszenzen gefiel, stammt jenes

Amphitheater, dem man in der Nähe des Arco della Pace bei Mailand begegnet. Der Architekt Canonica wurde von dem Eroberer beauftragt, für die Circenses der Mailänder eine Arena nach dem Muster der alten Bauten zu errichten, welche dreißigtausend Zuschauer fassen könnte. In Form eines großen Cirundes, in welches an den Spitzen und in der Mitte des großen und des nördlichen Kreisabschnittes hohe und breite Eingänge führten, hat sie siebenhundertfünfzig Fuß Durchmesser. Die Anordnung ist schlicht. Erdbedeckte Terrassen, welche in amphitheatralischer Folge bis zu einer Höhe von etwa vierzig Fuß ansteigen, bilden den Zuschauerraum. An der Südseite ist dem nördlichen Eingange gegenüber auf dem obersten Rande eine Säulenhalle von korinthischer Ordnung ausgeführt, hinter welcher nach dem Waffenplatze hin ein schön verzierter Saal und einige kleinere Räume liegen und von welchen in die Arena hinein breite Marmorterrassen führen, die dazu bestimmt waren, mit Polstern belegt, dem distinguirten Theile des Publikums als Sitzplätze zu dienen. Das Hauptthor ist von Granit und sein Fronton mit einem Basrelief in Marmor geschmückt, welches ein alterthümliches Wettrennen darstellt. Der Bildhauer desselben ist Cajetan Monci von Ravenna. Auch der Fries eines Saales ist mit Fresken geziert, in welchem Angelo Monicelli die olympischen Spiele und die religiösen Ceremonieen der großen Schauspiele des Cirkus dargestellt. Die Arena konnte unter Wasser gesetzt werden, und man gab darin 1807 zu Ehren des Kaisers das Schauspiel einer Regatta. Auch im Winter machte man sich das Vergnügen des Schlittschuhlaufens. Zur Zeit der österreichischen Herrschaft stand die Arena ganz leer; jetzt dient sie als Depot der Artillerie. Und doch ist kaum eine Arena zu finden, welche geeigneter wäre zu großen Spektakelstücken,

Die Arena bei Mailand.

zu jenen militärischen Schauspielen, mit denen man in Paris den kriegerischen Geist so gut zu unterhalten weiß, „unterhalten“ in des Wortes doppelter Bedeutung.

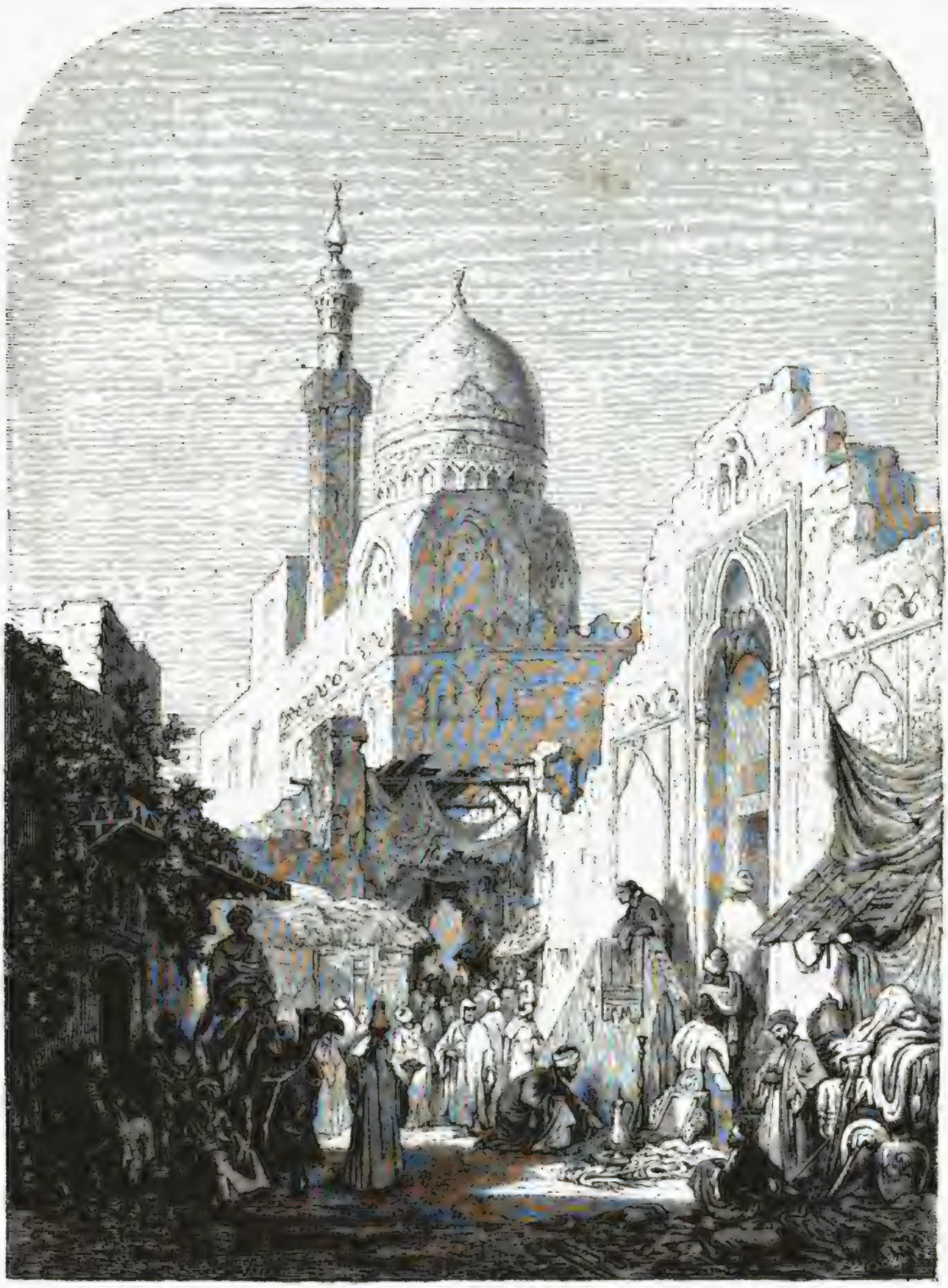
Im Bazar von Stambul.

Von

Bartlett.

Wir beschlossen eines schönen Morgens, die Bay zu durchschneiden, welche Europa von Asien scheidet. Die Sonne überglänzte so schön die sich kräuselnden Wellen, die von Fahrzeugen aller Art belebt waren; die Moscheen und Minarete hoben sich so scharf an dem dunkelblauen Himmel ab; die tausend Gegenstände, welche den Zauber dieser unvergleichlichen Szene ausmachen, traten uns in so günstigem Lichte entgegen und der sorglosen Menschen, welche der Brücke zueilten, zeigte sich uns eine solche Menge, daß wir fast geneigt waren, die Berichte „von der im Dunkeln wandelnden Pest“, welcher so viele Tausende als Opfer gefallen waren und die noch in den entfernteren Theilen der Stadt wüthen sollte, für eitle Fabeln zu halten. Allmälig hob sich unsere Zuversicht, unser Muth; wir brauchten unsere Stöcke kaum noch, um uns möglichst zu isoliren; wir kamen bald mit dem, bald mit jenem in Berührung, und da das Eis einmal gebrochen war, stürzten wir uns plötzlich in das Gedränge der bunten Bevölkerung. Der Strom nahm uns mit sich und führte uns durch eine Reihe enger Gassen, wo wir bald eine Moschee, bald einen schönen Brunnen bewunderten; endlich erreichten wir den Bazar. Er ist, wie der von Damaskus, der Sammelplatz der ganzen Bevölkerung, der Sitz des Handels, die Niederlage des Reichthums, der

Mittelpunkt fliegender Gerüchte und der Sammelplatz geheimer Intriguen und Verſchwörungen. Um ſich eine Vorſtellung von ſeinem Ausſehen zu machen, denke man ſich einen ganzen Stadttheil von einer Mauer umſchloſſen und ſo zu ſagen von Einem Dache überſpannt; ein Labyrinth von ſchmalen Gängen, welche von offenen Buden gebildet



Blick in einen Bazar von Konſtantinopel.

werden und wohin nur durch gewiſſe Oeffnungen in den gewölbten Dächern hinunter ein Strahl der Sonne zu dringen vermag. Wagen finden hier keinen Raum; nur durch die größeren Durchgänge ſieht man dann und wann ein beladenes Pferd oder Kameel ziehen; alle übrigen Theile ſind nur für Fußgänger, die ſich hier ſchaarenweiſe drängen und

ein unaufhörliches Gemurmel unterhalten, zugänglich. Nach Allem, was man von der Abgeschlossenheit der Morgenländerinnen erzählt, staunt man über die Menge von Frauen, welche sich hier einfinden. In ihre weißen Yakmak (Schleier) eingehüllt und von einem leichten losen Gewand umschlossen, schlappen sie eher als sie gehen in ihren großen gelbledernen Stiefeln einher, und indem sie euch mit ihren schwarzen funkelnden Augen ansehen, drängen sie sich, einem Diener oder einer schwarzen Sklavin folgend, stets weiter, und man hört sie in den Gängen, welche für ihre Bedürfnisse und Launen eigens bestimmt sind, überlaut schnattern und feilschen. Denn dort entfalten die Shawl- und Stickereibazars ihren wundervollen Glanz, und lachen der Konstantinopolitanerin ebenso lockend in die Augen, wie sie manchen Ehemann mit Schauder und Schrecken erfüllen; in dem Schuhebazar sieht man ganze Haufen von hochrothen Schuhen, gelben Stiefeln und schön gestickten Pantoffeln jeder Farbe, von Tuch und von Sammet, bald wie mit Gold bedeckt, bald mit den reichsten Farben geschmackvoll ausgenäht; in den Zuckerbäckerbazars duften das köstliche Kaimas und tausend Arten von Süßigkeiten und Leckereien, welche in fabelhafter Menge in die Häuser der Reichen abgesetzt werden. Dieß sind wohl die besuchtesten und darum anziehendsten Bazars; der Juwelenbazar entbehrt gänzlich des verlockenden Aeußern, das manche Buden in den pariser und londoner Bazars darbieten; hier verbirgt man die Schätze sorgsam und führt den Käufer in ein abgesondertes Gemach, um ihn nach seinem Geschmacke wählen zu lassen; dieser Gang soll unermeßliche Reichthümer enthalten. Der Buch- und Papierbazar ist, wie man sich denken kann, einer der wenigst anziehenden. Die verlockenden Tabak- und Gewürzbazars sind ganz in Duft und Wohlgeruch gehüllt, und man verläßt halb betäubt diese üppige Sphäre. Der Tscharschi oder Waffenbazar übertrifft jedoch alle anderen an malerischem Effekt. Es ist ein schwerfälliges, düsteres Gebäude, in welchem Rembrandt mit Entzücken verweilen würde; schwere, des Nachts sorgsam geschlossene Thüren lassen während der Tageshelle gerade so viel Licht zu, um die Gewölbe und Säulen, und die endlose Menge Besucher, welche sich durch diese Räume drängen, übersehen zu können. Man sieht hier alle Arten Waffen, viele von so hohem Alter und von so phantastischen Formen, daß man in die Jahrhunderte der Romantik, der fabelhaften Helden, in die Zeiten der Kreuzzüge und in die glorreichen Tage der Osmanen versetzt zu sein glaubt, wo ihre vorrückenden Heere den Westen mit Schrecken erfüllten. Hier ist der krumme Säbel und der mit dem Halbmond geschmückte Schild, der Saladin vielleicht geschützt hat; das Panzerhemd und das gewichtige Schwert des christlichen Ritters; der leichte Speer, der vielleicht an den Ufern der Donau in die Reihen der Feinde geschleudert worden, und die Waffen, welche einst die furchtbaren Janitscharen geschwungen haben. Hier sind reich mit Silber verzierte Pistolen in prachtvollen Holstern; dort lange, mit Perlen eingelegte, mit Arabesken geschmückte Flinten, welche eher gearbeitet zu sein scheinen, um in einer Waffensammlung zu glänzen, als einen Feind zu schrecken. Neben diesen Waffen, welche einer älteren Zeit angehören, erblickt man auch solche, die von neueren Meistern herrühren und zu Jagd und Krieg geeigneter sind. Gestickte Schärpen und Gürtel, Leopardenfelle, Sättel und eine Menge anderer Gegenstände hängen bunt durcheinander von den Wänden oder liegen in malerischer Unordnung auf den Bänken umher. Halbversteckt unter oder hinter diesen Waarenhaufen sieht man die ernsten, beturbanten Verkäufer; die Pfeife in der Hand sitzen sie in träumerischer Trägheit zusammengekauert da und erheben sich nur, wenn ein europäischer Reisender mit seinem verschmitzten Dolmetscher naht; sogleich wenden sich ihm alle Augen in unverholener Freude zu und man bietet Alles auf, ihn zu fesseln und von dem willkommenen Besuche den möglichsten Nutzen zu ziehen. Der alte Kleiderbazar mit seinen verschabten Kaftans, Wämmsern und „sehr geräumigen Beinkleidern", auf welche sich vielleicht noch vor wenigen Tagen ein Opfer der Pest etwas zu gut that, hatte ein düsteres, äußerst bedenkliches Aussehen und flößte uns in Betreff des möglichen Ausgangs unseres sorglosen Besuches einige Unbehaglichkeit ein. Es war jedoch zu spät; wir hatten unsere Schultern bereits mit denen der halben Bevölkerung Konstantinopels in Berührung gebracht; Niemand hätte ahnen können, daß die Pest in der neuesten Zeit hier so große Verheerungen angerichtet habe, wenn er die in den Bazars sich drängende Menschenmasse sah; man konnte die letztere mit Konstantinopel selbst vergleichen, welche als das Herz des sinkenden Türkenreichs stets frisches Lebensblut erhält, während die Bevölkerung in den Provinzen reißend abnimmt. So zeigt der Bazar, während die entlegeneren Theile dieser großen Stadt allmälig durch Pest und Feuersbrünste sich lichten, während weite Räume innerhalb der Mauern ein dorfartiges Aussehen annehmen, nicht die geringste Verminderung seines gewöhnlichen Gedränges von geschäftigen Käufern, Verkäufern und müßigen Neugierigen.

Ein Tag aus dem Leben Mozart's.

Novelle

von

B. v. Woisky.

Es war ein wunderschöner, frischer Frühlingsmorgen. Wien lag malerisch im Sonnenschein, die Fenster wie in Gold getaucht, die Mauern schneeweiß, und dazwischen Gärten im frischen Maigrün schimmernd. Da öffnete sich ein Fenster im ersten Stock eines freundlichen Hauses und ein weiblicher Kopf schaute in den daranstoßenden Garten. Das blonde Haupt der jungen Frau umgab ein blütenweißes Häubchen und die schlanke, zarte Gestalt ein Gewand von hellem Battist, sauber und einfach, wie man es so gern sieht an jugendlichen Frauengestalten. Der Garten unten duftete in Thau und Sonnenglanz. Veilchen und Aurikeln sandten ihren lieblichen Hauch auf Flügeln des leichten Morgenwindes zum offenen Fenster herauf.

„Ach, der Morgen ist so schön, Amadeus!" rief die junge Frau, sich umwendend, in's Zimmer; „komm' doch an's Fenster, es thut dem Auge so wohl, in's frische Grün zu tauchen, macht das Herz so heiter und weit, den schönen Frieden eines sonnigen Frühlingsmorgens in sich aufzunehmen. Komm', lieber Mozart!" — „Ich komme sogleich, Konstanze," ließ sich eine Stimme aus der Tiefe des Zimmers vernehmen, und nach wenigen Minuten trat ein junger Mann, noch gähnend, an's Fenster. Ein dunkler Schlafrock umhüllte seine schmächtige, nicht sehr große Figur, und das bleiche, aber ausdrucksvolle Gesicht mit den schönen seelenvollen Augen zeugte von Nachtwachen und angestrengter Thätigkeit.

„Gib mir einen Kuß, Konstanze," sagte er liebevoll und nahm das Gesicht der jungen Frau in seine beiden schönen, weißen Hände — „Du bist ja mein holdes, liebes Frauchen, ohne welches Dein Mozart nie ein ordentlicher Mensch sein würde. Ich weiß wohl, daß mein wilder, oft unbändiger Sinn Dir auch jetzt noch viel Sorgen macht; aber Du mußt bedenken, liebes Herz, daß ich Musiker bin, daß es da im Innern stets überschäumt und sprudelt; der Geist geht seine eignen Bahnen, er duldet keine Fesseln, oder er muß qualvoll verkümmern." — „Wie Du nur sprichst, Amadeus," sagte seine Frau und schmiegte sich zärtlich an seine Brust — „Du bist ja meine Freude und mein Stolz! Ich bin so glücklich, Deine Frau zu sein, und wenn ich manchmal weine über Deinen leichten Sinn, der nur für heute lebt, ohne an morgen zu denken; wenn ich oft sorgenvoll unsere Baarschaft überzähle und die Zu-

kunft mich beängstigt, dann darf ich nur in Dein offenes geliebtes Auge blicken, und aller Kummer ist verschwunden. Dein Genius ist ja mit Dir!" — „Recht so, mein Frauchen, ich hätte kein verständigeres Weib bekommen können, als Dich — und nun wollen wir hinausschauen und uns so recht erquicken am frischen Maigrün. Die Kinder schlafen wohl noch?" — „Ja, sie schlafen noch süß, die holden Geschöpfchen. Weißt Du, Amadeus, ich denke immer, Wolfgang wird auch ein Mozart werden, er liebt schon jetzt die Musik leidenschaftlich und kennt ja kein schöneres Vergnügen, als neben Dir zu stehen und unverwandt Deinen Händen zu folgen, wenn Du spielst. Gestern Abend, als ich ihn in sein Bettchen legte und ihm zum Gebet die Hände faltete, sagte er und sah mich dabei mit seinen großen Augen sehnsüchtig an: ‚Weißt Du, liebe Mama, um was ich den lieben Gott gern bitten möchte? Daß ich einmal so schön spielen könnte, wie der Papa; ach so wunderschön!'" — Mozart's Augen leuchteten vor Freude, seine bleiche Wange röthete sich. „Ja, er wird ein Mozart'l werden," sagte er, „wenn ihn Gott uns läßt," fügte er leise hinzu. „Das Kind ist zu weit vorgeschritten der zu schnell sich entwickelnde Geist wird die Kräfte des schwächlichen Körpers aufzehren." — „Nicht doch, Amadeus," sagte die Frau, „Du siehst den Knaben mit zu ängstlichen Augen an. Sein Körper ist zart, aber durchaus nicht schwächlich, und er kann noch einst ein recht kräftiger Mann werden. Gott wird uns den holden, schönen Knaben nicht nehmen; Dein Geist, Dein Genius soll fortleben in ihm! Ach, sieh doch die Frühlingspracht da unten, Mozart! Wie das leuchtet und schimmert und grünt und blüht! Kann es wohl Schöneres geben, als einen heiteren sonnigen Frühlingsmorgen?"

Mozart war still geworden, sein Blick ruhte gedankenvoll auf dem frischen Grün der Lindenbäume unten. Da tönte in der Ferne eine Leier schwermüthig durch die klare Morgenluft. Durch die Entfernung gedämpft und geläutert, zogen die Klänge wunderbar sehnsüchtig herüber und rührten an zarte Saiten im leicht erregten Gemüth des Musikers. Aus den Tönen der Leier, dem blühenden Grün des Gartens und dem Goldhauch der Sonnenstrahlen bildeten sich in seiner lebhaften Phantasie mächtige berauschende Klänge, es wogte und wallte in seinem Geiste, und plötzlich trat er vom Fenster zurück und warf sich stürmisch auf den Stuhl an's Klavier. Er spielte erst leise, in gebrochenen, schmerzlich süßen Akkorden, als durchbebten ihn Erinnerungen einer seligen Vergangenheit; dann schienen sich die aufgeregten Geister seines Innern zu beruhigen, sein Spiel wurde klarer, gehaltener, von himmlischem Frieden durchhaucht, um dann in mächtigen, herrlichen Akkorden anzuschwellen, wie schäumende Meeresflut. Dann hielt Mozart plötzlich und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Konstanze, an solche Gemüthsstimmungen ihres Mannes schon gewöhnt, trat jetzt zu ihm und nahm still, ohne zu fragen, seinen Kopf an ihre Brust, wo er eine Weile ruhte und sich Haare und Augen von ihrem weichen Munde küssen ließ. Endlich erhob Mozart den Kopf. „Geh, Konstanze, hole mir die Kleinen," bat er leise, „mein Gemüth ist bedrückt, sie werden mich erheitern."

Konstanze, in deren Augen jetzt ebenfalls eine stille Schwermuth schimmerte, verließ das Zimmer, und Mozart bedeckte das Gesicht abermals mit den Händen. Es zogen Erinnerungen vergangener Tage durch seine Seele.

Als Konstanze wieder eintrat, den blühenden Knaben an der Hand, das Töchterchen auf dem Arme, da breitete Mozart seine Arme aus und drückte alle Drei mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Brust. „Ich möchte sterben mit euch!" sagte er aufgeregt — „das Leben ist schaal, ist ein nichtiger Traum! Erst dort oben ist Wahrheit!"

„Papa," rief Wolfgang lebhaft und schlang die zarten Arme um Mozart's Hals, „spiele mir ein schönes Lied! Weißt Du, ich will auch einmal so spielen wie Du und komponiren, und Alle werden mich lieben wie Dich!"

Ein Strahl des Glückes glänzte wieder in Mozart's Augen, als der schöne Knabe so vor ihm stand und ihn mit großen, blauen Augen verständig anschaute. „Ja," sagte er und küßte die Stirn des lieben Kindes, „Du wirst ein Mozart werden, mein Junge" — Das Kleine auf den Armen Konstanzens streckte nun auch die Händchen nach ihm aus, er nahm es in seine Arme und küßte die runden, blühenden Wangen, die zappelnden Füßchen, und drückte dann wieder mit glühender Zärtlichkeit sein Weib an's Herz. Dann gab er das Kind der Mutter zurück und spielte, den Bitten des Knaben willfahrend, eine einfache, heitere Melodie, welche mit sympathetischer Gewalt an verwandte Saiten in der Seele des Künstlers rührte. Lachend sprang er auf, hob den jauchzenden Knaben zur Decke empor, setzte ihn auf seine Schulter und lief mit ihm im Galopp durch das Zimmer, bis er, ganz erhitzt, mit glühenden Wangen vor Konstanzen stehen blieb und laut rief: „Frauchen, gib mir Etwas zu essen, ich habe Hunger; Du hast doch noch Geld!" — Konstanze nickte und verließ mit dem jüngsten Kinde das Zimmer, während Mozart den Knaben auf seinen Knieen reiten ließ.

So bestand Mozart's ganze Gemüthsart aus Extremen, die sich oft plötzlich berührten und ihn augenblicklich in eine ganz entgegengesetzte Stimmung versetzten. Der Mozart, welcher so eben im Weinkeller in sprudelnder Laune seine Improvisationen scherzhaftester Art zum Besten gegeben, konnte, eben heimgekehrt, mit tiefster Schwermuth die Nacht hindurch am Klavier sitzen, wo er sich dann auf den Schwingen der Phantasie zu den unbekannten Regionen aufschwang, deren Geheimnisse nur der Tod löst. Er dachte oft an den Tod, gleichsam ahnend, daß ihn dieser bleiche Bote der Ewigkeit schon früh in lichtere Räume abholen werde. Diesen andern Menschen konnte man in Wien lange nicht begreifen, weder ihn selbst, noch seine Werke; aber dafür liebte man den heitern Mozart um so mehr. Sein freier, offener Charakter, sein Hang zur Geselligkeit, sein ritterlicher Sinn gegen die Frauen, sein himmlisches Spiel und dazu die Gabe des Improvisirens, welche er in hohem Grade besaß, mußten Sympathie bei den gemüthlichen Wienern erwecken, deren Hauptgeschäft das Vergnügen und deren größtes Vergnügen die Musik ist. Ueberdieß war Wien der Sammelplatz aller Virtuosen Europas sowohl der großen Gastlichkeit wegen, welche ihnen dort zu Theil wurde, als auch wegen der aufgeklärten und wohlwollenden Würdigung ihrer Leistungen und der zahlreichen Genüsse, welche die heitere, freundliche Stadt ihnen bot.

Als Mozart seinen Appetit gestillt hatte, kleidete er sich sorgfältig an, wie das seine Gewohnheit war, und ging aus. Alles sah fröhlich aus im goldenen Sonnenschein; die blühenden frischen Wienerinnen schritten freundlich an ihm vorbei, runde Kindergesichter lachten den Vorüberwandelnden an, der ihren Spielen auf den grünen Plätzen und schattigen Balkonen mit Vergnügen zusah. Planlos schritt Mozart weiter, vor sich hinsummend, wie er es oft zu thun pflegte; denn sein Genius ermüdete nie. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß befähigte ihn, die umfangreichsten schwierigsten Stücke auszusinnen, ohne eine Note vor ihrer Vollendung zu Papier zu bringen. Mozart komponirte, wo er ging und stand; jedes noch so geringfügige Ereigniß, jeder leiseste Anstoß von außen erweckte köstliche Ideen in seinem schöpferischen Geiste, denen er sofort durch eine Komposition Ausdruck geben mußte. So schlenderte er auch jetzt summend durch die Straßen, als eine Hand leicht seine Schulter berührte.

„Wohin so eilig, Mozart?" klang es in das Ohr des Summenden, der wahrlich nichts weniger als eilig durch die immer belebter werdenden Straßen wandelte. Er wendete sich überrascht um und stand dem Opernsänger Fischer, einem ihm seit längerer Zeit bekannten heitern Manne gegenüber, der jetzt von Prag, der Stadt der Musik, hergekommen war, um einmal den Musiker der Musiker wieder

zu sehen, wie er sagte, und ihn wo möglich auf einige Zeit den Wienern zu entführen. „Nein," sagte er und schlang seinen Arm im Verlaufe des Gesprächs in den Mozart's, „Du hast eine köstliche Oper geschrieben; sobald ‚Die Entführung' gegeben wird, sind die Prager ganz toll; alle wahren Freunde und Kenner der Musik wissen sie nicht genug zu rühmen. Man ist wahrlich des alten Schlendrians müde, sehnt sich nach gediegenen Tonschöpfungen, und Dein Genius fängt bereits an, Epoche machend zu wirken. Du mußt mit nach Prag, Mozart, mußt dort selbst Deine Oper dirigiren, da werden wir noch begeisterter unsere Rollen singen. Ich sage Dir, ich will den Osmin ganz prachtvoll singen, und Marie Cavalieri und Adamberger nehmen sich als Belmont und Konstanze auch nicht übel aus; sie singen ihre Partituren mit einer Begeisterung, daß der unbefangenste Zuhörer etwas dahinter ahnt, und wirklich, man muß unwillkürlich wünschen, diese beiden schönen Menschen würden ein Paar wie Belmont und Konstanze. Hier in Wien aber, Mozart, wird man Dich und Deine Schöpfungen nie richtig auffassen, glaube mir." — „Doch, doch," erwiederte Mozart; „was halfen meinen Gegnern alle Kabalen, meine Oper wurde mit rauschendem Beifall auch hier aufgenommen, und man wagte nicht, Mißtöne durch den allgemein gespendeten Applaus hören zu lassen. Die Ueberzahl der Gutgesinnten war zu bedeutend, als daß man ihr ungestraft hätte entgegentreten können." — „Ja, ja, Du hast recht," sagte Fischer und schaute links und rechts nach den Fenstern und in die Augen der hübschen Wienerinnen; „aber Du mußt zugeben, Mozart, daß die Prager Dich in Deiner ganzen Art und Weise besser verstehen, als die Wiener, daß sie mit Begeisterung, mit Verehrung Deinen Namen nennen. Komm' aber lieber hier in die Konditorei," sagte er plötzlich, „Adamberger und Mademoiselle Cavalieri werden auch hinkommen, Du mußt sie kennen lernen. Apropos, weißt Du, daß die Weber, verehlichte Lange, in Prag Gastrollen gibt?" — „Aloysia, meine Schwägerin?" rief Mozart stillstehend; „seit wann? ich weiß nichts davon." — „Seit vierzehn Tagen; aber sie bleibt nicht mehr lange, geht, glaube ich, nach München. Uebrigens wird die Frau mit jedem Tage schöner, das Unglück wirft einen verklärenden Schimmer auf ihr interessantes Gesicht, es spricht jetzt die Seele daraus, während früher nur das Glück aus ihren Zügen lachte." — „Ist sie denn so sehr unglücklich?" fragte Mozart. — „Sehr unglücklich; sie liebte ihren Mann, der als hübscher, heiterer Mensch und auch als Schauspieler ihr leicht empfängliches Herz zu erobern wußte, und nun behandelt sie der charakterlose Mensch mit despotischer Rauheit, ist eifersüchtig auf jeden ihrer Blicke, ohne darum seinen eigenen Leidenschaften auch nur den geringsten Zügel anzulegen. Er trinkt und spielt, und macht allen Tänzerinnen und leichtsinnigen Weibern in ungenirtester Weise den Hof. Anfangs suchte das junge Weib ihn durch Liebe auf den rechten Weg zurückzuführen; als das aber entschieden fehlschlug, wandte sie ein Mittel an, welches wohl noch keinen Mann besserte. Sie behandelte ihn mit gränzenloser Verachtung, welcher er schneidenden Hohn entgegensetzte und es toller trieb als zuvor. Dabei bewacht er sie mit Argusaugen, wodurch sie sich nicht abschrecken läßt, ihr Rachegefühl in so weit zu befriedigen, daß sie allen Huldigungen eine liebenswürdige, wenn auch durchaus in den Gränzen der Sitte gehaltene Freundlichkeit entgegenbringt. Hätte sie es über sich vermocht, länger seiner Rohheit Liebe und Duldung entgegenzusetzen, vielleicht wäre er zu bessern gewesen, so aber ..." — „Armes, armes Weib!" rief Mozart mit heißem Schmerz, „wie warst Du so verblendet! Wie hätte ich Dich auf den Händen getragen!" — Er starrte gedankenvoll vor sich hin.

„Ei, ei, Mozart," rief Fischer mit seiner schönen tiefen Stimme, „das Schicksal Deiner Schwägerin bekümmert Dich in einer Weise, die dem Fremdesten auffallen muß. Jedesmal, wenn von ihr gesprochen wird, bekommen Deine Augen einen dunkleren Glanz und Du wirst still und schwermüthig. Ich weiß zwar durch meine Frau, die von früher her mit Aloysia bekannt ist, daß Du dieses Weib geliebt hast; aber Du bist jetzt Ehemann, hast ein holdes Weib und liebe, hoffnungsvolle Kinder." — „Ja, ja," sagte Mozart schnell, „und ich liebe sie von ganzem Herzen!" — „Nun, wie könnte es auch anders sein," erwiederte Fischer. „Uebrigens hast Du mir noch nie die Geschichte dieser ersten Liebe erzählt. Komm', wir treten hier ein und Du theilst sie mir mit. Meine Freunde werden wohl noch eine Weile auf sich warten lassen, und beim Glase Wein erzählt sich's gut." — „Warum alte Geschichten wieder in's Andenken rufen," sagte Mozart ernst; „nein, ich werde heimgehen zu meinem Weibe und meinen Kindern; wenn Du willst, begleite mich." — „Nein, so wahr ich Fischer heiße und in Deiner Oper den Osmin singe, das geschieht nicht!" rief der joviale Sänger aus. „Deine Frau würde ein schönes Gesicht machen, wenn Du mit einer solchen Leichenbittermiene vor sie trätest." — „Sie kennt solche Mienen schon." — „Wenn auch, durch meine Schuld soll sich ihr Blick nicht einen Augenblick trüben; Du kommst mit und erzählst mir die Geschichte Deiner ersten Liebe; natürlich schlingt sich dann der Faden ganz allmälig zu der zweiten hinüber, die zum glücklichen Resultat führte, und mit fröhlicher Laune kehrst Du zu Deinem lieben Weibe und an den gemüthlichen Mittagstisch heim."

Schwermüthig trat Mozart am Arme Fischer's in die Konditorei. Fischer bestellte Champagner und zog den Freund in ein Seitenzimmer, wo sie ungestört plaudern konnten. Er ließ den Pfropfen knallen und goß den schäumenden Sekt in die spitzen Gläser. Dann faßte er mit seinen Fingern sein Glas, hob es hoch empor und rief begeistert aus: „Hoch lebe die Musik und ihre treuen Verehrer! Hoch lebe Mozart und sein Genius!" Sie stießen an, daß es klang wie Grüße aus ferner Zeit, und leerten mit einem Zuge die Gläser. Fischer füllte sie wieder, setzte sich dann in einen Lehnstuhl, schlug die Beine bequem über einander und blickte Mozart auffordernd an. „Deine erste Liebe!" sagte er.

Sinnend schüttelte Mozart die Locken von der gedankenvollen Stirn zurück und sagte traurig: „Laß ruhen, was begraben ist!" — „Nein, nein, Mozart, Du mußt erzählen; glaube mir, das erleichtert die Brust. Daß Aloysiens Vater Beamter in Mannheim war, weiß ich zwar, und daß Deine Frau ihre Schwester ist; aber wie lerntest Du Beide kennen?" — „Auf einer Reise nach Paris," erwiederte Mozart, noch immer schwermüthig, „wo ich eine Anstellung zu bekommen hoffte. Es war ein herrlicher Sommerabend, als ich, langsam durch die Straßen Mannheims fahrend, in einem Hause, dessen Fenster geöffnet waren, eine wunderschöne Mädchenstimme singen hörte. Es war eine schwermüthige Arie, von Haydn komponirt und mit einem Gefühl, einer Zartheit, einer Vollendung des Ausdrucks gesungen, die mich entzückte. Grade diesem Hause vis-à-vis hielt mein Wagen vor einem Hotel; ich ließ mir sogleich ein Zimmer nach der Straße anweisen, setzte mich an's Fenster und lauschte, bis der Gesang verklungen war. Der Entschluß stand fest in mir, die Sängerin kennen zu lernen; ich fragte nach ihrem Namen, erfuhr, daß sie Aloysia Weber heiße und Sängerin am Theater sei. Ich machte im Lauf des folgenden Vormittags meine Visite, wurde von Herrn Weber und seiner Frau mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen, fürchtete aber schon, von der Tochter nichts zu sehen, da sie sich lange nicht blicken ließ, als sich endlich die Thür öffnete und ein reizender Mädchenkopf sichtbar wurde. Es war Aloysia, die sich mit leichter Grazie gegen mich verneigte und sich dann unbefangen neben ihrer Mutter niederließ. Sie war wunderschön mit den dunklen, reichen Locken, den lodernden, schwarzen Augen, dem blendend weißen Teint. Um den frischen Mund spielte ein halb noch dem Kinde, halb dem Bewußtwerden der Jungfrau

Admiral Togo, als er Wind bekam, daß sich ein Teil der russischen Flotte in Wladiwostok befand, sofort Kurs auf diesen Hafen nahm. Die Russen sahen ihn kommen, aber sie konnten nicht mehr entkommen. Togo hatte sie eingeholt und schlug sie in schwerer Seeschlacht. Nur vier Schiffe von ihnen sind in Wladiwostok wieder

Wie Togo auf sein Schiff Mikasa kommt. Mikasa, Admiral Togos Flaggschiff.

eingelaufen. Alle andern sind von den Japanern versenkt oder gekapert worden. Togo ist der Held des Tages. Er hat, so schildern uns englische Blätter, die

Ich, und ich wußte keine Antwort, als ich gehen, und ich wußte keine Antwort, als ich wiederkam. Ich ging, und ich kam wieder, und ich wußte nie, ob ich gehen oder kommen sollte. Ich ging, und ich kam wieder, und ich ging, und ich kam wieder, und ich ging, und ich kam wieder, und

der Morgen mich ihr wieder zuführen würde. Dann kam der Tag meiner Abreise. Traurige Ahnungen beschlichen mich; Aloysia wußte sie kosend zu beseitigen. Sie sah mich mit ihren dunklen Sternenaugen liebend an und sagte: „Ich bleibe Dir treu, reise getrost.“ Und ich reiste. In Paris angekommen, war mein erstes Geschäft, an Aloysia zu schreiben; ich erhielt Briefe voll Liebe und Sehnsucht auch von ihr. Bald aber wurde die Sprache dieser Briefe kälter, flüchtiger und ich wurde mehr und mehr verstimmt und mißtrauisch. Hiezu kam noch, daß mein Talent in Paris nicht die Würdigung fand, welche ich erwartete. Man feierte mich mit Begeisterung, man staunte mich an und lud mich ein, aber das Rechte fehlte. Es war nicht die Begeisterung richtigen, klaren Verständnisses, sondern nur augenblicklichen Vergnügens, und ich fühlte mich in keiner Weise befriedigt. Ich versuchte es, der Musik neuen Aufschwung zu geben, neue Ideen zu erwecken, und bedachte nicht, daß es schwer ist in jeder Kunst, eine neue Bahn zu brechen! Erst ganz allmälig findet sich der an alten Gewohnheiten hängende Sinn der Menschen in Neuerungen, seien sie auch noch so überzeugend vervollkommnender Art. Neid und Scheelsucht spielen ihre Intriguen, und die Bosheit wirft heimlich Steine in den Weg. Da stimmt die Hoffnung sich herab und der Muth vergeht uns.“ — Mozart schwieg eine Weile.

„Nein,“ erwiederte Fischer, „das kann Deine wahre Herzensmeinung nicht sein! Das echte Genie, der wahre Künstler gewinnt aus Hindernissen nur neue Kraft! Und ritzt er sich auch das Herz oft blutig auf dem dornenvollen Pfade, so lacht ihn doch hier und da eine wunderschöne seltene Rose des Gelingens an, ihm das Morgenroth einer bessern Zukunft vergegenwärtigend. Er nimmt muthig den Kampf auf mit einer kleinlichen Welt, und zuletzt schmückt ihn doch der unverwellliche Lorbeerkranz vollendeter und anerkannter Künstlerschaft.“

Mozart lächelte schwermüthig. „Ja,“ sagte er, „sei es auch erst, wenn das sehnsuchtsvolle Herz, still geworden, unter grünem Rasen ruht.“ — „Man sollte nicht glauben, daß Du so schwermüthig sein kannst, Mozart,“ sagte Fischer. „Bitte, erzähle weiter, damit Dein Geist wieder freier wird.“ — „Ich kehrte zurück,“ erzählte Mozart weiter, „glühende Liebe im Herzen und auf den Lippen, und als ich vor die Geliebte trat — empfing sie mich wie einen Fremden, den sie erst kennen lernen müßte. Sie war in meiner Abwesenheit noch schöner geworden; Schmeichler umflatterten sie, und das stolze Mädchen, die gefeierte Sängerin blickte mit Geringschätzung auf den kleinen Mozart herab.“ — „Dessen Melodieen sie schon jetzt mit Entzücken singt, dessen sie gewiß oft mit Reue gedenkt!“ sagte Fischer. „Und Du ließest ihr,“ fuhr er fort, „den Triumph, Dich als unglücklich Liebenden vor sich zu sehen?“

Mozart schwieg einen Augenblick und betrachtete sinnend die Schaumperlen in seinem Glase, dann hob er den Kopf und rief mit blitzenden Augen: „Sie ließ mich stehen wie einen Schuljungen, der seine Lektion nicht gelernt hat, wandte sich an andere im Zimmer befindliche Herren, die ihr mit Wort und Blick ihre übertriebenen Huldigungen darbrachten. In meinem Innern stürmte es, aber ich wurde aus Stolz zum Schauspieler, setzte mich an's Klavier, präludirte in scherzhafter Weise, und als Alle aufmerksam geworden waren, sang ich improvisirend: ‚Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!‘ u. s. w.“ — „Bravo, Mozart!“ rief Fischer, sein Glas leerend; „und wie nahm sie's auf?“ — „Ich weiß es nicht; mein Blick suchte sie nicht mehr. Ich spielte weiter und fand zuletzt meine Ruhe wieder, obgleich ich fühlte, daß der schönste Traum meines Lebens zerronnen sei. Ich blieb in Mannheim, um zu zeigen, daß ich mich über den Verlust Aloysiens trösten konnte; und erst jetzt fiel mein Auge auf Konstanze, die zweite Tochter des Hauses, deren innige zarte Theilnahme mich zu ihr hinzog. Sie war erst fünfzehn Jahre alt und von zarter, echt weiblicher Lieblichkeit. Ihre blauen Augen hatten nicht, wie die Aloysiens, ein verführerisches Feuer, aber einen desto treueren Blick, und ihre jugendliche Mädchenseele neigte sich mir in stiller Liebe zu. Ich gab ihr einige Klavierstunden, und als eines Tages, da Aloysia bereits nach München abgereist war, wo Kurfürst Theodor von Bayern sie erwartete, Konstanze bei meinem Spiel in Thränen ausbrach, was mich bewog, sie theilnehmend zu befragen, da wurde sie meine Braut, und“ — rief Mozart aufstehend mit feuchten Augen — „ich habe es nie bereut! sie ist mir ein liebes, holdes, treues Weib!“ — „Das Du ihrer eigensinnigen Mutter entführen mußtest,“ warf Fischer ein. — „Ja,“ lachte Mozart, „das war eigentlich doch eine köstliche Zeit! Abenteuerlich und voll süßer, halb ängstlicher, halb froher Erwartung. Jahre lang währte unsere Brautschaft, denn ich wartete stets umsonst auf eine Anstellung. Aber ich sehnte mich nach der treuen Zärtlichkeit eines Weibes und ließ mich endlich auf's Gerathewohl hier in Wien nieder. Die Mutter Konstanzens wollte, aus welchem Grunde, ist mir heute noch ein Räthsel, unsere Verbindung nicht, welche sie doch früher so sehr begünstigt, und so beschloß ich im kühnen Muth der Jugend, mein Liebchen zu entführen, woraus sich ja auch später in meinem Kopfe die Idee zur Oper ‚Die Entführung‘ entspann. Es war in einer schönen mondhellen Frühlingsnacht, als ich, heimlich in Mannheim angekommen, leise an Konstanzens Fenster klopfte, welches auf den Garten hinausging. Sie harrte ihres Ritters schon in Reisekleidern, und ich hob sie in wenigen Minuten mit vor Aufregung und Seligkeit laut schlagendem Herzen, zwar nicht auf mein feuriges Roß, wohl aber in einen bequemen Reisewagen, der uns wohlbehalten nach Wien brachte. Hier angekommen, führte ich mein Bräutchen zu der freundlichen Baronin von Waldstetten, welche ihr mütterlichen Schutz zugesagt hatte, und — ich muß Dir sagen — als ein würdiger Geistlicher uns den ehelichen Segen ertheilte, habe ich vor Seligkeit und einer Flut von unbestimmten Gefühlen, welche mein Herz bestürmten, geweint — ja geweint — und ich schäme mich dieser Thränen nicht. Konstanze war mir in die Fremde gefolgt mit kindlichem Vertrauen, sie stand so unschuldig, so hold und schön neben mir vor dem Geistlichen; mußte ich sie nicht lieben? mußte ich nicht glücklich sein?“ — „Ja, Du kannst glücklich sein, Mozart,“ sagte Fischer ernst, „Du hast ein holdes, treues Weib, hast liebe, hoffnungsvolle Kinder, wirst geliebt und verehrt von Tausenden — Du bist ein beneidenswerther Mensch!“ — „Und doch“ — sagte Mozart sinnend — aber die Rede wurde ihm abgeschnitten, denn am Arme eines jugendlich schönen Mannes, dem Tenorsänger Adamberger, trat die Sängerin Marie Cavalieri ein, welche mit Fischer gekommen waren, um den Komponisten der schönen Oper ‚Die Entführung‘ kennen zu lernen.

„Ich schätze mich sehr glücklich,“ sagte die Dame, mit zauberischem Lächeln Mozart ihre Hand entgegenreichend, „den ersten Maestro unserer Zeit kennen zu lernen. Mit Ihrer neuen Oper beginnt für Deutschland eine neue Aera der dramatischen Musik, und wir können Ihnen nicht genug dafür danken. Bis dahin waren ja alle Tonschöpfungen unserer Musiker nur mehr oder weniger gelungene Kopien der alten Meister, Niemand wagte es, einen Schritt vorwärts zu thun, den am Alten festklebenden Ideen einen neuen, originalen Aufschwung zu geben. Sie hingegen lassen Ihren Genius frei seine Schwingen entfalten und sich zu den Höhen einer freiern, göttlichern Auffassung der Musik emportragen.“

Die großen Augen der Sängerin ruhten bei diesen Worten mit leuchtendem Glanze und unverhaltenem Interesse auf Mozart, der ihr lächelnd zuhörte. „Wenn nur Jeder so denken wollte, wie Sie,“ sagte er. — „O haben Sie nur Geduld!“ rief die Sängerin lebhaft, „es wird eine Zeit kommen, wo die Mehrzahl so denkt, wo man mit staunender Verehrung zu Ihnen aufblicken wird.“ — „Die Verehrung wollte ich schon entbehren,“ erwiederte Mozart lä-

chelnd, „wenn man mich nur gewähren ließe, mir nicht meinen Weg so unendlich erschwerte!“ — „Kommen Sie mit nach Prag!“ rief die Sängerin mit unwiderstehlicher Herzlichkeit. „Ihre Oper wird dort mit einer Begeisterung aufgenommen, die Sie befriedigen müßte. Hier versteht man Ihren Genius nicht. Bei uns ist es anders; man glaubt, was man bisher gehört, sei gar keine Musik gewesen, so bezaubert ist man von den köstlichen Harmonieen Ihrer Oper. Nicht wahr, Sie kommen nach Prag?“ setzte sie überredend hinzu, während die Augen Adamberger's ihren auf Mozart ruhenden Blicken mit düsterem Feuer folgten.

Mozart war nachdenklich geworden; konnte er denn nach Prag? War nicht Aloysia dort, deren Bild noch immer gefährlichen Zauber für ihn besaß?

„Uebrigens,“ fuhr die Sängerin fort, nachdem sie Adamberger einen freundlichen Blick geschenkt und ein wenig Champagner genippt hatte, — „übrigens haben wir einen Ausflug nach dem Salzbergwerk Wielitzka vor; es soll dort wunderschön sein zwischen den unterirdischen Säulen, deren Wände wie Edelsteine funkeln und schimmern, und Musik soll dort klingen wie Zauberharmonieen aus einer Feenwelt. Dahin begleiten Sie uns, Herr Mozart, nicht wahr? Bereuen werden Sie's nicht! Sie nehmen Ihre Violine mit und geben uns in jenen Krystallpaläſten ein Konzert, wie es wohl noch Wenige in dieser Art genossen haben. O nicht wahr, Sie kommen!“

Mozart sagte halb und halb zu, denn es war fast eine Unmöglichkeit, den innigen Bitten dieses reizenden Mundes zu widerstehen; auch er hatte schon viel von der Schönheit Wielitzkas gehört und den Wunsch gehegt, einmal hinzureisen; selbst der Hof ging manchmal dorthin, um ein seltenes Schauspiel zu genießen. Wohl dachte Mozart daran, daß Konstanze dann wieder allein bleibe; aber sie war so verständig, wollte sich nicht als hindernde Last an ihn hängen, sondern seinem Künstlergeiste im praktischen Sinne eine Stütze sein.

Man freute sich lebhaft auf diesen Ausflug, und in interessanter Unterhaltung mit den gebildeten Künstlern vergingen Mozart einige angenehme heitere Stunden; manches Glas wurde geleert, und als Mozart aufstand, um nach Hause zu gehen, war es bereits fest abgemacht, daß man andern Tages in der Frühe sich auf den Weg machen wollte. Anders war es mit Prag. So lange Aloysia dort war, wollte Mozart nicht hin. Aber wenn sie abgereist, dann wollte er mit Weib und Kind hinreisen und so recht mit ganzem Herzen das Glück genießen, in allen seinen Ideen und musikalischen wie geistigen Anschauungen verstanden zu werden. Als er in sein Haus und in das bekannte Zimmer trat, fesselte ihn unwillkürlich der Anblick einer holden Gruppe. Auf einem Teppich, dessen eingewirkte Rosen einen Kranz bildeten, saß in malerisch nachlässiger Stellung Konstanze, eine Börse von grüner Seide in der weißen Hand, deren nicht bedeutenden Inhalt sie langsam und mit besorgter Miene zählte. Neben ihr, den Bewegungen ihrer Hände aufmerksam folgend, kniete der kleine Wolfgang, und in innigstem Wohlbehagen lallend, lag das kleine Kindchen, mit den Beinchen zappelnd, auf den Rosen des Teppichs. Goldene Sonnenlichter blitzten durch die Scheiben auf das holde, lebende Bild, und Mozart stürzte mit glühender Seele vor Konstanze nieder, sie stürmisch an sein Herz drückend.

„Wie Du mich erschreckt hast, Amadeus,“ sagte sie mit flammender Wange, sah ihm dann aber liebevoll in's Gesicht und küßte seinen Mund wiederholt. „Und Du siehst so froh aus, daß ich mich fürchte, Dir zu sagen, was doch gesagt werden muß.“ — „Sprich, Liebchen, sprich,“ sagte Mozart, noch immer auf den Knieen; „hast Du kein Geld mehr? Ich habe ja dem Grafen M. einige Konzertstücke und Lieder komponirt, dafür ist das Geld noch nicht eingegangen. Hoffentlich schickt er es bald.“ — „Aber was ich habe, reicht kaum noch für einen Tag,“ sagte Konstanze kleinlaut. — „So? nun, was macht man da? Mahnen kann ich den Grafen nicht.“

Es klopfte. Mozart stand auf. Ein betreßter Diener trat ein und überreichte dem Musiker einen dicken Brief. „Vom Herrn Grafen M.“ sagte er. Mozart erwiederte einige Worte und der Diener entfernte sich.

„Siehst Du, mein Frauchen,“ jubelte Mozart, „das Genie beschützen die Götter! Man könnte an Wunder glauben, wenn nicht Alles so natürlich wäre.“ — „Ja, ja,“ sagte Konstanze und lächelte ihn lieblich an; „Du bist ein Liebling der Götter! Möchte es so bleiben. Ach,“ fügte sie dann hinzu und drückte Mozart's Hand an ihre frischen Lippen — „und ich bin Dein Weib, Mozart, Dein Weib!“ — „Mein liebes, liebes Weib!“ rief Mozart, sie umschlingend, „meine treue Begleiterin, die liebliche Mutter meiner Kinder!“ Dabei sah er mit inniger Liebe in das erröthende Gesicht seiner Frau.

Konstanze fügte sich ohne Widerrede in Mozart's Reise. Sie war zu verständig, sich zu klar bewußt, daß das Weib eines Künstlers nicht die Ansprüche an ihren Gatten machen könne, wie die Frauen gewöhnlicher Männer; sie hatte bei ihrer Vermählung den festen Entschluß gefaßt, sich nie als hindernde Last an die Schwingen seines Genius zu hängen, ihm volle Freiheit zu lassen; und dafür weihte er ihr die innigste Achtung und liebreichste Hingebung, kehrte von allen seinen Reisen und kleinen Ausflügen mit verdoppelter Zärtlichkeit zu ihr zurück, und seine kindliche, gerade Künstlerseele lag offen, wie ein Buch, vor ihrem milden Blick. Sie besorgte auch jetzt mit freundlichem Gesicht Alles, was er zu seiner Reise bedurfte, und lächelte noch lieblich ihrem Gatten zu, als er am andern Morgen mit seinen Reisegefährten im Wagen saß.

Es war an einem herrlichen Maitage, der sich bereits seinem Ende zuneigte, als ein viersitziger offener Reisewagen auf der romantischen bergigen Straße hinfuhr, welche von Wien nach Wielitzka, einem am nördlichen Abfall des karpathischen Vorgebirges liegenden Salzbergwerk, führt. Das Wetter war wunderschön; in den Thälern blühten Vergißmeinnicht und auf den Höhen rauschten Fichten und Tannen, leuchteten halbaufgebrochene wilde Rosen im Sonnenschein. Die Vögel sangen in den Gebüschen und hie und da schwebte ein Schmetterling mit schimmerndem Flügel um den Duftkelch einer Blume. Es war ein Tag, so recht geschaffen, das Menschenherz zu erfreuen mit seinem Sonnenschein und Aetherblau, und die gemüthlichste Heiterkeit belebte die Gesellschaft im Reisewagen. Diese wunderbare Harmonie in der Natur, diese Klänge, so verschieden und doch so herrlich zusammenstimmend, mußten musikalisch gestimmte Seelen, wie die unserer Reisenden, nothwendig sympathetisch berühren. Mozart saß in einer Ecke des Wagens, den Lockenkopf mit den bleichen, interessanten Zügen in die Hand gestützt, den sinnenden Blick in die Ferne gerichtet. Ihm klang und sang es in der Brust, als stiegen Genien der Liebe darin auf und ab. Er hörte auf das Gezwitscher der Vögel, auf das Rauschen und Flüstern der Bäume, und selbst der Blumen Duft und Glanz erschien seinem Geiste wie Musik. Dabei bildeten sich immer neue Melodieen in seinem Kopfe, so fest und klar sich gestaltend, als hätte er sie bereits zu Papier gebracht.

(Fortsetzung folgt S. 450.)

Kloster Heisterbach

im Siebengebirge am Rhein.

Von

H. Berker.

Ohne Zweifel ist das Siebengebirge die schönste landschaftliche Partie im ganzen schönen Rheinthal; schon von ferne her fällt die Gruppe der sieben Berggipfel durch ihre

Ihren Armen auf. Ein Kind war in Tränen zu- | den Ort, wo Abraham mit dem großen Blindenrad
sammengesunken, ein anderes stand mit ausgestreckten | stand.
Händchen und lachendem Gesicht da, ein drittes | Da kam ein Mann mit einem Kinde, das
schaute mit großen Augen in die Welt hinein, ein | Abraham noch nicht kannte, und sagte: „Dieses
viertes hatte sich an die Mutter angeklammert, ein | Kind ist blind geboren, und ich habe es zu dir
fünftes stand mit gefalteten Händen da, ein sechstes | gebracht, damit du es heilen sollst." Abraham
lag in seiner Wiege und schlief, ein siebentes saß | nahm das Kind auf seinen Schoß, betrachtete
auf dem Schoße der Mutter und spielte mit ihr, ein | seine Augen und sagte: „Ich will dir helfen,
achtes lag in seiner Wiege und schlief, ein neuntes | mein Kind, aber du mußt mir versprechen, daß
saß auf dem Schoße der Mutter und spielte mit ihr, | du mir dafür dienen willst." Das Kind versprach
ein zehntes lag in seiner Wiege und schlief, ein | es, und Abraham machte ihm die Augen auf.
elftes saß auf dem Schoße der Mutter und spielte | Da sah das Kind zum ersten Male in seinem
mit ihr, ein zwölftes lag in seiner Wiege und | Leben die Sonne, den Himmel, die Bäume, die
schlief, ein dreizehntes saß auf dem Schoße der | Blumen, die Menschen und alle Herrlichkeiten
Mutter und spielte mit ihr, ein vierzehntes lag in | der Welt. Es jauchzte vor Freude und lief
seiner Wiege und schlief, ein fünfzehntes saß auf | seinen Eltern entgegen, die ihm nachgekommen
dem Schoße der Mutter und spielte mit ihr, ein | waren, und sagte: „Ich sehe, ich sehe!" Die
sechzehntes lag in seiner Wiege und schlief, ein | Eltern weinten vor Freude und dankten Gott.
siebzehntes saß auf dem Schoße der Mutter und | Dann kamen sie zu Abraham und dankten ihm
spielte mit ihr, ein achtzehntes lag in seiner Wiege | auch. Abraham aber sagte: „Ich habe euch
und schlief, ein neunzehntes saß auf dem Schoße | nicht zu danken, sondern Gott, der mir die Kraft
der Mutter und spielte mit ihr, ein zwanzigstes | gegeben hat, euch zu helfen."

Das Kloster Maria Laach.

Kinder! Ihr Kinder ist | Da sah er zwanzig blinde Kinder, alle
Kinder! Ihr Kinder ist | Da sah er zwanzig blinde Kinder, alle
Kinder! Ihr Kinder ist | Da sah er zwanzig blinde Kinder, alle
Kinder! Ihr Kinder ist | Da sah er zwanzig blinde Kinder, alle

Abraham Blindenrad.

Abraham war ein armer blinder Mann, der | Abraham war ein armer blinder Mann, der
Abraham war ein armer blinder Mann, der | Abraham war ein armer blinder Mann, der
Abraham war ein armer blinder Mann, der | Abraham war ein armer blinder Mann, der
Abraham war ein armer blinder Mann, der

Abraham war ein armer blinder Mann, der

Kloſter Heiſterbach: Säulenumgang.

Gegründet wurde das Kloster zuerst durch einen Ritter Walther, der sich um 1134 als Klausner auf dem Stromberge (jetzt Petersberg) niederließ und zu welchem sich Genossen gesellten, als Kloster der heiligen Maria auf dem Stromberge. Nach dem Tode dieses Walther, des ersten Probstes, aber verließen die Mönche die unwirthliche kalte Höhe und siedelten sich anderswo an.

Erzbischof Philipp jedoch wollte das verlassene Kloster nicht untergehen lassen und besetzte dasselbe mit Cisterzienser-mönchen aus dem Kloster Himmerode in der Eifel. Diese, zwölf an der Zahl, erblickten bei ihrer Hinreise eine Wundererscheinung am Himmel, welche sie ihrem Vorhaben günstig erklärten (1188). Indessen auch diese hielten es auf dem Berge nicht aus und so zogen sie 1191 hinab in das nördlich am Fuße des Berges gelegene wasserreiche Waldthal, wo eine bischöfliche Meierei sie aufnahm, und gründeten Kloster Heisterbach (Buchenbach). Ein größeres Wunder als seine erste Erscheinung geschah dann 1212, indem der Erzengel Michael, zürnend über die Zerstörung seiner Kapelle auf dem Godesberge, wahrscheinlich ein uraltes Heiligthum des Wodan, der vom St. Michael verdrängt worden und welche Erzbischof Theodorich einer Burg weichen hieß, nach dem Petersberge hinüberflog und einen ganzen Kasten voll von Reliquien mitnahm, die dann später den größten Schatz des Klosters bildeten. Das Kloster nahm den Namen der heiligen Maria im Petersthale zu Heisterbach an, sein Wappen ist ein Bach und ein Baum. Unter Abt Govard wurde dann im Jahre 1202 der Neubau des Klosters begonnen, jedoch erst 1233 vollendet und 1237 geweiht.

Häufig erwähnt in der früheren Geschichte des Rheinlandes, hat Kloster Heisterbach fortgeblüht bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo es mit den andern Klöstern der nicht mehr geistlichen Territorien aufgehoben wurde.

Jetzt ist Heisterbach ein Landgut und eine ländliche Wirthschaft, die häufig von der Umgegend aus besucht wird. Das schöne Wiesenthal im rauschenden Walde ist an warmen Sommertagen ein lieblicher Aufenthalt, doch trägt es einen etwas traurigen, träumerischen Charakter, als wäre der brütende melancholische Geist des Klosters noch nicht ganz entwichen.

Verschiedene Grabmonumente im Walde, nahe der einsamen Kirchenruine, verstärken den düsteren Eindruck, es haben in der romantischen Zeit des ersten Viertheils unseres Jahrhunderts einige empfindsame Seelen dort ihre letzte Ruhestatt gewählt, und wirklich ist der Ort solchem Zwecke sehr geeignet.

Wenn im Frühsommer in den grünen Buchen die Drossel singt, wenn man vom menschenwimmelnden Rolandseck oder Königswinter her in diesem stillen Thal entlang wandelt, oder sich in den Schatten des Waldes streckt und die wunderlichen Sagen der sagenreichen Gegend durch den Sinn ziehen läßt, so geräth man in eine träumerische Stimmung und versteht sehr wohl, wie hierher sich weltmüde und weltentsagende Menschen zurückziehen mochten, um ihren trüben Gedanken ungestört nachzuhängen, und wie dann in diesen Gedanken Nixen und Waldgeister, in die Dämonen des Christenthums verwandelt, ihr Wesen treiben konnten.

Häufig freilich werden diese Träumereien durch den lustigen Lärm einer heiteren Landpartie unterbrochen.

Die Juwelen.

Kriminalgeschichte.

Von

Dr. Carl Kolb.

Vor einiger Zeit hat ein Juwelendiebstahl in der Wohnung der Herzogin von W. sowohl wegen des Werths der geraubten Gegenstände, als wegen der Kühnheit, mit welcher die That ausgeführt wurde, großes Aufsehen erregt. Ihro Gnaden war Abends in die Oper gefahren und wurde vor Mitternacht nicht zurück erwartet. Die Kammerfrau hatte nach dem Abfahren des Wagens einen Ausgang in eigenen Angelegenheiten gemacht und einen großen Theil der Juwelen ihrer Gebieterin auf dem Ankleidetisch zurückgelassen. Als sie gegen halb elf Uhr wieder zurückkam und das Ankleidezimmer in Ordnung bringen wollte, machte sie zu ihrem großen Schrecken die Wahrnehmung, daß der ganze Schmuck nebst noch vielen anderen Werthgegenständen verschwunden war. Es wurde sogleich ein Bote nach dem Hoftheater abgeschickt, um die Herzogin von ihrem Verlust in Kenntniß zu setzen; ein anderer eilte nach Bowstreet, um einen Polizeibeamten herbeizuholen. Der Auftrag fiel mir zu, und ich langte fast im gleichen Augenblick mit Ihro Gnaden in dem herzoglichen Palais an.

Meine ersten Nachforschungen galten der Art, wie der Raub vor sich gegangen. Die Diebe waren nicht zur Vorderthüre hereingekommen, denn der Portier hatte den ganzen Abend seinen traulichen Lehnstuhl in der Halle nicht verlassen, und da unten sich nirgends Spuren eines gewaltsamen Einbruchs blicken ließen, so ging ich an's Werk, die oberen Gelasse zu untersuchen. In dem Bühnenraum bemerkte ich sogleich, daß der Zutritt von einem in Reparatur begriffenen Nachbardach aus durch eine Fallthüre bewerkstelligt worden war.

Ich kehrte nach dem Gemach zurück, in welchem der Diebstahl stattgefunden, dehnte meinen Augenschein nach allen Richtungen aus, und zögerte dann nicht, meine Erklärung dahin abzugeben, daß der Einbruch von zwei zurückgekehrten Deportirten gemacht worden sei, die ich namhaft machte, denn ich kannte Niemand sonst, welchem ich eine That, die eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit forderte, hätte zutrauen mögen.

Lord M., der die Herzogin aus der Oper nach Hause begleitet hatte, sah mich mit großem Erstaunen an. „Wie," sagte er, „ist es möglich, daß Sie schon aus der Art, wie ein Raub verübt wurde, sogleich die Thäter namhaft machen können? Das wäre in der That wunderbar! Wenn Sie mir beweisen, daß die von Ihnen genannten Bursche Ihrer Gnaden Juwelen gestohlen haben, so verspreche ich Ihnen, bei dem Minister des Innern ein gutes Wort für Sie einzulegen."

Ich dankte dem gnädigen Herrn und versicherte ihn, ich zweifle nicht, daß ich im Stande sein werde, meiner Behauptung Kraft zu geben, obgleich der Nachweis mit mancher Schwierigkeit verknüpft sein dürfte.

Nachdem die Herzogin und der Lord sich entfernt hatten, nahm ich die Kammerjungfer in's Gebet, die mit lautem Schluchzen und Händeringen ihres Kummers kein Ende finden konnte.

„Armes Mädchen," sagte ich zu ihr, „dieß ist ein schlimmer Handel für Sie. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu verhaften." — „Ach, um Gotteswillen, thun Sie dieß nicht. Warum auch? Sie sagen, Sie wissen, wer den Raub begangen, und können doch gewiß nicht glauben, daß ich etwas damit zu schaffen hatte." — „Ich weiß noch nicht, wer hier eingebrochen hat; es handelt sich vorerst nur um einen Argwohn. Ist Alles hier noch eben so, wie Sie es gefunden haben, als Sie den Raub entdeckten?" — „Alles." — „Sie haben nichts weggeräumt, keine Spur von den Dieben entdeckt? Ist gar nichts von ihnen zurückgeblieben? Dieß trifft sich hin und wieder." — „Ich habe dieß von dem Teppich aufgelesen, glaube aber nicht, daß es den Dieben gehörte." Sie händigte mir mit diesen Worten ein kleines silbernes Petschaft ein in der Form eines galoppirenden Pferdes, an dem ein Vorderfuß über dem Knie abgebrochen war. „Das deutet ohne Zweifel auf einen Dieb in Glacéhandschuhen; 's ist freilich nicht viel," fügte ich bei, indem ich das Petschaft in meine Westentasche steckte; aber

möglich, daß es doch Dienste leistet. — Sie sind diesen Abend auf ein paar Stunden ausgegangen; darf ich so frei sein, zu fragen, wohin?" — „Ich bin von einer bekannten Person nach der burlingtoner Arkade bestellt worden." — „Von einer bekannten Person — Frauenzimmer oder Herr?" — „Wenn Sie's durchaus wissen müssen, es war ein Frauenzimmer." — „Wirklich? Kann's nicht recht glauben. Gestehen Sie, es war ein Herr." — Die Kammerjungfer erröthete, gab aber keine Antwort. — „Ah, ich weiß jetzt schon, wo ich daran bin. Hat er die Bestellung eingehalten?" — „Nein." — „Kann mir's denken. Wollen Sie mir den Herrn beschreiben?" — „Er ist groß, so groß wie Sie; dunkle Gesichtsfarbe, schwarzes, krauses Haar und graue Augen." — „Seine Kleidung?" — „Sehr elegant. Schwarzer Frack und schwarze Hosen, helle Weste, schwarzseidene Halsbinde, Diamantnadel, goldene Uhr — ganz ein Gentleman, kann ich Ihnen versichern." — „Sie kennen ihn vermuthlich gut?" — „Noch nicht sehr lange." — „Ein Courmacher?" — Keine Antwort. — „Sie kennen natürlich seinen Namen und sein Geschäft?" — „Er sagt, er sei Kurier bei Lord John R." — „Wie machten Sie seine Bekanntschaft?" — „Eigenthümlich. Ich ging durch den St. James-Park nach Eaton Square und setzte mich für einen Augenblick auf eine Bank, um den Enten zuzusehen; da kam er, nahm an meiner Seite Platz und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein." — „Die Aufmerksamkeiten einer so gentlemanisch aussehenden Person schmeichelten Ihnen begreiflich, und Sie ließen sich auf eine spätere Bestellung ein?" — „Damals noch nicht." — „Aber wie griffen Sie es an, wieder mit ihm zusammenzukommen?" — „Bald nachher ging ich Abends aus und traf ihn auf der Straße, wo er auf mich wartete." — „Hab' mir's gedacht. Sie sagten, sein Name sei . . ." — „Ratisbon." — „Ratisbon! Ein sehr ungewöhnlicher Name. Haben Sie keinen Argwohn über den Grund, warum er heute Abend seine Bestellung nicht einhielt?" — „Nein. Sie vielleicht?" — „Ja. Ich denke, wenn Sie zu Hause geblieben wären, so würden Sie ihn hier getroffen haben." — „Ich verstehe Sie nicht. Ich lade nie Gentlemen ein, mich in der Wohnung meiner gnädigen Herrschaft zu besuchen." — „Natürlich nicht; aber sie können uneingeladen kommen." — „Ah, ich sehe, auf was Sie anspielen. Sie glauben, Herr Ratisbon sei hier gewesen und habe Ihrer Gnaden Juwelen gestohlen. Unmöglich." — „Es sind mir schon unmöglichere Dinge vorgekommen. Wissen Sie die Adresse dieses Ratisbon?" — „Nein." — „Wann erwarten Sie ihn wieder?" — „Ich weiß nicht. Er wird mir wahrscheinlich darüber schreiben." — „Und sich natürlich entschuldigen, daß er heute Abend nicht gekommen ist. Sie haben zwei volle Stunden unter den Arkaden gewartet?" — „Ich wartete da, so lang als ich konnte — bis alle die Läden geschlossen waren. Dann verließ ich den Säulengang und wartete außerhalb desselben bis zehn Uhr." — „Haben Sie mir auch gewiß Alles gesagt, was Ihnen von diesem Raub und von Herrn Ratisbon bekannt ist? So viel dürfen Sie mit Sicherheit in Aussicht nehmen, daß Sie Ihren Platz verlieren — ja, vielleicht ohne Zeugniß fortgejagt werden." — „Leider; aber ich habe Ihnen Alles gesagt."

Da ich aus diesem Gespräche die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Kammerjungfer einer Mitwissenschaft an dem Diebstahl nicht verdächtig sei, so entfernte ich mich. Die Personen, die ich wegen dieses Verbrechens beargwöhnte, waren zwei zurückgekehrte Deportirte, Smithers und Ribstock mit Namen. Unter unserem Stabe kannte sie Niemand als ich und meine rechte Hand, Tilney. Leider kannten die Spitzbuben auch uns; es war daher nöthig, alle Vorsicht und Klugheit aufzubieten, wenn wir den Raub auf sie zurück verfolgen wollten. Ich hatte keinen Beweis, ja nicht einmal einen bestimmten Anhaltspunkt, nur meinen Argwohn. Um ihm Gewißheit zu verschaffen und dem Lord M. Wort zu halten, war es nöthig, einen sichereren Leitfaden aufzufinden.

Es ist ein bekanntes Sprüchwort: Diebe müsse man mit Dieben fangen. Nach diesem Grundsatz leitete ich sofort meine Operationen ein.

In dem Borough, nicht weit von dem Queensbench-Gefängniß, ist ein Wirthshaus, in welchem sich Diebe von allen Gattungen zusammenfinden. Ich machte dieser Herberge einen Morgenbesuch und fand daselbst drei Männer, die ich als heimgekehrte Deportirte kannte. Ich winkte ihnen, mir in ein besonderes Zimmer zu folgen, und sie gehorchten mit Furcht und Zittern, weil sie verhaftet zu werden besorgten.

„Es gilt nicht euch," sagte ich zu ihnen, nachdem ich die Thüre hinter mir abgeschlossen hatte. „Aber ein Dienst ist des andern werth. Welcher von euch kennt den Smithers und den Ribstock, namentlich aber den Smithers?" — „Ich, Herr." — „Und ich." — „Ich auch." — „Gut. Wie lange ist's, daß Ihr ihn zum letzten Mal gesehen habt?" fragte ich den Ersten. — „Ungefähr ein Jahr." — „Und Ihr?" — „Ich denke, es muß an die sechs Monate sein." — „Ihr?" fragte ich den Dritten. — „In der letzten Woche. Ich begegnete ihm in Holborn; er ließ mir in einem Wirthshause von Middle Row ein Krügchen Bier einschenken." — „War Jemand bei ihm?" — „Nein, er war allein." — „Wie war er gekleidet?" — „Wie ein Gentleman. Schwarzer Frack, schwarze Hosen, weiße Weste, schwarzseidene Halsbinde." — „Hat er Kostbarkeiten getragen?" — „Ja; eine Diamantbrustnadel, eine Uhr und eine schwere Kette. Mein Weib war bei mir. Ich erinnere mich, daß sie an ihm ein schönes Petschaft bewunderte, ein Pferd im Galopp mit abgebrochenem Vorderfuß. Sie verlangte von ihm, er solle ihr's als Andenken schenken, aber er wollte nicht." — „Wo hält sich Euer Weib auf?" — „Im Giltspur Street Compter. Sie werden sie jetzt zu Hause treffen und ganz nüchtern." — „Ich brauche diese beiden Bursche und muß sie haben; möchte aber mit möglichst wenig Aufsehen an sie kommen. Wenn ihr mir an die Hand gehen wollt, so gebe ich Jedem von euch ein paar Guineen." — „O, Sie wissen, Herr, daß wir gern Alles thun, was recht ist. Wer wird nicht gern einen ehrlichen Pfennig verdienen?" — „Ich verlange von euch weiter nichts, als daß ihr, wenn ihr wieder mit ihm zusammentrefft, einen Streit anfangt, der die Einmischung der Polizei fordert. Ihr sollt nicht lange in Arrest sitzen, und wenn ihr wieder herauskommt, erhält Jeder seine zwei Sovereigns." — „Dann haben wir noch den Spaß obendrein. Doch nichts Ernstes gegen sie?" — „Ich weiß noch nicht, was ich daraus machen soll."

Am andern Tage stattete ich der Dame im Giltspur Street Compter meinen Besuch ab. Ich ließ sie nach der Schließerstube kommen und redete sie ohne Umschweife folgendermaßen an:

„Warum sitzt Ihr?" — „Wegen Händeln. Muß betrunken gewesen sein." — „Gut; wenn Ihr thun wollt, was ich von Euch verlange, so will ich Eure Freilassung bewirken." — „So reden Sie; was ist's?" — „Ihr kennt Smithers. Wie lange her ist's, daß Ihr ihn zuletzt gesehen habt?" — „Gestern vor acht Tagen in Holborn." — „Wie war er gekleidet — recht herausgeputzt?" — „Ja, mit einer schönen Uhr und Kette. Ich bat ihn, mir eines von seinen Petschaften zu schenken, ein Pferd mit abgebrochenem Vorderfuß; aber der schäbige Bursche wollte nicht." — „Glaubt Ihr es zu kennen, wenn Ihr es wieder sehen würdet?" — „Schätz' wohl." — „Hat es wie dieses ausgesehen?" Ich zeigte ihr das Siegel, das im Ankleidezimmer der Herzogin gefunden wurde. — „Ausgesehen? Es ist ja das nämliche."

Ich gestehe, daß ich sehr erfreut war, den Besitz des Siegels auf Smithers zurückführen zu können. Mein Verdacht war jetzt vollkommen bestätigt. Einige Tage nach diesem Besuch in dem Polizeigefängniß kam die Anzeige, daß ein achtbarer Wirth durch zwei Menschen, die am Morgen ein Frühstück bei ihm bestellt hatten, bestohlen worden sei. Als

er sich einen Augenblick abwandte, benützten die Strolche die Gelegenheit, seine Geldlade, welche gegen zweihundertfünfzig Pfund enthielt, von dem Schenktisch wegzunehmen. Ich ließ mir von dem Beraubten eine Schilderung von den Dieben geben und erkannte daraus sogleich Smithers und Ribstock. In Folge dieses neuen Verbrechens bot ich Allem auf, den Aufenthalt der beiden Gauner zu ermitteln, die sich nirgends öffentlich blicken ließen, und daher bis jetzt den vielen Personen, die ich mit ihrer Bewachung beauftragt hatte, nie in den Wurf gekommen waren.

Doch wo das Aas liegt, sind auch die Raben nicht weit. Smithers und Ribstock hielten Umgang mit zwei Dirnen, die sie für ihre Weiber ausgaben. Eine derselben wurde von einem meiner Agenten bemerkt; er folgte ihr, bis er sie in ein kleines Haus jenseits der Lemsingtoner Haide eintreten sah.

Nun trafen wir Anstalt zu unverzüglicher Verhaftung. Um Mitternacht pflanzten sich vier von meinen Gehülfen, passend vertheilt, in der Nähe des Hauses auf, nachdem sie zuvor behutsam ihren Grund sondirt hatten. Der Angriff sollte erst mit Tagesanbruch vorgenommen werden, denn wir wünschten die Diebe zu sehen, damit uns Keiner in der Dunkelheit entwische. Morgens zwei Uhr aber wurde die Hausthüre vorsichtig geöffnet; eine Weibsperson sah heraus und zog sich wieder zurück. Bald nachher erschienen Smithers und Ribstock auf der Schwelle; sie sahen sich nach rechts und links um, und verschwanden in der Dunkelheit, ehe meine Leute Hand an sie legen konnten. Einer, der am Ende des Weges stand, rief ihnen Halt zu; aber die Spitzbuben zogen jetzt Pistolen und drohten ihm mit Erschießen. Der Polizeimann, der sich hiedurch nicht einschüchtern ließ, bediente sich gleichfalls seiner Schußwaffe; doch zum Unglück war die Nacht so pechfinster, daß die Strolche entkamen.

Nachdem dieses Unternehmen fehlgeschlagen, kehrten wir nach dem Hause zurück, und kamen gerade noch rechtzeitig, um eine Weibsperson, die ebenfalls Reißaus nehmen wollte, anzuhalten. In einem Korb, den sie am Arme trug, fanden wir ein Paket mit vierundzwanzig Nachschlüsseln, eine Partie Feilen und andere zum Einbrechen brauchbare Geräthschaften, auch drei noch heiße Schmelztiegel mit heißem, eingeschmolzenem Gold und Trümmern von Pretiosen, wahrscheinlich Ueberreste von dem Raub aus dem Hause der Herzogin.

Für einen Monat hatte ich jede Spur von Smithers verloren, bis ich endlich ganz unerwartet in Erfahrung brachte, daß er in einem Winkelgäßchen von Chelsea wohne. Ich beauftragte sogleich drei Mann von der Polizei, ihn festzunehmen.

Meiner Anweisung zufolge verfügten sie sich unmittelbar nach Smithers' Schlafzimmer; sie klopften an die Thüre, erhielten aber keine Antwort. Einer davon guckte durch das Schlüsselloch und sah, wie Smithers eben in die Taschen eines an der Wand hängenden Paletots griff. Im nächsten Augenblick war die Thüre eingerannt und der Dieb gefaßt, noch ehe er sich der in seinem Ueberzieher steckenden und bis an die Mündung geladenen Pistolen hatte bemächtigen können. Auf die Frage, was er mit seinen Waffen beabsichtigt habe, antwortete er: wenn man ihm Zeit gelassen hätte, so würde er dem Ersten, der in's Zimmer getreten, eine Kugel durch den Schädel gejagt haben. Bei Durchsuchung des Gemachs fand sich eine Menge von Nachschlüsseln, Einbruchgeräthschaften und eine beträchtliche Summe Geldes vor. Smithers wurde in's Gefängniß gebracht.

Ich machte dem bestohlenen Wirth davon Mittheilung und forderte ihn auf, mit seinem Kellner bei dem Einleitungsverhör in Bow Street zu erscheinen. Sie erkannten in Smithers nicht nur einen der Diebe, die an jenem Morgen ein Frühstück bestellt hatten, sondern auch in den Pistolen, die man dem Dieb abgenommen, das Eigenthum des Wirthes. Mit so zwingenden Beweisen hielt die Ueberführung von Smithers nicht schwer, und er wurde zu abermaliger Deportation verurtheilt.

Aber noch fehlte Ribstock, der auf folgende Weise in meine Hände kam. In dem Hause einer Wittwe, die in St. Johns Wood wohnte, war ein Einbruch begangen und ihr nicht nur all' ihr Silberzeug, sondern auch eine ansehnliche Summe in Geld, die sie in ihrem Arbeitstischchen verwahrt hatte, geraubt worden. Ich untersuchte sorgfaltig den Schauplatz des Verbrechens. Nirgends eine Spur von Gewalt. Die Diebe hatten sich augenscheinlich durch Nachschlüssel Zutritt verschafft.

Im Hause befanden sich zwei weibliche Dienstboten, ein Paar achtbare junge Personen, auf die ich wegen Betheiligung an dem Verbrechen keinen Verdacht werfen konnte; aber da der Raub in einem so günstigen Augenblick stattgefunden (es lag nur ausnahmsweise eine so bedeutende Geldsumme da), so fühlte ich mich überzeugt, der Dieb oder die Diebe müssen mit Jemand im Hause im Einverständniß gewesen sein. In dieser Voraussetzung nahm ich die Mädchen in's Verhör und befragte sie, welche Personen in letzter Zeit ab- und zugegangen.

„Niemand als eine alte Taglöhnerin," lautete die Antwort. Ich ließ mir die Adresse der fraglichen Person geben und machte ihr einen Besuch.

„Ihr habt wahrscheinlich schon gehört, daß bei Frau Morton ein Einbruch verübt worden ist." — „Ach du mein Himmel, ist's wahr? Und was ist da gestohlen worden?" — „Silberzeug, Geld, ein Arbeitskästchen und so weiter." — „Du grundgütiger Heiland, wer hätte auch das gedacht! So eine liebe, freundliche Frau! Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie zu mir kommen und mir Nachricht bringen." — „Ich vermuthe, Ihr wisset etwas mehr davon. Ich bin ein Polizeibeamter und komme, um Euch in Arrest zu führen."

Die Alte saß gerade beim Thee und hatte neben der Milchkanne eine leere Branntweinflasche stehen, über deren Inhalt sie augenscheinlich Meister geworden war. Sie fuhr von ihrem Sitz auf, kam auf mich zu, warf sich in ihrem halbtrunkenen Zustande vor mir auf die Kniee nieder und flehte mich an, ihr zu verzeihen; sie wolle mir Alles gestehen.

Das Gemach war ziemlich finster, und das Weib hatte in dem dunkelsten Winkel desselben gesessen. Als ich sie jetzt unfern des Fensters in besserem Licht sah, erkannte ich die Züge einer Person, die ich vor Jahren wegen Verdachts der Theilhaberschaft an einem Raub, in einem Haus begangen, in welchem sie als Köchin diente, festgenommen hatte. Der Dieb war Ribstock, welcher der That überführt und zu Deportation auf sieben Jahre verurtheilt wurde. Die Köchin kam mit einer kurzen Gefängnißstrafe davon.

„Ich sehe, wie es steht," sagte ich. „Ihr habt diesen Einbruch angegeben und Ribstock hat ihn vollführt." — „Wenn Sie mir verzeihen wollen, so sollen Sie Alles erfahren." — „So sprecht." — „Als ich gestern Abend nach hartem Tagewerk durch Oxford Street nach Hause wollte, kam ich an dem Prinzessinnen-Theater vorbei, aus dem eben ein Menschenschwarm herausströmte. Da muß ich denn gerade meinem alten Schatz Ribstock, wie Sie ihn nennen, begegnen, den ich seit mehr als sieben Jahren nicht gesehen hatte — ich denke mir, Herr, Sie wissen wohl, warum. Natürlich tranken wir ein Tröpflein miteinander. Er fragte mich, wie ich mich fortbringe, und ich antwortete ihm, daß ich im Taglohn arbeite. Er setzte sich nun in den Kopf, die Frau Morton zu bestehlen." — „Wißt Ihr, wo man Ribstock finden kann?" — „In Nummer 14, ... Straße, Lisson Grove." — „Setzt Euern Hut auf und kommt mit mir." Ich sagte ihr nicht, daß ich sie unter Verschluß bringen wolle, da sie mir sonst schwer zu schaffen gemacht haben würde, sondern führte sie unter dem Vorwande, daß sie mir Ribstock aufsuchen helfen solle, auf Umwegen nach dem Stationshause. So brachte ich sie hinter

Digitized by Google

Schloß und Riegel, ehe ſie ſich von ihrer Ueberraſchung erholen konnte.

Nachdem ich mir einen Haftbefehl hatte ausſtellen laſſen, begab ich mich nach dem von der Alten mir angezeigten Hauſe und fand in dem von Nibſtock bewohnten Zimmer viel werthvolles Eigenthum, den Ertrag mehrerer erſchwer-

Die Propſtei: Propſteierinnen auf dem Kirchgang. (S. 430.)

ter Diebſtähle. Ich erwartete mit zwei Gehülfen ſeine Rückkehr; doch erſchien er erſt in der nächſten Nacht, und zwar wieder mit der bei einem Einbruch gewonnenen Beute beladen.

Er wurde vor Gericht geſtellt, verurtheilt, und dießmal auf Lebenszeit in eine Strafkolonie geſchickt.

Aus dieſem Fall mag als Lehre hervorgehen, daß es für weibliche Dienſtboten in verantwortlicher Stellung ſehr

unklug und gefährlich ist, Bekanntschaften mit vornehm aussehenden Fremden anzuknüpfen; zweitens, daß man sich wo immer möglich im Hause nicht auf Taglöhnerinnen einlassen sollte; und drittens, daß man keinen Umstand für zu geringfügig ansehen darf, wenn sich's darum handelt, einem Dieb auf den Sprung zu kommen.

Die Propstei.

Holstein.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

Die ganze Landschaft, welche wir von Kiel bis Preetz durchwandern, gehörte vormals zu dem Nonnenkloster zu Preetz, und erhielt den Namen „Propstei". Nach Einführung der Reformation wurde Preetz ein weltliches Kloster, aus dessen Einkünften die Töchter adeliger Familien Revenüen bezogen, und die bedeutenden Ländereien, die ehemals Eigenthum katholischer Nonnen waren, gehören insofern noch zu dem preetzer Kloster, als sie einen Theil ihrer jährlichen Abgaben in die Klosterkasse zahlen müssen. Wandert man durch die Propstei, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Gründer des preetzer Klosters wohl gewußt haben, wo sie Hütten bauen sollen; denn einen schöneren und zugleich reicheren Landesstrich als die Propstei gibt es vielleicht nicht, und selbst Angeln und Dithmarsen, ja sogar England holen ihr Saatkorn, als das schwerste, beste und reichste des ganzen Kontinents, aus der Propstei.

Für den Landmann muß es eine wahre Augenweide sein, die prachtvollen Waizen- und Rapssaatfelder zu betrachten, die in dem wellenförmigen Lande mit unvergleichlichen Buchenwäldern, Wiesen und Waiden abwechseln, während der Naturfreund an unzähligen Plätzen Halt macht, um die ewig wechselnden Bilder der anmuthigen Landschaft in seine Mappe zu zeichnen.

Was mich an der Propstei besonders anzieht, ist der fremdartige Typus seiner Bewohner, über deren Ursprung man nicht recht im Klaren ist, die ich aber eher für Friesen, als für Holländer halten möchte, weil sie alle guten Eigenschaften meiner Freunde an der Nordsee besitzen, ohne mit dem unausstehlichen Phlegma der Mynheers geplagt zu sein.

Die Männer sind meistens große, gesund und robust aussehende, aufgeweckte, ehrliche und betriebsame Menschen, und zeichnen sich ganz besonders dadurch vor den eigentlichen Holsteinern aus, daß sie einen guten Witz begreifen und belachen, während jene abstrakte Denker sind, die an „den Funken des Gehirns" keinen Gefallen finden. Ein Propsteier fährt nicht den langweiligen Hundetrab des Schleswigers oder Holsteiners, sondern treibt seine starken Gäule an, frisch auszugreifen; ein Propsteier ist gastfrei, traktirt seine Freunde im Wirthshause, renommirt auch wohl mit seinem Reichthume, ist aber auch in dieser Beziehung ein dreimalgesalbter Engel im Vergleich mit den Marschbauern. Wo es Eisenbahnen zu bauen, namentlich aber Erdarbeiten zu machen gibt, finden sich Propsteier ein, und es zeigt sich schon in den ersten Tagen ihrer Arbeit, daß nur die Friesen mit ihnen wetteifern können. Die Eigenthümlichkeit der Friesen, besonders schwer *graben* zu können, ist allgemein bekannt, und es spricht meiner Meinung nach für die Verwandtschaft dieser beiden Stämme, daß sie beide in dem Fache des Grabenaufwerfens und des Arbeitens im schweren Schlick excelliren.

Die Propsteier sind ferner neben den Friesen die einzigen Bewohner der Herzogthümer, welche die Nationaltracht ihrer Weiber beibehalten haben, und wenn in dieser auch ein Unterschied besteht, so erinnern die Haarflechten, die rund um den Kopf gelegt werden, das bunte seidene Halstuch und die Verzierungen am Mieder doch wieder an die Tracht der Föhringerinnen. Auch die Mädchennamen Silk und Abel, die in der Propstei gang und gäbe sind, erinnern an die friesischen Namen, und sieht man gar erst in die — oft auffallend schönen und regelmäßigen Züge der Propsteierinnen, betrachtet man ihren weißen Teint, ihre prachtvollen Zähne und ihre weichen Formen, und lernt man ihre Gastfreiheit, ihr ungezwungenes Wesen, ihre vielen glücklichen Anlagen schätzen, dann möchte man darauf schwören, daß sie mit ihren Schwestern auf Sylt und Föhr *eine* Abstammung haben.

Einen kleinen Stoß leidet diese Annahme allerdings, wenn man ihre mancherlei Eigenthümlichkeiten näher kennen lernt, unter denen ich vor Allen das „Fensterln" erwähnen will.

Im Sommer, wenn die Nachtigall ihr göttlich Lied ertönen läßt, wenn der Kukuk den jungen Mädchen auf ihre Frage Antwort gibt, wie viele Jahre sie noch warten müssen, bis sie das Häubchen aufsetzen dürfen; im Sommer, wenn Primeln und Vergißmeinnicht die Wiesen schmücken, wenn schneeweiße Lämmer im grünen Anger umherhüpfen, wenn leise die Wogen der Ostsee gegen das Ufer plätschern, wenn schattige Lindenbäume ihren Duft entsenden und der Mond sich hinter dunklen Wolken verbirgt, dann öffnet die Propsteierin das Fenster zu ihrem Kämmerlein und läßt den Freier herein.

Aber nicht nur die Töchter wohlhabender Bauern, sondern auch die Dienstmädchen haben das unbestrittene Privilegium, mit ihren Freunden oder Verlobten ein unbewachtes Stündchen wegplaudern zu dürfen und ihnen die besten Schätze der Vorrathskammer aufzutragen. Das zeigt, daß die fremden Truppen bald in die Geheimnisse unseres Volkes eingedrungen sind, und ich wette darauf, daß ihnen die unvergleichliche Gastfreiheit der Propsteier, welche ihren Mägden erlauben, Abends Gesellschaft zu empfangen und ihre Gäste zu bewirthen, in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Weniger liebenswürdig erscheinen uns die Propsteier, wenn wir ihren ungemessenen Stolz und Hochmuth beobachten, durch welche sie ihre Knechte und Arbeiter von sich fern zu halten wissen. Ein echter Propsteier, der seine silberbeschlagene Meerschaumpfeife und seine feine Tuchweste führt, Sonntags mit zwei dicken Pferden zur Kirche fährt und Nachmittags im Wirthshause Karten spielt, würde es für einen unauslöschlichen Schimpf halten, wenn ein Knecht oder „kleiner Mann" es wagte, sich in seine Tochter zu verlieben, und das Mädchen gar, das sich einem weniger Vornehmen „an den Hals würfe", wäre um Ehre und Reputation gebracht.

Der Bauer arbeitet mit seinen Leuten im Felde und in der Scheune; er ißt mit ihnen an *einem* Tische und aus *einer* Schüssel, aber er *spricht* nicht mit ihnen, frägt sie nicht nach Dingen, die nicht ausschließlich vor ihr Forum gehören, und hat keine Spur von sozialer Gemeinschaft mit ihnen. Er ist Fideikommißbesitzer; wenn sein *jüngster* Sohn das einundzwanzigste Jahr erreicht hat, tritt er ihm das Erbe ab; die übrigen Kinder bekommen eine Abfindungssumme, er selbst begibt sich zur Ruhe und genießt seine ausbedungene Revenüe, und sein ganzes Streben geht darauf hinaus, seinen Töchtern die Kasten mit schönen seidenen Kleidern und silbernen Ketten und Knöpfen zu füllen, dem jüngsten Sohne aber das Erbe möglichst billig abzutreten, damit er sich ohne Sorgen durchschlagen und den guten Namen seiner Familie aufrecht erhalten kann. Wie seine Knechte und die „kleinen Leute" im Dorfe leben, ob sie glücklich oder unglücklich, zufrieden oder unzufrieden sind, das scheert den Propsteier wenig; denn er ist Aristokrat in des Wortes unliebenswürdigster Bedeutung und besitzt durchaus keinen Sinn für das Allgemeine, wie

es den Friesen auf den Nordseeinseln in so hohem Grade eigen ist.

Betrachtet man die Kleidervorräthe einer propsteier Bauerntochter und erfährt man, daß ein vollständiger Anzug an die hundert Thaler kostet; sieht man die silbernen, mit Granaten besetzten Eßlöffel und die vielen kostbaren Dinge, die in den großen Kisten aufbewahrt werden, und untersucht man nachher die Schätze eines „kleinen Mannes“: so ist es Einem nicht zu Muthe, als wenn man reiche und arme Bauern, sondern als ob man Gutsbesitzer und Arbeitsleute besucht hätte, und man kann nur wünschen, daß die Reichen endlich einmal auf den Einfall kommen möchten, ihren Arbeitern etwas mehr zu geben, als unumgänglich nothwendig ist, um das nackte Leben zu fristen. Die Armuth der kleinen Leute in der Propstei ist natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Moralität geblieben, und wer einen Spaziergang durch Kiel macht und die vielen propsteier Ammen in ihrem Nationalkostüm beobachtet, der findet schon hierin einen Beleg für die Sittlichkeit der ärmeren Klasse dieses von der Natur überschwenglich gesegneten Landstrichs.

Wie wohlhabend die Bauern aber im Allgemeinen sind, habe ich aus der Aeußerung eines Propsteiers erfahren, bei dem ich 1849 einquartirt war, als ich mit einer Kompagnie Jäger in Laboe lag, um etwaige Landungsversuche des Skjold zu verhindern. Mein Wirth zeigte mir seine Felder, und nachdem wir Alles besehen und ich ihn gefragt, ob ihn die Kriegslasten drückten, deutete er mit der Hand auf eine Rapssaatkoppel und sagte: „De Koppel betalt min Afgiften (Abgaben), min Kriegssteuer und min Deenstenlohn (Dienstbotenlohn); alles Andere is min! Kann de König von Dänemark tein (zehn) Jahr Krieg führen, denn kann ik it twintig (zwanzig) Jahr; mintwegen bruken se keenen Freeden to maken.“

Derselbe Bauer wettete mit mir um eine Flasche Champagner, daß ich nicht auf eine bestimmte Distanz seinem Enterich den Kopf abschießen könnte; und als ich es dennoch that, ließ er den Enterich braten und setzte statt einer zwei Flaschen Champagner auf den Tisch. Er besaß einen vorzüglich dressirten Jagdhund, hatte die Jagd seines Dorfes gepachtet, war ein guter Jäger und Schütze, vortrefflicher Wirth und Patriot, und in Allem so gut unterrichtet, daß man sehr wohl mit ihm verkehren konnte. Füge ich diesem hinzu, daß die übrigen Bauern auf derselben Kulturstufe standen, so glaube ich zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß die Propsteier sich vor allen Bauern Holsteins ebenso vortheilhaft auszeichnen, wie sich die Friesen vor den übrigen Schleswigern hervorthun. Könnte man sie bewegen, ihren ungemessenen Stolz abzulegen, so wären sie geradezu Musterbauern, die man allen Landbewohnern Deutschlands zur Nachahmung empfehlen müßte; so lange bei ihnen aber der Besitz wirklicher Güter eine conditio sine qua non ist, lassen sie freilich sehr Vieles zu wünschen übrig.

Was einen Spaziergang durch die Propstei besonders anziehend macht, sind die ewig wechselnden Fernsichten auf den Kieler Hafen und die Ostsee, und ich kann mich von Laboe nicht trennen, ohne den Leser auf die unvergleichliche Aussicht aufmerksam zu machen, die man aus dem terrassenförmig aufsteigenden Dorfe auf das Meer und das gegenüberliegende schleswig'sche Ufer hat. Ueberblickt man das ganze großartige Panorama, so hat man Kiel, Bellevue, Holtenau an der Mündung des schleswig-holstein'schen Kanals, eine Reihe der prachtvollsten adeligen Güter, Dörfer und Wohnhäuser, und im Hintergrunde stets die schönsten Buchenwälder, zuletzt aber die Festung Friedrichsort vor sich.

Schöna bei Meran.

Von

Franz von Kemmersdorf.

Tyrol ist ein höchst eigenthümliches Land, mitten im Gährungsprozeß der neuen Zeit hat es eine konservative Revolution aufzuweisen. Seitdem reisen die Ideen schneller und es blieb nicht gänzlich unberührt vom Bewegungstriebe. Zähe Vorliebe für das Alte, Langgewohnte wird dennoch stets den spezifischen Charakterzug des deutschen Tyrols bilden. Besser erhalten als anderswo sind dort auch noch die Denkmäler der Vergangenheit: wir vermögen aus ihnen den Geist der Geschichte lebendiger zu schöpfen, wie aus geschriebenen Ueberlieferungen.

Insbesondere sind die Burgen und Schlösser reichen, mit prächtigen Schildereien geschmückten Annalen vergleichbar. Sie zieren die Landschaft und selbst der müde Bergwanderer blickt mit Interesse zu ihnen empor. Weil der Feudaldruck nur sehr mäßig auf den Unterthanen lastete, die Bauernfreiheit sich frühe entwickelte, freut sich auch der Landmann des Herrenschlosses, es gemahnt ihn an die Reichthumsfülle, die daraus auf die Umgebung floß, so lange die Herrschaft dort Hof hielt.

Reich an kleinen und großen Edelsitzen ist die Umgegend von Meran, die milde Luft, die friedliche Stille suchten begüterte Leute gern. In einigen haust noch der Wohlstand, aber im sparsamen und armen Tyrol gilt durchschnittlich der Grundsatz: „das Haus muß man stützen und das Gut nützen“. Deßhalb wehrt auch mancher Besitzer dem Verfall des kolossalen Steinbaues nicht, andere Burgen gingen gewaltsam der Zerstörung entgegen. Im zerbröckelten Thurme wohnt ein Bauer.

Schöna verdankt einem Zusammentreffen von glücklichen Umständen seine harmonische Entwicklung und vollkommene Erhaltung. Gleich dem „Hauptschloß“, wie der tyroler Landmann die namengebende Herrscherburg bezeichnet, krönt es malerisch den Hügelrücken, geschmückt mit des Alterthumes sagenhaftem Reize, stark genug, um noch Jahrhunderten zu trotzen.

Den Eingang in's berühmte Passeierthal hütet der dreizackige Ifinger, aus ihm rieselt ein frischer Gebirgsbach, dieser theilt das Gericht „Schöna“. Solches ward Petermann von Margaretha der Maultasche verliehen. Hierauf verließ der neue Gerichtsherr, zugleich Burggraf von Tyrol und Günstling der Landesfürstin, sein nahegelegenes Bergschlößchen und baute eine stattliche Feste zwischen Kastanienbäumen und Rebgelände, die zerstreuten Gehöfte des Dorfes überragend.

Bald erlosch der Mannesstamm, die Starkenberge folgten. Unter ihnen vertheidigte die Truchsessin von Waldburg mannhaft das Schloß gegen den adelsfeindlichen Friedrich mit der leeren Tasche. Aber das Geschlecht vermochte sich unter des Herzogs Hand nicht wieder zu erheben und die letzte Starkenbergerin übergab Schöna an den Landesfürsten.

Kriegerisch und eisern war die Zeit, der Mann trug die wehrhafte Rüstung, mit zackigen Mauern zum Schutz und Trutz verwahrte er seinen Wohnsitz.

Fast gleichzeitig mit der Uebergabe von Schöna wurde das Pulver erfunden. Die Fürstenmacht wuchs der rauhe Burgherr verwandelte sich in den geschmeidigen Höfling. Die Lichtensteine, welche nun durch Kaiser Maximilian I. Gunst in den Besitz eintraten, rissen die Ringmauern ein und führten einen Prachtbau auf. Jetzt begann üppiges Grafenleben, thalabwärts rasselten vergoldete Karossen, von sechs Schimmeln gezogen. Besonders glänzend hielt des Grafen Christoph Philipp Wittwe, Vormünderin des minderjährigen Sohnes Philipp, ihren Hof. Es war eine geborne Gräfin Oetting, gleich der tapfern Starkenbergerin aus Schwaben. Sie mußte aber des Glaubens willen Tyrol verlassen.

Der Lichtenstein'sche Glanz erlosch noch vor dem Geschlechte, mit dem Aussterben der Schöna'schen Linie. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts kam das Schloß in verschiedene Hände, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren Erzherzog Johann erstand. Der kaiserliche Doppelaar thront nun über dem Löwen der Schöna, den drei goldenen Krönlein im blauen Felde der Starkenberg und der weißen Zacke im blauen Felde der Lichtenstein.

Die nöthigen Restaurationen wurden ohne Anachronismus in glücklicher Uebereinstimmung des Ganzen vollendet. Wir sehen im heutigen Schlosse mit geringer Veränderung den Bau der Lichtensteine. Nur die letzte Erinnerung an die Veste, der doppelte Wallgang fiel und an die Stelle eines kleinen Vorbaues trat der Balkon mit der reizenden Fernsicht. Der spitze Eingangsthurm mit der daran stoßenden Kapelle rührt von dem ersten ritterlichen Gründer her. Aus dem Hofe führt die Treppe, von schönem Spitzbogen überwölbt, in die welsche „Sala", die deutsche Halle. Ein ungeheurer Kachelofen im Nebengemache mit Bildern aus der biblischen Geschichte ist in seinem Zierrath gemein dem

Das Schloß Schöna bei Meran.

vorherrschenden Renaissancestyl der Anlage. Die Gothik ist nur äußerst schwach vertreten. Treppauf, treppab, unregelmäßig gewunden, führen die Gänge aus dem Haupt- in den Seitenflügel. Jedes der zahlreichen Fenster bietet einen andern herrlichen Blick auf Etschthal und Passeier, wie auf die sonnigen Gefilde der nächsten Umgebung. Der Zwinger und die äußern Räume der alten Burg sind in blühende Gärten verwandelt. Die Feige und der Epheu ranken sich um das Gemäuer. Der brausende Bergstrom, die Passer, wälzt sich tief unten im Thal. Ueber der fruchtbaren Mittelregion der sonnigen Höhen ragt der steile Dolomit empor, die graue, felsige Zacke, auf der die kahle Birke, die magere Tanne allmälig verschwindet. Nordische Frische, des Südens weiche, warme Färbung finden sich hier wunderbar vermählt.

Der Graf von Meran, Erzherzog Johann's Sohn, ist gegenwärtig Herr auf Schöna.

Die Zerſtörung von Magdeburg.

Ein Akt aus dem dreißigjährigen Krieg.

Von

Wilhelm Müller.

Die Einnahme von Magdeburg. (S. 435.)

Guſtav Adolph von Schweden ſtand bei Potsdam und ließ den Magdeburgern wiederholt ſagen, daß er zu ihrem Entſatz herbeieile. Er mußte ſich aber in dieſem Falle darauf gefaßt machen, daß Tilly nicht abziehe, ohne eine entſcheidende Schlacht gewagt zu haben. An Truppen war der Schwedenkönig ſchwächer; ſomit ſchien es ihm bedenklich, das Kriegsglück zu verſuchen, ehe er das rückwärts von Magdeburg liegende Kurfürſtenthum Sachſen durch eine enge Allianz mit ſich verbunden habe. Sein Rücken mußte gedeckt, die Verbindung mit den Beſatzungen der Oderfeſtungen geſichert ſein, wenn er gegen einen ſo tüchtigen Feldherrn wie Tilly das Schwert ziehen ſollte. Und doch wollte der Kurfürſt von einem Bündniß ſo wenig etwas wiſſen, daß er ihm ſogar den Durchzug durch ſein Land verweigerte. Dieß

Digitized by Google

gab, wie gewöhnlich, lange Unterhandlungen, und die Kaiserlichen waren klug genug, den Ausgang derselben nicht erst abzuwarten.

Seit Anfang April lag Tilly mit einem stattlichen Heere vor der reichen Hansestadt. Schon vor ihm hatte mit zehntausend Mann der kaiserliche General Pappenheim mehrere Monate lang die Stadt eingeschlossen, ohne etwas ausrichten zu können. Aus Verzweiflung hierüber schickte er an den schwedischen Kommandanten, Dietrich von Falkenberg, welcher auf Befehl des Königs in Schifferkleidung sich in die Stadt eingeschlichen hatte, einen Trompeter ab mit dem geheimen Auftrag, ihm eine hohe Stelle im kaiserlichen Heer, den Grafentitel und vierhunderttausend Reichsthaler anzubieten, wenn er den Kaiserlichen die Festung übergebe. Der schwedische Oberst, welcher das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hatte, zwang den Trompeter, vor Zeugen und Notaren seinen geheimen Auftrag zu wiederholen, und schickte ihn dann mit folgender Antwort in's feindliche Lager zurück: „Wenn Pappenheim einen Schelmen und Verräther finden wolle, so möchte er ihn nicht bei Falkenberg, sondern in seinem eigenen Busen suchen. Sollte sich in Zukunft ein Bote mit ähnlichen Aufträgen in die Stadt wagen, so habe derselbe einen Strick um den Hals als Belohnung zu gewärtigen."

Durch Verrath war die Stadt nicht zu bekommen. Entweder mußte sie durch ein heftiges Bombardement zur Uebergabe gezwungen oder mit Sturm genommen werden. Doch so ganz fehlte es an Verräthern nicht. Wenigstens sagte später Pappenheim zu dem brandenburgischen Prinzen Christian Wilhelm, welcher Administrator des Erzbisthums war: „Wie er doch bei den untreuen Bürgern so viel habe wagen mögen, da er so verrathen und verkauft gewesen, daß sie jeden Abend ein Schreiben aus der Stadt bekommen mit der Meldung, was den Tag über vorgegangen sei und die folgende Nacht unternommen werde." Es herrschte überhaupt in der Stadt einige Uneinigkeit und Verwirrung, und nicht mit Unrecht beklagt sich Gustav Adolph über den Geiz und die Gleichgültigkeit der Bürger. Nach der Einnahme der Stadt fanden die plündernden Soldaten, trotzdem daß ungeheure Vorräthe in dem allgemeinen Brand aufgegangen waren, noch eintausend einhundert Faß Bier, Lebensmittel aller Art für mehrere Jahre und eine große Menge köstlicher spanischer Weine, und doch mußten die Truppen mitten unter diesen Vorräthen hungern und bekamen ein Bier zu trinken, das die Ruhr zur Folge hatte. Selbst an Pulver ließ man es fehlen, obgleich in den Privatkellern viel versteckt war und große Quantitäten Schwefel und Salpeter vorräthig lagen. Eine Commission schätzte den ganzen Pulvervorrath gegen das Ende der Belagerung auf zweihundert Centner, und die Kanonen auf den Wällen wurden daher sehr sparsam bedient. Dieß geschah zu einer Zeit, wo der Feind aus acht Batterieen täglich zwölf- bis achtzehnhundert Kugeln in die Stadt warf.

In dieser befanden sich zweitausend Mann Fußvolk und zweihundertfünfzig Reiter. Mit einer so geringen Mannschaft konnte man unmöglich alle zur Festung gehörigen Punkte vertheidigen. Daher wurden die Vorstädte niedergebrannt und sämmtliche Außenwerke verlassen. Aber auch zur Vertheidigung des Hauptwalles genügten die Truppen nicht. Falkenberg sah sich genöthigt, die waffenfähigen Bürger militärisch zu organisiren, bekam zwar dadurch gegen fünftausend Soldaten, aber nicht die besten Elemente. Schon darin wurde gefehlt, daß die Bürger nicht unter dem fremden Kommandanten, sondern unter ihrem Bürgermeister David Braun stehen wollten, was zu einer Zersplitterung des Oberbefehls führte. Auch die Eintheilung und Aufstellung der Bürgerwehr veranlaßte bedeutende Inkonvenienzen. Die Bewohner eines Stadtviertels bildeten eine besondere Abtheilung, und einer solchen wurde ein bestimmter und zwar immer der nämliche Posten auf dem Wall angewiesen, wobei darauf gesehen wurde, daß die Aermeren die gefährlichsten Punkte zur Vertheidigung bekamen. Auch das war unstatthaft, daß die Reichen sich durch ihr Gesinde oder durch Taglöhner vertreten lassen durften. Während so auf dem einen Posten die Leute todt oder zu Krüppeln geschossen wurden, herrschte auf einem andern ein behagliches Leben, wo weit mehr mit Bierflaschen als mit der Muskete exerzirt wurde, und daheim schwelgten die Reichen in Genüssen jeder Art. Vielfach sah man den ganzen Krieg als ein Werk des Administrators an, wofür man sich gerade nicht zu erhitzen brauche, und wenn auch die Prediger auf den Kanzeln gegen den Katholizismus und sein streitendes Heer losdonnerten, so fehlte es doch nicht an einer Partei, welche mit dem Kaiser nicht zu brechen wünschte. Man vermißte in der berühmten Handelsstadt, welche einige Jahre vorher Wallenstein, früher den Heeren Kaiser Karl's V. so erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, das straffe Kommando, die alle Kreise beseelende todesmuthige Gesinnung.

Fast drei Tage und zwei Nächte wüthete das Feuer der feindlichen Geschütze ununterbrochen gegen die Stadt. Am Nachmittag des 17. Mai 1631 verstummte es plötzlich, und von der Mauer aus sah man mehrere Geschütze von den Schanzen abführen. Wegen der guten Löschanstalten und der theilweisen Festigkeit der Verschanzungswerke hatten die Kugeln wenig Schaden angerichtet. Die Magdeburger glaubten daher, daß Tilly die Belagerung aufgebe, wohl aus Besorgniß vor dem herannahenden Schwedenkönig. Diese Ansicht war nicht ohne Grund; denn Tilly war sehr zum Abzug geneigt. Er versammelte Abends in seinem Zelte den Kriegsrath und legte die Frage vor, ob ein allgemeiner Sturm unternommen werden solle oder nicht. Weil man noch gar keine Vortheile errungen hatte, so hielt er das Gelingen eines solchen für sehr zweifelhaft; Pappenheim widersprach, drang mit allem Nachdruck auf alsbaldigen Sturm und gewann mehrere Befehlshaber für seine Ansicht. Ein alter Oberst wies auf das Beispiel der Festung Mastricht hin, welche früh Morgens, als Bürger und Soldaten, vom Nachtwachen ermattet, keine Gefahr mehr ahnend, sich zur Ruhe begeben hatten, in wenigen Stunden erstürmt worden sei. Dieß leuchtete Jedermann ein. Auf den folgenden Morgen früh fünf Uhr wurde der Sturm festgesetzt. Fünf Kanonenschüsse sollten das Signal sein, worauf zu gleicher Zeit an vier Punkten der Angriff beginnen sollte. Pappenheim, welchem das große Werk gegenüber der Neustadt als Angriffspunkt zugewiesen war, benützte die Nacht, um Alles parat zu halten. Er ließ die Sturmleitern herbeischleppen, die Palissaden ausreißen, Stufen in den Wall hauen. Ungeduldig harrte er am Morgen des Signals. Da wurde er statt zum Sturm noch einmal in den Kriegsrath beschieden. Tilly war über Nacht wieder wankend geworden, fürchtete, eine Schlappe zu erleiden, und legte die Frage noch einmal zur Entscheidung vor. Pappenheim und die übrigen Befehlshaber blieben auf ihrer Ansicht und setzten sie durch. Um sieben Uhr sollte das Signal erfolgen.

Mißmuthig, daß die Sache verzögert, der Sieg vielleicht entwunden sei, gingen die Anführer auf ihren Posten. Aber gerade diese Zögerung verschaffte ihnen den Sieg. Die Bürgerschaft hatte bis fünf Uhr auf den Wällen Wache gehalten und da sie nichts Verdächtiges bemerkte, so entfernte sich die Hälfte der Bürger und Soldaten, um der Ruhe zu pflegen. Falkenberg und der Magistrat begaben sich auf das Rathhaus, um einen Trompeter abzufertigen, welchen Tilly am 18. Mai mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Stadt gesandt hatte. Der Magistrat beschloß, Abgeordnete in's feindliche Lager zu schicken, um mit Tilly die Kapitulationsbedingungen zu entwerfen. Falkenberg widersetzte sich diesem Beschlusse auf's Lebhafteste und suchte sie zu bereden, nur noch kurze Zeit auszuhalten, da jeden Augenblick die schwedischen Entsatztruppen vor den Thoren erscheinen können. Da ließen die Thurmwächter melden, das ganze Lager sei in Bewegung, auf den Straßen entstand lauter Lärm, die Kriegsfahne wurde ausgesteckt, Sturm geblasen.

Alles eilte zu den Waffen, man hörte bereits ein betäubendes „Jesus Maria!“ Dieß war das Feldgeschrei der Kaiserlichen, eine weiße Binde am Arm das Erkennungszeichen.

Pappenheim wartete das Signal nicht ab. Eine halbe Stunde nach sieben Uhr war es noch nicht erfolgt. Ihm graute vor neuer Unschlüssigkeit des Oberfeldherrn, zumal er den Sieg schon in den Händen zu haben wähnte. So rückte er gegen die Stadt. Einige hundert Männer erstiegen den äußern Wall und warfen den kleinen Wachposten zurück. Dieser flüchtete sich durch ein enges Thor, durch welches sich Freund und Feind zugleich hindurchdrängte. Andere eilten gegen die sogenannte hohe Pforte und stießen die schlafende Schildwache nieder. Die Festungswerke wurden ohne Widerstand erstiegen und in die nächsten Straßen der Stadt vorgedrungen. Das Geschrei und das Feuern wurde immer heftiger, die Bürger erwachten, griffen zu den Waffen und stürzten auf die Straßen, Jeder eilte dem nächsten Thore zu. Falkenberg warf sich auf's Pferd, raffte einige Kompagnieen der Besatzung zusammen und führte sie mit heldenmüthiger Entschlossenheit dem Feinde entgegen. Die Kaiserlichen wurden zurückgetrieben, gegen die hohe Pforte zurückgeworfen, und ihre Offiziere gestanden nachher, daß sie unfehlbar aus der Stadt getrieben worden wären, wenn die Magdeburger nur fünfhundert Reiter zur Verfügung gehabt hätten. Denn die anbefohlene Gleichzeitigkeit des Angriffs ließ viel vermissen. Außer Pappenheim war nur Herzog Adolph von Holstein im Kampf und stürmte gegen das Krökerthor, welches der Administrator mit seinen Leuten kräftig vertheidigte. Die Leute Pappenheim's, der mit glühendem Eifer und großer Umsicht immer mehr Mannschaft, auch einige Regimenter Reiterei herangezogen hatte, fielen ihm in den Rücken und öffneten dem Holsteiner das Thor.

Inzwischen wurde bei der hohen Pforte auf's Verzweifeltste gekämpft. Pappenheim schickte Boten um Boten an Tilly und verlangte Unterstützung. Dieser beeilte sich nicht. Die Lage der Stürmenden wird immer kritischer. Da fällt Falkenberg, von einer Kugel durchbohrt. Bestürzt, entmuthigt, weichen die Seinigen, fliehen durch das Thor in die Stadt, der Feind drängt nach, die Städter machen da und dort wieder Halt, es entsteht ein furchtbarer Straßenkampf. Nur mit Mühe und unter großen Verlusten rücken die Kaiserlichen vor. Die Straßen sind mit Ketten gesperrt, aus den Fenstern und von den Dächern herab fallen Schüsse, werden Steine und Ziegel geworfen. Dennoch dringen die Pappenheimer bis zur Lackenmacher Straße vor. Hier wirft sich ihnen der Hauptmann Schmidt mit einer todesmuthigen Schaar entgegen, treibt sie durch das ganze bereits gewonnene Terrain bis an den Wall zurück. Alles athmet wieder auf, schließt sich diesen Tapferen an, schiebt und drückt, um mit letzter Kraftanstrengung den Feind vollends aus der Stadt hinauszutreiben. Zum zweiten Mal fürchtet Pappenheim für einen glücklichen Ausgang; zum zweiten Mal ist des Gegners Unglück sein Glück. Auch der brave Hauptmann Schmidt wird getödtet, und des Führers beraubt, halten die Truppen nicht mehr Stand. Auch andere tüchtige Offiziere, wie der General Amsterroth, die Obersten Wudrich und Trost, werden schwerverwundet weggetragen.

Es ist Vormittags zehn Uhr. Pappenheim hat bis dahin am meisten gethan. Daß man ihn nicht gehörig unterstützte, erregt in ihm den Verdacht, daß der ligistische Tilly ihn als kaiserlichen General, mit welchem er freilich schlecht genug stand, dem Untergang preisgeben wolle. Er klagte Tilly später beim Kaiser an und sagte, daß „die Sache des Kaisers und des Reiches zwei Stunden auf einer verzweifelten Spitze gestanden, wobei er tausend Soldaten eingebüßt, obgleich er beim ersten Sturm nicht fünf Mann verloren habe, und zwar weil man ihn absichtlich beim Sturm im Stich gelassen habe“.

Nun aber war die Gefahr von den Kaiserlichen abgewandt. Von allen Seiten drangen sie unter den andern Heerführern in die Stadt ein. Die Soldaten waren kaum mehr zu zügeln. Denn es hieß, mit den Schätzen der Stadt könne man sieben Königreiche bezahlen. Graf Mansfeld und Piccolomini waren die letzten Stürmer. Sie fanden wenig Widerstand mehr. Während vom Krökerthor her Holsteins Truppen eindrangen, sprengten von einer andern Seite die Pappenheimischen Kürassiere durch die Straßen, von den Mauern wurden die Bürger mit ihren eigenen Kanonen beschossen, und um den letzten Widerstand zu brechen, wurden Geschütze an den Straßenmündungen aufgepflanzt und Alles, was sich sehen ließ, platt weggefegt. Verzweifelt flüchteten sich Bürger und Soldaten in die Häuser, verrammelten die Thüren, schlossen die Fenster. Es trat nach heftigem Sturme jene beängstigende Pause ein, die der sichere Vorbote des Alles vernichtenden Hagelwetters ist. Alle Schleusen menschlicher Bestialität wurden nun geöffnet, Raubsucht, Blutdurst, Wollust stritten um die Wette, und mit funkelnden Augen sprangen die kaiserlichen Soldaten auf die Häuser zu, erbrachen die Thüren, mordeten die Männer, mißhandelten Frauen und Jungfrauen.

Am Unmenschlichsten zeigten sich die Pappenheimer und unter diesen besonders die Kroaten, Wallonen und Italiener, denen vergebens einige milder gesinnte Offiziere Einhalt zu thun suchten. Wo die Unholde wütheten, flohen die Bewohner aus den Häusern, um auf den Straßen in neue Gefahren wie in einen Wall von Lanzenspitzen sich zu stürzen. Alle Gassen waren voll von Leichnamen, voll von verwundeten, zuckenden Körpern. Jämmerlich war das Schreien der Kinder, welche nach ihren Eltern riefen, ihre Leichname fanden, sich über sie hinwarfen und ausriefen: „Ach Vater! ach Mutter!“ Ein schreiender Säugling lag auf der Gasse. Ein Kroat faßte ihn am Fuß, ein zweiter packte ihn am andern Fuß, und beide ziehen, bis das Kind mitten entzwei gerissen ist. Andere Kinder wurden von den Kannibalen aufgespießt und in die Flammen geschleudert. In der Katharinenkirche fand man dreiundfünfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen, die Hände noch gefaltet.

Doch dauerten diese Greuelszenen nicht zu lange; denn schon wogte ein Meer von Flammen vernichtend über die Häupter der Sieger und der Besiegten hin. Bald nach zehn Uhr hatte Pappenheim, um die Gegner von den Thoren wegzutreiben, ein paar Häuser anzünden lassen. In Kurzem brannte es an mehr als dreißig Punkten zugleich, so daß anzunehmen ist, daß die Soldaten in ihrer blinden Wuth, vielleicht auch einige Bürger aus Verzweiflung, noch mehr Häuser in Brand gesteckt haben. Das Pulver, welches in den Gewölben versteckt lag, und andere brennbare Stoffe verbreiteten bereitwillig das Feuer nach allen Seiten, so daß gegen Mittag die ganze Stadt in Flammen stand und von den Kirchendächern, die mit Blei oder Kupfer gedeckt waren, das Metall in glühenden Tropfen herabrann. In der Stadt war es nicht mehr auszuhalten vor Hitze; die Sieger mußten ihre Opfer fahren lassen und dem entfesselten Element preisgeben. Was mitzunehmen war, schleppten sie hinaus in's Lager.

Manche der Plünderer hatten sich in der Stadt bei ihrem gierigen Suchen verspätet oder lagen vom Weine trunken in den Kellern, und sie verbrannten mit den Tausenden von Einwohnern. Man schätzt die Zahl der umgekommenen Magdeburger auf zwanzigtausend, und nimmt an, daß unter diesen wenigstens fünfzehntausend verbrannt seien. In manchen Kellern soll man vierzig bis achtzig Körper erstickt oder verbrannt gefunden haben. Der heftige Wind, der Nachmittags ausbrach, beflügelte vollends die Gewalt der Flammen, und Nachts zehn Uhr war die reichste Stadt Mitteldeutschlands nur noch ein Trümmerhaufe. Nur die Domkirche, zu deren Löschung Tilly fünfhundert Mann beordert hatte, das Liebfrauenkloster und etwa einhundertvierzig Fischerhütten am Elbeufer waren von dem Brande übrig geblieben. Außer den gefangenen Weibern und Kindern wurden nur etwa vierhundert der reichsten Bürger gerettet, welche des Lösegelds wegen in das Lager mitgeführt wurden.

Unter diesen befand sich auch der Administrator. Während er sich am Kröterthor gegen den Holsteiner tapfer hielt, kamen ihm die Pappenheimer in den Rücken. Er erhielt einen Schuß in den Schenkel, einen Lanzenstich am Kopf, wurde unter Kolbenstößen vom Pferde gerissen, fast bis auf's Hemd ausgezogen und in's Pappenheimische Lager geführt. Dort mußte er von mehreren Anführern die bittersten Vorwürfe hören, daß er durch seinen Abfall vom Kaiser und durch seine Verbindung mit Gustav Adolph der Stadt ein solches Unglück bereitet habe. Man brachte ihn später nach Wien, wo das Ansehen des Kaisers und die Beredsamkeit der Jesuiten ihn, der freilich nie ein sonderliches Licht war, dahin brachten, daß er die Stelle eines Oberstjägermeisters mit einem ansehnlichen Gehalt annahm, zur katholischen Religion überging und diesen Schritt in einer besonderen Schrift, die schwerlich ihn zum Verfasser gehabt hat, vertheidigte.

Den Tag nach der Einnahme der Stadt stürzte sich das beutegierige Heer mit dem frühesten Morgen in die rauchenden Trümmer, um in den Kellergewölben nach verborgenen Schätzen zu wühlen. Sie fanden dort eine Menge Gold und Silber, kostbare Kleidungsstoffe, herrliche Getränke und ungeheure Vorräthe von Speck, Würsten, Schinken, Käse, Brod und allerlei Früchten. Daß mitten unter dieser Beute Haufen von Leichen lagen, belästigte sie wenig; sie gebrauchten dieselben als Bänke und tranken einander lustig zu. Drei Tage wurden in diesen rohen Genüssen, welche die Soldaten die „Magdeburger Hochzeit" nannten, hingebracht.

Tausendfache Todesangst hatten indessen jene Unglücklichen ausgestanden, welche sich während des Sturmes in die Domkirche geflüchtet. Es waren meist Weiber, Jungfrauen und Kinder, nur wenige Bürger und Soldaten, gegen tausend Personen. Waren sie am ersten Tage stets gewärtig, daß die wilde Rotte auch zu ihnen eindringe und sie sammt und sonders niedermetzle, später dann, daß das rasende Feuer auch den Dom ergreife und sie unter seinen Trümmern begrabe, so mußten sie am zweiten Tage, als die Brandstätte von den Bacchanalien der Soldaten erfüllt war, jeden Augenblick fürchten, daß die Trunkenen die Thüren aufbrechen und die Szenen des vorigen Tages wiederholen möchten. Aber auch dieser Tag ging glücklich vorüber, wenn es ein Glück heißt, fast drei Tage in Todesangst, in erstickender Hitze und ohne Nahrung zuzubringen. Am dritten Tage hielt Tilly seinen Einzug in die Stadt, ritt vor den Dom und befahl zu öffnen. Der Domprediger Reinhard Backe erschien am Eingang, warf sich dem Gewaltigen zu Füßen und, an Trojas Zerstörung anknüpfend, sprach er die Worte: „Gekommen ist für Magdeburg der letzte Tag und das unabwendbare Verhängniß; Troer sind wir gewesen; Ilium und sein herrlicher Glanz ist dahin." Tilly erfüllte seine Bitte um Begnadigung der Unglücklichen, welche, bis zum Tode erschöpft, kaum noch lebendig herauswankten. Er ließ Brod und Wasser unter sie austheilen, die wenigen Soldaten an einem besonderen Platz aufstellen und hielt ihnen ihre Nachlässigkeit bei Bewachung der Stadt nachdrücklich vor. Sofort wurde unter Trommelschlag bekannt gemacht, daß allen Uebriggebliebenen Leben und Freiheit geschenkt sei, worauf noch einige geschwärzte Todtengestalten aus den Trümmern hervorkrochen.

Am 24. Mai verlegte Tilly sein Hauptquartier in die Ringmauern der Stadt und nahm die eroberten Fahnen in Empfang. Am gleichen Tage brach in seinem Lager eine Feuersbrunst aus, wodurch der größte Theil desselben zerstört wurde. Die dadurch entstandene Verwirrung gab mehreren Gefangenen, darunter dem hart behandelten Stallmann, einem Agenten Gustav Adolph's, Gelegenheit, zu entfliehen. Am folgenden Tage schloß die Katastrophe mit einem feierlichen Siegesfest. In der Domkirche wurde Messe gelesen, das Tedeum gesungen und draußen Viktoria geschossen. Das protestantische Magdeburg, einst der Hort des neuen Glaubens, war wieder, soweit es noch bestand, eine katholische Stadt. Tilly ritt mit seinem Gefolge durch die mit Leichen und Trümmern angefüllten Straßen und äußerte sein lebhaftes Bedauern über die Zerstörung der Stadt. Denn nicht einen Trümmerhaufen, sondern das reiche feste Magdeburg wollte er haben, seinen hungrigen Soldaten den nöthigen Unterhalt dort verschaffen, es zum Stützpunkt seiner Operationen in Norddeutschland machen und den Prinzen Leopold, Kaiser Ferdinand's Sohn, auf den erzbischöflichen Stuhl setzen. Der Ruin der Stadt vernichtete alle diese Plane, und so zog, da noch die Erbitterung und das Rachegefühl der Protestanten hinzukam, weder Tilly noch der Kaiser, sondern Gustaph Adolph Nutzen aus der unglücklichen That des 20. Mai.

Nur Pappenheim, dem das Gelingen des Sturmes allein zuzuschreiben war, jubelte. „Gott sei ewig gelobt," schrieb er, „Magdeburg ist gedämpft und ihre Jungfrauschaft ist hinweg. Wir haben's mit stürmender Hand erobert, und durch den gerechten Zorn und die Strafe Gottes ist diese schöne Stadt in wenigen Stunden in Asche gelegt worden. Was sich an Menschen in die Keller und auf die Böden versteckt, das ist Alles verbrannt. Es ist gewiß seit der Zerstörung Jerusalems kein greulicheres Werk und Strafe Gottes gesehen worden. All' unsere Soldaten sind reich geworden. Gott mit uns!"

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

6.

Straßenszenen. — Obdachlose, Bettler, künstlich Gebrechliche, singende Familien, Hindufamilien, respektable Bettler, italienische Orgelspieler, deutsche Musikanten, Akrobaten, Quacksalber, Straßenverkäufer (costermongers), Straßenkehrer, Schuhputzjungen, arbeitslose Arbeiter.

Wenige Städte der Welt bieten die Straßenszenen, deren täglicher, stündlicher, ja fortwährender Augenzeuge man in London sein kann; keine andere Stadt bietet sie in der London eigenen, nämlich internationalen, kosmopolitischen Färbung. London steht eben in dieser Beziehung einzig da. Ich erinnere mich eines Tages (es war im Anfange meines londoner Lebens), an welchem ich in Begleitung eines Bekannten um 10½ Uhr Vormittags meine damalige Garçonwohnung verließ, um einen Geschäftsgang nach der City zu machen. Die Entfernung betrug etwa drei Viertelstunden, das heißt, wir konnten den Hin- und Rückweg ohne Uebereilung zurücklegen, ich mein Geschäft besorgen und dann um ein Uhr spätestens in meiner Wohnung zurück sein. So wenigstens hatten wir zu thun uns vorgenommen. Die Mannigfaltigkeit der londoner „Straßenszenen" und der Umstand, daß wir Beide an jenem Tage ausschließlich über unsere Zeit disponiren konnten, änderten jedoch unsere zuvor getroffenen Arrangements in so weit, als wir erst um neun Uhr Abends meine Wohnung betraten. In der ganzen Zeit hatten wir nur etwa eine kleine Stunde unter Dach und Fach zugebracht — beim Mittagessen — den Rest hatten wir auf der Straße verlebt. Und so schnell war Stunde um Stunde dahingeschwunden, daß wir uns erstaunt gegenseitig anblickten, als das Abenddunkel hereinbrach.

Das Erste, was unsere Schritte hemmte, als wir kaum die Straße betreten hatten, war ein zahlreicher «mob» (Menschenmenge) an der Kreuzung zweier größerer Straßen. Wir bemerkten den lebendigen Knäuel im Augenblick, wo wir die Hausthür hinter uns in's Schloß warfen, und sahen, wie er mehr und mehr anwuchs, als wir uns näherten.

„Was gibt's da nun wieder?" fragte mein Begleiter,

Im Kerker (s. Seite. 12. 13.)

dessen Kenntniß Londons von noch jüngerem Datum als die meinige war. — „Wären wir in Berlin," entgegnete ich, „so würde ich sagen: — es kreist ein Berg und eine Maus erscheint; ein Junge, dessen Nase blutet; ein Kind, das ein Geschirr zerbrochen hat; oder eine junge Dame mit einem Skelettgesicht, und sonst dergleichen. In London jedoch bleibt man nicht um solcher Lappalien willen stehen; ‚time is money' (Zeit ist Geld), sagt der Engländer. Es muß etwas Absonderliches dort vorgehen. — Laß uns sehen!"

Und es gab da ein Schauspiel, das ich nie zuvor sah und — nie wieder sehen mag! Einen Boxkampf zwischen zwei jungen Weibern, deren keine die Zwanzig überschritten hatte. Es waren Irländerinnen oder wie man hier sagt, „Irische"; kräftige, frische Gestalten, die sich hier ohne Rücksicht, ohne Schonung jämmerlich schlugen, knufften, kratzten und büschelweise das Haar ausrauften; bald im Koth sich wälzend, bald aufrecht, dicht aneinander gedrängt kämpften sie den „edlen", von allen Klassen der englischen Nation befürworteten und praktisch geübten Faustkampf, ohne sich jedoch allzu streng an die dafür geltenden Regeln zu binden, die sie nur für den Beginn eines jeden neuen „Ganges" (round) beobachteten; doch einmal aux mains, artete die Sache schnell aus, und das rein thierische Element brach durch. — Und eine dichtgedrängte Menschenmenge, unter der ich manchen eleganten Gentleman, manche „respettable" Dame sah, hatte einen weiten Kreis um die beiden Furien geschlossen, und aus dem Kreise tönten Rufe des Beifalls, der Aufmunterung; Wetten wurden gemacht auf die muthmaßliche Siegerin. Und das Haar der Kämpfenden flog umher, die Gesichter, Hände und Kleidung waren mit Blut bedeckt. — Eine momentane Pause trat ein. Ein ältlicher, schlicht gekleideter Mann hatte sich mit Mühe bis dicht an die beiden jungen Weiber gedrängt und forderte sie auf, abzulassen von dem widernatürlichen Treiben und ruhig nach Hause zu gehen. Die Menge ließ ihn nicht ausreden: man insultirte ihn und würde zu Thätlichkeiten übergegangen sein, hätte er sich nicht auf den Rückzug gemacht.

„Laßt sie's allein ausmachen!" ertönte es aus der Menge, „wir brauchen keine Schiedsrichter!"

Und gefüllte Gingläser wurden von verschiedenen Seiten her den streitenden Parteien zur Stärkung gereicht und gierig geleert. Ein Herr — ich hätte wetten mögen, er war Offizier — öffnete seine Börse und feuerte mit einem ansehnlichen Geldstück die eine der Beiden zum Fortsetzen des Kampfes an.

Voller Ekel wandten wir uns endlich ab. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als ein schallendes „Hurrah" uns die Wiederaufnahme des Kampfes anzeigte.

Noch über diesen Vorfall sprechend, betraten wir den großen City-Road, eine jener zahlreichen Hauptpulsadern für den londoner Verkehr, eine unregelmäßige, doch meist sehr breite Straße, welche in einer Länge von nahezu drei englischen Meilen das Herz der City, die Bank von England, mit dem Norden und Nordwesten Londons in direkte Verbindung bringt. Eine Legion schmutziger und zerlumpter Jungen kam im rasenden Lauf in der Richtung von der City her; sie vermochten jedoch nicht mit einer Dampfspritze Schritt zu halten, die, Funken sprühend und von zwei kräftigen Pferden mit rapider Schnelligkeit befördert, die Straße hinauf nach Norden zu jagte, um irgend einem bedrohlichen Feuer in Islington oder Dalston Schranken zu setzen. Dazu der Schreckensruf „Feuer!" aus Tausenden von Kehlen, das Aufreißen der Fenster, das Stehenbleiben und Nachblicken der Fußgänger und das scheue Ausweichen aller übrigen Fuhrwerke (denn die londoner Spritzen kennen keine Rücksichten und rennen Thiere und Menschen, die nicht ausweichen, mit der größten Kaltblütigkeit über den Haufen) — dieß Alles genügte, um ein «street-excitement» hervorzubringen, für das der Cockney (geborne Londoner) sehr eingenommen ist; die Ursache sei eine erfreuliche oder eine betrübende, gleichviel, nur Aufregung muß er haben; und zwar auf der Straße, offen und öffentlich. Und geschieht irgend etwas dieser Art privatim, abgeschlossen von der großen Oeffentlichkeit, so ruhen die londoner «sensation-hunters» (die «penny-a-line»'rs der Tagespresse) nicht, bis sie die Affaire an's hellste Tageslicht gezerrt, gleichviel ob Familien dadurch unglücklich gemacht, einem armen Mann sein Lebensunterhalt abgeschnitten wird — nur Straßenszenen, über die sentimental-kritische und muckerisch-religöse Aufregungsartikel sich fabriziren lassen, müssen unter allen Umständen immer reichlich zur Hand sein, werden nöthigenfalls gemacht.

Wie ich bereits oben erwähnte, ist der City-Road eine sehr breite Straße. Wie Alles hier zur Erzeugung von Sensation benutzt wird, so sind auch die breiten Straßen Londons ein ergiebiges Feld für die maskirten Bettler; denn obgleich das direkte Betteln bei schwerer Strafe in allen Theilen der vereinigten Königreiche verboten ist, so wird doch nirgends in der weiten Welt mehr als eben hier gebettelt, und nirgends wird die en-gros-Bettelei mit mehr Erfolg und mit größerer Schamlosigkeit als in London betrieben. Man denke sich zwölf bis zwanzig kräftige, rüstige Männergestalten, sämmtlich uniform, d. h. in weißen, leinenen Jacken und dergleichen Beinkleidern, in einer Linie über die ganze Breite einer Straße vertheilt; ein Jeder derselben ein Blatt starken weißen Papiers auf der Brust und auf dem Rücken befestigt, auf welchem ein Buchstabe in großen, weit erkenntlichen Zügen gemalt ist, und die Folge dieses Buchstabens vom rechten zum linken Flügelmann ein oder mehrere Worte bildend, als z. B. zehn Mann für das Wort Lancashire, zwölf für Staleybridge, die gleiche Zahl für Cotton Famine, und so fort, und man hat eine Idee von der Art, wie die Wohlthätigkeit der Massen hier in Anspruch genommen und wie sie hintergangen wird. Als in Folge des nordamerikanischen Bürgerkrieges die Baumwollenzufuhr nach England abgesperrt war, sah sich in weniger denn acht Tagen London mit dergleichen Bettelstraßenprozessionen überschwemmt, unter denen auf zehn mindestens neun falsche Namen, und die als eine Quelle reichen Gewinnstes für die größten Gauner und Verbrecher Londons sich erwiesen, was zur Folge hatte, daß, als hinterher die wirklichen Opfer der Baumwollenkrisis sich vor dem Wohlthätigkeitssinn der Londoner präsentirten, man ihnen nicht glaubte noch traute, sondern sie für Schwindler hielt.

Man muß überhaupt vorsichtig sein in Ausübung der Barmherzigkeit in London. Jener Unglückliche, den wir dort in Zuckungen sich winden sehen, dem der bläuliche Schaum der Epilepsie vor dem Munde steht, hat höchstens ein Stück blau gefärbter Seife im Munde, das den täuschenden Schaum erzeugt. Jener Verkrüppelte, der ein Blechschild mit den «Born as a cripple» (geboren als Krüppel) auf der Brust trägt und auf Händen und Knieen die Trottoirs entlang rutscht, mit auffallend mageren Extremitäten, hat diesen krüppelhaften Zustand zumeist nur künstlich erzeugt, oft seine Glieder mit Bändern dicht und fest umwunden, um Theilnahme für sich zu erregen.

Dort kommt eine singende Familie, Vater, Mutter und fünf Kinder, in langsamen Schritten und in aller Ruhe die Straße herab; man kann kaum die Fortbewegung unterscheiden, so unendlich langsam geschieht sie; sie singen eine jener monotonen, England eigenen Volksweisen mit näselnden oder kreischenden, stets aber unangenehm das Ohr berührenden Stimmen; ihre Augen sind scheinbar das einzig Bewegliche im Körper, denn sie schweifen von Fenster zu Fenster, von woher hie und da ein Penny oder ein Half-Penny den Singenden zugeworfen wird. Dann wird eines der Kinder Leben und Bewegung, bückt sich schnell, um die Spende von der Erde zu nehmen, und reicht sie dem „Vater", der zur Seite der „Mutter" inmitten der fünf hungernden „Kinder" geht. Ein sentimental „trauriger Blick" dankt dem Geber, und die bescheidene Münze wandert unter Lumpen in eine solide lederne Geldtasche, wo sie viel-

leicht bald in trauter Gemeinschaft neben einem Sovereign (ein Pfund Sterling) oder einer Fünfpfundbanknote liegt. Unter hundert Fällen sind diese singenden Familien mindestens neunzigmal Schwindel und aus den unter einander fremdesten Personen zusammengesetzt, deren Vereinigung eben nichts weiter als ein „Geschäft" ist. Der Mann und die Frau, die jedoch nicht Mann und Frau sind, betreiben ein reines Kompagniegeschäft; die Kinder sind gemiethet und erhalten je nach Umständen sechs Pence bis einen Schilling per Tag; und oft besitzt der „Familienvater" einer solchen Truppe eine höchst komfortable Wohnung in einer der entlegeneren Vorstädte mit einer blühenden, ihm wirklich zugehörenden Familie, die sehr oft keine Ahnung von der Art und Weise hat, in welcher der Vater ihren Unterhalt beschafft.

Will man jedoch das wirkliche Elend sehen, über dessen Realität ein Zweifel nicht obwalten kann, dessen Repräsentanten indessen eben so wenig unsere Sympathie verdienen, dann muß man einen Frühspaziergang durch Londons Straßen, namentlich durch die in der Nähe der Parks und Eisenbahnviadukte belegenen machen. Da wird man mit der Kategorie der Obdachlosen, der «outcasts», bekannt werden, deren Anzahl man für London allein in runder Summe auf sechzigtausend veranschlagt. Meist kaum zur höchsten Nothdurft bedeckt, Mangel und Hunger in jedem Zuge des Gesichts ausgeprägt, frierend und schlotternd kann man sie da in früher Morgenstunde, an die Häuser dicht gedrängt und oft nur mühsam im Stande, sich aufrecht zu erhalten, hinschleichen sehen; Greise und Greisinnen, Männer, Weiber und Kinder, ja nur zu oft ganze Familien. Doch man weiß, daß dieses Schicksal meist ein selbstverschuldetes, durch Trunksucht, Arbeitsscheu und Verbrechen herbeigeführtes ist, und deßhalb fehlt den «outcasts» jede Sympathie. Und fällt einmal hie oder da eine Spende in deren Hand, so geschieht es mehr durch ein Gefühl von Nächstenpflicht im Geber, denn durch wirkliche Theilnahme. Ich sah einst in der Frühe eines Sonntagmorgens eine ganze Familie dieser Ausgeschiedenen im Straßenkehricht wühlen und Apfelsinenschalen, schmutzige und vertrocknete Brodrinden und dergleichen gierig verschlingen; ja ich sah ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren einen Knochen vom Wege aufnehmen, den die Hunde zweifelsohne schon wiederholt benagt hatten, und dieselbe Prozedur damit vornehmen. Um die frühe Morgenzeit, wenn sie kaum vielleicht ihr Elend in einem Halbschlafe zu vergessen angefangen, werden diese Unglücklichen von der Polizei aufgejagt, deren Wachsamkeit sie vom Dunkel der Nacht geschützt sich zu entziehen gewußt, oder die selbst vielleicht ein Auge zugedrückt hat. Dann kann man sie zu Hunderten die zahlreichen Parkthore, die versteckten Straßenwinkel, die Schluchten unter den Eisenbahnviadukten und andere zahllose Plätze verlassen sehen, die ihnen während der Nacht einen Ruheplatz, wenn auch nicht immer Schutz gegen Unwetter boten. Dann ergießt sich diese obdachlose Bevölkerung nach allen Richtungen hin über das unendliche London, und wir begegnen ihnen da am hellen Tage, oft in einem Zustande, in dem deutsche Polizei sie nicht für einen Augenblick auf öffentlicher Straße dulden würde.

Doch die Quintessenz der londoner Straßenszenen (und hier bietet sich mir ein mehr heiteres Thema) besteht in den Leistungen der Straßenkünstler und in den um diese sich sammelnden Gruppen. Es ist kaum glaublich, welch' eine Menge von Tagedieben aller Art London jahraus jahrein ernährt — und oft sehr gut ernährt; denn ich kann nicht umhin, alle die folgenden Varietäten unweigerlich unter die Kategorie privilegirter Tagediebe zu verweisen. Ich spreche von den Tausenden junger kräftiger Männer, die Italien nach London entsendet und die zu nichts gut sind, als eine Orgel zu drehen und die Bewohner einer ruhigen Straße in Verzweiflung zu setzen; von den zahllosen Banden deutscher Musikanten, deren jammervolles Spiel selbst englische Ohren beleidigt, von den täglich auf den Straßen hier zu sehenden Akrobaten, Zauberern, Thierbändigern, Sängern und Sängerinnen, den englischen Balladensingern, den Punch- und Marionettentheatern, französischen und schottischen Tänzern und Tänzerinnen und einer Legion Anderer, die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein die Straße als den Schauplatz ihrer nutzlosen Thätigkeit in Beschlag nehmen, Gedränge verursachen und den Nächstwohnenden jede ernste geistige Thätigkeit rein unmöglich machen. Man lasse ja niemals einen dieser Orgellazzaroni merken, daß man ihn lieber sonstwo als vor seiner Hausthür sähe, — er wird dann erst recht, und täglich, zu verschiedenen Zeiten wo möglich, sich dort einfinden, ganz und gar von allem Honorar für seine künstlerischen Leistungen abstrahirend, denn er erhält reichlich anderwärts von Liebhabern der Drehorgelmusik, auch wird er nicht verfehlen, vor unserer Thür einen Walzer oder Galopp zu „drehen", denn dieß zieht eine Legion jubelnder und brüllender Rangen beider Geschlechter an, die sofort zum Tanz sich anschicken; ihm genügt es, seine Privatrache an uns auszuüben, wohl wissend, daß wir ihn und seine Produktionen verwünschen. Oft auch haben wir kleinere Feinde, gute und getreue Nachbarn und dergleichen, die den Halbbanditen bezahlen, um uns eine volle Stunde hindurch die Freude und den Genuß seiner Katzenmusik zu verschaffen.

(Schluß folgt S. 466.)

Die Letzten ihres Stammes.

Von

Dr. J. Rigi.

An der Südostspitze von Neuholland liegt die über 1250 Quadratmeilen haltende Insel Vandiemensland, auch Tasmania genannt; den letztern Namen erhielt sie von ihrem Entdecker (1643), dem Holländer Tasman, den erstern von dem damaligen Statthalter in Ostindien, Van Diemen. Die Eingebornen der Insel, die reich ist an Kängurus, Opossums, fliegenden Eichhörnchen, Schweifbeutlern, Seehunden, Wallfischen, Papageien, Adlern, Kasuaren, vielen Getraidearten, Eisen, Steinkohlen und Kupfer, waren Papuas mit wolligem Haar, scheuer aber freundlicher Natur. Sie gingen unbekleidet umher und waren nur im Winter mit Kängurusfedern bedeckt.

In Sitten und Lebensweise einfach, lehnten sich ihre religiösen Vorstellungen den nächsten Erscheinungen des Naturwaltens an; sie verehrten einen Gott des Tages und einen Gott der Nacht, jener war der Licht, Segen und Glück Spendende, von diesem stammte Unheil und Verderben.

Im Jahre 1803 ließen sich die Engländer auf der Insel nieder, auf welcher sie eine Verbrecherkolonie angelegt hatten. Damals wurde die Urbevölkerung immer noch auf einige Tausend geschätzt. Ihr harmloses Wesen schützte sie jedoch nicht vor den Mißhandlungen der Weißen; die unterdrückten Insulaner wurden gejagt und niedergeschossen wie wilde Thiere; man stahl ihre Kinder und schändete ihre Frauen. Kein Wunder, daß sich die ursprüngliche Harmlosigkeit der Tasmanier in erbitterte Feindschaft umwandelte; zwischen ihnen und den Weißen kam es zu fortwährenden Kämpfen. Der englische Gouverneur faßte nun den Plan, sie heimlich zu überfallen und unschädlich zu machen; aber das Ergebniß war, daß er von den Eingebornen bloß zwei zu Gefangenen machte, während sein Heer durch massenhafte Desertion sich lichtete. Nun nahm man zu einer andern Taktik die Zuflucht, die aber eben so wenig ehrenhaft war, wie der heimliche Ueberfall: man lauerte den „Wilden" bei guter Gelegenheit auf, nahm sie schaarenweise gefangen und transportirte sie auf die Flindersinsel, welche zwischen 1835 und 1845 die letzten Reste des Stammes aufnahm. So wurde ein harmloser Volksstamm von den Engländern

Sklaverei zu Ende gehen, wenn der Geist, der sie hat ins Leben rufen helfen, nicht mehr in den Herzen der Menschen lebt. Und dieser Geist ist der Geist der Liebe, der Geist, der Christus ist. Wo dieser Geist in den Herzen der Menschen lebt, da werden sie auch ihre Brüder, die Sklaven, als Menschen, als Kinder Gottes, als Brüder und Schwestern, als Menschen von derselben Art betrachten, welche Gleichheit sie auch vor Gott und vor dem Gesetze des Landes haben werden. Und wo dieser Geist nicht ist, da werden sie auch nicht so behandelt werden, wie es Gottes Wille ist, daß sie behandelt werden sollen.

Ein junger Sklavenmarkt in der Nähe von Jerusalem.

Wenn auch in manchen Ländergebieten jetzt die sogenannte Sklaverei aufgehoben ist, so ist doch noch lange nicht jeder Sklave befreit. Es gibt noch viele Millionen Sklaven in der Welt, die Sklaven der Sünde. Diese Sklaverei ist die schlimmste von allen. Sie ist die Sklaverei, welche Satan ausübt. Gegen sie müssen wir kämpfen. Wir müssen Soldaten Jesu Christi sein, um diese Sklaven zu befreien. Wir müssen ihnen das Evangelium bringen, damit sie Kinder Gottes werden können.

Deutſche Lieder

mit Illuſtrationen.

Des Mädchens Klage.

Von

Fr. v. Schiller.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken zieh'n,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Glück zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket
Die Todten nicht auf:
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt;
Ich, die Himmliſche, will's nicht verſagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen."

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erkmann.**

(Fortsetzung.)

15.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Matratze in einer großen Tenne, und ein alter Soldat mit grauem Barte beugte sich über mich und hielt mir einen Becher mit Wasser und Wein an die Lippen. „Gut, gut," sagte er gutmüthig, als ich die Augen aufschlug, „es geht jetzt besser?" Als ich ihm zunickte, fühlte ich in meiner linken, fest verbundenen Schulter einen brennenden Schmerz; doch focht mich das wenig an; ich war zufrieden, daß ich überhaupt noch lebte. Als ich nach einer Weile den Kopf wandte, sah ich, daß der Boden der ganzen weiten Tenne mit Matratzen und Strohschütten bedeckt war, auf denen in langen Reihen nichts als Verwundete lagen. In der Mitte stand ein großer Küchentisch, an welchem ein Regimentswundarzt mit seinen vier Gehülfen, die Hemdärmel hinaufgestülpt, beschäftigt waren, einem kläglich wimmernden Verwundeten ein Bein abzuschneiden. Hinter dem Chirurgen lag ein ganzer Haufe von Armen und Beinen, und man kann sich denken, was ich bei diesem Anblicke empfand. Der Wundarzt säbelte trotz allen Geschreis ruhig weiter, als ob er taub wäre, und ich mußte ihn mit seiner spitzen Nase und seinem runzeligen Gesicht, wie gebannt vor Schrecken, immer ansehen; jeden Augenblick zankte er mit seinen Gehülfen, weil sie ihm nicht schnell genug Messer, Scheeren, Charpie und Leinwand brachten, oder das Blut nicht flink genug in ihre Gefäße auffingen, und doch hatte er binnen weniger als einer Viertelstunde zwei Beine herunter.

Als eben ein riesiger russischer Karabinier auf den Tisch gelegt wurde, der eine Kugel durch den Hals, nahe beim Ohr, bekommen hatte, ging gerade ein Wundarzt von der Kavallerie an der offenen Thür vorüber, der da stehen blieb und ganz vergnügt hereinrief: „He, Forel!" — „Ach, Du bist's, Duchêne," erwiederte unser Wundarzt. — „Sage, wie viel Verwundete?" — „Siebenzehn bis achtzehn Tausend; ich bin ganz müd von der Arbeit und eben auf dem Weg, ein Wirthshaus zu suchen."

Unser Wundarzt trat nun zu ihm hinaus und plauderte gemüthlich mit ihm, während seine Gehülfen ein Glas Wein nach dem andern tranken; der Russe lag indeß stöhnend vor Schmerz auf dem Tische. Endlich trennten sich die beiden Würdigen, und unser Wundarzt ging nun erst daran, dem Russen den Hals aufzuschneiden, vom Nacken bis zur Schulter hin, bis er endlich die Kugel erwischte, ruhig warf er sie auf den Boden, verband den Verwundeten und rief: „Fort mit ihm, den nächsten her." Ich hätte nie geglaubt, daß so Etwas möglich wäre; aber ich mußte an diesem Vormittag noch ganz andere Sachen mitansehen. Nach einigen Stunden fuhren etwa zehn mit Stroh gefüllte Leiterwagen vor der Scheuer an, von Bauern gelenkt und eskortirt von einer Abtheilung Husaren. Ein Unteroffizier trat ein und meldete dem Wundarzt, daß er Befehl habe, zwölf Wagen mit Verwundeten nach Lützen zu bringen. Man begann uns nun aufzupacken; so oft ein Wagen seine Ladung hatte, fuhr er ab und ein anderer kam an die Reihe. Ich kam auf den dritten Wagen und neben einen Rekruten, der die rechte Hand verloren hatte; hinter mir saß einer ohne Bein; weiterhin war einem der Kopf halb gespalten, oder einem andern die Kinnlade zerbrochen u. s. f. Trotzdem daß die Sonne warm schien, fror es uns alle doch entsetzlich, so daß wir uns bis über die Nase in unsere Mäntel einwickelten, Niemand sprach, Jeder hatte genug für sich zu denken; die Husaren ritten theilnahmlos nebenher, plauderten von der Schlacht und rauchten ihre Pfeife. Von Zeit zu Zeit durchschauerte mich eine furchtbare Kälte und dann überflog mich wieder eine glühende Hitze, lauter Vorboten des Wundfiebers, das aber erst gegen Leipzig zu ausbrach. Als wir durch Rega fuhren, zeigten sich mir die Greuel des Kriegs erst in ihrer entsetzlichsten Gestalt. Das ganze Dorf bildete einen Trümmerhaufen; Dächer und Wände waren eingestürzt, und zwischen den Trümmern liefen die Menschen jammernd hin und her, indeß die Thiere ihre gewohnten Ställe suchten. Da und dort, wo die eine Wand eingestürzt war, sah man im Innern der Häuser an einem Spiegel, der im oberen Stock noch an der Wand hing, oder an einigen Bildchen, daß da einmal eine Mädchenstube gewesen war, jetzt war Alles ein Graus der Verwüstung. Draußen vor dem Dorf waren lange Gräben gezogen worden und in denselben lagen Russen, Franzosen und Preußen, die sich gestern noch wüthend gemordet, friedlich bei einander, und wenn ihre Seelen noch fortlebten, so verfluchten sie gewiß den Verbrecher, der aus Eigennutz sie gegen einander gehetzt, der sie gehindert hatte, als Brüder einträchtig neben einander zu wohnen. Den traurigsten Anblick von Allem aber gewährten die Wägen, auf denen wir selbst lagen; die armen Verwundeten sind nur dazu da, um in den Bülletins weggeläugnet zu werden und um in den Spitälern wegzusterben, während man zu Hause dem Morden zu Ehren Freudenfeste feiert. Als wir nach Lützen kamen, war die ganze Stadt so mit Verwundeten angefüllt, daß wir, nachdem die, welche einen weiteren Transport nicht hätten ertragen können, abgeladen waren, sofort nach Leipzig aufbrachen. Auf dem Wege dahin begann bei mir das Wundfieber; Alles drehte sich mir im Kopfe, meine Ohren sausten, ich konnte Menschen und Bäume nicht mehr unterscheiden, und verlor schließlich Gehör und Gesicht; daneben quälte mich aber unaufhörlich ein unbeschreiblicher Durst.

Viele meiner Leidensgefährten hatten schon lang angefangen zu phantasiren, indem sie sprachen, als ob sie in der Heimat wären, schrieen, sich erhoben und aus dem Wagen springen wollten. Ob mit mir das Nämliche der Fall gewesen, weiß ich nimmer; nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich wie aus einem bösen Traume erwachte, in eben dem Augenblicke, da mich zwei Männer vom Wagen hoben und über einen finstern Platz trugen, in dessen Hintergrund sich noch schwärzer als der dunkle Nachthimmel die Umrisse eines großen Gebäudes abzeichneten — es war der Spital in der hallischen Vorstadt zu Leipzig. Hier brachte man mich in einen weiten Saal, wo in drei Bettreihen Hunderte von Verwundeten untergebracht waren, und wo von allen Seiten Geschrei, Fluchen und Jammern ertönte. Die Fenster waren offen und die kleinen Lämpchen flackerten im Luftzuge; Krankenwärter und Wundärzte gingen ab und zu, von den Treppen her schallten unaufhörlich dumpfe Schritte und unten hörte man Wagen mit neuen Verwundeten anfahren, Peitschen knallen und Pferde wiehern — kurz, es war, um toll zu werden. Kaum lag ich im Bett, so verirrte sich mein Verstand vollständig; ich schrie immer nach Kathrine, Herrn Gulden und Tante Gretel und geberdete mich wie rasend; erst mit Anbruch des Tages besserte sich mein Zustand. Mein Nachbar, ein alter Kanonier, der ein paar Säbelhiebe über den Arm bekommen, hatte mich in der Nacht deutsch sprechen hören und mir sofort die größte Aufmerksamkeit bewiesen. Er war, wie schon sein Name „Zimmer" bemerken ließ, aus dem Elsaß, ein Kerl, sechs Schuh hoch, mit breiter Stirn, blondem Schnurrbart und herkulischen Schultern. Seine Augen funkelten und seine Ohren spitzten sich, wenn er Elsäßerdeutsch sprechen hörte.

Sobald ich wieder bei Sinnen war, behandelte er mich mit der größten Zärtlichkeit und drückte mir die Hände, daß die Knochen krachten. Er nannte mich bloß noch „Josephel", wie zu Haus, und begann sogleich ein Gespräch mit mir. „Josephel," sagte er, „nimm Dich in Acht, das Zeug da zu verschlucken, welches Dir die Aerzte hinstellen; es ist Gift, nichts als Gift und schmeckt wie die Pest. Wirf's zum Fenster hinaus. Ach, wenn wir hier ein Glas elsäßer Wein hätten!" So ging's den ganzen Tag fort; bekam ich Angst vor dem Fieber, so tröstete er mich und machte mir begreiflich, daß ein Kerl wie ich unmöglich im Spital sterben könne. Aber seine Späße konnten mich nicht trösten, denn jeden Morgen fanden die Aerzte bei der Visitation sieben oder acht Todte und eben so viele, die mit dem Tod rangen. Zimmer schob alles das auf die Arzneien, aber mir ward doch immer himmelangst zu Muthe.

Endlich nach drei Wochen hatten sich meine Wunden so weit gebessert, daß ich aufstehen und bald auch in den schönen Spitalgarten hinabgehen durfte; Zimmer, der ebenfalls Rekonvaleszent war, begleitete mich auf Schritt und Tritt. So wohl es mir übrigens that, in dem herrlichen Garten in der Junisonne zu sitzen, so konnte ich mich doch hie und da im Andenken an Pfalzburg der Thränen nicht enthalten. Als Zimmer hierüber jedesmal in große Entrüstung gerieth und, indem er Alles, was wir Gutes bekamen, als da ist, Wein, Tabak und Fleisch, aufzählte, mir erklärte, er könne mich nächstens nicht mehr begreifen, da erzählte ich ihm eines Tages von Vier Winden und von Kathrine. Er hörte mir schweigend zu, indem er seine Pfeife rauchte. „Ja, ja," sagte er endlich, nachdem er eine Weile geschwiegen; „ich kann mir das wohl denken. Vor dem Ausmarsch Anno 98 hatte ich auch eine Geliebte, Namens Margretel, welche ich liebte wie meinen Augapfel. Aber was geschah? Als ich in meinen ersten Urlaub kam, hatte sie sich mit einem Grenzwächter, Namens Paßauf, verheirathet. Du kannst Dir meinen Grimm denken. Als ich vernahm, daß Paßauf im Gasthof zum Hirsch sei, ging ich geradeswegs dorthin und traf ihn mit drei oder vier andern Lumpen hinter dem Bierglas. Er erkannte mich sogleich und rief: „Ho, ho, Christian Zimmer! Wie geht's, Christian? Ich habe Grüße an Dich von Margretel!" und dabei lachte er boshaft. Ich meinerseits, ohne ihn eines Worts zu würdigen, ergriff einen großen Steinkrug und schlug ihm denselben ein paar Mal rechts und links um die Ohren, indem ich beifügte: „Da hast Du meinen Hochzeitsstrauß, Du Schuft!" Aber was änderte das an der Sache; das Ende vom Lied war, daß ich eingesperrt wurde, und wenn ich bei meinem Oberst nicht so gut angeschrieben gewesen wäre, beinahe mit der Sträflingsjacke Bekanntschaft gemacht hätte. Seither kann ich die Weiber nimmer leiden, Josephel, und ich bin auch seither zu der Einsicht gekommen, daß das Heirathen für einen Soldaten nicht taugt. Nimm Dir ein Beispiel an unsern Generalen; die, welche geheirathet haben, denken nur noch an's Geldzusammenscharren; ein guter Jagdhund muß mager sein, wie mein Großvater zu sagen pflegte, aber sieh nur, was die Kerls für Schmeerbäuche bekommen, seit sie Frauen haben, die sie zu Hause füttern und verzärteln." So sprach Zimmer in der Einfalt seines Herzens und dachte nicht, daß er mich dadurch nur noch trauriger stimmen würde.

Sobald ich wieder aufstehen konnte, hatte ich an Herrn Gulden geschrieben, daß ich mich in Folge einer leichten Verwundung im Spital in Leipzig befände, und hatte ihn gebeten, diesen Brief auch Kathrine zu zeigen. Zugleich hatte ich dringend um Nachrichten aus der Heimat gebeten; — aber diese Nachrichten kamen nicht, und das stimmte mich, zusammengehalten mit Zimmer's Worten, so traurig, daß ich beinahe bedauerte, geheilt worden zu sein und mich am liebsten einsam auf eine moosige, abgelegene Gartenbank setzte, um für mich zu weinen. Aber auch hier spürte mich Zimmer auf und setzte mir mit seinen Trostgründen zu.

Eines Tags nun sah ich einen Trainunteroffizier, der durch den Garten kam und meinen Namen rief; Zimmer eilte zu ihm hin und kam alsbald mit einem großen Briefe zurück, auf dessen Adresse ich sofort die Handschrift des Herrn Gulden erkannte. Zimmer war ganz glücklich und lachte in einem fort; ich aber bat ihn, mich einen Augenblick allein zu lassen, und öffnete dann den Brief, zitternd vor Aufregung. Das Erste, was mir in die Hände fiel, waren ein paar Apfelblüten, die ich hundertmal küßte, dann fand ich eine Anweisung auf hundert Franken, die ich auf der Post erheben sollte, und im Anschluß einige Worte von Herrn Gulden. Was mich aber am glücklichsten machte und mein Herz vor Freude leben ließ, war ein langer Brief von Kathrine, in welchem sie mich ihrer unwandelbaren Liebe versicherte und sich in den zärtlichsten Ausdrücken nach meinem Befinden erkundigte; sie schrieb mir, daß sie alle Tage zu Gott für mich bete und daß sie fest vertraue, wir würden uns noch einmal eines Tags froh und glücklich wiedersehen. Von Tante Gretel theilte sie mir mit, daß dieselbe noch vom heftigsten Grimm gegen Gipfel erfüllt sei, und daß sie aus Rachgier immer einen Hammer in der Tasche mit sich führe, um ihn todtzuschlagen, wo sie ihn fände. Beim Lesen dieses Briefes stürzten mir die Thränen stromweise aus den Augen, und als Zimmer wieder kam, bat ich ihn, denselben auch zu lesen und mir dann sein Urtheil zu sagen. Mit zweifelhaftem Lächeln nahm er denselben und las ihn langsam durch, nachdem er seine Pfeife frisch gestopft und angezündet hatte. Aber während des Lesens wurde sein Gesichtsausdruck immer ernsthafter und träumerischer, und als er geendigt, reichte er mir denselben mit den Worten: „Das, Josephel, ist ein braves Mädchen, auf die kannst Du stolz sein; die wird nie und nimmer einen Paßauf heirathen, auf die kannst Du Dich verlassen." Gerührt fiel ich ihm um den Hals und theilte ihm in meiner Freude mit, daß ich auf der Post hundert Franken erheben könne; zugleich lud ich ihn ein, mit mir zu einer guten Flasche Rheinwein zu gehen. „Das ist ganz gut," erwiederte er, indem er seine Pfeife einsteckte und seinen langen Schnurrbart strich, „aber vorher müssen wir Erlaubniß zum Ausgehen bekommen. Doch das wird sich finden, komm' nur." Als wir eben die Treppe hinaufstiegen, kam ein Quartiermeister auf Zimmer zu und fragte ihn: „Sind Sie nicht Christian Zimmer vom zweiten reitenden Artillerieregiment, derselbe, der auch bei Austerlitz, Jena und Smolensk verwundet worden ist?" — „Derselbe, zu dienen, Quartiermeister." — „Gut, da ist etwas für Sie," und damit überreichte er ihm ein kleines Paket und einen großen Brief. Zimmer wußte nicht, was das heißen sollte, und öffnete ziemlich verdutzt das Paket, in dem eine kleine Schachtel lag, dann die Schachtel — und siehe, das Kreuz der Ehrenlegion glänzte ihm daraus entgegen. Zuerst wurde mir beinahe Angst, denn er wurde ganz blaß und mußte sich am Geländer halten, plötzlich aber machte er einen Satz in die Höhe und schrie mit so fürchterlicher Stimme: „Es lebe der Kaiser!" daß das ganze Haus wiederhallte. Dann riß er mich fort, um von unserem Arzt Erlaubniß zum Ausgehen zu holen. Dieser kam uns mit ziemlich ernster Miene entgegen und hob schon an: „Was soll denn das heißen?" — als er aber das Kreuz in Zimmer's Hand sah, wurde sein Gesicht freundlich und er sagte: „Aha, Ihr wollt gewiß mit einander einen Spaziergang durch die Stadt machen, nun, Ihr seid Beide soweit hergestellt, da habt Ihr einen Paß mit einander." Stolz wie Könige stiegen wir die Treppe hinab, Zimmer sein Ehrenkreuz, ich meinen Brief auf dem Herzen. Unten wollte uns der Schließer aufhalten, aber unser Paß beruhigte ihn und wir konnten ohne weiteren Aufenthalt auf die Post gehen, um mein Geld zu holen. Von dort aus gingen wir in eine der Lindenalleen, welche die Vorstädte Leipzigs von der Stadt trennten und schlenderten behaglich daselbst auf und ab, wobei sich Zimmer mit seinem Kreuze nicht wenig breit machte.

16.

Wie viel Neues sahen und hörten wir da auf unserem Spaziergange! Im Hospital kümmert man sich um nichts; wenn man jeden Morgen neue Verwundetentransporte ankommen und jeden Abend Todte hinaustragen sieht, so hat man genug zu denken und schenkt der übrigen Welt keine Aufmerksamkeit. Aber draußen nehmen die Gedanken eine andere Richtung, indem sie durch das Mannigfaltige, das man sieht, bald da- bald dorthin gelenkt werden. So zerstreute auch uns das rege Leben und Treiben in den Straßen der Handelsstadt. Diese Menge von Leuten, die dem Erwerb oder dem Genusse nachgingen, diese Masse strebsamer Leute, die alle darauf ausgingen, sich emporzubringen, aber nicht, indem sie andere zu Grunde richteten, sondern lediglich durch ihrer Hände Arbeit, und indem sie Tag und Nacht darauf dachten, wie sie den Ihrigen ein sorgloses Leben sichern könnten — alles das vergegenwärtigte mir das Glück des Friedens inmitten eines gräßlichen Krieges.

Ganz in diese Träume versunken ließ ich mich durch meinen Freund Zimmer dahinführen, der sich gut auskannte und mir die Namen von allen Häusern, Straßen und Plätzen mittheilte. Er war schon Anno 7 dagewesen, und berichtete mir nun, daß die Leute hier alle unsere guten Freunde seien. „Nach dem Feldzuge von 1806," meinte er, „that man uns hier alle mögliche Ehre an; die Bürger zwangen uns, bei ihnen zu speisen, gaben uns Bälle und nannten uns die Helden von Jena. Du wirst bald sehen, wie gerne man uns hat, und es ist das auch kein Wunder, da wir es sind, die ihren Kurfürsten zum Könige gemacht haben."

Plötzlich hielt Zimmer vor einer niederen Thüre an und rief: „Halt, hier ist die Bierbrauerei zum goldenen Lamm; da wollen wir hineingehen."

Ich folgte ihm durch einen engen Gang, bis er eine Thüre zur Rechten öffnete und wir in einen großen Saal traten, aus dem uns das Klappern der Gläser und der Zinntrüge entgegentönte; im Hintergrund führte eine Thüre in einen tiefen Keller, aus welchem man das Klopfen der Hämmer an die Fässer hörte. Der angenehme Geruch des jungen Märzbiers erfüllte die Luft und begeisterte Zimmer so, daß er laut jauchzte. „Ja, ja," rief er, „das ist derselbe Saal noch, in welchen ich immer mit dem großen Ferré und dem dicken Roussillon kam. Guter Gott, Josephel, wie mich das Alles wieder an 1807 erinnert. Der arme Roussillon, er hat bei Smolensk in's Gras beißen müssen, und der große Ferré lebt jetzt als Krüppel in seinem Dorfe bei Toul, denn er hat sein linkes Bein bei Wagram gelassen. Wie ich das jetzt Alles wieder vor mir sehe!"

Es währte eine Zeit lang, bis meine Augen den dicken grauen Rauch, welcher den ganzen Saal erfüllte, durchdringen konnten; nach und nach aber entwickelte sich vor mir eine lange Reihe von Tischen, dicht besetzt mit Trinkern, die meisten in kurzen Flausröcken, bunte Mützen auf dem Kopfe, der Rest in sächsischer Uniform. Die Ersteren waren Studenten, Leute aus guten Familien, welche in Leipzig die Rechte, die Medizin ꝛc. studiren und davon so viel lernen, als bei beständigem Biertrinken und bei einem fidelen Leben, das sie in ihrer Sprache ‚Fuchskommers' heißen, möglich ist. Sie duelliren sich oft unter einander mit dünnen, unten abgerundeten Floretten, die nur unten einige Linien weit geschliffen sind, so daß sie sich ziemlich ungefährliche Narben damit in's Gesicht zeichnen können. Zimmer erzählte mir das Alles unter herzlichem Gelächter.

Noch unter der Thüre, sobald ich sehen konnte, bemerkte ich, wie der Aelteste unter den Studenten — ein großer, ausgemergelter Bursche mit eingefallenen Augen, rother Nase und einem blonden Barte, der in Folge langjähriger Bierbefeuchtung schon in's Rothe spielte — auf einem Tische stand und mit lauter Stimme aus einer Zeitung vorlas, die er in der rechten Hand hielt, während seine linke mit einer langen Porzellanpfeife agirte.

Alle die andern Studenten mit ihren langen blonden Haaren, die in Ringeln auf die langen Hemdkragen herabfielen, hörten ihm mit erhobenen Gläsern aufmerksam zu. Im Augenblick unseres Eintretens hörten wir noch, wie sie die Worte: „Vaterland, Vaterland!" riefen, worauf sie mit den sächsischen Soldaten fraternisirten.

Aber kaum hatten wir ein paar Schritte im Saale gemacht, so war plötzlich Alles still. „Munter, munter, Kameraden," schrie Zimmer, „laßt euch nicht stören, lest ungenirt weiter; wir sind selbst begierig, Neuigkeiten zu hören." Aber die jungen Leute kehrten sich nicht an das, was er sagte, und der Alte stieg vom Tische herab, indem er die Zeitung zusammenfaltete und in die Tasche steckte. „Die Vorlesung hat ein Ende," sagte er, und die andern wiederholten: „ja, ja, 's ist aus," wobei sie uns sonderbare Blicke zuwarfen. Zwei oder drei sächsische Soldaten gingen alsbald hinaus, als ob sie im Hofe Luft schöpfen wollten, und verschwanden bei dieser Gelegenheit. Der dicke Bierbrauer aber fragte uns: „Nun, wissen Sie vielleicht nicht, daß der große Saal auf der andern Seite des Hauses ist?" — „O ja," entgegnete Zimmer, „wir wissen das wohl, aber dieser kleine Saal gefällt uns besser, es knüpfen sich Erinnerungen daran." Der Bierbrauer entfernte sich mißmuthig, um uns Bier zu holen. Zimmer, welcher inzwischen eine französische Zeitung erwischt hatte, fand darin, daß Waffenstillstandsverhandlungen im Werke seien und daß zu Prag über einen definitiven Frieden berathen werde. Darüber gerieth er nun in eine unbeschreibliche Wuth und hob nach seiner Art an, so laut über die Preußen loszuziehen, daß die Scheiben klirrten. Nachdem er endlich seine lange Rede beendigt, sah er sich triumphirend nach allen Seiten um, denn er erwartete laute Zeichen des Beifalls. Statt dessen aber begegneten ihm von allen Seiten finstere Gesichter und Niemand bezeugte Lust, ihm zuzustimmen. Da erhob er sich endlich und sagte: „Komm', wir wollen gehen, Josephel; ich verstehe mich nicht auf Politik; aber ich behaupte doch, daß es nicht recht ist, mit diesen Lumpen einen Waffenstillstand zu schließen; da sie einmal am Boden liegen, sollte man ihnen den Fuß auch fest auf den Nacken setzen." Beim Hinausgehen sagte er dann zu mir: „Ich weiß nicht, wie mir diese Leute dießmal vorkommen; wir müssen sie in irgend Etwas gestört haben." — „Wohl möglich," entgegnete ich, „sie sahen bei Weitem nicht so gutmüthig aus, als Du sie mir geschildert hast." — „Ach was," meinte er, „das sind gar keine rechten Studenten mehr. Die, welche ich vor Jahren gesehen, thaten eigentlich gar nichts als trinken, und manche brachten es auf zwanzig oder dreißig Schoppen des Tags, so daß ich sogar mich nicht mit ihnen messen konnte. Fünf oder sechs von ihnen, welche man Senioren nannte, hatten graue Bärte und ein ehrwürdiges Aussehen. Wir sangen mit einander den Fanfan la Tulipe und den König Dagobert, Lieder, in welchen nichts von Politik vorkommt; aber diese jungen Studenten da sind nichts mehr nutz." Ich für meinen Theil war sicher überzeugt, daß diese Studenten Mitglieder des Tugendbunds waren.

Als wir in den Spital zurückkamen, wurde uns mitgetheilt, daß wir uns in die rosenthaler Kaserne zu begeben hätten, die wir von nun an als Rekonvaleszenten bewohnen sollten. Das Leben daselbst war ganz dasselbe wie in Garnison, mit einem Morgen- und Abendverles. Den Rest der Zeit konnten wir thun, was uns beliebte. Man kann sich nun leicht die klägliche Existenz denken, welche die dort untergebrachten zwölf- bis fünfzehnhundert armen Teufel führten, in ihren abgerissenen Mänteln mit häßlichen Bleiknöpfen, mit ihren blumentopfartigen Tschakos und gestickten Stiefeln, bleich und hinfällig, die meisten ohne einen Kreuzer in der Tasche, in einer reichen Stadt wie Leipzig. Wir spielten keine gute Figur unter all' diesen Studenten, wohlhabenden Bürgern und schönen, lachenden Frauen, die uns trotz all' unseres Ruhmes als Lumpenpack betrachteten. Früher war das allerdings anders gewesen, aber Manche hatten sich

eben damals nicht betragen, wie es sich gehörte, und so kam's, daß man uns jetzt die Thüren vor der Nase zuschlug, und wir konnten unsere Zeit damit zubringen, die schönen Häuser von Außen anzusehen. Wir versuchten uns natürlich auf alle mögliche Weise zu zerstreuen und verfielen auf allerhand kindische Spiele, denen, wie mir Zimmer versicherte, früher die guten Deutschen immer mit großem Interesse zugesehen hatten; jetzt gingen sie kalt und theilnahmlos daran vorüber. Diese Spiele genügten aber keineswegs, und um die entsetzliche Langeweile besser zu vertreiben, machte ich mit Zimmer beinahe täglich Spaziergänge in der Umgegend von Leipzig, wobei wir dann da oder dort einkehrten und eine Flasche weißen Wein tranken. Auch bei dieser Gelegenheit bemerkte ich die schlecht verhehlte schlimme Gesinnung der Deutschen gegen uns; man gewährte uns nicht den geringsten Kredit, und die Wirthe hätten uns, glaub' ich, für Alles das Dreifache abgefordert, Alles zur Ehre des deutschen Vaterlandes, wenn Zimmer die Preise nicht so gut gekannt hätte wie ein geborner Sachse. Abends, wenn die Sonne hinter den Gebüschen an der Elster und Pleiße unterging, kehrten wir, begleitet vom melancholischen Konzerte, welches die Tausende von Fröschen in den Elster sümpfen anstimmten, zurück. Oft machten wir Halt, um von einer Brücke oder einem sonstigen günstigen Punkte mit Entzücken auf die prächtige Handelsstadt oder auf die Elster und Pleiße mit ihren unzähligen Armen und grünen Inseln hinzublicken. Hätten wir geahnt, daß wir einst über diese Flüsse nach dem Verlust einer entsetzlichen Schlacht uns flüchten müßten, wir hätten gewiß nicht in ihrem Anblicke geschwelgt. Um jene Zeit indeß war die Ebene allenthalben mit Garben bedeckt, welche die Landleute eilig einheimsten; aber wenn wir an ihnen vorübergingen, wie sie da auf und neben ihren hochbeladenen Wagen sich zu schaffen machten, stellten sie sich, als ob sie uns gar nicht sähen; richteten wir eine Frage an sie, so thaten sie, als hörten sie nicht, so daß ich nur zu thun hatte, um Zimmer, der jedesmal in Wuth gerathen wollte, zu beschwichtigen, indem ich ihm vorstellte, daß es diesen Lumpen bloß um einen Vorwand zu thun sei, um über uns herzufallen, und daß wir ja strenge Ordre hätten, mit der Bevölkerung nicht anzubinden. Er tröstete sich dann jedesmal zuletzt mit dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, um den Schuften ihren schreienden Undank vergelten zu können. Eines Tags aber, vierundzwanzig Stunden vor Ablauf des Waffenstillstands, erlebten wir Etwas, das uns nicht den geringsten Zweifel lassen konnte, bis zu welchem Grad uns die Bevölkerung gern hatte. Es war gegen elf Uhr Vormittags und wir wollten eben in der Elster baden. Wir hatten uns schon entkleidet, als Zimmer, der auf der Straße von Konnewitz her einen Bauern kommen sah, diesem zurief: „He, Kamerad, kann man hier ohne Gefahr baden?" — „Freilich, freilich," entgegnete jener, „nur keck hinein, es wird euch gut drin behagen." Zimmer aber, der auf dieß hin arglos in's Wasser patschte, verlor sogleich an der sehr tiefen Stelle den Grund, und wäre, trotzdem er ein tüchtiger Schwimmer war, beinahe ertrunken, da sein linker Arm noch sehr schwach war. Zum Glück trieb ihn die Strömung an eine Sandbank, auf welcher er wieder festen Fuß fassen konnte. Der Bauer war behaglich stehen geblieben, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde; als ich aber zornentbrannt über seine Bosheit mich rasch ankleidete, indem ich ihm mit der Faust drohte, lief er unter lautem Hohngelächter sporenstreichs Konnewitz zu. Zimmer war außer sich vor Wuth und wollte durchaus nach Konnewitz laufen, um den Schuft ausfindig zu machen. Nur mit Mühe gelang es mir, ihm dieß auszureden, da es doch unmöglich gewesen wäre, den Schuldigen unter all' den Bauern auszuspüren, und außerdem, wenn es uns auch gelungen wäre, was hätten wir denn mit ihm anfangen wollen. Nachdem ich ihn etwas beruhigt, suchten wir eine seichtere Stelle und nahmen dort ein Bad, das ihn ein klein Bischen abkühlte. Dennoch fuhr er auf dem ganzen Heimwege fort, von Rache zu sprechen und über die undankbaren Deutschen zu raisonniren. „Wir haben," rief er unter Anderem, „diesen Deutschen zu Königen, Fürsten, Herzogen, Grafen und Baronen ohne Zahl verholfen, wir haben sie mit Ehren überhäuft, und worin besteht jetzt der Dank dieses schuftigen Volkes? In heimtückischem Haß und feiger Mordgier. O, wenn uns der Kaiser freie Hand ließe, mit ihnen umzuspringen, wie sie's verdienen! Aber der Kaiser ist zu gut, und dieser Güte habe ich's zu verdanken, daß ich beinahe ersoffen wäre; sonst hätte der Anblick meiner Uniform allein schon dem Bauern jede Lust zum Lügen vertrieben." So ging's fort bis nach Leipzig. Beim ersten Tritt in die Stadt sahen wir, daß sich die Einwohner in freudiger Aufregung befanden; allerdings zeigten sie's nicht offen, aber so oft Einer dem Andern begegnete, hielten sie an und schüttelten sich die Hände; die Frauen liefen über die Straße, um einander Besuch zu machen, und eine Art von innerer Befriedigung glänzte sogar in den Augen der Dienstboten und der niedrigsten Taglöhner. Zimmer sagte: „Man könnte weiß Gott glauben, diese Deutschen seien auch einmal lustig, sie sehen alle so vergnügt aus." — „O, ja," erwiederte ich, „das kommt wahrscheinlich vom guten Wetter und von der eben begonnenen guten Ernte her." Als wir an unsere Kaserne kamen, sahen wir unsere Offiziere in lebhaftem Gespräch unter dem großen Thore stehen, die Wachen spitzten neugierig die Ohren und die Vorübergehenden machten sich möglichst nahe heran, um zu horchen. Wir hörten auch im Vorbeigehen, daß die Verhandlungen zu Prag abgebrochen seien und daß die Oesterreicher uns den Krieg erklären würden, was so viel heißen wollte, als zweimalhunderttausend Feinde weiter.

Am folgenden Morgen wurde eine allgemeine Untersuchung der Verwundeten vorgenommen und zwölfhundert Verwundete von Lützen, die zur Noth hergestellt waren, bekamen Befehl, wieder zu ihren Abtheilungen zu stoßen. Sie marschirten kompagnieweise mit Sack und Pack auf verschiedenen Straßen ab. Zimmer war seinem eigenen Verlangen gemäß unter ihnen. Ich begleitete ihn bis vor's Thor, wo ich wirklich schmerzlichen Abschied von ihm nahm. Leider mußte ich noch zurückbleiben, da mein Arm noch zu schwach war.

In der Kaserne waren wir jetzt noch zu fünf- oder sechshundert, die meisten darunter Bursche, mit denen ich nichts zu schaffen haben wollte, der Auswurf der Armee, welcher in allen Kriegen stets die Spitäler füllt. Mein einziger Trost war der Gedanke an Kathrine und hie und da an meine alten Kameraden Klipfel und Zebedäus, von denen ich seither nie etwas erfahren hatte. Es war das ein trauriges Dasein, um so mehr, als uns die Einwohner mit scheelen Augen ansahen, denn nur die Nähe der französischen Armee, welche sie von Blücher und Schwarzenberg trennte, hinderte sie, uns an der Kehle zu nehmen. Eines Abends verbreitete sich das Gerücht, daß wir bei Dresden einen großen Sieg erfochten hätten; bei dieser Nachricht entstand unter den Einwohnern eine allgemeine Bestürzung; sie schlossen sich zu Haus ein und die Straßen waren wie ausgestorben. Aber schon in der folgenden Woche hatten sich die Mienen wieder geändert und die Leute machten dieselben fröhlichen Gesichter wie an dem Tage, da sich die Oesterreicher gegen uns erklärt hatten. Ich schloß daraus, daß uns irgend ein Unglück betroffen hatte, und ich erfuhr später, daß dem wirklich so gewesen war. Damals aber bekam ich nichts darüber zu hören, denn die französischen Zeitungen, die wir allein erhalten konnten, sagten nichts davon.

Bald darauf machte der alte Wundarzt Tardieu seine Runde und sagte, nachdem er mich untersucht: „Ihr Arm ist geheilt! Halten Sie einmal diesen Stuhl da hinaus ... Gut! gut!" Den folgenden Morgen nach dem Verlesen wurde ich nach einem Saale beordert, wo sich Uniformstücke, Tornister, Patrontaschen und Schuhe in Menge aufgespeichert

befanden, und wo ich auch ein Gewehr, zwei Patronenpakete und eine Marschroute nach Gauernitz an der Elbe erhielt. Am 1. Oktober machten wir uns zu zwölf oder fünfzehn auf den Weg unter der Führung eines Fouriers vom Siebenundzwanzigsten. Unterwegs schlug bald der Eine, bald der Andere eine Seitenstraße ein, um zu seiner Abtheilung zu gelangen, nur der Fourier, vier Infanteristen und ich blieben beisammen.

17.

Wir marschirten in Regen und Wind bis gegen zehn Uhr Abends, um welche Zeit wir Gauernitz und ein altes Schloß daneben in schwarzen Umrissen vor uns liegen sahen; einige Fenster waren erhellt, rechts vom Dorfe aber sahen wir plötzlich eine Reihe Wachfeuer glänzen, während weiter in der Ferne eine noch viel größere Anzahl, Irrwischen gleich, auftauchte.

Die Nacht war hell, der starke Regen hatte den Himmel gesäubert, so daß uns die Schildwachen schon in ziemlicher Entfernung bemerkten und anriefen. Leider erfuhr ich hier vom Kommandanten der Feldwache, einem eisgrauen Unterlieutenant, welcher unter dem Mantel den Arm in der Binde trug und dem wir in das Wachlokal, eine alte Scheuer, folgen mußten, daß ich mein Bataillon erst am nächsten Tage, zwei Meilen von da, bei Troppau treffen würde. Er fragte uns noch über Verschiedenes aus, und namentlich darüber, ob wir unterwegs nicht auf Kosaken gestoßen wären. Nachdem wir gehörig examinirt waren, durften wir uns in der Scheuer zu den andern Soldaten, die da schliefen, auf den Boden legen; keiner von den armen Teufeln war durch unsere Ankunft erweckt worden, sie lagen alle tief athmend und regungslos da, wie zum Tod erschöpfte Menschen, und als ich mir beim Niederlegen noch im Scheine des mitten in der Scheuer angezündeten Feuers die Gesichter meiner Nachbarn betrachtete, erschrak ich über diesen Anblick bis in den Tod. Diese armen Teufel von Rekruten hatten nur noch Haut und Knochen; ihre sonnverbrannten, schmutzigen und mit Runzeln bedeckten Gesichter ließen sie wie alte Veteranen erscheinen; ich konnte kaum glauben, daß diese Leute noch stehen und gehen könnten. Ich selbst war so abgehetzt, daß ich lange nicht einschlafen konnte; erst nach einer Stunde verfiel ich in einen Zustand, der mehr tiefe Betäubung als Schlaf war.

Am folgenden Morgen machte ich mich unter Führung des Fouriers und mit noch drei andern Soldaten von der Division Souham wieder auf den Weg. Bald befanden wir uns auf der Straße, die sich der Elbe entlang zieht. Das Wetter war feucht und der Wind peitschte den Fluß dergestalt, daß der Schaum bis zur Straße heraufspritzte. Wir beschleunigten daher unsern Marsch, als nach einer Stunde etwa der Fourier plötzlich rief: „Aufgepaßt!" Er hatte Halt gemacht und die Nase in die Luft gestreckt wie ein Jagdhund, der etwas wittert. Wir horchten nun ebenfalls, ohne übrigens etwas Anderes zu vernehmen als das Brausen des Wassers und das Sausen des Windes durch die Bäume. Aber der Fourier hatte ein geübteres Ohr als wir. „Dort unten wird geplänkelt," sagte er, indem er auf ein Holz rechts von der Straße deutete. Der Feind steht möglicherweise auf der Seite, woher wir kommen; wir müssen uns in Acht nehmen, daß wir ihm nicht in die Hände laufen; wir müssen uns mit Schlauheit bis zu dem Holze hinschleichen, und wenn die Russen oder Preußen drin stecken, so müssen wir schleunig zum Rückzug blasen, ehe sie uns sehen; sind Franzosen dort, so marschiren wir vor. Wir schlichen uns also, das gespannte Gewehr im Arm, auf das Holz zu, vorsichtig auftretend und scharf nach allen Seiten spähend. Der Schall des Gewehrfeuers kam immer näher, ein Schuß folgte auf den andern und weckte das Echo in den Wiesengründen. Der Fourier sagte zu uns: „Das sind Plänkler, welche eine Reiterabtheilung beschießen, denn die Andern erwiedern das Feuer nicht." Und wirklich, kaum zehn Minuten später erblickten wir ein im Walde gelagertes französisches Infanteriebataillon, das eben im Begriffe war, abzukochen, während am Waldrande Plänkler standen und auf eine Kosakenabtheilung schossen, welche langsam über die Ebene zog.

Die Franzosen, die wir vor uns hatten, sahen erbärmlich aus, hager, ausgehungert, mit spitzigen Nasen und hervotragenden Backenknochen, ihre Röcke waren ihnen viermal zu weit und warfen unzählige Falten; manche darunter waren barfuß. Ich erschrak daher nicht wenig, als mir der Fourier, welcher mit seinen scharfen Augen sofort die Nummern erkannt hatte, mittheilte, daß wir unser Regiment vor uns haben. Wir gingen nun auf zwei kleine Zelte zu, vor welchen ein Paar magere Klepper das spärliche Gras ausrauften, und hier trafen wir auch den Oberst, den ich seiner entsetzlichen Hagerkeit halber beinahe nicht mehr erkannt hätte. Er empfing uns mit finsterer Miene und sagte weiter nichts als: „Geht zu euren Kompagnieen." Dieß war nun bald gesagt, aber schwer auszuführen, denn seit der Schlacht bei Lützen waren die Kompagnieen, ja die Regimenter so vermischt und gegenseitig einverleibt worden, daß es schwer war, sie zu erkennen. Die Soldaten, an denen ich vorüberging, und die gerade ihre Suppe kochten, warfen mir nur einen finstern Blick zu, als wollten sie sagen: „Will der etwa unsere Suppe theilen?" Keiner sprach ein Wort, und ich schämte mich, nach meiner eigenen Kompagnie Andere zu fragen. Da faßte mich ein alt aussehender Veteran, mit spitzer Adlernase und in einen zerrissenen Rock gehüllt, in's Auge und rief dann plötzlich mit gerührter Stimme: „Ach, Joseph! Ich glaubte Dich schon längst begraben."

Erst an der Stimme erkannte ich in dem Soldaten meinen Freund Zebedäus, der mir herzlich die Hand entgegenstreckte und rief: „He da, Klipfel, Joseph ist da!" Auf dieß wandte ein anderer Soldat, der an derselben Schüssel saß, den Kopf nach mir um und sagte: „Ah, Joseph? Gut, Du bist also nicht todt!" Das war die einzige Begrüßung, die mir zu Theil wurde, ein Beweis, wie hart und egoistisch das Elend diese Leute gemacht hatte. Nichtsdestoweniger war Zebedäus noch gutmüthig genug, daß er mich einlud, an der Schüssel Platz zu nehmen, obgleich seine Nachbarn böse Gesichter dazu machten. Allein ich dankte ihm, denn ich hatte den Tag zuvor den glücklichen Gedanken gehabt, mir in Riva ein Dutzend Cervelatwürste und eine Flasche guten Schnaps zu kaufen. Diese Schätze breitete ich nunmehr auf dem Rasen aus, wobei ich nicht verfehlte, an Zebedäus, dem darüber beinahe die Thränen in die Augen kamen, zwei Würste abzutreten. Bei dem Geruche der Würste und des Schnapses wurden nun auch die Andern freundlich und luden uns ein, näher zu kommen; allein Zebedäus warnte mich und sagte: „Seit mehr als einem Monat habe ich mich heute zum ersten Mal wieder satt essen können; in einer halben Minute hättest Du keinen Bissen mehr, wenn Du Dich mit ihnen einließest. Hebe den Rest auf." Mit diesen Worten steckte er selbst mir das Uebrige in den Tornister und verschloß diesen. Kaum war er damit fertig, so ertönte das Zeichen zur Sammlung. Die Plänkler wurden eingezogen, der Oberst und die Stabsoffiziere stiegen zu Pferd und der Weitermarsch begann. Zebedäus, welcher mein Rottenkamerad war, erzählte mir unterwegs, was sich seit der lützener Affaire zugetragen hatte: die zwei großen Siege bei Bautzen und Wurtschen, die Gewaltmärsche hinter dem weichenden Feinde drein, den Stoß auf Berlin. Sodann den Waffenstillstand, während dessen man in den Dörfern einquartirt war, und endlich die Ankunft der Veteranen aus Spanien, gräßlicher Menschen, welche die Jungen lehrten, auf Kosten des Bauern zu leben. Unglücklicherweise, fuhr er fort, war am Ende des Waffenstillstandes die ganze Welt gegen uns im Harnisch; die Leute haßten uns wie die Teufel; sie brachen die Brücken hinter uns ab, verriethen alle unsere Bewegungen den Preußen und Russen, und wenn uns irgend ein Unglück betraf, so suchten sie, statt uns zu helfen, dasselbe noch zu vergrößern. Die fortwährenden Regengüsse vermehrten noch

das Ungünstige unserer Lage, und es war keine Kleinigkeit, sich nach erlittener Niederlage im Kothe retten zu müssen, Husaren, Dragoner und andere derartige gute Freunde im Rücken, ohne daß in Nacht und Regen sich irgend ein gastliches Haus geöffnet hätte. Ja, wenn man Sieger ist, da ist's etwas Anderes, da ist's einem im kältesten Regen von selbst warm, und man findet Ort und Gelegenheit, seine Wäsche zu wechseln, so aber mußten wir im Kothe und Schmutz verkommen. Zebedäus erzählte mir ferner noch ganz ausführlich den Sieg bei Dresden und die Niederlage an der Katzbach, welche durch eine falsche Bewegung Macdonald's herbeigeführt wurde und wo Zebedäus von einem preußischen Grenadiere zwei Kolbenhiebe vor den Kopf bekam, die ihn in's Wasser stürzten. Die Strömung riß ihn halb ohnmächtig fort und er wäre ertrunken, wenn er nicht am jenseitigen Ufer einen herabhängenden Baumast erwischt hätte, an dem er sich auf's Trockene arbeitete. Jene ganze Nacht war er trotz des furchtbaren Blutverlustes und halb todt vor Hunger und Mattigkeit bis Goldberg marschirt, wo ihm endlich ein mitleidiger Bauer seinen Kopf verband und ihm Brod und Zwiebeln gab. Er erzählte mir ferner, daß den ganzen Tag nach der Schlacht Alles in voller Auflösung auf eigene Faust wie er marschirt sei, da die berittenen Generale alle geflohen gewesen, und daß fünfzig preußische Husaren ausgereicht hätten, Alles vollends zu zersprengen. Aber der hohe Wasserstand hatte Blücher gehindert, über den Fluß zu setzen, und so gelang es dem auseinandergekommenen Armeekorps, sich bei Wolda wieder zu vereinigen. Erst bei Bunzlau waren die Generale wieder zum Vorschein gekommen, voll Erstaunen, daß sie noch Truppen zu kommandiren hatten. „Kurz und gut," schloß Zebedäus seinen Bericht, „wir haben Alles gegen uns: das Land, den ewigen Regen, unsere Verbündeten und unsere eigenen Generale, die, nachdem sie Herzoge und Fürsten geworden, es müde sind, stets im Kothe herumzulaufen, oder die geschwind einen großen Schlag ausführen wollen, um noch Marschall zu werden; wie viel dabei von uns armen Teufeln darauf gehen, darum kümmert sich Niemand, und so müssen wir, die Söhne jener Bauern und Arbeiter, welche auf dem Schlachtfelde den Adel vernichtet haben, unser Leben in die Schanze schlagen, um einen neuen zu schaffen." Unsere Lage war damals, als ich wieder zu meinem Regiment stieß, eine wahrhaft verzweifelte. Wir befanden uns mitten zwischen drei Armeen, die sich zu vereinigen suchten, um uns mit einem Schlage zu vernichten; es waren: die Nordarmee unter Bernadotte, die schlesische Armee unter Blücher, und die böhmische unter Schwarzenberg. Wir suchten ihrer dadurch Herr zu werden, daß wir eine von ihnen vereinzelt angriffen, allein dem wichen sie aus alter Furcht vor Napoleon immer aus, und die Folge für uns waren unzählige ermüdende Hin- und Hermärsche, so daß die Soldaten sehnlichst nach einer Schlacht verlangten, dieselbe mochte endigen, wie sie wollte, nur dieser unerträgliche Zustand sollte aufhören. Ich selbst war nach wenigen Tagen halbtodt und sah kaum mehr einem Menschen ähnlich. Jeden Abend mußte man auf Vorposten oder Patrouille, einem Schurken Namens Thielemann zu lieb, der uns wie unser eigener Schatten folgte, der uns überall beobachtete und uns keinen Augenblick Ruhe ließ, und da seine Armee aus allen denen bestand, die an den Franzosen ihr Müthchen kühlen wollten, so fehlte es ihm nie an Mannschaft. Um diese Zeit erklärten sich auch die Bayern, Badenser und Württemberger gegen uns, so daß wir jetzt ganz Europa auf dem Halse hatten.

Endlich und endlich nahm es zu unserer höchsten Befriedigung den Anschein an, als ob die Armee sich zu einer großen Schlacht vereinigte; statt daß wir in der Umgebung der Ortschaften auf die Kosaken Platow's und Thielemann's Parteigänger stießen, fanden wir französische Husaren, Dragoner, Jäger und Artillerie, alle in einer Richtung marschirend. Uebrigens änderte das nichts an unserem Elende; der Regen goß noch immer in Strömen, und Viele, die sich nicht mehr weiter schleppen konnten, setzten sich verzweiflnd unter einen Baum in den Koth, um da jämmerlich zu verkommen.

Am 13. überschritten wir die Mulde und vereinigten uns mit der Division Dombrowski und dem Korps Souham's. Wenn an diesem Tage die Herbstsonne durch die Wolken brach, so sah man die ganze Armee, alle Waffengattungen auf dem Marsch gegen Leipzig, während vom andern Ufer der Mulde her die Bajonnete der Preußen blitzten; von den Oesterreichern und von den Russen war noch nichts zu sehen, sie näherten sich ohne Zweifel auf anderen Seiten.

Am 14. Oktober wurde unser Bataillon nach der Stadt Aaken detachirt; da wir dieselbe aber vom Feinde besetzt fanden, der uns mit Kanonenschüssen begrüßte, so mußten wir die ganze Nacht, ohne Feuer anzünden zu dürfen, auf freiem Felde zubringen. Am folgenden Tage eilten wir in Gewaltmärschen unserer Division nach. „Die Schlacht beginnt, die Schlacht beginnt," murmelte man sich jetzt gegenseitig zu, und mein Sergeant behauptete wieder, daß der Kaiser in der Luft liege. Als wir am folgenden Tage gegen zehn Uhr Vormittags bei einem kleinen Dorfe, dessen Name mir entschwunden ist, Halt machten, um zu verschnaufen, hörten wir plötzlich in der Ferne ein dumpfes Rollen. Der Oberst, der noch zu Pferde saß, spitzte die Ohren, und mein Sergeant sagte: „Die Schlacht hat begonnen." Beinahe im selben Augenblick schwang der Oberst seinen Degen und kommandirte: „Vorwärts," und im Dauerlauf ging's jetzt voran, daß Tornister, Patrontaschen, Gewehre, Sand und Schmutz hüpften und flogen. Nachdem es eine halbe Stunde so weiter gegangen, bemerkten wir einige tausend Schritte vor uns eine endlose Kolonne: Pulverwagen, Kanonen, Infanterie, Kavallerie, und hinter uns her auf der Straße von Düben her oder querfeldein kamen noch Andere, alle im Laufschritt. Ganz am Horizont bemerkte man die beiden Thürme von St. Nikolas und St. Thomas zu Leipzig, während rechts und links davon die Stadt in Rauchwolken gehüllt war, aus denen Blitze zuckten. Das Rollen und Donnern nahm immer mehr zu und schon eine Stunde von der Stadt weg mußte man laut sprechen, um sich vernehmlich zu machen. Wie es uns dabei zu Muth wurde, kann man sich leicht denken, wir blickten einander an und sagten erbleichend: „Nun wissen wir, was eine Schlacht ist." Niemand vermochte zu lachen, lautlos sprangen wir weiter und die Offiziere wiederholten ohne Aufhören: „Vorwärts, vorwärts!" Je näher wir aber dem Schlachtfelde kamen, desto mehr bemächtigte sich auch unser eine rasende Kampfwuth. Gegen elf Uhr hatten wir das Schlachtfeld vor uns; die Kirchthürme der Stadt und die alten Wälle, auf denen ich mich so oft in Gedanken an Kathrine versunken ergangen hatte, waren dicht mit Menschen besetzt, gerade vor uns, etwa eine halbe Stunde entfernt, hielten zwei Regimenter rother Uhlanen, weiter rechts, auf einer Wiese an der Parthe, zwei oder drei Regimenter reitender Jäger und mehr rückwärts, längs eines Abhangs, in Staffeln vier bis fünf Divisionen, den Rücken der Stadt zugewandt. Bespannte Kanonen und Pulverwagen standen bereit und auf einem Hügel vor einem dort gelegenen Gehöfte glänzten die Uniformen des Generalstabs. Es war dieß die Reservearmee unter Marschall Ney; sein linker Flügel bot Marmont die Hand, welcher auf der Straße von Halle stand, und sein rechter stützte sich auf die große Armee, welche der Kaiser persönlich kommandirte. Unsere Armee bildete dergestalt einen großen Kreis um Leipzig, während die Feinde, die von allen Seiten heranzogen, einen noch größeren zu bilden beabsichtigten, um uns wie in einer Mausfalle zu fangen.

Unser Bataillon war eben im Begriff, in die Ebene hinabzusteigen, um zu unserer Division zu stoßen, als ein Generalstabsoffizier in gestrecktem Galopp heranjagte und mit unserem Obersten, der ihm entgegenritt, einige Worte wechselte. Der letztere kommandirte hierauf rechts um, und

ab, verfolgten uns aber Wolfsrudel u. dgl. Bei Nacht
[illegible] Feuer, um die Thiere zu verscheuchen. Am 3. Tage
[illegible] Wir kamen an einen Fluß, der sehr reißend war und
[illegible] Wir mußten ihn durchwaten. Ich ging voran, um
[illegible] Ich hatte das Wasser bis an die Brust, als ich
[illegible] Ich rief meinen Gefährten zu, sie sollten mir
[illegible] Ich ging weiter, bis ich an eine Stelle kam, wo
[illegible] Ich schwamm hinüber und kam glücklich ans

Der Held des ſpaniſchen Volksliedes.

Von

Karl Deutſch.

Der Cid: Graf Gormaz verhöhnt Don Diego und ſeinen Sohn. (S. 450.)

Viele, die ſonſt auf allgemeine Bildung Anſpruch machen, wiſſen nichts von dem berühmten Cid, Viele haben das Wort in ihrem Leben kaum einmal geleſen. Ich erinnere mich einer ſehr beleſenen Dame, welche ihre vermeintliche Bekanntſchaft mit dieſem Thema dadurch bekundete, daß ſie ſagte: ſo oft ſie auch das ſpaniſche Werk „Der Eid“ angekündigt gefunden habe, ſei es auch verdruckt geweſen, und zwar ſtatt des „E“ ein „C“, Cid ſtatt Eid.

Cid Campeador, der Kämpfer ſchlechtweg geheißen, gehört freilich einem längſt vorübergerauſchten Jahrhundert an, in welchem perſönliche Tapferkeit zur Begründung hohen menſchlichen Ruhms ausreichte. Unſer Geſchlecht hat, Gott ſei Dank, keinen Sinn mehr für bloße Auszeichnungen im Waffenhandwerk, und ſehnt ſich nicht nach dem Glanze und dem Drucke des Mittelalters zurück; aber es ſteckt doch in jenem ſpaniſchen Kämpfer bei weitem mehr als ein großer

Kriegsknecht. Es gibt kaum ein Volk, das in der grauen Zeit des Ritterthums einen Helden seinesgleichen aufzuweisen hätte. Der französische Bayard und deutsche Sickingen oder Götz von Berlichingen reichen nicht an ihn heran. Vermöge seiner Charaktergröße steht er mit einem Fuße gleichsam in der Gegenwart, und ihn zu kennen ist von großem Werthe. Unsere Bürger, welche sich mit unverstandenem Republikanismus brüsten, und unsere Edelleute, die sich mit kleinlichem Sinn dem erbärmlichsten Parteitreiben hingeben, können an Cid's Grundsätzen die wahre Größe, die wahre Gerechtigkeit und wahren Stolz lernen. Den Trägern der tödtlichen Waffen hat er für alle Zeiten das Beispiel gegeben, daß nicht numerisches Uebergewicht und mechanische Geschicklichkeit in der Waffenführung, sondern Begeisterung für die Sache und ein durch Tugend geheiligtes Selbstvertrauen entscheidend sind.

Cid Campeador, der vielbesungene, zu dessen poetischer Verherrlichung Spaniens großer Dichter Calderon wesentlich beigetragen, ist der Typus aller Ritterlichkeit. Das Volk nannte ihn „die Blüte des Ritterthums", König Fernando beehrte ihn mit dem wohlerworbenen Prädikat „Perle meines Reiches". Gegen die Frauen sittsam und zart bis zur Empfindsamkeit, gegen überwundene Feinde edel und großmüthig, gegen die Neider und aufgeblasenen Höflinge rücksichtslos stolz, den Höchsten gegenüber sich die Unabhängigkeit des Mannes wahrend, der für sich selbst ein König ist, beharrte der Cid bis zum Tode in selbstgenügsamer Einfachheit der Lebensweise und Reinheit der Gesinnung, so daß selbst seine bittersten Feinde ihm nie den Tribut der Hochachtung vorenthielten.

Er gehört einem Zeitalter an, in welchem auf der pyrenäischen Halbinsel zwei politische Welten sich schieden, in welchem es galt, ob künftig der Islam oder das Kreuz das Feld nicht allein in Spanien, sondern in einem großen Theile Europas behaupten sollte. Die Mauren herrschten voll Kraft und Pracht. Stolzer wie der edelste Kastilier, ruhmsüchtig, regsam und in hohem Grade intelligent, entfaltete damals der Maure in Spanien das Panier der Lebensfähigkeit zum Schrecken der Christen, die vor ihm zitterten. Die schönsten Fluren, die größten Reichthümer, die herrlichsten Paläste gehörten den Mauren. Immer bestrebt, ihre Herrschaft und ihren Glauben mit kraftvoller Begeisterung auszubreiten, bedurfte es nur christlicher Schwäche und Korruption, um das Netz ihrer Gewalt über die Pyrenäen in die sonnigen Auen des mittägigen Frankreichs auszuspannen. Von da hätten sie ihre Waffen auch weiter getragen, denn die Aussicht auf Weltherrschaft ist süß verlockend.

Das spanische Ritterthum ward ihnen ein Bollwerk. Cid war das glanzvolle Haupt dieses Ritterthums. Sein Ruf allein hatte die Bedeutung einer großen Armee. Voll begeistertem Vertrauen strömten die kampflustigen Schaaren ihm zu, wenn er seine Fahne aufrollte, denn unter seiner Führung, das wußten sie, ging es zum Siege.

Don Rodrigo, der Cid, aus dem alten tapferen Adelsgeschlechte der Lainez, vollbrachte seine erste Waffenthat, als er fast noch ein Knabe war. Sein greiser Vater, zu schwach zu persönlichem Kampfe, war von dem reichen und mächtigen Grafen Gormaz, Feldherrn des Königs Ferdinand von Kastilien, schwer beleidigt worden. Gormaz hatte ihm öffentlich eine Ohrfeige gegeben, worüber der alte Diego Lainez sich so sehr härmte, daß er keine Nahrung mehr zu sich nehmen wollte. Nach Rache sich sehnend und doch zur Fehde zu schwach, wollte er den Muth seiner Söhne prüfen, indem er mit ernstem Schweigen einem nach dem andern die Hände band — Zeichen tiefer Schmach. Alle ließen sich wehklagend fesseln, nur der jüngste, Rodrigo, nicht. Er trat einen Schritt zurück und sagte dem Vater, er wolle, selbst wenn er nicht von ihm selber das Schwert erhalten hätte, nöthigenfalls mit dem Dolche die ihm gebotene Schmach rächen. Freudig schloß Diego ihn in seine Arme und bat: „Räche mich!"

Der Knabe Rodrigo nahm heimlich ein berühmtes Schlachtschwert, welches der Bastard Mudardo geführt hatte, aus Diego's Waffenkammer — es hieß: die Tizonada — begab sich damit umgürtet auf den Platz vor dem Königspalaste zu Burgos, wartete, bis der stolze Graf Gormaz erschien, und trat ihm fest entgegen.

„Kanntet Ihr, Graf Gormaz, mich, den Sohn Diego's, als Ihr mit Eurer Hand sein ehrwürdiges Haupt berührtet? Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe, Keiner ihm ungestraft solche Schmach anthun dürfe?" — „Was willst Du, Knabe?" fragte Gormaz spöttisch lächelnd. — „Deinen Kopf, Graf!" — „Du irrst Dich, gutes Kind, Du willst Ruthenstreiche." — „Zieh, frecher Beleidiger," knirschte Rodrigo.

(Fortsetzung folgt S. 455.)

Ein Tag aus dem Leben Mozart's.

Novelle von B. v. Wolfy.

(Fortsetzung und Schluß.)

Marie Cavalieri wendete jetzt ihre dunklen, leuchtenden Augen zu Mozart und sagte: „Bitte, Herr Mozart, schenken Sie uns armen Sterblichen nun auch einmal die Gegenwart Ihres Geistes, nachdem Sie genug mit Elfen und Göttern innerlich Zwiesprache gehalten haben, sonst muß man ja fürchten, Ihr schöpferischer Genius entführt Sie uns vor der Zeit in lichtere Räume, wo nur Musik der Sphären klingt."

Mozart richtete sein großes, mildes Auge auf die Sprecherin und lächelte, aber er versank bald wieder in seine Träumereien.

„Nehmen Sie mit uns vorlieb, Verehrteste," sagte Fischer lachend; „Mozart komponirt jetzt, und da, glaube ich, könnte plötzlich Kaiser Joseph vor uns stehen, er ließe sich nicht stören." — Dann beugte er sich zu dem Ohre der Sängerin und flüsterte: „Singen Sie einmal das Frühlingsliedchen, welches ein ungenannter Komponist Ihnen kürzlich sandte."

Die Sängerin nickte und begann mit wunderbar reiner, voller Stimme zu singen. Mozart fuhr zusammen, als der erste Klang dieser schönen Frauenstimme sein Ohr berührte, dann nahm sein Gesicht den Ausdruck innigsten Vergnügens an und er lauschte mit ganzer Seele der reinen, schönen, halb heitern, halb getragenen Melodie.

Adamberger's Blicke folgten eifersüchtig allen Bewegungen und Worten Mozart's, obgleich die Augen der Sängerin ihn oft mit einem vollen, tiefen Blick trafen, der mehr sagte, als Worte je aussprechen können. Seine Stirn wurde finster, sein feiner Mund schloß sich krampfhaft. Da schaute ihn Fischer mit humoristischem Lächeln an. „Eifersüchtig, mein Lieber?" sagte er leise. — „Laß das, ist unter Musikern nicht Mode. Musiker dürfen doch nicht etwa den strengen Regeln der Etikette zum Opfer werden; — frei muß der Genius sein, sonst erlahmen seine Schwingen! Weißt Du denn nicht, daß Mozart eine junge, liebliche Frau und holde Kinder hat?"

Der Wagen fuhr jetzt an dem hübschen Städtchen Wielitzka vorüber, dessen freundliche, saubere Häuser im Sonnenschein schneeweiß schimmerten. Die Fenster wurden von der Sonne vergoldet und blühende Gärten sendeten ihren mannigfaltigen Duft auf den Weg hinaus, wo der Reisewagen langsam hinfuhr. Sie waren in Wielitzka, dem oft geschilderten Wunderwerk der Unterwelt. (Illustr. Welt 1860, Seite 140.) Da die Besichtigung der Werke Jedermann gestattet war, so fiel es unsern Reisenden nicht schwer, auch die Erlaubniß zu erhalten. Der Inspektor, ein gebildeter, freundlicher Mann mit offenem Gesicht, war sogleich bereit, die Künstler mit allen Sehenswürdigkeiten des Bergwerks

bekannt zu machen; er ſah unter Mozart's Reiſeeffekten einen Violinkaſten, und dieſes und der Name „Mozart“ bezauberte ihn dergeſtalt, daß er Allem aufbieten wollte, um ſeinen Gäſten ein nie empfundenes Vergnügen zu bereiten. Er bot ihnen ſogleich einige Gemächer ſeiner geräumigen Wohnung an, da man heute doch die Wanderung nicht mehr unternehmen konnte, und ſeine Frau und Tochter, Damen von angenehmer Bildung, nahmen unſere Freunde mit ſo großer Liebenswürdigkeit auf, daß ſie ſich in dieſem Hauſe ſogleich wohl und heimiſch fühlten. Mozart ſetzte ſich bald an's Klavier und konnte ſich wahrlich keine begeiſterteren Zuhörer wünſchen, als den Inſpektor und ſeine Tochter, die ſelbſt ganz artig ſpielte. Mozart, durch die Reiſe und ihre kleinen heitern Erlebniſſe, wie durch die Geſellſchaft, in der er ſich befand, angeregt, ſpielte mit aller Schönheit, allem Feuer der Genialität.

Unſere Freunde ſaßen hinter dem Hauſe in einem freundlichen Garten, plaudernd und Thee trinkend, umfloſſen von goldenem Abendlicht. Marie Cavalieri ſah in dieſer magiſchen Beleuchtung wunderbar ſchön aus. Das dunkle Blond ihrer Haare glänzte wie Gold, in den Augen loderte ein ſanftes Feuer und Adamberger ſah mit Blicken unausſprechlicher Liebe zu ihr herüber.

Der Inſpektor Horn war beglückt, den gefeierten Mozart bei ſich bewirthen zu dürfen; er liebte die Muſik leidenſchaftlich, obgleich er kein Kenner war, und als Mozart noch ſpät Abends im Dunkeln ſeinen Phantaſieen am Klavier freien Lauf ließ, ſaß er ſtill in einer Ecke und lauſchte, ohne ſich zu rühren. Adamberger und Marie Cavalieri ſangen dann ein Duett, und als ſie geendigt hatten, rief Mozart, mit ſeiner unwiderſtehlichen Kindlichkeit beide Hände der Sängerin faſſend: „Sie ſingen morgen im großen Saale des Bergwerks! O, es ſoll wunderbar klingen, wenn man dort ſingt . . .“ — „Ja,“ ſagte die Sängerin ſchalkhaft, „wenn unſer großer Muſiker und Improviſator mir Muſik und Text des Liedes liefern will, dann ſinge ich.“ — „O, wenn's nur das iſt,“ rief Mozart lachend aus, „das ſoll ſchon werden. Herr Inſpektor, ſchnell geben Sie mir Tinte, Papier und Feder, dazu ein Licht, und in einer Stunde iſt das Lied fertig.“

Er ſetzte ſich ſofort an den Schreibtiſch des Inſpektors, von welchem eben Julie, die Tochter des Inſpektors, aufſtand, die alle Ausgaben des Tages mit ſauberer Schrift in das Wirthſchaftsbuch eingeſchrieben hatte. Sie machte mit lieblichem Erröthen dem jungen Manne Platz, der plötzlich, als bekomme er eine heitere Eingebung, mit ſinnigem Lächeln in ihr blühendes Geſicht ſah. „Ich habe es, ich habe es!“ rief er aus, und war bereits in's Schreiben vertieft. Das junge Mädchen aber ging leiſe hinaus in den Garten, ſetzte ſich auf den Platz, welchen vor Kurzem Mozart inne gehabt, und blickte ſinnend vor ſich hin.

Während Mozart komponirte, ſchien es, nach der Stille zu urtheilen, einſam im Zimmer, und doch ſtand Marie Cavalieri am Fenſter und neben ihr Adamberger, der die Sängerin lange ſo innig anſah, daß ihre flammenden Augen ſich ſenkten und ihre Hand zitterte.

„Marie,“ ſagte er düſter, „ich möchte eine Frage an Sie richten!“ Sie ſchwieg und blickte in den Abend hinaus, deſſen Schatten bereits nächtig dunkel ſich herabſenkten. — „Marie,“ rief der junge Mann leiſe aber leidenſchaftlich, „ich liebe Sie unausſprechlich! Wird Ihr Herz mir eine Antwort geben?“

Sie ſchlug ihre ſchönen, jetzt in Thränen ſchwimmenden Augen zu ihm auf und reichte ihm ihre feine kleine Hand, die er an ſein Herz drückte. Dann, als er ſie anſah, ſo ernſt mit den treuen ehrlichen Augen, neigte ſie das Haupt zu ihm und lehnte es ſtill an ſeine Bruſt. Ein Gefühl unnennbaren Entzückens hauchte leichte Bläſſe über die Züge des jungen Mannes, er ſchlang feſt ſeine Arme um die geliebte Geſtalt und küßte leiſe den blonden Scheitel.

Während deſſen hatte Fiſcher eine Promenade durch das Städtchen gemacht, deſſen Reinlichkeit und heitere, freundliche Lage er nicht genug zu rühmen wußte. Mozart war mit ſeinem Liede fertig, welches er der Sängerin heimlich zuſtellte, mit der Bitte, es einmal durchzuſingen, d. h. allein für ſich, um morgen die Beiden zu überraſchen. Endlich trennte man ſich, um zur Ruhe zu gehen.

Am andern Morgen funkelte die Sonne mit dem erſten Goldſtrahl in das Zimmer der Sängerin, als dieſe ſich erhob, um ein Fenſter zu öffnen. Ein feines Negligé umhüllte ihre ſehr ſchöne Geſtalt, und das blühende Geſicht war von den Spitzen eines ſchneeweißen Häubchens umrahmt. Sie ſetzte ſich mit gefalteten Händen an's Fenſter. Und als nun die Augen der Sängerin ſich zu dem goldenen Lichte wandten, welches in glühender Pracht durch die Ahornbäume in's Fenſter blitzte, da flog ein ſtrahlendes Lächeln um ihren Mund und ein feuchter Glanz umſchleierte die Augen. „Er liebt mich!“ ſagte ſie leiſe; „ach, wie iſt die Welt ſo ſchön, ſo ſchön! Jubeln möchte ich mit den Lerchen in den blauen Himmel hinauf und eine Welt an mein übervolles Herz drücken!“

Sie blickte noch eine Weile in den ſchönen Morgen hinaus und ging dann an ihre Toilette. Gewöhnt, ſich von ihrer Zofe an- und auskleiden zu laſſen, wurde es ihrer friſchen, frohen Mädchennatur jetzt doch durchaus nicht ſchwer, ſich ſelbſt zu bedienen, und leuchtend vor Schönheit, wie eine Roſe im Morgenthau, trat ſie zu den Freunden in den duftenden Garten hinaus. Langſam wandelte eine hohe Geſtalt in dem Gange, welcher das Haus begrenzte, auf und ab. Es war Adamberger, vor welchem nun plötzlich das blühende Mädchen ſtand, in holder Lieblichkeit erröthend. Er erbleichte etwas bei ihrem Anblick und ein Strahl unausſprechlicher Liebe begegnete ihrem Auge. Er küßte ſchweigend voll Innigkeit ihre Hand und führte ſie, ihren Arm in den ſeinigen gelegt, ſeitwärts zu einer Laube. Hier ließ er ſie frei, ſah ihr mit forſchendem Blick in die Augen und ſagte ernſt: „Haſt Du mich lieb, Marie?“ — „O, Du weißt es ja,“ rief ſie leiſe, und neigte ihr Haupt an ſeine Bruſt, die ihr ſo warm entgegenklopfte. — „Marie,“ ſagte Adamberger mit faſt düſterer Stimme, „ja, ich glaube Dir, daß Du mich liebſt, aber jede Liebe muß ihr Ziel haben. Wirſt Du als mein Weib das Glück finden, welches Du vom Leben erwarteſt? wirſt Du Dich nicht zurückſehnen nach den Huldigungen anderer Männer? wirſt Du die hohe, geiſtige Kraft haben, neben der gefeierten Künſtlerin gleichzeitig ein echtes liebendes Weib zu ſein?“ — Marie richtete ihr Haupt auf an ſeiner Bruſt und ſah ihn mit ſtrahlenden Augen an. „Ich will und werde dieſe Kraft haben,“ ſagte ſie feſt, „ich will Dein Glück ſein, Dein Lebensengel, Dein treues Weib!“

Adamberger ſchwieg und küßte heiß und wiederholt ihre Lippen, ihre klare, ſchöne Stirn; dann ſchlang er wieder ihren Arm in den ſeinigen und führte ſie zu der harrenden Geſellſchaft, die in einer blühenden Fliederlaube bereits am Kaffetiſche ſaß.

„Verwandte Seelen finden ſich zu Waſſer und zu Lande,“ rief Fiſcher den Nahenden zu und erhob ſich zur Begrüßung. Er reichte dann, ernſt werdend, den Verlobten ſeine beiden Hände hin. „Gott ſegne euern Bund,“ ſagte er, „ſeid ſo glücklich, wie es die Mängel des Lebens geſtatten.“ — Nun trat auch Mozart hinzu und wünſchte in wenigen aber herzlichen Worten Glück, welchem Beiſpiel die Familie des Inſpektors folgte. Fröhlich ſetzte man ſich dann an den Kaffetiſch, und die Unterhaltung wurde allgemein. Endlich mahnte der Inſpektor zum Aufbruch und Alle erhoben ſich, um ſich in ein Schachthaus zu begeben, wo ſie mit Berglitteln verſehen werden ſollten. Ein rundes Hütchen auf dem goldſchimmernden Haar, die Wangen von Lebensfriſche und innerer Seligkeit geröthet, ſtieg Marie am Arme Adamberger's den Abhang hinab, neben ihnen Mozart, ſummend und komponirend. Zuletzt kam Fiſcher mit dem Inſpektor, ſich über den Bergbau und ſeine Behandlung

unterhaltend. Im Schachthause angelangt, wurde nun die ganze Gesellschaft mit saubern weißen Berglitteln versehen.

Es bleibt den Fremden freigestellt, ob sie auf Treppen, die von den Schachten niederführen, hinabsteigen oder schneller und nicht weniger sicher mittelst des Taues eingelassen sein wollen. Die Treppe hat viele Absätze und Ruhepunkte und ist selbst für Damen bequem, dennoch wählt die Mehrzahl die hurtigere Seilfahrt.

Als der Inspektor nun fragte, zu welchem Wege sich seine Gäste entschließen wollten, sahen die Herren fragend Marie an, die als einzige Dame den Ausschlag geben mußte. „Ei," rief sie muthig, „ich wähle die Seilfahrt! Treppensteigen ermüdet ungemein und dauert so lange, zudem ist eine kleine Himmel- oder vielmehr Höllenfahrt — denn wir ziehen ja in die Unterwelt — ganz interessant."

Der Inspektor führte sie nun an die Mündung eines Hauptschachts, woselbst sich der Göpel mit dem Fahrapparat befindet. Das über eine dicke Welle laufende Tau trägt, über der Mitte des Fahrschafts hängend, eine dreifache Reihe von Gurtsitzen. Auf der ersten nahm nun eine Schaar schwarzbekittelter Grubenjungen Platz, welche, die Lampen in den Händen, mit klugen Bergmannsmienen zu den Fremden aufschauten. Ihnen folgten auf der zweiten Reihe zwei Bergknappen und ein Steiger, und die dritte Reihe nahmen die Gäste ein, denen sich der Inspektor und sein eben erst erschienenes junges Töchterchen anschlossen. Julie setzte sich neben Marie, an deren anderer Seite Adamberger Platz genommen hatte, seinen Arm wie schützend um ihre Gestalt gelegt. Auf einen Wink des Steigers stimmten die Grubenjungen ein Bergmannslied an, während das Seil in Bewegung gerieth und bebend mit seiner Last über dem finstern Abgrund schwankte.

Während dieses Gesanges war die Gesellschaft mit reißender Schnelligkeit hinabgefahren beim düster flackernden Schein der Lampen. Nach wenigen Minuten schwindelnd schneller Bewegung fühlte man wieder festen Boden unter seinen Füßen und stand dreihundert Fuß tief im finstern Schooß der Erde. Anfangs lehnte sich Marie schwindelnd an Adamberger, ihre Sinne waren befangen und betäubt; es gehörte überhaupt einige Zeit dazu, bis sich Alle so weit gefaßt hatten, der Eindrücke Herr zu werden, welche das wunderbare Schauspiel um sie her veranlaßte. Der erste Gedanke Mozart's war, nach seiner Violine zu sehen, welche, nebst andern Reiseeffekten, in einem angeschnallten Korbe mitgenommen war. Der Berggesang war verstummt. Ein helles „Glück auf!" erschallte, in den Räumen und Stollen vielfach wunderbar wiederhallend, und nun forderte der Inspektor seine Gäste zur unterirdischen Wanderung auf. Jeder Gast bekam ein Grubenlicht in die Hand, und so geheimnißvoll beleuchtet, in den weißen langen Gewändern, setzte man sich in Bewegung.

Nach viertelstündiger Wanderung gelangte man zu dem Glanzpunkte dieser ersten Etage, der Antoniuskapelle. Sie ist ganz aus reinem, weißem Steinsalz gehauen; Schmuck und Ausstattung derselben besteht aus rosenrothem Steinfels; so auch die Säulen, der Altar und die Kanzel, die Statuen der Heiligen, die Chorstühle, Skulpturen und Dekorationen. Der Inspektor hatte Leute mit geheimnißvollem Auftrag vorausgeschickt, und als nun die Gäste in die Kapelle traten, rieselte ein Schauer des Entzückens und der Andacht durch ihre Glieder, und Mariens Antlitz schimmerte geisterbleich; denn kaum wäre es möglich, einem imposantern Anblick zu begegnen, als der sich jetzt den Augen der Beschauenden bot. Hundert Wachskerzen erleuchteten mit hellem Zauberschein dieses wunderbare Gotteshaus, und die in kleidsamer Bergmannstracht versammelten Bergknappen stimmten ein ernstes, frommes Lied an, welches in mächtigen Schwingungen von dem Gewölbe der Kapelle wiederhallte, zum Lobe des großen Bergherrn droben, welcher seine allmächtige schützende Hand hält über Allem, was auf und unter der Erde lebt.

Mozart hatte lange in tiefem Sinnen dagestanden, seine hohe Stirn leuchtete, erfüllt von großartigen genialen Gedanken. Er nahm langsam seine Violine und plötzlich hallte ein leiser, weicher, seelenvoller Ton durch die Kapelle, zart wie ein reines Gebet, wie ein begeisterter Gottgedanke. Einfach, unaussprechlich schön zogen die Klänge durch den weiten Raum und die Herzen der Zuhörer, dann erhoben sie sich glühender, mächtiger, in kunstvoll reichen Variationen, und Alles lauschte bezaubert den Tönen, die sich nachhallend, nachzitternd an den Wänden und dem hohen Gewölbe brachen.

Jetzt schwieg die Violine. Todtenstille herrschte in dem Raume; feierlich flammten die Kerzen und warfen die Schatten der Menschen und Gegenstände auf den Boden. Mozart, dessen Wange im Kerzenlicht noch bleicher aussah als gewöhnlich, stand mit leuchtenden Blicken da; sein Gesicht umschwebte die Glorie des Genius und die Bergknappen sahen mit scheuer Ehrfurcht zu dem bleichen Maestro auf, während des Inspektors junges Töchterlein hinter einer Statue des heiligen Antonius kniete und heiße Thränen der Rührung und des Entzückens weinte.

Still verließ man die Kapelle. Wieder hatte der Inspektor, welcher seinem verehrten Gaste Mozart ein noch nie gesehenes Schauspiel bereiten wollte, einige Knappen vorausgeschickt, und sprachlos standen jetzt Alle da. Im tiefen Hintergrunde des gewaltigen Raumes hing ein ungeheurer Kronleuchter mit vierhundert brennenden Kerzen, welche sonst nur bei außerordentlichen Festlichkeiten angezündet werden. Dieser Kronleuchter ist ganz aus weißem Krystallsalz verfertigt und leuchtete jetzt in feenhafter Pracht herab. Plötzlich brauste aus der Höhe eine rauschende Musik, und wunderbar war die Wirkung der Töne in dieser Halle; von den harten Salzwänden abprallend, wie von einem natürlichen Resonanzboden, verschmolzen sie so in einander, daß die Zuhörer kaum errathen konnten, von welcher Seite sie eigentlich herkamen. Als die Klänge schwiegen, drückte Mozart gerührt die Hand des Inspektors, der mit vor Freude verklärtem Gesicht neben ihm herging. „Sind Sie ein Zauberer," sagte er lächelnd, „daß Sie uns so ungeahnte Genüsse zu verschaffen wissen, die das Leben hindurch im Geiste nachklingen müssen?" — „O," sagte der Inspektor mit strahlendem Gesicht, „ich bin ja so glücklich, Ihnen, dem verehrten Maestro, nach dessen persönlicher Begegnung ich mich schon so lange gesehnt, eine Freude bereiten zu können." — Fischer trat hinzu. „Aber die Kosten, Herr Inspektor, die Kosten!" sagte er. „Diese Masse Kerzen müssen ja ein ungeheures Geld kosten." — „O," erwiederte der Inspektor, „Se. Majestät der Kaiser gestattet, daß wir ausgezeichneten Fremden dieses Vergnügen bereiten; sonst geschieht es nur, wenn große Knappenfeste oder dergleichen gefeiert werden. Aber jetzt nehmen Sie Platz, meine Herren, Julie wird eine Erfrischung bringen, denn von geistigen Genüssen allein leben wir nicht."

Es wurde nun ein Steinsalztisch vorgerückt und über die Sessel Decken gebreitet, worauf sich unsere Gäste niederließen. Dann breitete Julie mit freundlicher Anmuth alles Mitgebrachte auf dem Tische aus, wobei auch der Wein nicht fehlte. Man aß und trank und Julie machte so lieblich die Wirthin, daß es eine Freude war, sie anzusehen. In Mariens Geist war bei dem Anblick des holden Mädchens eine Idee aufgestiegen; sie entfernte sich leise und nicht lange dauerte es, so hallte ihre schöne volle Stimme von einem kleinen Balkon herab:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Bescheiden, hold und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen."

Alle horchten auf und Mozart sah mit innigem Wohlgefallen in Juliens überraschtes Gesicht. Sie war das Veilchen, welches er in dem Liede gemeint; ihr kindlich holdes Benehmen hatte ihm gestern die Idee zu dieser Komposition gegeben. Aber auch die Blicke aller Andern waren

bei dem Geſange auf Julien gerichtet, auf das beſcheidene, liebe Geſicht mit den unſchuldigen veilchenblauen Augen; ihre Seele lag jetzt allein im Gehör, denn Marie ſang das einfache reizende Lied wunderſchön. Als ſie dann wieder zu den Freunden kam, empfing ſie herzlichen Dank von allen Seiten, ſie aber zog Julie an ſich und küßte ihren friſchen, rothen Mund. „Du liebes herzig's Veilchen!“ ſagte ſie leiſe, und es dämmerte wie eine Ahnung in Juliens Geiſte auf.

Man hörte jetzt Stimmen und hob die Tafel auf. Fiſcher hatte manches Glas Wein getrunken und hing ſich redſelig an den Arm des Inſpektors, während Julie die Speiſen wieder in den Korb packte. „Ei,“ rief er heiter, „wir ſcheinen noch mehr Gäſte zu bekommen; nun, ich bin gerade in der Laune, den Liebenswürdigen zu ſpielen, mag kommen, wer da will, ſei es auch ein altes Jüngferchen mit gefärbten Locken und veralteten Knixen und Redensarten.“ Es erſchienen wirklich neue Gäſte. Im langen, weißen Bergkittel, um die dunklen Locken maleriſch einen weißen Schleier geſchlungen, die Augen von ſchwermüthiger Begeiſterung durchglüht, erſchien am Eingang des lichtſtrahlenden Raumes eine Frauengeſtalt. Der Schein der Kerzen warf einen

Ein Tag aus dem Leben Mozart's: Mozart im Bergwerk von Wieliczka. (S. 455.)

geiſterhaften Hauch über ihr wunderbar ſchönes Geſicht, und die kleinen, vor Erſtaunen und Ueberraſchung gefalteten Hände ſahen aus wie aus Wachs geformt. Neben und hinter ihr erſchienen jetzt noch einige Herren und ſtarrten bewundernd in den großartigen Raum. Die ſchöne bleiche Frau aber trat mit unverholenem Entzücken raſch zu Mozart und rief mit faſt verſagender Stimme aus: „Mozart, Sie hier?“ Dabei ſtreckte ſie ihm ihre Hand entgegen, welche indeſſen Mozart nicht ergriff, ſondern tief erbleichend ſich an einer Säule halten mußte, weil ein Schwindel ihm das Bewußtſein rauben wollte.

„Mozart,“ ſagte nochmals die Dame, „Amadeus, es gab eine Zeit, wo Sie nicht ſo vor mir zurücktraten.“ — Da ſchoß das Blut wieder in die Wangen des Angeredeten. Er ſah voll in die Augen der bleichen Frau und ſagte düſter: „Die Vergangenheit iſt begraben.“ — „Begraben, aber nicht vergeſſen,“ rief ſie aus und auch auf ihrer Wange flammte heiße Glut auf. „O, daß ich Sie hier gerade wiederſehe! hier in dieſem Wunderbau Gottes, in dieſen durch göttliche Erhabenheit geweihten Räumen der Erde!“

Mozart fühlte ſein Herz hörbar ſchlagen, fühlte die alten Zauber in ſeiner Bruſt leidenſchaftlich erwachen, er ſah ſich,

wie Rettung suchend, nach seinen Gefährten um, aber Alle waren fortgeeilt und nur die Beiden standen allein — allein in dem weiten, hohen Raume. „Aloysia," rief Mozart leidenschaftlich, in ihr thränenvolles Auge blickend, „sind Sie glücklich?" — „Glücklich?" — fragte sie traurig zurück — „ich könnte es sein, wenn ich anders gehandelt, wenn ich nicht ein liebes Herz von mir gestoßen hätte!" — Ihr Auge schweifte müde durch den Saal. Auch Mozart starrte, in Träumen verloren, vor sich hin; dann sah er auf und in das Gesicht der Frau vor ihm; Thränen rollten über ihre bleichen Wangen und in den schönen Zügen lag ein Ausdruck unaussprechlichen Schmerzes. Mozart's weiches Herz wollte überfließen; es drängte ihn, die Arme auszubreiten nach dem bleichen, trauernden Frauenbild, es an seine heiße Brust zu drücken, in der es vulkanisch flammte und zuckte, von Seligkeit und Schmerz gemischt. Schon sprach die Absicht aus seinen strahlenden Augen, da trat eine hohe Männergestalt aus den Schatten des Eingangs, mit verlebten Zügen, und eine nicht sehr freundliche Stimme rief Aloysia's Namen.

„Mein Gott!" rief sie erbebend aus, „mein Gatte! Mozart, Mozart, Du liebtest mich einst, ich verschmähte Dich, aber der Rächer ist nicht ausgeblieben. Ich bin ein elendes, unglückliches Weib!" — Mit diesen Worten folgte sie dem Gatten, und Mozart stand allein in dem weiten Gewölbe, die Violine unter dem Arm, den stummen Zeugen seiner tiefinnersten Gefühle. „Mozart! Mozart!" hallte es wieder in seiner Seele, und die Wände schimmerten und funkelten im Kerzenlicht, wie die Feensäle in wunderbaren Kindermärchen. „O warum liebte sie mich nicht!" rief er aus — und wieder schien es ihm, als hörte er sich in geisterhafter Weise rufen. Aber es war in Wirklichkeit so. Fischer und Julie kamen zurück, den Einsamen abzuholen. „Sie ist da!" rief Mozart dem Näherkommenden düster zu, ohne aufzusehen. — „Sie ist da!" rief Fischer heiter aus, „ist da, um die Schönheit der innern Erde kennen zu lernen, da die Oberwelt den Reiz der Neuheit nicht mehr zu bieten vermag. So laß uns denn fröhlich rufen: ‚Ja, wunderschön ist Gottes Erde, und werth, darauf und darin vergnügt zu sein!' Im Ernste, Mozart," fügte er hinzu, seinen Arm in den des Musikers legend, „fasse das Leben von seiner heiteren Seite, so wirst Du keine Nachtschatten anstatt der strahlenden Rose pflücken. Aloysia ist Sängerin; ihr Beruf muß sie über den Mangel häuslichen und ehelichen Glückes emporheben, da das nun einmal verfehlt ist. Lange ist ein Schauspieler, der zwar seiner Frau gegenüber eine unwürdige Rolle übernommen hat, aber wer weiß, ob die Schuld an ihm allein liegt. Er war von jeher ein leichtsinniger Mensch ohne Grundsätze, es fragt sich jedoch, ob er nicht doch besser geworden wäre, wenn Aloysia verstanden hätte, ihn zu behandeln. Wie dem nun aber auch sei, so denke daran, Mozart, daß diese bleiche Frau, wenn auch unglücklich, die Schwester Deiner Frau ist, daß diese Frau zu Hause bei den Kindern, Deinen Kindern sitzt und in Liebe an Dich denkt!"

Mozart nickte wie im Traum und folgte Fischer und seiner Begleiterin, die mit schwärmerischem Mitgefühl den Musiker ansah. Sie schritten über eine Stiege in die tiefste Sohle des ungeheuren Raumes, wo die Gesellschaft, durch die Neuangekommenen vermehrt, ihrer wartete, und von da ging's wieder Treppen hinan und über Terrassen hin zu einer mit Geländern versehenen Empore. Aloysia, auf einer Empore stehend, vom Schleier umwallt, bleich wie ein Traumbild, sang mit voller, köstlicher Stimme ein Lied, dessen Refrain hieß:

„Du bist verlassen, glücklos, und allein, allein, allein!"

Allein! allein! klang es nach in dem hohen, weiten Gewölbe und die Kerzen flammten feierlich herab in den Saal. Aber neben der Sängerin stand Mozart, bebend vor Aufregung. „Aloysia," flüsterte er leidenschaftlich, „ich liebe Dich wie einst! Komm' an meine Brust, Du sollst nicht einsam sein!"

Es zuckte wie Zauberschein auf in den bleichen Zügen der Sängerin. Aber wieder trat, höhnisch lächelnd, der Schauspieler Lange vor sie hin und bot ihr schweigend den Arm. — „Wir sehen uns wieder in Prag!" rief die Sängerin leise und folgte ihrem Gatten.

Man stieg jetzt wieder eine enge Treppe hinab, in den dreihundertdreißig Lachter langen Querschlag Lichtenfels, welcher mit einer Reihe geräumiger Kammern, in denen eine Menge Bergleute beschäftigt sind, in Verbindung steht, und befand sich in einer Grotte, von deren Wänden die frisch angeschossenen Salzkrystalle wie Rubinen und Smaragden strahlten. In einer Nische stand eine Statue, über ihrem Haupte hing eine Lampe, und das von den Spiegelflächen der Salzkrystalle zurückgeworfene Licht umgab die Bildsäule mit einem Heiligenscheine.

Wieder ging nun die Wanderung weiter und man gelangte in einen unermeßlichen Saal, dessen Wölbung in einer dem Auge unsichtbaren Höhe verschwindet. Den Boden dieses Raumes bildet ein See, schwarz und unheimlich, dessen Ufer hohe, überhängende Felswände umschließen. Nichts ist weiter vorhanden, als eine Art Damm mit einer Brustlehne; Aloysia schaute mit dunkel leuchtendem Blick hinab in die schwarze Flut (Illustr. Welt 1860, S. 140), welche regungslos und unheimlich da lag. Es zogen finstere Gedanken durch ihr vom Schicksal und innern Vorwürfen gequältes Gemüth. „Was wäre denn weiter," dachte sie, „wenn ich mich hier hinabstürzte? welches Auge würde um mich weinen?" — Plötzlich stand Konstanze in all' ihrer Liebe und Sanftmuth vor dem Blick ihres Geistes, Konstanze, die Frau Mozart's, ihre Schwester. „Was willst Du thun?" dachte sie — „willst Du Deine eigene Schwester unglücklich machen, so unglücklich, wie Du selbst es bist?" — Aber wieder trat der Versucher an sie heran. „Er liebt mich noch," dachte sie, „er wird mir folgen — ein Leben ohne Liebe ist wie ein Frühling ohne Sonnenschein — o ich will ein Herz — ein Herz, das mich versteht!" — Und wieder, wie sie so dachte, trat ihr Gatte vor sie hin und führte sie zu dem Nachen, wo die Mehrzahl bereits Platz genommen hatte. Geräuschlos stieß der Kahn vom Ufer ab und schwebte auf der spiegelglatten Oberfläche hin. Alles war still, nur der Schein der Grubenlichter funkelte winkend aus dem Wasser. Der Kahn landete. Da begann erst ganz leise, dann aufsteigend zu immer kräftigeren Tönen eine schwermüthige Musik. Wie aus einer andern Welt schienen diese Töne zu kommen, und man bemühte sich vergeblich, ihre Urheber zu entdecken. Kaum hatte das Adagio geendigt, so öffnete sich die Tiefe wie ein Höllenrachen; Flammen züngelten heraus, Feuergarben sprudelten gegen die glitzernden Wände. Die Finsterniß war plötzlich in Tageshelle verwandelt und auf den Bühnen standen die Knappen und riefen ihr dreimaliges „Glück auf!"

Da verhallte der Gesang, die Feuer erloschen. Noch einmal zischen Raketen über den See, beleuchten die Wölbung und enthüllen auf Augenblicke die unermeßliche Höhe. Auch sie erlöschen und Alles sinkt in Finsterniß zurück. Mozart athmete schwer, er rang noch immer mit seinen Gefühlen; es war ihm, als müßte er sich in die Fluten stürzen, so kämpften die verschiedenartigsten Empfindungen in seiner Brust, und neben ihm stand hoch und weiß die lichte Gestalt Aloysia's, deren Athem an ihm hinwehte wie berauschender Zauber. Aber hinter ihr stand ihr Gatte, und sein Auge blickte mit höhnischer Schadenfreude bald Aloysia, bald Mozart an. Im fernen Dunkel aber schien es hinzuschweben, weiß und rein wie Kindergestalten, welche die Arme ausbreiteten nach Mozart, dessen Seele fieberhaft zuckte.

Man kehrte nun in den erleuchteten Saal zurück, und hier sprach der Inspektor gegen Mozart die Bitte aus, noch einmal zu spielen. Mozart nickte und nahm seine Violine. Ein klagender, unendlich schmerzlicher Ton durchzitterte den

Saal wie der Unglücksschrei eines zerrissenen Herzens; bald aber beruhigte sich das Weh, und in tief seelenvollen, ja heiligen Klängen suchte der Musiker den Frieden der Seele, welcher jetzt seine eigene Brust erfüllte, auf ein anderes, verzweifelndes Gemüth zu übertragen. An die Wand gelehnt, hörte Aloysia mit geschlossenen Augen dem Spiele Mozart's zu, bis es in leisem Flüsterton verhallte, aber den Frieden hatte sie nicht gefunden.

Der Tag war verrauscht wie ein Traum voll Feenmusik, und man stand wieder im Ankleidezimmer des Schachthauses, die weißen Bergkittel abzulegen. Da benutzte Aloysia einen Augenblick der Abwesenheit ihres Mannes und trat zu Mozart. „Amadeus, rette mich! Ich kann bei diesem Manne nicht ausharren. Ich werde vergehen in geistigem Elend bei ihm!“ — Dabei blitzte es wie Wahnsinn aus ihren Augen.

Mozart sah Aloysia an; sie war so zauberhaft schön, ihre dunklen Augen, fragend auf ihn gerichtet, schwammen in Thränen. Kalter Schweiß trat auf Mozart's Stirn, der Zeuge seiner innern Kämpfe, seine Wange war bleich, aber auf einmal leuchtete es göttlich auf in seinen schönen Augen, und er rief mit fester Stimme: „Nein, Aloysia, nein, ich folge Dir nicht! Möchtest Du wohl Dich und mich zu Verräthern an dem Glücke Deiner eigenen Schwester machen? — Laß ihr und mir den Herzensfrieden, ohne welchen das Leben eine Hölle sein muß. Sei gut und mild gegen den, welchen Du aus freiem Antriebe zum Gatten gewählt; Gott gab ihn in Deine Hand, daß Du liebend auf ihn einwirken solltest. Laß seine Veredlung Deine Aufgabe sein! Und nun lebe wohl! Gott behüte Dich! Ich kehre heim zu meinem lieben, treuen Weibe.“

Ein Schrei hallte schmerzlich durch das Zimmer, als es Mozart mit den letzten Worten verließ, ohne sich umzusehen, und in die Arme der eben eintretenden Marie Cavalieri sank die Frau im weißen Schleier.

Mozart aber eilte, das Gemüth schmerzlich durchzuckt von dem verzweiflungsvollen Schrei der einst so Heißgeliebten, deren Bild auch jetzt nicht weichen wollte aus seiner Brust, zu dem Hause des Inspektors. Hier warf er sich, im Zimmer allein, an's Instrument und stürmte da sein Gefühl aus in brausenden Akkorden, die wie kämpfende Geister das abendlich dämmernde Zimmer durchrauschten. Bald aber wurden die Töne wieder milder, harmonischer, und lösten sich zum Schlusse auf in eine klare, reine, göttlich einfache Melodie. Mozart's Seele war beruhigt, der Genius der Musik, schon so oft sein liebster Freund und Tröster, hatte ihm Frieden gegeben. Immer ruhiger, heiterer wurde sein Spiel, er sah sein Weib mit den Kindern auf dem rosendurchwirkten Teppich sitzen, sah sie lächeln, hörte sie jauchzen, sah die Sonnenstrahlen in hellen Lichtern drüber hinspielen, und alle diese Bilder gestalteten sich zu heitern, holden Tönen, welchen schon seit einigen Minuten die Zuhörer nicht fehlten. Jetzt hörte Mozart auf zu spielen. Der Kampf des Tages hatte sein Gesicht mit geisterhafter Blässe überhaucht, es sah verklärt aus, als käme er aus seligen Höhen.

Am andern Morgen reisten unsere Freunde mit gerührtem Herzen und fröhlichen, wenn auch nicht ganz ungetrübten Erinnerungen. Julie, welcher Mozart das hübsche Liedchen zum Andenken schenkte, das ihm bei ihrem bescheidenen Anblick, beim Schauen in ihre lieben Veilchenaugen in den Sinn gekommen war, stand still und bleich neben ihrer Mutter, als die Gäste in den Wagen stiegen, und als er nun nach vielen Grüßen und freundlichen Abschiedsworten dahinrollte, fühlte sie es tief in verschwiegener Mädchenbrust, daß eine Saite für immer aufgehört hatte zu klingen. Auch der Inspektor war anders als sonst. Mit gerötheten Augen ging er unruhig aus einem Zimmer in's andere.

Wieder leuchtete die Sonne mild und freundlich herab auf die schöne Kaiserstadt Wien, aber es war nicht ihr Morgengruß, den sie strahlend herniedersendete, sondern des Abends leises Abschiedswinken. Sie umzitterte mit dem letzten goldenen Lächeln eine Gruppe lieblicher Art. Dort in dem stillen, von Blumenduft durchwehten Zimmer in Mozart's Wohnung lag Konstanze im weißen Morgengewande auf den Knieen und badete ihre Kinder, deren holde Lockenköpfchen die Abendsonne hell umspielte. Es war ein Bild, so lieblich und rührend, daß es den Fremdesten fesseln mußte. Jetzt nahm die blühende Mutter das Kleinste auf ihren Schooß, trocknete die zarten Glieder mit einem weißen Tuche ab, setzte ihm ein schneeweißes Häubchen auf, drückte noch Küsse innigster Mutterliebe auf das Rosenmündchen, auf die vor Schlaf schon halb geschlossenen Augen des Kindes, und trug es dann in sein sauberes, weißes Bettchen, wo es sogleich die Wange in's weiche Kissen schmiegte und sorglos einschlief. Indessen hatte der lebhafte Knabe sich in der Badewanne belustigt, im Wasser geplätschert und es weit im Zimmer umhergespritzt. Jetzt hob Konstanze auch ihn heraus und trocknete seinen Körper und seine Locken ab. Dann brachte sie ihn ebenfalls in sein Bett.

Der Knabe legte die Hände andächtig zusammen und sah mit frommem, klarem Blick in die Augen seiner Mutter. „Mein gütiger Vater im Himmel,“ sprach Konstanze mit Thränen im Auge, „laß mich und mein Schwesterchen und Papa und Mamá und die Großeltern und alle Menschen sanft und friedlich schlafen.“ — Der Knabe sprach deutlich und mit inniger Stimme alle diese Worte nach. — „Führe meinen lieben Papa gesund zu uns zurück,“ fuhr Konstanze fort, „und gib mir Lust und Kraft, lieber himmlischer Vater, ihm ähnlich zu werden. Amen.“ — „Amen!“ rief der Knabe; „und gib doch, lieber Gott, daß ich auch einmal so schön spielen kann, wie der Papa.“

In diesem Augenblick zitterte ein letzter Sonnenstrahl über Mutter und Kind; in der offenen Thür aber stand mit ausgebreiteten Armen Mozart, von süßester, heiligster Freude bewegt; er hatte das ganze Gebet seines Kindes mit angehört. Mit einem Freudenschrei flog Konstanze an seine Brust, der Knabe aber stand im Hemdchen in seinem Bette und sah aus wie der Engel der Liebe, welcher nach theuern Erdenkindern seine Arme ausbreitet. Bald klopfte sein kleines ungestümes Herz an der Brust des Vaters, wo er jubelnd verweilte, bis der Schlaf seine Kinderaugen schloß.

Mozart drückte sein Weib mit innigster Zärtlichkeit an's Herz, dann öffnete er das Klavier, und während Konstanze, in eine Ecke des Sophas gelehnt, mit leuchtenden Blicken an ihm hing, dessen Gestalt sie in der Dämmerung kaum noch zu unterscheiden vermochte, spielte er bis in die Nacht hinein wunderbar reine, köstliche Melodieen, die wie Himmelsgrüße das stille Zimmer durchrauschten.

Fischer nebst Adamberger und seiner Braut blieben noch einige Tage in Wien und verlebten in dem gastlichen Hause Mozart's manche herrliche Stunde. Als sie dann nach ihrem lieben, freundlichen Prag zurückkehrten, geschah es in der frohen Hoffnung baldigen Wiedersehens, denn Fischer, wie Adamberger und Mademoiselle Cavalieri hatten an der wiener Hofbühne ein Engagement angenommen.

Der Held des spanischen Volkslieds.

Von

Karl Deutsch.

(Fortsetzung.)

Er erschlug mit der Tizonada den mächtigen Gegner im Zweikampfe. Mit aufgelösten Haaren stürzte Ximene, die einzige Tochter des Getödteten, durch das Getümmel zum König und schrie jammernd um Rache an dem Mörder, während Rodrigo Jeden, den des Grafen Tod beleidigt,

ganz Jerusalem kommt. Als Jesus nun die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn du doch wüßtest, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder in dir eine Lache machen und keinen Stein auf dem andern lassen.

Und Jesus ging in den Tempel und fing an auszutreiben die Verkäufer und sprach zu ihnen: Es ist geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.

Vgl. Mk. 10, 46—52; Matth. 20, 29—34; Luk. 18, 35—43.

Jesus und Bartimäus.

Und sie kamen gen Jericho. Und da Jesus von Jericho ging mit seinen Jüngern und einer großen Menge, saß ein blinder Bettler, mit Namen Bartimäus, der Sohn des Timäus, am Wege und bettelte. Und da er hörte, daß es Jesus von Nazareth wäre, fing er an zu schreien und zu sprechen: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Und viele bedrohten ihn, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich mein! Und Jesus stand still und hieß ihn rufen. Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, stehe auf, er ruft dich! Da warf er sein Kleid von sich, stand auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Herr, daß ich sehend werde! Jesus aber sprach zu ihm: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen! Und alsbald ward er sehend und folgte ihm nach auf dem Wege.

mel; zu gleicher Zeit fühlte ſich Rodrigo ob dieſem Anblick von übernatürlicher Kraft und von einer göttlichen Wärme beſeelt. „Rodrigo,“ ſprach nun das himmliſche Weſen, „ich bin Lazarus. Was Du an mir gethan, war Gott wohlgefällig; höre nun, was ich Dir in göttlichem Auftrage ſagen ſoll: Du wirſt ein wundervoller, unüberwindlicher Kämpfer werden; ſo oft Du die überirdiſche Wärme in Dir fühlſt, welche Dich jetzt beſeelt, ſo beginn' ohne Zagen, was Dir immer einfällt, und ſtets wirſt Du eines guten Ausgangs gewiß ſein.“ — Inzwiſchen hatte ſich der Haß Ximenens, von Rodrigo's eifrigem Werben und ſeinem perſönlichen Zauber getroffen, in heiße Liebe verwandelt.

Der Cid: Zaide ſchützt den ſchlafenden Alphons vor dem Schwert Ali Maimen's. (S. 458.)

Ihre Rivalin ward des Königs Tochter, die Infantin Uraka, als Rodrigo ſeine zweite Waffenthat vollzogen. Dieſe zweite That, größer und würdiger als die erſte, galt den Feinden des Landes, den Mauren, die unter fünf Königen in großer Schaar raubend und mordend in Kaſtilien eingefallen waren. Bereits über Burgos hinaus, bis zur Sierra d'Oca, nach Belſorado, San Domingo, Najara war alles Land verheert, Viehheerden, Männer, Frauen und Kinder wurden fortgetrieben, und kein Spanier, ſelbſt der König nicht, machte Anſtalt, ihnen den koſtbaren Raub abzujagen. Da warf Don Rodrigo, damals neunzehn Jahre alt, ſich auf ſeinem Schloſſe Vivar auf's Pferd, Babieça genannt, bot alle Vaſallen ſeines Vaters auf und ſchlug dann die Mauren in der Sierra d'Oca auf's Haupt, ſo daß alle Ge-

fangenen wieder frei wurden. Die fünf Mohrenkönige sandte der Cid dem König Ferdinand zum Geschenk.

In der prächtigen, zum Christentempel gemachten Moschee der festen Stadt Coimbra, welche der Cid dem König erobern half, gürtete Don Fernando dem Jüngling eigenhändig das Schwert, die Königin führte ihm einen Zelter zu und die Prinzessin Uraka schnallte ihm goldene Sporen an. Bald darauf bat Rodrigo den König, ihm Erlaubniß zur Vermählung mit Ximene zu ertheilen, deren Herz besiegt worden war. Die Hochzeit ward glänzend ausgerüstet. Der Cid trug Pantalons von echtem walloner Tuche mit Scharlach, gezackte Schuhe, eine schwarze Atlaßjacke mit Puffen und weiten Aermeln, ein Kollet von Leder, um's Haar ein Netz von goldenen Fäden in grüner Seide, einen Hut von kortryker Tuch mit schwarzer Hahnenfeder. Ueber die Hüfte fiel die schön befranste Jazerine, um seine Schultern hing ein ausgeplüschter Hermelin. An schwarzem Sammetwehrgehäng hing die Tizonada an seiner Seite. Ximene trug ein Gewand von feinstem londoner Tuch, rosenrothe Pantoffeln, um den Hals ein Band mit fünf Medaillen, welche eine Stadt an Werth hatten. Nach der Einsegnung zog Rodrigo die Tizonada und—schwur seiner jungen Gattin: „Dieß Schwert diene, mich selbst zu strafen, wenn ich nicht mein Leben lang Euch liebe und Euch Alles ersetze, was Ihr verloren, den Vater, die Verwandten und Freunde." — Der König ehrte das junge Paar durch ein köstliches Fest. Bald entriß sich der Cid den liebenden Armen seiner jungen Gattin, um in die Schlacht zu eilen. Kaiser Heinrich heischte von Kastilien Vasallenpflicht, Papst Viktor und der König von Frankreich trat auf Seite des deutschen Reichs. Der kastilische Stolz feierte in Cid seinen schönsten Triumph. Frankreichs und des Kaisers Heer in Italien wurden geschlagen. Der Ruf des kaum zwanzigjährigen Cid war bereits so fest begründet, daß jene Maurenfürsten, die er einst in den Ocabergen gefangen und welche auf Vasallengelöbniß entlassen worden waren, nicht den König, sondern ihn, ihren Ueberwinder, als Lehensherrn betrachteten und ihm als Tribut hundert reichgeschirrte Rosse sandten. Es entstand zwischen Cid und König Ferdinand ein edler Wetteifer ritterlicher Gesinnungen. Während der Cid die Gesandten an den König wies, indem er sagte: „Wo der König Hof hält, bin ich selbst nur Vasall," erwiederte diesen Fernando: „Sagt euren Herren, daß ihr Lehensherr zwar kein Monarch sei, aber mit Monarchen umgehe, und daß ich nichts besitze, was ich nicht ihm, meinem Feldherrn, verdanke."

Dieses schöne Verhältniß zwischen König und Kämpen endete der bittere Tod. König Fernando, mit dem verdienten Beinamen „der Große", legte sich zum Sterben, indem er seinen Söhnen: Sancho Galizien, Garcia Asturien, Alphons Leon, seinen beiden Töchtern: Uraka die feste Stadt Zamora, Elviren die feste Stadt Taro hinterließ. Sancho und Garcia geriethen in Krieg, Ersterer wollte Alleinherrscher sein und ward im Getümmel der Schlacht gefangen. Alvar Fannez, der treueste Freund Cid's, hieb ihn heraus, aber die Schlacht war verloren. Da wendete sich der feige Sancho flehend um Rettung an den Cid.

„Herr," sagte dieser, „Euch wäre es besser, Ihr wäret betend am Grabe Eures Vaters stehen geblieben, als im ungerechten Kriege gegen den Bruder Vaterfluch zu ernten. Ungern nehme ich jetzt Don Garcia gefangen, und doch muß ich, um des Dienstes und der Ehre willen. Euch, König, bringt weder Sieg noch Niederlage in diesem Kriege Ruhm, Euch schändet das Unternehmen!"

Von Neuem begann die Schlacht, Cid nahm Garcia gefangen. „Was thut Ihr, edler Cid?" fragte der Gefangene vorwurfsvoll. — „Was ich für Euch thun würde, König, wenn Ihr mein Gebieter wäret," antwortete Rodrigo gepreßt. „Das Schicksal will es jetzt so, unterwerft Euch ihm, wie ich es schmerzlich thue!"

Sancho warf seinen Bruder in den festen Thurm von Luna, dann beraubte er seine Schwester Elvira ihres Erbes und sperrte sie in ein Kloster zu Burgos.

Cid grollte, da entbot Alphons von Leon ihm Krieg, er mußte sich wehren. Sancho nahm Theil am Treffen. Beide Könige wurden gefangen, Sancho von den Leonern, Alphons von den Kastiliern; Cid hieb seinen Gebieter heraus, Alphons blieb gefangen und ward in ein Kloster gesperrt, aus welchem ihn die Schwester Uraka deßhalb heimlich befreite, weil er seinen Feind, den von ihr geliebten Cid, geehrt hatte. Alphons floh zu dem Maurenfürsten Ali Maimon nach Toledo, der ihn erst nach Maurenart gastfrei aufnahm, dann aber unfehlbar als seinen verrätherischen Feind getödtet haben würde, wenn die schöne Zaide, die ihn liebte, nicht seine Retterin geworden wäre und mit ihrem Körper den Schlafenden beschützt hätte.

(Schluß folgt S. 471.)

Ein Rekrut von Anno Dreizehn.

Erinnerungen aus dem feindlichen Lager, von **Chatrian-Erkmann.**

(Schluß.)

Es kamen jetzt noch Andere hinzu und sahen die Mündung gleichfalls; der Sergeant aber sagte: „Du, Barthold, bleibst hier — verliere ihn nicht aus den Augen, wir Andern, wir wollen ihn einkreisen." Alsbald schlichen sie sich nach rechts und links davon, während ich, den Kolben an der Schulter, hinter meinem Baum lauerte wie ein Jäger auf dem Anstand. Nach zwei bis drei Minuten, als Alles still blieb, erhob sich der Preuße sachte. Er war noch ganz jung, mit einem kleinen blonden Schnurrbärtchen und schlank gewachsen. Ich hätte ihn mit der größten Bequemlichkeit niederschießen können, allein es schauderte mich, diesen mir so bloßgegebenen Menschen zu tödten. Plötzlich erblickte er mich und sprang auf die Seite, worauf ich meinen Schuß abfeuerte und beruhigt aufathmete, als ich ihn mit der Schnelligkeit eines Hirsches durch's Gehölz davoneilen sah. Zu gleicher Zeit knallten rechts und links ein Halbdutzend Schüsse, und Zebedäus mit den Andern sprangen aus einem Graben hervor. Als wir noch etwa hundert Schritte vorgedrungen waren, fanden wir den jungen Preußen mit blutüberströmtem Gesicht an der Erde liegen. Er hob, als er uns kommen sah, den Arm in die Höhe, wie um sich gegen unsere Bajonnete zu schützen. Allein der Sergeant sagte lachend zu ihm: „Sei ruhig, Du hast genug abgekriegt!" und litt auch durchaus nicht, daß dem Verwundeten das Geringste abgenommen werde. Bald waren nun die Preußen vollends aus dem Walde verdrängt und wir besetzten den Saum, wo sie uns nichts anhaben konnten und wo wir es uns ganz bequem machten. Allein rechts von uns vernahmen wir den Donner einer furchtbaren Schlacht; die Kanonenschüsse folgten sich nicht einzeln, sondern es war ein fortwährendes Rollen, Poltern und Dröhnen wie bei einem Orkan, und wir hätten uns gegen die, welche dabei mitthun mußten, ganz behaglich fühlen können, wenn nicht unsere Offiziere auf den Einfall gekommen wären, das niedere Gebüsch draußen am Rand einer Anhöhe, in welchem unsere Preußen lagen, gehöre auch noch zum Walde und müsse daher ebenfalls gesäubert werden. Dieser Entschluß sollte manchem von uns das Leben kosten.

Wir griffen also das Gebüsch an, und zwar im Dauerlauf, damit die Preußen, welche auf uns feuerten, nicht wieder laden konnten; dabei trösteten wir uns mit dem Gedanken, daß wir, wenn die Preußen in's Freie gejagt wären, unsererseits aus dem sicheren Gebüsch unter sie feuern könnten. Aber kaum waren wir athemlos oben angekommen, so schrie unser Sergeant: „Die Husaren!" Ich blicke auf und sehe hinter dem Höhenrücken Kolpaks auftauchen, denen bald Menschen und Pferdsköpfe folgten, und wie der Sturmwind waren sie über uns. Dieß sehen und ohne langes

Bedenken in Sätzen von fünfzehn Fuß den Abhang wieder hinunterteilen, war für mich die Sache eines Augenblicks. Auch die Andern liefen, was sie konnten, und die Husaren mit entsetzlichem Getöse hintendrein; die Offiziere kommandirten, die Pferde schnaubten, die Säbelscheiden klirrten und der Erdboden zitterte, so daß uns Alle eine Gänsehaut überlief. Ich hatte mich schon gerettet geglaubt, als ich unmittelbar am Wald in eine tiefe Lehmgrube fiel, deren Ränder vom Regen schlüpfrig geworden waren, und wo ein anderer Soldat von meiner Kompagnie schon drinnen lag. Dicht hinter mir drein rutschten, ohne anhalten zu können, zwei preußische Husaren, von denen der erste, indem er fluchte wie ein Besessener, meinem armen Kameraden Eins zwischen die Ohren versetzte. „Als er den Arm erhob, um ihm vollends den Rest zu geben, stieß ich ihm mein Bajonnet mit aller Kraft in die Seite, aber im nämlichen Augenblick gab mir der andere Husar einen Hieb über die Schulter, der mich gespalten hätte, wäre die Epaulette nicht gewesen. Er war eben im Begriff, mich zusammenzustechen, als ihm glücklicherweise ein Schuß von oben den Kopf zerschmetterte. Ich blickte in die Höhe und sah einen unserer Soldaten, der bis an die Kniee im Lehm stand. Er hatte den Lärm in der Grube gehört und war aus dem Walde hervorgekommen, um zu sehen, was es gebe. Er zog mich jetzt mit Hülfe seines Gewehrs aus der abscheulichen Mordgrube und führte mich in den Wald, wo ich auch meinen Sergeanten und Zebedäus fand. Letzterer sagte zu mir: „Dießmal sind wir noch gut davongekommen, Joseph; wir sind jetzt die letzten Pfalzburger im Bataillon — Klipfel ist von den Husaren zusammengehauen worden." — „Hast Du's gesehen?" fragte ich ihn erblassend. — „Ja, er bekam wenigstens zwanzig Säbelhiebe; er schrie: ‚Zebedäus, Zebedäus!'" Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er bei: „O es ist entsetzlich, einen alten Jugendfreund um Hülfe rufen hören, ohne ihm beistehen zu können. — Aber es waren zu viel! — sie umringten ihn!" Dieses schreckliche Ereigniß machte uns ganz traurig und wir mußten wieder an die Heimat denken. Mir fiel die Großmutter Klipfel's ein, wenn sie die Nachricht erhalten würde, und unwillkürlich mußte ich an Kathrine denken.

18.

Von jetzt an bis zum Einbruch der Nacht plänkelten wir mit den Preußen in dem Gebüsch droben, ohne daß der eine oder der andere Theil vorgedrungen oder gewichen wäre. Von Wachau her ertönte unaufhörlich der Donner der Geschütze, gegen den unser armseliges Gewehrfeuer sich ausnahm, wie das Summen einer Biene gegen einen Orkan. Gegen sechs Uhr Abends brachte uns ein Generalstabsoffizier den Befehl zum Rückzug, nachdem wir sechzig Mann verloren hatten.

Es war Nacht, als wir den Wald verließen und über die Parthe zurückgingen. Der Himmel war finster und traurig; von fern her dröhnte noch Kanonendonner. In düsterem Schweigen eilten von allen Seiten endlose Kolonnen daher; und wenn man auch erzählen hörte, daß wir die Russen und Oesterreicher geschlagen hätten, so waren doch die, welche von Möckern zurückkamen, finster und wortkarg; Niemand von ihnen schrie: „Es lebe der Kaiser!" Wir marschirten eine gute Stunde mit müden Füßen, geschlossenen, schlaftrunkenen Augen und hängendem Kopfe bis nach Schönfeld, wo unser Bataillon Halt machte, und wir auf dem Kirchhof bivouakirten. Es war todtenstill und nur von ferne hörte man das dumpfe Rollen der endlosen Kanonen- und Wagenreihen. Ich lehnte mich sofort todmüde an die Kirchhofmauer und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich Zebedäus gegen drei Uhr Morgens weckte, indem er mir sagte: „Wenn Du Dir nicht Bewegung machst, so wirst Du krank." Ich taumelte zuerst wie ein Betrunkener. Ein feiner, durchdringender Regen rieselte herab und mein Kamerad zog mich zum Feuer, das aber bloß rauchte und nicht warm gab; nachdem mir jedoch Zebedäus einen Schluck Branntwein gegeben hatte, fühlte ich mich besser und betrachtete nun die Wachtfeuer auf der andern Seite der Parthe. „Dort wärmen sich die Preußen," meinte Zebedäus, „sie sind jetzt in unserem Walde." — „Ja," antwortete ich zähneklappernd, und der arme Klipfel ist auch dort unten; ihn friert's nicht mehr." Wir wurden ganz traurig, und Zebedäus sagte: „Du erinnerst Dich doch noch des schwarzen Bandes, das er am Aushebungstag trug? Er hatte damals die Husaren im Traum gesehen." Mir fiel hiebei mit Entsetzen das schwarze Band ein, das Klipfel mir am selben Tag angeboten, und ich verzichtete jetzt völlig auf die Hoffnung, jemals wieder die Heimat zu sehen.

Gegen vier Uhr Morgens kamen Wagen mit Lebensmitteln an, und wir erhielten Fleisch und Branntwein, auch hatte der Regen aufgehört, aber nichtsdestoweniger fror mich beständig; ich hatte das Fieber bekommen. Uebrigens war ich nicht der Einzige in diesem Zustande; drei Viertel des Bataillons gingen an derselben Krankheit zu Grunde, und es war schon längere Zeit ein klägliches Schauspiel, wie die Leute an den Straßen zu Dutzenden umfielen und starben; ein Glück, daß die Eltern nicht sehen können, wie ihre Kinder im Krieg in den Straßengräben verkommen, es wäre sonst noch entsetzlicher.

Je heller es wurde, desto deutlicher sah man nun jenseits der Parthe die verbrannten Dörfer und die Haufen von Todten und umgestürzten Kanonen oder Wagen. Auch sahen wir die Preußen zu Tausenden über das Schlachtfeld vorrücken, um den Oesterreichern und Russen die Hand zu reichen und so den großen Kreis um uns zu schließen, ohne daß wir's verhindern konnten. Wir zogen uns von Schönfeld auf Kohlgarten zurück, wobei wir unzählige Wägen mit Verwundeten antrafen, während eine noch viel größere Menge dieser Unglücklichen sich zu Fuß fortschleppte. Schon waren wir unserem Ziel nahe, als plötzlich zwanzig Husaren mit erhobenem Pistol im Galopp heransprengten und die Menge rechts und links auf die Felder trieben, wobei sie unaufhörlich riefen: „Der Kaiser, der Kaiser!" Und kaum hatte sich das Bataillon längs der Straße aufgestellt und das Gewehr präsentirt, so jagten schon die reitenden Gardegrenadiere — wahre Riesen, mit hohen Stiefeln und ungeheuren Pelzmützen, die bis auf die Schultern herabhingen und bloß Nase, Augen und Schnurrbart sehen ließen — heran, den Säbel in die Hüfte gedrückt — prächtige Kerls, deren Anblick sogar uns wohlthat. Unmittelbar hinter ihnen folgte der Generalstab, ungefähr zweihundert Generale, Marschälle, Stabs- und Ordonnanzoffiziere — die meisten so mit Goldstickereien und Orden bedeckt, daß man die Farbe ihrer Uniformen kaum mehr zu erkennen vermochte. Es war prächtig und schrecklich zugleich; der Merkwürdigste aber war der Kaiser Napoleon selbst mit seinem alten Hut und grauen Ueberrock; ich sehe ihn noch vor mir mit seinem vollen, runden Kinn, den Hals in den Schultern. Alles schrie: „Es lebe der Kaiser!" Er aber hörte und achtete auf nichts, sondern beobachtete fortwährend die preußische Armee, die sich längs der Parthe ausbreitete.

Als er vorüber war, marschirten wir weiter und stellten uns endlich bei Kohlgarten rechts von der Straße auf einem Hügel auf. In allen Richtungen sah man den Rauch unzähliger Wachtfeuer; es hatte wieder angefangen zu regnen, und die Leute saßen düster nachsinnend auf ihren Tornistern an den glimmenden Feuern, die Offiziere standen bei einander und man hörte immer wieder die Behauptung, daß es einen ähnlichen Kampf noch nie gegeben hätte, daß das ein Vernichtungskrieg sei, in dem wir unterliegen müßten bei der Ueberzahl der Feinde und daß uns der Sieg des Kaisers bei Wachau deßhalb gar nichts nütze.

Den ganzen 17. blieben wir hier, ohne einen Schuß zu thun, im Bivouak. — Einige sprachen noch von der Ankunft des Generals Regnier mit sechzehntausend Sachsen; aber der Abfall der Bayern hatte uns ja gelehrt, was wir von unseren Verbündeten zu halten hatten. Am lautesten waren

die Verwünschungen gegen Bernadotte*), den wir mit unserem Herzblute zum Könige gemacht hatten und der zum Dank dafür jetzt mit sechzigtausend Mann gegen uns heranzog, um uns den Gnadenstoß zu geben.

In der Nacht entstand eine allgemeine Bewegung, und bald zeigte sich, daß die Armee sich näher um Leipzig zusammenzog. Jeder dachte an den folgenden Morgen und ob er heute die Sterne wohl zum letzten Male glänzen sehe, und wenn man den sechs Meilen weiten Feuerkreis betrachtete, der sich in der Finsterniß um uns zog, so mußte man sich unwillkürlich sagen: jetzt haben wir's so weit gebracht, daß die ganze Welt gegen uns ist und unsere Vernichtung fordert, denn sie haben genug an unserem Ruhme. Schließlich tröstete man sich aber dennoch mit der Ehre, Franzose zu sein, und beschloß, zu siegen oder zu sterben.

19.

Als der Tag anbrach, ohne daß sich etwas rührte, meinte Zebedäus schon: „Wie prächtig, wenn der Feind nicht den Muth hätte, uns anzugreifen!" Auch die Offiziere sprachen unter einander von einem Waffenstillstand. Aber plötzlich gegen neun Uhr jagten unsere Vedetten mit verhängtem Zügel zurück mit dem Rufe: „Der Feind rückt auf der ganzen Linie vor!" und beinahe im nämlichen Augenblick begann die Kanonade zu unserer Rechten. Wir waren augenblicklich unter den Waffen und brachen auf, um nach Schönfeld zurückzukehren. Auf den Hügeln längs der Parthe standen zwei bis drei Divisionen, ihre Batterieen in den Zwischenräumen und die Reiterei auf den Flanken; weiter entfernt, zwischen den Bajonnetspitzen durch sahen wir die Preußen und Russen von allen Seiten in dichten Kolonnen vordringen. Zwanzig Minuten später waren wir zwischen zwei Hügeln in die Schlachtlinie eingerückt und sahen vor uns fünf- bis sechstausend Preußen, welche unter dem wilden Geschrei: „Vaterland, Vaterland!" über den Fluß setzten. Im selben Augenblick begann das Gewehrfeuer von beiden Ufern und die Kanonen donnerten dazwischen. Das Flußbett hüllte sich in dichten Rauch und ehe wir's uns versahen, waren die Preußen über uns mit wüthend funkelnden Augen, grimmig verzerrtem Munde und Gesichtern wie wilde Thiere. Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" warfen wir uns ihnen entgegen und es entspann sich ein entsetzliches, erbarmungsloses Handgemenge, in dem Jeder, der strauchelte oder verwundet niederstürzte, alsbald unter die Füße getreten wurde. Was uns anfeuerte, war die Wuth, uns zu rächen, ehe wir getödtet würden; die Preußen trieb der Ehrgeiz an, dießmal sagen zu können: „Wir haben Napoleon besiegt." Diese Preußen sind nämlich die stolzesten Menschen, und ihre Siege bei Großbeeren und an der Katzbach hatten sie rein toll gemacht! Aber es blieben ihrer genug im Fluß liegen, sicherlich genug. Dreimal erneuerten sie ihren Angriff, als wollten sie uns auffressen, und wir mußten wohl endlich zurückweichen. Es ist das ein entsetzliches Volk; ihre Offiziere wiederholten mit erhobenem Degen hundertmal: Vorwärts! Vorwärts! und Alles stürmte wie eine Mauer voran, mit großem Muthe, selbst der Feind kann's nicht leugnen. Aber oben auf dem Hügel machten wir wiederum Halt und warfen uns ihnen mit neuem Ungestüm entgegen, so daß sie bis in den Fluß zurückwichen, und dießmal wär's ihnen schlecht gegangen, wenn uns nicht eine ihrer vor Möckern aufgefahrenen Batterieen in die Flanke genommen und uns gehindert hätte, sie weiter zu verfolgen. So währte es zwei Stunden fort, und man sah längs des Flusses nichts als wild durch einander geworfene Todte und Verwundete. Selbst im Flusse schwammen lange Reihen von Todten, die einen das Gesicht, die andern den Rücken, noch andere die Füße aus dem Wasser reckend, einer hinter dem andern wie Scheiterholz. Diese entsetzliche Metzelei erstreckte sich von Schönfeld bis Großdorf und endigte damit, daß die Preußen den Abhang erstiegen und sich dann seitwärts zogen, um uns zu umgehen, während an ihre Stelle Russen in die Schlachtlinie rückten. Diese formirten zwei Kolonnen und fielen uns eben so brav wie die Preußen an, aber ohne jenes wüthende Schlachtgeschrei, während ihre Reiterei die alte Brücke jenseits von Schönfeld zu nehmen suchte. Zwischen zwei und drei Uhr endlich war es der preußischen Reiterei gelungen, uns zu umgehen, worauf Marschall Ney unseren rechten Flügel zurücknehmen ließ, so daß die Armee bloß noch einen Kreis um die Stadt Leipzig bildete; unsere Division blieb bei Schönfeld.

Gegen drei Uhr bereiteten sich die Russen zum dritten Angriffe vor und unsere Offiziere trafen die nöthigen Anordnungen, um sie gebührend zu empfangen, als plötzlich eine Art Schauder die ganze Schlachtlinie hinablief, indem sich in wenigen Minuten von einem Flügel zum andern die Nachricht verbreitete, daß die sechzehntausend Sachsen und die württembergische Reiterei, die unser Centrum bildeten, zum Feind übergegangen seien und daß sie die Niederträchtigkeit gehabt hätten, noch ehe sie auf der feindlichen Seite angelangt wären, die vierzig Kanonen, welche sie mitnahmen, gegen ihre alten Waffengefährten von der Division Durutte zu kehren. Dieser Verrath, statt uns niederzuschlagen, erhöhte unsere Wuth dergestalt, daß wir, wenn es auf uns angekommen wäre, über den Fluß gesetzt hätten, um Alles zu vernichten. Die Sachsen behaupten freilich, daß sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes so gehandelt hätten.

Von diesem Augenblick an bis zum Abend war es kein menschlicher Krieg mehr, sondern ein Würgen, ein entsetzlicher Rachekampf; die Ueberzahl vernichtete uns, aber die Verbündeten sollten ihren Sieg theuer bezahlen.

Mit sinkender Nacht hatten wir unter dem Donner von zweitausend Kanonen den dritten Angriff in Schönfeld auszuhalten; von einer Seite drängten die Preußen, von der andern die Russen in das große Dorf. Wir hielten uns in jedem Haus, in jedem Gäßchen; die Mauern stürzten unter der Wucht der Geschützkugeln und die Dächer brachen uns über den Köpfen zusammen; man schrie nicht mehr wie beim Beginne der Schlacht, sondern man focht stumm und bleich vor Wuth; selbst die Offiziere hatten Gewehre ergriffen, um wie Gemeine zu kämpfen. Als die Häuser verloren waren, vertheidigte man die Gärten und den Kirchhof, wo ich die Nacht vorher geschlafen hatte, und bald gab es da mehr Todte über als unter der Erde. Wer fiel, starb schweigend; die Ueberlebenden warfen sich hinter Mauern, Schutthäufen und Gräber, von wo sie ein verheerendes Feuer unterhielten; jeder Zoll breit Boden mußte vom Feinde mit Blut erkauft werden.

Es war schon dunkel, als Marschall Ney Gott weiß woher Verstärkung heranführte, die Trümmer unseres Regiments vereinigten sich, und nach einigen Kartätschensalven gelang es uns, die Russen über die alte Brücke zurückzuwerfen, welche nun sogleich mit sechs Zwölfpfündern besetzt wurde. Die Kanonade dauerte hier bis sieben Uhr; der Blitz der Geschütze erleuchtete jedesmal den finsteren Raum unter den Brückenbogen auf eine Sekunde, und dann sah man dort in dem schwarzen Wasser zusammengekeilt zahllose Leichname von Menschen und Pferden — entsetzlicher Anblick! Um halb acht Uhr, als Massen von Reiterei in unserer Linken vordrangen, wo sie zwei weichende Vierecke umschwärmten, bekamen auch wir Befehl zum Rückzug. Noch zwei- bis dreitausend Mann stark erreichten wir mit unseren sechs Geschützen Schönfeld, ohne verfolgt zu werden. Von hier aus wandten wir uns gegen Rednitz, wo wir bivouakirten. Vor Rednitz mußten wir über ganze Haufen von Todten und umgestürzten Kanonen wegsteigen; hier hatte Napoleon selbst mit der jungen Garde und den Grenadieren zu Pferd die Schweden zurückgeworfen, welche sich in die durch den Verrath der Sachsen entstandene Lücke drängen wollten. Zwei oder drei brennende Baracken beleuchteten

*) Der bekanntlich sich an der Schlacht kaum betheiligte und den Verbündeten durch seine Zweideutigkeit eher schadete als nützte.
Anm. d. Red.

das gräßliche Schauspiel. Wahrlich, es war eine Riesenschlacht gewesen. Von zehn Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends hatten wir, hundertdreißigtausend Mann stark, ohne einen Zoll zu weichen, dreihundertsechzigtausend Feinden die Spitze geboten! Gleiches war sicher noch nie dagewesen. — Gott soll mich bewahren, von den Deutschen Uebles zu reden, sie kämpften für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes; aber ich finde, daß sie Unrecht haben, immer den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig zu feiern; wenn man drei gegen einen ist, hat man keinen Grund, sich wegen des Siegs zu brüsten!

In Rednitz lagen noch die Grenadiere zu Pferd, und eine Menge zersprengter Soldaten von allen Truppentheilen ging in der Hauptstraße ab und zu; man hatte keine Lebensmittel vertheilt, und so suchte Jeder auf eigene Faust deren zu bekommen. Zebedäus und ich entdeckten, während wir die Hauptstraße hinaufmarschirten, in einem Hofe zur Rechten zwei Marketenderinnen, welche von ihren Karren aus Branntwein schenkten. Wir schlüpften unbemerkt hinein und drängten uns durch das Gewühl; Soldaten aller Waffengattungen standen hier bunt durcheinander, Kürassiere, Uhlanen, Dragoner, Husaren, Infanteristen ꝛc., Alle abgerissen, beschmutzt, Helme und Tschakos von Hieben zerfetzt und zerbogen; zwei Dragoner, die im Scheine einer Pechfackel an der Mauer lehnten, die Arme unter ihren langen, weißen Mänteln gekreuzt, werde ich nie vergessen; sie waren so über und über mit Blut bespritzt, daß sie wie Metzger aussahen. Gegen einen Thaler erhielt ich hier nach vielem Stoßen und Drängen ein Stück weißes Brod und ein großes Glas Branntwein, das ich mit Zebedäus theilte. Nachdem wir getrunken und gegessen, beeilten wir uns, unser Bataillon wieder einzuholen, wo man unsere Entfernung gar nicht bemerkt hatte. Gegen zehn Uhr kamen wir in Leipzig an, wo Brigadegeneral Fournier das Kommando unseres Regiments übernahm. Um Mitternacht erreichten wir die große Lindenallee an der Pleiße, wo wir bivouakirten, während ein stets wachsendes dumpfes Getöse in der Stadt den beginnenden Rückzug bezeichnete. Was uns betrifft, so legte jeder seinen Tornister unter einen Baum, und binnen einer Viertelstunde schlief Alles.

20.

Bei Tagesanbruch erwachte ich von einer furchtbaren Explosion; Alles fuhr aus dem Schlaf auf, denn Jeder glaubte, der Feind rücke heran, als plötzlich zwei Husarenoffiziere unter dem Rufe dahersprengten, daß zufällig ein Pulverwagen in der ranstädter Vorstadt explodirt habe, gerade am Flußufer, wo auch ein blutrother Rauch gen Himmel wirbelte, während die alten Häuser um uns wankten und die Erde bebte. Bald jedoch verschwand der Rauch und es trat wieder Todtenstille ein. Ich hätte unmöglich nochmals einschlafen können, und so betrachtete ich denn im Morgengrauen den Rückzug unserer Armee über die Brücken, deren je nur eine über die Elster und Pleiße führte. Der Kaiser hatte vergessen, Befehl zu geben, daß mehrere geschlagen würden, um den Rückzug zu sichern, und man wagte nichts ohne Befehl zu thun; nicht einmal ein Marschall von Frankreich hätte die Behauptung gewagt, daß zwei Brücken besser seien als eine, ein Beweis, bis zu welchem Grade von Disziplin Napoleon seine alten Kriegsgefährten erzogen hatte; sie gehorchten wie Maschinen und kannten nur die eine Furcht, ihrem Herrn zu mißfallen. Ich beneidete die Glücklichen, die jenseits des Flusses waren, um so viel näher bei Frankreich, und kam beinahe außer mir vor Entrüstung, als drei Pulverwagen bei uns vorfuhren und Patronen an uns vertheilt wurden mit dem Beifügen, daß wir einen Theil der Nachhut ausmachen sollten. Einige Augenblicke später stießen noch zwei Schwadronen polnische Uhlanen zu uns, geführt von Poniatowski, einem großen, schlanken und melancholisch aussehenden Manne von fünfzig Jahren. Nachdem er wenige Worte mit Fournier gewechselt, hieß es Rechtsumkehrt, und mit schwerem Herzen mußten wir der Brücke wieder den Rücken kehren, um vor dem alten Hinterthor, das unsere Sappeure fest verbarrikadirten, den alten gedeckten Weg zu beiden Seiten der Straße von Konnewitz zu besetzen, wo uns einige wurmstichige Palissaden zur Deckung dienten. Unser Bataillon war noch dreihundertfünfundzwanzig Mann stark, und von allen Seiten rückte der Feind an, dießmal in weißen Fräcken, den Doppeladler auf den Tschakos; mein Sergeant, der sie alsbald erkannte, sagte: „Gottlob, das sind die Kaiserlichen, die noch immer Schläge von uns bekommen haben; hätte der Vater Marie Louisens ein Herz im Leib, so würden sie auf unserer Seite stehen.“

Schon seit einiger Zeit hörte man Kanonendonner von der entgegengesetzten Seite der Stadt her, wo Blücher angriff, und zur Rechten, wo Bernadotte stürmte, und kurz darauf fielen auch die ersten österreichischen Granaten in unseren gedeckten Weg, oder über uns weg in die Straßen der Stadt. Um neun Uhr drangen die Oesterreicher in Sturmkolonnen auf der Straße von Konnewitz vor. Um zehn Uhr mußten wir uns vor ihnen hinter die alten Wälle zurückziehen, wobei sie uns unter dem Kreuzfeuer des neunundzwanzigsten und vierzehnten Linienregiments durch die Breschen folgten, während wir uns jetzt in die Häuser zurückzogen. Diese armen Teufel zeigten nicht das Feuer der Preußen, aber ihr Muth ließ nichts zu wünschen übrig, denn trotz des verheerenden Feuers aus den hinter dem Wall gelegenen Häusern hatten sie sich um halb elf Uhr auf der Brustwehrkrone festgesetzt. Jetzt wurde unsere Lage verzweifelt, denn wie sollten wir nunmehr aus den Häusern entkommen? Dieser Gedanke erschreckte mich und ich sah zu einem Hinterfenster des Hauses, wo ich mich befand, nach einem Rückzugswege aus, aber der kleine Hof hatte nur eine Thüre gegen den Feind zu, und daß dieser uns ohne Gnade auf's Bajonnet spießen würde, davon war ich nach Allem, was wir ihm heute schon angethan, überzeugt. Als ich in das Zimmer zurückkehrte, das außer mir noch etwa zehn Andere vertheidigten, sah ich meinen Sergeanten ganz bleich, mit hängenden Armen an der Wand sitzen. Er hatte eben eine Kugel in den Unterleib erhalten, hörte aber nicht auf zu rufen: „Wehrt euch, Rekruten, wehrt euch! Zeigt diesen Kaiserlichen, daß wir immer noch besser sind als sie, — die Schurken!“

Unten donnerten furchtbare Schläge an unsere Hausthüre und wir schossen unaufhörlich hinab ohne Hoffnung auf Erfolg, als sich plötzlich lauter Hufschlag auf der Straße vernehmen ließ. Das Feuer schwieg, und wir sahen durch den Qualm vier Schwadronen polnische Uhlanen wie eine Schaar gereizter Löwen mitten unter die Oesterreicher setzen. Alles floh, aber die langen Lanzen waren noch schneller und bohrten sich erbarmungslos in die Rücken der Kaiserlichen. — Die Polen haben uns damals in der Gefahr nicht verlassen, sondern ihren letzten Blutstropfen für uns gegeben, — und wir, was haben wir gethan? Das Herz dreht sich mir um, wenn ich daran denke. — Dießmal hatten uns die wackeren Polen noch herausgeholfen, und als wir sie so tapfer im Verfolgen sahen, brachen auch wir aus den Häusern vor und warfen die Oesterreicher mit dem Bajonnet in den Graben hinab. Allein obgleich wir Sieger waren, mußten wir doch an den Rückzug denken, denn die Feinde füllten schon alle Straßen, und Bürger und Studenten feuerten auf uns von den Fenstern aus.

Wir zogen uns also, von den Polen unterstützt, die uns die Kaiserlichen vom Leibe hielten, gegen die Elster zurück, nicht ohne von Zeit zu Zeit Halt zu machen und das Feuer der Oesterreicher zu erwiedern, und doch war unsere ganze Division nur noch eintausenddreihundert Mann stark gegen fünftausend Feinde. Aber über die Brücke zu defiliren war unmöglich; dort war ein entsetzliches Gedränge; die in der Mitte sich befanden, ragten hoch über die Andern hinaus, weil sie von der Menge getragen wurden, die auf beiden

Seiten liefen, stürzten haufenweise in's Wasser, ohne daß Jemand sich um sie bekümmert hätte; Reiter suchten sich mit Säbelhieben Platz zu machen, während ihnen die Infanteristen mit Bajonnetstichen antworteten: Heulen, Fluchen und Geschrei drang zu uns herüber und schon näherte sich uns das Gewehrfeuer auch von Rechts und Links; schon pfiffen einzelne Kugeln von dorther über unsere Köpfe, und in diesem Augenblick war es, wo ich daran dachte, mich in's Gedränge zu stürzen und für mich allein Rettung zu suchen. Aber beinahe in der nämlichen Minute sagte mein Hauptmann, der das Bataillon kommandirte: „Wer aus dem Gliede tritt, wird niedergeschossen," und so blieb ich denn da. Während die Verwirrung auf der Brücke gerade die gräßlichste Höhe erreicht hatte, erfolgte ein Schlag wie hundertfacher Donner, und der erste Brückenbogen flog mit Allen, die sich darauf befanden, in die Luft; Hunderte von Unglücklichen verschwanden wie weggefegt, Massen von Andern wurden verstümmelt, oder von den herabfallenden Steinen in Fetzen zerrissen. — Ein Sappeur hatte die Brücke zu halb gesprengt. — Bei diesem Anblick hallte das Geschrei: „Verrath! Verrath!" von allen Seiten wieder, — ein ungeheurer, markerschütternder Schrei. Die Einen, erfaßt von der Wuth der Verzweiflung, wandten sich wie in die Enge getriebene wilde Thiere blindlings gegen den Feind, nur noch von dem Gedanken der Rache beseelt; Andere zerbrachen ihre Waffen, indem sie Himmel und Erde anklagten. Offiziere und Generale sprangen in den Fluß, um hinüberzuschwimmen, viele Soldaten folgten ihnen, ohne vorher die Tornister abzuwerfen, ganz toll bei dem Gedanken, daß ihnen im letzten Augenblicke die Rettung abgeschnitten sein sollte. Ich hatte den Tag vorher viele Leichen in der Parthe gesehen; aber heute war es tausendmal schrecklicher; alle diese Unglücklichen kämpften unter herzzerreißendem Geschrei mit den Wellen, Einer klammerte sich an den Andern; der ganze Fluß war voll davon; die ganze Oberfläche des Wassers wimmelte von Köpfen und Armen. In diesem Augenblick erschien sogar unser Hauptmann, ein ruhiger Mann, dessen Blick allein uns auch jetzt noch in Ordnung gehalten hatte, völlig entmuthigt; er steckte seinen Säbel ein und sagte mit einem sonderbaren Lächeln: „Jetzt ist's aus!" Und als ich ihm darauf meine Hand auf den Arm legte, fragte er mich mit sanfter Stimme: „Was willst Du, mein Sohn?" — „Hauptmann," erwiederte ich, denn dieser rettende Gedanke war mir eben durch den Kopf gefahren, „ich war vier Wochen hier im Spital und habe auch in der Elster gebadet; ich kenne eine Stelle, wo man Grund findet." — „Wo?" — „Zehn Minuten oberhalb der Brücke." — Alsbald zog er seinen Säbel und rief mit Donnerstimme: „Mir nach, Kinder! Du gehst voran!"

Das ganze Bataillon, noch zweihundert Mann stark, folgte und uns schlossen sich noch ein paar hundert Andere an, ohne zu wissen, wohin wir gingen. Ich schlug einen mir wohlbekannten Weg zwischen Gärten und Hecken ein, wo uns zwar die Kugeln der Oesterreicher noch über die Köpfe pfiffen, ohne daß wir jedoch geantwortet hätten, und bald standen wir vor der Furt. Ich ging zuerst hinüber, und mir folgten die Andern Mann für Mann, wobei uns das Wasser in Folge der Herbstregen bis an die Schulter ging; aber doch kamen wir Alle glücklich hinüber, ohne daß ein Einziger ertrunken wäre, ja wir brachten sogar beinahe alle unsere Gewehre mit hinüber. Nun ging's mit doppelter Eile querfeldein Lindenau zu. Wir marschirten ganz stumm und blickten uns nur von Zeit zu Zeit nach Leipzig um, wo auf der anderen Seite der Elster der Straßenkampf noch forttobte, und von wo noch lange wüthendes Geschrei und dumpfer Kanonendonner zu uns herüberdrang. Um zwei Uhr endlich entdeckten wir die endlose Kolonne von flüchtenden Truppen, Kanonen und Bagage auf der Straße nach Erfurt, und bald vermischte sich für uns der ferne Donner der Schlacht mit dem Getöse des Rückzugs.

21.

Habe ich bisher von wenn auch unglücklichen, so doch für Frankreich ruhmvollen Schlachten erzählt, so muß ich jetzt von dem Jammer des Rückzugs berichten, — eine schmerzliche Aufgabe. Man sagt: „das Vertrauen gibt die Stärke", und das ist wahr, besonders auf die Franzosen angewandt. So lange es vorwärts geht, so lange noch Hoffnung auf den Sieg vorhanden ist, hängen sie zusammen wie die Finger an der Hand, der Wille der Führer ist Allen Gesetz. Aber sobald sie zum Rückzuge genöthigt sind, so ist auch das Selbstvertrauen weg, und Keiner kennt mehr das Kommando seiner Vorgesetzten. Alsdann zerstreuen sie sich rechts und links, bald einzeln, bald truppweise, so daß ihre vorher feigen Feinde Muth bekommen und ungescheut über sie herfallen, wie Raben über ein gefallenes Pferd, an das sie sich vorher nicht auf eine halbe Meile gewagt hätten. So war es auch damals, denn wie hätten sonst jene elenden Kosaken, wahre Bettler, mit ein paar Lumpen auf dem Leib und eine alte schäbige Pelzmütze über die Ohren gezogen, mit nie gekämmtem Barte, wimmelnd von Ungeziefer, auf alten, mageren Kleppern reitend, ohne Sattel, den Fuß in einem Strick, statt des Steigbügels, mit einer rostigen Pistole als Feuerwaffe und einem Bretternagel an der Spitze einer Stange als Lanze — wie hätten diese sonst gewagt, zehn, fünfzehn, zwanzig Soldaten anzuhalten und mit sich zu schleppen! Und die Landleute, diese Schufte, die wie die Hasen vor uns gezittert hatten, mit welcher Impertinenz behandelten sie jetzt die ältesten Soldaten, Kanonjere, Kürassiere und Dragoner von Spanien, sie behaupteten, kein Brod zu haben, wenn man meilenweit roch, daß eben frisch gebacken war, ebenso kein Bier, keinen Wein, wenn rechts und links die Gläser zusammenläuteten wie ihre Glocken am Sonntag, — und all' das wagten sie, weil Jeder für sich marschirte, weil keine Disziplin mehr da war. Und dazu kam noch der Hunger, die Abmattung, allerhand Krankheiten, um uns aufzureiben; der Himmel war grau, es regnete beständig und der Herbstwind pfiff uns eisig durch die Knochen. Kein Wunder, daß da namentlich jene armen Rekruten, welche noch halbe Kinder waren, und denen vor Magerkeit die Sonne zwischen den Rippen durchschien, zu Tausenden umfielen, sie lagen die ganze Straße entlang. Noch furchtbarer als der Feind und alles das verfolgte uns aber der Typhus, eine Krankheit, welche nach den Einen von dem Verwesungsgeruch der unbeerdigten Todten, nach den Andern von übermenschlicher Anstrengung herkommen soll; ich weiß es nicht, aber die Dörfer im Elsaß, in Lothringen und Frankreich, durch die wir kamen, werden davon noch heute zu erzählen wissen; von hundert Kranken starben neunzig.

Doch um auf unsere Geschichte zurückzukommen: am 19. bivouakirten wir bei Lützen, und hier vereinigten sich die Regimenter wieder so gut als möglich. Am folgenden Tag marschirten wir bis Weißenfels, wo wir uns mit den Westphalen herumschießen mußten. Am 22. bivouakirten wir auf dem Glacis von Erfurt, wo wir neue Schuhe und Kleider erhielten und wo sich fünf oder sechs zersprengte Kompagnieen mit unserem Bataillon vereinigten, beinahe lauter halbtodte, blutjunge Rekruten. In den folgenden Tagen marschirten wir bis Eisenach, stets umschwärmt von Kosaken, die wie der Wind verschwanden, sowie unsere Husaren auf sie Jagd machten, aber alsbald wieder zum Vorschein kamen. Leider begann jetzt auch die böse Sitte des Marodirens unter uns einzureißen; manchmal waren die Betreffenden so glücklich, etwas zu erwischen, meistentheils aber kamen sie nie wieder zum Vorschein, und unsere Schildwachen erhielten außerdem Befehl, auf Jeden zu schießen, der sich davonschleichen wollte. Was mich betrifft, so hatte ich seit unserem Abmarsch von Leipzig das Fieber im höchsten Grad und war am Morgen unseres Aufbruchs von Erfurt kaum im Stande, mich zu erheben. Doch schleppte ich mich, geführt und getröstet von Zebedäus, fort und sagte mir selbst: „Getrost,

sobald Du den Kirchthurm von Pfalzburg siehst, wird das Fieber vergehen," und wenn ich Andere in gleichem Zustande an der Straße liegen sah, so bildete ich mir mit Gewalt ein, lange nicht so krank zu sein wie diese. So gelang es mir immer, wenigstens einen letzten Funken von Hoffnung zu nähren, als plötzlich drei Meilen von Fulda während eines Haltes auf der Straße nach Saalmünster sich die Nachricht verbreitete, daß fünfzigtausend Bayern die Wälder, durch die wir marschiren mußten, besetzt hätten, um uns den Weg zu verlegen. Diese Nachricht gab mir den Rest, denn ich war nicht mehr im Stande, weder zu zielen, noch das Bajonnet zu handhaben, konnte ich ja kaum mehr stehen, und so war alle Mühe, mich bis hieher geschleppt zu haben, vergebens. Zebedäus suchte mich zwar aufzumuntern, und ich selbst versuchte aufzustehen, aber es ging nicht; es war rein unmöglich. Ich klammerte mich an seinen Arm, — große Thränen liefen über seine lange Nase herunter — er versuchte mich zu tragen, aber er war selbst zu schwach, und ich mußte liegen bleiben. „Verlaß mich nicht, Zebedäus!" rief ich so verzweifelt, daß mein Hauptmann es hörte, herzutrat und mich traurig ansah. „Muth, mein Sohn," sagte er dann, „die Krankenwagen kommen in einer halben Stunde vorbei und werden Dich mitnehmen." Aber ich wußte gut, was das heißen sollte, ich zog daher Zebedäus zu mir nieder und sagte ihm in's Ohr: „Höre, umarme Kathrine für mich, nicht wahr, Du versprichst's! Du sagst ihr, daß ich gestorben bin, indem ich Dich für sie umarmte, und bringst ihr diesen Abschiedskuß!" — „Ja," sagte er mit thränenerstickter Stimme, „ja, ich werd's ihr sagen! — O, mein armer Joseph!" darauf legte er mich sanft auf den Boden neben die Straße und ging eilig davon, ohne noch einmal umzusehen. Lange, lange schaute ich der sich entfernenden Kolonne nach, wie der schwindenden Lebenshoffnung, endlich verschwanden die Letzten in einer Terrainfalte und ich schloß die Augen.

Nach einer Stunde etwa weckte mich Kanonendonner, und als ich die Augen aufschlug, sah ich eine Gardedivision mit Packwagen und Artillerie im Dauerlauf daher kommen. Auf den Packwagen saßen einige Kranke, und ich rief daher: „Nehmt mich, um Gottes willen, nehmt mich!" Allein Niemand hörte auf mein Geschrei, obgleich mehr als zehntausend Mann so vorbeikamen, und schon wollte ich, als ich das Ende der Kolonne sah, wie ich meinte, für immer die Augen schließen, als ich abermals einen großen Lärm hörte. Es waren fünf oder sechs Kanonen und Munitionswagen, die im Galopp daherkamen, da, o Himmel, zur Seite eines der Geschütze ritt ein großer, hagerer, rothhaariger Unteroffizier, das Kreuz auf der Brust, ich sah schärfer hin — es war Zimmer, mein alter Kamerad von Leipzig. Er ritt vorbei, ohne mich zu sehen, aber ich schrie jetzt mit dem ganzen Rest meiner Kräfte: „Christian! Christian!" Trotz des Lärms, den die Kanonen verursachten, machte er Halt und kehrte sich um. Weit riß er die Augen auf, als er mich unter einem Baume liegen sah, und als ich nochmals rief: „Christian, habe Mitleid mit mir," galoppirte er heran, stieg ab und sagte: „Armer, armer Josephel, bist Du's?" Ohne dann ein weiteres Wort zu verlieren, nahm er mich wie ein Kind in die Arme, schrie den hintersten Trainsoldaten zu, zu halten, und legte mich sanft in einen Gepäckwagen nieder, wo er mir einen Sack zum Kopfkissen herrückte. Ich sah noch, wie er seinen großen Reitermantel über mich deckte, dann war mir's, als würde dieser Mantel immer größer und bedecke die Sonne, den Himmel und die ganze Welt — ich verlor das Bewußtsein. Nur dunkel war mir's später, als hörte ich, wie das verworrene Sausen des Sturmes, Geschrei, Kommandorufe und Kanonendonner an mein Ohr drang, und als sähe ich schattengleich die Wipfel riesiger Tannen in den Nachthimmel ragen. Später erfuhr ich, daß an jenem Tage hinter Saalmünster die Schlacht bei Hanau geschlagen worden war.

22.

Am 15. Januar 1814, 2½ Monate nach der Schlacht bei Hanau, erwachte ich in einem guten Bette, im Hintergrund eines angenehm erwärmten Zimmers, und als ich das Deckgebälke über mir und dann die kleinen mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben ansah, sagte ich mir: „Es ist Winter." Zu gleicher Zeit hörte ich in der Ferne einen Schall, wie Kanonendonner, und das Knistern des Feuers auf dem Herde. Als ich mich dann nach einigen Augenblicken umwandte, sah ich eine junge bleiche Frau bei dem Herd sitzen, die gefalteten Hände im Schooße, und ich erkannte — Kathrine. Jetzt erkannte ich auch das Zimmer, es war dasselbe, in dem wir vor dem Ausmarsche so glückliche Sonntage verlebt hatten, und nur der Kanonendonner, der sich von Minute zu Minute wiederholte, ließ mich befürchten, daß ich noch träume.

Lange betrachtete ich Kathrine, die mir sehr schön vorkam und ich dachte: „Wo ist denn die Tante Gretel? Wie bin ich denn nach Hause gekommen? Bin ich mit Kathrine verheirathet? Gott gebe, daß es kein Traum ist." Endlich faßte ich mir Muth und sagte leise: „Kathrine!" Schnell wandte sie den Kopf und schrie: „Joseph, Du erkennst mich wieder?" — „Ja," sagte ich, ihr die Hand hinstreckend. Da wankte sie mit zitternden Knieen heran und umarmte mich lange, — unsere Thränen flossen in einander. Aber plötzlich knallte wieder ein Kanonenschuß und schnürte mir das Herz zusammen. „Was hör' ich, Kathrine?" fragte ich. — „Die Kanonen von Pfalzburg," erwiederte sie, mich noch fester an sich drückend. — „Die Kanonen?!" — „Ja, die Stadt ist belagert." — „Pfalzburg? Also sind die Feinde im Land?" Ich konnte nichts mehr sprechen; der bittere Gedanke, daß all' unser vergossenes Blut, all' unsere Leiden nur dazu geführt hatten, unser Land dem Feind auszuliefern, schnürte mir die Kehle zu; und noch heute, wo das Alter mein Haar gebleicht hat, kann ich nicht ohne Bitterkeit daran denken, wie theuer wir zehn Jahre des Ruhmes bezahlen mußten!

Doch genug hievon, die Zukunft wird über diese Geschichten und über den Eigensinn des Kaisers richten, welcher noch jetzt die günstigsten Bedingungen ausschlug, um seinem Ehrgeiz, seinem Stolz zu genügen; Frankreich kam dabei nicht in Betracht. Aber um auf meine Erlebnisse zurückzukommen: fünfzehn Tage nach der Schlacht bei Hanau hatten Tausende von Wagen mit Verwundeten Straßburg passirt auf dem Wege nach Nanzig. Sie bildeten eine ununterbrochene Reihe von Elsaß bis Lothringen. Tante Gretel und Kathrine sahen von ihrer Hausthüre aus den traurigen Zug vorüberschleichen. Eintausendzweihundert Wagen waren schon vorüber; ich war auf keinem, und schon glaubten sie, wie Tausende von Vätern und Müttern, die Meilen weit herbeigeeilt waren, um nachzusehen, und die vergeblich längs der ganzen Reihe auf- und abgefragt, ich sei nicht unter den Verwundeten, als Kathrine mich am dritten Tag in einem von Mainz kommenden Wagen erkannte, eingefallen, zum Geripp abgemagert und halb todt vor Hunger.

„Dort ist er, dort ist er," schrie sie schon von Weitem, aber Niemand wollte es glauben, und selbst Tante Gretel brauchte lange Zeit, bis sie sich überzeugte. Alsbald schafften mich die beiden Frauen in ihr Haus, wo sie Tag und Nacht bei mir wachten. Aber ich erkannte Niemand und schrie Tag und Nacht nur unausgesetzt nach Wasser. Ich war so krank, daß mich Jedermann im Dorfe verloren gab, aber die Luft der Heimat und die Pflege Derer, welche ich liebte, rettete mich.

Ungefähr ein halb Jahr später, am 15. Juli 1814, waren Kathrine und ich Mann und Frau. Herr Gulden, der uns wie seine Kinder liebte, hatte mich zum Geschäftstheilhaber gemacht, und so lebten wir nun als die glücklichsten Menschen Alle beisammen in dem gleichen Neste. Endlich und endlich nahmen auch die Kriege ein Ende; der Kaiser war nach Elba gegangen, und Ludwig XVIII. hatte

uns eine vernünftige und freie Verfassung gewährt. Es kam noch einmal eine gute Zeit für die Jugend, die Zeit der Liebe, die Zeit der Arbeit und des Friedens. Man konnte wieder mit Beruhigung in die Zukunft blicken und mit Sparsamkeit und Fleiß sich ein glückliches, geachtetes Dasein gründen.

Auch Herr Gulden, welcher mit der Rückkehr der alten Könige und des alten Adels keineswegs zufrieden war, tröstete sich mit dem Gedanken, daß diese Leute durch die Erfahrungen, die sie in der Verbannung gemacht, gelernt hätten, daß sie nicht allein auf der Welt und daß die Gesetze auch für sie da seien; ebenso glaubte er, Napoleon werde edel und vernünftig genug sein, sich ruhig zu verhalten, — aber er täuschte sich: die Bourbonen hatten nichts gelernt und nichts vergessen, und Napoleon wartete auf seiner Insel nur den Moment ab, wo er losschlagen und sich rächen könnte.

Alles das brachte noch manchen Jammer über uns und ich würde auch dieß gerne erzählen, wenn mir die bisherige Geschichte für sich nicht schon lange genug vorkäme. Wir werden also hier eine Pause machen, und erst wenn vernünftige Leute mich versichern werden, daß ich's mit der Beschreibung des Feldzugs von 1813 gut getroffen habe, daß die jungen Leute daraus lernen können, wie eitel der kriegerische Ruhm ist, und daß man nur glücklich werden kann

Ein Rekrut von Anno Dreizehn: Die Rettung durch die Furt. (S. 462.)

durch den Frieden, durch die Freiheit und durch die Arbeit — dann werde ich den Faden der Geschichte wieder aufgreifen und euch von Waterloo erzählen!

Ein stiller Platz in Babel.

Von

Karl Deutsch.

Es ist heute der 2. November, der Tag aller Seelen, an welchem wir die Erinnerung an unsere theuren Abgeschiedenen wieder auffrischen sollen. Ich will mich aufmachen und meinem geliebten Todten auch ein Kränzlein bringen. Das Wetter ist bereits herbstlich kühl, die Blätter fallen vergilbt und verdorrt von den Bäumen, der Wind saust durch die kahl gewordenen Aeste, daß es klappert und knarrt; in der Luft liegen bereits die ersten Symptome des herannahenden Winters — so recht ein Wetter, das an den Tod erinnert. Die absterbende Natur, erschüttert vom kalten Hauche des Nords, gemahnt uns an die eigenen schmerzlichen Verluste. Ach, das Leben bietet des Bitteren so viel, so viel des tiefsten Wehs; aber das Bitterste ist der grause Tod, der rastlos, wie ein Schnitter in der Glut des Som-

Nächtliche Scene zwischen Indianern und Weißen.

mers, seine Ernte hält und unerbittlich uns seine Opfer entreißt.

Da strömen sie hin, die Menschenschaaren der Weltstadt, alle mit düstern, wehmüthigen Gesichtszügen, Guirlanden und Kränze tragend, zu welchen die letzten frischen Zweige, die letzten Herbstblumen genommen wurden. Alle richten sie ihren Lauf nach den Friedhöfen, an deren Pforten zahlreiche Blumenhändler ihre Vorräthe ausbieten.

Treten wir ein in den ehrwürdigsten, berühmtesten Friedhof der Welt, in den Père Lachaise, der uns erinnert an den einflußreichen Beichtvater König Ludwig's XIV. Hier konzentriren sich heute die Menschenströme. Alle Klassen sind vertreten vom ärmsten Proletarier und Ouvrier bis zum reichsten Bourgeois, vom Kammerdiener und Stallknecht bis zum Herzog. Die Vornehmsten fahren in ihren Prachtkarossen bis an's gewaltige Gitterthor, dann wandeln sie zu Fuße mitten unter den Armen und Elenden. Die heilige Veranlassung des Kommens scheint alle Unterschiede des Standes aufzuheben, die Erinnerung an den Tod und an die Todten scheint zu wirken wie der Tod selbst, der mächtige Gleichmacher, der auch gekrönte Häupter nicht verschont und ihnen nichts läßt, als eine modernde Hülle.

Hier schlafen viele Tausende und auf den Asche gewordenen Gebeinen derselben andere Tausende den endlosen Schlaf. Hier unter prachtvollen Monumenten von Stein und Eisen mit kostbaren Goldverzierungen, unter einfachen Kreuzen und Platten, unter Cypressen und Trauerweiden predigen die dürftigen Reste von Menschen aller Art das erschütternde Evangelium von der Nichtigkeit des irdischen Seins.

Hier ruhen die größten Feinde im Leben, die schroffsten Gegensätze friedlich bei einander. Staatsmänner und Gelehrte, Soldaten und Priester, Geldsäcke und Bettler, Republikaner und Royalisten, alle Parteifärbungen, alle Stände, alle Charaktere finden hier ihre endliche Ausgleichung. Und diese Ausgleichung theilt sich den Leidtragenden mit. Alle Differenzen des Lebens sind untergegangen im allgemeinen Schmerze, in der allgemeinen Andacht.

An tausend Gräbern stehen, knieen, ja liegen auf dem Antlitz Menschen der verschiedensten Altersstufen mit marmorkaltem Antlitz, aber brennendem Seelenschmerz, mit tiefstem Ernst oder herzentquollenem Weinen, um den Entschlafenen in Kränzen und stillem Beten den Zoll frommer Erinnerung darzubringen. Auch an den Gräbern der großen Männer, der Dichter und Künstler, der Helden und Staatsmänner stehen Andächtige, dem Ruhm frische Palmen weihend. Auch an den Gräbern unserer Landsleute, Heine's und Börne's, erscheinen Deutsche und Franzosen.

So viel Schmerzensäußerungen, so viel Andacht, so viel Thränen packen auch das kälteste Herz. „Mensch, gedenke daß du Staub bist!" Dieser Mahnung kann sich an diesem feierlichen Tage Keiner erwehren.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit spricht sich überall aus; es führt die Gedanken weit hinaus über das Grab. Die Sehnsucht nach dem Wiedersehen Gestorbener, nach geistigem Verkehr mit ihnen ist in den Menschen unvertilgbar. Keiner von den Tausenden, welche am Tage aller Seelen hieher wallfahrten, mag sich dem trostlosen Gedanken hingeben, daß mit dem irdischen Leben Alles aus sei, und je näher diese Wallfahrer vermöge ihres Alters oder ihres Gesundheitszustandes dem Grabe stehen, desto klarer äußert sich in ihnen die frohe Hoffnung auf Fortdauer in einem andern Sein. Wäre es möglich, daß solche Hoffnung, innig verwebt mit der Menschennatur, könnte getäuscht werden?

Die Feier zur Erinnerung an die Todten ist allen Christen gemein; Eins aber ist betrübend: daß selbst hierin nicht allein Katholiken und Protestanten, sondern selbst Landschaften und Städte uneins sind. Während die Katholiken den Tag aller Seelen feiern, haben die Protestanten ihr besonderes Todtenfest am 26. November, zu welcher Zeit es keine freien Blumen mehr zum Schmuck der Gräber gibt. Einzelne Landschaften und Städte benützen den Palmsonntag, das Trinitatisfest, den Johannistag ꝛc. zur Todtenfeier. Ach, die christliche Gesellschaft ist noch weit entfernt von dem Ziele: Eine Heerde mit Einem Hirten zu werden!

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von Th. Küster.

6.

(Schluß.)

Interessant ist auch die bunte Menge, die sich alsbald um diese verschiedenen Künstlergruppen sammelt. Zumeist besteht sie aus müßigem Volk, Droschkenkutschern, Kindern und Polizeikonstablern, denn der wahre «business»-Engländer hält sein altbewährtes Motto «time is money» unter allen Umständen aufrecht, und erlaubt sich nicht eine Minute für dergleichen, gleichviel, ob er auf hoher oder niederer Stufe der sozialen Leiter stehe. Ich habe oft Auditorien dieser Art eine lebhafte Seitenstraße durchaus dem Verkehr absperren sehen, und alle Bemühungen der Polizei, eine Fahrstraße wenigstens für Fuhrwerke zu öffnen, scheiterten an der kompakten Masse, die sei es dem Spiel einer ambulirenden böhmischen Bande, sei es der Rede eines Wunderdoktors, oder den verführerischen Klängen einer Drehorgel lauschte, oder in stummer Verwunderung die halsbrechenden Künste französischer Akrobaten anschaute. Einer der Künstler geht dann umher mit einem sehr großen, doch eben so leichten Ball, der an einer Schnur befestigt ist, deren anderes Ende er in der Hand festhält. Indem er den Ball so in eine kreisende Schwingung versetzt, scheucht er die Gaffer zurück und macht den nöthigen Platz für die Produktionen seiner Kollegen. Derartige, wie überhaupt alle Versammlungen gehen hier selten ohne Contreproduktionen ab, in deren Ausführung oft noch ein weit höherer Grad von Geschicklichkeit und Geschwindigkeit bewiesen wird, nämlich die der gemeinen (Straßen-) Taschendiebe, die im Falle sofortiger Entdeckung in der Regel erst einen Prozeß der Lynchjustiz durchzumachen haben und dann obenein den Händen der Polizei übergeben werden.

Ich war einst gezwungener Zuschauer einer ähnlichen Szene, als mich plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte. Ich wandte mich um und sah einen Mann, den ich oft um seine gediegenen Kenntnisse beneidet, den ich in Deutschland als geachteten Rechtsanwalt gekannt, den Doktor juris utriusque M..... aus B., vor mir. Ich hatte ihn früher öfter in London getroffen und bei jedem neuen Wiedersehen ihn um eine Sprosse tiefer gefunden auf der Leiter der Gesellschaft. Der Mann that mir in der Seele leid; allein ihm war nicht mehr zu helfen. Sein schäbiger, verkommener Anzug, dessen Defekte hie und da mit Stecknadeln reparirt waren; die sonst feurig leuchtenden, jetzt matten, tief liegenden Augen, das aufgedunsene Gesicht und die zitternden Hände; endlich der reich mit Spiritus geschwängerte Athem sagten genug.

„Wie geht's, Doktor?" frug ich. — „Danke, Alterchen, passabel. Bin eben im Begriff, zu Lord Brougham zu gehen, der mich mit einer schwierigen juristischen Arbeit betraut hat; sie ist fertig und ich hole mir mein Honorar." Dabei zeigte er auf eine gewichtige Papier- und Pergamentrolle, die er in Händen hatte. Doch ich kannte diese Geschichte schon längst auswendig, wußte sehr wohl, was die Rolle enthielt (seine Zeugnisse, Dissertationen, Diplome u. s. w.) und wußte auch auf's Haar, was nun noch kommen würde.

„'S ist verteufelt kalt heute Morgen; lassen Sie uns ein Gläschen trinken. Ich gehe und hole mir Geld, dann bezahle ich eine Flasche."

Ich hatte schon inzwischen eine halbe Krone (¾ Thlr. preuß. Cour.) in meiner Tasche locker gemacht und drückte sie ihm zu. Und auch nur das erwartete er, denn er wußte sehr wohl, daß ich nicht mit ihm ging, um ein „Gläschen" zu trinken, sondern vorzog, ihm meine Steuer zu entrichten, ohne die es bei einem Zusammentreffen nicht abging. Ich wußte ebensowohl, daß Lord Brougham längst sich jeder Beziehung zu Dr. M. begeben, dessen ausgedehntes juristisches Wissen der frühere Lord-Kanzler von England allerdings vor Zeiten vielfach benutzt und glänzend honorirt hatte. Doch solche Konnexionen waren für M. nunmehr alle dahin, und er gehörte zu jener Klasse, welche man hier die «shabby-gentils» nennt, ein Ausdruck, den ich deutsch am besten durch „Respektable Bettler" wiedergebe. Seine Antezedenzien, seine exzellenten Zeugnisse und das gediegene Wissen in ihm, das wenige Worte der Unterhaltung bekundeten, hielten ihn so zu sagen über Wasser und machten seine nunmehrige Profession, die des Bettelns, mitunter ganz ergiebig für ihn.

Ein anderes Original ähnlicher Art existirte (ich weiß nicht, ob jetzt noch) hier in der Person eines früheren Tenoristen vom Hoftheater zu B. (analog mit dem obigen B.), eines Mannes, für den bei seinen gediegenen musikalischen Kenntnissen, seinem fertigen Klavierspiel und seiner gründlichen sozialen Bildung London eine Goldgrube hätte werden müssen. Der arme Teufel ließ sich jedoch — Gott mag wissen wodurch — hier den Kopf verdrehen, und statt seine künstlerische Begabung sich nutzbar zu machen, warf er sich auf ein ihm ganz fremdes Feld, das der pietistischen Literatur, für das in gewisser Weise allerdings London der geeignete und ergiebigste Platz der Welt ist. Doch der arme St ..... mochte wohl noch zu offen und aufrichtig sein, genug, er reüssirte nicht nur nicht, sondern auch für ihn begann die Periode des ungehemmten Rückschritts, erst physisch und dann psychisch. Als ich ihn (vor achtzehn Monaten) zuletzt sah, fehlte ihm unendlich wenig, um ihn zur Aufnahme in Bedlam zu qualifiziren. Die sämmtlichen in und an seinen Kleidungsstücken befindlichen Taschen waren dergestalt mit Briefen, Drucksachen, Manuskripten u. s. w. gefüllt, daß sie seiner Person ein total lächerliches Aussehen verliehen; jedes dieser Papiere bezog sich auf irgend eine neue, von ihm gemachte Erfindung; die neueste, mit der er augenblicklich eifrigst beschäftigt war, war eine nicht geringere denn ein mit Albatrossen bespannter Luftballon, und er war erstaunt, daß bedeutende Kapitalisten, an die er sich um die nöthigen Fonds zur Ausführung eines Albatroßballon gewandt, seine Briefe unbeantwortet ließen; noch weit mehr jedoch empörte ihn die strikte Weigerung einer sehr bedeutenden hiesigen Buchdruckereifirma, ihm einige Tausende Prospekte gratis zu drucken.

„Es ist fürchterlich, wie diese Menschen ihren eigenen Vortheil verkennen!" rief er aus, indem er sich wiederholt vor die Stirne schlug. Dann fügte er leise hinzu: „Haben Sie nicht einen Schilling bei sich oder auch nur einige Pence? — ich habe seit vorgestern nichts gegessen." — Ich gab ihm. — „Ich bedanke mich nicht," sagte er, „denn ich betrachte es als Ihre Schuldigkeit, mich zu unterstützen; ja Sie müssen mehr thun als das, Sie müssen mir durch Empfehlung und sonstwie nützlich sein und mich in den Stand setzen, die Welt von der tiefen Idee, die in meiner Erfindung liegt, zu überzeugen." Sein stierer Blick, sein verstörtes Aussehen, der Wahnsinn, der bereits festen Fuß in seinem Geiste gefaßt hatte, erschütterten mich und bewirkten, daß meine Antwort nur in einem stummen Lächeln bestand. Erzürnt und mit dem Blicke mich niederschmetternd wandte er sich von mir, versenkte ein ungeheures Paket zusammengebundener abschlägiger Antworten in die unergründlichen Tiefen der Brusttasche seines altersschwachen schwarzen Fracks und verschwand in dem Gewühl der Straße.

Ich habe St. seitdem nicht mehr gesehen und zweifle, daß er noch lebt; doch ist er noch von dieser Welt, so kann er nur hinter den Mauern und Gittern eines der zahllosen «Lunatic asilums»(Irrenhäuser) existiren, von denen es in und um London wimmelt.

Nach dieser kurzen Abschweifung von meinem direkten Thema will ich schließlich noch einiger Spezialitäten der londoner Straßen erwähnen, der bettelnden Hindus, der Straßenkehrer und Schuhputzjungen, der Quacksalber, Straßenverkäufer und arbeitslosen Arbeiter.

Unter allen diesen mehr oder weniger exklusiv auf die Straße Angewiesenen ist der bettelnde Hindu unbedingt am schlimmsten daran. Für ihn hat Niemand Sympathie; man haßt ihn und seine Rasse. Er kann sich nicht verständigen, und ist, da er nicht unumwunden betteln darf, ebenfalls auf ein Stratagem angewiesen, das die Bettelei maskirt; er verkauft entweder kleine, mit aromatischen Kräutern gefüllte Kißchen oder er schlägt den indischen tam-tam, das nationale Instrument der Hindu, ein kleines, an beiden Enden offenes und mit Ziegenleder überzogenes Fäßchen, auf dem mit den Fingerspitzen beider Hände eine monotone Trommelmusik hervorgebracht wird. Oft auch sieht man den Hindu mit einem Kinde oder deren mehreren die Straßen entlang ziehen oder an einem lebhaften Kreuzungspunkte sich aufstellen und mit der stummen Sprache der Augen das Mitleid der Vorübergehenden erregen. Einen Hindu kenne ich hier, der jedoch mehr in europäische Lumpen als in die Gewänder seiner Heimat gekleidet ist. In Long Acre, einer lebhaften, im Centrum Londons belegenen Straße, befindet sich unter andern auch das Schaufenster eines Speisewirths für die niedere arbeitende Klasse; in demselben sind stets große Stücke gekochten, gebratenen und rohen Fleisches, sowie kolossale Plumpuddings zur Anlockung der Hungrigen ausgestellt. Dicht an dieses Fenster geschmiegt kann man jenen Hindu tagelang unbeweglich stehen sehen; das starre Auge ist unverrückt auf die anlockenden Viktualien gerichtet, das fahlgelbe Gesicht umschattet von dem langen, rabenschwarzen Haar, der bekümmerte und zugleich lebhaftes Verlangen nach den Speisen zeigende Ausdruck der dunklen Augen ersetzen Worte; keine Muskel des Gesichts, kein Glied des Körpers zuckt noch regt sich. Man würde ihn für eine dort hingelehnte Mumie halten, sähe man nicht das Blitzen des Auges. Nicht Sturm, nicht Wind noch Ungewitter vertreiben ihn oder entlocken ihm die leiseste Bewegung. — Oft hatte ich den Hindu so beobachtet; da fiel mir eines Tages ein, ihn lebendig zu machen. Ich hielt ihm zwei Pence hin; er ergriff sie gierig, machte eine graziöse Bewegung der Hand nach mir, trat in den Laden, legte die beiden Pence auf den Zahltisch und stand bewegungslos dort wie zuvor außen. Man schien ihn bereits zu kennen und gab ihm für den Geldwerth Plumpudding. Er verschwand um die nächste Straßenecke und verzehrte in einem Winkel seinen Lecherbissen. In der Zwischenzeit hatte ich mich ebenfalls in der Nähe verborgen, um von ihm ungesehen sein ferneres Thun zu beobachten. Als er wieder in der Straße erschien, sah er sich eifrig und vorsichtig nach allen Seiten hin um, und nahm, als er mich nicht entdeckte, seinen alten Platz am Fenster ganz in derselben Weise wieder ein, wie er ihn vorher okkupirt hatte.

Die Quacksalber und Straßenverkäufer repräsentiren eines der Hauptelemente für Londons Straßenszenen; allein ich werde in einem späteren Abschnitt Gelegenheit haben, sie an einem Orte zu schildern, an welchem sie in ihrer ganzen Glorie erscheinen werden, in Leather Lane nämlich, und übergehe sie deßhalb hier. Doch die Kehrer an belebten Straßenübergängen, die sogenannten «crossing-sweepers», und die kleinen Burschen der Schuhputzerbrigade in ihren Uniformen verdienen einige Worte der Erwähnung. Einem barfuß vorübergehenden Neger rief ein solcher Schuhputzjunge einst zu: «Black your boots, Sir?» (Soll ich Ihre Schuhe putzen?) Durchtriebene kleine Rangen sind diese uniformirten «shoe-blacks», die in Divisionen und Brigaden

abgetheilt, kasernirt, ernährt und gepflegt, ja auch ganz gut unterrichtet werden von dem Erlös der ganzen kleinen Bande. Um sieben Uhr früh im Sommer, um acht Uhr im Winter beginnen sie ihr Tagewerk an einem Jedem besonders angewiesenen Platze; auf einer kleinen Matte, eben groß genug, um die beiden kleinen Kniee neben einander zu fassen, kniet der «shoe-black» nieder, vor sich stellt er einen schwarzen, einen Fuß im Quadrat haltenden Kasten, auf dem eine der Form des menschlichen Fußes ähnliche Erhöhung angebracht ist. Auf diese plazirt der Kunde seinen Fuß und mit Hülfe des im Innern des Kastens aufbewahrten „Handwerkzeuges" geht die Operation des Schuhputzens vor sich. Witzige Einfälle, naseweise Fragen und Antworten sind ihre charakteristischen Kennzeichen, und die blaue wollene Blouse mit rothem, oder die rothe mit blauem Vorstoß, und die kleine Schirmmütze mit korrespondirenden Farben ihre Uniform. Auf dem linken Arme tragen sie ein Schild mit dem Wappen des Stadttheils, zu welchem ihre Brigade oder Division gehört. Munter und gesund schauen alle diese kleinen, meist vater- und mutterlosen Buben aus, und mit unverhehltem Appetit verzehren sie in der Morgenfrühe ihr frugales Frühstück, das in einem großen Stück trockenen Weißbrods besteht, knieend auf der kleinen Matte von Binsengeflecht; und ein Junge, dessen „Station" an einem belebten Kreuzungspunkt liegt, oder der sich einer guten Privatkundschaft erfreut, bringt den größten Theil des Tages in dieser jedenfalls ermüdenden Position zu.

Unter all' den verschiedenartigen Schattirungen der maskirten Straßenbettelei Londons habe ich immer für die «crossing-sweepers» die meiste Theilnahme gefühlt, denn sie arbeiten fort und haben keinen Lohn für ihre Mühe, oder doch wenigstens nur einen sehr dürftigen, kaum nennenswerthen. Die Straßen sind hier selten trocken; der viele Regen, die ungeheure Frequenz der Fuhrwerke aller Art und die selbst an regenlosen Tagen immer mit feuchten Elementen geschwängerte Atmosphäre bewirken, daß die Fahrstraße fast unausgesetzt kothig ist; und haben einige Tage der Sonnenhitze und ein temporäres Aussetzen des Regens wirklich einmal Trockenheit hervorgebracht, so ist die Bewässerungskompagnie sofort mit ihren zahlreichen Staublöschungswagen zur Hand, um den beliebten Straßenkoth ja nicht ausgehen zu lassen. Die Straßenübergänge («crossings») bieten sonach eine nicht geringe Unannehmlichkeit für Damen und Herren, die weder ein Miethfuhrwerk bezahlen wollen oder können, noch Lust haben, Schuhwerk und Kleidung zu beschmutzen. Hieraus nun entstand der Stand der Straßenübergangskehrer, und unter ihnen finden wir beide Geschlechter vertreten und jedes Alter repräsentirt. Unermüdlich und beim schlimmsten Wetter mit um so größerer Beharrlichkeit halten diese armen Menschen solche Uebergänge rein und passirbar, in ewigem Kehren und Säubern, unter steter Lebensgefahr unter die Räder eines Omnibus oder Postwagens zu gerathen oder von einem Pferde niedergerannt zu werden; oft triefend von Regen, naß bis auf die Haut, und dabei hungernd, ohne Kraft, kaum beachtet, geschweige honorirt von den Tausenden, die von ihrer Arbeit profitiren. Bei solchem Wetter ist ein Jeder so mit sich selbst und der Sorge für seinen Anzug beschäftigt, daß er den Armen, der ihm den reinlichen und bequemen Weg schafft und seinen Putz schont, zu beachten nicht Zeit hat. Ich passirte im Winter 1860—61 regelmäßig zweimal täglich einen dieser Uebergänge in Middelton Square. An jedem Sonntag Morgen gab ich dem alten Invaliden mit dem Stelzfuß, der diesen Punkt okkupirte, drei Pence (2½ Ngr.). Ich will nicht behaupten, daß ich allein ihm gab, doch ich kann mit Recht sagen: ich sah nie von irgend Jemand sonst ihm die mindeste Gabe zufließen. Einen Andern, einen Mann von mindestens sechzig Jahren, beobachtete ich zwei Stunden lang und ließ mich dann in ein Gespräch mit ihm ein. Es war drei Uhr Nachmittags und er seit acht Uhr früh auf seinem beschwerlichen Posten. In der ganzen Zeit betrug seine Einnahme vier Pence! — „Sehen Sie, Sir," sagte er, „auch unser Einem geht die Galle über. Diesen Morgen passirten zwei elegante junge Damen meinen Weg; sie waren zierlich beschuht und hell, in feine Stoffe gekleidet. Wäre meine reinlich gekehrte Passage nicht gewesen, sie hätten ihre sorgfältigen Anzüge über und über beschmutzen müssen. Ich wandte mich an sie mit stummer Bitte, die Hand hinhaltend und den Hut abnehmend. — ‚Wir haben Euch nicht geheißen, den Weg zu kehren,' entgegnete die Eine und nahm weiter keine Notiz von mir. — Lieber Herr, hätten sie nur gar nicht geantwortet, ich hätte mich begnügt; doch diese Antwort empörte mich. Ich kehrte sofort dicht hinter ihnen und wußte meinen mit flüssigem Straßenkoth wohl versehenen Besen so zu handhaben, daß die hellen Kleider eine gute Ladung davon erhielten, ohne daß deren Inhaber es bemerkten." — Obgleich nun diese Rache in den Augen meiner schönen Leserinnen als eine höchst barbarische erscheinen mag, so muß ich doch offen bekennen, daß ich sie für verdient und weniger barbarisch hielt, als die oben angeführte Antwort herzlos war.

Die arbeitslosen Arbeiter, an denen es in London nie fehlt, selbst dann nicht, wenn Mangel an Arbeitern ist, bestehen selbstverständlich aus zwei Klassen: solchen, welche Arbeit für's Leben gern hätten, doch nicht finden können, und solchen, welche der Arbeit prinzipiell aus dem Wege gehen. Es gehört ein scharfes, geübtes Auge dazu, um die Beiden von einander zu unterscheiden und den zu erkennen, der mit Widerstreben zum Straßensingen, Streichholzverkaufen und dergleichen greift, um sich und die Seinen kümmerlich durchzubringen, bis er auf's Neue Arbeit und Verdienst gefunden hat. Ich habe es nach und nach in dieser Beziehung hier zu einem gewissen Scharfblick gebracht, der mich wohl selten trügen mag, und sehe sehr wohl, daß der zerlumpte Mann mit dem Kinde auf dem Arm und einem halben Dutzend schmutziger Rangen um ihn herum arbeiten könnte, wenn er wollte, doch vorzieht, die Straßen zu durchziehen und „mit Bequemlichkeit Geld zu machen". Einen weiß ich, der sechs Tage in der Woche buckelig und gebrechlich ist und den Leuten singend seine Leidensgeschichte erzählt, welche dahin geht, daß er bei seiner Thätigkeit als Zimmermann von einem hohen Gerüst fiel und zum Krüppel ward. Sonntags jedoch ist der Mann gerade gewachsen und erfreut sich des ungeschmälerten Gebrauchs aller seiner Gliedmaßen. Er macht dabei ein glänzendes Geschäft, wofür der Umstand spricht, daß seine Frau nicht allein anständig, sondern selbst elegant gekleidet ist und ich ihn Sonntags mit seiner Familie über Land an ganz fashionablen Orten getroffen habe. Doch das englische Volk ist leichtgläubig und leicht hinter's Licht zu führen durch die Spekulanten auf öffentliche Wohlthätigkeit.

Der Spekulant.

Eine hamburger Geschichte.

Von

C. Reinhardt.

1.

Der Bierwirth aus dem Stegreif.

Heinrich Stilke war ein komischer, humoristischer Junge, der schon Vieles versucht hatte. Er konnte indeß „die Million nie voll kriegen" und kam niemals zu einem Bankkonto. — In der letzten Zeit, wo er in einem Keller an den Vorsetzen wohnte und die Welt, wie er sagte, aus der niederträchtigsten Froschperspektive betrachtete, war er weiter als je davon entfernt und wär' fast melancholisch geworden,

denn als er eines Morgens seine Stiefel anzog, fuhr er mit dem Fuß unten wieder hinaus, weil das Oberleder mit dem besten Willen die Sohle nicht mehr festhalten konnte. Stilke machte zwar die wunderlichsten Sohlenbefestigungsversuche. Der Stiefel wollte jedoch nun einmal nicht mehr,

Der kranke Stiefel.

und sein Besitzer stopfte sich resignirt eine Thonpfeife und sah zum Fenster hinaus, welches indeß in solcher Straßenhöhe lag, daß er alle Vorübergehenden nur bis zu den Knieen sehen konnte, was bei den Männern höchst langweilig, bei den Weibern jedoch desto interessanter war.

Er wartete den ganzen Tag auf den Abend und nebenbei auf einen Vorübergehenden, der eben so schlechte Stiefel habe als er. Dabei rauchte er und ging von Zeit zu Zeit in seine Küche; ein höchst unnöthiges Lokal, welches indeß mit der Küche des Nachbars durch ein kleines Fenster in Verbindung stand, was, da der Nachbar einen Bierkeller hielt, sehr bequem war, denn Stilke holte sich sein Bier stets durch dieses Fenster.

Er hatte eben einen Band von Gerstäcker's Reise um die Welt ausgelesen und ein neues Glas Bier angefangen, wobei er dicke Dampfwolken aus dem Pfeifenkopf blies und seinem Geist alle Möglichkeiten vorbeiziehen ließ, um zu einem Paar neuer Stiefel zu gelangen.

Das Einfachste wäre freilich gewesen, sich bei einem Schuster welche zu bestellen. — Ja, aber! — Die Schuster, die ihn nicht kannten, machten ihm keine, und die ihn kannten — erst recht nicht. — Er mußte sonach vor der Hand den Tag über zu Haus bleiben.

Plötzlich kam ihm ein großer Gedanke! — Seine Blicke waren zufällig auf einen blechernen Schild gerichtet, welches er vor einiger Zeit auf der Judenbörse um drei Schillinge gekauft hatte und worauf in weißem Grund mit rothen Buchstaben „Bierstube" stand. Er hatte es sofort als Kaffebrett an sich gebracht. Eigentlich brauchte er kein Kaffebrett, aber der Gedanke, den Schild einer verfehlten Bestimmung zu weihen und sich so am Schicksal für die seinige zu rächen, ließ ihn den Kauf machen.

Der Schild brachte ihn also auf den Gedanken, sofort eine Bierwirthschaft zu errichten, indem er kalkulirte: „Dein Nachbar hat oft keinen Platz für die Gäste und da er Dir das Bier zu anderthalb Schillingen gibt, während er es für zwei verkauft, so kannst Du es durch's Küchenfenster für etwaige Gäste holen, profitirst und hast noch extra Gesellschaft." Stilke zog deßhalb seine Pantoffeln an, stieg die Kellertreppe hinauf und hängte den Bierschild vor seiner Thür auf. Hierauf ging er wieder hinab, legte eine Rolle Tabak nebst einem Messer und einige Thonpfeifen auf den Tisch und setzte sich wieder in seine Ecke, um die Gäste zu erwarten.

Es vergingen ein paar Stunden und er hatte bereits wiederholt das Kapitel über die Südseeinseln gelesen, worin Gerstäcker erzählt, wie ein Matrose seinen alten, schäbigen Hut um einen guten Preis an einen Eingebornen verhandelt und die übrigen Eingebornen alle solche Hüte haben wollen, so daß Jemand mit einer Ladung alter Hüte dort glänzende Geschäfte machen würde. — Ein Kapitel, welches ihm ganz besonders gefiel, denn er schmunzelte bei dem Gedanken, die Indianer in solchen alten Schrauben zu sehen. — Da hörte er endlich Schritte auf der Treppe, es trat ein Mann in den Keller und verlangte ein „Glas Beer". Stilke sprang entzückt in die Küche und holte das Verlangte durch's Fenster. „Das Geschäft beginnt," murmelte er, „wenn achtzig Gäste kommen, habe ich einen Thaler verdient.

Der Gast hatte sich inzwischen Tabak geschnitten und eine Pfeife gestopft, welche ihm Stilke im Stillen mit „ein Schilling" anrechnete. Als er ihm das Bier hingesetzt hatte und sich eben umdrehte, war der Gast auch schon damit fertig und sagte tief athemholend: „Ah, dat Beer is famos. Noch Een." — „Macht schon zwei Schillinge Profit," addirte Stilke in der Küche, worauf er sich einige Rippenstöße gab und fortmonologirte: „Warum bist Du nich lange schon up die Idee kommen, Hinrich, Du alter Junge?"

Dem Gast mundete das Bier vortrefflich, und Stilke war zum dritten Mal am Fenster. — „Herr Gott, Nachbar," sagte der Wirth, „Du hast hüt eenen Mordsdurst." — „Et is 'n guter Freund drüben," entschuldigte sich der angehende Konkurrent und trug seinem Gast das Bier hinein. „Habt Ihr frische Austern?" fragte dieser. — „Ja wohl," schrie Stilke freudig, denn er hoffte an dem Gast seine acht Schillinge zu machen, wenn dieß so fortging. „Dann gebt mir zwee Dutzend," befahl der Gast. Der neue Wirth verschwand in der Küche und bestellte zur Verwunderung des Nachbars die Austern, welche ihm dieser, über solche Schwelgerei und die anwachsende Rechnung kopfschüttelnd, einzeln durch das Fenster herübergab, denn das gefüllte Brett wäre auf keinen Fall hindurchgegangen. „Gebt mir ein Glas Portwein dazu," befahl der Gast und Stilke sprang wiederum an's Fenster. „Wie ist dat mit der Zeche," fragte der Nachbar besorgt. — „O dat zahlt Alles mein Freund, wenn wir fertig sind," tröstete Stilke und trug den Portwein eiligst zu dem Austernesser.

Dieser verzehrte die Schleswig-Holsteiner in eben solcher Gemüthsruhe, wie dieß die Preußen und Oesterreicher thaten und sein Wirth notirte mit einem Bleistift neben Gerstäcker's Reisen: drei Bier und zwei Pfeifen macht drei Schillinge. Austern sechs und Portwein ein macht zehn Schillinge Profit. Er betrachtete den Gast wie ein lebendiges Kapital, mit dem man wuchert, und berechnete, wie viel Gäste er nöthigenfalls setzen könnte.

„Kann ick een Glas Grog hebben, aber seut un stark?" fragte der Gast. — „Ja wohl," sagte Stilke vergnügt aufspringend und in der Küche verschwindend, wo er sich vornahm, ihn mit zwei Schillingen über's Ohr zu hauen. Der Gast rückte etwas näher zum Fenster, um hinauszuschauen. Er sah die vorübergehenden Beine an und murmelte: „Wo er nur bleibt, ich habe ihm doch vorhin extra gesagt, hier in dem neuen Bierkeller. Ah, famos," fuhr er fort, „prächtige Waden. Ihr solltet da oben über Euer Fenster ein Bild oder so was hängen, damit sie stehen blieben." Stilke sah das sofort ein und wunderte sich, daß er nicht schon auf den Gedanken gekommen war. „Ah, endlich," rief der Fremde, „Chrischan! Chrischan!" schrie er ein paar Beinen zu, die zögernd vor dem Fenster stehen blieben. „Komm' nur runter. Wir sind ganz allein und hier ungenirt! —

Nicht wahr?" kehrte er sich fragend an Stilke. — „Versteht sich," bestätigte dieser. — „Na so mach keen Unsinn und kom dahl. Ick sag Dich, et is keen Mensch unten als de Wirth. — Ick kreck Dich bein Beenen dahl, wenn Du nich gliek komst." Bei diesen Worten war der Gast auf die Treppe getreten und schien oben Jemand bei den Beinen gepackt zu haben, der durchaus nicht herunter wollte. „Ick sag Di aberst, Du must rin," schrie der Gast, „die Austern sind famos — Marsch," und damit stieg er vollends hinauf, um den widerstrebenden Freund gewaltsam herunterzuholen. — „Ich würde mich nicht so lange nöthigen lassen," murmelte Stilke lachend. — „Muß 'n närrischen Kerl sein. Er hat ihn noch nicht unten." Damit ging er nach der Kellertreppe, um seinem Gast beizustehen. Dieser war jedoch weder allein, noch mit seinem schüchternen Freund zu sehen, so daß Stilke endlich zu der traurigen Ueberzeugung kam, daß er zwar ein neuer, aber auch zugleich geprellter Bierwirth war. Er stand mit einem entsetzlichen Ingrimm auf seiner Kellertreppe und schaute Straß auf und ab, gar nicht abgeneigt, mit dem ersten besten Vorübergehenden Skandal anzufangen. — Es war auch kein Spaß, so hinter's Licht geführt zu werden und zwar gleich bei Eröffnung des Geschäftes. Hätte er die Austern wenigstens selbst verzehrt! — Aber so! — Nein, es war zum Rasendwerden. Für einen Wildfremden die Zeche zu bezahlen und dafür nichts als einen alten Hut, den er zurückgelassen. — Richtig! Die alte Schraube steht ja noch unten, dachte Stilke und stieg hinab, um den Zurückgelassenen zu untersuchen. Vielleicht hat der Halunke seine Karte drin, dachte er. Auch fiel ihm der Hut des londoner Mörders Müller ein, der Ursache war, daß Müller aus Amerika zurückgeholt wurde. Er packte den unfreiwilligen Bürgen und besah ihn am Fenster. Es war ein alter Pinch, dem das Schicksal mehrfache Knille beigebracht hatte. Weder im Deckel noch im Futter war ein Anhaltspunkt zu finden, obgleich Stilke die Eingeweide seines Gefangenen auf eine kannibalische Art umkehrte. Da er keinerlei Auskunft von ihm erhalten konnte, so warf er ihn wüthend gegen die Wand, nahm ihn dann und stopfte die Austernschalen hinein, indem er ingrimmig murmelte: „Da friß, was dein Herr übrig gelassen hat!" worauf er ihn hinauf in den Winkel neben die Kellertreppe warf. Um sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, setzte er sich wieder zu Gerstäcker's Reisen, wobei ihm nach einigen Minuten abermals ein großer Gedanke kam. „Schwerenoth," sagte er, „könnte es mir mit der alten Schraube am Ende nicht auch so gehen, wie Whittington mit der Katze, so daß ich damit noch dreimal Bürgermeister von Hamburg werden kann? — Hm — wenn ich nur gleich damit auf Owaihi wär!"

Er ging schnell hinauf, schüttete die Austernschalen aus dem Falbel und trug ihn hinab, wo er ihn vor sich auf den Tisch setzte und lange sinnend ansah, ungefähr so, wie der arme Whittington seine Katze angesehen haben mag.

Er ward in seinem Sinnen durch Fußtritte auf der Treppe gestört. Es kam ein neuer Gast, anscheinend ein Seemann, welcher nach Austern fragte, da er oben die Austernschalen neben der Treppe erblickt hatte.

Stilke war in seiner Phantasie gerade damit beschäftigt, einem Häuptling den alten Hut für eine Perlenschnur von unermeßlichem Werth zu verhandeln, und wurde nun von dem Ankömmling in die Wirklichkeit zurückgerufen. Es fiel ihm ein, ob derselbe nicht etwa gar ein Kompagnon des ersten Gastes sein könnte, der dessen Geschäft fortzusetzen im Sinne hätte, deßhalb besah er ihn mißtrauisch und platzte dann mit der unziemlichen Frage heraus: „ob er auch Geld habe?" — Der Gast sah ihn grimmig an und schrie dann: „Gottverdamm! Ihr Grobian, was geht Euch das an?" — „O! dat geiht mi wohl wat an," entgegnete der Wirth. „Hier wird pränumerando bezahlt, sonst gibt es nichts." — „Ich glaube, Euch hätten sie eher in's Narrenhaus als in ein Bierhaus setzen sollen. Gliek gebt mir 'n Glas Grog", erwiederte der Gast, auf den Tisch schlagend. Stilke, der jedoch im Besitz der imaginären Perlenschnur und gar nicht geneigt war, sich Grobheiten machen zu lassen, auch einigen Zweifel hegte, ob der Nachbar noch mehr Viktualien, auf Kredit durch's Fenster verabfolgen würde, sprang aus seinem Winkel hervor, riß die Thür auf, zeigte nach Oben und rief mit ungeheurem Pathos (er war früher Schauspieler) nur das Wort „Hinaus!!!" — Der Gast schlug jedoch mit der Faust auf den Tisch, daß die Thonpfeifen umhersprangen und erklärte, daß er, wenn der verrückte Wirth nicht augenblicklich Austern bringen würde, ihn durchwalken werde. Heinrich Stilke durchwalken? — Das war leichter gesagt als gethan, und die Wirkung einer solchen Drohung bestand darin, daß Gerstäcker's Reisen dem Gast sofort an den Kopf flogen, was dieser, in Ermanglung von etwas Besserem, mit den sechs Thonpfeifen beantwortete. — „Hinaus!!!" brüllte Stilke nochmals, und als der Gast dieser freundlichen Aufforderung nicht sogleich folgte, sprang er mit einem Satze auf ihn zu und packte ihn beim Kragen, worauf sich eine Katzbalgerei entspann und sich Wirth und Gast dermaßen abmufften und herumzerrten, daß im ganzen Keller das Unterste zu Oberst gekehrt ward.

Die beiden Kämpfer mußten endlich von einander ablassen, um zu verschnaufen. Stilke erblickte die Hinterlassenschaft des vorigen Gastes am Boden und in der Hitze des Kampfes breit getreten. „Ein Glück, daß es keine Katze ist! Wenn er todt wär, brächte ich Euch um," schrie er, wonach er den Falbel mit der zärtlichsten Sorgfalt in seine alte Form zurückbog und mit dem Aermel glättete. Der Gast sah ihm mit Verwunderung zu und brach endlich in ein Gelächter aus. — „Wenn Ihr nicht den Knall habt," sprach er, „so seid Ihr der komischste Wirth, den ich mein Lebtage gesehen habe. Bedient Ihr denn alle Eure Gäste so? Stilke war ein guter Kerl und es that ihm schon leid, daß er so grob gegen seinen Gast gewesen war. Er entgegnete deßhalb: „Nichts für ungut, mein Junge. Ich hatte erst zwei Gäste. Der erste hat drei Gläser Bier, ein Portwein und ein Grog nebst zwei Dutzend Austern hinuntergeschluckt und sich dann fortgeschlichen, ohne zu zahlen, indem er nur diesen Pinch zum Pfand da ließ, während ich die ganze Zeche meinem Nachbar schuldig bin. Ich kann Euch deßhalb mit dem besten Willen nichts vorsetzen, als die Faustkaltschale, welche Ihr soeben genossen habt. Wenn Ihr noch eine Portion haben wollt, so dürft Ihr nur bestellen," schloß er mit einer Verbeugung. — „Danke," sagte der Andere lachend, daß ihm der Bauch wackelte. „Habt Ihr gar nichts Anderes?" — „Leider nein," sagte Stilke niedergeschlagen. „Sogar die Pfeifen sind jetzt hin." Hierauf erzählte er dem Gast treuherzig die Entstehung und den Fortgang seiner Gastwirthschaft, worüber diesem die Thränen vom Lachen über die Backen liefen. „Ihr seid wirklich der verdammteste Gastwirth, den ich gesehen habe und ich bin ein gut Stück in der Welt herumgekommen, denn ich bin Kapitän," sagte der Gast. — „Ihr seid Kaptän?" fragte Stilke gespannt. „Waret Ihr vielleicht einmal kürzlich in Owaihi und könnt Ihr mir sagen, ob mit Hüten dort noch ein Geschäft zu machen ist?" — „Ich war voriges Jahr da," sprach der Kapitän, „kann Euch aber darüber keine Auskunft geben. Ein früherer Kamerad von mir hat jedoch dort mit einem Hut sein Glück gemacht und lebt jetzt hier von seinem Gelde. Er ist jeden Vormittag bei Kiel draußen in St. Pauli. Da hier bei Euch nun nichts zu kriegen ist als Püffe, so lade ich Euch ein, mit hinauszugehen. Ihr könnt mit ihm über das Hutgeschäft sprechen. — Wenn Ihr übrigens etwas nach Owaihi hinschicken wollt, so ist die beste Gelegenheit da, denn mein Bruder segelt in vier Wochen hin." — „Wird wohl nicht gehen," sagte Stilke kopfschüttelnd. — „Nun, so kommt mit," drängte der Kapitän. Stilke hatte erst die Absicht, ein wichtiges Geschäft vorzuschützen. Er ließ die Lüge jedoch sein und legte mit dem komischsten Gesicht von der Welt nun seinen sohlenlosen

Stiefel auf den Tiſch. Der Kapitän ſah ihn fragend an, dann nochmals den Stiefel, ergriff kopfſchüttelnd ſeinen Hut und verſchwand, ohne weiter ein Wort zu ſagen.

Der einſame geprellte und geknuffte Bierwirth ſah ihm traurig nach. „Ja, ja," ſprach er, „zeigt nur den Leuten, daß Ihr ein armer Teufel ſeid und ſie kehren Euch ſofort den Rücken. Damit ich aber nicht noch wegen meiner, als Bierwirth geſammelten Reichthümer zu guter Letzt von einem Spitzbuben gar umgebracht werde, will ich die Gaſtwirthſchaft ſchließen."

Damit ſtieg er die Kellertreppe hinauf, nahm den Schild ab und trug es mit den Worten an ſeinen alten Platz: „Das war der Anfang und das Ende von Heinrich Stilke's Bierſtube."

(Fortſetzung folgt S. 474.)

Der Held des ſpaniſchen Volkslieds.

Von K. Deutſch.

(Schluß.)

Fanatiſche Mauren hatten nämlich die Seele von Ali Maimon mit Argwohn gegen Alphons erfüllt; er verkehre in verdächtiger Weiſe mit den einflußreicheren Bewohnern der Stadt, und ſeine Spaziergänge auf den Feſtungswerken derſelben, wo man ihn oft ſehe, hätten keinen andern Zweck, als deren ſchwache Stellen zu erſpähen, um dann mit einer chriſtlichen Heeresmacht ſich der Stadt zu bemächtigen. Ali Maimon ließ gegenüber ſeinem Gaſt kein Wort des Argwohns laut werden. Als er aber eines Tages denſelben in dem Schloßgarten eingeſchlafen antraf, ergriff er in plötzlicher Wuth ſeinen Säbel, um ihn zu tödten. Aber glücklicherweiſe befand ſich in dieſem Augenblicke gerade ſeine Nichte Zaide in dem Garten; ſie ſprang auf den Onkel zu, der im Begriffe war zum Todesſtreiche auszuholen, und beſchwur ihn bei den Pflichten der Gaſtfreundſchaft, eher ſie wie den Gaſt zu tödten. Ali Maimon ſtand beſchämt von ſeinem Vorhaben ab.

König Sancho gelüſtete es, auch die Veſte Zamora ſein zu nennen, er führte ein Heer vor dieſelbe; Cid weigerte ſich der Theilnahme an dieſer neuen unrechtmäßigen Fehde, um nicht eidbrüchig zu werden wie ſein Lehensherr; die Phantaſie des Romanzendichters ließ ihm unter den Mauern der belagerten Stadt als Warner den alten König Don Fernando erſcheinen, der aus ſeinem Grabe emporſtieg. Cid warnte auch den König Sancho, der bald darauf, ohne die Stadt bezwungen zu haben, durch den Verräther Bellido Dolfos hinterrücks mit einem Dolche getödtet ward.

Jetzt kam der flüchtige Alphons, heimlich von Ali Maimon entwichen, nach Burgos zurück, um die Regierung des Landes anzutreten. Cid hatte Urſache zu glauben, daß dieſer Fürſt ſeine Hand bei der Ermordung Sancho's im Spiel gehabt habe; er veranſtaltete daher bei der Verſammlung der Ritterſchaft, daß Alphons, bevor er die Regierung antrete, ſich durch einen Eid von jenem ſchwarzen Verdachte reinige.

Alphons ſtutzte, erklärte ſich jedoch zur Eidleiſtung bereit. „Wer wird mir den Eid abnehmen?" fragte er. — „Ich, Herr!" antwortete der Cid.

Der neue Herrſcher maß ihn mit durchbohrenden Blicken des Haſſes. „Habt Ihr auch daran gedacht, daß ich morgen Euer Herr bin?" ſprach er drohend. — „Dazu wird es Zeit ſein, wenn Ihr's ſeid," verſetzte der Cid ſtolz.

Tief wurmte den König die knechtiſche Art, in welcher er den furchtbarſten aller Eide ablegen mußte. Angeſichts der verſammelten Reichsritter, die ihre Schwerter entblößt hielten, mußte er vor dem Altar der Gadea niederknieen, die Hand auf ein Evangelienbuch, ein Eiſenſchloß und eine Leimruthe legen und mit entblößtem Haupte ſchwören: „Vom niedrigſten Menſchen möge ich feig ermordet werden, wie Don Sancho vom Bellido, mein Gedächtniß ſei entehrt, aus der Bruſt geriſſen werde mir das Herz und ich ſei verdammt, es zu verſchlucken, wenn ich nicht die Wahrheit ſage, daß ich am Morde meines Bruders weder durch Wollen noch durch Rath oder Wiſſen den geringſten Theil habe."

Dreimal mußte Alphons auf des Cid Verlangen dieſen Schwur ausſprechen, dreimal „Amen!" ſagen. Unverwandt, mit furchtbarem Zornesblicke ſah Alphons den Cid an, als er gezwungen dieſen Eid ablegte. In demſelben Athem gelobte er, ſich für die ihm angethane Schmach zu rächen. Er hielt Wort. Schon am Tage darauf bannte er den Cid auf ein Jahr aus ſeinem Reiche.

Mit ruhigem Stolze erwiederte Rodrigo, daß er ſich vier Jahre ſelbſt verbanne, und ohne ſich in höfiſcher Weiſe mit dem Handkuſſe zu verabſchieden, verließ er mit ungebeugtem Nacken die Halle des Königsſchloſſes. Seine dreihundert Krieger mit ſcharfen Lanzen und Wolfsrachen auf den Schildern zogen mit ihm. Donna Uraka, des Königs Schweſter, die noch immer den Cid liebte, bewirkte ſeine Zurückberufung; als aber ſein „fürchterlicher Geradſinn" dem König unbequem ward, als er ſich nicht dazu verſtehen wollte, auf den Knieen vor Alphons zu bleiben, wie Stolzen gleich ihm gezieme, und ſein Haupt zu entblößen, wenn er mit dem König ſpreche, auch ſich nicht zu ungerechten Kämpfen gleich einem Lanzknechte treiben ließ, da verbannte Alphons ihn zum zweiten Male und zog ſeine Güter ein. Zugleich verbot er ihm, auf ſeine Vorwürfe und Beſchuldigungen zu antworten.

„Antworten muß ich Euch, König," ſagte Cid. „Ich kenne nur Einen, der mir zu antworten verbieten könnte, dieſer Eine iſt Gott! Durch unzeitiges Schweigen, König, geht die Unſchuld zu Grunde. Hätten Worte Macht, die Ehre zu zerſtören, dann wäre es beſſer geweſen, Ihr hättet den Dolch auf mich gezückt, als ſo zu reden, wie Ihr ſpracht. Aber nur das Geſetz entehrt, nicht der König. Ihr könnt mich ſo wenig entehren, König, wie der ſchlechteſte Mann. Ich ſollte auf den Knieen vor Euch liegen, wie ein Sklave? Nein, König, ich bedarf Eurer nicht. Nur Eines Arms bedarf ich, und das iſt der meinige. Ihr macht mir zum Vorwurf, daß die Mauren, des Landes Feinde, mich achten ... freut Euch deſſen vielmehr, denn wenn dieſe den Eid nicht mehr ehren, fürchten ſie Euch ſchwerlich noch. Von nun an, König, will ich erwerben, nicht bloß opfern, wie ich bisher gethan. Nicht weil Ihr's befehlt, ſondern weil ich beleidigt bin, entferne ich mich frei. Ehrlos iſt, wer vom König ſolche Reden duldet, wie Ihr ſpracht!"

Damit ging er, aber Weib und Kinder lagen ihm am Herzen und er hatte all' ſein Gut undankbaren Herren geopfert. In der Noth füllte er zwei Kiſten ſchwer mit Sand, ließ zwei Juden kommen und lieh auf die Kiſten, als ob ſie mit ſeinem Silberzeug gefüllt wären, zweitauſend Goldſtücke. „Herzhaft that er's, voll Vertrauen auf ſein Glück."

Dann zog er mit ſeinen dreihundert Mann zur Kirche und ließ ſeine Fahne weihen zum Kampfe gegen die Mauren. Freudig ſtolz hob er das entrollte Banner. „Hier, Krieger!" rief er, „in der Wohnung des heiligen Friedens blaſe ich in die Lüfte das Gedächtniß der Schmach, die der König mir angethan. Jegliches Gefühl der Rache gebe ich den Winden preis. Einzig für Kaſtilien und die Chriſtenheit trage ich meine Waffen. Auf, nach Valencia! Sieg oder Sterben, das ſei unſer Loos. Wer auf mehr als Ehre hofft, der verlaſſe meine Fahne!" — Keiner verließ ſie.

Noch galt es ein ſchweres Werk vor dem Abzuge — ſcheiden von Ximene und ſeinen beiden kleinen Töchtern. „Warum weinſt Du, Ximene? Iſt unſere Liebe ſo ſchwach, daß ſie nicht einige Abweſenheit ertragen kann? Muth ſei euer Erbtheil, als Angehörige eines Kriegers. Wende Deine Tage wohl an mit den Töchtern, nähend, ſtrickend, ſingend. Zu Vergnügungen laſſe ich euch die Sorge für die Heerden,

In der Nähe, ist bei Sievern. Die Leh- weiden, Kreis Bremervörde, ist auf der Karte nicht zu finden.

In Brake, nahmen Kirche, Schule und Rathaus Schaden durch Feuer.

Kirche, Pastorat, Schule u. a. Häuser. Also bei Sievern, nicht, wie es Meyer in Geschichte, Geographie und Statistik des Herzogthums Bremen, 1855, S. 1, 2 angiebt, bei Lehe.

Aus der Schedelschen Weltchronik. Nürnberg 1493. (Kleine Ausgabe.)

Auf Blatt 169 ist noch eine Abbildung, in der Mitte ein Bild der Welt, oben Gott mit Engeln, unten Teufel und Verdammte.

Blatt 170 ist noch eine Abbildung, in der Mitte Christus, oben Maria und Johannes, unten Engel mit Posaunen, Tote und Teufel.

Blatt 171 ist noch eine Abbildung, in der Mitte Christus, oben Maria und Johannes, unten Engel mit Posaunen, Tote und Teufel.

Der Mohrenfürſt Miramamocin, genannt „der Große“, nahte mit fünfzigtauſend Reitern und eben ſo viel Fußvolk — der Cid ſandte zweihundert Eiſenmänner vor die Stadt und dieſe verjagten die ganze ungeheure Armee.

Nie verlor der Cid einmal gemachte Eroberungen. Glänzend, ſtark, ſtolz wie er gelebt, war er beim Nahen des Todes, den düſtere Vorahnungen in phantaſtiſchen Bildern ihm ankündigten; der Maurenkönig Bukar umgränzte mit ſeinen Schaaren Valencia, als Cid im Sterben lag. Er ordnete an, daß er todt auf ſein treues Roß Babieça geſetzt und mit der Tizonada umgürtet werden ſolle. Während Alvar Fannez die chriſtlichen Ritter gegen die Mauren führte,

Der Cid: Schwur König Alphons VI. (S. 471.)

mußte ein tapferes Häuflein unbemerkt den todten Helden heimlich hinwegführen, damit er in San Pedro de Cordonna begraben werde. Immer zahlreicher ward durch zuſtrömende Edle der ſeltſame Leichenzug. Zwei Könige, Sancho von Arragonien, Cid's Schwiegerſohn, und Alphons von Kaſtilien erwieſen ihm in Cordonna die letzte Ehre. Auf einem prachtvollen Stuhle ſitzend, neben dem Altar, in voller Rüſtung, ward er in ſeiner Gruft verſchloſſen. Durch ganz Spanien erklangen Ruhmesgeſänge dem unvergleichlichen Cid Campeador, die ganze ziviliſirte Welt zollte ihm den Tribut der Bewunderung.

Der Spekulant.

Eine hamburger Geschichte von C. Reinhardt.

2.

Claasen's Huthandel.

Stille hatte sich wieder in seine Ecke gesetzt und sah träumerisch den Hut an, der bei ihm jetzt ganz und gar Whittington's Katze vertrat. Er hörte zwei Männer die Treppe herunterkommen, worüber er sich einigermaßen wunderte, denn da der Schild abgenommen war, so stieg die Vermuthung in ihm auf, daß es nur Gläubiger sein könnten. Neugierig blickte er nach der Thüre, um zu sehen, wer die Unermüdlichen wären, die umsonst in die Eingewaide der Erde hinabstiegen. Denn Stille's Gläubiger hatten schon längst diese erfolglosen unterirdischen Expeditionen aufgegeben.

Zu seiner Verwunderung trat der Kapitän in das Zimmer, dem ein Mann mit einem Paket folgte, das er sofort aufzuknüpfen begann und aus dem mehrere Paar Stiefel hervorkamen.

„So, mien Jung!" sagte der Kapitän, „nun treck mal Stiebeln an, damit wi in Fahrt kommen." Stille war gerührt und bückte sich, mehr um seine Rührung zu verbergen, als um unter den Stiefel herumzusuchen. Nachdem er ein Paar passende gefunden, bezahlte der Kapitän, und Stille drückte ihm stillschweigend die Hand, worauf Beide ihren Weg nach St. Pauli antraten.

Bei Kiel in St. Pauli war das gewöhnliche Gedränge von Gästen, welche theils im „Vorbeigahn", theils als Hauptbeschäftigung Einen auf die Lampe gossen. Es waren schon unzählige Kümmel getrunken und ganze Berge von „Rundstücken" (Semmeln) vertilgt, als Stille mit dem Kapitän ankam.

Man erzählt, daß bei Kiel zwei Männer von Fünf bis spät in der Nacht beschäftigt sind, Rundstücke, nebst Schinken, Rauchfleisch, Käse und Mettwurst zu schneiden, während zwei andere die Semmeln mit Butter bestreichen und das Fleisch darauf legen, bis sie Abends halb todt umfallen. Wenn man bei Kiel eintritt, erstaunt man eben so wohl über die drei Fuß hohen Berge von belegten Semmeln als über deren Verschwinden, denn sie schmelzen wie Märzschnee an der Sonne. Besonders jene Herren mit den Wachstuchmützen, welche man sofort als Wasserleute erkennt, scheinen, was ihre Fassungskraft an Kümmel und Rundstücken betrifft, nur ein einziges Eingewaide, den Magen, zu haben. Auch machen fünfzehn bis zwanzig Kümmel keinen besonderen Eindruck auf sie, weßhalb sie auch wohl einen Kümmel „einen Lütchen" (Kleinen) nennen. Von diesen Amphibien ist stets die Thür und Vorhalle besetzt, während die inneren Räume, von bläulichem Tabaksnebel erfüllt, jene Gäste beherbergen, die gewöhnt sind, ihr Gläschen in Ruhe zu trinken und nicht mit einem Ruck hinunter zu „stoßen". Hier hatte jeden Vormittag Herr Claasen, Schiffsprovianthändler und früherer Seemann, seinen Stammplatz und präparirte seinen Magen durch Kööm (Kümmel) und diverse Rundstücke für das Mittagsmahl. Herr Claasen war erst beim zweiten Gläschen, als der Kapitän mit Stille ankam und sich zu ihm setzte. „Tag mien Jung," sagte er. „Da bring' ich Dir Einen, der sich nach dem Huthandel in Owaihi erkundigen will. Du kannst ihm ja wohl am besten davon erzählen?" — „Na, ob!" entgegnete Claasen lachend. „Was den Huthandel betrifft, den verstehe ich, wie kein Anderer. Wenn Ihr mit Hüten handelt," wandte er sich an Stille, „so sagt mir doch, ob Ihr schon eine Schraube*) um hunderttausend Mark verkauft habt?" — Stille riß erstaunt die Augen auf. „Hunderttausend Mark?" fragte er ungläubig. „Spaß??" — „Ich sage Euch, daß ich eine Schraube für hunderttausend Mark verkauft habe, die ich hier in St. Pauli mit fünf Mark bezahlte, die mir dreimal in's Wasser gefallen, mit der ich wenigstens zehnmal hinausgeworfen und durchgeprügelt und die mir ein Stücker zwanzigmal angetrieben worden war." — „Muß fein gewesen sein," sagte Stille schmunzelnd, als er sich den Hut nach diesem Kursus dachte. — „Pickfein! Mehr Tabaksbeutel als Hut." — „Hm," fuhr Claasen greinend fort, „hatte allerdings einige Knille und hielt sich nicht mehr ganz so steif wie in seiner Jugend. Hatte ihn jedoch erst vier Wochen zuvor mit schwarzer Oelfarbe angemalt, weil er wie unser kupferner Kambüsenkessel aussah und ich mich in San Franzisco fein machen wollte. Früher hatte ich ihn immer mit Stiefelwichse gewichst, was sich zwar sehr gut machte, wobei mir jedoch, wenn es regnete, die schwarze Brühe am Gesicht herunterlief. Uebrigens hatte ich eine Art Krinoline von spanischem Rohr drin angebracht, die ihn steif hielt und auf dem Deckel war inwendig das hamburger Wappen. — Was könnt Ihr von einem Hut mehr verlangen?" — „'S ist wirklich alles Mögliche", sagte Stille, „aber ich gäb doch noch keine hunderttausend Mark dafür. Wollt Ihr mir nicht sagen, wo der Mann wohnt, der ihn gekauft hat? Vielleicht braucht er einen neuen?" — „Könnte schon sein," meinte Claasen überlegend. „Ist einige zwanzig Jahre her. — Glaube kaum, daß er ihn noch Sonntags aufsetzen kann. Ich will Euch übrigens die Adresse geben. Ihr könnt ihm mal einen neuen Pinch hintragen. Der Mann heißt Honugucola und ist eine Art Bürgermeister in Owaihi, gleich links, wenn Ihr hineinkommt, zwischen den zwei kleinsten Bergen. Ihr dürft ihn nur von mir grüßen." — Claasen und der Kapitän lachten. Stille sah jedoch träumerisch in sein Kümmelglas und fragte: „Wohnt er Parterre oder im ersten Stock?" — „Wie ich fortging, wohnte er drei Treppen hoch auf einem Palmbaum, weil sein Schwager mehrmals versucht hatte, ihm des Nachts den kostbaren Hut zu stehlen, was ihm sehr unangenehm war, da er sonst keine Kleidungsstücke besaß. Der böse Schwager hatte nichts Geringeres im Sinn, als sich eine Weste aus der Schraube machen zu lassen, und nur die Krempe als Hut oder Halsband zu benützen." — „Er kannte wahrscheinlich den Werth der Sache nicht," bemerkte Stille. „Aber," fuhr er fort, „sagt mir, wie machtet Ihr es, daß Ihr diesen Honukukan, oder wie er hieß, so über's Ohr hautet, daß er Euch hunderttausend Mark für den alten Felbel gab?" — „Ei was, ich habe ihn nicht über's Ohr gehauen," sagte Claasen lachend. „Er bot mir gleich so viel und da wär' ich doch ein Narr gewesen, wenn ich nicht zugegriffen hätte. Wir hatten nämlich unsern Besanmast verloren und sonst noch höllische Havarie erlitten, so daß wir bei Owaihi an die fünf Wochen lagen und unser Schiff besserten. Nun hatte mir der Wind kurz vorher beim Reffen meinen Strohhut fortgeweht und bei dem Sturm, der uns so mitspielte, erwischte mich gerade eine See, wie ich in die Wanten jupen wollte. Ich hielt mich nun zwar mit allen Vieren fest, aber meine Mütze war mit seewärts und ich war froh, daß ich nicht mit ihr war. Jetzt blieb mir nichts Anderes übrig, als die Schraube aus meiner Kiste zu holen und aufzusetzen, weil die Sonne höllisch brannte. Das war mir unangenehm, weil ich noch meinen Staat am Lande damit machen wollte, und dann wurde ich wegen dieser verdammten Schraube so verhöhnt, daß ich mehrmals im Begriff war, sie über Bord zu werfen.

„In Owaihi ging ich nun eines Tages in die Berge, um mir Stöcke zu schneiden, woraus ich mir Vogelbauer machen wollte; denn ich dachte, aus Afrika, wohin wir auf der Rückreise kamen, einige Papageien nach Hamburg mitzunehmen. Dort traf ich einen Insulaner vor seiner Hütte, der mich mit einigen Früchten traktirte, während ich ihn einen tüchtigen Schluck Rum aus meiner Feldflasche thun ließ. Dieser Insulaner hatte nun schon gleich vom Anfang sein Augenmerk auf meinen Hut gerichtet. Als ich ihn

*) Seemannsausdruck für Hut.

jedoch abnahm, um mir den Schweiß von der Stirn zu trocknen und er das hamburger Wappen und das Rohrgestell darin erblickte, riß er vor Verwunderung die Augen weit auf und führte eine Art Tanz um den Hut aus, wobei er einen Gesang oder eine Rede an ihn richtete. Er gab mir zu verstehen, daß er mir den Felbel abhandeln wolle und holte zu dem Zweck Alles aus seiner Hütte, was nicht niet- und nagelfest war. Das war freilich nicht viel. Einige Spieße, Bogen und Pfeile, Kalabassen und Matten. Ich hatte allerdings Lust, ihm die Schraube gegen Einiges von dem Kram zu geben, ließ es aber nicht merken, sondern stellte mich unlustig zum Handel. Da hielt er mir wieder eine Rede und verschwand in der Hütte, aus der er mit seiner Frau wiederkam, welche er mir nun für den Hut anbot. ‚Hol di jo ni up,' sagte ich aber da. ‚Das wäre ein schöner Handel! Eine alte Zange für eine alte Schraube. Nee mien Jung.' An der Frau bemerkte ich jedoch ein Halsband von Perlen, die ich in Hamburg vielleicht als Kuriosität los zu werden dachte, denn ich verstand nichts davon. Ich machte dem Insulaner deßhalb begreiflich, daß ich ihm den Hut für das Perlenhalsband und eine Matte geben wolle, aus der ich mir einen Strohhut zu machen beabsichtigte. Der Indianer machte bei diesem Vorschlag vor Freuden einige Bocksprünge und zog seiner Alten ohne Weiteres das Halsband über die Ohren; darauf lief er in die Hütte, holte eine Art Flaschenkürbis heraus, in dem etwas klapperte und gab ihn mir gewissermaßen zu. Ich übergab ihm nun mit einigen feierlichen, eigens zu diesem Zweck erfundenen Ceremonieen den Hut und der Handel war fertig. Ich hatte alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, als der Indianer die Schraube auf den Kopf setzte und damit vor seiner Alten hin und her ging, die vor Bewunderung ganz weg war. Der Hut war ihm viel zu groß und wär' ihm über die Nase gerutscht, wenn dieß nicht ein Paar ungeheure Ohren verhindert hätten.

„Ich machte mir jetzt den Spaß, zu thun, als gereue mich mein Handel. Kaum merkte dieß jedoch der Insulaner, so nahm er die Beine auf die Achseln und verschwand sammt der Schraube mit Marssegelwind im Gebüsch. Ich ging an Bord zurück und schloß mein Perlenhalsband und den Kürbis, in dem sich gleichfalls eine Menge Perlen befanden, in meine Kiste, worauf ich mir aus der Matte zwei Hüte zusammenflickte. Ich wußte, wie gesagt, eben so wenig als der Insulaner, was die Perlen werth waren und hatte dieselben bei meiner Ankunft in Hamburg ganz vergessen. Es kam jedoch ein Händler an Bord, der uns Muscheln und Vögel abkaufte. Ich verhandelte sechs Papageien und mehrere Muscheln und Korallen an ihn, wobei auch das Perlenhalsband zum Vorschein kam. Er fuhr wie ein Habicht darauf und bot mir fünfzig Thaler dafür. Dadurch ward ich stutzig. Er wollte das Ding jedoch gar nicht wieder loslassen und bot hundert, zweihundert, fünfhundert Thaler. ‚Teuf' mien Jung,' sagte ich und klappte meine Kiste zu, ‚gibst Du so viel, so ist es noch mehr werth.' Ich gehe also mit meinem Halsband und dem Kürbis voll Perlen zu dem Juwelier, der damals, vor dem Brande, an der Ecke vom Jungfernstieg war, und zeige ihm den Kram, wobei ich ihm sage, er soll mir das Zeug abkaufen. Der ganze Laden läuft zusammen und guckt die Perlen an. Der Juwelier läßt noch ein paar Juden holen und nun geht es an ein Besehen und Wiegen, was an die drei Stunden dauert. Dann gehen die Herren in ein Kabinet voraus, bis endlich der Juwelier kommt und mich fragt, was ich für Alles haben wolle. Ich drücke ein Auge zu und blinzle ihn mit dem anderen an, indem ich sage: ‚Thut einmal ein Gebot, dann wollen wir sehen.' Der Juwelier legt den Finger an die Nase und besinnt sich etwa noch eine halbe Minute, wobei er mich mehrere Mal anguckte, dann sagte er: ‚Ich gebe Euch vierzigtausend Thaler preußisch, das ist hunderttausend Thaler Courant.' — Einen Augenblick schwindelte es mir, dann mußte ich laut lachen, denn der alte Hut fiel mir ein. Der Juwelier sah mich betroffen an. Ich sagte jedoch ganz ruhig: ‚Die Perlen sind viel mehr werth!' — ‚Die Perlen sind allerdings mehr werth,' sagte der Juwelier. ‚Wenn ich jedoch etwas daran verdienen soll, kann ich nicht mehr geben.'

„Ich hatte immer Talent zum Handeln und guckte mich deßhalb unschlüssig um, denn ich dachte noch etwas herauszupressen. Mein Blick fiel auf einen Kasten mit goldenen Uhren und Ketten. — ‚Wollt Ihr jedem von unserem Schiff eine solche Uhr und Kette zugeben, so will ich Euch die Perlen für den Preis lassen, obgleich ich dumm handle,' sagte ich. Der Juwelier wollte nun zwar thun, als könne er nicht darauf eingehen, als ich jedoch nach meinem Kram griff, griff er auch zu und schrie: ‚Abgemacht, bleibt gleich hier und laßt Euren Kapitän und Steuermann holen, diese müssen ohnedieß bezeugen, daß die Perlen Euer rechtmäßiges Eigenthum sind, dann sollt Ihr das Geld haben und morgen kommt mit der Mannschaft und sucht Euch Uhren aus.'"

Der Kapitän zog seine goldene Uhr heraus und zeigte sie Stilke. „Da seht die, welche ich mir damals aussuchte," sprach er. „Claasen war ein guter Kamerad und hatte uns tüchtig traktirt. Ehe wir wieder in See gingen, hatte er auch schon ein Haus gekauft und sein jetziges Geschäft eingerichtet. Ich wundere mich, daß er kein Hutmacher geworden ist." — „Ich war zu gute Preise gewöhnt, die man hier nicht zahlt," sagte Claasen. „Doch nun Adjes, Kinners, — also gleich links, wenn Ihr nach Owaihi kommt, drei Treppen hoch auf dem Palmbaum," rief er lachend Stilke zu und ging. Stilke sah gespannt in sein Glas und wandte sich dann an den Kapitän, um ihn zu fragen, ob er nicht geneigt sei, einen Besuch bei seinem Bruder zu machen und ihn vorzustellen. — „Wir werden uns bei ihm zum Essen einladen," sagte dieser, „denn ich sehe schon, Ihr habt Lust, mit Eurem alten Hut nach Owaihi zu fahren." — „Man kann wenigstens einmal fragen, was es kost'," meinte Stilke. — „Wer weiß, ob ich nicht eine Expedition unternehme, wenn ich Moneten kriege. Wollt Ihr denn Eure Schraube nicht vorher anstreichen lassen?" fragte der Kapitän lachend. „Doch nun allons, nach dem Hafen." Beide machten sich nach dem Hafen auf den Weg, nahmen einen Jollenführer und ließen sich an Bord des „Hermann" setzen, den der Bruder des Kapitäns befehligte. Dieser war sogleich damit einverstanden, daß die Besucher zum Mittagessen da bleiben sollten und prügelte den Schiffsjungen sofort etwas durch, weil dann das Essen besser sein würde, wie er behauptete. „Mein Freund Stilke," stellte der Kapitän unsern Abenteurer seinem Bruder vor. — „Mein Bruder Kapitän Groth," sagte er dann zu Stilke gewandt. Kapitän Groth holte Cigarren und Portwein, damit sich seine Gäste die Zeit bis zum Essen vertreiben könnten. Stilke erkundigte sich indeß nach der Fahrt und nach dem Passagepreis bis Owaihi. Der Kapitän sprach von zweihundert Thalern, was Stilke einen großen Seufzer entlockte. Das Mittagessen war indessen durch seinen Humor so lustig, daß der Kapitän erklärte, er würde ihn um achtzig Thaler mitnehmen, wenn er die Reise machen wollte.

Nach Tisch gingen alle Drei an das Land, wo Stilke solchen „Ulk" machte, daß sich die beiden Kapitäns halb todt lachten, endlich aber so viel an Bord nahmen, daß sie vor Topp und Takel trieben und nur mit Mühe Stilke's Hafen, d. h. seinen Keller fanden, wohin sie ihn in's Schlepptau nahmen und vor Anker brachten, ehe sie selbst an Bord gingen, wo sie auch glücklich, von zwei riesenmäßigen Schutzengeln geleitet, ankamen, ohne in's Wasser zu fallen.

Stilke träumte indeß von Palmen, die alte Hüte aufhatten, von alten Felbeln, mit Perlen besetzt, und von Indianern in schwarzen Fracks und weiter nichts, die jammernd nach Hüten herumliefen und keine kriegen konnten, bis Stilke's alter Hut unter ihnen erschien und als Gottheit angebetet wurde, während Stilke als Oberpriester im Hut wohnte und Opfer von gebratenen Schweinen und allerlei guten Bissen und Getränken erhielt, bis er plötzlich diese

gute Stellung aufgeben mußte, weil er Bürgermeister von Hamburg geworden war, was ihm eine Deputation von drei rothen Thürmen kund machte, die stürmisch an den Hut pochte.

Stilke erwachte und hörte das Pochen an seiner Thür.

Ein kostbarer Hut. (S. 475.)

Er öffnete und fand den Briefträger, der ihm einen schwarz gesiegelten Brief übergab und schnell davonging. „Das wird doch nicht die Ernennung zum Bürgermeister sein," murmelte er, das Siegel betrachtend.

Er erbrach den Brief und las mit Erstaunen: „Wir müssen es leider gestehen, mit heimlicher Freude, daß seine alte böse Tante in Eimsbüttel ohne Testament verstorben sei und ihm als nächsten Erben die Erbschaft von einem Haus nebst Garten und tausend Mark baar zufalle, welches letztere er sogleich erheben könne."

„Hurra! Die alte Tante soll leben!" schrie Stilke, ganz vergessend, daß dieser Wunsch weder vortheilhaft noch möglich war. Hierauf rannte er in die Küche und rief durch das Fenster den Nachbarwirth, dem er den Brief hinüberstekte und ihn um eine Tasse Bouillon bat.

„Ich gratulire," rief der Nachbar herüber. „Ihr habt wohl schon gestern das Testament gefeiert, und Euren Freund darüber so vergessen, daß Ihr ihm den Hut mit dem Portemonnaie eingeschlossen habt, wie er Cigarren holte." — „Was?" schrie Stilke entsetzt. — „Ja, ja," rief der Wirth zurück, „er hat zwei Stunden bei mir gesessen und auf Euch gelauert. Er hat drei Dutzend Austern gegessen und vier Glas Grog getrunken, was Ihr mir von seinem Gelde bezahlen sollt, wenn er noch nicht gekommen ist." — „Ich hoffe, daß den Halunken der Teufel im bloßen Kopf geholt hat," murmelte Stilke grimmig, und nahm sein Schreiben und die Tasse Bouillon herüber, während er dem Wirth hinüberzukommen versprach.

Vor allen Dingen zog er sich an und lief zu dem Advokaten, um die Erbschaftsangelegenheit zu ordnen. Es war richtig. Er konnte das baare Geld in einigen Tagen bekommen, die liegenden Gründe jedoch erst in einigen Monaten in Besitz nehmen. Er unterschrieb und ließ sich die nöthigen Papiere geben, worauf er nach dem Hafen lief, um dem Kapitän Groth seinen Entschluß zur Mitreise anzuzeigen, denn er dachte jetzt alles Ernstes daran, die Insulaner mit alten Hüten zu versorgen.

3.

Stilke spekulirt.

Daß sich Stilke einige fidele Tage gemacht hatte, konnte ihm gewiß Niemand verdenken, nachdem es ihm so lange schlecht gegangen war.

Vor allen Dingen hatte er seine Tante feierlichst zur Erde bestattet, wozu die beiden Kapitäns nebst ihrer sämmtlichen Mannschaft, welcher Stilke ein „nasses" Begräbniß versprochen, erschienen, so daß es das Ansehen hatte, als würde wenigstens ein Admiral begraben. Stilke selbst, am Hut einen drei Ellen langen Trauerflor und mit schwarzen Vatermördern, ging als Hauptleidtragender zwischen den Kapitäns und ward von Zeit zu Zeit von seinem Schmerz so ergriffen, daß ihn seine Begleiter unterstützen mußten, damit er nicht zu Boden sank. Am Grabe hielt er eine Leichenrede, worin er der Verstorbenen Tugenden beilegte, worüber die Zuhörer staunten und die nächsten Nachbarn die Köpfe schüttelten. Außerdem hatte die Rede die Wirkung, daß die Zuhörer, bald bis zu Thränen gerührt, im nächsten Augenblicke die größte Mühe hatten, das Lachen zu verbeißen. Am Schlusse der Feierlichkeit versenkte Stilke seinen Trauerflor mit in das Grab und die Gesellschaft brach auf, um ein Wirthshaus zu suchen, wo sie sich von der schmerzlichen Erregung erholen konnte.

Hier vertheilte Stilke vor allen Dingen extrafeine „Trauer-Cigarren", wie er sie nannte. Dann riß er sich die schwarzen Vatermörder aus, welche sich bei dieser Gelegenheit als Papier zeigten, und machte „Trauerfidibusse" daraus, worauf er Trauerpunsch und Trauerbeefsteaks bestellte, kurz, es war ein Trauermahl, bei dem es so traurig herging, daß endlich die ganze Gesellschaft auf den Tischen tanzte.

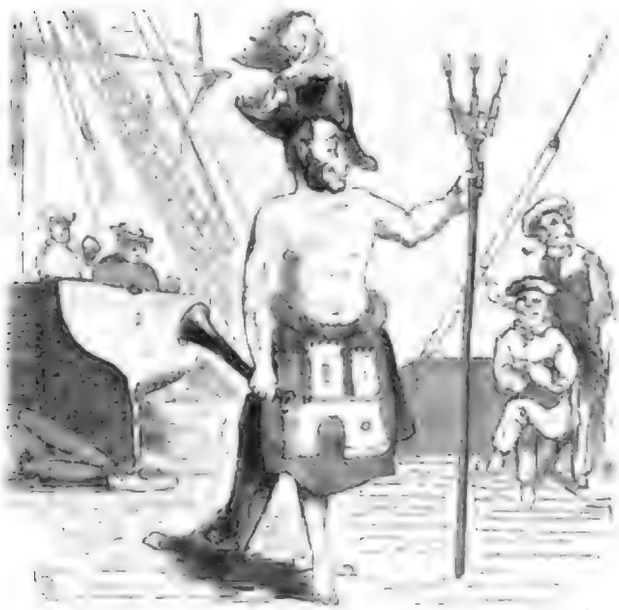
Am nächsten Tag dachte jedoch Stilke ernstlich daran, ein Geschäftchen zu machen, wobei er seine tausend Mark verzehnfachen wollte. Er hätte nun nirgends in der Welt besser Gelegenheit gehabt, Geschäfte zu machen, als in Hamburg. Er kannte jedoch seine Landsleute zu gut und wußte zu genau, wie wenig Umstände sie mit „tausend Mark"

Praktische Verpackung. (S. 477.)

machen. Er wollte die Sache selbander draußen versuchen und hatte es definitiv mit seiner höchst seltsamen und abenteuerlichen Spekulation in alten Hüten auf die Südseeinseln abgesehen. Es galt jetzt, alte Hüte aufzutreiben, welche von neuen den Vortheil eines billigen Ankaufspreises und der

Verpackung hatten, denn wo ein neuer Hut Platz hatte, konnten zehn alte untergebracht werden. Stilke ging also auf die Jagd nach alten Hüten aus und war bald auf der Judenbörse und im alten Trödelladen thätig, so daß er die Aufmerksamkeit von ganz Israel erregte und die alten Felbel bald selten wurden und im Preise stiegen. Es gab keinen Winkel in Hamburg und Altona, den er nicht nach alten Hüten durchstöberte, so daß er von Denen, die ihn nicht kannten, für einen verrückten Engländer, von seinen Freunden jedoch mit Besorgniß angesehen ward, da dieselben von seiner Spekulation keine Ahnung hatten. Es waren besonders einige entfernte Verwandte, welche mit Sicherheit auf die Erbschaft gerechnet hatten, bemüht, Stilke in Folge seines Huthandels für verrückt zu erklären und thaten alles Mögliche, um ihn in sicheren Gewahrsam und die Erbschaft an sich zu bringen.

Wer den Spekulanten in seinem Keller unter Haufen von alten Hüten aus allen Zeitaltern und von allen Formen gesehen hätte, der würde allerdings etwas an seinem Verstande gezweifelt haben, wenn ihm der Zweck dieses Waarenlagers bekannt gewesen. Die Verwandten hätten es vielleicht auch noch möglich gemacht, sich seiner zu bemächtigen, wenn nicht der Hermann schon in den nächsten Tagen in See gegangen wäre. Stilke konnte sich bereits im Keller vor alten Hüten nicht mehr rühren, obgleich er einige Kisten mit den Füßen vollgestampft und wie Häringe eingepackt hatte. Dieß waren jedoch nur die Bedeckungen gewöhnlicher Alltagsmenschen. Mit mehr Sorgfalt hatte er einige Theater- und Militärhüte behandelt. Ganz besonders aber war ein großer, dreieckiger Hut, mit Goldborte besetzt und einer Agraffe und einem Federbusch versehen, in Acht genommen, denn mit diesem Instrument dachte Stilke Wunderdinge auszuführen, wenn nicht gar sich zum König von Owaihi zu machen. Er hatte sich indeß auch sonst gut vorgesehen. Eine Hauptkiste, welche er eben zum Schluß vollpackte, war vier Ellen lang und hatte zwei Ellen in der Höhe und Breite. In ihr dachte er sein Comptoir aufzuschlagen und so den Zins zu sparen. Auf den Boden der



Unter der Linie. (S. 478.)

Kiste legte er eine Matratze nebst Decken; dann einen Tisch mit Beinen zum abschrauben; einen Spiegel, damit die Insulaner sehen könnten, wie ihnen die Hüte stehen; etwas Geschirr, eine Kaffemaschine, ein paar Mettwürste, einen Schinken und zwölf Flaschen Portwein. Dann stopfte er sie voller Hüte, so daß er sein sämmtliches Waarenlager, aus etwa dreitausend alten Hüten bestehend, in acht Kisten zusammengepreßt hatte. Eine Fracht, wie sie schwerlich so bald wieder nach jenen Gegenden abgehen dürfte. Stilke schaffte seine Kisten an Bord und ließ sie in den Schiffsraum bringen. Die Matrosen, welche ihm seit dem Begräbniß sehr zugethan waren und als einen äußerst komischen Kautz kannten, waren ungeheuer neugierig, was er wohl nach Owaihi brächte. Er zeigte jedoch nur sehr geheimnißvoll auf seinen Kopf, ohne ihnen weiter etwas zu sagen, wodurch sie noch neugieriger wurden und sich ihre Köpfe über die Kisten zerbrachen, denn die Seeleute sind in diesem Punkt wie die Kinder.

Das Geschäft ist eröffnet. (S. 479.)

Den dreieckigen Hut hatte Stilke in einer großen Schachtel bei sich behalten und da dieselbe nicht verschlossen war, so ward er bald von den Matrosen entdeckt; als sie nun Stilke fragten, was er damit machen wollte, theilte ihnen dieser als Geheimniß mit, daß er zum Generalfeldmarschall von Owaihi ernannt worden sei, was gerechtes Erstaunen und Verwunderung bei der Mannschaft des Hermann erregte und sie auf die Vermuthung brachte, daß die Kisten Uniformen für die owaihische Armee enthalten müßten, denn die ganze Uniform, welche sie bisher auf dieser Insel erblickt hatten, bestand in einem Tuch, das um die Hüften gebunden war; oder bei höheren Chargen in ein Paar Schwimmhosen.

Es war am Tage der Abfahrt des Hermann und Stilke schlief zum letzten Mal in seinem Keller, als kurz nachdem er aufgestanden sich die weitläufigen Verwandten mit ein paar geheimnißvollen Männern einfanden und ungemein freundlich nach seinem Befinden erkundigten. Sie gaben vor, gehört zu haben, daß er sehr gefährlich krank sei und hatten deshalb ein paar Aerzte mitgebracht, um sogleich Hülfe bei der Hand zu haben, wenn etwa Gefahr vorhanden sein sollte.

Stilke wußte vollkommen, woran er mit ihnen war, und da er Alles an Bord hatte und seine übrigen Angelegenheiten mit dem Advokaten geordnet waren (in Betreff der Hüte hatte er diesem gesagt, er habe sie für eine Pappenfabrik aufgekauft), da auch seine projektirte Reise ein tiefes Geheimniß geblieben, so beschloß er, sich einen Hauptspaß mit der erbgierigen Sippschaft zu machen. Deßhalb nickte er Jedem auf eine höchst befreundliche Art zu, schielte

die beiden Doktoren auf eine gräßliche Weise an und stellte dann Alle, ohne ein Wort zu sagen und mit feierlichem Ernst, an den Wänden auf, worauf er, die Finger auf den Mund legend, Stillschweigen gebot und ein Licht anzündete. Die Anwesenden hegten nicht den geringsten Zweifel, daß er vollständig übergeschnappt sei und waren neugierig, was er anfangen werde.

Stilke traktirte sie vor der Hand mit einer Art Kosakentanz, wobei er die Gelegenheit wahrnahm, ihnen tüchtig auf die Hühneraugen zu treten. Dann sagte er ihnen, daß er sie nun von seinem vollständigen Wohlsein überzeugt zu haben glaube, was er indeß nur dem vortrefflichen Pulver verdanke, das er eingenommen. Dieß sei jedoch nicht etwa Chinapulver oder Rhabarber, sondern einfaches Schießpulver, wovon er ihnen eingeben wolle, da er noch so ein achtzig Pfund übrig behalten. Damit sie aber auch überzeugt wären, daß es Schießpulver und kein Gift sei, wolle er ihnen eine kleine Probe vormachen. Hier nahm er das Licht und zugleich den Deckel von einem leeren Kaviarfaß, in welches er Hüte zu packen beabsichtigt hatte. Waren nun schon bei der Erwähnung von einigen achtzig Pfund Schießpulver, womit ein Verrückter ein recht nettes Späßchen anrichten kann, die Gesichter der Verwandtschaft lang und kreideweiß geworden, so stiegen ihnen jetzt alle Haare zu Berge, als sich Stilke mit dem Licht dem vermeintlichen Pulverfaß näherte. „He het den Knall," schrie der eine Doktor und rannte einen Verwandten über den Haufen, um die Kellertreppe noch vor der Explosion zu gewinnen. „Total pütscherig," schrie der andere, und Alles fuhr schreiend nach der Kellertreppe. Auf dieser entstand eine kleine Balgerei. Als jedoch Stilke mit einem Besenstiel über den Tisch schlug, daß es einen starken Knall gab, fuhr die ganze Gesellschaft wie aus einer Kanone geschossen aus der Kellertreppe und rannte schreiend davon, während er seinen Hut nahm und sich ungesehen ebenfalls fortschlich.

Die Verwandten und Doktoren rannten also kreideweiß und in Todesangst in die nächsten Straßen, da sie von dem einstürzenden Hause verschüttet zu werden fürchteten. Sie verbreiteten das Gerücht, Stilke habe seinen Keller in die Luft gesprengt oder wolle es thun. Er stehe mit einem brennenden Licht an einem Pulverfaß, worin achthundert Pfund Pulver seien und sei total übergeschnappt.

Die Straße, worin Stilke's jetzt einsamer Keller lag, war in einem Augenblick wie ausgestorben, denn es getraute sich kein Mensch hindurch. Die Bewohner des Hauses hatten kaum vernommen, auf welchem Vulkan sie standen, als sie davonrannten. Der Hauswirth sogar aus seinem Morgenschlummer in Unterhosen und Nachtmütze.

Auch im Hafen verbreitete sich die Nachricht, daß ein Verrückter sein Haus in die Luft sprengen wolle und die Raaen der Schiffe begannen sich mit den Matrosen zu füllen, welche dieses interessante Schauspiel mitansehen wollten. Unter den Vorsetzen waren indeß die Wasserspritzen angelangt, um einer etwaigen Feuersbrunst vorzubeugen und Alles harrte in athemlosem Schweigen der Katastrophe. Da diese nicht erfolgte, so wagte sich endlich ein herzhafter Spritzenmann an den Keller und schrie hinunter, Stilke solle sich ergeben! Da er keine Antwort erhielt, so schlich er mit noch vier Anderen leise hinzu und man brachte fünf Spritzenschläuche in die Kellertreppe, worauf die Mannschaften aus Leibeskräften zu pumpen anfingen, denn man hatte beschlossen, Stilke unter Wasser zu setzen, da man glaubte, er habe das in die Luft sprengen vor der Hand aufgegeben und sänne auf eine andere Teufelei. Die Spritzenleute pumpten mit so gutem Willen darauf los, daß in einer halben Stunde der Keller mit Wasser angefüllt war und der gute Stilke ohne Zweifel ersoffen oder herausgetrieben worden wäre, wenn er sich überhaupt noch darin befunden hätte. Das Pulverfaß war jedenfalls unschädlich gemacht, und daß Stilke aus „Kunterdickschen" wie eine Wasserratte „ersupen" war, stand fest und wurde von Allen sehr bedauert.

Man mußte nun vor allen Dingen das Wasser wieder ausschöpfen, um zu sehen, wie die Sachen unten standen. Als nach einigen Stunden angestrengter Arbeit der Keller wieder leer war, fand man keine Spur von Stilke, und als man nun gar in dem vermeintlichen Pulverfaß eine Kaviartonne entdeckte, wurden die Verwandten und die Nachbarschaft fürchterlich ausgelacht, und Stilke's Stückchen ging in der ganzen Stadt von Mund zu Mund. Dieser war jedoch vom Kapitän, dem er die ganze Sache erzählt hatte, in einem Boot nach Neumühlen geschickt und dort zur nächsten Ebbezeit an Bord genommen worden. Er schwamm bereits seewärts, als man noch seinen Keller ausschöpfte und nach seinem Leichnam suchte.

4.

Das Geschäft.

Es ist fast zu bezweifeln, ob Kolumbus mit mehr Erwartungen westwärts geschwommen, als Stilke. Wenigstens war des Ersteren Fahrt sicher nicht so gemüthlich, da er auf das Ungewisse in's Blaue hinein steuerte und dabei die angenehme Aussicht hatte, von seinen Begleitern über Bord geworfen zu werden, wenn die Reise zu lange dauerte. Stilke befand sich jedoch äußerst wohl auf dem Schiff, welches vor dem schönsten Segelwind dahinlief. Hatte er mit dem Kapitän gespeist, so machte er ein Schläfchen und stieg dann auf den Mars, wo er seinen Kaffe trank, den ihm der Schiffsjunge zu seinem Aerger nachtragen mußte. Mit den Matrosen trieb er allerhand Unsinn und steigerte ihre Neugierde über den Inhalt seiner Kisten bis zum Platzen, indem er ihnen so ausschweifende und phantastische Beschreibungen der darin enthaltenen Uniformen der owaihischen Armee machte (denn Uniformen waren darin, darüber hegten die Matrosen keinen Zweifel mehr), daß die Mannschaft die nächste Wachtparade auf ihrem Reiseziel kaum erwarten konnte. Seine eigene Uniform war seiner Beschreibung nach so mit Gold besetzt, daß er sie besonders gut verpackt hatte, damit die Seeluft der Stickerei keinen Schaden zufügen sollte. War dieses Thema erschöpft, so holte Stilke eine große Ziehharmonika hervor und spielte den neuen owaihischen Zapfenstreich und den Owaihimarsch. Beides hatte Richard Wagner in seinem Auftrag komponirt und war dafür zum owaihischen Hofrath ernannt worden, wie Stilke jedesmal vor der Aufführung dieser Stücke erklärte. Der meisten Beliebtheit erfreute sich jedoch die owaihische Reveille, zu deren Komposition sich der Herr Generalfeldmarschall selbst herabgelassen hatte. Bei derselben war die Mitwirkung der Mannschaft erforderlich, die dazu Alles, was sich an Pfannen und Blechtöpfen auftreiben ließ, in Gebrauch nahm. Sie begann mit einem Adagio, in welchem ein Kikeriki den Sonnenaufgang bezeichnete. Dann folgte eine chromatische Tonleiter, von oben nach unten, womit der Komponist sehr sinnig das Gähnen der erwachenden Truppen andeutete, worauf der Chor aus der Stummen von Portici folgte, zu dem Stilke sammt der Mannschaft sang: „Ach Gott, es ist schon wieder Morgen, nun geht die Noth von Neuem an", dann kam ein Marsch nach der Melodie: „Hast Leberwurst, hast Leberwurst, hast Leberwurst nich sehn", der das Ausrücken der Truppen anzeigte und mit einem Allegro mit Kessel- und Pfannenbegleitung schloß, bei welchem die Seefische sicherlich aus dem Kurs des Hermann entflohen.

Um der Seetaufe zu entgehen, hatte Stilke den Matrosen weisgemacht, er habe schon dreimal die Linie passirt, und zwar nur um echten Dry Madeira herzustellen, von dem er eine Schiffsladung in Madeira gekauft. Leider habe ihm dieß nichts geholfen, denn er sei mit dem Schiff bei Helgoland gestrandet. Die Helgoländer hätten ihm zwar alle Fässer gerettet, aber auch ausgetrunken, so daß die ganze Insel vier Wochen lang total betrunken, er aber ein ruinirter Mann gewesen sei.

Da die Schiffsjungen jedoch getauft wurden, als man den Aequator passirte, so übernahm Stilke die Rolle des

Neptun, wobei er nackend und mit dem dreieckigen Hut erſchien, was ſich äußerſt klaſſiſch ausnahm.

Man hatte endlich Kap Horn umſchifft, war bei Valparaiſo angelaufen, wo Stille die Neugierde des Publikums auf's Höchſte trieb, wenn er mit ſeinem Dreimaſter auf dem Schiffsdeck ſpazieren ging, und ſegelte nun geradewegs nach Owaihi, wo man bald anlangte und vor Anker ging. Der erſte Blick Stille's war nach den Köpfen der Eingebornen, die er am Ufer umherlaufen ſah. Er jubelte, denn kein Einziger hatte einen Felbel auf, nur hie und da zeigte ſich das Fragment eines Strohhutes, ſonſt lief Alles im bloßen Kopfe. Konnte Stille es kaum erwarten, ſeine Kiſten an den ſandigen Strand geſchafft zu ſehen, der ſich ſeiner Anſicht nach ganz ausgezeichnet zur Aufſtellung ſeines Waarenlagers eignete, ſo waren die Matroſen eben ſo eifrig bemüht, dieſelben an's Land zu bringen, wo ſie die prachtvollen Uniformen zu ſehen hofften. Kapitän Groth war nun ſeinerſeits eben ſo neugierig, die Geſichter ſeiner Mannſchaft bei Eröffnung der Kiſten zu ſehen, mit deren Inhalt ihn ſein Bruder bekannt gemacht hatte, ſo daß die ganze Schiffsbeſatzung bald am Strand verſammelt war, wo Stille die Kiſten zur Verwunderung der Matroſen und der herbeigelaufenen Inſulaner niederlegen ließ und öffnete.

Es iſt ganz unmöglich, das maßloſe Erſtaunen der Mannſchaft zu ſchildern, als ſie Kiſte um Kiſte ſich leeren ſah und nichts als alte Felbel zum Vorſchein kamen, als ſie am Strande der Südſee eine Muſterkarte von Pinchen aufſtellen ſah, die man in Europa noch nie in ſolcher Vollſtändigkeit bei einander geſehen hatte. Von der dreieckigen Lampe des ſchwäbiſchen Bauern bis zur Angſtröhre des Engländers war Alles vertreten. Da ſtanden ſie, von Stille ausgebogen und wieder in ihre möglichſt natürliche Form gebracht, wie alte Schornſteine oder baufällige Häuſer, mit eingeſunkenen Deckeln, glatt wie mit Haaröl eingeſchmiert, beſonders an den Rändern, wo ſie durchgeſchwitzt waren, oder auch halsſtarrig wie böſe Igel mit emporgeſträubten Haaren. Eine weiße Sorte, langhaarig wie ſchäbige Pudel, andere wieder wie Meilenſteine. Manche ſo ſteif, als hätten ſie nie wie Häringe zuſammengelegen, manche zerknickt für ewige Zeiten. Ja ſogar ein Auswurf war da, ein Hutzöpel ohne Krempen und Deckel, anzuſchauen wie abgeſchnittene Ofenrohre oder alte Kaffetöpfe, die Stille um den Spottpreis von einem oder zwei Dollar loszuſchlagen dachte.

Die Mannſchaft ſtand alſo in unbeſchreiblichem Erſtaunen mit offenen Mäulern da und ſah die Reihen der alten Felbel ſich immer mehr den Strand entlang ausdehnen, wo ſie wie eine Reihe Fettgänſe daſtanden.

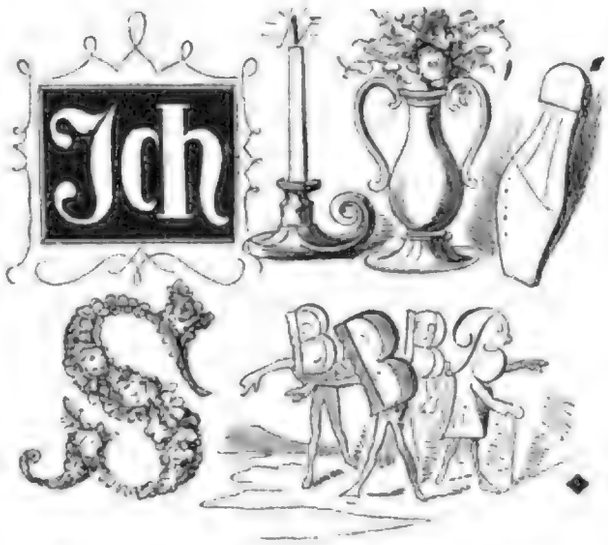
Das alſo waren die prachtvollen Uniformen der Armee von Owaihi? — — Es war zu ungeheuerlich und unglaublich, als daß die Matroſen ihren Augen trauen konnten. „Das Geſchäft iſt eröffnet," ſprach Stille ernſthaft, nachdem er etwa den dritten Theil ſeiner Vorräthe und Tiſch und Spiegel aufgeſtellt hatte. — „Es kann losgehen, meine Herren," wandte er ſich an die Inſulaner, die in ſeiner Nähe ſtanden und eben ſo erſtaunt wie die Matroſen die Zurüſtungen und Stille's Dreimaſter anſtarrten, den dieſer zur Feier der Geſchäftseröffnung aufſetzte. Und es ging los, und zwar auf eine unerwartete Art, denn plötzlich kam ein Haufe Inſulaner mit langen Stöcken nach dem Strand herabgelaufen und hieb auf die entfernteſten Hüte los, weil ſie dieſelben für eine Schaar unbekannter Vögel hielt. Der Irrthum klärte ſich indeß ſofort auf und die Mannſchaft, deren Kapitän und Steuerleute ſich vor Lachen im Sande herumwälzten, brach in ein ungeheures Gelächter aus, als Stille mit ſeinem Dreimaſter den mißhandelten Hüten zu Hülfe lief.

Die Matroſen ſetzten ſich dann jeder einen alten Felbel auf und fingen vor Entzücken über die Szene an, einen phantaſtiſchen Tanz um Stille und ſein Hutlager aufzuführen, was die Inſulaner auf die Idee brachte, daß dieß eine europäiſche Feierlichkeit ſei, die nothwendig zur Sache gehöre. Als die Mannſchaft nicht mehr ſpringen konnte, brachte ſie Stille drei Hurrahs und kehrte theilweiſe nach dem Schiff zurück, theilweiſe ging ſie in die Wirthshäuſer, die an keinem Strande fehlen.

(Schluß folgt S. 500.)

Bilderräthſel.

27.



Auflöſung des Bilderräthſels auf Seite 388:

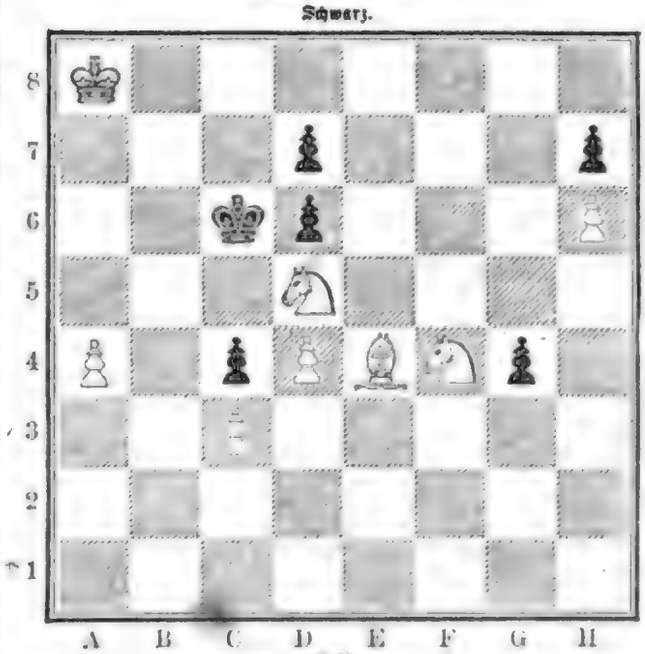
Selbſt eingebrockt, ſelbſt ausgegeſſen.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 31.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflöſung von Nr. 30.

Weiß.	Schwarz.
1) D. B 8 — G 8 † . . .	1) K. C 4 — D 3.
2) D. G 8 — A 2	2) K. D 3 — E 4.
3) D. A 2 — G 2 † . . .	3) K. E 4 — D 3 oder F 5.
4) D. G 2 — C 2 oder G 6 Schach und Matt.	

Die Überraschung. Nach einem Gemälde von L. Clarenbach.

Digitized by Google

Kaiſer Karl V. an Luther's Grab.

Von

Dr. Wilh. Zimmermann.

Kaiſer Karl im Dome zu Wittenberg.

Die gewaltigen Umwälzungen, welche ſeit mehr als einem Halbjahrhundert über Europa hingingen, haben viele Urkunden zugänglich gemacht, die bisher mit ſieben Siegeln verſchloſſen wie eingemauert in den geheimen Staatsarchiven lagen, Urkunden, welche Kaiſer und Könige in ganz anderem Lichte erſcheinen laſſen, als worin man ſie

bisher zu sehen gewohnt war. Auch hier bewährt sich die Zeit als die Enthüllerin der Wahrheit, wie sie der große tragische Dichter der Griechen, Aeschylos, genannt hat. Mancher wird dadurch größer und reiner; die Meisten werden dadurch kleiner und befleckter. Zu den letzteren gehört Kaiser Karl V. Diesem haben namentlich die neuesten Veröffentlichungen seiner eigenen Briefe und Staatsschriften nicht zur Erhöhung, sondern zur Erniedrigung gedient. Wer auch vor diesen Enthüllungen ihn unbefangen aus den gegebenen Thatsachen betrachtete, dem konnte derselbe nie groß, sondern nur größer als die Fürsten seiner Zeit, sonst aber klein erscheinen, ohne alle Ideen, ohne alles Verständniß seiner Zeit, seiner Völker und ihrer Bedürfnisse. Auf der dunklen Unterlage der Kleinheit, worin seine fürstlichen Zeitgenossen sich zeigten, gewann Karl V. den Schein, als sei er größer als er war.

Seht dort Kaiser Karl V., den Mann, dessen Staaten zwei Welten umfaßten, und der darum sagen konnte, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe, auf dem Grabe — Luther's. Wer war dieser Luther? Eines armen Bergmanns Sohn, der als Student um Brod vor den Thüren sang, dann freiwillig ein armer Augustinermönch, darauf Professor an der neuen Universität in Wittenberg. Weiter wurde er auf irdischen Rangstufen Nichts; als Professor wurde er begraben und starb arm, weltkundig arm, ohne alles Vermögen. Aeußere Mittel hatte Gott in seine Hand keine gelegt, und sein Leben lang hat er ihn niemals in eine so hohe Amtsstellung gesetzt, daß er von dieser aus unterstützt worden wäre, die Welt zu bewegen. Und doch hat der bis an seinen Tod arm gebliebene Sohn des armen Bergmanns die Welt bewegt. Als er, ein achtjähriger Knabe, im kalten Winter barfuß in den thüringer Bergen, wie er selbst erzählt, seiner lieben armen Mutter Holz im Wald zusammensuchte und herabtrug über das von seinen blutigen Füßen benetzte Eis und den Schnee, da härtete ihn Gott zu der großen weltgeschichtlichen Sendung, die er hatte. Denn, wie auch Einer über Dr. Martin Luther und seine Stellung denken mag, welcher Farbe im Politischen und Religiösen Einer angehören mag, das steht jetzt fest, von allen Gebildeten anerkannt: von Luther, dem achtjährigen Barfüßer auf dem Eis des Harzes, und dem späteren Barfüßermönch, ist eine Weltbewegung ausgegangen, die noch nicht stille steht und in immer weiteren Kreisen über die Erde sich ausdehnt.

Das hat der Geist dieses Mannes veranlaßt, weil er ein Sohn seiner Zeit war, aber zugleich über dieser Zeit stand, das, was Bedürfniß seiner Zeit war, aussprach, Herold der Zeitbedürfnisse und Prophet zugleich. Der Geist der Zeit und zugleich der Zukunft sprach aus ihm. An seinen Namen knüpft sich, ganz abgesehen von allen Formen des Glaubens und des Bekennens, das, was man jetzt allgemein mit dem Ausdruck des Fortschritts bezeichnet. — „Und der Mensch griff denkend in seine Brust", sang unser Schiller, und man kann das eigentlich erst von diesem neuen Zeitabschnitt der Welt sagen. Der Gedanke deckte tausendjährige Unbilden und Mißbräuche auf, er holte die verschütteten ewigen Menschenrechte wieder hervor und hatte zu seiner Aufgabe, die Arbeit zu vollbringen, daß überall in der Welt der Geist frei werde, und sodann, daß nicht bloß Wenige, sondern daß Alle bürgerlich frei werden. Das Alles hängt zusammen mit dem Namen, dem Charakter und dem Schaffen des Mannes, auf dessen Grabe der Dominikanerzögling Kaiser Karl V. stand.

Was war dieser in der Welt höchstgestellte Herrscher im Kaisermantel gegen den Todten, der im Leben die Kutte des armen Augustinermönchs getragen hatte? Alles, was man Mittel und Herrlichkeit der Welt nennt, hatte das Glück dem Enkel Kaiser Maximilian's I. in die Wiege gelegt. Und was hat er damit zu machen, was hat er damit für die Menschheit und die ihm anvertrauten Völker zu thun und zu schaffen gewußt? Als sein Großvater Kaiser Max, der volksfreundliche Max, der sein Leben lang vor Allem Mensch sein wollte; und dem es am wohlsten war unter freien Bürgern und Bauern, sterbend zum Abschied mit den Worten: „Was weinet ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?" allen seinen Dienern die Hand reichte und darauf verschied, da weinten nicht bloß die Diener, das Herz seines Reiches weinte und die Liebe seiner Völker setzte sich an sein Grab. Als sein Enkel Karl V., nach fast vierzigjährigem Kaiserthum, in die Einsamkeit des Klosters St. Juste bei Valladolid in Spanien sich zurückzog, da beschäftigte er sich in seinem neben dem Mönchskloster erbauten Palast damit, zwei Uhren gleich gehen zu machen. Als ihm das nicht gelang, sprach er: „O ich Thor, der ich so viele Völker gleich gehen machen wollte nach meinem Willen!" Und als er bis an sein Ende den Hochmüthigen, den Heuchler und den Schauspieler fortgespielt hatte, war bei seinem Tode kein Auge naß, nicht eines, nicht einmal zum Schein. Sein ganzes Leben starrte ihn an gespenstig als ein ungeheurer Wahn, seine Regierung als eine vierzigjährige Thorheit, als eine Vergeudung der reichsten Mittel an ein Hirngespinnst, und am drückendsten mußte ihm am Ende seiner Laufbahn das Gefühl sein, daß er im Spiegel der Geschichte einst als ein Staatspfuscher, als ein himmelstürmender Zwerg, eine Figur spielen werde, an der das Lächerliche das Tragische überwiegen werde.

Näher als ihm war es Keinem gelegt, dem vielherrenthümlichen Deutschland die monarchische Einheit zu geben; leichter wäre es für Keinen gewesen, als für ihn. Wenn er, als junger Kaiser, die Geister der Nation, wie ihm Ulrich Hutten rieth, um sich sammelte und die große neue Zeitbewegung begriff, sie in die Hand nahm und fortleitete, so mußte Deutschland eins werden, im Religiösen und im Politischen zugleich eins. Dadurch wäre dann das Kaiserthum wieder groß und die deutsche Nation auch im Politischen wieder herrlich über alle Nationen geworden. Statt dessen dachte Kaiser Karl an nichts Anderes, als der deutschen Nation spanische Hosen anzuziehen, und sie in dieselben Fesseln zu legen, mit welchen das außerdeutsche Erbe des Hauses Habsburg, Spanien, Belgien und Italien, gebunden war. Der asiatische Despotismus war sein Ideal. Er wollte der einzige Herr in Europa, der Gott auf Erden sein; er wollte allen Bestandtheilen seines ungeheuren Reiches das Gepräge seines Absolutismus gewaltsam aufdrücken; ein System des starren Despotismus sollte das Selbstgefühl der Menschen und ihren Drang nach Freiheit ersticken; das mannigfaltige Leben der Zeit sollte so einförmig werden, wie er es vorschrieb. Er wollte die Zeit und die Welt zurückdrehen.

Denn er war kein Sohn seiner Zeit, sondern eine in die neue Zeit hereinragende gespenstische Erscheinung aus der Vergangenheit, mit rückwärts gewandtem Gesichte. Mit seinem Willen ist nichts geschehen, was die Welt vorwärts geführt hat. Er ist niemals zur Erkenntniß des Wahren gekommen, und wie er in seinem ganzen Leben das Licht und die Freiheit gehaßt und die Männer, die ihre Zeitgenossen dazu führen wollten, hartnäckig mit einem satanischen Grimm verfolgt hatte, so war er auch am Schluß seines Daseins. Nachdem sein ganzer Regierungsplan als mißlungen, als ein ungeheuerlicher Irrthum gescheitert vor seinen Augen am Boden lag, verschlöß er verstockt und verbissen sich dem Lichte des Wahren und Rechten. Ja er wurde in den letzten Jahren erst vollends recht verfinstert durch die Verbitterung, daß er als ein Verunglückter auf dem Strande saß, und seine unchristlichen Entwürfe und Thaten wider den Fortschritt der Menschheit so traurig zerschellt auf den Wogen der Zeit dahin trieben; daß die Welt sich bewegte ihm zum Trotz, die Welt, welche stille stehen zu machen er sich vierzig Jahre abgearbeitet hatte. Selbst im sechzigsten Jahre waren die wildesten Leidenschaften in ihm noch nicht ausgeglüht, so verkältet sein Gemüth war. Unter schlechten und entarteten Menschen aufgewachsen und gealtert, hatte er die Menschen von ihrer vortheilhaften

Seite niemals kennen gelernt. Die sittliche Macht und die Macht des Geistes hatte der kalte Verstand des kronentragenden Rechners nie in seine Berechnungen mit herein genommen, und so hatte seine eigensüchtige Menschenverachtung seinen Verstand irre geführt, und er hatte sich in Allem verrechnet.

Damals, als er auf dem Grabe Luther's stand, fühlte er sich als den Sieger, als den allmächtigen Herrscher auf Erden; er stand auf der Höhe seines Glücks. Er hatte allen Widerstand in Deutschland gebrochen; die Fürsten und die Städte, die ihm gegenüber gestanden, hatten ihren Bund aufgelöst und seine Gnade angefleht. Der Kurfürst von Sachsen, so eben auf der lochauer Haide geschlagen, befand sich im kaiserlichen Lager als sein Gefangener, ganz in seiner Gewalt; ebenso der Herzog von Braunschweig. In Oberdeutschland hatte er selbst die Volksfreiheiten in den Städten umgestürzt, die Freiheitsbriefe zerrissen, überall ein aristokratisches Regiment eingeführt, und durch ungeheure Strafgelder seine Kassen mit Gold und Silber gefüllt; in Böhmen hatte sein Bruder Ferdinand in den Städten das Gleiche und noch härter gethan, und durch Einkerkerungen und Hinrichtungen den Widerstand eingeschreckt.

Es war am 23. Mai 1547, als Karl siegreich in Wittenberg einzog, in diese Hauptveste des Kurfürsten von Sachsen. Dieser Tag stimmte ihn, der sonst so stolz, finster und hart war, nicht übermüthig, sondern milde. Er gehört zu den wenigen Tagen, in welchen das menschlich Schöne, das vom Großvater und Vater her in ihm war, die Eisrinde seiner Brust durchbrach und freundlich heraustrat. Ritterlich galant tröstete er im Schlosse die Kurfürstin, die Gemahlin seines Gefangenen. Seine spanischen Begleiter hatten ihn niemals so gesehen. Er war auch niemals näher dabei, sich von seinen Vorurtheilen und von seinem terroristischen Wahn zu befreien, und von der Verfolgungssucht zur Duldung überzugehen, als in jenen Tagen. Bei seiner Ankunft in Wittenberg war, wie in den oberdeutschen Städten, der evangelische Gottesdienst sogleich eingestellt worden. Karl hörte das, mißbilligte es und befahl, ihn fortzusetzen. „Ich habe es anders gefunden in diesen Landen, als mir gesagt worden ist," sprach Karl, zum Verwundern seiner Spanier.

In Wittenberg war es die Schloßkirche, die er seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, die er besuchte. Er wußte es, an den Thüren dieses Gotteshauses hatte dreißig Jahre zuvor Doktor Martinus, der Augustinermönch, die fünfundneunzig Sätze gegen den Ablaß angeschlagen, und damit den Kampf wider Rom, die neue Zeitbewegung eröffnet. Er wußte auch, in dieser Kirche lag der weltbewegende Mönch begraben, welchen er vor achtundzwanzig Jahren auf dem Reichstage zu Worms lebend vor sich gesehen, und dessen Bedeutung er damals, in seiner blutjungen kaiserlichen Unerfahrenheit, unterschätzt hatte. Dieser Mann war ihm jetzt ein Anderer; so mächtig, so überraschend war der Eindruck auf den Kaiser gewesen, welchen in den letzten Wochen der Anblick vom äußern und innern Wesen, vom Wohlstand und von der Sitte dieser „Hauptketzerlande" auf ihn gemacht hatte. Wohin er sah, Alles zeugte von Wohlfahrt und guter Ordnung und von einem sittlichen Ernst. Das hatte er in seinen eigenen Landen nicht so gesehen.

Er ging in die Kirche hinein, mit ihm sein Gefolge. Er ließ sich das Grabmal Luther's zeigen, dessen Hülle hier, nahe beim Altar, ruhte, und der das Jahr zuvor gestorben war. Sinnend stand der Kaiser davor. Der Bischof von Arras und der Herzog von Alba bekreuzen sich davor und verlangen, der Kaiser solle den Erzketzer ausgraben lassen. — „Lasset ihn, er hat seinen Richter; ich führe keinen Krieg mit den Todten," antwortete Karl. — Welche Gedankenverbindung mag durch des alten Kaisers Seele gegangen sein in diesem Augenblick, da er auf der Steinplatte stand, worunter das Verwesliche des großen Augustiners ruhte!

Man hat dieses Wort Karl's auch schon anders deuten wollen und es im Munde des geübten Verstellungskünstlers als einen bitteren Sarkasmus genommen.

Allerdings liegt nicht sehr weit von Wittenberg das alte Merseburg, und dort stand einst Kaiser Heinrich IV., im Jahre 1088, vor dem Grabstein seines Gegenkönigs Rudolph, der nicht lange zuvor dort bestattet war. Als Heinrich's Begleiter das für die damalige Zeit prächtige Grabmal sahen, verdroß sie das und sie wollten die Leiche ausgegraben wissen. — „Lasset euren Verdruß," antwortete Kaiser Heinrich in seiner sarkastischen Art; „wollte Gott, daß alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet da lägen!" — Karl auf Luther's Grab erinnert allerdings an diesen alten Vorgang. Aber wir wollen lieber glauben, und die Umstände und seine ganze augenblickliche Stimmung sprechen dafür, daß er, was er auf Luther's Grabstein sprach, nicht sarkastisch, sondern milde und edel, in einer Anwandlung von beidem, gesprochen hat. Wir wollen ihm wenigstens lassen, was in's Gute gedeutet werden kann, einige Züge, welche den sonst so andersgearteten Mann uns auf einen Tag auch menschlichschön erscheinen lassen, wenigstens auf Minuten groß.

Kadettengeschichten.

Erinnerungen an die Artillerieschule.

Von

Max Amerigo.

Zu den angenehmsten Jahren meines Lebens zählen die, welche ich auf der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin zugebracht habe. Oft erinnere ich mich an die frohen Tage, die ich dort unter dem Druck einer freilich manchmal schweren Disziplin verlebte. Aber es geht damit wie mit Allem, und die Erinnerung färbt, wie die Luft auch, in der Nähe farblose Gegenstände, sobald sie ferner rücken, mit dem heitersten Blau. Dieser Vergleich ist von Jean Paul und vielleicht einer seiner besten.

Oft ziehen an meinem Geiste vorüber die Gestalten alter Zeit, halb schon verwischt in ihren scharfen Umrissen, feenhaft verschlungen und verklärt in märchenhaftem Zuge. Und dann suche ich mir hervor die alten Stückchen und Eckchen vergilbten Papiers mit den schlechten Zeichnungen, mit den Versen, die so oft unser Gelächter, unbemerkt und verheimlicht dem gemüthlichen K...z oder dem wüthenden Ch....n, erregt hatten. Und wieder zieht sich der Mund zum Lächeln, wieder könnte es ein herzlich frohes Lachen werden, mischte sich nicht ein wehmüthiges Gefühl der Gegenwart in die frohen Erinnerungen.

Und, bei Gott, herrlich komische Gestalten besaß die Vereinigte! Vom Herrn Obersten abwärts bis zum Aufwärter, dem Exhusaren Würfel, der so deutsch gesinnt war, seinen eigenen Namen in lateinischer Uebersetzung für eine Injurie zu halten; Hauptmann Eskimo, der schöne Wodan, der dicke „Hören Sie" und Toback sind für mich, wie gewiß auch für meine Zeitgenossen, unvergeßliche Figuren, den Professor Waschbär nicht zu vergessen. Und wenn auch für Jeden, der sie nicht selbst durchgemacht hat, die Vereinigte ein Buch mit sieben Siegeln ist, wie offen auch die lächerliche Seite der jungen Löwen da liegen mag, so will ich doch aus der Schule schwatzen, in der Hoffnung, meinen geneigten Lesern ein Lächeln abzugewinnen.

Vielen derselben wird das stattliche, nach Schinkel's Entwurf erbaute Gebäude unter den Linden Nro. 74 bekannt sein, das die Aufschrift trägt: „Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule". Zum besseren Verständniß meiner Erzählungen ist es nöthig, eine kurze Beschreibung dieses Gebäudes vorauszuschicken. Im Souterrain befinden sich die Wohnungen des Portiers, einiger Aufwärter und des Oekonomen, der uns für drei Silbergroschen, in theuren Zeiten für drei und einen halben Silbergroschen das Mittagessen zu liefern hatte. Diesem Preise angemessen war unser Diner, welches

wir im Speisesaal, der zugleich als Fechtsaal diente, einnahmen. An einer großen schwarzen Tafel befanden sich dort die täglichen Gerichte verzeichnet, und wir speisten nicht à la carte, sondern à la table, das heißt wir konnten uns, außer der unfehlbaren dünnen Suppe, entweder Ochsenfleisch mit Gemüse oder Braten mit Kartoffeln geben lassen. Donnerstags gab es das allgemeine berliner Donnerstagsessen, Erbsen mit Pökelfleisch und Sauerkohl. Der Fähnrich du jour mußte dem Diner von Anfang bis zu Ende beiwohnen, um unsere etwaigen Klagen über Qualität und Quantität der Speisen zu vernehmen und weiter zu befördern, was häufig genug vorkam. In solchen Fällen mußte er von der betreffenden Speise kosten und, nachdem er natürlich der Klage seines Kameraden beigepflichtet, das von dem Diener des Oekonomen getragene Corpus delicti dem Aufsichtsoffizier du jour zum Kosten überbringen, der in der Regel auch zu Gunsten des Schülers entschied und den Oekonomen in die im Kontrakt stipulirte Strafe verurtheilte. Außerdem hielt der Oekonom eine Restauration für die Schüler, wo sich auch ein Billard befand, und man für billige Preise Frühstück und Abendbrod, so wie alle Arten von Getränken erhielt. Längere Zeit besuchte aber Niemand von uns die Restauration, und das Billard hatte gute Zeit, weil er einen Fähnrich, der bei ihm hoch in der Kreide stand, beleidigt hatte. Erst als er Abbitte gethan hatte, setzten wir ihn wieder in Nahrung. — Im Erdgeschoß befanden sich das Bureau, das Direktionszimmer, Wohnungen für zwei Aufseher (der dritte, jüngste Aufseher wohnte im zweiten Stock), das physikalische Kabinet und das chemische Laboratorium; in einem der beiden nach dem Hofe vorspringenden Flügel lag der Hörsaal für den physikalischen und chemischen Unterricht, im andern der Speisesaal. In der Beletage lagen die Hörsäle und in den Flügeln die Bibliothek und das Modellzimmer. Im zweiten Stock befanden sich die Schülerzimmer, von denen die beiden großen in den Flügeln, weil sie sehr kalt und schwer zu heizen waren, Sibirien respektive Kamtschatka genannt wurden. Es gab Zimmer für zwei und vier Schüler. Letztere hatten außer der Studirstube noch ein Waschzimmer, in welchem gerade vier Betten und ein Kleiderschrank Platz fanden. Bei Ersteren war die Schlaf- auch zugleich Studirstube. Nach dem Hofe hinaus hat das Gebäude drei Stockwerke; im dritten Stocke liegen ebenfalls Schülerzimmer, und unter dem Dache, nach der Straße zu, die Kammern und das Arrestlokal. Außer der Haupttreppe in der Mitte des Gebäudes führen noch Nebentreppen in den beiden Ecken vom Souterrain bis in den dritten Stock, so daß im Falle einer Verfolgung ein Entkommen möglich war. Der Appell wurde in dem ziemlich großen Hofe abgehalten.

Die höchste Behörde der Schule war das Kuratorium, bestehend aus einem General der Artillerie und einem des Ingenieurkorps, die zuweilen die Schule inspizirten. Aus den Reden, die sie bei solchen Gelegenheiten an die Schüler hielten, konnte man sogleich erkennen, welcher der beiden Waffen sie angehörten. Der Artillerist, der verstorbene General von Diest, hielt uns eines Tages folgende Standrede: „Das ehrenvolle Ziel, das Sie sich gesteckt, zu erreichen, hängt von Ihnen selbst ab; seien Sie fleißig und folgen Sie den Gesetzen der Ehre, dann werden Sie es nicht verfehlen. Aber ich versichere Sie, es ist dem Staate ganz gleichgültig, wer die Reihen seiner Offiziere ausfüllt, wenn es nur tüchtige, ehrenhafte, ihrem Berufe völlig ergebene Männer sind.“ Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf uns, namentlich da sie mit dem scharfen, militärischen Accent, der dem General zu eigen war, gesprochen worden. Eine Rede des Ingenieurs hingegen, in dem salbungsvollen Tone eines Pastors gehalten, der seiner Gemeinde eine Predigt hält, verfehlte völlig ihren Zweck. Sie lautete etwa folgendermaßen: „Meine Herren, die Pfade der Tugend sind schmal und beschwerlich; zu beiden Seiten befinden sich tiefe Abgründe, in die der Mensch, wenn sein Fuß strauchelt, hinabstürzt. Die Wege des Lasters aber sind breit und bequem, mit Rosen bestreut. Wählen Sie den ersteren zu Ihrem Wandel, so werden Sie nicht nur Ihren Eltern und Verwandten Freude machen, sondern auch sich selbst in Ihrem Gewissen befriedigt fühlen.“

Der damalige Direktor war ein ernster, strenger Mann, Oberst der Artillerie. Er trug eine weiße Perrücke und wurde deßhalb von uns „Blechkopf“ genannt. Er kannte diesen seinen Beinamen auch, denn als er einmal die Stuben der Schüler revidirte und dicht hinter einem Schüler, der mit den Worten eingetreten war: „Blechkopf geht herum!“ in der Thüre erschien, sagte er: „Ich danke für Ihre gütige Anmeldung.“ Er gerieth sehr leicht in Zorn und dann war er fürchterlich: mit beiden Fäusten malträtirte er seine Schenkel, sprudelte wie ein Kater und gewöhnlich schnappte ihm die Stimme über, welche Eigenthümlichkeiten natürlich vielfach von uns nachgeahmt wurden. Der zweite Direktor war ein alter, würdiger Krieger, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, den wir seines nordpolarischen Aeußeren wegen „Eskimo“ nannten, oder wohl auch „Saubeutel“, weil „das ist Saubeutelei“ eine Lieblingsredensart von ihm war. Der hatte ein Luchsauge; nichts entging ihm, und wir fürchteten ihn daher auch mehr als den Direktor selbst. Alles Reglementswidrige war ihm ein Gräuel; namentlich aber fahndete er auf Sammet am Kragen des Waffenrocks, den wir Portepeefähnriche selbst auf dem Extra-Waffenrock nicht tragen durften. Wenn er Einen abfaßte, dann wanderte das unvorschriftsmäßige Kleidungsstück unerbittlich auf die Kammer, von wo es erst zurückgegeben wurde, wenn der Fähnrich zum Offizier avancirt war. Aber Hauptmann Eskimo wurde hierbei doch hintergangen, denn anstatt des neuen, von „Grieve“ oder „Selle“ gebauten, patenten Rockes übergab man einen uralten, abgetragenen. Es befanden sich sogar für diesen Fall einige alte Röcke auf der Schule, die von Generation zu Generation forterbten und wahrscheinlich wohl den Rest ihrer Tage auf der Kammer beschlossen haben. — Auch lange Haare, die den „Attacheur“-Scheitel zu tragen erlaubten, konnte er nicht leiden. Wenn er einen Fähnrich mit langen Haaren erwischte, so nahm er seine Mütze ab, zeigte auf seinen kahlen Kopf und befahl, binnen vierundzwanzig Stunden die Haare wie er verschnitten zu haben. Zuweilen hielt er Haarparade ab; er erschien nämlich beim Appell, ließ das zweite Glied rückwärts richten, die Mützen abnehmen und ging hinter der Front entlang. Dabei fuhr er Allen in die Haare und erkannte auf unvorschriftmäßigen Haarschnitt, wenn er die Haare am Hinterkopf mit der Hand fassen konnte. Nach einer solchen Parade verklagten wir ihn beim Obersten, weil er uns „gestoßen“ habe. Er hatte nämlich Jedem, der zu lange Haare hatte, die Hand auf den Rücken gelegt und kommandirt: „Treten Sie einen Schritt vor.“ Einige von diesen waren aber aus dem Gliede gestolpert, als wenn sie einen heftigen Stoß in den Rücken bekommen hätten, und diese, mit denen alle Andern natürlich gemeinschaftliche Sache machten, erklärten dem Obersten, sie seien körperlich gemißhandelt worden. Eskimo läugnete natürlich jede Mißhandlung, aber der Oberst befahl doch, daß er uns nicht mehr mit der Hand berühren dürfe. Einmal stellte er um zwölf Uhr Mittags eine Jagd auf einen Fähnrich an, der in Civilkleidern wohlgemuth die Linden entlang schritt. Das Tragen von „Civil“ war streng verboten und nur auf Reisen erlaubt. Es war zur Zeit der Sommerferien, und der Fähnrich hatte Urlaub nach dem Rheine, wohin er an demselben Abende abreisen wollte. Er hatte aber seine Reisekleider etwas zu früh angelegt. Als er in der Ferne Eskimo's ansichtig wurde, schritt er eiligst nach der andern Seite, so große Schritte wie möglich machend und das Gesicht den Häusern zuwendend, als suche er eine Nummer. Aber vielleicht eben dieses auffallenden Benehmens wegen hatte ihn Eskimo bemerkt und setzte ihm im mittelsten Gange der Linden nach, seinen Schritt noch mehr als der Fähnrich beschleunigend. Als er mit ihm auf gleiche Höhe gekommen, rief er ihm ein so donnerndes

„Stehen Sie, Fähnrich!“ zu, daß alle Vorübergehenden erschrocken stehen blieben; und auch der Fähnrich stand und ließ, mit den Fingern hinter der Hosennaht, was sich im Civil sehr komisch ausnahm, den schnaubenden Vorgesetzten herankommen, der ihm nun sagte: „Folgen Sie mir!“ und dann mit dem mit ihm genau Schritt haltenden Fähnrich der Schule zusteuerte. Hier angekommen, befahl er ihm, die unschuldigen Kleider aus- und die Löwenhaut wieder anzuziehen, und dann schickte er ihn drei Tage nach den „Linden“. So nannten wir das allgemeine Arrestlokal für die ganze berliner Garnison, zum Unterschiede von dem in der Schule selbst befindlichen, weil es in der Lindenstraße liegt. Arrest in der Schule war eigentlich nur dem Namen nach eine Strafe, weil man hier alle Bequemlichkeiten des Lebens genoß. Man bezog ihn im Schlafrock und Pantoffeln, mit Cigarren, Tabak, Kaffe- und Beefsteakmaschine versehen, durfte Licht haben und lesen. Der Schlüssel zu demselben befand sich in den Händen des Fähnrichs du jour, und dieser ließ sogar Besuch zu dem Arrestanten, ja in der Regel brachte dieser die Nächte ruhig in dem Bette auf seiner Stube zu.

Kadettengeschichten: Ein voreiliger Civil. (S. 484.)

Man blieb nur im Arrest, wenn eine Revision durch den Aufseher du jour zu erwarten war.

(Schluß folgt S. 538.)

Briefe für das Volk

zur Kunde des menschlichen Körpers und Gesundheitspflege.

Von Dr. Carl Volk.

Zehnter Brief.

Respiration. (Reinerhaltung der Luft durch Naturhülfe, durch die Sanitätspolizei.)

Wenn wir die Bevölkerung der Erde zu tausend Millionen gleichmäßig athmender Menschen annehmen, die Kohlensäure-Produktion der übrigen Thierwelt (sicherlich viel zu niedrig) ebenso hoch anschlagen und auch für die Verbrennungen und Gährungsprozesse, die auf der ganzen Erde vor sich gehen, eine mäßige Quote in Rechnung nehmen, so kommen wir trotz der ungeheuren Zahlen, mit denen wir zu thun kriegen, aus der Schwere der Atmosphäre, welche sich als Produkt aus der Größe der Erdoberfläche und der darauf stehenden Quecksilbersäule des Barometers ergibt, unter der Bedingung einer gleichmäßigen Vertheilung des erzeugten kohlensauren Gases durch die ganze Atmosphäre zu dem Resultat, daß unsere Erdenluft, wenn sie vor dreitausend Jahren ganz frei von Kohlensäure war, jetzt ungefähr ½ Prozent (am Gewicht) enthalten müßte. Nun läßt sich aber durch chemische Untersuchung darthun, daß unsere Atmosphäre (der siebente Brief gibt irrthümlich $^1/_{10}$ Prozent an) im Durch-

schnitt der Raumerfüllung nach nur $^4/_{100}$, im Gewicht $^6/_{100}$ Prozent enthält; auch hat sich, seit vor etwa fünfzig Jahren die ersten Untersuchungen angestellt wurden, trotz der vielen Menschen und Thiere, welche mit ihrem Athem die Luft vergifteten, trotz der Menge von Oefen, Essen und Schlöten, die stetig ihre unathembaren Dünste ausstreuen, trotz der allenthalben vor sich gehenden Gährungen und Zersetzungen organischer Substanzen, welche neben den vorigen Momenten im Laufe einer berechenbaren Zeit unseren Planeten für alle warmblütigen Thiere unbewohnbar zu machen im Stande wären, bis auf den heutigen Tag in diesem Allgemeinverhältniß keine Veränderung ergeben, obschon Tages- und Jahreszeiten, hohe oder niedere Ortslagen, Witterungsverhältnisse u. s. w. kleine Schwankungen bedingen.

Die Kohlensäure hat zunächst die Eigenthümlichkeit, sehr leicht vom Wasser aufgesaugt zu werden, und es dienen in dieser Beziehung die fließenden Wasser und vor allem die Regen als wichtige Luftreiniger, ohne daß der Thierwelt daraus ein Nachtheil erwüchse, da die Kohlensäure dem Magen nicht schadet, sondern im Gegentheil dem Getränk eine erfrischende Eigenschaft verleiht. Ferner besitzt das kohlensaure Wasser das Vermögen, den Kalk, über den es wegrinnt, zu lösen, und wird um der gelösten Kalktheile willen für die Thierwelt zu einem wichtigen Nährmittel, indem es derselben den Stoff zuführt, aus dem sie ihre Knochen, Schalen und sonstigen festen Gerüste baut. — Mit den Strömen geht der gelöste Kalk den Meeren zu und bildet daselbst Niederschläge, die vielleicht wie in früheren Schöpfungsperioden dazu bestimmt sind, mit der Zeit aus der Tiefe sich zu heben und festes Land, Gebirge, zu bilden.

Dieß ist übrigens nicht die einzige Abflußquelle der Kohlensäure; eine weit wichtigere liegt in ihrer Ernährungsbeziehung zur Pflanzenwelt. Jede Pflanze, vom riesigsten Baum bis zum kleinsten Grashalm oder unbedeutendsten Mösschen, birgt in ihren grünen Geweben (Blättern u. s. w.) die Eigenschaft, die Kohlensäure, mit der sie in Berührung kommt, in sich aufzunehmen und sie unter dem Einfluß des Tageslichts in ihre Bestandtheile zu zerlegen, wobei sie den Sauerstoff an die Luft, der er entnommen, zurückgibt und unter Bindung von Elektrizität und Wärme die Kohle festhält, um sie für den weiteren Gebrauch der Menschen- und Thierwelt, sei es zu einem Nahrungsmittel, zu einem Brenn- oder einem sonstigen Nutzungsmaterial, zuzubereiten. So kommt es denn, daß weder durch die organischen noch die unorganischen Verbrennungsprozesse der Kohle nicht nur die Luft nicht verderbt, sondern das Gleichgewicht und der Kreislauf der organischen Natur in der schönsten Weise unterhalten wird.

Die großen Städte, in welchen ansehnliche Menschenmassen zusammen nicht bloß durch ihren Athem, sondern auch durch andere Ausstöße und durch das Faulen organischer Abfälle die Luft verderben, sind bekanntlich sehr ungesunde Oertlichkeiten, in welchen nervöse und ansteckende Fieber das ganze Jahr hindurch herrschen und die Bewohner im Durchschnitt eine viel kürzere Lebensdauer haben, als in kleinen Städten und auf dem Lande (Sterblichkeitsverhältniß 3 : 2). Besonders stark ist die Hinfälligkeit unter den Kindern, indem zum Beispiel im ersten Lebensjahr zu Hamburg 19, zu Berlin 21, zu Wien 29 Prozent (in letzterer Stadt also fast ein Drittel der neugebornen Kinder) wieder sterben. Wohl wirken zu Erzielung dieses Resultates schlechte Nahrung, fehlerhafte Hautpflege und sittliche Verkommenheit der Eltern mit; da indeß an kleineren Plätzen verhältnißmäßig dieselben Momente Geltung finden, so wird die Ansammlung schlechter Luft in großen Städten für die stärkere Quote um so sicherer verantwortlich gemacht werden dürfen, als der Nahrungsbedarf binnen vierundzwanzig Stunden eben etliche Mal, der des Athmens aber alle Minuten sechzehn- bis vierzigmal wiederkehrt. — Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß, sobald eine Stadt einen Anlauf zum Großwerden nimmt, die Hausbesitzer sich nicht mehr mit dem Gewinn begnügen, der ihnen in der höheren Werthung ihrer Wohnungen sozusagen im Schlaf zugewachsen ist; nein, eine jede Spelunke muß nach dem Grundsatz, daß die Luft keinen Bauplatz zahle und die ganze Luftschichte auf dem Eigenthum dem Besitzer gehöre, zum vier- bis fünfstockigen Thurm und mit seinem Unterschlupf für eine möglichst große Personenmenge zu einer Düngerfabrik werden, die nicht nur in den innern Räumlichkeiten, sondern auch auf weite Strecken hin die Luft verpestet. Und wo irgendwo eine Baumgruppe steht, die einen wohlthätigen lustverbessernden Einfluß üben konnte, muß sie fallen, damit man schon aus der Ferne die lockenden Handwerksabzeichen wahrnehme. Eine schwere Schuld liegt hier an den leitenden Lokalbehörden, die leider so vielfältig ihre Erwählung nicht dem Verständniß der wahren örtlichen Bedürfnisse, sondern ihrer Färbung in hoher Politik verdanken, eben so aber auch an der beaufsichtigenden Staatsgewalt, der es ein Leichtes wäre, ein Gesetz durchzuführen, welches derartigen gemeinschädlichen, wucherischen Bauunternehmungen Maß und Ziel steckte, indem sie die Konzession dazu von entsprechend weiten Winkelräumen und einer polizeilich überwachten Reinigungs- und Entgiftungs-Servitut abhängig machte, nebenbei aber sich zur Aufgabe setzte, nicht nur für die Erhaltung von alten, sondern auch für die Anlegung von neuen freien Plätzen mit Baumgruppen und Alleen, deßgleichen für den Durchbruch enger, dem Luftzug unzugänglicher Sackgassen zu sorgen. Für neuanzulegende Stadttheile sollte als Regel gelten, bei breiten, in einer der Lüftung günstigen Richtung vorgeschriebenen Straßen die Höhe eines Gebäudes von der Größe des dazu gehörigen Hof- und Gartenraumes abhängig zu machen und bei Fabriklokalitäten auch ihren Konsum von Brennmaterial in Rechnung zu nehmen, damit die Luftverbrauchslokalitäten sich nicht in einer Weise häufen, um das Gesammtwohl zu schädigen. Man ist hiezu um so berechtigter, da der Luftverbrauch nicht aus der Schichte über dem Eigenthum geholt, sondern diese mit ihrer Verderbniß zum Dieb und Schädiger an der Nachbarschaft wird. Der größere Aufwand, welcher dadurch dem Gemeinwesen für Unterhaltung der Straßen erwächst, kommt jedem Einzelnen an Gesundheit, folglich auch an Arbeitskraft und erhöhtem Lebensgenuß zu gut. Was hier von der Erweiterung größerer Städte gesagt ist, findet seine Anwendung auf die Errichtung von Wohnungen überhaupt.

Es ist augenfällig, daß das Verwesen von organischen Abfällen, Thierleichen u. s. w. in den Straßen und Häusern die Luft verderben muß, weßhalb es nöthig ist, solchen Unrath und Kehricht jeden Tag an Plätze abzuführen, von denen aus keine Benachtheiligung mehr droht. Die Ausgüsse der Küchen und der Ablauf der Ställe und Abtrittröge müssen, wo letzterer nicht in besonderen Güllentrögen aufgefangen wird, durch steinerne Rinnen den gut ausgemauerten und zweckmäßig angelegten Abzugsdohlen zugeleitet werden. Das Versinken solcher fäulnißfähigen Auswurfsstoffe im Boden ist der Gesundheit in hohem Grade nachtheilig, und eine Verabsäumung dieser Vorsicht rächt sich furchtbar, sobald einmal eine epidemische Krankheit ernsterer Natur, Cholera zum Beispiel, einen derartig vernachlässigten Platz trifft. Was hier von dem Ablauf gesagt ist, gilt in viel höherem Maße von den Kothstätten selbst, die überall, wo größere Menschenmassen beisammen wohnen, nicht frei in den Winkeln liegen dürfen, sondern aus steinernen Trögen bestehen müssen, welche nichts durchlassen, da sonst außer dem vorgenannten Nachtheil auch eine Vergiftung der in der Nähe befindlichen Haus- und Pumpbrunnen zu besorgen steht. Diese Tröge dürfen sich nie bis zum Ueberlaufen füllen, sondern müssen zeitig geleert werden. Ihre üblen Ausdünstungen lassen sich dadurch beseitigen, daß man die Extremente mit einer Schichte Eisenvitriol deckt. Man rechnet für solchen Zweck $2^1/_2$ Pfund Eisenvitriol auf 100 Pfund Wasser und sorgt dafür, daß der Unrath gehörig mit dem Eisenwasser gemengt oder doch vollständig davon bedeckt wird.

Dieses Gemisch ist geeignet, das Ammoniak und Schwefelwasserstoffgas der Kloake gut zu binden und beeinträchtigt die Dungkraft in keiner Weise. Ich weiß wohl, es gehört unter die frommen Wünsche, wenn man dem Menschen bei seiner gewohnten Trägheit das Ansinnen stellt, sich selbst und seinen Nachbarn mit einigem Aufwand die Wohlthat einer reineren Luft zu erkaufen; indeß habe ich diesen Wink im Interesse der Weiseren nicht unterdrücken mögen, und er sollte namentlich zu einer zwingenden polizeilichen Richtschnur werden, wo spekulativer Wucher bei den beschränktesten Winkelräumlichkeiten Kasernen anzulegen beliebt. Paris ist mit einem guten Beispiel vorangegangen, indem die Regierung daselbst die Desinfektion der Abtritte 1849 zwangsweise einführte.

Wir kommen nun auf die Drainage, das heißt, die Abführung des Senkgrubeninhalts durch Wasserdruck in ausgemauerten Kanälen, zu sprechen. So sehr diese Einrichtung von manchen Seiten gelobt wird, bietet sie doch einige sehr erhebliche Nachtheile, um deren willen die von uns vorhin genannten Maßregeln den Vorzug verdienen dürften. Jedenfalls erfordert sie große disponible Wassermassen und einen ansehnlichen Fluß, in welchen das gleich nach der Ablegung weggeschwemmte Exkrement geleitet wird. Dadurch geht nicht nur für die Landwirthschaft sehr werthvolles Material verloren und wird der immer größeren Verarmung des Bodens, auf welche Liebig so dringend aufmerksam macht, Vorschub gethan, sondern man verdirbt auch das Flußwasser, auf dessen Nutzung nicht eben in der Eigenschaft eines stinkenden Güllenstromes doch so viele weiter unten wohnende Menschen angewiesen sind.

Eine sehr vortheilhafte Wirkung auf Luftreinigung üben, wo die Verhältnisse die Anbringung gestatten, an den Wegseiten hinziehende Rinnsteine mit schnellströmendem Wasser, wie man dieß in Bern sieht, wo das reine Wasser der Aare vermittelst hydrostatischen Druckes durch alle Straßen getrieben wird; es strömt da in ziemlich tiefen und breiten Granitgossen dahin und dient nicht nur zur Bindung der Kohlensäure, sondern kann stets zu Reinigung der Straßen, zu Löschung bei Feuerbränden u. s. w. benützt werden. Einen nothdürftigen Ersatz für eine derartige Einrichtung bietet das Bespritzen der Straßen; man verrichtet dasselbe am zweckmäßigsten vermittelst großer Wasserfässer und durchlöcherter langer Tröge, die man auf Wagen umherführt, und erzielt damit nicht bloß Legung des Augen und Lungen belästigenden Staubes, sondern eine wirkliche Erfrischung und Reinigung der Luft.

Es gibt gewisse Gewerbe, welche vorzugsweise geeignet sind, die Athemluft in ausgedehnten Verhältnissen zu verderben, und sich deßhalb nicht eignen, in der Nähe anderer Wohnungen, oder, wenn es der Fall, nur unter Bedingungen betrieben zu werden, welche ausgedehnte Lüftungsräumlichkeiten bieten. Wir meinen hier nicht jene Luftverderbniß, welche durch giftige oder mechanisch schädigende Staubbeimengungen bewirkt wird, da diese, als hauptsächlich auf die unmittelbar dabei betheiligten Arbeiter sich beschränkend, mehr in's Bereich der Privathygiäne und der hiefür einschlägigen Staatsfürsorge, als in den Ressort der öffentlichen Polizei gehört, sondern jene Luftvergiftung, die eine Folge der Entbindung schädlicher Gase ist und daher um ihrer flüchtigen Natur willen sich über größere Strecken verpflanzt. Besonders nachtheilig wirken hier die Produkte des Faulens thierischer Gewebe, und es müssen deßhalb Abdeckereien und Poudrettenfabriken unbedingt dem Bann bewohnter Räumlichkeiten entrückt, am besten auf hochgelegene Orte verlegt werden. Dasselbe gilt in geringerem Grade auch von den Leimsiedereien, den Knochenlagerungsmagazinen und den Darmfabriken. Schlachthäuser, Gerbereien und ständige Menagerieen (zoologische Gärten) fordern viel Lüftungsraum und fließendes Wasser. Zu den pflanzlichen Fäulnißgasen gehören die äußerst ungesunden Ausdünstungen der Flachs- und Hanfröſten, und sie vermögen, wo diese so angelegt sind, daß der Wind sie nach bewohnten Plätzen führen kann, endemische Fieber zu erzeugen, wie denn auch das Wasser der Röſten schädlich auf die Hausthiere und tödtlich auf die Fische wirkt. Gleichfalls ein pflanzliches Zersetzungsprodukt ist die Sumpfluft (Malaria), welche Wechselfieber erzeugt; sie wird durch Trockenlegen der sumpfigen Stellen beseitigt. Eine ähnliche Wirkung üben die Ausdünstungen eines jungfräulichen Bodens, auf dem sich der Humus von Jahrtausenden ungenützt angesammelt hat; die Fieber verlieren sich hier erst mit der fortschreitenden Kultur und der Ausrottung sumpfiger Stellen. In tropischen Zonen ist es gefährlich, Stellen mit üppiger Vegetation zum Nachtlager zu wählen, da dieß in Folge eines Zusammenwirkens von feuchtem Modergrund und starker Kohlensäureaushauchung die bedrohlichsten fieberhaften Krankheiten nach sich zieht.

Chemische Fabriken, welche schädliche und unathembare Gase ausstreuen, sind von menschlichen Wohnungen fern zu halten. Besondere Rücksicht und sorgfältige Ueberwachung gebührt in dieser Beziehung den neuerdings mehr und mehr in Nutzung kommenden Leuchtgasfabriken, die nicht nur durch Luftverderbniß, sondern auch durch Explosionen und Brand schädlich werden können. Das zu beschaffende Gas muß durchaus rein sein und ohne Hinterlassung irgend eines Geruchs verbrennen. Man beobachte die größte Vorsicht bei den Drehvorrichtungen und sorge für stetige gute Beschaffenheit der Leitungsröhren, die so tief gelegt sein müssen, daß sie durch die Erschütterung des Bodens, welche das Fahren von Wagen und so weiter bewirkt, nicht beschädigt werden können; auch sollten die Gasanstalten ihre Abnehmer durch gedruckte Anweisungen über den Gebrauch des Gases und die Behandlung der Gasleitungsapparate belehren.

Die Begräbnißplätze fallen in die Kategorie der Anstalten, welche bei unzweckmäßiger Anlage durch die Fäulniß thierischer Stoffe die Luft verderben können. In dieser Beziehung fehlt es fast allerwärts, indem ihnen selbst bei ursprünglich passender Lokalisirung Gewinnsucht und die zunehmende Bevölkerung menschliche Wohnungen immer näher rückt, und Diejenigen, welche es hindern sollten, ihre Pflichtversäumniß damit zu entschuldigen pflegen, daß dem, der es nicht anders haben wolle, kein Unrecht geschehe, und es ohnehin Menschen genug auf der Welt gebe. Doch Wehe, dreifach Wehe über die selbstsüchtigen Wichte, die da meinen, wenn nur *sie* ungefährdet bleiben, so möge die halbe Welt zu Grunde gehen; sie könnten sich übrigens sehr verrechnet haben, sofern die nachtheiligen Folgen derartiger Versündigungen in der Regel erst bei herrschenden pestartigen Krankheiten recht augenfällig werden und sich dann nicht bloß auf die nächste Umgebung beschränken. Je größer ein Platz, desto ferner sollte der Friedhof sein, der am passendsten auf luftige Höhen verlegt wird. Auch ist die Tiefe der Gräber, die man gewöhnlich zu sechs Fuß für den Erwachsenen berechnet, nicht zureichend, um bei großer Sterblichkeit genügenden Schutz zu gewähren. Sechs Fuß für Kinder und neun für Erwachsene dürften sichern, namentlich wenn man auf dem Friedhofe für guten Gras- und Baumwuchs sorgt, der die Produkte der Verwesung schneller verzehrt und in nutzbares, oder zum mindesten luftreinigendes Material umwandelt. Die Gerippe sollten erst nach dreißig Jahren wieder ausgenommen werden. Leichenhäuser, die einem etwaigen Wiedererwachen aus dem Scheintod dienen sollen, auf Kirchhöfen anzubringen, ist ganz und gar verwerflich, da zu Erreichung dieses Zweckes gesunde Luft vorzugsweise nöthig ist. Zur Nachtzeit sind Begräbnißplätze um ihrer Ausdünstungen willen besonders zu meiden.

Die Gefahr, welche aus den Ausdünstungen vieler Kranken für die Umgebung erwächst, hat längst Anlaß gegeben, Krankenspitäler aus den Städten hinaus zu verlegen. Aber eben diese Gefahr wird um so größer für die Bewohner derselben, deren Sterblichkeit in dem Maß zunimmt, in welchem die Ventilation vernachlässigt wird. Um diese recht ergiebig zu machen, hat man mit großem Vortheil in den öffentlichen

Freudenfeuern von Recife und Olinda, ebenso Cabo, Jaboatão, Goyanna, Parahyba, Natal und Aracaju. Ebenso erfolgte der nächtliche Empfang in Maceió, Penedo, Villa Nova, Estancia, Propriá, Larangeiras, Victoria, Bahia, Ilheos, Porto Seguro, Caravellas, Victoria, Campos, Cabo Frio, Angra dos Reis, Ilha Grande, Parahyba do Sul, Barra Mansa, Barra do Pirahy, Entre Rios, Juiz de Fora, Mar de Hespanha, Barbacena, Queluz, Lavras, Oliveira, Formiga, Bom Successo, Pitanguy, Sant'Anna do Paranahyba, Uberaba, Uberabinha, Santa Anna do Rio Verde, Goyaz, Meia Ponte, Corumbá, Cuyabá, Diamantino, Diamantina, Villa Bella, Santo Antonio do Rio Madeira, Manaos, Serpa, Parintins, Obidos, Santarem, Monte Alegre, Almeirim, Gurupá, Macapá, Vigia, Belem, Cametá, Baião, Tocantinopolis, Porto Nacional, Carolina, Pastos Bons, Caxias, Therezina, Parnahyba, Granja, Sobral, Fortaleza, Aracaty, Mossoró, Natal, Parahyba, Goyanna, Jaboatão, Olinda, Recife,

was am Thore weiter blieb. Auch gelobt Lothar, auch unser- | Während dieser Thore Berge, wo heute Gott ein Heilig-
merd sich wahrhaftiger Dankbarkeit, Thaten und Gesetze, welche | tempel erhob.

1127 erbauen er was Ulfelden. Ihor 1690

Thor von Hirschhorn bei Neckarau.

seine bewährten Ratgeber vorgezeichnet an heiligen Ordnung. | Thor. Zeige eine Thore Hauptlichter und heutiger Hirschhorn
Da hat gerade, als er zum Thore hinaus wollte, auf | Hofgerichtsassessors, der auch noch wenige Jahr geschlossen

Fahrzeugen bestand und tapfere Männer trug. Dieselben schlossen sich den Portugiesen im Kampfe gegen die Ungläubigen an. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung, während welcher mit wechselndem Glücke gekämpft wurde, fiel endlich Lissabon in die Hände der tapferen Belagerer und wurden die Ungläubigen, die sich nicht flüchten konnten, niedergemetzelt.

Ohne Zweifel aus Gründen der Politik erklärte Alphons Portugal für ein Lehen des Papstes und verpflichtete sich ihm gegenüber zur Bezahlung eines jährlichen Grundzinses unter der Bedingung, daß der heilige Stuhl seinerseits Portugal in jeder Beziehung zu begünstigen versprach. 1179 bestätigte Papst Alexander III. Alphons als König von Portugal. Nachdem er seinen Sohn in die Regierungsgeschäfte eingeweiht hatte, starb er 1185 zu Coimbra, innig geliebt von seinem Volke, das ihn nach seinem Tode als einen Heiligen verehrte.

Alphons ist der Gründer mehrerer Klöster in Portugal, unter welchen dasjenige von Alcobaça das bedeutendste ist. Die fromme Sage erzählt sein Entstehen in folgender Weise.

Alphons hegte die innigste Verehrung für den heiligen Bernhard; um derselben am thatsächlichsten Ausdruck zu geben, legte er, auf seinem Marsche, um Santarem von arabischer Herrschaft zu befreien, auf dem Gipfel eines Berges in der Sierra von Albardos angekommen, das Gelübde ab: im Falle des Gelingens seines schwierigen Unternehmens dem heiligen Bernhard und den Mönchen seines Ordens alles Land zum Geschenke zu machen, das von diesem Gipfel in jener Richtung hin überblickt werden könne, in welcher sich die Flüsse in das Meer ergießen. Am 11. März 1147 öffneten sich ihm die Thore von Santarem, am 2. Februar des folgenden Jahres legte er den Grundstein zu dem Kloster von Alcobaça, und bald füllten sich die Zellen des neuen Baues mit frommen Mönchen, über welche der heilige Manfred dem Abt Ramulpho die Oberaufsicht übertragen hatte. Von nun an gedieh das Kloster in der Weise, daß es mehrmals gegen neunhundert Mönche in seinen Mauern zählte. Fortwährend wußte es sich die Gunst der Beherrscher Portugals zu erhalten, die ihm reichliche Schenkungen zuwendeten. Es besaß vierhundert Städte sammt ihrem Territorium und übte über sie die Gerichtsbarkeit, die von derjenigen des Königs unabhängig war. Kam der Beherrscher des Landes und des Klosters zum Besuch, so erhielt er nach althergebrachter Sitte nach seiner Auswahl entweder ein Paar Schuhe oder ein Paar Stiefel zum Geschenk. Wichtiger ist, daß das Kloster Alcobaça schon in früher Zeit der Mittelpunkt wissenschaftlicher und theologischer Untersuchungen war, eine reiche Sammlung historischer Schätze anlegte und seine Mönche die ersten waren, welche in Portugal die Jugend in den Wissenschaften unterrichteten. Die Eröffnung der Klosterschule fand am 11. Januar 1269 statt.

Von der ursprünglichen Fassade der Klosterkirche von Alcobaça, zu der man auf einer Freitreppe von zwanzig Stufen hinaufstieg, ist nur noch die mittlere Eingangspforte erhalten; das Uebrige stammt aus dem letzten Jahrhundert. Zu den beiden Seiten des Eingangs erheben sich die Statuen des heiligen Benedikt und des heiligen Bernhard, über denselben, mit dem Rücken an korinthische Säulen gelehnt, diejenigen der Kardinaltugenden, oben im Giebel, zwischen schwerfälligen viereckigen Thürmen, das siebenzehn Fuß hohe Bild der Mutter Gottes. Diese sämmtlichen Statuen sind aus italienischem Jaspis gemeißelt, jede aus einem einzigen Block. Links und rechts der Kirche und mit ihr parallel laufend ziehen sich zwei gewaltige vierstöckige Gebäude hin, in denen die noch gut erhaltenen Kreuzgänge das Merkwürdigste sind, während sie von Außen kahl und verödet anzusehen sind.

Der ganze Bau hat in seinem Innern den ursprünglich großartigen und edlen Charakter bewahrt. Einige jonische Säulen und einige Altäre von einem Schmuck zweifelhaften Geschmacks ausgenommen, macht er einen reinen, ernsten und imposanten Eindruck; es ist die ruhige Majestät des frühgothischen Styls, welche uns hier mit Bewunderung erfüllt. Sechsundzwanzig Säulen theilen die Basilika in drei gleichhohe Schiffe; das Gewölbe des Transept — des Cruzeiro, wie die Portugiesen sagen — ruht auf ähnlichen Säulen, wie diejenigen der Langschiffe sind. Hinter dem Chor der Kirche läuft im Halbkreis eine Säulenhalle hin, über welcher sich eine Kapelle von derselben Höhe wie die Langschiffe des Transept und fünf kleinere mit Statuenschmuck von einem zwar etwas noch unbeholfenen Geschmack, aber doch kräftigen und charakteristischen Ausdrucks erheben.

In dem Cruzeiro finden wir die Königsgräber von Alphons VI. und Alphons VII. mit denjenigen ihrer Gemahlinnen Dona Uracca und Dona Brites. Alphons VI. sollte zu Coimbra begraben werden, wo er am 25. März 1223 starb; da er sich aber mit der Geistlichkeit in Händel eingelassen und deßhalb exkommunizirt worden war, wurde sein Begräbniß dort verweigert; man brachte dann seinen Leichnam nach dem Kloster von Alcobaça und beerdigte ihn hier ohne Pomp. In der Nähe dieser Königsgräber fallen auch die Mausoleen mehrerer Infanten und Infantinnen in's Auge, unter andern auch dasjenige des Don Frei Pedro, der zuerst als Gesandter in Spanien und Frankreich die Interessen seines Bruders Alphons I. verfocht, sich dann als tapferer Krieger auszeichnete und endlich als Prior des Klosters von Alcobaça starb.

Der Chor der Kirche ist größtentheils in Ahornholz auf die wundervollste Weise ausgeführt. Die Skulpturen und Arabesken, die so reichlich aus diesem wunderbaren Schnitzwerk hervorblühen, passen freilich nicht ganz zu dem einfachen und stolz nüchternen Charakter des Gebäudes; aber staunenswerth bleibt dieser Reichthum von Blättern, Blumen, verschlungenen Zweigen und geistreich erfundenen Figuren jeder Art immerhin. Die Konzeption dieser Verzierungen ist eben so phantastisch, wie die Ausführung geschickt und sorgfältig.

Der rechte Flügel des Klosters ist 1809 von den Franzosen in Brand gesteckt worden. Der noch wohl erhaltene linke enthält eine zahllose Menge von Zellen, in demselben befindet sich auch die Sakristei, die fast so groß ist wie eine Kirche; imposanter sind die Kreuzgänge; an der Seite schließen sich zwei oder drei Kapellen an, deren Wände von unten bis oben mit Schmuck überladen sind; sehenswerth sind ferner: das Reliquarium, freilich fast gänzlich seines Inhalts beraubt, die einst an seltenen Werken, Karten und Manuskripten so reiche Bibliothek, die Refektorien und endlich jener große Saal, in welchem einst von einer Kanzel herab ein Meister der Gastronomie eine Armee von Köchen (Laienbrüdern) kommandirte und ein Bataillon derselben um den mächtigen Herd standen, auf welchem Braten schmorten, die der homerischen Zeit würdig waren. Aber jetzt ist dieser große Saal öde und verlassen und auch nicht das geringste Geräusch unterbricht die Stille dieser entvölkerten Räume.

Bevor wir das Gebäude verlassen, zieht noch eine merkwürdige Sakristeithüre unsere Blicke auf sich. Sie befindet sich in dem Kreuzgang des Königs Diniz unter jenem Kreuzgewölbe, wo Don Pedro I. und Inez de Castro beigesetzt sind. Dieselbe besteht aus zwei Pfeilern aus Holz, die von oben bis unten mit reichen, stark hervortretenden Ornamenten in Relief geschmückt sind, im Geschmacke der Frührenaissance. An diesen Pfeilern ranken Weinreben empor und bilden, indem sie sich oberhalb mit einander verbinden, einen Giebel von in reichlicher Fülle hervortretenden Zweigen und Blättern. Man kann nicht sagen, daß dieser Schmuck von einem besonders geläuterten Geschmacke eingegeben ist, aber bizarr ist er immerhin und von überraschendem Effekt, und zeugt die Ausführung von großer künstlerischer Fertigkeit. Er ist ein Beispiel der in Portugal unter dem Ausdruck „die manoelin'sche" bekannten Kunst, eine eigenthümlich nationale Schöpfung, der König Manoel ihren Namen gegeben hat und von der wir in Thomar, Belem und Cintra Mehreres und zwar sehr Beachtenswerthes antreffen.

Der Kreuzgang des Königs Diniz ist prachtvoll. Die Gallerieen werden von mächtigen Bogenwölbungen gebildet, die sich über drei verjüngten Spitzbogen schließen, deren Anläufe sich auf je zwei Säulen stützen. Die Füllung der größern Bogen ist durch eine geschmackvoll verzierte Rose (Ochsenauge) durchbrochen, deren architektonische Komposition in ihrer energischen Einfachheit wunderbar der Bestimmung dieser Räumlichkeiten entspricht, nachdenklichen Mönchen zu andachtsvollem Hin- und Herwandeln zu dienen.

Ueber die schon erwähnten Gräber erheben sich in weißem Marmor ausgeführte Grabmäler. Der eine Sarkophag wird von sechs Löwen getragen; er enthält die sterblichen Ueberreste von Don Pedro I., der andere ruht auf sechs Engeln, er bezeichnet das Grab von Inez de Castro. Leider wurden diese Denkmäler durch französische Soldaten erheblich beschädigt.

Anezka.

Historische Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg.

Von der Verfasserin der „Angelika Kaufmann."

1.

In dem Flecken Mrakotin in der Herrschaft Inltsch in Mähren stand früh Morgens Meister Buresch, der Schmid, vor seinem Amboß. Er hob den gewichtigen Hammer und schlug damit das Eisen, daß die Funken weit hinaus sprühten durch die dunkle Schmidhalle und bis über die Straße hin.

Manchmal schüttelte er halb ärgerlich, halb bedenklich den Kopf wie Einer, dem die Zeiten nicht gefallen, und der wohl wünschen möchte, daß sie anders werden.

Da kam sein Gehülfe die Straße herauf und trat mit freundlichem Gruß in die Werkstatt. Er hatte in dem nahen Städtchen allerlei Eisenwerk zum Betrieb des Geschäftes erhandelt, auch dem Rentmeister des Schlosses Inltsch den üblichen Pacht für die Schmide in seines Meisters Namen entrichtet. — „Gottes Gruß, Friedrich," sagte Buresch, und ließ den Arm ruhen von der ermüdenden Arbeit, indem er mit sichtlichem Wohlgefallen den kräftigen Jüngling und dann das erhandelte Eisenwerk betrachtete. — „Alles gut," sagte er, „sehr gut," und klopfte dem Ankömmling freundlich auf die Schulter, „aber wie sieht es in Inltsch aus, und was hat der Rentmeister gesagt zu der Zeit, wie sie ist und dem, was wir in der nächsten Zukunft zu erwarten haben?" — „Der Rentmeister," entgegnete Friedrich, meint, „es dürfe wohl Mancher den Anfang dieses Krieges gesehen haben, der sein Ende nicht erleben würde." — „Hm," machte Buresch — „Der Amtmann und die beiden Regierungsschreiber, die mir unterwegs begegnet," fuhr der Schmidgeselle fort, „versicherten, der Friedländer würde nicht eher ruhen, bis er ganz Deutschland in Flammen gesetzt." — „Man sagt," bemerkte Buresch nachdenklich, „er verfolgt andere Pläne als die, dem Fortschritt der neuen Lehre Einhalt zu thun. Unterdeß saugt der Krieg den Bürger und Landmann aus, und wenn Einer heut ein Stück Brod verdient, so jagens ihm morgen die Kroaten ab. — Eine schöne Zeit das, und wohl dem; der in dieser Zeit weder Gatte noch Hausvater ist . . . und dennoch . . ."

Friedrich blickte mit einem leisen Seufzer vor sich hin.— „In Inltsch," entgegnete er dann wie ablenkend, „wimmelt es von Soldaten. Ein Fähnlein Reiter aber von des Torquato Conti Schaaren zog dicht hinter mir drein. Mich wundert, daß sie noch nicht durch den Flecken gekommen." — „Werden wohl nach Böhmen beordert sein," sagte Meister Buresch, seinen Hammer wieder ergreifend und mit einer Kraft auf den Amboß schlagend, als ob er dem Gefühl eines heiligen Zornes durch das energische Ausheben seines Armes Luft zu machen suche. — „Gott gnade dem armen gelnechteten Volke," sagte Friedrich, — „aber es wird Arbeit geben in der Schmide, sobald erst die Conti'schen durchkommen; darum vergönnt mir, Meister, mich einen Augenblick zu entfernen und die Kleider zu wechseln; gleich bin ich in meinem Arbeitswamms wieder hier, um die durch den Gang nach Inltsch verlorene Zeit wieder einzuholen." — „Ein prächtiger, kräftiger Junge," sagte Meister Buresch vor sich hin, während Friedrich sich in dem nächsten Nachbarhause verlor, wo seine Mutter wohnte. „Ja," fuhr der Schmid immer noch mit sich selbst redend fort, indem er das Kinn auf beide Hände, und die Hände auf den ruhenden Hammer stützte, „wer den zum Eidam hätte, der könnte sich aller Sorgen entschlagen in der gottvergessenen Zeit, aber die Mädchen" — und er fing an zu arbeiten, daß die Schmide erdröhnte unter dem immer heftiger werdenden Schlage des Hammers, „die Mädchen sehen in dieser verwünschten Zeit einen Windbeutel und Herrn von Habenichts, der den Federwisch an der Seite trägt, lieber als einen ehrlichen Gesellen, der es redlich mit ihnen meint." Und er schleuderte den Hammer in eine Ecke und stellte sich einen Augenblick mit verschränkten Armen dazu.

Da wurde es laut auf der Straße, die Nachbarn liefen zusammen; in der Richtung von Inltsch her aber bewegte sich eine Staubwolke, und bald verkündete schmetternder Trompetenstoß, daß ein Fähnlein Reiter im Anzug. An dem Fenster der reinlichen Wohnstube des Schmids wurde ein Mädchenantlitz sichtbar. Friedrich war noch nicht zurück, als ein Trupp Reiter bei dem gegenüberliegenden Wirthshause Halt machte. Einer derselben saß ab und trat, sein Pferd am Zügel führend, gerade auf die Schmidhalle zu. — „He da, alter Holofernes," herrschte er Meister Buresch an, „hier meinen Rappen beschlagen, hat das linke Vordereisen beim Einreiten in dieses Element verloren und ich muß, ehe zwei Stunden vergehen, für meinen Obersten in R. Quartier machen; ein weiter Weg, und dazu wahre Teufelsbrücken, diese mährischen Straßen." Buresch bückte sich, den Huf zu besichtigen; der schmucke Reiter indeß schaute sich anderswo um. Das Gesicht des sehr schönen siebenzehnjährigen Mädchens blickte eben in höchster Neugierde durch die halboffene Thür, welche im Hintergrunde der Schmide die Letztere mit dem Wohnhause verband. — „Ei, sieh da," sagte der Kornet, während Meister Buresch fleißig darauf zuschlug; „ist das Euer Töchterlein, Euer Mündel oder — nein, Euer Weib kann es nimmermehr sein, aber wie in aller Welt kommt diese schönste unter den Töchtern Eva's in die unparadiesische Schmidhölle?".

Meister Buresch wandte sich. — „Anezka," sagte er, ohne auf die ziemlich unfeine Frage des Kornets zu erwiedern, „geh' in die Stube, und Ihr, Herr Reitersmann . . ." Aber er hatte nicht Zeit, auszureden, denn ehe noch das enteilende Mädchen die Wohnstube erreicht, ehe noch der Schmid den Huf des Pferdes aus der Hand gelassen, war der Reiter der Erröthenden nachgesprungen, hatte sie trotz allen Widerstrebens mit seinen Armen umschlossen und einen heftigen Kuß auf ihre Lippen gedrückt. Jetzt kam er lachend in die Schmide zurück. Mit zornfunkelnden Augen trat Meister Buresch ihm entgegen. — „Ich glaube gar, Herr Soldat," sagte er vor innerer Aufregung zitternd, „Ihr haltet eines ehrlichen Mannes Kind für nichts Besseres als eine friedländer'sche Marketenderin. Daß Ihr's wißt, laßt mir die Dirne in Ruh oder," und er schwang bedeutsam den gewichtigen Hammer, „ich werde diese meine Waffe gegen Euern unschartigen Säbel messen und Euch das Hirn einschlagen." — „Ho, ho! meint Ihr, Väterchen," lachte der junge Soldat, und sah dabei den Schmid mit einem Ausdruck von Harmlosigkeit und guter Laune an, daß dieser den erhobenen Hammer alsbald sinken ließ und, ein: „Verwünschtes Soldatenvolk" zwischen den Zähnen murmelnd, zu seiner Arbeit zurückkehrte.

Jetzt war der Rappe beschlagen. Der Kornet warf eine Silbermünze hin, saß auf und wandte das Thier.

Das schöne Mädchenantlitz lauschte abermals hinter der bescheidenen Fenstergardine. — „Noch Eins, Väterchen," sagte der junge Reiter, indem er den Rappen zum zweiten Mal wandte, „ich bitt' um einen frischen Morgentrunk — und den laßt jenes liebliche Mädchen mir reichen; ich bitte, versagt mir's nicht." Es lag Etwas in der Stimme des jungen Mannes, dem Meister Buresch durchaus nicht zu widerstehen vermochte, und als er auffah in das offene Gesicht des Bittenden, den, ehe der nächste Tag graute, eine feindliche Kugel ereilen konnte, fühlte er sich vollends überwunden. Schon schritt er nach der Thüre zu, seine Tochter zu rufen. Plötzlich kehrte er sich um. — „Herr Soldat," sagte er, „gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr als ein anständiger Kavalier Euch betragen werdet." — „Sonst betrachtet Ihr meinen Schädel als Amboß," lachte der Kornet, „und das Quartier meines Obersten bleibt unbestellt; aber ich habe keine Zeit, zu parlamentiren." — „Ihr wollt Euch also . . ." — „Wie ein ganz anständiger Kavalier betragen, der ich zu sein hoffe, Väterchen," entgegnete der junge Mann, indem er sich lächelnd in die Brust warf. Jetzt erst ging der Schmid nach der Stube.

Nach wenigen Minuten trat gesenkten Blicks die zitternde Anezka heraus. Sie trug eine Schale Milch in der Hand, die sie verschämt dem Reiter auf's Pferd reichte. Dieser mußte sich weit herab beugen, das Gefäß zu erfassen.

„Gutes, liebliches Mädchen," flüsterte er, die Schale zurückgebend, „ich weiß nicht, warum mir so wohl wird, wenn ich dich anschaue. Fürchte nichts, aber sieh' mich nur ein einzig Mal an, ehe wir scheiden, und denke mein in der mörderischen Schlacht, und bete für mich." Fast unwillkürlich blickte Anezka zu dem Flehenden auf. Dieser faßte schnell ihre Hand, drückte sie leise und sprengte davon.

Lange schaute das Mädchen ihm nach, bevor sie sinnend an ihre Arbeit zurückging. Jetzt kam auch Friedrich herüber, sich bei Meister Buresch über sein langes Ausbleiben entschuldigend. Die Mutter und Röschen, denn er hatte noch eine Schwester, hatten ihn beim Anblick der Conti'schen Reiter, die unter Vielen die Uebermüthigsten und Muthwilligsten waren, nicht sogleich aus dem Hause gelassen. Erst nachdem der Trupp sich unter Sang und Klang und munter'm Soldatenjubel entfernt, war es ihm möglich geworden, nach der Schmide zu eilen, an welcher während mehrerer Stunden zahlreiche Nachzügler vorüberkamen, von denen gar Mancher daselbst Einspruch hielt. Anezka hatte sich in den hintersten Winkel der kleinen Wohnstube zurückgezogen. Hatte der Kornet sie so sehr erschreckt und fürchtete sie eine ähnliche Szene? oder hatte vielleicht gar der arme Friedrich sie verscheucht?

Als die Feierstunde gekommen, brachte Meister Buresch den Gesellen mit in die Wohnstube, sich bei einem kleinen Imbiß gütlich zu thun. Hier erzählte er ihm den Vorfall mit dem Reitersmann, ohne jedoch zu erwähnen, daß er Anezka geküßt, denn er wollte seine Tochter nicht in Verlegenheit bringen. Friedrich blickte zu dieser hinüber, aber sie sah nicht auf von ihrer Arbeit. Endlich bemerkte Buresch, dem der junge Kornet, seine allzu große Kühnheit abgerechnet, dennoch einen fast angenehmen Eindruck hinterlassen: „Schade, daß so ein keckes junges Blut sich dazu brauchen läßt, das Land zu verwüsten und Noth und Tod über seine Mitmenschen zu bringen, und das Alles um einer bloßen Meinung willen."

Friedrich zuckte die Achsel; er schien verstimmt und sprach nicht viel. Anezka aber ließ plötzlich ihre Arbeit in den Schooß sinken und erwiederte lebhaft: „Ich, Vater, finde es entsetzlich, daß ein schöner blühender Jüngling sich wegen ‚mein' und ‚dein' der großen Herren einer stündlichen Todesgefahr aussetzt. Wenn ich Etwas zu sagen hätte, dann müßten Alle von heute an ihre Streitigkeiten persönlich unter einander ausmachen; den Krieg aber würde ich abschaffen."

2.

Wer kennt nicht aus der deutschen Geschichte jenen unglückseligen Kampf, der, unter Rudolph II. sich vorbereitend, nachmals volle dreißig Jahre hindurch bis zum Abschluß des westphälischen Friedens im Jahr 1648 ganz Deutschland verwüstet?

Die Schlacht am weißen Berg war 1620 geschlagen. Umsonst hatte Graf Thurn, umsonst hatten die böhmischen Utraquisten unter ihm einen blutig errungenen Sieg davon getragen. Wo die Begeisterung für Glauben und Vaterland Alles in die Schanze geschlagen, um das Höchste zu retten, Freiheit des Glaubens und Selbstständigkeit der Nation, da hatten Charakterlosigkeit und Schwäche des nach seinem ersten Sieg zum böhmischen König erwählten Friedrich's von der Pfalz Alles wieder verloren.

Ein großer Theil seiner Anhänger endete auf dem Blutgerüst, und auch, nachdem Tilly selbst, der lange mit einer bedeutenden Macht in Prag zurückgeblieben, sich endlich wieder nach Deutschland gewendet, um den Winterkönig in seinem Stammlande anzugreifen, zogen nichtsdestoweniger noch Schwärme von Kaiserlichen, den verschiedensten Nationen angehörig, durch Böhmen und die angrenzenden Landstriche, jede mögliche Wiedererhebung des schwer darniedergebeugten Volks sogleich und im Keim zu ersticken.

Zahlreiche Durchmärsche wurden über Inltsch und Mrakotin ausgeführt, und der Schmid hatte vollauf zu thun. Schade nur, daß er sein Tagewerk meist um Gottes willen begann und ebenso endete, denn gar Wenige Derjenigen, die seines Armes Kraft in Anspruch nahmen, betrachteten den geleisteten Dienst anders als eine Art Kontribution, die im Krieg Jeder das Recht hat zu fordern.

An eine Bezahlung war meist nicht zu denken. Ja, oft war es ein Glück, daß der treue Friedrich zugegen, nicht allein um den Meister in der Arbeit zu unterstützen, sondern auch, während die Pferde von ein paar Kroaten beschlagen wurden, ihre Kameraden zu verhindern in das Wohnhaus zu dringen, und mit sich zu nehmen, was ihnen eben gefiel.

Die Zeit war, wie gesagt, eine böse Zeit, und Meister Buresch und sein Geselle hatten ein rechtes Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, sich selbst und die Ihrigen vor der rauhen Willkür der Soldaten zu schützen.

Im Vergleich mit Andern hatte der Kornet sich am Ende nur einen Scherz mit Anezka erlaubt, den man einem jungen Blut und vorab einem Soldaten verzeihen mußte. Auch schien der Schmid sich mehr und mehr mit der Kühnheit des jungen Mannes auszusöhnen. Anezka vollends hatte ihm nicht eigentlich gegrollt.

So kam es denn, daß Vater und Tochter sich oft von dem Entfernten unterhielten, und nach und nach verstrich kein Tag, ohne daß sie seiner wenigstens mit ein paar Worten gedacht. Der Schmid äußerte sogar den Wunsch, ihn wieder zu sehen, während Anezka nicht ohne gewaltsam zurückgedrängte Aufregung von der Möglichkeit sprach, daß er nimmer wiederkehren, daß er sein blühendes Leben lassen möchte in der mörderischen Schlacht. — „Es ist etwas Schreckliches, Vater," schloß sie dann jedes Mal, „um den unseligen Krieg, und wenn ich Macht und Einfluß hätte, ich würde ihn abschaffen."

Friedrich, der bei dieser und ähnlichen Aeußerungen nicht selten zugegen war, blickte wohl manchmal wie er schon früher gethan, fragend zu Anezka hinüber; aber sie war mit ihrer Arbeit beschäftigt und sah nicht auf; um aus dem Ausdruck ihres Auges zu entnehmen, wie weit das Interesse für den Fremden gehe, ward ihm unmöglich.

Für den ehrlichen Schmidgesellen hegte Anezka eine warme Freundschaft, wie es schien, und nichts weiter.

So waren Monate vergangen. Da geschah es, daß der festgesetzte Termin zur Entrichtung des Schmidpachts abermals vor der Thür war. Es war um diese Zeit schon seit acht Tagen ziemlich ruhig in und um Mrakotin gewesen,

Meiſter Bureſch, der überhaupt allerlei in Inltſch zu beſorgen hatte, hatte für dießmal beſchloſſen, ſelbſt nach dem Städtchen zu gehen. Zur Begleitung und Unterhaltung hatte er Friedrich mit ſich genommen.

Als ſie nun des Weges dahingingen und Meiſter Bureſch die ſchwere Geldkatze in der Hand wog, deren Inhalt er dem Rentmeiſter zu übergeben hatte, konnte er ſich nicht enthalten, zu bemerken: „So viel Geld für den Pacht und ſo wenig Verdienſt; wenn dieſer Krieg lange dauert, dann geht Alles zu Grund.“ — „Wohl wahr,“ entgegnete Friedrich, „aber bei der Schmide gibt's wenigſtens immer Etwas zu thun, und wenn auch nicht jede Arbeit Geld abwirft, ſo ſeid Ihr immer noch beſſer daran, als der Bauer, dem die Ernte geſchmälert oder ganz zerſtört, und dem es unmöglich wird, ſich auf andere Weiſe ſchadlos zu halten.“ — „Da habt ihr recht,“ entgegnete der Schmid, „und es bewährt ſich hier das Sprichwort: ‚ein Handwerk hat einen goldenen Boden‘; wenn es nur erſt Friede wäre, dann ſollte mir nicht bange ſein um die Zukunft, um die beſonders meines einzigen Kindes.“

Friedrich ſah plötzlich verſtummend vor ſich hin, dann ſagte er ſchüchtern: „Ich finde Anezka ſehr verändert, Meiſter, und manchmal hab ich nicht das Herz, ihr zu nah'n.“ — „Ei, ei, thut Ihr doch, als ob das Mädchen eine hochgeborne Prinzeſſin ſei, ſeit ſie auf Schloß Inltſch zu Beſuch geweſen. Laßt Euch nicht irre machen, Anezka iſt eines ehrlichen Schmids Tochter, und ſo wahr ich Bureſch heiße, ſie wird eines ehrlichen Schmids Weib, oder ich erkenne ſie nicht mehr als mein Kind. Wollte Gott,“ fügte Bureſch vertraulich hinzu, „Ihr möchtet mein Eidam werden, Friedrich, ich gebe von Herzen meinen Segen dazu, und Ihr möchtet's mit der Schmide verſuchen, wie ich es auch gethan, und wenn es erſt Frieden iſt, nicht reich, aber doch wohlhabend dabei werden, denn da gibt's noch ein anderes Sprichwort, das nicht minder wahr iſt als das erſte: ‚Der Mittelſtand iſt der glücklichſte Stand‘.“

Anezka: Der Kornet. (S. 492.)

Bei dieſer Rede des ehrlichen Meiſters ſchmolz es wie Eis von des Jünglings Bruſt. Er ſchwieg, ſeufzte und faßte dann endlich ein Herz. — „Meiſter,“ ſagte er, „ich habe Euch immer wie einen zweiten Vater geliebt, ſeit der meinige das Zeitliche geſegnet, und ſo ich's Euch geſtehen darf, ich wäre der glücklichſte Menſch unter der Sonne, wenn der heißeſte Wunſch meines Herzens mir in Erfüllung gehen ſollte, aber ich habe keine Hoffnung . . .“ — „Wie? Ihr zweifelt,“ entgegnete Bureſch faſt vorwurfsvoll, „wenn ich Euch ſelbſt ſage, daß Ihr meinen väterlichen Segen habt zu Eurer Verbindung mit dem Mädchen? Hab' ich Euch jemals anders behandelt, denn als einen leiblichen Sohn, den mir das Schickſal . . . doch laſſen wir's gut ſein, Friedrich,“ und Meiſter Bureſch wurde plötzlich ſichtlich verſtimmt. — „Ich habe Euch beleidigt, vergebt mir,“ ſagte Friedrich, „nicht an Euch zweifle ich ja und Eurer väterlichen Zuneigung für mich, aber wird Anezka je darein willigen, mein Weib zu werden?“ — „Sie iſt verändert, ich wiederhole es Euch, Meiſter.“ — „Sie iſt meine Tochter,“ entgegnete Bureſch, „und wird ſich dem Wunſche ihres Vaters nicht widerſetzen wollen.“

Friedrich, vollſtändig einig mit ſich ſelbſt, in einer Sache, von der das Glück ſeines Lebens abhing, keinen Gebrauch von der väterlichen Autorität zu machen, antwortete hierauf

mit einer leisen Anspielung auf das besondere Interesse, welches der junge Cornet Anezka eingeflößt zu haben schien. — „Weiß wohl," entgegnete Buresch, „die Federbüsche haben mancher noch so vernünftigen Dirne von Mrakotin den Kopf verdreht. Das faust und braust daher und thut schön mit den Mädchen — und am Ende ist's nicht ehrlich gemeint und läuft aus auf pures Herzeleid, aber laßt Euch nicht anfechten. Mag sein, daß der Reitersmann dem Mädchen gefiel, daß sie seiner jetzt noch mit Wohlgefallen gedenkt, — zog es mich doch selbst fast unwillkürlich zu ihm hin. Aber eine wirkliche Liebe zu dem Soldaten hat Anezka nimmermehr. Sie kennt meine Abneigung gegen das Militär." Friedrich hätte hierauf gar Vieles erwiedern können, aber da war der Kirchthurm von Jultsch und gegenüber des Rentmeisters Wohnung, und mit dem Gedanken an das abzuschließende Geschäft, fand er sich nicht in der Stimmung, über den bisher berührten Gegenstand weiter zu reden. Meister Buresch aber mochte die Herzenssache als abgemacht betrachten.

Während er bald darauf mit seinem Gefährten, nachdem Beide ihre Angelegenheiten in dem Städtchen besorgt, rüstig auf dem Wege nach Mrakotin zurückschritt, saß Nachbars Röschen bei Anezka in der Stube. Sie schienen über Wichtiges mit einander geredet zu haben. Röschen trocknete mit der Schürze ihre Augen; sie hatte geweint. Anezka war über die Maßen aufgeregt. — „Ich kann mich nun einmal nicht entschließen," sagte sie; „ich habe nichts gegen ihn, aber ... kurz, ich habe keine Lust zu heirathen." — „Das ist es nicht, Anezka," sagte Röschen vorwurfsvoll, „sondern Du liebst den armen Friedrich nicht mehr, wie sehr er Dir auch zu Gefallen sein mag. Du wirst ihm das Herz brechen." — „Wer sagt Dir, daß ich ihm nicht gut sei, und wann wäre ich ihm unfreundlich begegnet?" — „Du hältst ihn ferne von Dir, Du bist stolz geworden, Anezka." — „Stolz, nein Röschen ... und am allerwenigsten gegen Dich. Warum sollte ich es auch sein?" — „Anezka," sagte diese, ihre Augen wiederholt mit der Schürze trocknend, „es mag sein, wie es will, aber Du hast ein Geheimniß vor mir und ..."

Da dröhnte Rosseshuf die Straße herauf, er kam näher; ein Reiter hielt an der Schmide. Anezka wurde todtenbleich; sollte sie bleiben, sollte sie hinauseilen? Es trieb sie wie mit der Macht des Geschicks und sie wählte das Letztere. Der Reiter stieg so eben vom Pferd und schritt durch die Schmide auf sie zu; er war es, er fing die Wankende in seinen Armen auf und führte sie in die Wohnstube. — „Anezka," sagte der junge Mann. Sie wußte ihn mit keinem Namen zu nennen. Stumm lehnte sie an seiner Brust. Er strich ihre dunkeln glänzenden Haare aus Stirne und Wangen zurück und küßte sie sanft. — „Anezka," sagte er, „liebe theure Anezka, und hast Du mein nicht vergessen, wie ich Deiner gedacht in dem stürmenden Kampf, Deiner und des ersten seligen Augenblicks, da wir einander begegnet?"

Anezka brach in einen Strom von Thränen aus. Schluchzend gestand sie, wie auch sein Bild nicht wieder aus ihrer Seele gewichen, wie sie Tag und Nacht zu Gott um seine Erhaltung gebetet, und wie dennoch die Angst sie verzehrt, sie möchte ihn niemals wiedersehen. Der junge Mann lächelte zufrieden. — „Wir sollen nach dem fernen Mecklenburg ziehen," sagte er dann, „aber es schwebte wie ein Verhängniß über mir, und ich sollte ihm immer entgehen; es war mir unmöglich, diese Gegend zu verlassen, ohne Dich wiederzusehen und mich Deiner Liebe zu versichern." Anezka senkte den Blick zur Erde, der Kornet aber zog einen Goldreif vom Finger. — „Nenne mich Antonio," sagte er, „und trage dieß zu meinem Andenken. Harre mein und bleibe mir treu, bis Gott uns zusammenführt." Flüsternd gelobte Anezka die Gewährung seiner Bitte, ihre Thränen strömten auf's Neue unaufhaltsam. Antonio aber bückte sich und küßte sie zum Abschied. Bald sprengte er auf seinem Rappen davon, und das Mädchen schaute ihm nach, bis er hinter den Bäumen verschwunden. Sie war traurig und selig zugleich.

Röschen war gleich Anfangs, als der Reiter vor der Schmide abgestiegen, durch eine Hinterthür des kleinen Hauses hinüber zu ihrer Mutter geeilt. Hatte sie nicht recht gehabt, sich gekränkt zu fühlen, und war es nicht erwiesen, daß Anezka ein Geheimniß vor ihr gehabt? Diese und Röschen waren mit einander aufgewachsen, und auch der um einige Jahre ältere Friedrich hatte ihre jugendlichen Spiele getheilt. Er hatte von Kindheit auf eine besondere Vorliebe für Anezka gehabt, und auch sie schien sich am liebsten zu ihm zu halten, der allen ihren kleinen Wünschen zuvorkam, und sie nicht selten gegen die Willkür und Rauhheit ihrer übrigen Spielgenossen in Schutz nahm.

Wie die Kinder, so waren auch die Eltern befreundet und hielten gute Nachbarschaft. Als aber Friedrich's und Röschen's Vater und Anezka's Mutter in einem Jahre gestorben waren, da unterstützte Meister Buresch, der ein wohlhabender Mann geworden, die Wittwe mit Rath und That, und diese nahm sich der Wirthschaft des Nachbars an, bis Anezka groß genug geworden, des Vaters Haushalt zu führen. Friedrich kam zu Meister Buresch in die Lehre und wurde nach und nach ein tüchtiger Gesell. Anezka's Mutter hatte in ledigen Jahren auf dem Schlosse zu Jultsch in Diensten gestanden, und die Gräfin sich's vorbehalten, ihr erstes Töchterlein über die Taufe zu heben. Schon als Kind war daher Anezka häufig bei ihrer Pathe auf dem Schloß. Als sie aber zu einem schöneren und lieblicheren Mädchen heranwuchs, da wollten die auf Jultsch sie nicht mehr zurück in die Schmide lassen, und Meister Buresch hatte volle zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau, während welcher Anezka bei ihrer Pathe gelebt, alle erdenkliche Mühe, die wohlmeinende Gräfin zu überzeugen, wie nöthig ihm die heranwachsende Tochter zur Besorgung der eigenen Wirthschaft.

Anezka hing mit inniger Liebe an ihrem Vater und fügte sich ohne Widerrede in den Wechsel. Ja, sie entwickelte in der Führung des kleinen Hauswesens bald so viel Takt und Geschick, sie wußte die kleine Wohnstube so sinnig zu ordnen, ihren Vater mit so viel nie geahnten Bequemlichkeiten zu umgeben, daß dieser bald von der ihm durch Röschens Mutter und Andere beigebrachten Besorgniß zurückkam, es möchte die Tochter durch ihren Aufenthalt auf dem Schloß zu aller Arbeit unfähig und zur Führung des kleinen Hauswesens verdorben sein. Anezka war ein schlichtes, natürliches Mädchen geblieben; sie war freundlich gegen Jedermann und wußte sich Jedermann angenehm zu machen, nur gegen Friedrich behauptete sie fortan einen gewissen Grad von Zurückhaltung. Wollte er sie ja einmal, wie sonst, bei der Hand fassen, dann bebte sie sichtlich zurück, und lange schon hatte er sich gegen Röschen darüber beklagt, wie sie des Anblicks der vornehmen Herrn gewohnt, das Fenster ihrer kleinen Wohnstube niemals mehr öffne, um wie sonst wohl nach ihm auszuschauen, ob er nicht bald aus dem Häuschen seiner Mutter herüberkomme, seine Arbeit neben Meister Buresch mit Hammer und Amboß zu beginnen.

3.

Als der Schmid seine Wohnung erreicht, hatte er bereits unterwegs erfahren, daß ein Reitersmann in seinem Hause eingekehrt. Ahnungsvoll betrat er das Zimmer. Anezka bemerkte ihn nicht sogleich. Sie schaute immer noch an einem offenen Seitenfenster des Häuschens in der Richtung nach der Landstraße hin. — „Anezka," sagte Meister Buresch, „wer ist da gewesen?" Aufschreckend wandte sich das Mädchen. — „Er, Vater," entgegnete sie stotternd, und als ob sie sich nur mit Mühe aus dem kaum verlassenen Ideengang in die Wirklichkeit zurückzufinden vermöchte. — „Er, das ist eine sonderbare Antwort." — „Nun ja, er, Antonio;" —

einen andern Namen nannte sie nicht. — „Antonio?“ entgegnete sinnend Meister Buresch.

Anezka war mittlerweile zu sich selbst gekommen. Mit Umgehung des Geständnisses, das ihr der junge Reiter gemacht, erzählte sie ihrem Vater nun umständlich den ganzen Hergang der Sache, wie sie mit Röschen zusammengesessen, wie plötzlicher Hufschlag erdröhnt, und wie sie hinausgeeilt sei, um nachzusehen, was des Reiters Begehr, wie er darauf mit ihr in's Zimmer gegangen, Röschen sich entfernt, und der Reiter, derselbe, der vor Monaten sein Pferd hatte beschlagen lassen, und von dem sie seitdem so oft gesprochen, ihr gesagt, daß er nach Mecklenburg ziehe und die Gegend nicht verlassen könne, ohne Einspruch in der Schmide zu thun. Meister Buresch schien von dieser Aufmerksamkeit sichtlich gerührt. „Antonio,“ wiederholte er mehrere Male hinter einander, „also der Fremde heißt Antonio?“ — „So sagte er,“ bestätigte Anezka, die in ihrer Aufgeregtheit sich vergebens abmühte, sich des fremd klingenden Familiennamens zu entsinnen. Die Ueberraschung schien selbst ihr jugendliches Gedächtniß für den Augenblick geschwächt zu haben.

Meister Buresch, in dem auch nicht die leiseste Vermuthung dessen aufstieg, was während seiner Abwesenheit vorgegangen, erkundigte sich nun mit besonderem Interesse, welcher Nation der Fremde wohl angehörig sei. — „Er ist ein Welscher von Geburt, wie die meisten Conti'schen,“ sagte Anezka, „darum habe ich auch den Namen vergessen.“ Dann fügte sie halblaut hinzu, „wie Antonio versprochen wiederzukommen, wenn anders ihn nicht der Tod aus Feindeshand treffe.“ — „Das verhüte Gott,“ sagte Buresch plötzlich mit großer Heftigkeit; „ich wollte, er käme morgen anhergeritten, und wenn er auch nochmal so kühn mit Dir thun sollte, Mädchen, ich glaube, ich würde ihm von Herzen verzeihen.“

Anezka traute ihren Ohren kaum. Was mochte wohl die Ursache dieser Umwandlung in der Denkungsart ihres Vaters sein? Sie wußte es nicht. Aber sie begann von nun an zu hoffen. Sie wurde immer stiller, immer träumerischer. Sie ging selten mehr zu Röschen hinüber. Röschen kam eben so selten zu ihr, und Friedrich schlug oft ganze Tage lang schweigend auf den Amboß, seiner Werbung aber um Anezka erwähnte er mit keinem Wort mehr gegen den Schmid.

Da trat dieser eines Tags zornfunkelnden Auges vor die Tochter. — „Schon zu lange,“ herrschte er sie an, „dauert mir das müßige Spiel; Du bringst den Friedrich um Gesundheit und Frohsinn, und ich kann's nun einmal so nicht länger mehr ansehen.“ — „Vater,“ sagte Anezka, „ich weiß nicht, was Ihr wollt.“ — „Weißt nicht, was ich will?“ entgegnete Meister Buresch gereizt. „Hast Du nicht mit Friedrich und Röschen gespielt; bist Du nicht von Kindheit auf des wackern Burschen Augapfel gewesen? Wen anders hat er überall vorgezogen als Dich? und jetzt, da ihr beide herangewachsen, da er Dich liebt, wie nur ein ehrlicher Mann ein Mädchen zu lieben vermag, gehst Du ihm überall aus dem Weg und quälst den armen Burschen mit Deiner Sprödigkeit, daß er vor dem Amboß steht und seufzt, anstatt wie sonst zu singen.“ — „Vater,“ entgegnete Anezka, „Ihr seid in einem unbegreiflichen Irrthum; ich habe mit Friedrich gespielt, ja, und bin ihm immer gut gewesen, — aber, aber an Weiteres habe ich niemals gedacht, habe ihm niemals Hoffnungen gemacht, seit ich Jungfrau geworden.“ — „So,“ sagte Meister Buresch aufgebracht, „hast ihm keine Hoffnungen gemacht? ... Aber er hat mein Versprechen.“ — „Vater,“ wagte das geängstete Mädchen. — „Er hat mein Versprechen und meinen väterlichen Segen dazu; darnach richte Dich.“ — „Vater,“ sagte Anezka, alle ihre Kraft zusammenraffend, „eh' werd' ich katholisch und geh' in ein Kloster, als daß ich des Schmidgesellen Weib werde.“ — „Da haben wir's,“ sagte Meister Buresch, und warf sich wie außer Fassung auf den nächsten Stuhl, „die Nachbarin hat recht, der Aufenthalt auf dem Schlosse zu Inltsch ist Dein Verderben gewesen; der Hoffartsteufel ist in Dich gefahren, und Du möchtest mir den ehrlichen Schmidgesellen verachten, um auf einen vornehmen Herrn zu warten — und dann unversorgt bleiben.“ — „Vater ...“ — „Nichts Vater, ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit. Morgen aber werde ich Friedrich mit herüberbringen, und Du wirst ihm in meiner Gegenwart Dein Wort geben.“

Da warf sich die arme Anezka verzweifelnd auf ihre Knie und zeigte rückhaltslos den Ring an ihrem Finger. — „Ich kann nicht, Vater,“ lispelte sie, „es ist unmöglich.“

Der Schmid ergriff mechanisch den Ring und wurde todtenbleich, da er ihn betrachtete. Ein Namenszug in dem inneren Rund schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er zitterte heftig und fragte dann gelassen: „Von wem hast Du den Ring?“ — „Von, von Antonio Ghiberti, ja, ich entsinne mich, so hieß der Reiter,“ erwiederte die immer noch in höchster Angst an der Erde knieende Anezka. — „Antonio Ghiberti? ...“ — „Ja, Vater,“ und Anezka sich vor des Meisters wiederkehrender Milde beruhigend, stand auf und nachdem sie Alles erzählt, was an jenem Tage vorgefallen, da Buresch mit Friedrich in Inltsch gewesen, „Antonio Ghiberti,“ wiederholte sie, „Kornet in den Reiterschaaren Torquato Conti's, gab mir den Ring. Ich soll seiner harren und ihm treu sein, bis daß er wieder kommt und mich heimführt als sein eheliches Weib.“ — „Das kann nimmer geschehen,“ sagte der Schmid. — „Nimmer, Vater, und wollt Ihr Euer einziges Kind ...“ Der Schmid ließ die Tochter nicht ausreden. — „Nimmer, sage ich Dir, und wenn Gott selbst euch zusammengeführt; Dein Gatte kann dieser Mann nimmer werden.“ — „Ich soll niemals glücklich werden, Vater, das ist grausam,“ und die Thränen Anezka's benetzten Meister Buresch's Hand.

(Schluß folgt S. 514.)

Eine Waldkapelle.

Die Klingel.

Von

H. K. Kißling*).

Unweit des Kiefernadelnbades von Gernsbach, da wo die Straße rechts nach Ebersteinschloß und Baden führt und links die Straße in das Murgthal weiter zieht, steht eine einsame aber lieblich gelegene Kapelle, Klingel oder Finsterklingel genannt. Nach der Sage hauste hier vor alter Zeit unter dem weitschattigen Dache rauschender, dunkelbemooster Rieseneichen eine heidnische Wahrsagerin; als später das Christenthum sich in der Gegend ausbreitete, baute sich an dieser Stelle ein Einsiedler eine Klause und richtete daneben ein großes Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht vernahm er eine wehklagende Stimme. Alsbald zündete er eine Kienfackel an und eilte hinaus. Da sah er unter einem Baume ein junges, schönes Weib in einem so fein gewobenen Gewande, daß es ihre Reize nur halb verschleierte. Die langen dunklen Locken fielen über den blendendweißen Nacken und Busen bis an die Hüften, und in der Hand hielt sie einen Stab, in den allerlei Zeichen und Schriftzüge eingekerbt waren. „Die Nacht ist kalt,“ sagte sie zu dem Einsiedler, „gewähre mir ein Obdach in deiner Hütte!“ Der mitleidige Klausner war gern dazu bereit, aber sie weigerte sich, ihm eher zu folgen, als bis er das hölzerne Kreuz neben der Thüre hinweggeschafft hätte. Der Gottesmann erschrak an-

*) Wir entnehmen diese Schilderung einem trefflichen „Illustrirten Führer“ der Umgegend von Baden-Baden von F. M. Reichel und H. K. Kißling (Baden, Reichel), den wir nicht nur den Besuchern von Baden, sondern auch den Touristen, welche den Schwarzwald durchwandern, empfehlen.

fangs ob solchen Begehrens, aber die wunderbare Schönheit des Weibes begann sein Herz mit Gluten zu füllen, und im Kampfe dagegen sprach er leise ein inniges Gebet um Rettung aus der Versuchung und Gefahr. Da erklang auf einmal ein Glöckchen mit hellem Silberschall, und im Nu war das verführerische Bild verschwunden. Das Glöcklein tönte noch lange fort und der Einsiedler, der verwundert darnach forschte, fand es an einem Zweige im Gebüsche hinter seiner Klause hängen und sich von selbst bewegen. Er baute sogleich eine Kapelle aus Baumstämmen und Rinden und hing das Silberglöckchen hinein, dem später viele andächtige Pilger zuströmten. Davon hat die Stelle den Namen „Klingel" erhalten.

Die von dem Klausner erbaute Kapelle muß jedoch nach dessen Ableben wiederum in Verfall gerathen sein, da einer noch vorhandenen Urkunde zufolge ein Graf von Eberstein im vierzehnten Jahrhundert die Kapelle erbaute, um das dort vorkommende Gewürm und Ungeziefer zu verscheuchen, so daß man also die erste Erbauung dieser Kapelle, ohne einen großen Irrthum zu begehen, wohl in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts setzen darf. Diese Kapelle, die mit der Zeit wiederum baufällig geworden war, wurde durch Großherzog Leopold vollkommen wieder hergestellt und so ausgestattet, daß sie von weitem schon die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zieht. Der Neubau, der durch Bernhard Belzer im gothischen Style im Frühjahre 1852 begonnen, ward im Frühjahr 1853 vollendet, so daß die Kapelle am 29. Mai desselben Jahres eingeweiht werden konnte. An der von schönen Bäumen beschatteten Ecke auf einem kleinen Hügel steht nun die Klingelkapelle aus massiven

Die Waldkapelle: Die Klingel bei Gernsbach.

Quadern von röthlichem Sandstein aufgeführt, und ist aus einem Hauptschiffe, Chor und offener Vorhalle, welche auf jeder Seite von drei und vornen von einer Säule getragen ist, gebildet, aus denen Eckſäulchen entspringen. An dem Mittelpfeiler erhebt sich ein Säulchen und geht bis zum Spitzbogen in einen Bilderstuhl über, auf welchem die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde von einem betenden Engel getragen steht. Das Innere der Kapelle ist sehr einfach gehalten, nur der Plafond im Schiffe und im Chor sind mit Schnitzwerk aus Holz verziert. Welch' hohen Ruf die Kapelle bei den Thalbewohnern genießt, zeigen die zu jeder Tagesstunde sich daselbst Einfindenden, die, ungestört von dem sie umgebenden Treiben der Welt, dort in stiller Andacht ihr Gebet verrichten. Von dieser mit heiliger Ruhe umgebenen Ecke sieht man in die hier vorüberrauschende Murg und das sie umgebende Thal. Während nun rechts an der Klingel vorüber der Fahrweg ziemlich steil empor zieht, bringt ein im Zickzack ausgeführter von Tannen tief geschatteter Fußweg den Spaziergänger nach dem Schlosse Eberstein, an dessen Eingang man das wohlbekannte Wappen grüßt, von welchem Uhland singt:

„Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn!"

Ein Künstlerkampf.

Von

Karl Teschner.

Des großen Friedrich Kunstliebe, unterstützt durch klingende Gründe, hatte dem Vater Hiller in Leipzig seine vorzüglichste Sängerin, zugleich die erste wirklich bedeutende deutsche Sängerin, Elisabeth Schmähling, entführt. So groß auch dieser Verlust für die berühmten Konzerte war, welche Hiller, mit Gellert's und anderer feinfühlender Männer Hülfe, im leipziger Theater permanent organisirt hatte, Hiller ließ

seine beiden Schüsseln mit heißem Mittagessen gefüllt, heraus, und seine Schüssel in sein Gemach, und da war, wenn er gegessen hatte, sein Diener und Bedienter, und hatte mit ihm Tisch; nach seiner Speise. Mittlerweile war vorher war ein einziger Mann im Zimmer aufgestanden, und zwar ein ehrsamer Kaufmann in einem Zunft-Rock Cour; ihm Hausdiener war und

Ein Kaufmann-Zunft-Kammerdiener bei der Allgemeine Mahl.

Costumen. Im Hausgesinde war in mittlern-Stube Mahl Berlin. Und bei Mahle heute da zu essen, Damals hätten sie oft wenig Interesse dammerlangen auch bei Verpflichtung, in Cleve zu Hagen. Man empfing sie in Berlin und höhere Gesellschaft; bei einig, ist von berühmt Hausherrlage und von Gesicht bei Hofrat, gelassen sie, bei derselbe Bedienstelten und Gesicht, bei jener Gelegenheit auch. Quartiere von Gesellschaften, begleiteten

Digitized by Google

und befiederten jungen und alten Männern brachten der Gefeierten ihre Huldigungen dar, obschon Elisabeth, eine lange hagere Figur, nichts weniger als schön war.

Nicht lange währte es, so theilte sie ihre tausend Thaler Gage und ihr Herz als Gattin mit Signor Mara, dem talentvollen Violoncellisten der Kapelle des Prinzen Heinrich. Mara war ein schöner Mann, ein enthusiastischer Kopf, ein tüchtiger Künstler, aber er war auch leichtsinnig, verschwenderisch, jähzornig und trank oft zu viel. Pain, der sich auch in die Sängerin verliebt hatte, schrieb darüber an Friedrich Jacoby mit einer Art von Entsetzen: „Unsere Schmähling heirathet einen Trunkenbold!“

Umsonst hatte Friedrich II. höchst ungnädig sich dieser Ehe widersetzt, Elisabeth war von der Macht des jungen Musikers besiegt. Schwärmerische Verehrung ihres hohen Talents, Eitelkeit, die berühmte Sängerin sein zu nennen, wohl auch die Aussicht auf reiche Geldmittel, das waren vielmehr Mara's leitende Triebfedern, als wahre innige Liebe. Seit dem Tage ihrer Vermählung waren des Königs Empfindungen für Elisabeth sehr getheilter Natur, er grollte ihr und ließ sie häufig das nach seiner Meinung Thörichte ihres Schrittes fühlen.

Mara dagegen nahm seine Gattin bei jeder Gelegenheit gegen die Ungnade des Königs in Schutz, eiferte in unvorsichtiger Weise öffentlich und machte dadurch das Uebel von Tag zu Tag schlimmer. Mara aber war trotz der auffallenden, geflissentlichen Vergötterung seiner Frau nichts weniger als ein guter Ehemann, er verschwendete vielmehr ihr Geld, betrank sich mit seinen Freunden und bereitete der Künstlerin fort und fort ärgerliche Szenen.

Machte die Unglückliche ihm im Stillen Vorwürfe, dann warf er sich ihr zu Füßen, betheuerte ihr mit Thränen seine Liebe, seine Hingebung, gelobte Besserung und sie hob ihn gerührt an ihre Brust. In der unseligen Stimmung, in welche sie dergleichen Auftritte versetzten, sang Elisabeth dann vor dem König zerstreut und minder gut. Friedrich tadelte sie unverholen und bezeichnete mit bitterem Spotte den „liederlichen Violoncellisten“ als den, der an der Verminderung ihrer Kunst Schuld trage.

Das erbitterte Mara; er erkühnte sich, dem König zu trotzen, der Oesterreich gedemüthigt hatte. Gerade wenn Friedrich im Theater war, applaudirte Mara seiner Frau überlaut und reizte die Entrüstung des Monarchen, der seinerseits sich im Stillen vornahm, bei ehester Gelegenheit den kecken Mann empfindlich zu strafen.

Elisabeth, deren Gesundheit in dieser geschraubten Stellung zwischen Gatten und König zu Grunde ging, fühlte mehr und mehr die Nothwendigkeit einer Veränderung; lange sträubte sie sich, Preußen zu verlassen; endlich gab sie dem Drängen ihres Gatten nach und bat, weil sie auf definitive Entlassung nicht rechnen zu dürfen glaubte, zum Schein für sich und Mara um Erlaubniß zu einer Kunstreise.

Der König merkte ihr Vorhaben und schrieb an den Rand der Bittschrift: „Er kann gehen, Sie soll bleiben!“ Mara, der seinen Plan vereitelt sah, ergoß sich in Wuthäußerungen über den „Tyrannen“; die Gesundheit seiner Frau wurde ernstlicher erschüttert, als sie mit einem todten Kinde niederkam. Sie bat Friedrich um Erlaubniß, die Bäder von Teplitz besuchen zu dürfen. Friedrich, der ihr nicht traute, wenn sie über die Grenze ging, antwortete, die Bäder von Freienwalde thäten dieselbe Wirkung.

Jetzt wurde die Bitte wiederholt: Elisabeth eine Reise nach Italien antreten zu lassen. Der König war hartnäckig. „Sie kann gehen, Er aber muß bleiben!“ schrieb er ad marginem der Bittschrift. Der grollende Löwe, mürrischer wie je, seitdem er nicht mehr Flöte blies, nahm keine Rücksicht mehr. „Mag die Mara mit ihrem Körper machen, was sie will,“ sagte er spottend, „aber ihre Stimme ist mein, darüber soll der Dummkopf nicht verfügen. Ein Weib, das sich einem Manne ganz ergibt, ist wie ein Jagdhund, je öfter mit Füßen getreten, desto anhänglicher ist er.“

Elisabeth kränkelte — sie mußte singen. So geschah es, als der russische Großfürst Paul zum Besuch nach Berlin kam. Armida von Jomelli ward angesetzt. Elisabeth hatte die Titelrolle zu singen. Sie ließ sich krank melden. Friedrich sandte in ihre Wohnung und ließ ihr sagen: er wünsche, sie möge gesund sein. Elisabeth betheuerte, sie sei ernstlich krank; sie lag zu Bett. So kam der Opernabend. Ganz Berlin war voll von dem Gerücht, ein harter Kampf habe sich zwischen dem König und seiner berühmten Sängerin entsponnen. Am Theater und vor Elisabeth's Wohnung in der Behrenstraße sammelten sich unruhige Gruppen in großer Spannung. Die Oper wurde nicht abgesagt, ihr Direktor zeigte mit Angstschweiß auf der Stirn dem König an, Elisabeth liege noch im Bett. Friedrich befahl einem Dragoneroffizier, acht Mann und einen Wagen zu nehmen, die Mara zu holen, und wenn es nicht anders sein könne, sammt ihrem Bett auf die Bühne zu schaffen.

Dieser harte Befehl ward wirklich ausgeführt. Elisabeth, die wirklich krank war, stand auf, machte Toilette und ward in's Theater eskortirt. Auch ihr Gatte begab sich dahin, er knirschte vor Wuth, aber ein hinter ihm stehender Polizeioffizier zwang ihn zum Schweigen. Elisabeth, vom Dragoneroffizier bis an die Coulisse geführt, entraffte sich gewaltsam dem Geiste der Krankheit und sang schöner wie je; aber im innersten Herzen schwur sie Rache. Der König beobachtete sie lächelnd, um ihr zu zeigen, wie sehr ihre Verstellung und sein dagegen angewandtes Mittel ihn amüsire.

Die Vorstellung war zu Ende. Mara begleitete sein halb ohnmächtiges Weib nach Hause, kraftlos fiel sie auf ihr Bett nieder. Neben der Bewußtlosen schrieb Mara folgende Zeitungskorrespondenz, die aus dem „Courrier français“ in alle französischen und deutschen Blätter überging und ungeheures Aufsehen machte: „Wir haben der zivilisirten Welt ein trauriges Ereigniß zu melden: der König von Preußen hat wiederum die Anwendung der Tortur in seinen Staaten befohlen. Dieses grausame Marterinstrument, das wir in die alte Rüstkammer des Mittelalters verbannt wähnten, ist neu erstanden, und gegen wen hat dieser weise und so sehr beliebte König die Zwangsmaschine angewendet? Etwa gegen einen trotzigen aufrührerischen Unterthan, gegen einen die Justiz zur Verzweiflung bringenden Verbrecher? Nein, gegen eine junge schöne Frau von zwanzig Jahren, gegen eine beliebte Sängerin seiner Privatkapelle. Es ist betrübend, melden zu müssen, wie ein Fürst, der über zweimal hunderttausend Oesterreicher Herr wurde, jetzt sich nicht entblödet, Angesichts Europa's dieselben Mittel anzuwenden, um über ein schwaches Geschöpf zu siegen, das keine andern Vertheidigungsmittel besitzt, als eine rührende, die Herzen fesselnde Stimme. Madame Mara heißt diese Sängerin ... Die arme Verfolgte wird ihrem Bedrücker entfliehen und Frankreich wird, wie immer, die Schwächen und Mißgriffe anderer Regierungen wieder gut machen, indem es dieß Opfer aufnimmt und seine Wunden heilt. Das Faktum ist folgendes: Madame Mara konnte nicht singen, weil sie krank war; aber der König befahl, sie sollte singen. Demnach ward sie, auf ihrem Schmerzenslager liegend, von den Armen roher Soldaten in die Höhe gerafft, in einen Wagen geworfen, der gewöhnlich gebraucht wird, um Missethäter zur Gerichtsstätte zu schleppen, an dessen Wänden noch die Spuren von Blut kleben, und in das Opernhaus mehr hingeschleift als gefahren. Dort angelangt, begrüßt sie ein Offizier mit sechs Dragonern, empfängt sie aus den Händen des Gendarmenoffiziers, geleitet sie in's Garderobezimmer und stellt sich an die Thür als Wache, um zu sehen, ob die unglückliche Cantatrice pflichtmäßig ihre Toilette als Königin Semiramis mache oder nicht. Doch nicht genug, als sie die Bühne betritt, stellen sich ihr zur Seite zwei Grenadiere auf und bewachen jeden Ton, der ihr aus der Kehle dringt, gleich bereit, im Fall sie schwiege, mit ihren Bajonneten sie niederzustoßen. Und während diese mittelalterlichen Gräuel auf der Bühne vorgehen, sitzt das gelehrte und

philosophische Berlin ruhig im Parterre und ergötzt sich, seinen weisen König mit einem nordischen Prinzen, der gerade zum Besuche sich eingefunden, plaudern und lachen zu sehen."

Aehnliche Zeitungsartikel, nur minder übertrieben, waren schon mehrfach gegen Friedrich erschienen, theilweise aus Mara's Feder. Der König, ein Freund unbedingter Preßfreiheit, lachte darüber; aber der letzte Akt der Rache und der Reklame für die renitente Sängerin erbitterte ihn, setzte ihn in Wuth. Er hätte etwas darum gegeben, den Namen des Verfassers zu erfahren, und nur der Feindseligkeit der Franzosen war es zuzuschreiben, daß ihm dieß nicht gelang. Mara hätte sicher Trenk's Loos getheilt, denn er hatte gewagt, den König bei den Franzosen herabzusetzen, auf deren Geschmack er so viel Gewicht legte.

Demnach fand Mara den Aufenthalt am Rande eines Kraters nicht mehr geheuer. Flucht schien ihm für sich und seine gequälte Gattin das einzige Rettungsmittel aus den Händen des Tyrannen, der einen unwissenden General als Theaterintendanten brutal über das Schicksal der gesammten Kunstgenossenschaft walten ließ. Während Elisabeth der Mahnung ihres Gatten zur Flucht ihr Ohr öffnete, erschien aus Leipzig Vater Hiller zum Besuch. Mit begeisterter Liebe schloß die Sängerin den würdigen Greis, der so Wichtiges für das Gedeihen der hehren Kunst geleistet hatte, in ihre Arme. Sie verdankte ihm so viel. Arm und hülflos kam sie nach Leipzig, ihren geldgierigen Vater als Blutsauger zur Seite — Hiller rettete sie von der Misère, führte sie ein in die Hallen wahrer Gesangeskunst, entzog sie den drückenden Fesseln ihres väterlichen Impressario. Elisabeth wollte den Theuren nicht kränken und verschwieg ihm den größten Theil ihres Kummers.

Hiller wünschte sie zu hören. Sie lud Benda und zwei junge Sängerinnen zu sich. Auch Mademoiselle Clarichon, eine junge, heitere, etwas frivole Schauspielerin, welche Elisabeth sehr liebte, stellte sich ein. Die Sängerin wählte einige Stücke Hiller'scher Musik, die sehr schwierig waren, um dem verehrten Altmeister eine Freude zu machen. Benda setzte sich an's Klavier, Mara griff zu seinem Violoncell, die drei Sängerinnen nahmen ihre Partieen, während die Clarichon schäkernd und neckend die Zuschauerin spielte. So oft sie konnte, blickte Elisabeth über die Noten zu dem lauschenden Lehrer hinüber, um an seinen Gesichtszügen wie früher den Ausdruck seiner Stimmung zu erkennen. Sie sah, wie Hiller die Stirn runzelte, sie einige Male bedenklich zweifelnd anblickte und leise das Haupt wiegte. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Um kein Aufsehen zu erregen, schützte sie Kopfweh vor und die Gesellschaft löste sich zeitig auf. Nur die Clarichon blieb mit Hiller zurück.

Der Meister, polternd wie er war, sagte zu ihr ohne Rücksicht, daß sie von der guten Gesangsmanier, in der er sie unterwiesen, bedeutend nachgelassen und einige Partieen bei weitem nicht mehr so gut singe, wie früher. Dieser Tadel zerriß ihr das Herz, sie setzte ihn auf Rechnung der beim König erfahrenen Mißhandlungen, ihr künstlerisches Selbstbewußtsein, tödtlich gekränkt, trieb sie an, die Fesseln zu sprengen. Kaum vermochte Hiller's Trost den Strom ihrer Thränen zu hemmen.

Dieser Abend gab den Ausschlag. Es ward ein Fluchtplan entworfen, in welchem die Clarichon eine bedeutende Rolle übernahm. Das Künstlerpaar wollte über die sächsische Gränze fliehen. Mademoiselle Clarichon sollte in Mannskleidern vorauseilen, um Postpferde bereit zu stellen und an der Gränzstation auf der Lauer zu liegen, damit sie, wenn sich auf dieser Tour Gefahr zeige, sofort eine veränderte Richtung angeben könne. Ein Forsthaus, wo ein Bekannter Elisabeth's wohnte, sollte für diesen Fall als vorläufiges Versteck dienen.

Die Nacht der Flucht war bestimmt. Für denselben Abend ward der Mara ein Requiem in der Domkirche zu singen befohlen; sie begab sich in die Kirche, um kein Aufsehen zu machen. Nie sang sie seelenvoller, hinreißender, denn ihr ganzes Singen war ein Gebet um Gelingen der Flucht.

Alles ging zu Anfang wohl von Statten. Einige Meilen von Berlin entfernt, athmete das flüchtige Paar erleichtert auf und schmiedete Pläne für eine lichtere Zukunft.

Mademoiselle Clarichon, die bereitwillige Retterin, ward der Dämon des Verderbens. Ihr Liebhaber, ein junger Reiteroffizier, fand sie bei seinem Besuche in ihrer Wohnung nicht vor, wohl aber hörte er, daß die schöne Leichtfertige in Mannskleidern sich entfernt habe, um, wie sie gesagt, eine abenteuerliche Reise zu machen. Sogar die Richtung hatte das geschwätzige Mädchen angegeben. Dieser Held warf sich auf's Pferd, jagte der Geflohenen nach, weil seine Eifersucht ihn glauben machte, sie sei mit einem Manne durchgegangen, und erreichte sie auf jener Grenzstation. Clarichon beichtete Alles und kehrte mit ihrem Geliebten nach Berlin zurück. Ja noch mehr, sie unterließ es, auf Verlangen des Offiziers, die Flüchtigen zu warnen, denn dieser Ehrenmann baute auf das Verderben derselben die Hoffnung auf Avancement.

Im scharfen Trabe ging die Reise nach Berlin zurück. Sofort ließ er sich dem Könige melden und zeigte die Flucht der Mara's an. Friedrich donnerte und wetterte; er befahl, daß sofort ein Dragonerdetachement den Geflohenen nachsetze und sie todt oder lebendig zurückbringe.

Dicht vor der Grenze wurde deren Wagen erreicht. Elisabeth fiel in Ohnmacht, Mara erbleichte, dann aber verfiel er in wüthendes Toben, sein ganzes Naturell kam zum Ausbruch. Der Führer des Detachements drohte ihm mit der Klinge und mit Fesseln.

Die Fahrt ging nun rückwärts. Als Gefangene unter militärischer Bedeckung hielt das Künstlerpaar in Berlin seinen traurigen Einzug. Beide wurden auf des Königs Befehl in düstere Gefängnisse geworfen.

Dieß Provisorium hatte jedoch bald ein Ende. Friedrich handelte als absoluter Selbstherrscher, er kühlte seine Rache, indem er auch jetzt noch, beleidigend für die Künstlerehe, das Schicksal beider Gatten trennte. Elisabeth erhielt Verzeihung, das heißt sie durfte Sängerin in des Königs Sold bleiben, ohne jedoch vor seinem Antlitz erscheinen zu dürfen. Mara wurde — entsetzliches Loos! — ohne Urtheil und Recht unter die Soldaten gesteckt und als gemeiner Tambour in ein Füsilierregiment zu Küstrin eingestellt.

Der stolze König dachte nicht daran, daß er einst selbst auf der Flucht ergriffen und in Küstrin den Qualen der Gefangenschaft ausgesetzt worden war.

So schien nun die kleine Tragödie eines Künstlerkampfes mit dem König ihr trauriges Ende gefunden zu haben. Elisabeth wollte einen Fußfall thun, allein Friedrich ließ ihr höhnend antworten, sie solle studiren und ihren nichtsnutzigen Mann als todt betrachten.

Der große König hat trotz seiner Philosophie die Natur des Weibes nie gekannt. So rauh, wie er das Herz seiner Königin zurückstieß, so brutal, wie er die Edelsten des weiblichen Geschlechts mißkannte, ebenso mißkannte er auch die berühmte Sängerin. Durch sittlich unberechtigte Machtworte wollte er Bande zerreißen, welche eben dadurch nur um so fester geknüpft wurden. Elisabeth's Herz zitterte für das Schicksal des Gatten, der zwar oftmals undankbar gegen sie gewesen, aber ihr tiefstes Mitleid vollen Maßes besaß. Mara fand Mittel, ihr aus seinem Knechtschaftszustande heraus Briefe voll Zuneigung gegen sie, voll Hasses gegen seinen Unterdrücker zu schreiben; sie mußte ihn warnen, aber sie vergaß seiner nicht. Dieß Weib begann behufs seiner Rettung zu spekuliren, und zwar auf Friedrich's schlechteste Neigung, auf seinen Geiz.

Sie ließ ihm Verzicht auf die Hälfte ihrer Gage anbieten, wenn er ihren Gatten frei gebe, und der große Philosoph ging auf diesen Handel ein. Mara durfte voll ge-

rechten Zornes die Zeichen seiner schmachwürdigen Sklaverei, die Trommelschlägel, von sich schleudern und in die Arme seiner Gattin eilen.

Zwei Tage darauf trat Elisabeth in der Oper „der Galeerensklave" auf. Das Theater war zum Erdrücken voll, die Berliner hatten sich vorgenommen, dieser musterhaften Gattin eine Huldigung zu bereiten. Friedrich hatte ein- für allemal untersagt, seinen Künstlern auf offener Szene zu applaudiren, besonders ihnen Blumen zuzuwerfen; als aber die Szene kam, wo der Sklave vor seiner Befreierin niederstürzt und die Worte singt: „Großmüthige, zarte Seele, Du zerbrachst meine Ketten!" da flogen zahlreiche duftende Kränze zu Elisabeth's Füßen. Mochte der alte Löwe grollen, eine so mächtige Sympathie ließ sich nicht knechten!

Elisabeth war glücklich, aber selbst die ungeheure Rührung rüttelte an ihrer gebrechlichen Gesundheit. Sie selbst, die zur Befreierin ihres erniedrigten Gatten geworden, fühlte sich als gepeinigte Sklavin fürstlicher Willkür und Laune. Sie würde vor Gram gestorben oder wahnsinnig geworden sein, wenn es für sie keine Art von Erlösung aus dem Joche gegeben hätte.

Die Flucht wurde zum zweiten Male verabredet, dießmal einzig unter den beiden Gatten. Jedes von ihnen wollte isolirt die Gränze zu erreichen suchen. Mara verkleidete sich als reisender Handwerksgeselle, Elisabeth als Bäuerin — so zogen sie aus, nach zärtlichem Abschiede. In Dresden wollten sie sich treffen. Voll Bangen ging Jedes seine Straße, der Strapazen waren viele zu überwinden. Würden sie sich wiedersehen? Diese Frage mischte sich fort und fort in die Furcht, entdeckt, zurückgeschleppt und für immer in den Kerker gesperrt zu werden.

Die Flucht gelang. In Dresden sanken sie froh einander in die Arme. Zwar ließ Friedrich's Gesandter sie festhalten, aber der König sah ein, daß er in diesem Kampfe Besiegter sei — er gab Befehl, die Flüchtigen ziehen zu lassen.

Mara hat später seiner Gattin ihre Hingebung übel gedankt.

Der Spekulant.

Eine hamburger Geschichte von C. Reinhardt.

(Schluß.)

Es schien wirklich, als sollte Stilke ein Geschäft machen, denn die Insulaner, von denen einige englisch sprachen und ihren Landsleuten die Absichten Stilke's erklärt hatten, umstanden das Waarenlager mit lüsternen Blicken und zeigten sich ungemein kauflustig. Stilke forderte jedoch so entsetzliche Preise, daß Jeder zurückgeschreckt ward. Dazu wollte er nur baares Geld haben, während die Owaihier mit Schweinen oder Cerealien bezahlen wollten, so daß kein Handel zu Stande kam. Es bot zwar ein Eingeborner, der einen schwäbischen Dreispitz aufprobirt und sich damit im Spiegel gesehen hatte, bis zu zehn Schweinen. Stilke forderte jedoch hartnäckig hundert Dollar und wollte keinen Pfennig nachlassen. Als gegen Abend einige wohlhabende Insulaner ankamen und sich unter seinen Vorräthen umsahen, zeigte ihnen Stilke einen Chapeau-gibus, von denen er einige in seinem Comptoir, d. h. seiner großen Kiste hatte. Er brachte den zusammengelegten Hut mit geheimnißvoller Miene heraus und gab ihn dem einen Insulaner, der ihn auf den Kopf setzte, wo er jedoch nicht haften konnte. Stilke nahm ihn lächelnd und drückte an den Federn, worauf der Hut mit einem Knall auseinanderfuhr. Dieß hatte die Wirkung, daß sämmtliche Insulaner entsetzt davonliefen, als säße der Teufel hinter ihnen, denn sie glaubten nicht anders, als daß Stilke ein europäischer Zauberer sei. Dieser stand verblüfft und allein da und kroch endlich in seine Kiste, da es dunkel wurde. Der Vorfall hatte übrigens das Gute, daß sich kein Eingeborner in der Nacht zu dem Hutlager hinabwagte, und Stilke keinen Dieb zu fürchten brauchte. Am andern Morgen waren die Matrosen zeitig da und erkundigten sich nach den Geschäften. Kurz darauf kam der Liebhaber des Dreispitzes und theilte Stilke athemlos mit, daß der Fürst Gnakibali nebst Gefolge und Familie auf dem Wege sei, um sich die Wunderdinge anzusehen, die es hier gebe. Seine Durchlaucht kam, zwar barfuß, aber doch mit einem gelben Rock angethan, der offenbar einst einem sächsischen Briefträger gehört hatte, denn die Knöpfe, wovon noch zwei vorhanden waren, trugen das sächsische Wappen. Seine Durchlaucht war nebst der ganzen hohen Verwandtschaft höchlichst erstaunt über die Mannigfaltigkeit des Lagers und probirte vor dem Spiegel mehrere Sorten, bis er endlich in einer Hand eine schwäbische Lampe und in der andern einen alten hohen Stürmer hielt und sich für keinen entscheiden konnte. Den Dreimaster hatte Stilke wohlweislich versteckt, um ihn für besondere Fälle aufzuheben. Zog Seine Durchlaucht die originelle Form des Dreispitz mächtig an, so hatte die Höhe des andern Felbels wieder etwas Imposantes, welches endlich den Ausschlag gab, weil er damit alle andern Insulaner überragte. Er legte den Schwäbling bei Seite und versuchte den andern Pinch nochmals vor dem Spiegel. Es war eines jener sogenannten Sturmfässer, hart wie Blech, unten eng und oben weit, mit kühn geschwungener Krempe, eine gute Elle hoch, und ganz gemacht, um viele Geschlechter zu überdauern, denn selbst sein Futter bestand aus so solidem Leder, daß es allein einen Hut für sich repräsentiren konnte. Es war Stilke auch nicht gelungen, ihn zusammenzuquetschen und er hatte ihn bei der Verpackung mit anderen Hüten vollgestopft, kurz es war ein Hut, ganz und gar dazu geeignet, sich noch einige Jahrhunderte in der erlauchten Familie fortzuerben.

Das Vergnügen der Matrosen, als sie Seine Durchlaucht sich so wohlgefällig mit dem Stürmer bespiegeln sahen, erreichte den höchsten Gipfel. Sie fingen an, einen jener Tänze aufzuführen, durch die sie ihre Theilnahme pantomimisch ausdrückten, und einer erhob, um den Spaß vollständig zu machen, seine Hand, von der Größe eines mäßigen Tisches, und trieb Seiner Durchlaucht den Stürmer dermaßen an, daß Hochdieselben mit dem ganzen Kopf darin staken und ein Zetergeschrei erhoben, welches klang, als schrie Jemand in einem Keller um Hülfe. Sowohl Stilke als die ganze Verwandtschaft Seiner Durchlaucht zogen an dem Hut, um den Gefangenen zu befreien, der Mord und Zeter schrie. Da sich die Nase und die Ohren in das Futter festgesetzt hatten, so gelang es nur nach vieler Arbeit und mit Gefahr, Nase und Ohren umzustülpen, den Stürmer los zu kriegen. Als derselbe mit einem Ruck in die Höhe fuhr, blieben jedoch die Vorsprünge des Kopfes Seiner Durchlaucht im Futter hängen, so daß dieses herausgezogen ward und die Verwandtschaft ihr Familienoberhaupt plötzlich zu ihrem Entsetzen zwei Köpfe länger werden sah und glaubte, man habe ihm den Hals ausgerissen. Seine Durchlaucht waren indeß nicht so bald vom Futter befreit, als sie ihre gelben Rockschöße unter die Arme nahmen und mit möglichster Schnelligkeit querinselein rannten. Ihm nach Alles, was zu seinem Hause gehörte und sich von Insulanern zur Stelle befand, denn es war unzweifelhaft, dieser Europäer war ein Zauberer, der mit neuen Fallen für die armen Insulaner angekommen war, um sie zu fangen, wenn nicht gar auszurotten.

Es waren acht Tage vergangen. Die Mannschaft des Hermann hatte ihre Fracht gelöscht, Stilke seine Mettwürste und seine Schinken verzehrt und den Portwein ausgetrunken, aber es war keine Hutkrempe verkauft worden, denn die Insulaner ließen sich nur in der Ferne sehen, und wenn sich auch einzelne heranwagten, um Stilke's Dreimaster mit dem Federbusch anzustaunen, den dieser in der Verzweiflung bald

der Länge, bald der Quere nach aufsetzte, so ergriffen sie doch in kurzer Zeit wieder das Hasenpanier, und der unglückliche Huthändler hätte sein Geschäft eben so gut in Kompagnie mit Robinson Crusoe errichten können. Stilke hatte seinen Hut eben wieder der Quere nach aufgesetzt und einen Insulaner, der langsam herbeikam, mit den freundlichsten Pantomimen auf seine Waare hingewiesen, als Kapitän Groth mit dem ersten Steuermann daher kam, um einmal nach seinem Passagier zu sehen. Dieser stand mit untergeschlagenen Armen vor seinen Felbeln, gerade wie Napoleon vor seiner Garde. Nur machte er ein Gesicht, welches nicht an Napoleon erinnerte, denn das Weinen war ihm näher als das Lachen. Dieser Gesichtsausdruck und der darüber sitzende Dreimaster mit dem Federbusch brachten jedoch eine so komische, durch die verunglückten Angströhren noch erhöhte Wirkung hervor, daß Kapitän und Steuermann in ein schallendes Gelächter ausbrechen mußten. Stilke sah sie weinerlich an, wodurch ihre Lachlust auf's Neue erregt wurde und sie sich die Seiten hielten. Endlich lief ihm jedoch die Galle über, er stemmte die Arme auf die Hüften und schrie in verzweiflungsvollem Hohn, ihr Lachen parodirend: „Ja, ho! ho! ho! ho! ho! lacht, ihr Unmenschen, bis ihr platzt,"

Der schlechte Miethsmann. (S. 502.)

dann drehte er ihnen den Rücken zu und ging, grimmig pfeifend, hin und her.

Der Insulaner war indessen an den Tisch getreten und hatte den Spiegel und sich darin erblickt. Da er in seinem Leben noch keinen Spiegel gesehen, so war er natürlich höchst erstaunt, plötzlich einen Landsmann zu erblicken, von dem er nur den Kopf aber keine Beine entdecken konnte. Sobald er hinter den Tisch ging, war sein Kollege spurlos verschwunden, kam jedoch wieder zum Vorschein, wenn er in das Glas guckte. Er war ganz und gar damit beschäftigt, den geheimnißvollen Landsmann zu erwischen, und bemerkte deßhalb Stilke nicht, der in der höchsten Wuth daher kam, seinen Dreimaster bei einem Zipfel ergriff und ihm damit eine fürchterliche Ohrfeige gab. Der Insulaner, welcher glaubte, der Schlag rühre von seinem Landsmann her, versetzte dem Spiegelbild einen Faustschlag, der das Glas in Stücken umherfliegen machte und lief dann, was er laufen konnte, davon. Stilke's Wuth wurde durch den Verlust des Spiegels und das Gelächter der Seeleute noch größer, und er wäre ohne Zweifel über sie hergefallen, wenn er nicht ganz sicher gewußt hätte, daß er den Kürzeren ziehen würde. Da er aber seine Wuth an Etwas auslassen mußte, so sprang er mit gleichen Beinen in die armen unschuldigen Felbel und trampelte auf ihnen herum, welches Schauspiel Kapitän und Steuermann dem Tode nahe brachte, denn sie wälzten sich vor Lachen im Sande und waren dem Ersticken nahe. Als sich beide Theile etwas beruhigt und der Kapitän sich die Lachthränen aus den Augen gewischt hatte, theilte er Stilke mit, daß seine Geschäfte hier beendigt wären und das Schiff in einigen Tagen wieder absegeln werde.

„Gott im Himmel," schrie Stilke bei dieser Nachricht entsetzt, „was soll ich nun hier mit den verdammten Dohlen anfangen? Gerstäcker! Gerstäcker!" rief er, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „Du hast mich auf dem Gewissen! Alle meine alten Felbel sollen als Gespenster des Nachts auf Deinem Bette tanzen, und ich will Dir jede Nacht als Geist erscheinen, wenn ich bei der Geschichte hin werde." — „So schlimm wird's ja wohl nicht kommen," sagte der Kapitän. „Eure Spekulation ist zwar schändlich verunglückt, weil aber meine Leute gewissermaßen daran schuld sind, so will ich Euch wenigstens wieder mit nach Hamburg nehmen." — „Wollt Ihr?" schrie Stilke entzückt, den Kapitän umarmend. „Na, dann hol' der Teubel die Dohlen." Damit begann er die Hüte in's Meer zu schleudern, woran ihn jedoch der Kapitän hinderte. „Laßt das nur gut sein," sprach er, „ich will sehen, was ich noch aus dem Kram herausschlagen kann, laßt nur Alles liegen und kommt vor allen Dingen mit in ein Wirthshaus, wo wir einem Agenten die Sache übergeben."

Stilke hatte noch niemals die Einladung, mit in ein Wirthshaus zu kommen, abgelehnt. Er schloß seine Kiste zu und ging mit den Seeleuten. Es gelang ihm mit Hülfe des Agenten, die alten Hüte gegen Schweine, Früchte und Muscheln zu vertauschen, wovon er erstere dem Kapitän für seine Ueberfahrt gab. Freilich war es ein sehr schlechtes Geschäft und er erhielt kaum die Hälfte seiner Kosten. Die besten Geschäfte machte er noch mit dem zerbrochenen Spiegel, dessen einzelne Stücke fast für eben den Preis weggingen, den der ganze Spiegel gekostet hatte. Wir verwahren uns, indem wir dieses Faktum bekannt machen, jedoch ausdrücklich gegen jeden Vorwurf, der uns etwa von Spekulanten treffen könnte, welche mit Spiegeln nach Owaihi gingen und dieselben dort zerschlagen sollten, um gute Geschäfte zu machen.

Der Hermann verließ die Insel, und die Rückfahrt ging eben so gut von statten als die Hinreise. In den ersten Tagen des Mai lief das Schiff in die Elbe ein, und Stilke betrat nach einigen Tagen seine Vaterstadt wieder, zwar nicht als reicher Mann, wie er gehofft hatte, aber wenigstens gesund und voll des alten Humors.

Vor allen Dingen verhandelte er seinen Muschelkram für einige hundert Mark, dann ging er zu seinem Advokaten, dem er vor seiner Abreise die Vermiethung des Hauses aufgetragen hatte. Das Haus war zwar vermiethet, der Miether jedoch bezahlte keinen Zins, und der Advokat war eben Willens, ihn herauswerfen zu lassen, damit es ihm nicht noch gelang, die Möbel zu verkaufen, was bisher dadurch verhindert worden, daß der Nachtwächter freies Quartier im Hause bekommen hatte. Stilke, der jetzt den Farmer spielen wollte, beschloß, den bösen Miether summarisch zu behandeln und selbst ohne Weiteres an die Luft zu setzen. Er bewaffnete sich zu diesem Zweck mit einer Kriegskeule von den Südseeinseln, welche recht einladend mit Haifischzähnen besetzt war und fuhr mit dem Omnibus nach Eimsbüttel. In seinem Haus angekommen, donnerte er mit der Keule an die Stubenthür des bösen Miethers und öffnete dann dieselbe. Der keinen Zins zahlende Einwohner stand verwundert über die Art des Anklopfens mitten im Zimmer und sah auf den Eintretenden. Stilke blickte seinen Miethsmann mit Erstaunen an. Seine Augen erweiterten sich mehr und mehr. Es unterlag keinem Zweifel. Er war es, Stilke's erster Gast der Bierwirthschaft! — — Dieser hatte jedoch Stilke ebenfalls erkannt und sah sich nach einem Loch um, welches der Zimmermann zu seinen Gunsten irgendwo

gelassen hätte, denn Stilke stand, wie der Racheengel, in der einzigen Thür und schrie: „Habe ich Dich endlich, Halunke? Jetzt geht die Abrechnung los!“ Dabei begann er eine Art Kriegstanz und schwang die schreckliche Keule um den Kopf. Der Miethsmann ergriff in der Verzweiflung einen Stuhl und warf ihn seinem Angreifer zwischen die Beine, worauf er mit dem Kopf voran zum Fenster hinaussprang. Es war zwar zur ebenen Erde, so daß er ohne sonstigen Schaden davon gekommen wäre, Stilke erwischte ihn jedoch noch bei einem Fuß und bearbeitete seinen Rücken mit den Haifischzähnen, als beabsichtigte er Cottelets aus ihm zu machen. Nachdem er ihn dann entlassen, sah er sich in der Wohnung um, indem er nach etwa zurückgelassenen Effekten des Miethers suchte. Dieser hatte jedoch nichts hinterlassen, gar nichts als — seinen alten Hut. Gerade wie damals im Keller! — Stilke gerieth über diese Hinterlassenschaft in eine wahre Wuth und beschloß, nachdem er den unglücklichen Felbel mit der Kriegskeule schrecklich zugerichtet hatte, ihn den Feuertod sterben zu lassen. — Da sich kein Brennholz vorfand, so ergriff er den alten wacklichen Lehnstuhl der verstorbenen Tante und zerhackte ihn, um Feuer damit anzumachen. Wie er das Holzwerk und die Roßhaare auseinanderriß, klang und klirrte es und der erstaunte Erbe fand gegen dreihundert preußische Thaler im Sitz verborgen.

Die Nachbarn Stilke's glaubten in den nächsten Wochen, er habe sich als Tischler etablirt, denn sie hörten ihn von früh bis in die Nacht sägen und pochen.

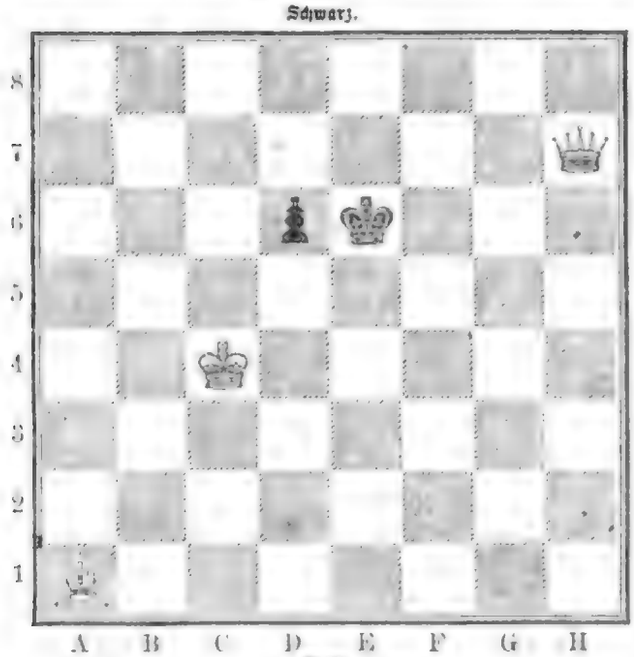
Daß er das sämmtliche Meublement der Tante zu Schwefelhölzchen verarbeitete, wußten sie freilich nicht, auch nicht, wie lohnend diese Arbeit war, denn Stilke erlöste auf diese Art nahe an tausend Thaler, welche die alte geizige Tante verborgen hatte, aus ihren Verstecken und verschaffte sich so neue Fonds zu frischen Spekulationen, von denen wir vielleicht nächstens berichten können.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Aufgabe Nr. 32.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung von Nr. 31.

Weiß.	Schwarz.
1) D. E 4 — H 1	1) G 4 — G 3.
2) S. F 4 — G 2	2) K. C 6 nimmt D 5.
3) S. G 2 — F 4 Schach und Matt.	

Bilderräthsel.

28.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 479:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Dante Alighieri.

Von

J. Kuper.

Ueber Land und Meer, über Zeit und Raum hinweg dem Bildungsgange der Menschheit nachzuspüren und ihn damit fördern zu helfen, ist die Aufgabe der großen Denker und Forscher aller Zeiten; über Land und Meer, über Raum und Zeit hinweg auch die große Zahl der gebildeten Laien den von den Gelehrten gebahnten Weg zu führen, und auch ihnen die Marksteine zu zeigen, die der Entwicklungsgang der Völker gesetzt, das ist die schöne Aufgabe, welche zu würdigen und zu lösen unserer Zeit vorbehalten geblieben ist, und welche unter andern sich auch diese Blätter gestellt. Nicht die unbedeutendsten jener Marksteine aber sind die großen Denker und Dichter, deren Beruf es gewesen, auf der Höhe ihres Jahrhunderts thronend, der Mit- und Nachwelt die erhabensten Ideale der Menschheit als leuchtendes Ziel vorzuhalten und sie emporzuziehen zu dem reinen, hehren Leben, welches sie selber athmeten.

Und so sei es denn auch uns vergönnt, die Leser dieser Blätter hinzuführen zu einem dieser Marksteine, an dem schon sechs Jahrhunderte vorübergerauscht sind, den aber Jahrhundert auf Jahrhundert, weit entfernt, ihn unter dem Schutte der Vergänglichkeit und Vergessenheit zu begraben, mehr und mehr umrankt hat mit dem Epheu der ewigen Jugend und dem Lorbeer der ewigen Größe und Schönheit: zu Dante Alighieri. Am 27. Mai*) d. J.**) feierten wir des Dichters sechshundertjähriges Wiegenfest, und noch immer führen uns seine gelehrten Erklärer tiefer ein in das Verständniß seiner Werke, und andererseits lassen ihm, dem größesten Dichter Italiens und einem der tiefsten Denker aller Zeiten und Völker, die gebildeten Laien die verdiente Würdigung noch immer nicht in dem rechten Maße angedeihen.

---

*) Nach Mentor am 8. Mai.

**) Eine andere Lesart seiner Biographie bezeichnet freilich das Jahr 1263 als Dante's Geburtsjahr.

Deutschlands Poesie hatte ihren ersten Höhepunkt bereits erreicht, als Dante diejenige Italiens ihrer Blüte zuführen sollte, die vor ihm sich kaum des Daseins rühmen durfte. Aber nicht nur, daß Dante der Vater der italienischen Poesie werden sollte, auch eine poetische Sprache mußte er sich erst schaffen; denn noch war die Herausbildung Einer italienischen Sprache aus der kastilianischen, der lateinischen und verschiedenen Mundarten nicht eine vollendete, und erst Dante blieb es vorbehalten, seiner Muttersprache Reinheit und künstlerische Abrundung zu geben.

Dante Alighieri entstammte einem alten, angesehenen adeligen Geschlechte in Florenz. Geboren 1265, war er ein Kind einer religiös und politisch bewegten Zeit. In seine Jugendjahre tönten noch die Nachklänge der Kreuzzüge mit ihrer Begeisterung und Aufregung der Gemüther hinein, und in den letzten Kämpfen zwischen Guelfen und Ghibellinen stand er selbst handelnd und leidend mitten inne. Ehe ihn jedoch die stürmisch bewegte Zeit in ihren Strudel hineinriß, sollte schon sein inneres Leben eine entscheidende Einwirkung erfahren. In seinem neunten Jahre nämlich machte die achtjährige Tochter eines florentiner Bürgers, Beatrice, welche er bei einem Maifeste sah, einen so unauslöschlich tiefen Eindruck auf sein jugendliches Herz, daß fortan Beatrice's Bild nie wieder daraus schwand und ihr Name die Losung des Dichters ward, obwohl dieser den Gegenstand seiner Jugendliebe nur einige Male wiedersah und die Geliebte schon 1290 starb. Aber so tief und innig des Dichters Liebe war, so rein und anspruchslos war sie. Ein Blick, ein Gruß von der Angebeteten und dann ihre Verherrlichung im Liede — das war Alles, was zu seinem Glücke nöthig war. Dante's erstes größere Werk, die „Vita nuova" (das neue Leben), eine Sammlung von Sonetten, Balladen und Kanzonen, ist dieser ersten und einzigen Liebe des Dichters gewidmet. In rührend einfacher Sprache besingt er darin seine Beatrice, die ihm als ein himmlisches Wesen erscheint, und beklagt er später ihren Verlust.

Hatte auch Beatrice seine heißeste Liebe mit sich in's Grab genommen, so vermählte sich doch Dante später mit der Tochter eines florentiner Edlen. Mit regem Interesse widmete er sich darauf dem politischen Leben seiner Vaterstadt; diese übertrug ihm zunächst verschiedene Gesandtschaften und wählte ihn dann in den Senat der Priori, welcher, aus sechs Vertretern der höheren Zünfte zusammengesetzt, an der Spitze der Regierung stand. Dieses letztere Amt aber sollte, wie der Dichter sich selber ausdrückt, „die Ursache und der Anfang aller seiner Leiden" werden. In Florenz bekämpften sich nämlich die Parteien der Weißen (Bianchi) und der Schwarzen (Neri), von denen die Erstern sich mehr den Ghibellinen, die Letztern mehr den Guelfen zuneigten. Obwohl nun eben Dante die Vertreibung der Häupter beider Parteien aus der Stadt bewirkte, so entbrannte doch bald der alte Kampf von Neuem, und jetzt riefen die Schwarzen Karl von Valois aus Sizilien zu Hülfe. Dieser bemächtigte sich denn auch der Stadt und verbannte daraus alle Weißen, unter ihnen auch Dante, der sich gerade in Rom aufhielt, um des Papstes Beistand gegen Karl zu erbitten. Lange fand nun der Dichter keine bleibende Stätte; wohl ward ihm gastfreundliche Aufnahme bei mehreren Edlen; doch sein stolzer Geist empörte sich dagegen, „fremdes Salz und Brod zu essen, fremde Treppen steigen zu müssen". Unverbürgten Nachrichten zufolge soll er in dieser Zeit des unruhigen Wanderns in Paris und Oxford Philosophie und Theologie studirt haben. Als Kaiser Heinrich VII. 1310 auf seinem Römerzuge durch Mailand kam, bat ihn Dante dort, gegen Florenz zu ziehen, und die Fürsten und Völker Italiens forderte er auf, sich dem Kaiser zu unterwerfen, da nur er ihnen Freiheit und Frieden bringen könne. Das aber erbitterte seine Feinde nur noch mehr und bewirkte, daß fast er allein von allen Verbannten nicht wieder nach Florenz zurückkehren durfte. Als so auch sein letzter Versuch fehl geschlagen war, sich die Heimat wieder zugänglich zu machen, suchte und fand der Dichter ein Asyl bei dem wissenschaftlich gebildeten Guido Novello da Polenta, der über Ravenna herrschte. Als ihm schließlich doch noch ein Freund die Erlaubniß zur Rückkehr unter der Bedingung erwirkte, daß er sich einer kurzen Haft und einer Geldstrafe unterwerfe und in einer Kirche seine Schuld durch ein Sühnopfer anerkenne, wies er dieses Anerbieten mit Entrüstung zurück, und so starb er, fern von seiner Vaterstadt und seiner Gattin, 1321 in der Verbannung. Guido Novello ließ seinen Leichnam im Dichterschmuck von den angesehensten Bürgern von Ravenna nach der Hauptkirche tragen und hielt ihm hier selbst eine Leichenrede. Seine Absicht, ihm ein Monument zu setzen, wurde nur durch seine eigene, im nächsten Jahre erfolgende Verbannung vereitelt. Erst 1483 ward dem Dichter von einem späteren Verehrer ein würdiges Denkmal errichtet, welches dann noch dreihundert Jahre später die Gestalt eines viereckigen, mit einer Kuppel bedeckten Tempels erhielt. — Als ganz Italien von dem Ruhme des großen Todten widerhallte, beanspruchte Florenz die Gebeine seines verbannten Mitbürgers, allein vergebens. Erst 1830 ließ es ihm da ein Cenotaph von karrarischem Marmor errichten, dergestalt, daß der Dichter in mehr als Lebensgröße auf dem Denkmale sitzt, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, und ihm zur Rechten das Bild Italiens steht, zur Linken die Poesie, über das offene Buch der „Divina Commedia" hingebeugt, und in der linken Hand einen Lorbeerkranz haltend.

Und dieser Lorbeerkranz, mit Recht gebührt er dem Dichter der „Divina Commedia". Dante hat in prosaischer und poetischer Form, in lateinischer und italienischer Sprache geschrieben, hat geistliche und weltliche Stoffe behandelt, hat wunderbar zart und lieblich die Sprache der Liebe und eben so klar und tief die der Philosophie geredet; mehr als alles Andere aber hat die „Divina Commedia" (Göttliche Komödie) seinen Dichternamen unsterblich gemacht. Dieses gewaltige Gedicht, an dessen Vollendung Dante den größten Theil seines Lebens gesetzt, schildert eine Reise des Dichters durch Hölle, Fegefeuer und Paradies und hat, wie Dante sich selber ausdrückt, zum Gegenstande den Menschen, wie er vermöge seines freien Willens durch Verdienst oder Missethat der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist. Seine Bedeutung ist vorwiegend eine allegorische und mystische. Herausgewachsen aus den Glaubenslehren des Katholizismus, ist das Gedicht gleich reich an theologischen, philosophischen und historischen Wissensschätzen, während seine Sprache die des Volkes sein will. Letzteres ist denn auch der Grund, warum der Dichter den Titel „Commedia" gewählt; derselbe charakterisirt nämlich nach ihm ein Gedicht in gewöhnlicher Sprache und mit glücklichem Ausgange. Ersteres hingegen wurde Veranlassung, daß man an verschiedenen Universitäten Italiens Lehrstühle für die Erklärung der „Göttlichen Komödie" errichtete. Aber nicht nur vom Katheder herab erscholl des Dichters Lob; seine Verse lebten bald im Munde des Volkes, und dieses gab in der Folgezeit dem Dichter und dem Gedichte den Beinamen des „göttlichen". Doch auch über die Grenzen seines Vaterlands hinaus drang Dante's Ruhm; seine „Divina Commedia" wurde in fast alle europäische Sprachen übersetzt.

Mögen denn auch die Gebildeten aller Nationen, denen es vergönnt ist, sich in die Tiefen seines Geistes zu versenken, an diesem Tage in ehrendem Andenken einen neuen Lorbeerkranz um die Stirn des Dichters der „Göttlichen Komödie" flechten! Dante war ein Vorläufer der nationalen Idee seiner italienischen Heimat; diese Idee fängt erst jetzt an, lebensvolle Gestalt zu gewinnen. Eine gesunde Politik wird es immer sein, wenn jede Nation das Eigenthümliche der andern willig anerkennt und ihr Gedeihen freudig begrüßt. Nicht nur den Dichter, auch den italienischen Patrioten in Dante zu ehren, steht uns gut an.

Dante's Denkmal in Florenz, errichtet im Mai 1865. (S. 502.)

Digitized by Google

Ein weiblicher Brutus: Charlotte Corday. (S. 506.)

Ein weiblicher Brutus.

Von

Karl Teschner.

Der Geist der Geschichte ist von unendlichem Zauber; er macht uns das Entfernte nah und die Vergangenheit zur Gegenwart. Mit Hülfe der menschlichen Phantasie löst er wunderbar das Geheimniß des Wortes und verwandelt wenige Blätter des Historiographen in Tausende lebendiger Bilder ... Vor unsere Augen tritt ein wunderholdes, zartes Mädchen, von prächtigem Gliederbau, schlanken Wuchses, Hoheit und kindliche Unschuld in den hellen, klaren Zügen. Ihr Auge leuchtet wie der milde Venusstern; ihr schön geformter Mund lächelt wie ein Sonnenstrahl, der durch grüne frische Blätter bricht. Bezaubernder Liebreiz spricht aus ihrem ganzen Wesen. Unwillkürlich zuckt unsere Hand, ihr huldigend den Kranz von Rosen und Myrthen auf ihre reine Stirn zu drücken.

Da plötzlich wandelt das Entzücken sich in Entsetzen ... das schöne Mädchen rollt zu unsern Füßen hin, ein zuckender Rumpf wälzt sich in einem Strom von Blut. Rettungslos strömt zu Boden das kostbare Leben, jäh durchschnitten vom kalten Eisen der Guillotine. Das ist Marie Charlotte Corday, der weibliche Brutus, der es kühn und schwärmerisch unternahm, die schwer beleidigte Tugend der Menschlichkeit an einem ihrer frechen Unterdrücker zu rächen. Blut, Blut! predigte dieser Unterdrücker. Charlotte tauchte tief den Dolch in sein höllisches Blut; aber „wer das Schwert gebraucht, soll durch's Schwert umkommen", und die schwärmerische Heldin starb den Tod der Mörderin durch Henkershand.

Wäre Charlotte Corday weiter nichts gewesen, als ein beschränktes oder mißbrauchtes Werkzeug in der Hand der Dunkelmänner und Legitimisten, so hätte die Nachwelt für ihre Opferung nur bedauerndes Mitleid; sie aber war eine klar bewußte, geistvolle Jüngerin der Freiheit, welche nur darin irrte, daß sie dieser letztern durch die Vernichtung eines einzigen Frevlers das Göttliche, dessen man sie entkleidet hatte, zurückzugeben glaubte. Nie war eine nationale Umwälzung berechtigter, als die der Franzosen im Jahre 1789, und nie hatte das Geschlecht der Frauen mehr Fug, sich mit seinem ganzen Zorne ihr anzuschließen. Ganz Frankreich schmachtete in den Ketten schändender Knechtung. Seine Könige, namentlich von Ludwig dem Vierzehnten an, walteten über ihm wie ein Fluch. In der Hauptstadt war es der Hof mit seinem zahlreichen Anhange, in den Provinzen der Güteradel, welcher die Masse des Volkes ihres Wohlstandes beraubte, die guten Sitten frech mit Füßen trat und keiner Ehre, keines moralischen Eigenthums schonte.

Die Tyrannei durchdrang alle menschlichen Verhältnisse. Von der Person des Königs bis hinunter zum letzten Hofstallknechte waren Handlungen ärgster Willkür gäng und gäbe. Maitressen und Roués, Minister, Prälaten und Söldlinge erlaubten sich gegen die Wehrlosen, namentlich Frauen, alle denkbaren Abscheulichkeiten, und selbst die feinen Hofdamen, denen sittenloser Wandel zur Modesache ward, begnügten sich, der strengen Kirchlichkeit (von Religiosität war bei ihnen nicht die Rede!) durch frivolen Heuchelschein ein Schnippchen zu schlagen. Zuletzt, als die Maitressenwirthschaft glücklich hinweggefegt war, stand an der Spitze der Verächterinnen von Menschenrecht und edler Sitte Marie Antoinette, die, möge man auch das allermildeste Urtheil gegen sie ergehen lassen, weder vom moralischen noch politischen Standpunkt zu rechtfertigen ist.

Da endlich ward der Sünde Maß voll, da brach es los mit Donnern und Blitzen. Die Lehren Voltaire's, Rousseau's und aller andern literarischen Größen des achtzehnten Jahrhunderts wurden Fleisch und Blut. Furchtbare Rache nahm das empörte, zum Theil irre geleitete Volk unter Führern, welche nicht durchgängig von edlen Beweggründen geleitet wurden.

Die Freiheit ward mit Blut errungen, aber bald auch durch Blut und verderbliches Privatinteresse geschändet. Buben, die sich Jakobiner nannten, waren nicht im Stande, das Gefühl der Befriedigung in sich aufzunehmen. Fortschreitend auf der Blutbahn, vergriffen sie sich endlich auch an den gemäßigteren Republikanern und verlangten ihre Köpfe für das Schaffot. Sie triumphirten; wie in einem siedenden Erzkessel schwamm der Unrath oben. Selbst „Weiber wurden zu Hyänen und trieben mit Entsetzen Spott". Eine kleine Zahl von revolutionären Führern lechzte fort und fort nach Blut, so daß einer der gemäßigten Volksvertreter in der Sitzung des Konvents sagte, man müsse ein Faß mit Blut unter den Berg (die Bänke der Linken) stellen, damit die Jakobiner ihren Durst löschen könnten.

Marat, ein ehemaliger Arzt aus Neufchatel, verlangte in seiner Zeitung und im Konvent fort und fort Köpfe, Köpfe der Royalisten und der gemäßigten Republikaner. Die Hefe des Volks, wild wie der Tiger, seitdem sie Blut gekostet, jauchzte ihm zu. Tausend Leben waren durch seinen verderblichen Einfluß stets bedroht; die Girondisten, Alles edle Republikaner, mußten in die gegen jakobinische Tyrannei empörten Provinzen flüchten. Caen, die Hauptstadt der aufständischen Provinz Calvados, ward ein Centralpunkt der Gegenrevolution, wohin viele tugendhafte Volksvertreter flohen, um augenblicklichen Schutz zu finden vor den Blutschriften Marat's und der Tigerwuth seiner Gesinnungsgenossen.

Manch' edles Weib mochte wohl grollen über die Blutmenschen, welche, persönlich sittenlos, die letzten Reste schönen Familienglückes zerstörten und in ihrer Geilheit selbst die Hüterinnen der Sitte nicht verschonten; aber keine hatte Muth genug, offen gegen die Schurkereien unter dem Banner der Freiheit aufzutreten.

Da erstand in Caen eine Rächerin beleidigter Tugend, eine schwärmerische Heldin, keusch wie eine Vestalin, muthig wie eine urgermanische Hausfrau: Marie Charlotte Corday, Tochter eines Stallmeisters, fünfundzwanzig Jahre alt, von der Natur mit allen schönen Gaben des Geistes und Leibes reich gesegnet. Begeistert für wahre Volksfreiheit, aber auch voll heiligen Zornes über die Tyrannei der Jakobiner, entschloß sie sich, zum Mörderdolche zu greifen. Keinem vertraute sie ihren Entschluß, obschon sie aus politischer Neigung alle in Caen flüchtig sich aufhaltenden Deputirten sprach. Selbst ihren Vater täuschte sie, um ihn nicht zu beunruhigen, durch die Angabe, sie reise nach England. Statt dessen führte sie ihr Weg nach dem tumultuarischen Paris, um Frankreich durch einen geschickten Messerstoß von dem Ungeheuer Marat zu befreien. Eine reine Jungfrau, die, wie sie selbst stolz aussprach, noch keinen ihrer würdigen Franzosen gefunden hatte, entschloß sie sich, ein Opfer für Alle zu werden. Was Nero nur wünschte, indem er ganz Rom durch Abschlagen Eines Kopfes hätte vernichten mögen, das glaubte sie in ähnlicher Weise zur That machen zu können, indem sie hoffte, mit Marat die ganze Rotte der Blutdürstigen unschädlich zu machen.

Charlotte Corday kaufte sich im Palais royal eines der großen Mordmesser, die auf Marat's Empfehlung in hunderttausend Stück verfertigt worden waren, und suchte den Verhaßten auf.

Marat war in Folge seines unmoralischen Lebens schwer krank, aussätzig und abgezehrt; seine Kräfte waren tief gesunken und nur seine Blutgier war dieselbe geblieben. Er brachte den größten Theil des Tages in warmen aromatischen Bädern zu, aber selbst in dieser Situation schrieb er auf einem Holzblocke, der neben der Badewanne stand, seine blutige Zeitung. Dieser Holzblock glich in der That einem Henkerblocke, denn Marat's Verlangen ging stets auf dreimalhunderttausend Köpfe, welche fallen müßten, wenn Frankreich glücklich werden wolle.

Charlotte meldete sich, Marat's Hausmegären, eifersüchtig auf das schöne Mädchen, wiesen sie ab; endlich aber

ließ Marat sie vor sich, als er hörte, sie wolle für einen Gefangenen bitten. Es war nicht das erste Weib, welchem der Blutmensch für einen mit dem Tode bedrohten Angehörigen seine Unterstützung versprochen um den Preis ihrer Tugend. Marat saß nackt im Wasser, als er sie empfing; Charlotte trug das Messer, womit sie ihn tödten wollte, im Busentuch verborgen. Sie setzte sich neben ihn, er stellte ihr verfängliche Fragen über das Treiben der flüchtigen Deputirten zu Caen. Einige Augenblicke bemitleidete das heroische Mädchen die elende Gestalt des Kranken, und sie zauderte, sein ohnehin wankendes Leben zu verletzen; aber Marat zeigte ihr sein ganzes giftvolles Innere, indem er schwur, in den nächsten Tagen werde er die Köpfe der flüchtigen Deputirten und ihrer Freunde im Konvent fordern. Diese Drohung wappnete Charlotten gegen feige Schwäche. Sie zückte ihr Messer — Marat starb mit einem Schrei.

Menschen eilten herbei; ruhig ließ Charlotte sich greifen und barbarisch mißhandeln. „Er ist todt!“ sagte sie gelassen; „am Uebrigen liegt mir nichts!“ Die Wache wollte sie fesseln. „Das ist unnütz,“ bemerkte Charlotte, „denn ich handelte nach reifer Ueberlegung mit Vorsatz und bin nun bereit zu sterben.“

Kommissäre begleiteten sie in's Gefängniß und konnten sie nur mit Mühe vor der Wuth des Pöbels schützen. Das Geschrei der Jakobiner, welches auf den Bänken des Berges im Konvent seinen Widerhall fand, bezeichnete sie als Werkzeug einer Verschwörung, in die alle gemäßigten Republikaner verwickelt sein sollten. Marat galt als Märtyrer der Freiheit, sein aussätziger Körper, mit Blumen ganz verdeckt, damit er nicht Ekel errege, ward auf prachtvollem Katafalk ausgestellt, zu welchem die Menge wallfahrtete. Selbst gestorben mußte der vom Pöbel Gefeierte den Rothen als Mittel einer furchtbaren Agitation dienen. Durch Gewaltmaßregeln gegen die Gemäßigten neuen Schrecken zu verbreiten, das zogen sie aus den kläglichen Resten des Gemordeten. Der öffentliche Zustand ward schlimmer als zuvor, Charlottens Absicht war in ihr Gegentheil umgeschlagen und so das Opfer ihres Lebens ganz umsonst.

Ja, es ging ihr an's Leben! Bei den Verhören, die ohne jede zartere Rücksicht auf ihr Geschlecht gepflogen wurden, benahm das Mädchen sich mit himmlischer Ruhe. Am 12. Juli geschah der Mord, am 17. erschien sie vor dem Revolutionsgericht, ein sanftes, heiteres Lächeln im Gesicht. „Ich glaubte nicht, hier erscheinen zu müssen,“ sagte sie, „sondern nach meiner That von dem Volke in Stücke gerissen zu werden. Mein Haupt, hoffte ich, würde auf einer Pike bei Marat's Leichenzug prangen. Wenn ich aber doch die Ehre haben soll, unter der Guillotine zu sterben, so bin ich gewiß, daß man mein Andenken in Frankreich einst höher ehren wird, als jenes der Judith von Bethulien.“ — Als Grund ihrer That gibt sie an, sie habe Marat als Hauptanstifter des Bürgerkriegs beseitigen, Frankreich den Frieden geben wollen. „Fünfundzwanzig Mädchen wie ich könnten den Qualen Frankreichs ein Ziel setzen.“

Auf die Frage des Präsidenten: „Lieben Sie die republikanische Verfassung?“ antwortete Charlotte: „Ich liebe sie, und kenne sie besser als irgend Jemand. Aber die Franzosen haben nicht Kraft genug, um Republikaner zu sein. Ich sehe nur Egoisten, die ihr Glück auf den Trümmern ihrer Mitbürger zu errichten suchen. Ich sehe im Konvent unwissende und feige Memmen, welche dulden, daß eine Handvoll Bösewichter die Menschheit mit Füßen tritt und den Bürgerkrieg entflammt. Ich bin müde, unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben.“

Aus ihrem ganzen Wesen sprach das klassisch gebildete Weib, die Quelle der Lektüre der Alten. An Barbaroux schrieb sie: „Bis jetzt habe ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode. Ich schätzte das Leben nie anders als nach dem Nutzen, den es bringen sollte.“ Und an ihren Vater: „Vergessen Sie nicht den Vers des Corneille: ‚Das Laster schaudert, nicht das Blutgerüst!‘“

Als der Maler, der sie vor dem Tode porträtiren sollte, die Besorgniß äußerte, daß sie in Folge des Urtheilsspruchs sich verändern möchte, erwiederte sie lächelnd: „O seien Sie unbesorgt, ich werde mich nicht verändern.“ Und in der That, sie behielt bis zur letzten Stunde ihr blühendes Roth, ihr mildes Lächeln.

Eine unzählbare Volksmenge harrte ihrer, als sie in rothem Hemd, weißer Haube und mit gekürzten Haaren den Henkerkarren bestieg. Sittenlose Weiber, die Schande ihres Geschlechts, verhöhnten die Edle durch wildes Jauchzen. Ihr Antlitz blieb gleich klar und heiter, sie blickte bereits über den Tod hinaus. Dadurch flößte sie selbst den Furien Achtung ein, und deren Ausdruck ward feierliches Schweigen.

Gleich einem verklärten Engel stand sie auf dem Schaffot, sie legte selbst ihren Kopf zurecht, das Beil fiel und diese wunderbare Schwärmerin hatte aufgehört zu leben. Das abgeschlagene Haupt lächelte noch. Der Henker Legros schlug es, wie üblich, auf die Wange. Das Volk murrte, selbst der Henker Samson knirschte über diese Rohheit — das war der schönste Tribut, welcher der Edlen gezollt ward.

Die Arbeiterbildungs-Vereine.

Von

Dr. E. Huhn.

Nur eine kurze Spanne Zeit ist seit jenen Tagen verflossen, wo die Polizei alle Arbeiterverbindungen eifrig verfolgte und überall dabei politische Verschwörungen und kommunistische Umtriebe witterte. Die Arbeiter selbst hatten diesen Argwohn sogar vielfach verdient, aber vielleicht weniger aus eigenem Antrieb, als weil sie eben in solche Geleise gedrängt wurden und bessere Wege nicht einschlagen konnten. Die heutigen Arbeiterbildungsvereine zeigen dagegen, daß im Arbeiterstande ein besserer Trieb steckt, daß sie bei freier Regung schon selbst das Gute zu erstreben wissen, und daß selbst Versuche, sie irre zu führen und zu politischen Nebenzwecken zu verleiten, an ihnen abprallen, so man nur ihnen wohlwollend entgegenkommt und sie nicht bureaukratisch und spürnasig beargwöhnt und beaufsichtigt.

Wir vermögen die Arbeiterbildungsvereine, wie sie heute mehr und mehr auftauchen und sich vervollkommnen, nur mit Freuden zu begrüßen; denn sie sind ganz geeignet, den alten handwerksartigen Gesellengeist auszumerzen, Rohheit und Völlerei zu vermindern und zu verbannen, in der rüstigen Jugend einen neuen Geist zu wecken und sie zu einem schöneren Streben anzuspornen. Wer ihnen einmal längere Zeit hindurch angehörte, wird gewiß nicht mehr zu dem früheren Herbergsleben zurückkehren, und gewiß werden auch ältere Meister künftig noch bis in ihr Alter gern an Vereinigungen Antheil nehmen, in denen sie in ihrer Jugend so viele Erholung und Aneiferung fanden und zeitlebens weitere Belehrung und Vervollkommnung empfangen können.

Die Arbeiterbildungsvereine fanden ihre Entstehung zunächst in England, wo dieselben schon ziemlich lange blühen; die erste bedeutende Nachahmung und Einführung derselben erfolgte in Hamburg, und in der letzten Zeit haben sie durch Gesellen, die solchen in jener Elbestadt angehört hatten, ihre weite Verbreitung durch ein gutes Stück von Deutschland bis hinauf zur Schweiz und dem Bodensee gefunden, so daß selbst die katholischen Gesellenvereine ihr einseitiges Wesen abzulegen beginnen und in die Reihe dieser neuen Vereinigungen eintreten. Es wird nicht lange mehr währen, bis sie allgemein durch ganz Deutschland verbreitet sind und dann auch in den Stand gelangen, das von ihnen erstrebte noch höhere Ziel zu erreichen, nämlich einen großen Bund aller strebsamen Arbeiter zu gegenseitigem Schutze,

Freundschaftsbanden, gemüthlicher Unterhaltung und weiterer Ausbildung und Belehrung.

Auch die Volkswirthschaft freut sich ganz besonders dieser neuen Schöpfungen, ist ihr doch Alles willkommen und werth, was den Stand der Arbeiter zu heben und ihr Loos zu bessern und zu sichern vermag, und sieht sie gerade in der Arbeiterfrage eine der größten Aufgaben, die sie noch zu lösen hat! Gerade noch werthvoller sind ihr diese Vereine aber besonders deßhalb, weil sie geeignet sind, aus sich selbst eine Besserung der Lage des Arbeiterstandes, seine höhere Bildung und Versittlichung zu erstreben, und weil dieß unendlich bessere und dauerhaftere Folgen haben muß, als wenn von außen oder gar durch den Staat versucht werden wollte, solche Reformen in den Arbeiterstand hinein zu tragen.

Der erste Vortheil dieser Vereine besteht schon darin, daß die bisherige Abscheidung in die einzelnen Handwerke und der Kastengeist derselben überwunden wird, so daß also dadurch schon der alte Zunftbann gebrochen wird. Früher lernten die Gesellen schon auf der Herberge sich gegenseitig befehden, sie waren von einander abgeschlossen und das Handwerk gruppirte sie in verschiedene Lager, die einander beneideten oder wo ein Theil hochmüthig auf den andern herunterblickte. Nun aber finden sie ihre Vereinigung in der freien geistigen Arbeit, deren einzelne Branchen einander nicht befehden, sondern zusammenwirken sollen zu immer besseren Leistungen. Wie sie früher sich nach den trennenden Merkmalen der Handwerke von einander schieden, so suchen sie jetzt die gemeinsamen Punkte und Elemente auf, die sie vereinigen, und pflegen derselben. Dieß kann aber unstreitig nur dahin wirken, daß die Arbeiter das Zunftwesen selbst als eine hemmende Schranke erkennen und beseitigt wissen wollen, und daß somit die Gewerbefreiheit in den künftigen Meistern bessere Vertheidiger und Fürsprecher finden wird, als in den alten, welche in den Schranken der Herbergen aufgewachsen sind.

Wirkt schon diese Vereinigung dahin, daß jeder einzelne Gewerbsgenosse mehr mit den übrigen vertraut wird, und sie sich gegenseitig Kenntnisse und Erfahrungen austauschen, wodurch jedes Gewerbe bereichert und weiter geführt wird, so werden sie auch Veranlassung geben zur Kombinirung der Gewerbe, wodurch gleichsam neue Produktionen und Gewerbe entstehen, wie ja auch die Fabriken meistens nur eine stärkere Kombinirung einzelner Gewerbe sind. Wahrscheinlich werden sich auch aus solchen Vereinen vielfach spätere Assoziationen datiren, indem sich z. B. Gestellmacher, Schmide, Schlosser, Tapezierer und Lackirer zur Wagenfabrikation vereinigen und so durch ihre vereinigten Arbeits- und Kreditkräfte eine wahre Fabrik gründen.

Da die Arbeiterbildungsvereine zunächst darnach trachten, ein gemeinsames Versammlungslokal zu erhalten, worin politische, gewerbliche und polytechnische Zeitschriften zum Lesen aufgelegt sind, unentgeldlicher Unterricht im Schreiben, Rechnen, Geometrie, Zeichnen, Geschichte u. s. w. ertheilt und öfters Vorträge gemeinnützigen und belehrenden Inhalts gehalten werden, so gewährt dieß den jungen Leuten einen angenehmen Vereinigungspunkt zur Unterhaltung und Belehrung, fallen die vielen Exzesse hinweg, die Leute fühlen sich geistig angeregt und gehoben, vermehren ihre Kenntnisse nach allen Seiten, und gewinnen sogar bessere und feinere Manieren, weil in einem solchen Vereine immer junge Männer sein werden, die von Haus aus eine bessere Erziehung und Bildung mitbringen und nun den Uebrigen als Beispiel zur Nacheiferung dienen. Schrieb man bisher gewissen Gewerbsgenossen eine größere Rohheit zu, weil ihr Gewerbe sie gleichsam dazu führte und das Zusammenleben in den Herbergen und Werkstätten diese Richtung erhielt und noch förderte, so verkehren nun rauhere und feinere Gewerbe mit einander, schleifen sich gegenseitig ab und wirken auf einander wohlthätig ein.

Die Vereine dienen ferner dazu, Arbeitsgesuche zu vermitteln, und da hier auch die Meister öfters einsprechen werden, so können alle Angelegenheiten der Gewerbe daselbst besprochen und geordnet werden, und gibt dieß natürlich auch eine Vermittlung zwischen den einzelnen Gewerben, sei es zur gemeinschaftlichen Uebernahme und Durchführung der Arbeiten, sei es um sich gegenseitig zu stützen und zu heben. Ganz besonders werden sich aber die Wohlthaten für die verschiedenen Gesellen-, Kranken- und Wittwenkassen gestalten, die früher bloß für die einzelnen Handwerke oder Zünfte bestanden und daher wegen der Kleinheit ihrer Fonds, der theuren Verwaltung und schlechten Organisation meistens nur wenig leisten konnten. Dieselben werden durch diese Vereine nun in eine einzige oder große Vereinigung und Kasse verschmolzen, die bei billigerer Verwaltung das Vermögen besser anlegen und rentabel machen, und namentlich viel mehr leisten können, überhaupt eine größere Ausdehnung erhalten und sich dabei zugleich auch in Vorschuß- und Gewerbskreditbanken zu verwandeln vermögen. Wenn die Handwerkerbildungsvereine in dieser Richtung mit Eifer vorangehen und nur wenige Jahrzehnte günstige Gelegenheit haben, um tüchtige Fonds anzusammeln, wird es die Volkswirthschaftslehre nicht mehr so dringend nöthig haben, über das künftige Loos und das Alter der arbeitenden Klassen nachzudenken und auf Mittel zu sinnen, wie einer offenbar zu grausig geschilderten Zukunft abzuhelfen ist, und gerade nach dieser Seite hin verdienen die Vereine ganz besonders aufgemuntert und unterstützt zu werden.

Uebrigens bereitet sich noch eine ganz andere, ziemlich wohlthätige Wirksamkeit dieser Vereine vor, indem man schon da und dort daran denkt, die bisherigen, meistens elenden Herbergen abzuschaffen und dafür in den größeren Städten eigene Gesellenhäuser zu errichten, wo sie nicht bloß auf der Reise ein gutes und billiges Absteigequartier haben, sondern auch als arbeitende Gesellen wohnen und sich verköstigen können. Seitdem es außer Mode gekommen ist, oder vielmehr die Meister entweder zu vornehm oder zu arm geworden sind, um ihre Gesellen im Hause selbst zu beherbergen, sind letztere oft auf ganz erbärmliche Schlafstellen angewiesen, und müssen in Kost- und Wirthshäusern theuer leben, ohne viel zu erhalten. Ein Gesellenhaus, das unter der Kontrole der Gesammtheit steht und gleichsam für gemeinschaftliche Rechnung arbeitet, vermag die Arbeiter eben so billig und reinlich als gut zu beherbergen, und wird doch noch einen ordentlichen Reinertrag abwerfen. Ganz besonders wird aber dadurch die oft in Herbergen, Schlafstätten und ordinären Kosthäusern freien Paß habende Rohheit und Lüderlichkeit dann wegfallen und ein besseres Benehmen um so mehr einkehren, als gleichsam Jeder unter der Kontrole der Gesammtheit steht.

Endlich haben diese Vereine noch etwas sehr Gutes, das dem unter den verschiedenen Vereinen eingeführten Zusammenhange entspringt. Wer nämlich einem solchen Vereine angehört, erhält eine Karte, mit welcher er überall, wohin er kommt, bei den andern Vereinen Zutritt erhält und somit sogleich einen verwandten Kreis und eine neue Heimat findet, die ihm Schutz und Rath gewährt und gleichsam über sein Geschick wacht. Namentlich wer weiß, wie oft zugereiste junge Leute in die Hände von rohen Gesellen fallen, weil sie keinen andern Anhaltspunkt haben, und dann von ihnen in den Pfuhl der Verdorbenheit und des Lasters gezogen werden, der wird diese Wirksamkeit der Arbeiterbildungsvereine nicht hoch genug anschlagen können.

Gerade die Volkswirthschaftslehre, der es so ganz besonders darum zu thun ist, den Arbeiterstand materiell, sittlich und geistig zu heben und vor späterem ungewissem Loose zu sichern, muß daher die Bildung von Arbeiterbildungsvereinen in solcher Weise mit Freuden begrüßen, und empfehlen wir sie daher der Theilnahme und Unterstützung aller Gebildeten, die einen Sinn für das Volk haben und es wohl mit ihm meinen.

Deutſche Lieder mit Illuſtrationen.

Die wandelnde Glocke.

Von

J. W. v. Goethe.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: „Die Glocke tönt,
Und ſo iſt Dir's befohlen,
Und haſt Du Dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird Dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt
Als lief' es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Blicke in das Leben und Treiben

der unteren Volksklassen in London.

Von

Th. Küster.

7.

Marktszenen. — Leatherlane. — Die Nahrungsmittelverfälschung in London.

Ein öffentlicher Markt ist prinzipiell dasselbe Ding überall, hat denselben Zweck überall und wird an allen Orten der Welt in der gleichen Weise betrieben, nämlich in so weit als die Verkäufer sich an einem bestimmten Platze und zu einer bestimmten Zeit einfinden, um ihre Waaren zu verkaufen, und die Käufer, um sich mit denjenigen Gegenständen zu versehen, deren sie bedürfen. Allein die Physiognomie eines Marktes ist durchaus nicht dieselbe überall. Ein berliner Wochenmarkt ist schon in seinem ganzen Wesen und Treiben von einem hamburger oder wiener Markt unterschieden. Ein französischer Markt bietet wieder ein von den so eben genannten verschiedenes Bild, und ein arabischer Markt in Algier oder Konstantine, ein Hindumarkt in Kalkutta, oder ein türkischer Markt in Konstantinopel haben ein jeder sein charakteristisches Gepräge. So ist es in hohem Grade der Fall mit den londoner Märkten, die — in gewisser Beziehung — als permanente Märkte betrachtet werden müssen. Wir wollen uns nicht mit den fashionablen Märkten aufhalten, als Coventgardenmarkt, Leadenhallmarkt u. s. w., um die eine Hausfrau der arbeitenden Klasse einen weiten Bogen macht und deren Preise nur auf die vom Glück Begünstigten berechnet sind. Wir wollen als Basis unserer Betrachtungen Leatherlane nehmen, ein ausschließlich für die niederen Klassen bestimmter und überschwenglich von ihnen patronisirter Markt.

Leather Lane (Ledergasse) ist eine von der Hauptstraße Holborn, im Centrum Londons, sich nach Norden zu abzweigende schmale und winkelige Gasse, welche ein von der ärmsten Klasse bewohntes Viertel durchschneidet und in ihrer ganzen Länge mit der bekannten Straße Hattongarden parallel läuft, welche — breit und von fashionablem Aussehen — das Hauptquartier fremder Juweliere, Optiker, Mechaniker und Spiegelglashändler ist.

Obgleich in den sechs Wochentagen von sechs Uhr früh bis zur späten Nachtstunde und selbst einige Stunden in der Frühe des Sonntagmorgens Leatherlane ein ununterbrochener Marktplatz ist, so sind doch drei Tage besonders hervorzuheben: Dinstag, Donnerstag und Samstag. Namentlich jedoch ist es der Samstagabend, an dem dieser Armenmarkt sich in seinem ganzen Glanze zeigt. Von Westend herkommend, nähern wir uns dem nördlichen Ende von Leatherlane, sobald wir Liquorpondstreet mit ihren kolossalen Brauereigebäuden hinter uns haben. Bereits brennt das Gas in den Straßenlaternen und zahlreichen kleinen Kaufläden aller Art, die in ununterbrochener Folge das Parterre der Häuser einnehmen. Es ist einer jener dunstigen, feuchten Abende, die London eigenthümlich sind und die stets wie Regen aussehen; eine dichte Schichte von Steinkohlenqualm lagert über der Riesenstadt, und der Himmel, am Tage dick und grau, hat jetzt einen röthlichen Schein, den der Uneingeweihte für den Widerschein eines zerstörenden Feuers halten würde. Schon von weitem tönt uns das verworrene Geräusch des Marktes entgegen, und unsere Geruchsorgane werden durchaus nicht angenehm berührt von den verschiedenartigen Ausdünstungen, die sich hier zu einem Ganzen vereinigen, das zu analysiren schwer sein dürfte, aus dem wir jedoch ohne große Mühe zwei Hauptfaktoren unterscheiden: den Geruch von in ranzigem Fett gebratenen Fischen und den Gestank der Paraffinfackeln oder Theerflammen, mit denen die Straßenverkäufer ihre Waaren beleuchten. Mancher würde sich durch das betäubende Geschrei, durch die undurchdringliche Volksmenge und durch den fürchterlichen Qualm, der über der ganzen Länge der Marktstraße liegt, abschrecken lassen, sie überhaupt zu betreten; allein unser Zweck verlangt, daß wir sie ihrer ganzen Länge nach durchschreiten, bis wir endlich in Holborn „landen", wo wir uns dann glücklich preisen mögen, wenn wir noch im Besitz unserer Rockschöße, unserer Uhr, unseres Hutes u. s. w. sind.

Die Straße ist an sich schon nicht breit, höchstens zehn Schritte, doch sie erscheint noch um ein Bedeutendes enger durch die zahllose Menge von Wagen und zweiräderigen Karren, Marktstellagen und Schaustellungen der in der Straße ansässigen Verkäufer; ihre Länge von einem Ende zum andern mag zehn Minuten Wegs betragen, doch man bedarf deren vierzig, um sie an einem solchen Abende zu durchschreiten. Was irgend eine Hausfrau der unteren Stände bedürfen mag, sie findet es hier; — was irgend der Arbeiter an Werkzeug und Material braucht, er kann es hier kaufen; und wer die Ausgabe für neue Artikel scheut, für ihn sind unzählige Verkäufer aus zweiter Hand da. Materialwaaren, Fleisch, Butter, Käse, Schinken, Speck, Brod, Mehl, Gemüse aller nur denkbaren Arten, trockene und frische Früchte, getrocknete, geräucherte und frische Fische, Obst, Papier, Bücher, Bilder, Haus- und Tischgeräth, Wäsche, Stoffe, Strumpfwaaren, Schuhwerk, Hüte, Mützen, Kleidungsstücke, patente Medizinen, Rattengift, Fleckenwasser, Spielzeug, Krebse, eßbare Seemuscheln und Schnecken, Töpferwaaren, ausrangirtes Porzellan und andere namenlose Dinge sind nirgends in der Welt billiger (ich will nicht sagen besser) zu haben als hier.

Gleich am Anfange der Straße hat ein Quacksalber sich niedergelassen. Er steht auf einem Schemel am Ende eines großen Tisches, auf dem Flaschen, Büchsen und Schächtelchen ausgebreitet sind. Hören wir eine seiner endlosen Reden mit an.

„Ladies und Gentlemen!" brüllt der ganz anständig gekleidete Charlatan die ihn umgebende, theils zerlumpte, theils zweideutig gekleidete Versammlung an, „ich halte hier eine Flasche in der Hand, welche, wie Sie sehen, mit einer braunen Flüssigkeit gefüllt ist. Woraus besteht dieselbe? Es ist ein Elixir, das Sie in der Apotheke in gleicher Quantität und geringerer Qualität mit acht Schillingen bezahlen, ein Elixir, das ich ein Universalmittel nennen möchte, indem es für alle Krankheiten, äußerlich wie innerlich, mit gleich gutem Erfolge anwendbar ist; es ist Salsaparille-Extrakt. Doch dieses hier vereinigt mit dem Vorzug lächerlicher Billigkeit den des Unverfälschtseins. Haben Sie Kopfschmerzen, dieser Extrakt wird sie verscheuchen; leiden Sie an rheumatischen Uebeln, dieser Extrakt wird sie bannen; haben Sie sich eine Verrenkung zugezogen, dieser Extrakt wird die Geschwulst hindern; sind Sie verwundet, dieser Extrakt wird den Blutverlust stillen! — Was wollen Sie mehr?! . . . Und für welchen Preis haben wir dieses köstliche Universalmittel? werden Sie fragen. Meine Damen und Herren, ich schäme mich fast, ihn zu nennen: für den überaus lächerlichen Preis einer halben Krone (fünf Sechstelthaler)! . . . Ist es möglich?! . . Wäre Ihnen dennoch

der Preis zu hoch? ... Nun, ich will ein Opfer bringen und Ihnen ausnahmsweise, heute nur, die Flasche mit zwei Schillingen (zwei Drittelthaler) ablassen. — Nun, noch keine Käufer?! .. Sie verkennen Ihr eigenes Interesse! ... Sie werden mich morgen nicht mehr hier sehen (‚Das glaube ich!' ruft eine Stimme aus der Menge), es wird dann zu spät sein und Sie werden sich gezwungen fühlen, dem Apotheker acht oder zehn Schillinge für eine schlechte Medizin zu bezahlen, die ich Ihnen in vorzüglicher Qualität jetzt mit achtzehn Pence (fünfzehn Silbergroschen) verkaufe." (Er verkauft in der That zwei Flaschen zu diesem Preise.) Seine schon furchtbar heisere Stimme fängt jedoch an, ihm nunmehr den Dienst zu versagen, und da in England ohne Marktschreierei ein Geschäft einmal schlechterdings nicht zu machen, so packt er seinen Plunder auf einen zweiräderigen Karren und verschwindet.

Nun stürmt das Chaos der Töne auf uns ein: ein Sohn des Südens hat den Platz des Charlatans eingenommen und setzt seine über alle Maßen verstimmte Drehorgel in Bewegung, welche Rouget de l'Isle's feurige Marseillaise in schrecklicher Verstümmelung herunterhaspelt. Gegenüber ist ein Trinkhaus, aus dem wüstes und rohes Geschrei, das Klirren und Klappern der Gläser und Zinnkrüge und schreckliche Flüche ertönen. Unsere Aufmerksamkeit wird durch einen anständig gekleideten, noch jungen Mann gefesselt, der sich unmittelbar vor dem Publichouse aufgestellt hat und um den die Menge, die vorher dem Charlatan zuhörte, sich nun sammelt. Es ist ein Apostel der Mäßigkeitsvereine („tea-totallers") und scheint entschlossen, den Feind auf seinem eigenen Terrain zu bekämpfen. In der Hand hält er ein Gebetbuch, und mit einem Gebet beginnt er seine Ansprache. Er eifert gegen jeglichen Genuß berauschender Getränke, wie immer mäßig ein solcher auch geschehen möge, und droht mit Gottes Fluch und ewiger Verdammniß allen Denen, die nicht ein unverbrüchliches Gelübde der Enthaltsamkeit ablegen und (was die Hauptsache) für die Zwecke des Vereins beisteuern. Mit jedem Worte wird seine Stimme kreischender, unangenehmer, seine Rede beleidigender und gehässiger. Es ist peinlich, ihn zu sehen, ihn zu hören; die Adern am Hals schwellen ihm an, sein Gesicht ist dunkelroth, der Schaum steht ihm vor dem Munde; es ist ein ekelerregendes Bild. Endlich hat er seine Rede beendet und verläßt mit zwei ihm zunächst Stehenden den Platz. Arm in Arm gehen die Drei rasch in der Richtung von Hattongarden ab. Mich drängt's — ich weiß nicht warum — ihnen zu folgen. Bald habe ich sie eingeholt und komme eben noch zu rechter Zeit, um zu sehen, wie der Mäßigkeitsapostel mit seinen beiden Jüngern in einen Ginladen hineingeht und bald diese scheußlichste aller Spirituosen in langen Zügen hinunterstürzt.

Auf einem kleinen Umwege durch eine Seitengasse lenke ich wieder in Leatherlane ein. Ein Drängen der Massen nach einem Punkte erregt meine Aufmerksamkeit. Ich sehe von weitem den glänzenden Hut eines Polizeikonstabler und schließe, daß dort irgend Etwas nicht in Ordnung sein müsse. Es gelingt mir, mich bis zur Mitte vorzudrängen. Ein Obstverkäufer („costermonger") hält mit seinem zweiräderigen Karren in der Mitte der Straße; eine Frau setzt dem Polizisten auseinander, daß sie zwei Pfund Pflaumen von dem Manne gekauft, dieselben jedoch für bedeutend unterm Gewicht gehalten und in einem Bäckerladen nahebei habe nachwägen lassen, wo es sich denn herausgestellt hätte, daß die Pflaumen nicht voll fünf Viertelpfund gewogen. Der Verkäufer behauptete, daß die Frau entweder davon gegessen oder verloren haben müsse, daß sein Gewicht richtig sei und er richtig gewogen habe, und setzte seinen Karren in Bewegung. Doch ein Mann hielt ihn und sagte, daß er sein Wägen beobachtet habe und der Frau gefolgt sei, daß diese weder von den Pflaumen gegessen noch verloren hätte, und daß er (der Verkäufer) ein schamloser Betrüger sei. Nun fiel dieser über den unerwünschten Zeugen her, ohne dessen Dazwischentreten der Konstabler ihm nichts hätte anhaben können. Dieser, zu schwach, um allein in der ihn umgebenden Menge zu operiren, ließ sein Nothsignal ertönen. Inzwischen lagen Verkäufer und Zeuge bereits im grimmigen Kampf am Boden, ein allgemeines Stoßen, Drängen und Schucken entstand, wobei die zahlreich anwesenden Frauenzimmer hart mitgenommen wurden; der Obstverkäufer erhielt Succurs von seinen Standesgenossen und ein Versuch ward gemacht, den Polizeibeamten durch Drängen und Stoßen vom Kampfplatze zu entfernen. Doch dieser hielt Stand, und glücklicherweise erschienen bald mehrere seiner Kameraden. Der Schuldige ward arretirt und unter der doppelten Anklage von Betrug und Angriff auf die Person nach der nächsten Polizeistation abgeführt.

Und um die Körbe, Kasten und Karren der Straßenverkäufer und vor den Auslegetischen und in den Läden der wohnhaften Kaufleute und Händler drängt sich das arme Volk und kauft mit seinem schwer und sauer verdienten Gelde verfälschte, die Gesundheit untergrabende Nahrungsmittel. Denn es ist eine allgemein bekannte Sache (zur Schande der englischen Regierung sei's gesagt) und kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die scheußlichste Verfälschung sich hier auf alle Nahrungsmittel erstreckt; und so geschickt ist die Fälschung praktizirt, so kunstgerecht durchgeführt, daß es nur zu schwer ist, sie zu entdecken. Man kann ja doch nicht jeden Bissen Brod, jedes Loth Thee, jedes Stück Zucker, jeden Schluck Bier einer chemischen Analyse unterwerfen! ... Mit dem Wasser, diesem wichtigsten Ingrediens für menschliche Nahrung, beginnt die (in diesem Falle allerdings als nothwendiges Uebel charakterisirende) Verfälschung: rein kommt es aus dem Strome oberhalb London, wird dann in enormen Röhrenleitungen nach allen Richtungen der Riesenstadt hingeleitet, passirt in die Häuser durch kleine Zinkröhren und wird in mit Zinn gefütterten Zisternen aufbewahrt. — Das Brod, das man in London ißt, enthält Kalk, zerstoßene Knochen und Alaun; die Butter ist voller Salz von Irland und enthält fettige, nicht von der Kuh kommende Bestandtheile, sowie pulverisirte Feuersteine, was kürzlich eine chemische Untersuchung darthat; die Milch kommt von kranken, durch Marasmen affizirten Kühen und ist mit Kalk, Wasser und Arrowroot versetzt, das wiederum an sich schon verfälscht ist. Im Zucker befinden sich Blei, Eisen und der zerstörend auf den Organismus einwirkende acarus sacchari. Der ohnehin schon in seiner Heimat durch Farbenmischungen gefälschte Thee wird hier noch mit Magnesiaerde, terra japonica, Gyps und blauer Farbe versetzt. Der hier in England an das Volk verkaufte Thee enthält auch Rosen- und Kirschblätter, und ist überhaupt ein so deteriorirter Artikel, daß man sich nicht wundern darf, wenn ein Kaufmann hier kürzlich schamlos genug war, eine Sendung Thee in den Docks nicht als solchen, sondern als „manufactured goods" (fabrizirte Waare) zu deklariren, um eine niedere Steuer zu erzielen. Chokolade, Kakao und Kaffe sind nur in den respektabelsten Großhandlungshäusern echt vorzufinden, im Kleinhandel sind alle verfälscht; man hat jetzt selbst eine Maschine, welche aus irgend einem passenden Stoffe Stücke schneidet, die im Aussehen vollkommen der ganzen Kaffebohne entsprechen. Selbst Zichorienwurzel, die hauptsächlich hiezu benützt wird, ist im gebrannten und gemahlenen Zustande verfälscht durch Ziegelmehl, Ocker und Kohlenstaub; und mit verfälschtem Senfpulver wird der Pfeffer vermischt. Nux vomica, Ochsenblut und Alaun bilden einen Hauptbestandtheil für die Fabrikation des berühmten englischen Porterbiers. Blei, Grünspan, Kirschlorbeer, Kalk, Knochen u. s. w. sind unentbehrliche Artikel für londoner Brauer und Destillateure. Tabak in allen seinen Varietäten ist jämmerlich und meist im höchsten Grade der Gesundheit gefährlich gefälscht; zerstoßenes Glas im Schnupftabak, fremdartige vegetabilische Substanzen im Rauchtabak — — —. Mit einem Worte, die schrankenloseste Fälschung in Allem ist hier an der Tagesordnung

und erſtreckt ſich eben ſelbſt auf die Droguen und Erzeugniſſe der Apotheker! . . .

Und Jedermann weiß das — Volk und Behörde, und Jedermann genießt täglich dieſe Fälſchungen der Natur; und dieſe werden ungeſcheut fort und fort getrieben und nie gehindert, nie die immenſen Waarenvorräthe einer Kontrole unterworfen. — Doch ich habe das Fleiſch vergeſſen: das allerdings läßt ſich nicht gut verfälſchen; doch da hilft ſich der unredliche Fleiſcher in anderer Weiſe, indem er das Fleiſch kranker und gefallener Thiere verkauft. Hier nun finden wir den einzigen Fall, in dem die Behörde ſcharf auftritt, denn kaum eine Woche vergeht, in der nicht ein oder mehrere Fälle dieſer Art vor dem Polizeirichter in Verhandlung kommen; doch eine Entdeckung dieſer ſcheußlichen Praxis mag von hundert Fällen wohl kaum zehnmal ſtattfinden. Alle übrigen Fälſchungen von Nahrungsmitteln ſcheint die londoner Polizei ſonach als „harmlos" zu betrachten.

Der weiße Stier.

Von

J. Baur.

Wie unſere phantaſtiſchſten Träume ihrem Weſen nach in der Wirklichkeit ruhen und von ihr bedingt ſind, ſo ſind auch die Produkte der Völkerphantaſie, ihre Sagen z. B., eine Blüte eben deſſelben Bodens, deſſelben Klimas, auf welchem und in welchem ſie leben. Iſt die Natur des Orients eine üppig blühende, ſo iſt demgemäß die Sagenwelt deſſelben eine buntgeſtaltige, reiche, verführeriſche Bilder vor das

Der weiße Stier der Marche (Frankreich).

innere Auge führend. Wo aber, wie in vielen Gegenden Deutſchlands und Frankreichs, ein einförmiger, ja düſterer Charakter vorherrſcht, da iſt der Gegenſtand der Sage eher ein abſchreckender und beängſtigender, als ein heiterer und lieblicher. In der Marche (in Frankreich) erzählt ſich das Volk jetzt noch von ungeheuerlichen nächtlichen Erſcheinungen; bald ſtürmt dort, gefahrdrohend und Verderben ſchnaubend, ein weißer Stier, bald ein goldenes Kalb oder eine Kuh von Silber über die ſtille Haide. Niemand hat ſich dieſer Beſtien noch zu bemächtigen gewagt. Zuweilen führen die mächtigen Druidenſteine, die dort die Höhen krönen, wilde nächtliche Tänze auf und knirſchen markerſchütternd auf ihren ſpröden Unterlagen. Zu gewiſſen Zeiten ergeht ſich auch ein ungeſtaltiges Ungeheuer auf den Waiden der Thäler, erſchreckt das graſende Vieh, umkreiſt die Gehöfte und ſetzt die Bewohner in Angſt und Beſtürzung. Bei ſeiner Annäherung heulen die Hunde und ſuchen zu fliehen. Vergebens hat man ſchon auf daſſelbe geſchoſſen: es iſt kugelfeſt. Bald erſcheint es in der Geſtalt eines Hundes, bald als ein fürchterlicher Stier, bald als ein weißes Windſpiel, und iſt doch weder das eine noch das andere. Leute, die durchaus nicht abergläubiſch ſind, behaupten ſeine Erſcheinung auf die zuverſichtlichſte Weiſe; ſie wollen es verfolgt, ſie wollen auf daſſelbe geſchoſſen haben — aber die Gebilde der eigenen Phantaſie kann man nicht todt ſchießen. Und ſo leben denn dieſe Geſpenſter noch fort und bevölkern unſere aufgeklärte Gegenwart, freilich nur da, wo die Aufklärung noch nicht allzu tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Sobald dieſe ihnen näher auf die Spur kommen will, ſo machen es die furchterregenden Geſpenſter wie die menſchenfreundlichen Hutzelmännchen: ſie verſchwinden, um ſich nie mehr ſehen zu laſſen.

Unser Theater. Nach einem Bilde von Ellenberger.

Digitized by Google

Anezka.

Historische Novelle aus dem dreißigjährigen Krieg.

Von der Verfasserin der „Angelika Kaufmann".

(Schluß.)

Der Schmid war tief erschüttert. Er drehte den Ring und drehte ihn abermals gedankenvoll in seinen Fingern; jede Spur von Zorn schien aus seinem Gesichte verschwunden. Endlich zog er einen nebenanstehenden Stuhl dichter zu sich heran. — „Setze Dich hier her, Anezka," sagte er sanft, „daß ich Dir erzähle," und er begann: „Als ich noch ein junger rüstiger Geselle war und hinaus ging auf die Wanderschaft, da kam ich auch nach dem Lande Italien. Man hatte mir Wunder erzählt von der Stadt Rom, und ich beschloß, Alles daran zu setzen, dorthin zu gelangen und eine Zeit lang wenigstens mich daselbst aufzuhalten. Ich fand mehr, als ich erwartet, Arbeit, Brod, und in meines wackern Meisters Tochter das schönste Mädchen von der Welt, das mir nach Jahresfrist zum Altare folgte. Schon vor unserer Verheirathung jedoch hatte ein reicher Römer, Marchese Cassignani, der Dianora häufig in der Kirche gesehen, ein Auge auf sie geworfen, und hatte ihren Vater mit Vorschlägen angelogen, die dieser zurückwies, fest versichert, der reiche Marchese denke nimmer daran, eines Schmids Tochter zu seinem Weibe zu erheben. Außerdem liebte mich das Mädchen und das gab den Ausschlag. Wir hatten geglaubt, durch eine schnelle Trauung alle Ansprüche Cassignani's mit einem Mal zu vereiteln, aber mit nichten. Er kam unter dem verschiedenartigsten Vorwand fast täglich in unser Haus, und Dianora lag mir ernstlich an, lieber auf eine Zeit lang Rom zu meiden und uns anderswo niederzulassen. Auch mein Schwiegervater theilte diese Meinung, und kurz nach gefaßtem Entschluß reiste ich mit meiner jungen Frau nach Viterbo, wo sie Verwandte hatte, und ließ mich dort unter dem angenommenen Namen Ghiberti nieder.

„Drei glückliche Jahre verlebte ich hier mit Dianoren. Sie hatte mir einen Knaben geschenkt, der unser beider Freude war. Da mochte mein Schwiegervater die Sehnsucht nach Tochter und Enkel nicht mehr bemeistern. Cassignani, anfangs wüthend über unser Verschwinden, hatte sich nach und nach gefügt. Er war lange auf Reisen gewesen und hatte sich dann auf seine Villa in der nächsten Umgegend von Rom zurückgezogen. Nach der Schmide kam er schon lange nicht mehr. Es schien Alles in Vergessenheit gerathen. Ich machte mich also mit Weib und Kind auf den Weg, nach Rom zurück, um in die Arme des uns Erwartenden zu eilen. Rasch hatten wir mehrere Tagreisen hinter uns, und schon sahen wir die römische Campagna vor uns ausgebreitet und bestrebten uns, in der Ferne die Kuppel von St. Peter zu entdecken, jenes Zeichen, daß das Ziel unserer Wünsche nicht mehr fern. Da trafen zufällig des kleinen Antonio Augen auf den Ring an dem Finger seiner Mutter. Ich mußte ihn von demselben herunter nehmen und mit einem Bande in ein Knopfloch seines Wämmschens befestigen. Der Ring trug innen die Anfangsbuchstaben von meinem und Dianorens Namen.

„Während Dianora und ich uns an dem unschuldigen Spiele des Kindes ergötzten, fiel plötzlich ein Schuß. Räuber umringten den Wagen. Der Vetturin, wahrscheinlich zu diesem Zweck von dem rachedürstenden und hinterlistigen Cassignani gedungen, machte gemeinschaftliche Sache mit unsern Verderbern. Ich setzte mich verzweifelt zur Wehr, aber die Uebermacht war zu groß und ich mußte erliegen. Gefesselt schleppten mich die Räuber in's Gebirg. Dianora, denn sie hatte der erste Schuß getroffen, lag blutend an der Erde; der Knabe, ob versehrt, ob unversehrt, lag weinend neben ihr.

„Wochen vergingen, während welcher ich Alles, was nur ein Mensch an Mißhandlung zu ertragen vermag, von meinen Peinigern zu erdulden hatte. Das aber, was mich am meisten quälte, war die Ungewißheit über das Schicksal meines Weibes und Kindes. Endlich war mir ein Zufall günstig, und es gelang mir, zu entkommen. Mehrere Tagereisen machte ich zu Fuß und mit dem äußersten Mangel kämpfend, denn man hatte mir Alles abgenommen, und fand endlich die Stelle wieder, wo das Unglück geschehen. Ich durchforschte die Gegend ringsumher, und gelangte auf meiner Wanderung in ein Dorf, wo ich müde und erschöpft bei dem Geistlichen einsprach. Hier erfuhr ich, daß ein vornehmer Herr, genau an demselben Tag und zu derselben Stunde, da die Räuber uns überfallen, des Wegs gekommen, ein tödtlich verwundetes Weib und einen kleinen Knaben in seinen Wagen aufgenommen und dem Geistlichen zur einstweiligen Verpflegung zugeführt. Das Weib, nachdem es mit äußerster Anstrengung von dem Vorgefallenen Bericht erstattet, war noch an demselben Tag gestorben. Seine Leiche ruht auf dem Friedhof des Dorfes. Der vornehme Mann, der Mutter und Kind hierhergebracht, war über Nacht in der Wohnung des Geistlichen geblieben, als aber Dianora gestorben und zur Erde bestattet war, nahm er den Knaben mit sich nach Rom, ihn seinem Großvater zu übergeben. Den Namen des Fremden aber hatte der Geistliche vergessen. Mit dem traurigen Trost, daß wenigstens der kleine Antonio am Leben geblieben, flog ich nach Rom und zu meinem Schwiegervater. Abermalige Täuschung. Ich fand das Haus verschlossen; die Nachbarn sagten mir, den alten Mann habe bei der Nachricht unseres Unfalls der Schlag getroffen.

„Fast ein Jahr durchwanderte ich die Gegend nach allen Richtungen hin; nirgends eine Spur meines Kindes. Da begann der Boden Italiens unter meinen Füßen zu brennen; auf's Gerathewohl wanderte ich über die Grenze und kam endlich, müde bis zum Tod, arm, wie ich sie verlassen, in meine Heimat zurück. Ich suchte Arbeit, um mein Leben zu fristen; der Schmid von Mrakotin war gestorben; ich fand bei der kinderlosen Wittwe eine Stelle als Gesell. Nach und nach führte das beiderseitige Alleinstehen uns näher zusammen. Wir verbanden uns mit einander, und sie wurde Deine Mutter; jener Ring aber, den Dir Antonio Ghiberti gegeben, ist derselbe, mit dem mich der Priester meinem ersten Weibe angetraut. Kein Zweifel, wenn der junge Mann Antonio Ghiberti heißt und im Besitz dieses Rings gewesen, so ist er mein und Dianorens Sohn — und Dein Stiefbruder."

Es war natürlich, daß im Verlauf dieser Erzählung Meister Buresch's Gedanken sich auf ganz Anderes richteten als das, womit er Anezka zuvor angegangen. Von einer Verbindung mit Friedrich war vor der Hand nicht die Rede. Anezka schien übrigens eine sehr mittelmäßige Freude über die ihr vom Vater gewordene Mittheilung zu empfinden. Sie senkte das Haupt und blickte gedankenvoll vor sich hin, und auch, als der Schmid schon lange aufgestanden und wieder an seine Arbeit gegangen war, saß sie noch immer in derselben Stellung. Friedrich kam einmal in des Meisters Auftrag in's Zimmer; da erst griff Anezka an ihre Stirn und schien sich zu besinnen. Der Bruder Antonio und alles das, was ihn betraf, war von nun an der Gegenstand des Gesprächs, so oft Meister Buresch sich mit seiner Tochter allein befand. Nicht nur Anezka, sondern auch der Schmid eilte bei jedem noch so fernen kriegerischen Geräusch, bei jedem Hufschlag oder Trompetenstoß hoffend und fürchtend an's Fenster.

4.

Jahre vergingen, und der Rentmeister von Zultsch schien recht zu haben, daß gar Mancher den Anfang und nicht das Ende des Kriegs sehen würde. Immer noch wüthete der Kampf, immer noch fochten auf Seiten Oesterreichs Tilly, Gallas und Piccolomini, immer noch stellten mit ihren

Anhängern der Herzog von Sachsen-Weimar, Mansfeld und Christian von Braunschweig sich ihnen entgegen. Die prager Schlacht war wie ein blutiges Vorspiel zu einem noch blutigeren Entscheidungskampfe gewesen. Der tapfere Schwedenkönig, Gustav Adolph, war plötzlich auf dem Forum der Ereignisse erschienen. Gegen ihn trat der alte sieggewohnte Tilly, der nach Wallenstein's Abdankung das Oberkommando über die Kaiserlichen erhalten, bei Leipzig in die Schranken, und gegen ihn, den manneskräftigen Kämpen, verlor der greise General an einem einzigen Tag seinen durch sechsunddreißig Schlachten hindurch siegreich behaupteten Lorbeer. Die Schweden näherten sich den Grenzen des überall offenen Böhmens. Von Antonio Ghiberti hatten Buresch und Anezka nur so viel erkundet, daß er, in dem kaiserlichen Heer dienend, die Schlacht bei Leipzig wohl mitgeschlagen, wohl mit unter Denen geblieben sei, welche die Wahlstatt mit ihren Leibern bedeckten. Anezka war bleich vor Gram; der treue Friedrich duldete stumm. Er hatte den Besitz der Geliebten aufgegeben, aber er wollte auch eine andere nicht freien. Vergebens drang seine alte Mutter, vergebens drang Röschen in ihn, die Undankbare zu vergessen. Er wolle es abwarten, war seine Antwort, und dabei blieb's.

Meister Buresch's Haare waren weiß geworden wie der Schnee; er hatte der Hoffnung entsagt, den Sohn wiederzufinden. Desto mehr war er um Anezka, seine einzige Tochter besorgt. Er drang nicht mehr mit Ungestüm, viel weniger mit Härte in sie, die von ihm gewünschte Verbindung zu schließen. Der Zufall mit dem Ring hatte ihn weich gemacht, und er war es geblieben, um so mehr, da er von Natur einer mehr milden Gemüthsart und nur durch äußere Anlässe zeitweise zum Zorn zu reizen war. Aber er hatte seiner Tochter nachmals ernstlich zugeredet, des armen Friedrich's Leid sich zu Herzen zu nehmen, den treuen Gesellen, sowie ihn selbst durch eine Verbindung mit dem Ersteren zu beglücken. — „Es kann nimmer Dein Ernst sein," hatte er ihr gesagt, „Deinen alten Vater zu verlassen und in ein Kloster gehen zu wollen, wo Du Niemand nützlich wirst, und wo Niemand Deiner bedarf." — „Nun," hatte Anezka lächelnd geantwortet, „das Klostergehen will ich am Ende wohl sein lassen, aber ich will unvermählt sterben und bei Euch bleiben, Vater, so lange Ihr lebt, und nach besten Kräften für Euch sorgen." — „Und wenn ich nicht mehr sein werde?" sagte Buresch. — „Nun, dann wird Gott für mich sorgen," entgegnete Anezka, „ich kann ja auch vor Euch sterben, Vater," und damit ging sie ruhig an ihre Arbeit. Meister Buresch that deßgleichen und eilte zur Schmidehalle hinaus. Da stand er neben Friedrich und schmiedete und bog das Eisen, daß es sich krümmte unter dem Schlage des Hammers, aber den Sinn Anezka's vermochte er nimmer zu beugen. Des Sonntags ging Meister Buresch regelmäßig die Predigt zu hören, denn der Geistliche von Mrakotin war ein wackerer Mann, der seinen Pfarrkindern in die Seele sprach, und sie gar wohl zu trösten wußte in allen Lagen des Lebens.

Einstmals, es war gegen Ende September des Jahres 1631, kurz nachdem die Schlacht bei Leipzig geschlagen, kam der Meister aus der Kirche zurück. Der Geistliche hatte heute das Gleichniß vom barmherzigen Samariter erörtert, und Alles, was er gesagt, war ganz besonders erbaulich und auf die Verhältnisse anwendbar gewesen. Zahlreiche Wagen voll Verwundeter, die in dem Innern Oesterreichs Pflege zu finden hofften und Heilung, kamen gerade an diesem Tag durch den Ort. Wo mochte der arme Antonio weilen, wenn er ja noch unter den Lebenden war, und wo mochte ihm eine milde sorgliche Hand sich aufthun, so dachte der Schmid, als er gedankenvoll die Straße herauf und auf seine Behausung zuschritt. Anezka empfing ihn auf der Treppe. — „Vater," sagte sie, „habt Ihr nicht die Wagen gesehen, welche die Straße herauf fahren? Mich jammert der unglücklichen Menschen," und sie dachte an Antonio, ohne es auszusprechen. Meister Buresch war im Innersten bewegt. — „Geh," sagte er zu der Tochter, „und bereite zu, was Du vermagst, und dann folge mir, daß wir die Verschmachtenden laben." Gerne gehorchte Anezka. Nach Verlauf einer Stunde trat sie, reichlich mit Vorräthen versehen, an der Seite ihres Vaters und gefolgt von mehreren Frauen des Orts in die Rathsstube von Mrakotin, wo Diejenigen, die ohne Lebensgefahr nicht weiter zu bringen waren, auf Ansuchen des Transportkommandanten waren untergebracht worden. Dieser, ein menschenfreundlicher Mann, war selbst zugegen, und schien eifrig bemüht, das Seinige dazu beizutragen, die Lage seiner Leute so erträglich als möglich zu machen.

Anezka, immer von ihrem Vater begleitet, trat von einer Strohschütte zur andern. Zitternd und doch gefaßt reichte sie dem vom Blutverlust Ermatteten die stärkende Brühe, dem Fieberkranken den kühlenden Trank; ihr Herz schlug hörbar in ihrer Brust, ihr schwindelte, aber sie wußte sich vollkommen zu beherrschen. Da gewahrte sie in einer Ecke des Zimmers, wie in sich selbst zusammengesunken, die Gestalt eines jungen Mannes, dessen Gesicht durch eine breite Kopfbinde halb versteckt und mit der unbedeckten Seite der Wand zugekehrt war. Er schien völlig bewußtlos. Wie durch ein unbegreifliches Etwas getrieben verließ sie die Reihe der hergerichteten Lagerstätten und eilte auf den Bezeichneten zu. Vorsichtig lüpfte sie die Binde, den erquickenden Trank an die brennenden Lippen zu bringen. — Der Verwundete öffnete ein Paar große, dunkle Augen und schloß sie sogleich wieder. Anezka aber entfiel das Gefäß mit dem zu reichenden Trank. — „Antonio!" stammelte sie, und sank fast bewußtlos in die Arme ihres herzueilenden Vaters. Auch der alte Buresch erkannte den Verwundeten, und trug, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt, unter Beherrschung seines aufwallenden Gefühls bei dem Kommandanten darauf an, ihm den befreundeten Offizier zu besserer Verpflegung in seiner eigenen Wohnung zu überlassen. Der Kommandant willigte gerne ein. Der Lieutenant Ghiberti hatte zuerst mit den Conti'schen zwischen Warthe und Oder gestanden und hatte dann, obgleich in einem Vorpostengefecht nicht unbedeutend verwundet, dennoch den blutigen Tag bei Leipzig mitgemacht. Hier hatte er nicht wenig dazu beigetragen, im Verein mit den tollkühnen Wallonen den alten Tilly der anstürmenden Wuth der Isolani-Kroaten zu entreißen und in Sicherheit zu bringen. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig endlich hatte er seine Rittmeistersporen errungen, aber es hätte wenig gefehlt, so hätte er sie mit seinem unmittelbaren Tode erkauft. Dem Kommandanten mußte an der Erhaltung eines so verdienstvollen Offiziers besonders viel gelegen sein. Er beorderte deßhalb selbst einige von den dem Transport zur Bedeckung dienenden Leuten, den Verwundeten behutsam nach der Wohnung des Schmids zu bringen. Der Transport geschah unter andauernder Bewußtlosigkeit des jungen Offiziers. Der herbeigerufene Wundarzt kam, untersuchte die Wunden, und gab nur wenig Hoffnung. Friedrich war der erste unter den Nachbarn, der seine Dienste anbot. Er ging nach Jnltsch und holte die verordneten Arzneien; er wachte mit Anezka am Lager des Kranken. Der alte Buresch, gerührt von so viel Sorgfalt und Selbstverläugnung, theilte ihm in einer stillen Stunde die Verhältnisse mit. Da zog es wie ein Freudenschimmer über Friedrich's Gesicht, eine selige Hoffnung begann in seinem Herzen aufzudämmern. Er bot Alles auf, Anezka zu trösten und ihr in der Pflege des Bruders behülflich zu sein.

Endlich schlug der Kranke die Augen auf und schaute sich um. Wie verklärt leuchtete sein ganzes Gesicht, als er die Gestalt Anezka's über sein Schmerzenslager herabgebeugt sah. — „Du warst der Schutzengel," flüsterte er, „der mich vom Tode errettet, und wie gerne danke ich Dir mein Leben!" Das Wenige, was Antonio in den nächsten Tagen zu sprechen vermochte, war hinreichend, Meister Buresch zu

überzeugen, daß er wirklich sein und Dianorens Sohn, der zweimal Verlorene und Betrauerte und zweimal Gerettete und Wiedergefundene sei.

5.

Kehren wir einen Augenblick zu Meister Buresch's Aufenthalt in Italien und zu dem Unbekannten zurück, der sich der sterbenden Mutter, und nach der Bestattung derselben des verwaisten Knaben angenommen. Dieser Unbekannte, dessen Namen der Geistliche vergessen, war der Marchese Landrini aus Rom. Dorthin nahm er den Knaben mit. Da er sich aber Verhältnisse halber einige Tage unterwegs aufgehalten, und die Kunde von der Ermordung Dianorens bereits zu den Ohren ihres Vaters gedrungen war, so fand er diesen nicht mehr am Leben. Landrini, der selbst kinderlos war, gefiel der Knabe, der, mit kindlichem Instinkt den Beschützer errathend, sich von vorn herein zutraulich zu ihm gehalten. Auch gewann er ihn immer lieber und beschloß endlich, ihn bei sich zu behalten und Vaterstelle an ihm zu vertreten. Er ließ ihm eine gute Erziehung geben und wußte ihm später eine Stelle als Kornet in den Reiterschaaren Torquato Conti's zu verschaffen. So war Antonio in kaiserliche Dienste und nach Deutschland gekommen. Den verhängnißvollen Ring aber, den der Knabe im Augenblick des Ueberfalls bei sich getragen und der merkwürdigerweise der Habgier der Räuber entgangen war, hatte der Marchese aufgehoben, ihn seinem Pflegling, sobald dieser das Jünglingsalter erreicht, gleichzeitig mit der traurigen Geschichte von dem Ende seiner Mutter, und dem, was diese sterbend ihm mitgetheilt, zu überliefern. Antonio, obgleich in Glanz und Reichthum eines großen Hauses aufgewachsen, hatte dennoch mit Freuden in dem schlichten Schmid seinen Vater erkannt, aber, war es Schwäche, war es Mangel an Gedächtniß, durch die Krankheit herbeigeführt, er schien keine Erinnerung dafür zu haben, in welchem Verhältniß Anezka zu diesem stand. Ein unbeschreiblich seliges Lächeln überflog sein Gesicht, so oft er sie an seinem Lager erblickte; nur aus ihrer Hand wollte er Nahrung und Arzneien empfangen; er schlief nie besser, als wenn sie an seinem Pfühle saß. Auch heilten die Wunden wider alles Erwarten des Wundarztes schnell; die Todesgefahr war vorüber, die erste Schwäche in unglaublich kurzer Zeit beseitigt.

Aber als nun mehr und mehr die Verhältnisse zur Sprache kamen, Meister Buresch seiner zweiten Ehe erwähnte, und daß Anezka seine Tochter und Antonio's Stiefschwester sei, da blickte der junge Mann, wie aus einem schönen Traum erwachend und enttäuscht auf die Wirklichkeit hin. Jetzt erst verfiel er in ein heftiges Fieber, aus dem, wie der Arzt erklärte, nach der kaum überstandenen Todesgefahr keine Rettung möglich sei. Er sprang auf, griff nach Säbel und Wehrgehäng und glaubte die Schlachttrompete zu vernehmen, die ihn hinausrief zum Kampf. Er stand auf dem Blachfelde bei Leipzig; der Schwedenkönig hatte ihm seine Braut entrissen und behauptete, daß sie seine, Antonio's Schwester sei. Um sie, um ihren Wiederbesitz kämpfte er mit seinen Reitern in dem Vorderrange der Schlachtordnung. Anezka's Namen war das Feldgeschrei der Seinigen. Sie wollte er wieder erkämpfen oder sterben. Schrecklich war der Eindruck, den der Zustand des jungen Mannes auf seine ganze Umgebung machte. Meister Buresch ging von der Stube nach der Schmide, von der Schmide nach dem Gärtchen, aber er kam und ging und fand immer dasselbe, Antonio tobend in unbegrenztem Schmerz, Anezka an dem Lager des Kranken in Thränen zerfließend. Vergebens bemühte sich Röschen, die der treue Friedrich versöhnt, vergebens bemühte sich dieser das junge Mädchen zu trösten. Sie hatte nur eine Erwiederung: „Wenn er stirbt, so werde ich mit ihm sterben . . .“

Vierzehn Tage hatte die Krankheit gerast, da ward Antonio mit einem Male stille. Die Besinnung kehrte wieder, aber er sprach wenig und matt. Schon begann Buresch, begann Anezka zu hoffen. Nur der weggehende Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

Es war ein milder Oktobertag; das Gärtchen hinter der Schmide prangte in seinem letzten Schmuck. Anezka hatte zum ersten Mal seit lange die Bettseite des Kranken verlassen und war in die Küche gegangen, Etwas für ihn zuzubereiten. Da hörte sie plötzlich mit lauter, kräftiger Stimme ihren Namen rufen. Erschreckt und doch erfreut ob des guten Zeichens eilte sie an die so lange inne gehabte Stelle zurück. Antonio erhob sich halb; ein leises Roth lag auf seinen Wangen. — „Anezka,“ sagte er, ganz in derselben Weise, wie er zuerst zu ihr gesprochen, „liebe, theure Anezka!“ Sie neigte ihr Haupt sanft auf des Kranken Pfühl; ihr war plötzlich unbeschreiblich bange zu Muthe. — „Anezka,“ sagte der junge Mann, und ergriff eine nach der andern ihre beiden Hände, „liebe Anezka, ich muß sterben . . .“ Todtenbleich wollte das Mädchen erwiedern; sie vermochte es nicht. — „Versprich mir,“ lispelte Antonio mit schwächer werdender Stimme, wie Du meine erste Bitte erhört, so auch meine letzte zu gewähren . . . Gelobe mir, meiner als eines Geliebten zu gedenken . . .“ Anezka schluchzte laut. — „Lieber, theurer Antonio,“ flüsterte sie, das Uebrige unter Thränen erstickend. Da wechselte der Jüngling die Farbe. — „Meine Braut, lebe wohl,“ hauchte er, und mit dem letzten Kuß auf Anezka's Lippen schwebte auch der Todesengel herab, die letzte Rose des Lebens von seiner Wange zu küssen. Der Jüngling lag bleich und stumm. Meister Buresch war auf diesen Ausgang gefaßt gewesen. Anezka war der Verzweiflung nahe. Die ganze Nacht und den ganzen darauffolgenden Tag war sie nicht von dem Lager des Verblichenen zu bringen; sie genoß weder Speise noch Trank. Der Dorfgeistliche kam, sie und den tiefbetrübten Vater zu trösten. Friedrich besorgte am zweiten Tag das Leichenbegängniß. Er und fünf andere junge Leute aus dem Dorfe übernahmen es, den Verblichenen zu tragen. Röschen wollte den üblichen Kranz winden helfen. — „Den muß ich allein machen,“ sagte Anezka. Gutmüthig brachte Röschen Herbstblumen aus dem Gärtchen herbei und ließ die Freundin gewähren. Die Träger kamen, Anezka ging den Sarg des Bruders zu schmücken. „Da liegt ja noch ein Kranz,“ sagte Friedrich, nach dem nahestehenden Tische hinzeigend. Anezka griff an ihre Stirn, wie sie es oft zu thun pflegte. — „So,“ sagte sie halbverwirrt, „habe ich deren zwei gemacht, ich wußte es nicht. Dann muß wohl der eine für mich sein.“ Mit diesen Worten stürzte sie bewußtlos zu Boden. Alle Bemühungen, sie in's Leben zurückzurufen, blieben fruchtlos. Als der Vater von der Beerdigung seines Sohnes zurückkam, fand er eine zweite Leiche. Tief gebeugt folgte er bald seinen Kindern und ruht auf dem Kirchhofe von Mratotin zwischen ihnen.

Als aber der erste Trommelschlag um den Flecken ertönte, ließ sich Friedrich nicht halten. Unter Sang und Klang zog er mit den durchkommenden Soldaten gen Jultsch und von da nach Sachsen hinein und bis zu Gustav Adolph's Hauptquartier. Ueber ein Jahr lang hörte man nichts von ihm. Als aber am 6. November 1632 die Schlacht bei Lützen geschlagen, die Fortdauer des Protestantismus in Deutschland durch den Tod des edlen Schwedenkönigs gleichsam besiegelt war, kehrte auch Friedrich heim als invalider Offizier. Er verheirathete Röschen an einen braven Mann, Meister Buresch's Nachfolger in der Schmide, und unterstützte seine Mutter mit seiner kleinen Pension. Noch als Greis aber sah man ihn jährlich am Todestag Anezka's, früh Morgens, wenn kaum noch ein menschlicher Laut in Wald und Flur sich vernehmen ließ, wohl eine Stunde lang schweigend zwischen drei frisch geschmückten Gräbern einhergehen.

Ein berühmter Hund.

I. Von

Robert Haßler.

Was man in unserer realistischen Zeit auch sagen mag: das Studium der klassischen Sprachen wird stets fort eines der wichtigsten Bildungselemente bleiben, die Grundlage aller modernen Sprachstudien, die der Kaufmann, der Industrielle, der Gewerbsmann heutzutage so wenig mehr umgehen kann, wie der Gelehrte, der Geistliche, der Jurist, der Mediziner. Und da die Bildung des klassischen Alterthums die nothwendige Voraussetzung der modernen Bildung ist, die schriftgewordene Naturfrische menschlichen Denkens und

Ein berühmter Hund.

Empfindens, so kann diese Naturfrische unverfälscht nur durch die Sprachen des Alterthums selber uns vermittelt werden, und das ist wohl Grund und Aufforderung genug, unsere Jugend, ganz abgesehen von ihrem künftigen Beruf, die alten Sprachen erlernen zu lassen. Sie gewinnt dabei unvermerkt einen wachsenden Grundstock von gesunder Lebensweisheit, der nicht mehr verloren werden kann. Das Alterthum hat namentlich so eigenartige, ganze und große Menschen — ganz und groß in ihren Licht- und Schattenseiten — hervorgebracht, daß sie für alle künftigen Völker und Zeiten Vorbilder bleiben werden.

Eine der merkwürdigsten Gestalten des hellenischen Alterthums ist Alkibiades, der Neffe des Perikles, Schüler und Freund des Sokrates. Er zeichnete sich durch seine hohe

Schönheit und Bildung aus, war als Feldherr und Staatsmann hervorragend, aber auch ausschweifend in vielen Lastern. Seit 420 führte er in Athen das Staatsruder. Während des peloponesischen Krieges beredete er die Athener, Sizilien zu erobern, und eine athenienſische Flotte segelte unter Nikias, Lamachos und Andern zu diesem Zwecke dahin ab. Inzwischen wurde aber Alkibiades bald wieder nach Athen vor Gericht gerufen, weil der Verdacht auf ihm lastete, allen Hermen zu Athen in der Nacht vor seiner Abreise die Köpfe abgeschlagen zu haben. Seine Güter wurden eingezogen, und er floh zu den Lakedämoniern, die unter seiner Leitung siegreich gegen Athen waren, dann aber zu Tissaphernes, Satrapen von Sardes, durch den er die Perser für die Athener gewann. Durch sie wieder zurückberufen und zum Oberfeldherrn ernannt, erkämpfte er den Athenienſern die verlorene Oberherrschaft zur See, schlug die Spartaner und kehrte reich mit Beute beladen 407 triumphirend nach Athen zurück. Bald fiel er aber von Neuem bei seinen Mitbürgern in Ungunst, die ihn persischer Bestechung anklagten. Er floh abermals und begab sich zu dem persischen Satrapen Pharnabazes, der ihn auf Anstiften des spartanischen Feldherrn Lyſander, welcher unterdessen Athen erobert hatte, meuchlings umbringen ließ. Es geschah dieß im Jahr 404 vor Christi Geburt.

Alkibiades zeichnete sich bald durch hohe Tugenden aus, bald überließ er sich den verabscheuungswürdigsten Ausschweifungen; bald folgte er den erhabenen Lehren des Sokrates, bald wieder zeigte er sich jeden moralischen Haltes bar: in Sparta lebte er mit der Strenge der Spartiaten, in Persien prahlte er mit dem ganzen Luxus eines Satrapen; eine so in's Große gehende Zwiespältigkeit des Charakters hat die Geschichte wohl kaum aufzuweisen.

Eine Menge Anekdoten sind von ihm aufbewahrt worden. Unter Anderem erzählt Plutarch Folgendes: Alkibiades hatte einen Hund von sehr hübscher Gestalt und bewunderungswürdiger Schönheit; derselbe hatte ihn siebenzig Minen (etwas über dreitausend Gulden) gekostet. Nun schnitt er dem Hund seinen prächtigen Schwanz ab. Seine Freunde tadelten ihn deßhalb, Alles mißbilligte die Behandlung, die der Hund erfahren hatte, und sein Herr wurde der Gegenstand der bittersten Vorwürfe. „Gerade das ist's," sagte er, „was ich bezweckt habe; denn ich wünschte, daß sich die Athenienſer von dieser Sache unterhalten, statt Schlimmeres von mir zu sagen."

Bilder aus dem Zuchthause.

Von

F. F. Engelberg.

IV.

Ein Rückfälliger *).

Die Mehrzahl der Sträflinge sind rückfällige Verbrecher. Aber weßhalb? Von vielen Fällen will ich nur einen mittheilen und im Voraus bemerken, daß ich nur Thatsachen berichte.

Ein junger Mann, 26 Jahre alt, hatte sich verleiten lassen, an der Ausführung eines schweren Diebstahls Theil zu nehmen und, nach Verbüßung der ihm deßhalb auferlegten Strafe, das Zuchthaus mit dem Entschlusse verlassen, fleißig zu arbeiten, das Böse zu meiden und die Hand nie wieder auszustrecken nach fremdem Gute. Er war Arbeiter, groß und von starkem Gliederbau, dabei gewandt und freundlich, sogar zuvorkommend und stets zu dienen bereit. Von seinem Vater wußte er nichts, seine Mutter hatte er längst zu Grabe tragen sehen, Geschwister oder andere Verwandte konnte er nicht nennen, er stand allein. Sein erster Weg, als er das heimatliche Dorf erreicht hatte, führte ihn zu dem Ortsrichter, und sein erstes Wort, das er diesem gegenüber über die Lippen brachte, war: Arbeit. „Geben Sie mir Arbeit," hatte er gesagt, „ich verlange zuerst keinen Lohn, nur Kost und Obdach." Der Ortsrichter, der, wie das leider so oft der Fall ist, kein freundlicher Mann war, wies den Sträfling kurz ab. „Es ist keine Arbeit da, Du mußt Dir selbst Arbeit suchen; vorläufig kannst Du im Armenhause bleiben." So lautete die Antwort.

Voller Betrübniß über das Fehlschlagen seiner Erwartungen wendet er sich von dem Ortsrichter zu dem Ortspfarrer und bittet auch hier nur um Arbeit, indem er erklärt, daß er sich fest vorgenommen habe, sich nützlich zu machen und ein ordentlicher Mensch zu werden. Der Pfarrer, der voller Güte ist, die Hand des Verbrechers erfaßt und mit Wärme drückt, gibt diesem die schönsten Ermahnungen, in den guten Vorsätzen zu beharren, niemals wieder Sünde zu thun, denn die Sünde sei der Leute Verderben ꝛc., erklärt aber schließlich: „Arbeit kann ich Dir nicht geben, ich brauche auch keinen Arbeiter, Du mußt sehen, wo Du unterkommst; wenn es Dir Ernst ist, kann es Dir nicht schwer fallen."

Der Verbrecher glaubt hieran; denn der „Pfarrer" hat es gesagt, und der kann nicht lügen. Er geht von Haus zu Haus, frägt überall nach Arbeit, erhält aber immer nur dieselbe Antwort: „Wir haben jetzt keine Arbeit." Als alle seine Bemühungen erfolglos sind, und er sich nicht mehr zu helfen weiß, kommt er auf den Gedanken, dem Landrath, der in seinen Augen allmächtig ist, sein Anliegen vorzutragen. Er geht hin, wird gnädig angehört und mit einer schriftlichen Anweisung an den Ortsrichter, dem Vorzeiger Unterkommen und Arbeit zu geben, entlassen. Wie glücklich ist der Verbrecher über dieß Blatt Papier, er hat ja erhalten, was er gewünscht; er hat, so meint er, nun gewisse Aussicht auf Arbeit und auf ehrlich erworbenes Brod, weiter will er ja nichts. Aber die Anweisung ist an den Ortsrichter, von dem er bereits abgewiesen ist, der in dem Befehle des Landraths eine Zurechtweisung sieht, der dadurch gekränkt ist, der nun das Bischen guten Willen, das er etwa gehabt haben möchte, verliert, trotzig wird und in diesem Trotze erklärt: „Unterkommen hast Du im Armenhause; Arbeit kann ich Dir nicht geben; denn in der Gemeinde ist jetzt nichts zu thun, und meine Leute kann ich Deinetwegen nicht ablohnen und fortschicken."

Sein Glück ist zu Ende; denn seine Hoffnungen sind unerfüllt geblieben, seine Hoffnungen, die auf nichts weiter gerichtet waren, als auf Arbeit und für Arbeit nur Brod. Auch er wird trotzig und meint, daß es mit der Ehrlichkeit doch nicht so leicht sei, daß dazu mehr gehöre, als der eigene Wille, daß er nur ehrlich sein könne, wenn ihm von der andern Seite Gelegenheit geboten werde, seinen Unterhalt sich zu erwerben, und daß, wenn man ihm diese Gelegenheit nicht biete, wenn man sie ihm geradezu fast böswillig entziehe, also auf dieser Seite seine Schuldigkeit nicht erfülle, ihm keine Schuld beigemessen werden könne, im Falle die Erwerbung der nothwendigsten persönlichen Bedürfnisse die Ausführung ungesetzlicher Handlungen nöthig mache. Aber das nicht allein; ein Umstand, der seinen Muth beugt, seine Kraft bricht und der ihm die Verwirklichung seiner Hoffnung unmöglich erscheinen läßt, tritt hinzu. Er sieht sich von allen Seiten zurückgestoßen, lieblos, hartherzig; er sieht nirgends eine Hand, an der er sich festhalten kann, die ihn zu führen, die ihn aufrecht zu halten und vor dem Fallen zu schützen bereit ist; er sieht, daß man ihm den Rücken kehrt, wenn er sich nähert; daß man ihn meidet, kurz, nichts von ihm wissen will; er sieht sich allein stehen unter so vielen, vielen Menschen, die Alle ihm Bruder und Schwester sein sollten und sein müßten, wenn sie beherzigten und bethätigten, was sie als Christen zu thun verpflichtet sind. Und obgleich er das Alles sieht und fühlt, und obgleich ihm diese Wahrnehmung unaussprechlichen Kummer bereitet, so will er doch immer noch nicht von seinen Vorsätzen lassen; er ist noch

*) III. vor. Jahrg. S. 375.

nicht in Noth gerathen, er hat noch Geld, die sauren Ersparnisse seiner Thätigkeit im Zuchthause, und dieß reicht bei sparsamer Verwendung noch einige Tage aus, das Leben nothdürftig zu fristen; er bleibt nicht im Orte, er geht weiter; bietet auch da seine gesunden und kräftigen Arme und seinen guten Willen zum Dienste an; wird aber auch dort überall zurückgewiesen, sobald er bei dem Mangel jedes Zeugnisses erklärt, daß er Sträfling gewesen sei, denn den „Zuchthausbruder" will Niemand annehmen. Endlich glaubte er Alles gethan zu haben; in allen Orten, die er in einer Tagreise hat erreichen können, ist er gewesen, weiter kann und darf er nicht gehen, die Polizeiaufsicht, unter die das Gesetz ihn gestellt hat, legt ihm die Pflicht auf, vor Sonnenuntergang bis zu Tagesanbruch in seiner Wohnung anwesend zu sein. Und das Gesetz will er achten, er will nicht dagegen handeln, keine Strafe sich wieder zuziehen. Aber das Geld ist ausgegeben, der letzte Groschen für ein Stück Brod, mit dem er den Hunger nur noch auf einen Tag stillen kann. An diesem Tage geht er noch einmal zum Pfarrer und zum Schulzen, nimmt das gekaufte Stück Brod mit, weist es vor als den letzten redlichen Erwerb und erklärt offen und unumwunden, daß, wenn ihm nicht geholfen werde, er sich selbst helfen müsse. Er bettelt noch einmal, nicht um Brod oder Geld, sondern um Arbeit, nur um Arbeit, doch auch dießmal vergeblich, er wird abgewiesen.

Er geht zurück in seine Wohnung, d. h. in das Armenhaus, wo er keinen Tisch, keinen Stuhl, kein Bett, nicht einmal ein Lager sein nennt; in seine Wohnung, die ihn nur vor Wind und Regen schützt, und das auch nur nothdürftig, denn die Armenhäuser sind für die Gemeinden eine Last, sie gewähren keinen Nutzen, und deßhalb wird die Unterhaltung derselben auch in der Regel viel mehr vernachlässigt, als die Obstpflanzungen, Wege und Triften. Es kommt da wenig darauf an, ob das Dach lückenhaft, die Mauern, Fenster und Thüren beschädigt sind, wenn nur die Wände noch stehen. In ein solches Haus ging der Sträfling; er war tief betrübt, und unter Thränen, die der bitterste Schmerz herauspreßte, verzehrte er das letzte, ehrlich erworbene Stück Brod. Es wurde Abend, der Hunger stellte sich von Neuem ein, und Hunger thut entsetzlich weh! Wenn der Schulze, der Pastor und die Alle, welche den Mann fortgewiesen hatten, nur ein einziges Mal in ihrem Leben die peinigenden Schmerzen, die der Hunger bereitet, gefühlt hätten, ohne im Besitze der Mittel zu sein, den Hunger zu stillen, und wenn sie so eine Vorstellung von der Lage sich hätten machen können, in welche böser Wille, oder doch mindestens Mißtrauen und Vorurtheil den Mann versetzen mußten, sie würden gewiß sich seiner erbarmt, ihm geholfen haben. So mußte er sich selbst helfen. Er entschloß sich dazu unter gräßlichem Lachen, unter Lachen, in welchem sich ein furchtbarer Hohn gegen seine Mitmenschen und gleichzeitig ein entsetzlicher Spott gegen sich selbst aussprach.

Die Nacht war hereingebrochen, eine finstere, stürmische Nacht, als er das Gemeindehaus verließ. Er stand lange mitten auf der Dorfstraße, kein Mensch störte ihn, er blieb allein, nur der Sturm riß an seinen Kleidern herum, die Mütze vom Kopfe fort und wühlte in seinem Haare. Aber er fühlte das nicht, er wartete nur auf eine Gelegenheit, seinen Entschluß zur Ausführung bringen zu können. Dieser Entschluß war mit vollster Bestimmtheit auf die Verübung eines Verbrechens gerichtet. Das Verbrechen sollte das Mittel sein, sich auf lange Zeit ein Unterkommen, und vor allen Dingen Arbeit und Brod zu sichern; ihm war, seiner Meinung nach, kein anderes Mittel übrig geblieben. Daß damit der Verlust der Freiheit verknüpft war, bereitete ihm durchaus keinen Kummer; denn die Freiheit hatte für ihn keinen Werth, sie gewährte ihm ja nichts, nicht einmal so viel, um sich erhalten zu können. Eben so werthlos war für ihn auch die Art des Verbrechens, nur so viel hatte er sich klar gemacht, daß es ein schweres sein müsse, damit er auf recht lange Zeit vor einer ähnlichen Verlegenheit geschützt sei.

Der Mann hat lange gewartet, er will nicht länger warten, die Gelegenheit selbst aufsuchen, und geht deßhalb die Dorfstraße hinunter. Vor dem Hause des Ortsrichters machte er Halt. Er hat das nicht beabsichtigt, es ist rein zufällig; aber dieser Zufall erfüllt ihn mit großer Freude, denn er erinnert sich, daß der Ortsrichter ihm Alles versagt hat und daß er sich dafür rächen kann. Mit diesem Bewußtsein ist aller Ungewißheit ein Ende gemacht, jeder Zweifel beseitigt; er schreitet fest und sicher, nicht, wie es Verbrecher zu thun pflegen, leise und schleichend, auf das Haus zu, und zertrümmert ohne Weiteres mit möglichst großem Geräusch ein Fenster. Zu seinem Verdruß bleibt Alles ruhig und still, kein Mensch ist wach geworden; er hätte das Zimmer ausräumen können, ohne befürchten zu müssen, gestört zu werden. Das lag aber nicht in seiner Absicht, er wollte widerrechtlich sich nichts aneignen. Mit noch viel größerem Geräusch als das erste Mal zertrümmert er ein zweites Fenster und gibt sich dabei alle Mühe, das Holzwerk, den Rahmen des Fensters, zu treffen, denn er will auf jeden Fall den Ortsrichter herbeirufen. Als er diesen endlich kommen hörte, stieg er durch das gewaltsam geöffnete Fenster in das Innere des Hauses, und als er hier dem Eigenthümer, dem Ortsrichter, gegenüber stand, sühnt er seine Rache, indem er erklärt: „Ich bin bei Dir eingestiegen und will Dich bestehlen, weil Du mir keine Arbeit gibst, weil ich Morgen nichts zu essen habe und Hungers noch nicht sterben will. Ich weiß, daß ich auf's Neue in's Zuchthaus komme, das ist aber nicht meine, das ist lediglich Deine Schuld, das hast Du auf Deinem Gewissen."

Es ist ganz natürlich, daß der Ortsrichter sich nicht bestehlen lassen wollte und daß die Frechheit des Verbrechers bestraft werden mußte. Dazu war aber nöthig, daß der Verbrecher festgehalten wurde. Der Ortsrichter wollte das thun, der Verbrecher setzte sich aber zur Wehre, überwältigte seinen Gegner und prügelte diesen ganz unbarmherzig so lange, bis das Geschrei des Gemißhandelten Leute herbeirief, von welchen er festgenommen und fortgeführt wurde.

Der Verbrecher war mit dem Resultat seines Thätigseins vollständig zufrieden; er hatte sich gerächt und außerdem auf fünfzehn Jahre Arbeit, Brod und, gegenüber dem Aufenthalt in dem Armenhause, ein luxuriöses Unterkommen sich gesichert.

Ach, wie tief ist solches Elend zu beklagen, mit wie mächtiger Stimme fordert dasselbe nicht Abhülfe, die ja so leicht ist, eigentlich gar nichts kostet als guten Willen: durch zweckmäßige Unterstützung das Böse zu verhindern.

Dieser Mann, der in den Listen als rückfälliger Verbrecher bezeichnet war, hatte, als ich ihn kennen lernte, von jener Strafe bereits neun Jahre verbüßt; seine Aufführung war musterhaft gewesen, er war die Ordnung, die Pünktlichkeit, die Akkuratesse selbst und allgemein beliebt. Er hatte nur Einen Kummer: das nahe Ende seiner Gefangenschaft.

Der Viktoriatempel in Athen.

Von

Heinrich Esche.

Die große Treppe, welche zu den Propyläen führt und die Akropolis im Hintergrunde hat, flankirt zur Rechten eine hohe Mauer, welche das Fundament bildete, auf dem der kleine Viktoriatempel errichtet war. Dieser Tempel der Nike Apteros (der ungeflügelten Siegesgöttin), auf dem westlichen Vorsprunge der von Kimon aufgeführten südlichen Mauer der Akropolis erbaut, war dem Andenken des durch Kimon im Jahr 470 erfochtenen Siegs am Eurymedon geweiht. Es ist ein kleiner, vierfäuliger, jonischer Amphiprostylos von wenig über 18 Fuß Breite und wenig über 27 Fuß Länge, in schlicht anmuthiger Ausbildung der jonischen Architektur

und nicht sehr schlanken Verhältnissen (die Säulen erst wenig über 7⅔ Durchmesser hoch); die Basis noch zwischen attischer und jonischer Form schwankend, indem der untere Pfühl nur in der Gestalt eines kleinen Rundstabes erscheint. Erst 1687 (bei der Belagerung Athens durch die Venetianer unter Morosini) wurde der Niketempel durch das Auffliegen eines darin aufbewahrten Pulvervorraths zerstört. Vielleicht kannten die Venetianer nicht, was sie zerstörten, und doch ... denn sie wollten als Siegeszeichen, nachdem ihnen die Burg am 29. September jenes Jahres von den Türken geräumt worden, die Quadriga der Nike, die im westlichen Fronton des Partenon stand, nach Venedig einschiffen, aber beim Abnehmen stürzte die Gruppe und zerstäubte. Nachmals ward der Tempel von den Türken (denen man schon 1688 Athen wieder überließ) abgetragen und zum Bau einer Batterie vor der Akropolis verwandt. Zwei deutsche Architekten, Hansen und Schaubert, waren 1855 so glücklich, die einzelnen Stücke beim Abbruch der Batterieen zu entdecken und aus dem Gröbsten wieder aufzurichten. Die Reliefs des Frieses sind großentheils erhalten. Herrliche Ueberreste dieses Tempels sind in den nimmersatten Magen des die besten Antiken verschlingenden brittischen Museums gewandert. Die Direktion der Akropolisarbeiten hat die Auflegung der Architrave und der Felderdecke, so weit sie vorhanden, vollendet, und darauf die vorhandenen Friesstücke an ihren Platz gesetzt, wodurch das Ansehen des Tempels sehr gewonnen hat;

Die Ruine des Viktoriatempels auf der Akropolis in Athen.

die Säulen erscheinen höher und schlanker, seitdem sie mehr zu tragen haben, und der freilich sehr kleine Tempel erscheint größer, seit seine Hallen oben geschlossen sind.

Aus dem Leben unserer großen Dichter.

II.

Goethe Fräulein v. Klettenberg zeichnend.

Von

L. Pietsch.

„Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie gekannt habe! — Ich würde sagen, Du bist ein Thor, Du suchst, was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir mehr zu sein schien, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte! Guter Gott, bliebe da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? ... Und nun! — Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher in's Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung."

Die Schilderung, welche dieser rührende Nachruf im sechsten Brief des Werther von der „Freundin seiner Jugend" entwirft, paßt in allen Stücken so vollständig auf die Freundin des Dichters selbst, auf die „schöne Seele" par excellence, Fräulein von Klettenberg, daß man versucht wird, zu meinen, er habe mit diesen Worten nur dem Schmerz

Goethe und Frl. Friederike von Klettenberg.

Ausdruck gegeben, von welchem seine Seele noch frisch geblutet haben mochte über den etwa kurz, ehe er den Werther schrieb, erfolgten Tod der hier Geschilderten. Aber dieser trat erst zwei bis drei Jahre später ein, und ist hier nur poetisch antizipirt.

Als der junge Student krank und geknickt von Leipzig in's Elternhaus heimkehrte, hatte er sie gefunden: fromm und zart, mit unheilbarem Körperleiden und der vollen Erkenntniß seiner Unheilbarkeit, die glücklichste Klarheit und Heiterkeit des Gemüths vereinend, die auf einer tiefen und innigen Frömmigkeit, einem sichern und frohen Gottvertrauen ruhte.

Und es charakterisirt Letztere, daß sie ihr das volle Verständniß und die liebevolle Theilnahme auch an dem ihrem eigenen Wesen Entgegengesetzten nie beeinträchtigen konnte. Die Freundin, die sich der kranke, in mystische Grübeleien, in hypochondrische Grillen versunkene Jüngling in ihr erwarb, ist auch dem von Lebensfülle, Gesundheit und überschäumender Jugendkraft strotzenden, wilden und heidnischen „Weltkind" getreu geblieben, das ihr von all' seinen Vorsätzen und Handlungen, nächst seiner vertrauten Schwester „am liebsten Rechenschaft gab", und dessen stürmische, nach allen Seiten hin strebende Neigungen und Leidenschaften sie wenigstens für Augenblicke so wohl zu beschwichtigen verstand. In ihrer zunehmenden Krankheit, die ihre gleichzeitig wachsende Heiterkeit dem Freunde wohl verbarg, pflegte sie nett- und reinlich gekleidet am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen seiner Ausflüge mit Wohlwollen, sowie dasjenige, was er ihr vorlas. Manchmal zeichnete er ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beschreiben, die er gesehen hatte. Eines Abends, als er sich eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne sie und ihre Umgebung ihm wie verklärt vor, und er konnte sich nicht enthalten, so gut es seine Unfähigkeit zuließ, ihre Person und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen ... Diese improvisirte Porträtsitzung versuchten wir hier unsrerseits „in ein Bild zu bringen", dem wir außer jener Schilderung aus „Wahrheit und Dichtung" keinen bessern begleitenden Text mitgeben können, als die Verse, mit denen der Dichter das von ihm entworfene an eine auswärtige Freundin sandte:

Sieh' in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie mild und gut
Unter ihres Gottes Flügel,
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh' Dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich bei dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Eine Rache.

Erzählung

von

Karl Teschner.

I.

Aus den hell erleuchteten Fenstern des Schlosses zu Chapelette, eines der ältesten Edelhöfe der Vendée, ertönte fröhliche Musik, gemischt mit Gläserklang, Gesang und lauten Freudenrufen. Die Domestiken eilten geschäftig hin und her, und in der Dorfstraße, unter den Fenstern des Schlosses, standen gruppenweise die Bewohner von Chapelette und unterhielten sich leise über die Festlichkeit, welche zum ersten Male seit langer Zeit das stille Dörfchen, inmitten von Bergen und Wäldern, mit bewegtem Leben erfüllten. Mitunter ertönte wohl eine Stimme etwas lauter aus einer der Gruppen, aber sie ward alsbald wieder durch den Zuruf der Andern gedämpft, denn fast durchgängig waren die Bewohner vom Gutsherrn abhängig, und daher von Ehrfurcht, um nicht zu sagen von Furcht, ganz erfüllt.

Einer nur, der lange, hagere Dejean, mit finsterem Gesicht und buschigem schwarzem Haar, schien von der Devotion der Anwesenden nichts in sich aufgenommen zu haben; dafür stand er aber auch in dem Geruche eines Bösewichts, dem namentlich der Begriff von Mein und Dein fremd war.

„Hört nur, wie sie da oben jubiliren!" rief er ganz laut seinem Nachbar, dem Schneider Beauchamp zu. „Man kann sich dabei auch Mancherlei denken." Der Schneider fuhr vor Schrecken über die Kühnheit des langen Dejean heftig zusammen, und bedeutete ihm mit einer ängstlichen Geberde, sich durch lautes Sprechen in so despektirlichem Tone keiner Gefahr auszusetzen. Im ersten Augenblick hielt er es für gerathen, sich schleunigst aus der Nähe Dejean's zu entfernen, aber die unbezähmbare Neugier hielt ihn zurück; und da er zu den Leuten gehörte, welche auf das Sprüchwort: „Sage mir, mit wem Du umgehst ꝛc." kein großes Gewicht legte, so faßte er den Langen am Arme und zog ihn mit leisem „Bst!" bei Seite nach einer dunkleren Partie des Schloßvorplatzes. „Was wollt Ihr denn sagen, Freund, mit dem ‚mancherlei Denken'?" zischelte er, sich ängstlich umsehend; „aber um Jesu willen — sprecht leise, denn selbst die Steine und Baumblätter haben Ohren!" — „Kümmert mich nicht!" gab Dejean halblaut zurück. Das Adelspack ist mir einmal in den Tod zuwider, und ich bin in dieser Beziehung ein sehr schlechter Vendéer. Das Volk hat mich aber auch darnach behandelt. Wißt Ihr, wofür ich zuerst in's Gefängniß gekommen bin? Weil ich im harten Winter für meine frierenden Kinder ein wenig Holz vom Schloßhof holte. Gott strafe alle Hartherzigen!"

Beide schlichen fast unhörbar über den Rasenboden nach dem letzten, kleinen Hofgebäude, dicht am Garten des Schlosses, und stellten sich an das niedere Fenster mit runden Scheiben, aus welchem ein spärliches Licht schimmerte. Sie drückten ihre Gesichter dicht an's Glas und bedeuteten sich gegenseitig durch Pantomimen, still und aufmerksam zu sein.

An einem langen, rohen Tische saß ein alter Mann mit grauem Haare, welcher mit zitternden Händen von verschiedenen Blumensämereien, die vor ihm aufgehäuft waren, kleine Prisen bildete und in Papierkapseln that. Mitunter blickte er auf und lauschte, wenn Musik und Jubel aus dem Schlosse besonders laut zu ihm herüberschallten; dann seufzte er tief und schmerzlich auf, und stützte das graue Haupt auf den Arm.

„Seht Ihr," flüsterte der Schneider, den Langen etwas vom Fenster hinwegziehend; „seht Ihr, wie der Alte schwermüthig ist und sich kümmert? Und bei dem Hochzeitfeste des jungen Herrn mit der schönen, reichen Dame, bei einem so herrlichen Feste, welches den alten Edelherrn so glücklich macht?" — „Ist auch kein Wunder!" murrte Dejean. Antoine müßte ein Rabenvater sein und ein Herz von Stein haben, wenn er nicht verzweifeln sollte. Seht, er weint, daß seine Thränen den Samen netzen; möge dieser dereinst mit Flüchen für die Schurken aufgehen, die dem braven Burschen das Herz zerbrechen!" — „Um aller Heiligen willen, sprecht leise, leise!" bat der Schneider. „Kommt, hier setzen wir uns unter die dunkle Ulme, und nun erzählt, was Ihr wißt. Ich bin doch neugierig, warum der Gärtner Antoine nicht mit der Schloßdienerschaft trinkt und seine alten Beine in Bewegung setzt." — „Das hat seinen triftigen Grund, Vetter Beauchamp," versetzte Dejean, sich räuspernd. „Ihr wißt doch, daß der junge Herr, der übrigens nicht mehr so jung ist, in Paris lebte!" Der Schneider nickte zustimmend. „Und daß er, obwohl er zu des Kaisers Hofstaat gehörte, nicht eben der sauberste Gesell war." — „Bst, bst, nicht so laut! Nein, davon wußte ich nichts. Man sagt wohl so —

so — nun, vornehme Herren dürfen sich immer etwas herausnehmen." — „Den Geier dürfen sie sich herausnehmen, diese Fants! Sind sie nicht aus demselben Drecke, wie wir Armen, die sich drücken lassen müssen? Dürfen sie unsere Frauen und Töchter verführen und unglücklich machen?" — „Bst! Hat der Herr Marquis von Beaulieu das gethan?" — „Noch viel Schlimmeres. Hört nur weiter! Ihr wißt doch, daß unser Freund Antoine eine hübsche Tochter hatte, einen kleinen, neckischen Schelm, rothwangig wie ein frisches Röschen, und behende wie ein Hirsch." — „Ganz recht, sie soll ja in Paris sehr glücklich sein." — „O freilich, recht glücklich, so glücklich, daß sie darüber verrückt geworden ist." — „Was? Verrückt, sagt Ihr? Sie ist also ...?" — „Na, im Irrenhause ist sie! Ich weiß es von meinem guten Kameraden, dem unglücklichen Gustave, der Annettens Geliebter war und sie in Paris aufsuchen wollte. Und wißt Ihr, wer Annette unglücklich und elend gemacht hat? Der junge Herr Marquis, der eben da drüben seine fröhliche Schelmenhochzeit feiert! Annette wollte nach Paris, um sich etwas für ihre Ausstattung zu erwerben, und dann den Gustave zu heirathen. Ihr Vater läßt sie ziehen und gibt ihr seinen Segen mit, aber der Herr Marquis Beaulieu machte diesen zu Schanden. Sie wendete sich an ihn mit der Bitte, ihr mit seinem Einflusse zu einer kleinen Anstellung behülflich zu sein. Die schöne Rose stach aber dem feinen Herrn in's Auge, und er behielt sie für sich selbst, steckte sie in seine Kleider, machte ihr kostbare Geschenke, ließ sie mit in seinem Wagen fahren und berückte das arme, harmlose Herz mit allen Teufelskünsten so, daß Annette ihren Geliebten vergaß und sich im Ernst einbildete, der Herr Marquis — den Gott verdammen möge! — wolle sie zu seiner Frau machen. Wohl ein Jahr dauerte das lustige Leben. Da wurde der alte Herr, der seinen Stamm sicher gestellt wissen wollte, fuchswild über den leichtsinnigen Sohn, der sein schönes Geld zu Tausenden verschleuderte und gar nicht an's Heirathen zu denken schien, drängte ihn mehr und mehr, reiste sogar selber nach Paris und wendete bei der Kaiserin Eugenie, die sein frommes Wesen interessirte, all' seinen Einfluß auf, um für den Sohn eine glänzende Stellung zu erhalten. Dieß gelang; der Herr Marquis ward zum Präfekten in der Nähe der väterlichen Güter ernannt, leistete auch dem Willen seines Papa Folge und bewarb sich um die Hand einer reichen Dame, der Tochter eines deutschen Barons, den sein Amt in Paris fesselt. Mit dieser Dame hält er eben Hochzeit. Die arme, betrogene, entehrte und verlassene Annette verlor in Verzweiflung über die ihr angethane Schmach den Verstand und ward in's Irrenhaus gebracht. So heißt es; aber ich glaube, der vornehme Schurke hat sie mit Gewalt einsperren lassen, weil sie noch so thöricht war, ihn lieben zu wollen, als er sich schon mit der deutschen Dame versprochen hatte." — „Und das ist Alles wahr, Dejean?" — „Nur still, ich bin noch nicht zu Ende. Natürlich erfuhr Annettens Vater die Geschichte, ging zum alten Herrn, dem er über vierzig Jahre gedient hat, und wagte eine knechtische Vorstellung. Was meint Ihr, was ihm der Herr Marquis antwortete? Er bot dem alten, braven Antoine fünfhundert Franken als Schmerzensgeld; denkt Euch die Büberei!" — „Bst, nicht so laut! Und Antoine hat das Geld nicht genommen?" — „Ihr hättet es wohl genommen? Pfui! Nein, Antoine hatte den Stolz eines echten Franzosen. Er ließ das Geld liegen und ging stumm hinaus in seinen Garten und heulte dort wie ein getretener Hund. Ich hätte es anders gemacht, ich hätte den Mann, der mir so etwas zu bieten wagte" ... Hier schwieg er und machte die Geberde des Erwürgens. Der Schneider schnellte entsetzt empor und trat einige Schritte von Dejean weg. — „Na, warum erschreckt Ihr? Geht, Ihr seid ein Schneider, Freund Beauchamp!" — „Habt Ihr nicht eben Geräusch gehört?" flüsterte der Schneider, sich scheu umsehend. — „Ihr träumt," erwiederte Dejean, horchend und mit dem Resultate seiner Beobachtung zufrieden; „aber weil Ihr nicht gewohnt seid, im Dunkeln ohne Furcht zu bleiben, so geht und legt Euch auf's Ohr. Ich habe noch ein Geschäft drüben in der Haideschenke. Gute Nacht!"

Der Schneider huschte davon, Dejean schritt an der Gartenplanke fort und machte das Zirpen einer Grille nach; ein ähnlicher Laut antwortete ihm. Wenige Schritte weiter traf er mit einem andern Manne zusammen. „Gustave!" flüsterte er. — „François!" gab ihm der Angemeldete zurück. — „An's Werk!" fuhr Dejean fort. „Wir wollen der lustigen Gesellschaft heimleuchten, daß sie das Wiederkommen vergißt. Sobald das Schloß tüchtig brennt und der junge Herr zeigt sich, schieße ihn im Dunkeln nieder und eile davon. An den drei Eichen hinter dem Wolfshügel treffen wir uns, sobald wir auseinander kommen." Beide schritten im Dunkeln fort und verschwanden hinter den Stallgebäuden des Edelhofs.

Nach etwa einer Stunde stiegen plötzlich an drei Stellen Flammen aus den Gebäuden empor und schlugen lodernd über den Dächern zusammen. Auf der bereits öde gewordenen Straße des Dorfes ward es wieder lebendig, der Schloßhof füllte sich mit Menschen, laute Feuerrufe drangen in die Festgemächer empor. In wilder Verwirrung schreiend und fluchend stürzten Gäste und Dienstleute hervor und mischten sich unter die im Hofe Befindlichen. Damen in weißen Gewändern flogen kreischend und von den Flammen gespenstig beleuchtet in's Freie. Der Himmel röthete sich gräßlich. In den Ställen brüllte das Vieh. Die Pferde rissen sich stampfend von den Halftern. Die Knechte und männlichen Gäste schlugen die Thüren auf, erkletterten die Dächer, rissen mit Haken brennende Stücke krachend herab. Andere trugen mit Wasser gefüllte Kannen und Fässer herbei. Endlich rasselte auch eine Feuerspritze heran. Das allgemeine Toben vermehrte sich mit den Flammen. Jeder schrie, Jeder kommandirte, die Wenigsten wußten recht anzufassen. Das Feuer griff so reißend um sich, daß alle Bemühungen, die Glut zu dämpfen, vergeblich zu sein schienen.

Die leichteren Stallgebäude brachen rettungslos in sich zusammen; alle Anstrengungen richteten sich jetzt auf das alte, ehrwürdige Hauptgebäude, aber plötzlich brachen aus den oberen Gemächern Flammen züngelnd hervor und über eine Hintertreppe, die nach dem Schloßteiche zuführte, schlich unerkannt eine dunkle Gestalt — es war Gustave, der Geliebte Annettens. Erst unten am Eingange, welcher von Orangenbäumen und Granatbüschen eingerahmt war, trat ihm anrufend ein Mann entgegen. Gustave erkannte den greisen Gärtner und wollte ausweichen. Antoine faßte ihn an und blickte ihm in's Gesicht. Da stieß ihn der kräftige Bursche zur Seite und entfloh, sein in einem Busche verborgenes Jagdgewehr zurücklassend.

Bald züngelten und brausten die gewaltigen Flammen an dem alten Mauerwerk und dem hölzernen Gesims und Säulenwerke des Schlosses hin. Brennende Stücke fielen herab und faßten das Geländer der Treppe und Veranda. Alle Bemühungen, zu löschen, waren vergeblich. Bald stand der ganze Häuserkomplex des Edelhofs, das Bedientenhaus am Eingange ausgenommen, in loderndem Feuer. Die Damen retteten sich in das vereinzelte Haus und in's Dorf. Die junge Gattin des Marquis wurde ohnmächtig nach der Pfarrwohnung getragen; auf einem Sessel, den vier Knechte trugen, folgte der alte Stammherr, der durch den Schrecken einen schweren Gichtanfall bekommen hatte. So hatte die fröhliche Hochzeit ein Ende mit Schrecken gefunden.

II.

Zwei und ein halbes Jahr nach diesem Ereignisse, welches die ganze Umgegend von Chapelette in Bestürzung versetzt hatte, sah es auf dem Edelhofe ganz anders aus. An Stelle der abgebrannten Monumente des Mittelalters waren moderne Gebäude prachtvoll entstanden. Der Rokokogeschmack, welchen der alte Marquis so sehr geliebt hatte, war beseitigt, nachdem der Alte an den Folgen jener Schreckensnacht

gestorben und der junge Präfekt den Besitz sämmtlicher Familiengüter angetreten hatte. Seine junge Gemahlin hatte ihn mit einem schönen Knaben beschenkt, welcher sich körperlich und geistig glänzend entwickelte, und den Stolz des Vaters, die unbegrenzte Freude der Mutter bildete.

Der alte Gärtner Antoine war vom Marquis hart entlassen worden, weil seine Erscheinung den ehemaligen Wüstling stets an das gegen die arme Annette begangene Unrecht mahnte, überdieß auch im Dorfe das Gerücht laut geworden war, der Herr Marquis habe Annetten in's Irrenhaus sperren lassen. Der Verdacht, dieß Gerücht verbreitet zu haben, fiel auf den Gärtner, obschon es der Schneider gewesen war, der seinen geschwätzigen Mund zur Fama gemacht hatte.

Seitdem der greise Antoine vertrieben worden, ward der Präfekt, ein gewissenloser Diener des Bonapartismus, noch mehr verhaßt und gefürchtet. Die Bauern nannten im Geheimen seinen Namen mit Verwünschungen und gönnten ihm das Unglück des Schloßbrandes von Herzen. Aus diesem Grunde gelang es auch den beiden Brandstiftern, Gustave und François, welche zu Räubern und Wildschützen geworden waren, sich jahrelang aller polizeilichen Wachsamkeit zu entziehen. Sie thaten den Bauern nichts zu Leide, und wurden von diesen aus Haß gegen bevorzugte Klassen und Persönlichkeiten versteckt und verläugnet.

François und Gustave hatten sich in den ausgedehnten Waldungen, etwa vier Stunden von Chapelette entfernt, eine Höhle in einer Bergschlucht wohnlich eingerichtet. Außerdem benutzten sie als Nothversteck die ganz in der Nähe des Schlosses befindliche Familiengruft der Marquis von Beaulieu, die seit dem Ableben des alten Herrn keinen neuen Zuwachs sobald zu erwarten hatte. Schon oft hatten sie von da aus die Schloßbewohnerschaft auf das Frechste bestohlen, ohne daß es gelungen war, ihre Spur zu verfolgen.

Eines Tages hatten sie ausgekundschaftet, daß der Präfekt, welcher während der schönen Jahreszeit regelmäßig aus seiner Amtsstadt auf das Schloß zurückkehrte, durch eine Geschäftsreise längere Zeit ferngehalten werde. Diese Abwesenheit wollten sie zu einem Hauptstreiche benützen, und legten sich in der Familiengruft auf die Lauer.

Die Marquise, eine wegen ihrer deutschen Gutmüthigkeit bei den Armen äußerst beliebte Dame, tändelte im Schloßparke, dicht neben dem Teiche, mit ihrem Knaben und sprach mit ihm scherzend von den schönen Dingen, die ihm der Papa mitbringen werde, sobald er von seiner Reise zurückkehre.

Dem Schlosse gegenüber lag auf einem Berge der Friedhof des Dorfes. Dorthin schlich scheu wie ein Reh eine junge, bleiche Bettlerin, mit wirr zurückgestrichenem Haar und starrem Auge. Sie kniete an einem halb verfallenen Grabe nieder, warf sich mit dem Antlitz auf den kühlen Rasen und betete. So lag sie lange, dann raffte sie sich schnell auf, und schritt nach dem Schlosse herab, mit dessen Umgebungen sie genau bekannt zu sein schien, denn sie wählte nicht den Haupteingang, sondern eine Seitenpforte, welche direkt in den Park, und von da dem Teiche entlang in den großen Garten führte.

Im Anblicke der Schloßherrin, und noch mehr des schönen dunkellockigen Knaben blieb sie wie angewurzelt eine Minute stehen; dann stieß sie einen Schrei aus und stürzte auf das Kind mit ausgebreiteten Armen zu. Erschreckt erhob sich die Marquise und nahm das Kind schützend in ihre Arme. Ihr Auge maß die fremde Bettlerin mit einer Mischung von Strenge und Besorgniß. Das verstörte Aussehen der Letzteren machte sie betroffen. Nur eine Wahnsinnige oder eine Trunkene konnte sich so geberden, wie das fremde Weib es that, und die Marquise, immer zur mildesten Beurtheilung der Menschen bereit, neigte zu der ersteren Annahme hin. Eben wollte sie die Bettlerin fragen, was ihr fehle und was sie begehre, da meldete ein Diener die Ankunft des Gemahls, und die Marquise, Alles über der Freude vergessend, nahm ihren Knaben an der Hand und eilte nach der Schloßpforte, um vor Allem den sehnlichst erwarteten Gemahl zu begrüßen. Die Bettlerin, ihn sehend, ergriff die Flucht. Auch der Marquis hatte die Fremde gesehen und war merklich zusammengefahren. Seine Gemahlin, welche den seltsamen Eindruck bemerkt hatte, schwieg still, um sich nicht den Moment des Wiedersehens zu verbittern, nahm sich aber vor, bei gelegener Zeit darauf zurückzukommen.

Der Marquis fesselte zunächst die Aufmerksamkeit seiner Frau durch Neuigkeiten und mitgebrachte pariser Geschenke, dann packte er auch für seinen Knaben reizende Spielsachen aus, und blickte sich nach ihm um. „Wo ist unser Robert?“ fragte er herzlicher, als er sonst zu thun pflegte. Die Marquise ließ ihren Blick pfeilschnell über ihre Umgebung schweifen, und als sie den Knaben, der noch vor wenigen Minuten anwesend gewesen war, nicht mehr sah, schrak sie zusammen, eilte rasch in den Flur und rief mit lauter Stimme Robert's Namen. Der Knabe ließ sich nicht hören noch sehen.

„Mein Gott — das Weib!“ schrie sie auf und stürzte hinaus in den Schloßpark. Der Marquis eilte ihr nach. „Was für ein Weib meinst Du? Was ist mit ihr?“ fragte er besorgt. — „Jene Bettlerin, sie wollte den Knaben erfassen!“ rief die Marquise hastig, und spähte vergeblich sowohl nach Robert, als nach dem entflohenen Weibe. Da zuckte der Marquis noch heftiger zusammen, stürzte in's Schloß zurück und befahl sofort allen Knechten, Mägden und Hausdienern, nach verschiedenen Richtungen hinauszueilen und den Knaben zu suchen, vor Allem aber auf die junge Bettlerin, die er eilend beschrieb, ihr Augenmerk zu richten und sie festzuhalten. Dann kehrte er zu seiner bestürzten Gattin zurück und durchsuchte mit ihr den Park. „Wenn der Knabe in den Teich gefallen wäre!“ sprach er halb vor sich hin. Die Marquise stieß einen Verzweiflungsschrei aus und rief nach Leuten, die den Teich durchsuchen sollten. Es war Niemand mehr vorhanden, als der greise Thorwart und Nachtwächter, welcher sogleich eine bereit liegende Gondel bestieg und mit einer langen Fischerstange den Weiher sondirte. An keiner Stelle fand sich ein Zeichen dafür, daß Robert ertrunken sein könne.

Trostlos brach die Marquise auf einer Ruhebank zusammen und weinte laut. Der Marquis bat sie, sich zu fassen, und übergab sie der Obhut zweier Dienstfrauen und eilte, mit seinem Jagdgewehr bewaffnet, selbst fort, um sich am Aufsuchen des Verschwundenen zu betheiligen. Nach mehreren Stunden kehrten die Ausgesendeten allmälig nach dem Edelhofe zurück, aber Niemand hatte von dem Knaben oder der Bettlerin eine Spur gesehen.

Als der Abend hereingebrochen war, traten aus der Familiengruft der Herren von Chapelette zwei in Mäntel gehüllte Männer, bewaffnet mit Jagdflinten, hervor; der Vorderste blickte forschend umher, der Andere trug auf seinen Armen ein schlafendes Kind. Die Männer waren Gustave und François Dejean, der Knabe war Robert, der verschwundene Sohn des Marquis und Präfekten von Beaulieu. Auf kaum betretenen Schleichwegen, hinter Gebüsch verborgen, huschten die Räuber fort nach dem Walde, in welchem sie verschwanden.

Am folgenden Morgen, als die Dienstleute des Schlosses abermals ausgesandt wurden, den Knaben zu suchen, fanden sie den Förster erschossen in einer Lichtung des Waldes liegen und kehrten mit der Leiche entsetzt zum Edelhofe zurück. Der Verdacht, ihn ermordet zu haben, fiel sogleich auf die berüchtigten Raubschützen der Gegend, wozu vor Allen François Dejean gehörte; nur glaubten die Meisten, daß der Mörder auf Wilddieberei entdeckt worden sei, und sich des Försters um seiner Selbsterhaltung willen entledigt habe. Der Marquis selbst trug sich mit dem Gedanken, daß die Bettlerin das Kind gestohlen habe. Seine Gemahlin drang in ihn, ihr die Ursache seines Verdachts und sein seltsames Erschrecken beim Anblick der Bettlerin zu erklären, und er gestand ihr, daß er in der Bettlerin die wahnsinnige Annette, die Tochter des entlassenen Gärtners Antoine, erkannt habe,

die wahrſcheinlich dem Irrenhauſe entſprungen ſei, um ſich auf eine ſchreckliche Weiſe an ihm zu rächen. Er fügte kleinlaut hinzu, daß er in Paris mit dem Mädchen in vertrauten Beziehungen geſtanden, und, um ſie zu feſſeln, mit ihr die Komödie einer geheimen Vermählung aufgeführt habe. Die unglückliche Marquiſe brach über dieſe Mittheilung, die ſie doppelt elend machte, in einen Strom von Thränen aus, und der Schuldige barg verzweifelt ſein Geſicht in den Händen.

Während er von dieſem Tage an alle Kräfte ſeines Amtes und Einfluſſes aufbot, um die Spuren des verſchwundenen Kindes und des Mörders ſeines Förſters aufzufinden, befanden Guſtave und François ſich in ihrer Höhle und beſchwichtigten das weinende Kind mit Leckereien und Drohungen.

Dejean ſchrieb einen Zettel, worin er dem Marquis anzeigte, ſein Kind ſei wohl verwahrt und werde nur gegen ein Löſegeld von dreißigtauſend Franken, die an einer gewiſſen Stelle des Waldes niedergelegt werden müßten, ausgeliefert werden. Mit dieſem Zettel machte Guſtave ſich auf den Weg nach Montvillage, einem armſeligen Dörfchen in waldigen Bergen, etwa zwei Meilen von ihrem Verſteck entfernt. Dort wohnte ein verheiratheter Sohn des Gärtners Antoine als Vogelhändler. Dieſer ſollte den Zettel verſiegelt im Schloſſe abgeben, und nach richtiger Ausführung des ſchwierigen Auftrages eine Belohnung von hundert Franken erhalten. Bei dieſem Sohne lebte ſeit ſeiner Entfernung von Chapelette der alte Gärtner und ernährte ſich mit Trüffelſuchen, wobei ihn ſtets ein alter, treuer Hund, ein ſogenannter Trüffelſucher, begleitete.

Der arme Vogelhändler Petitjean kannte das Verhältniß, in welchem Guſtave ſonſt zu ſeiner Schweſter Annette geſtanden hatte, und übernahm ſowohl in Rückſicht darauf, als auf die verſprochene Belohnung ohne Bedenken die Beſorgung des verhängnißvollen Briefes, deſſen Bedeutung ihm unbekannt blieb. Sein Weib, die aus Chapelette ſtammte und bei dieſer Gelegenheit ihre Verwandten beſuchen wollte, ſollte ihn dabei begleiten. Er ſattelte zu dieſem Zwecke ſeinen Eſel, welcher ihm in den Bergen als Reit- und Tragthier diente, ſetzte ſeine Frau darauf und trat ſeine Wanderung an.

Eine Rache: Der Fund des Kindes. (S. 526.)

Als Guſtave von Montvillage nach der Waldhöhle zurückkehrte, blieb er freudig erſchreckt im Eingange ſtehen, denn ſein Auge ſah das Mädchen, das er einſt über Alles in der Welt geliebt hatte: die wahnſinnige Annette, welche François plötzlich ganz verſtört in der Nähe ihres Verſtecks geſehen hatte.

Annette beſchäftigte ſich mit unverkennbarer Liebe mit dem geraubten Knaben, küßte und herzte ihn, obſchon er ſich vor ihr fürchtete, und blickte fortwährend ſcheu um ſich, als könne Jemand kommen und ihr den Knaben entziehen. Als ſie Guſtave erblickte, ſtarrte ſie ihn verwirrt an, und barg ihr Antlitz in der Schürze, dann begann ſie heftig zu ſchluchzen und warf ſich zu Boden. Der junge Mann hob ſie liebevoll auf und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt, aber ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen nicht, ſondern zeigte Furcht und Widerwillen. Das Herz der Aermſten hing noch an dem Manne, der ſie ſo namenlos elend gemacht hatte. Guſtave ſuchte ſie tröſtend zu beruhigen, ſo daß ſie ſich in der That zu faſſen ſchien und in ſtilles Sinnen verſank.

Gegen Abend, als beide Männer ſich auf einige Zeit zur Ausführung eines Diebſtahls entfernten, und den Knaben

unter der Obhut Annettens zurückließen, nahm sie diesen hastig an der Hand, führte ihn mit wirrem Lächeln aus der Höhle und entfloh mit ihm durch den Wald.

III.

Der alte Trüffelsucher Antoine wanderte mit seinem Hunde Karo durch die Wildniß, um Beute zu suchen. Sinnend schritt er vor sich hin; seine dunklen und heitern Schicksale zogen wie bunte Bilder ihm durch den Kopf. Da plötzlich hörte er Rauschen im Gebüsch und ein seufzendes Aechzen, das ihm durch Mark und Bein schnitt. Er hemmte seine Schritte und lauschte. Näher und näher kam das Geräusch.

Mit einem Male ward es wieder still. Dann ertönte wie leises Wimmern die Strophe eines Wiegenliedes an sein Ohr. Es ergriff den alten Mann wie Geisterlaute, seine Kniee zitterten, es lag auf ihm wie Blei, so daß er nicht mehr vorwärts kommen konnte, sondern dem Umsinken nahe war. Da rauschte es wieder, und etwa dreißig Schritte von ihm entfernt theilte sich das Gebüsch; die junge Bettlerin trat hervor und blickte vorsichtig umher. Plötzlich sah sie den zitternden Greis, stieß einen Schrei aus und floh wie ein gescheuchtes Reh an ihm vorüber.

Annette! rief der Alte, der seine unglückliche Tochter erkannte, und eilte mit Jünglingskraft ihr nach. Weit von der Stelle, wo er sie erblickte, erreichte er das Mädchen, welches stöhnend und kraftlos zu Boden sank. Mit mildem Trostspruch näherte er sich ihr, kniete neben ihr hin und legte ihr bleiches Haupt auf sein Knie, dann strich er ihr das wirre Haar aus der Stirne und rief sie mit dem Namen, der sonst so oft mit süßer Vaterliebe in des Mädchens Herz gedrungen war. Sie schlug die Augen auf, blickte den Vater mit schmerzlichem Verständniß an, und ließ sich dann willig von ihm fortführen. Antoine brachte die Aermste nach seiner dürftigen Wohnung zu Montvillage und reichte ihr einen stärkenden Kräutertrank, worauf Annette rasch in einen tiefen Schlummer versank. Sie hatte die ganze letzte Nacht nach der Flucht mit dem Kinde nicht geruht, sondern war im schwachen Mondlicht umhergeirrt, fortwährend bemüht, den kleinen Robert zu beruhigen, bis der Knabe endlich abgespannt durch die unaufhörliche Todesangst der letzten Tage wie todt in ihren Armen hing. Am frühen Morgen legte sie das Kind sanft in weiches Haidekraut an einer lichten Stelle des Waldes, da, wo ein Saumpfad vorüberführte, hüllte es in ihr Tuch und sang ihm, obschon er bereits fest schlummerte, mit wahnsinnigem Entzücken ein Wiegenlied. So beobachtete sie der eigene Vater, ohne zu ahnen, daß noch ein drittes Wesen in seiner Nähe sei.

Etwas später als er waren sein Sohn und dessen Frau aufgebrochen, um den erhaltenen Brief nach Chapelette zu tragen. Der schmale Pfad, nur wenigen Bewohnern der Umgegend bekannt, führte an der Stelle vorüber, wo Annette den schlafenden Robert hingelegt hatte. Frau Petitjean spürte, als die kleine Karawane sich der Stelle näherte, plötzlich eine instinktartige Unruhe, blickte besorgt umher, als drohe von irgend einer Seite Unheil, und sah nun das eingehüllte Kind im Moose und Haidekraut liegen. Mit einem Rufe der Verwunderung machte sie ihren Mann aufmerksam, der hinter dem Esel hergeschritten war und eine Vogelstimme nachgeahmt hatte. Er eilte überrascht auf das schlummernde Kind zu und hob es sanft empor. Frau Petitjean sprang von ihrem gehorsamen Grauthier und nahm den Knaben sogleich in mütterlicher Zärtlichkeit an ihren Busen.

„O welch' ein schönes Kind!" rief sie überrascht und erfreut. „Und wie fein angezogen! Gewiß hat irgend eine Rabenmutter das arme Würmchen hier ausgesetzt, um keinen Zeugen ihrer Schuld um sich zu haben." — „Aber so weit von allen großen Städten, das ist seltsam genug," meinte Petitjean. — „Böse Menschen gehen sicher, liebster Mann," entgegnete Frau Petitjean. Je weiter entfernt, desto schwerer glaubten sie die Entdeckung ihres Verbrechens. Aber Geduld, armes, unschuldiges Wesen, Du sollst in uns Vater und Mutter finden, und gehalten sein wie unser eigenes Kind! Mitnehmen wollen wir das Bübchen jedenfalls; was meinst Du, Petitjean, wollen wir es behalten als das unsere?" — „Wenn's uns Niemand nimmt, behalten wir's, Rosette; aber wie ist's, das Kindlein will Ruhe und Pflege, können wir's auf dem beschwerlichen Wege mit uns nehmen?" — Frau Petitjean, welcher das schöne Kind von Augenblick zu Augenblick lieber geworden und wahrhaft fürchtete, es wieder verlieren zu müssen, schlug ihrem Gatten vor, er möge allein nach Chapelette gehen, während sie mit dem gefundenen Knaben auf dem Esel nach Montvillage zurückkehren wolle. Petitjean war damit einverstanden, wendete sein Grauthier wieder der Heimat zu, drückte noch einen Kuß auf den Mund seines Weibes und schritt weiter, während Frau Petitjean ihr Reitthier, vorsichtig den gefundenen Schatz in dem Arme haltend, wieder Montvillage zutrieb.

Daselbst angelangt, warteten ihrer neue Ueberraschungen. Der alte Antoine kam ihr entgegen und bedeutete sie durch eine Geberde, still zu sein, um die Schläferin nicht zu stören, die auf ihrem eigenen Lager lag. Plötzlich aber erwachte der Knabe und begann laut zu weinen. Kaum hörte die schlafende Annette die ersten Laute, als sie auch blitzschnell aufsprang und mit einem Freudenschrei der Frau Petitjean den Knaben entriß. Letztere erkannte mit heller Verwunderung das bleiche, abgezehrte Bild ihrer einst so blühenden Schwägerin, und es schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß der Knabe deren Kind sein könne, da sie von ihrem pariser Leben Schlimmes gehört hatte.

Der alte Vater beobachtete das Gebaren seines unglücklichen Kindes mit Thränen des tiefsten Schmerzes, denn es gab ihm die Gewißheit, daß der Spiegel der Seele seiner Tochter für immer getrübt und die Reinheit ihres Herzens dahin sei. Frau Petitjean bot Alles auf, Genaueres aus der Verwirrten herauszubringen, aber sie hörte nur unzusammenhängende Aeußerungen, woraus hervorzugehen schien, daß Annette noch an dem Verräther ihres Herzens hänge. Mit dem sicheren Takte, welcher den meisten Frauen angeboren ist, ergriff sie die besten Mittel, die Seele der Verwirrten zu beruhigen, und Vater Antoine wachte mit Sorgfalt, daß seine Tochter sich nicht wieder aus dem Häuschen und dessen unmittelbarer Nähe entfernte. Im Uebrigen ließ man sie gewähren; es dauerte auch gar nicht lange, so hatte sich der kleine Robert so an sie gewöhnt, daß er ihre Zärtlichkeiten erwiederte, als wäre sie seine Mutter. Der Knabe verschaffte denn auch einiges Licht über die obwaltenden Verhältnisse. „Du bist gut, wie meine Mama," sagte er, Annettens Wangen streichelnd, „nicht wahr, Du bringst mich bald zu ihr und bleibst dann immer bei uns?" — Annette schien das gar nicht zu verstehen, sondern preßte den Knaben wieder und wieder stumm an ihre Brust und hätschelte ihn, wie ein Kind seine Puppe.

Ein Diener hatte den an seinen Herrn adressirten Brief von François auf der Treppe gefunden. Sogleich ergriff der Marquis die umfassendsten Maßregeln. Er berief den im Orte stationirten Gendarmen und den Maire herbei, ließ alle Bauern aufbieten, jeden Fremden anzuhalten, und forschte seine eigenen Leute aus, ob nicht Einer oder der Andere eine fremde Erscheinung im Schlosse bemerkt habe. Endlich gab ein Knecht an, daß Petitjean, der Sohn des ehemaligen Gärtners Antoine, vor Kurzem zum Besuche in Chapelette gewesen und von ihm auch im Schloßhofe gesehen worden sei.

Der Gendarm und mehrere Bauern mußten dem Bezeichneten eilend nachsetzen; sie ereilten ihn im Walde, als er eben harmlos sein karges Mittagsmahl verzehrte, banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppten ihn unter schweren Mißhandlungen nach Chapelette zurück.

Der Präfekt hatte schon vor der Ankunft des Gefangenen anspannen lassen und war im Fluge nach der Kreisstadt gefahren, um persönlich Instruktionen zu geben und eine Kompagnie Gendarmen herbeizuholen. Während seiner Abwesen-

heit ward Petitjean in den Kerker des Schlosses geworfen. Die Nacht brach ein, ehe der Präfekt zurückkehrte. Der Maire begnügte sich damit, eine Wache vor die Thüre des Gefängnisses zu stellen, und legte sich sorglos schlafen. Gegen zehn Uhr ward es im Dorfe und im Edelhofe still. Alles schien zur Ruhe gegangen zu sein. Nur der arme Petitjean konnte nicht schlafen; er dachte mit Angst an sein Weib, die ihn erwartete, und fragte sich vergeblich, welches Verbrechen ihn in die Hände der rauhen Gerechtigkeit geliefert habe. Doch erhob ihn die Hoffnung, daß schon am folgenden Tage seine Unschuld an das Licht kommen werde, aus den Tiefen der Verzweiflung.

Plötzlich erklang vor der Pforte seines Kerkers ein dumpfer Schmerzensschrei und ein schwerer Fall. Gleich darauf ward an dem Gitter des Gefängnisses gerüttelt. Er erkannte im Halbdunkel zwei Gestalten, die an's niedere Fenster getreten waren. In kaum drei Minuten war das Gitter wie von eisernen Hebeln ausgebrochen, das Fenster eingedrückt, und ein Kopf streckte sich durch die Höhlung. Petitjean hörte leise seinen Namen rufen. „Wer ist da?" fragte er. — „Gute Freunde!" tönte es zurück. Macht, daß Ihr herauskommt, morgen kann's Euch schlimm ergehen! Steigt auf's Fenster und kriecht heraus — rasch, ehe man kommt!" Petitjean folgte unwillkürlich dem Triebe der Selbsterhaltung und befand sich in wenigen Augenblicken im Freien. Die beiden Gestalten zogen ihn rasch aus dem Schloßhofe und eilten lautlos mit ihm durch das Dunkel der Nacht dem nahen Walde zu. Kaum eine Stunde später erschien der Präfekt mit zwanzig berittenen Gendarmen; ohne zu wissen, was inzwischen vorgegangen war, schalt er über den Wächter, daß er nicht sogleich mit Licht herbeigekommen und seinen Dienst vernachlässige. Der laute Ruf seiner Stimme, das Schnauben und Stampfen der Pferde erweckte mehrere Diener und Knechte des Edelhofes, welche bestürzt mit Laternen herbei eilten. Einer stieß mit dem Fuße an den Körper des Wächters, der vor der Thüre des Gefängnisses lang ausgestreckt lag. Er glaubte ihn schlafend, rüttelte ihn scheltend und drohte ihm mit der Strenge des Marquis. Da fühlte er plötzlich, daß der Körper eiskalt und starr war, daß er blutete. Man leuchtete näher und fand den Wächter erschlagen, das Gitter ausgebrochen und den Kerker leer.

Bestürzung bemächtigte sich Aller, denn es war in Kurzem der dritte Mord, welcher verübt worden war, und zwar der letzte, sowie der Kindesraub unter Umständen, welche selbst die gewiegtesten Polizisten an eine wohlorganisirte Räuberbande glauben lassen durften. Der Präfekt gerieth in fürchterliche Wuth, vor Allem über die Sorglosigkeit des Dorfmaires, welcher einen so wichtigen Gefangenen hatte entschlüpfen lassen.

Unglücklicherweise hinderte die Nacht alle weiteren Operationen, aber kaum graute der Morgen, da durchritten die Gendarmen nach allen Richtungen die Gegend, selbst den dichtesten Wald, und alle Bauern wurden zu einem förmlichen Treibjagen mit Knütteln und Dreschflegeln aufgeboten, um die Räuber, es koste was es wolle, aufzubringen.

Die Marquise war seit der letzten Entfernung ihres Gemahls vor Unruhe gefoltert worden. Sie wußte, daß ihr Kind noch lebte. Die Ermordung des Gefängnißwärters und die von Helfershelfern sehr wahrscheinlich begünstigte Flucht des Eingekerkerten steigerte noch jene Unruhe. Sie stellte sich die Möglichkeit vor, daß nun erst Hand an ihren Liebling könne gelegt werden, namentlich wenn die Mörder sich der Ergreifung nahe fürchteten. Dieser Gedanke versetzte sie in die größte Angst. Mutterliebe, Mutterschmerz füllten mit Qualen das Mutterherz. Sie wollte nicht mehr im Schlosse bleiben, sie wollte mit hinaus, wohin es auch sei, um wenigstens den Versuch zur Rettung ihres höchsten Schatzes zu machen.

Der Marquis nahm sie mit in seinen Jagdwagen und fuhr in gestrecktem Trabe auf der ebenen, aber auch viel weiteren Straße nach Montvillage, weil er glaubte, dort bei großer Eile noch am ehesten den flüchtigen Petitjean, oder wenigstens Spuren seines Verschwindens aufzufinden. Zwei Gendarmen mußten seinen Wagen begleiten. Als er, zurechtgeführt von den im Dörfchen bekannten Gendarmen, sich dem Häuschen des Vogelhändlers näherte, fiel ihm zu seinem Entsetzen zuerst die wahnsinnige Annette in's Auge, welche im kleinen Gärtchen vor dem Hause saß und mit gefalteten Händen gen Himmel starrte. Er prallte einen Augenblick zurück, während Annette einen Schrei ausstieß, emporsprang und den Versuch machte, auf ihn zuzueilen, wobei sie jedoch unmächtig zusammenbrach. Die Marquise, von Mutterahnung getrieben, eilte an ihr vorüber in den engen Hofraum — welch' ein Bild bot sich hier ihren entzückten Augen dar! Ihr geliebter Knabe saß der blassen Bäuerin, die voll Sorge ihren Mann erwartete, auf den Knieen und verzehrte sein einfaches Frühmahl.

Die Marquise rief jauchzend Robert's Namen, stürzte auf ihn zu, schloß ihn in ihre Arme und preßte ihn innig an's Mutterherz. Die Bäuerin schaute höchlich verwundert drein. Jetzt kam auch der alte Antoine herbei, erkannte seine sonstige Gebieterin und fand nun erst die Erklärung der letzten Ereignisse. Aller Groll schwand aus seinem biedern Herzen, als er sah, daß seine vom Marquis so hart behandelte Familie berufen war, ihm und noch vielmehr seiner liebenswürdigen Gemahlin einen so großen Dienst zu leisten und feurige Kohlen auf dem Haupte des stolzen Verräthers zu sammeln.

In der Hofpforte erschien der Marquis selbst. Mit ernster Miene überschaute er die Gruppe; da kehrte mit dem Bewußtsein des Wiederbesitzes seines Kindes auch die volle Kälte seines Charakters zurück. „Hierher, Gendarmen," rief er rauh, „hier sind Schuldige, welche mein Kind raubten, hier ist die Höhle der Räuber und Mörder."

Die beiden Gendarmen drangen ein, und legten den erschrockenen Greis und seine weinende Schwiegertochter in Fesseln, wie sehr sie auch ihre Unschuld betheuerten. Die Marquise, glücklich im Besitze des geliebten Kindes und richtiger geleitet von ihrem weiblichen Gefühl, bat ihren Gemahl leise um Schonung der Bäuerin; aber der harte Beamte des Kaisers wies sie mit strengem Blicke zurück und hielt seinen Befehl aufrecht. Er selbst machte den Wächter der Gefesselten, während die beiden Gendarmen das Haus durchsuchten. Die Marquise eilte, bekümmert um das Schicksal der Verhafteten, mit Robert zum Wagen, und der Präfekt war im Begriff, ihr zu folgen, nachdem er die Gefangenen den ohne Erfolg aus dem Hause zurückkehrenden Gendarmen übergeben hatte; da entstand in der Dorfstraße ein großer Lärm. Von Bauern umgeben, näherte sich ein Trupp Gendarmen, welche in ihrer Mitte die beiden Raubgesellen François und Gustave führten, indem sie dem Präfekten meldeten, daß ein Dritter, welchen die Gefangenen als Petitjean bezeichnet hätten, Angesichts seiner Verfolger in eine mit Wasser gefüllte Schlucht gestürzt und ertrunken sei.

Kaum hörte die gebundene Frau Petitjean's diesen Bericht, so brach sie in herzzerreißendes Jammergeschrei aus, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde. Nur der alte Antoine blieb still, aber seine Kniee zitterten und seine bethränten Augen erhoben sich wie anklagend zum Himmel.

Jetzt erhob der gefesselte François seine Stimme, indem er seine rollenden Augen auf den Marquis richtete. „Elender Stümper," rief er mit Zähneknirschen, „lerne erst Gerechtigkeit üben, damit Du nicht Unschuldige Deinen Henkersknechten überlieferst! diese Leute hier haben nichts verbrochen — sie haben das Kind gerettet, das ich Dir gestohlen habe, um Dich, verfluchter Edelmann, für Deine Schlechtigkeit zu züchtigen. Auch Petitjean ist unschuldig gewesen. Ich habe ihn getäuscht. Aus Scham, daß er als Verbrecher wie ein wildes Thier gehetzt wurde, stürzte er sich in's Wasser. Willst Du dafür noch sein armes Weib in Dein verdammtes Gefängniß werfen?" — „Schweige, Du Frevler!" donnerte der Präfekt, sich gewaltsam fassend. — „Nein,

ich ſchweige nicht!“ rief François noch lauter. „Ich habe ein Recht, zu reden und eine Pflicht, denn ich bin der Verbrecher!“ — „Und ich!“ ſetzte Guſtave ermuthigt hinzu. — „Wir haben den Förſter und Wächter todt gemacht,“ fuhr François fort. Wir haben den unſchuldigen Petitjean gewaltſam aus ſeinem Kerkerloche herausgeholt — was willſt Du mit dieſen hier, die Du, Schuft, ſchon lange genug verfolgt haſt?“ Der Präfekt befahl, um dieſen peinlichen Beſchimpfungen ein Ende zu machen, die beiden Räuber ſogleich abzuführen. — „Wir werden als Männer ſterben,“ eiferte François, „mögeſt Du verdammt ſein! Sieh' doch, dort liegt das Opfer Deiner Schändlichkeit, Schurke!“

Die Gendarmen ſchleppten den Läſterer mit Gewalt hinweg, aber der Präfekt war tief erſchüttert. Sein Blick fiel wieder auf Annette, an welcher mehrere Bauern vergebens Wiederbelebungsverſuche gemacht hatten — ein heftiger Nervenſchlag hatte ſie getödtet. Der beſtürzte Marquis wagte nicht, ſein Auge zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Er befahl mit bebender Stimme, Antoine und ſeine Schwiegertochter wieder von den Feſſeln freizumachen und bis auf Weiteres zurückzulaſſen. Nachdem dieß geſchehen, entfernten ſich die Gendarmen. Die Marquiſe aber, erfreut über dieſe Wendung der Dinge, ſtieg wieder aus dem Wagen und ging mit ihrem Knaben in's Haus. Hier richtete ſie das arme Weib mit ſanftem Troſte auf, weinte mit ihr und verſprach ihr, ſie nie zu verlaſſen. Auch der Marquis ſuchte ſeine Härte durch mildere Sprache wieder gut zu machen, aber es gelang ihm ſchlecht. Er verließ das Trauerhaus wie ein

Eine Rache: Die Wiederauffindung des Kindes. (S. 527.)

Gerichteter. Auf dem Vorplatze ſah er mit Entſetzen den greiſen Antoine, welcher den Kopf ſeiner todten Tochter auf ſeinen Schooß gelegt hatte und ſtill betete. Raſch wendete er den Blick ab und ſchritt bleich zu ſeinem Wagen.

Nur mit ſchwerem Herzen trennte ſich die Marquiſe von den beiden noch übrigen Gliedern einer unglücklichen Familie, nachdem ſie nochmals verſprochen, bald wiederzukehren. Der Wagen rollte von dannen. Stumm ſaßen die beiden Gatten neben einander; ſie mochten Beide fühlen, daß ein tiefer Riß durch das Band ihrer Seelen gehe, daß mehr die äußerlichen Verhältniſſe, als innere Sympathie ſie für's ganze Leben mit einander verketteten.

Das Begräbniß der wahnſinnigen Annette und des ertrunkenen Petitjean war feierlich. Die Bewohnerſchaft aller Dörfer der Umgebung folgte den Särgen und weihte den Unglücklichen den Zoll der Thränen. Vierzehn Tage ſpäter ſchloß auch Antoine die müden Augen zum langen Todesſchlafe.

Der Marquis war nicht glücklich. Er ſtürzte ſich, um die Stimme des Gewiſſens zu erſticken, von Neuem in den Strudel der Vergnügungen und brach bei einem Sturz vom Pferde den Hals.

Die Marquiſe widmete fortan ihr Leben der Erziehung ihres Kindes und nahm die Wittwe Petitjean's zu ſich, um das Unglück, welches ihr Gemahl über deren Familie gebracht hatte, wieder gut zu machen.

François und Guſtave erlagen dem Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Deutsche Lieder

mit Illustrationen.

Sommernacht.

Von

Robert Reinick.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem stillen Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf.
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Lichten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote sein;
Ein Vogel ob dem andern singet
Und alle Bäume rauschen d'rein,
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah' und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh':
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

Die Leiche auf der Eisenbahn.

Kriminalgeschichte.

Mitgetheilt von

Dr. Carl Kolb.

An der Ecke der ... Straße ist wohl jedem Vorübergehenden der große Silberwaarenladen aufgefallen. Das Geschäft gehörte vor etwa 25 Jahren einem wohlhabenden Mann, Namens Samson, einem Hagestolz von ziemlich exzentrischen Gewohnheiten. Er duldete keine Frauensperson in seinem Hause, sondern behalf sich mit einem Bedienten, der alle häuslichen Verrichtungen besorgte und außerdem auch im Laden und als Portier Dienste that. Diese zwei Personen, Herr und Diener, waren die einzigen Bewohner des großen Gebäudes, in welchem der Eigenthümer alle Gelasse mit in sein Fach einschlagenden werthvollen Antiquitäten gefüllt hatte.

Der größte Schatz übrigens, den das Haus enthielt, war das Faktotum des Silberarbeiters, Richard, eine fleißige, treue und redliche Seele, wie man nur eine finden konnte. Er gehörte zu der Klasse von Dienstboten, die allmälig mehr und mehr auszusterben und den eigentlichen Miethlingen Platz zu machen scheint. Bei ihnen war Treue gegen den Dienstherrn eine Art Religion; sie kannten kein anderes Bedürfniß, kein anderes Verlangen, als die gewissenhafte Erfüllung ihrer Obliegenheiten, und ihr einziger Ehrgeiz bestand darin, sich durch ihre Dienste unentbehrlich zu machen.

Solche Schätze werden selten früher nach ihrem wahren Werth gewürdigt, als bis man sie verloren hat. Lange Gewohnheit nimmt diese Art von stiller Aufopferung als eine Sache hin, die sich von selbst versteht, und erst, wenn in das Band ein erbarmenloser Riß kommt, lernt der Herr erkennen, was er besessen.

So erging es auch unserem Samson. Es war ihm vorbehalten, eines schönen Morgens zu erwachen, um zu finden, daß sein Schutzengel und zweites Ich sterblich war und den Weg allen Fleisches gehen mußte. Richard war schon, als er in Samson's Dienst trat, nicht mehr jung gewesen, und zwanzig weitere Jahre hatten einen alten Mann aus ihm gemacht.

Da der Diener sehr mäßig und enthaltsam lebte, so hatte er sich stets einer guten Gesundheit erfreut; aber eines Abends eilte er, um einem Pochenden zu öffnen, etwas zu schnell im Dunkeln die Treppe hinunter, machte einen Fehltritt, fiel und trug eine schwere Beschädigung davon.

Bei der Untersuchung fand der Wundarzt drei gebrochene Rippen; das kantige Ende der einen war nach innen ausgewichen und hatte wichtige Organtheile verletzt. Richard mußte drei Wochen lang große Schmerzen ausstehen, von denen ihn endlich der Tod erlöste.

Sein Herr folgte ihm als aufrichtiger Leidtragender zu Grabe. Er hatte den Verlust des treuen Dieners bereits gefühlt, aber noch nicht in seiner vollen Ausdehnung. Er mußte sich jetzt mit einem Nachfolger des armen Richard herumstreiten, und war zu sehr ein verständiger, praktischer Weltmann, um der trügerischen Hoffnung Raum zu geben, daß ihm der Heimgegangene völlig ersetzt werden würde.

Der Nachfolger trat indeß ordnungsmäßig ein, und Jedermann, der ihn sah und Richard gekannt hatte, konnte sich nicht genug über Samson's Wahl wundern. Das neue Faktotum war ein junger Mensch von ungefähr 25 Jahren, mit einer Physiognomie, die ihm nicht eben zur Empfehlung gereichte. Sein Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck, und unter dem Blick seines schlangenartigen Auges konnte Niemand recht wohl werden. Bald nach dem Eintritt dieses Dieners fand ich aus dienstlichen Gründen Anlaß, Samson einen Besuch zu machen, und ich muß gestehen, daß auch ich staunte, wie der Silberarbeiter diesen Menschen in sein Haus aufnehmen mochte. Ich bin ein großer Verehrer der Physiognomik, und ein gutes Gesicht ist mir lieber als ein Dutzend von oberflächlichen Beobachtern ausgestellte Zeugnisse.

Ich kam eines Samstagnachmittags zu Samson, um bei ihm anzufragen, ob ihm nicht gewisse gestohlene Silberwaaren zum Kauf angeboten worden seien. Es war noch nicht sechs Uhr, und zu meiner großen Verwunderung fand ich den Laden geschlossen; denn da Samson im Hause wohnte, so konnte man in der Regel ihn bis acht Uhr im Geschäft treffen; nie zuvor hatte ich das Lokal so früh abgesperrt gesehen. Gleichwohl läutete ich an der Hausthüre; doch mußte ich dieß noch zweimal wiederholen, bis endlich durch das neue Faktotum aufgemacht wurde.

„Ist Herr Samson zu Hause?" lautete meine erste Frage. — „Nein; er ist nicht in der Stadt." — „Wann ist er ausgegangen?" — „Um fünf Uhr." — „Wohin?" — „Nach Brighton." — „Und wann wird er wieder zurückkehren?" — Der Bediente zögerte eine Weile und gab dann zur Antwort: „Am Montag, glaube ich." — „Ist er allein gegangen?" — „Ich glaube so; wenigstens von hier aus ging er allein." — „Wollen Sie ihm, wenn er nach Haus kommt, sagen, daß ich am Montag wieder vorsprechen werde? Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit." Ich wandte mich ab und der Mann schloß die Thüre.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Zustand der Dinge in diesem Hause wollte mir nicht recht gefallen. Das Benehmen des Bedienten hatte etwas Befremdliches. Während er mit mir sprach, hielt er die Thüre nur gerade weit genug offen, um den Spalt mit seinem Körper auszufüllen, als sei er entschlossen, Niemand hineinzulassen.

Fast hatte ich im Sinne, wieder umzukehren und abermals zu läuten; doch hielt mich der Gedanke zurück, daß ich vielleicht zu argwöhnisch sei, und ein Vorurtheil gegen den Menschen mir dessen gewöhnliche Handlungen in einem schiefen Licht erscheinen lasse. Außerdem war Samson als ein exzentrischer Mann bekannt. Er hatte vielleicht plötzlich sich in den Kopf gesetzt, nach Brighton zu gehen, und warum nicht? Es lag nichts Besonderes darin, und er konnte thun, was er wollte.

So ging ich meinem Geschäft nach, und da dieses meinen Geist völlig in Anspruch nahm, so hatte ich Samson und sein Faktotum bald ganz vergessen.

Der Montag kam, und gegen Mittag begab ich mich wieder nach der Wohnung des Silberarbeiters. Zu meinem Erstaunen traf ich den Laden noch immer geschlossen. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte ich zu mir selber. Zwei oder drei Nachbarn standen an dem Brunnen gegenüber, sprachen mit einander und ließen dabei das Haus nicht aus dem Auge. Ich trat auf sie zu und redete sie an. „Was gibt es da, ihr Herren?" — „Dasselbe fragen auch wir einander. Samson's Laden ist noch geschlossen, und man erhält auf kein Läuten eine Antwort."

Ich sprach in einem nahen Wirthshause ein, um mich nach Samson zu erkundigen; erfuhr aber nur, daß man seit Samstag Abend im Hause Niemand mehr habe ein- und ausgehen sehen; um selbige Zeit sei das Faktotum, das einen schweren Koffer mit sich nahm, in einer Miethkutsche weggefahren, um seiner Aussage nach seinem Herrn auf's Land zu folgen.

All' mein Argwohn kehrte jetzt wieder zurück. Ich fühlte mich überzeugt, daß hier etwas nicht richtig war, schickte nach der Station um Beistand und machte mich darauf gefaßt, mir gewaltsamen Eingang in's Haus zu schaffen.

Ein Schlosser half uns hinein, und wir gingen an's Werk, die Oertlichkeiten zu durchsuchen. Hinter dem Laden befand sich eine Stube, die als Sprechzimmer, Comptoir ꝛc. diente. Wir fanden hier Alles in großer Unordnung: der Tisch und ein Stuhl umgestürzt, der Spiegel zerschlagen, Papiere umhergestreut und viele davon mit Blut befleckt. Das Zimmer war verdunkelt. Als wir die Läden öffneten, gewahrten wir bei dem eindringenden Licht in der Nähe des Kamins eine Blutlache; auch der Herdfries war von Blut durchtränkt.

Hier hatte augenscheinlich ein Mord stattgefunden, und wer konnte das anders sein als Samson? Ein Leichnam war jedoch nirgends aufzufinden. Der Hausdiener wurde vermißt.

Auch oben sah Alles verstört aus. Offene Schubladen, umherliegende Papiere, viele werthvolle Gegenstände statt am gehörigen Platz auf dem Boden.

Es hielt nicht schwer, aus diesen Anzeichen auf den wahrscheinlichen Sachverhalt zu schließen: Samson war ermordet und sein Haus durch den Bedienten beraubt worden.

Das Haus wurde unter die Hut der Polizei gestellt und nach der Leiche des Erschlagenen jede thunliche Nachforschung in Gang gesetzt, ohne daß man übrigens ein Resultat erzielte.

Dann richteten wir unsere Thätigkeit auf die Beifahung des vermißten Dieners. Die in Brighton eingezogenen Erkundigungen ergaben, daß man weder Samson, noch sein Faktotum gesehen hatte.

Eine ausgebotene Belohnung brachte bald den Miethkutscher, der am Samstag Abend den Flüchtigen mit seinem Koffer fortgeschafft hatte, zur Stelle. Er gab an, er habe den Mann mit seinen Effekten vor einem Haus in einer gegen die Themse hinführenden Seitenstraße vor Little Tower Street abgesetzt.

Man stellte Nachforschungen an, und ermittelte in dem gedachten Hause eine Herberge für Matrosen; von dem Bedienten aber wußte man dort weiter nichts, als daß er für die Nacht vom Samstag auf den Sonntag eine Schlafstätte gemiethet und am andern Morgen sich mit seinem Gepäck wieder entfernt hatte.

Zunächst handelte sich's darum, sich über das frühere Leben des Menschen zu unterrichten, und auf diese Weise einen Leitfaden über seinen wahrscheinlichen Aufenthalt aufzufinden.

Nach vieler Mühe brachte ich heraus, daß er ein Schweizer war, und vor Antritt seines letzten Dienstes bei einem Importeur von Genfer-Uhren im Soho Square gelebt hatte. Daraus konnte man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, er sei nach dem Festlande entwischt oder suche dahin zu entkommen. Ich ließ daher die Südost- und die Südwestbahn mit aller Sorgfalt bewachen.

Ferner war wichtig, zu entdecken, mit wem er Umgang gepflogen: augenscheinlich vor der Hand eine schwierige Aufgabe, da man so wenig von ihm wußte. Eine Anfrage bei seinem früheren Dienstherrn brachte mich jedoch bald auf die rechte Spur, obschon sich von den Personen, mit denen er verkehrt hatte, nichts über seinen Aufenthalt ermitteln ließ; sie hatten seit dem Sonnabend, an welchem meiner Ueberzeugung nach der Mord begangen wurde, nichts mehr von ihm gesehen. Daraus hätte wohl Mancher geschlossen, der Entwichene habe die Stadt verlassen, und bei mir wäre es ohne eine kleine Thatsache wohl der gleiche Fall gewesen. Er stand nämlich in einem Verhältniß mit einem Frauenzimmer, auch einer Schweizerin, die er dem Vernehmen nach zu heirathen beabsichtigte.

Alles Fahnden auf diese Person erwies sich als vergeblich. Ich konnte mich des zuversichtlichen Gedankens nicht entschlagen, er werde nicht außer Landes gehen, ohne seine Geliebte aufgesucht zu haben, und diese Ueberzeugung spornte mein Verlangen, ihren Aufenthalt zu erkunden, noch mehr an. Was meinem Witz und meiner Beharrlichkeit nicht gelang, sollte mir durch diese Person selbst an die Hand gegeben werden.

Am Mittwoch nach dem Mordabend stellte sich vor der Wohnung des Silberarbeiters ein Frauenzimmer ein und klingelte an der Hausthüre. Glücklicherweise befand ich mich eben im Hause, und als ich die Klingel hörte, schien mir etwas in's Ohr zu flüstern: „Was von Dir so sehr ersehnt wurde, ist gekommen." Ich öffnete die Thüre; die junge Person sah mich mit großer Ueberraschung an. Augenscheinlich hatte sie Jemand anders erwartet. „Ich wünsche Herrn Gervais zu sprechen," stotterte sie. — „Wollen Sie nicht hereinkommen?" fragte ich. — Sie zögerte. „Ist er nicht zu Hause?" fragte sie endlich. — „Im Augenblick nicht," antwortete ich. „Aber treten Sie nur ein; er wird nicht lange ausbleiben." — „Wenn er nicht hier ist, so will ich ein andermal wieder vorsprechen," entgegnete sie, und trat hastig von der Thüre zurück. Ich beauftragte einen meiner Gehülfen, ihr zu folgen und zu sehen, wo sie wohne.

Auf Grundlage der Annahme, daß Samson ermordet worden sei, wurde für Habhaftwerdung des Mörders eine große Belohnung ausgeboten. Nachdem mir gemeldet war, wo die junge Frauensperson wohnte, ergriff ich die nächste Gelegenheit, um ihr einen Besuch zu machen.

Sie besaß viel natürliche Schlauheit und benahm sich mit großer Zurückhaltung. Auf alle meine Fragen lautete ihre Antwort unabänderlich: „Ich weiß nichts von dem, was Sie zu wissen wünschen."

Während ich mich in dieser gezwungenen Weise mit ihr unterhielt, sah ich mich sorgfältig in ihrem Zimmer um, und bemerkte dabei ein seltsames Gemenge von Armuth und Reichthum. Der Hausrath war von der allergeringsten Beschaffenheit, gelegentlich aber doch mit Artikeln von auffallender Schönheit und bedeutendem Werth untermengt. Eine geheime Stimme rief mir zu, die letzteren seien Beutestücke aus Samson's Behausung.

Die Zeitungen hatten über den Mord ausführliche Berichte geliefert, aber weder die junge Frauensperson, noch ich ließ irgend eine Anspielung darauf fallen. Ich beschränkte mich auf die Bemerkung, daß man seit dem letzten Sonnabend von Gervais nichts mehr gesehen habe, worauf sie erwiederte, auch sie wisse seit einer Woche nichts mehr von ihm.

Ich befand mich noch in ihrem Zimmer, als der Briefträger eintrat und ihr einen Brief brachte. Sie betrachtete mit anscheinend gleichgültiger Miene die Adresse, zeigte aber keine Lust, den Brief zu öffnen. Ich fühlte mich innerlich überzeugt, daß er von Gervais war.

Ich hatte die Aufgabe meines Besuchs nahezu erschöpft und konnte kaum einen Vorwand für ein längeres Bleiben auffinden, kam aber gleichwohl zu dem Entschluß, nicht von der Stelle zu weichen, ohne mir den Brief zugeeignet oder ihn wenigstens gelesen zu haben. Es gingen mir allerlei Pläne durch den Kopf, wie ich diesen Zweck erreichen wollte, aber für keinen konnte ich den Rang gewinnen. Ich stand auf, um mich zu entfernen; auch sie erhob sich von der anderen Seite des Tisches und stützte dabei die Hand, in der sie den Brief hielt, auf das Tischblatt.

Ich näherte mich ihr mit dem geschmeidigsten Lächeln, das mir zu Gebot stand, und streckte, während ich ihr guten Abend wünschte, die Hand hin, als wolle ich die ihrige drücken. Sie war einen Augenblick verlegen; sie hatte den Brief in ihrer Rechten, der einzigen, die mir zu reichen die Schicklichkeit forderte; dann bot sie mir schüchtern zwei Finger hin, während sie mit den anderen das Papier umfaßt hielt. Ihre Hand befand sich jetzt in der meinigen; der Brief auch. Die eine ließ ich los, den letzteren behielt ich. Im Nu hat er in meiner Tasche.

Dieses Manöver war so ruhig und geschickt ausgeführt worden, daß sie einen Augenblick von dem Verlust nichts zu merken schien. Dann aber stürzte sie plötzlich auf mich zu, faßte mich beim Arm und rief: „Meinen Brief! Sie haben ihn! Geben Sie mir ihn zurück — ich verlange es.“ — Ich lächelte wieder so geschmeidig wie zuvor, gab aber keine Antwort. — „Was soll dieß heißen?“ fuhr sie fort. Was haben Sie mit meinem Brief vor? Ich kann Ihr Benehmen nicht begreifen — es ist im mindesten Falle unzart.“ — „Ich gebe dieß zu,“ versetzte ich mit einer demüthigen Verbeugung; „aber dieser Brief geht mich eben so viel an, als Sie, und ich habe deßhalb ein Recht, seinen Inhalt kennen zu lernen.“ — Sie ließ meine Arme los, stürzte auf die Thüre zu, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche; dann rief sie triumphirend: „Jetzt können Sie nicht fort, bis Sie mir meinen Brief zurückgegeben haben.“ — „Ich verlange Ihren Brief nicht,“ entgegnete ich; „aber wenn er von Gervais ist, muß ich ihn oder doch einen Theil davon lesen. Setzen Sie sich eine Minute ruhig nieder, und Sie sollen Ihren Brief wieder haben.“

Sie that, wie ich ihr geheißen. Ich zog den Brief aus meiner Tasche und öffnete ihn. Ein Blick genügte. Er war von Gervais, der seiner geliebten Rosa mittheilte, wo er sich aufhielt, und gegen sie die Hoffnung ausdrückte, sie bald zu sehen und mit ihr die Heimreise nach der Schweiz anzutreten.

„Wenn Sie jetzt die Güte haben wollen, die Thüre wieder aufzuschließen und mich hinauszulassen, so will ich Sie nicht länger belästigen.“ — „Sie sind der roheste Mensch, der mir je vorgekommen ist, und ich will froh sein, wenn ich Sie nicht mehr sehen muß.“ Sie wischte sich die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze.

Ich verlor keine Zeit, drei von meinen Leuten nach dem Platze zu schicken, den Gervais als seine Adresse angegeben hatte; aber der Vogel war bereits ausgeflogen, ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Ich konnte nun weiter nichts thun, als zu Rosa zurückzukehren und auf alle ihre Bewegungen ein scharfes Auge zu haben.

Tag um Tag entschwand, ohne daß Gervais wieder zum Vorschein kam. Ich schloß daraus, daß er wußte, wie scharf man ihm auf die Nähte ging. Um ihn weniger vorsichtig zu machen, ersann ich einen Anschlag, von dem ich mir einen guten Erfolg versprach.

Ich stand auf einem freundschaftlichen Fuße zu dem Herausgeber des . . . Tagblatts, machte ihm einen Besuch, trug ihm meine Verlegenheit vor und bat ihn, mir in der Sache an die Hand zu gehen. Am andern Tage erschien in seiner Zeitung ein Artikel des Inhalts, daß man die Spur von Samson's Mörder bis Dover verfolgt habe; von da aus sei er nach dem Festlande entronnen, wo die Polizeibehörden bereits aufgefordert seien, auf ihn zu fahnden.

Der Pfiff wirkte. Am andern Tage machte Gervais einen Besuch bei seiner geliebten Rosa und wurde verhaftet. Als man den Burschen in's Verhör nahm, stellte sich eine Schwierigkeit heraus: wer konnte beweisen, daß Samson ermordet worden war? Ich hatte indeß Gervais auf den Grund der Bestehlung seines Dienstherrn verhaftet, denn bei Durchsuchung seiner Wohnung hatten wir den Koffer gefunden, der viele Werthgegenstände ohne Zweifel aus den Waarenvorräthen seines Prinzipals enthielt, obschon es möglicherweise nicht so ganz leicht hielt, darzuthun, daß sie gestohlen waren.

Während Gervais sich in Haft befand, las ich eines Morgens in den Zeitungen eine Ankündigung, von der Gesellschaft der südöstlichen Eisenbahn ausgehend, welche eine Belohnung für die Entdeckung der Person ausschrieb, die eine große Kiste nach Dover geschickt und sich dabei einer erdichteten Adresse bedient hatte. In der Kiste sei der verstümmelte Leichnam eines unbekannten Mannes von ungefähr fünfundfünfzig Jahren enthalten gewesen, der allen Anzeichen nach ermordet wurde.

Ich säumte nicht, mich an Ort und Stelle zu begeben, und erkannte sogleich in dem Gesicht des Todten die Züge des unglücklichen Samson. Es wurde ein Leichengericht abgehalten, und der Wahrspruch lautete auf Mord.

Der Beweis gegen Gervais beruhte ausschließlich auf Anzeigen, war aber so bündig, daß über den Urheber des Verbrechens kein Zweifel aufkam. Man fand unter seinen Effekten viele Gegenstände, die erwiesenermaßen seinem letzten Herrn gehört hatten; auch erkannte der Miethkutscher in ihm die Person, welche am Abend des Mordes mit seinem Koffer von dem Hause weggefahren war. Als die Geschworenen ihr Verdikt auf „Schuldig“ stellten, war im ganzen Gerichtssaal auch nicht Eine Person, welche an der Richtigkeit dieses Urtheils Anstand genommen hätte.

Am Vorabend des für die Hinrichtung bestimmten Tages bekannte Gervais sein Verbrechen. Er gab an, daß am Samstagnachmittags spät sein Herr sich nach dem Hinterstübchen zurückgezogen habe und in seinem Lehnsessel eingeschlummert sei. Wie er ihn in dieser Lage sah, sei ihm plötzlich der Gedanke gekommen, ihn zu ermorden. Der Gedanke war der Vater der That; er nahm sich keine Zeit zum Ueberlegen. Er war oft damit umgegangen, seinen Herrn zu bestehlen, und hatte es auch zu wiederholten Malen gethan. Er fürchtete, entdeckt zu werden, und das war hauptsächlich der Grund gewesen, der ihn zu der Unthat bewogen.

Ein Kloster im Elsaß.

Ottilienberg.

Von

Eugen Landsberg.

Die Station Erstein auf der Eisenstraße von Straßburg nach Basel war die letzte. Ich stieg aus; ein paar reizende Elsäßerinnen in ihrer malerischen Tracht mit den Haubenflügeln bildeten meine Begleitung. Ich hatte sie im Waggon kennen lernen und mit einer Ungezwungenheit, die eine ganz besondere Anziehungskraft besaß, plauderten sie von ihrer Heimat, von ihren kleinen und großen Interessen, bis wir Obernai erreicht hatten. Dort trennten wir uns. Die kleine Stadt, welche gar hübsch an der Ehn liegt, am Fuße der Hohenburg, einer königlichen Domäne, die wahrscheinlich bis zu den Merowingern hinaufreicht, war ehedem eine freie Reichsstadt. Sie ist ziemlich schlecht gebaut, bietet aber einen malerischen Anblick. Vier Thore führen in die Stadt, von deren Mauern nur noch wenige Reste stehen. Das 1528 erbaute Rathhaus ist mit reichem Holzschnitzwerk und interessanten Malereien geschmückt. Am Brunnen standen ein

paar hübsche Obernaierinnen, die mir auf meine Frage nach dem Weg zum Ottilienberg in echtem elsäßer Deutsch antworteten; und ein Mädchen, das sich seiner nackten Füße nicht zu schämen, wohl aber stolz auf sie zu sein schien, führte mich bis zum Thore, obgleich sie einen Eimer auf dem Kopfe trug und einen guten Umweg machte. Das Ersteigen des Berges ist sehr beschwerlich: oben aber findet man ein Wirthshaus, wo man ausruhen kann, und was den Touristen am meisten freuen wird, eine Aussicht, die das Elsaß in seiner ganzen Herrlichkeit vor unsern Füßen ausbreitet. Jedes Jahr findet am Montag nach Pfingsten eine große Prozession nach dem Ottilienberg statt. Die heilige Ottilie ist die Schutzheilige des Elsaßes. Der Berg, einer der schönsten der Vogesenkette, schiebt sich weit in die Ebene vor und trägt auf seiner Höhe ein Kloster, das von der Heiligen gegründet wurde, deren Namen es trägt. Die Legende berichtet von der heiligen Ottilie: Herzog Athic, der sich einen Sohn gewünscht, war so entrüstet, als seine Gemahlin Bereswinde ihm eine Tochter gebar, daß er diese aus seiner Nähe verbannte und ihr sogar den Tod schwor. Das arme Kind, das blind zur Welt gekommen, ward nach dem Kloster Baume-les-Dames gebracht. Und Gott bewies hier alsbald,

Ein Kloster im Elsaß: Am Brunnen in Obernai (Elsaß).

zu welch' hohen Dingen er das Kind berufen, denn bei der Taufe ward es sehend. Der Herzog entschloß sich später, sein Kind wieder aufzunehmen, aber seine Liebe schenkte er ihm darum nicht, er ließ es unter seinen Dienstboten aufwachsen und wollte die Tochter wider ihren Willen vermählen. Das Kind entflieht, geht über den Rhein und auf sein Gebet, das die Hartbedrängte, der ihr Vater schon auf den Fersen ist, an den Himmel richtet, öffnet sich ein Fels, der sie schützt. Das rührt den Herzog, der sein Schloß in ein Kloster umwandelt, wo mehr als hundert Nonnen sich unter der Oberin Ottilie dem Dienste des Herrn weihen. Er ließ außerdem eine Kirche und Ottilie zwei Kapellen bauen, von denen die eine noch steht. Das Leben der Priorin war eine Reihe von Wunderthaten und wohlthätigen Handlungen. Karl der Große besuchte ihr Grab, und Ludwig der Fromme machte mehr als eine Wallfahrt zu demselben, das namentlich dadurch ein weithin leuchtender religiöser Glanzpunkt wurde, daß der große elsäßische Papst Leo IX. bei einem Besuche seiner Heimat feierlich auf demselben betete, die Ottilienkirche einweihte und zu Gunsten der Heiligen seine Bulle erließ, welche man als den Anfang der Anrufung der heiligen Ottilie als der Patronin des Elsaßes be-

Digitized by Google

zeichnen kann. Das Grab der Heiligen ist in der Kapelle St. Johannes; außer dieser ist noch die Kreuz- und die Thränenkapelle vorhanden, die mit dem Kalvarienberge die Reste all' der Herrlichkeit abschließen.

Das Martinsfest.

Von

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Wie im Norden Odin, war auch Wuotan ein Gott der Schlacht, und wie sein Walten in Walhalla auf den heiligen Erzengel Michael überging, so übertrug man früh schon sein Walten auf Erden auf den heiligen Martin, der, gleich ihm zu Pferde, mit Kriegsmantel und Schwert abgebildet wurde. Deßhalb trugen die merovingischen Könige in ihren Schlachten den Mantel oder die Cappa des heiligen Martin, welche den Mantel des siegverleihenden Gottes, womit die alte Sitte den Volkskönig im entscheidenden Augenblick bekleidete, ersetzen sollte, deßhalb heißt auch der Führer des wüthenden Heeres noch jetzt hier und da „Junker Martin".

Dazu kam, daß der heilige Bischof von Tours seiner Tugenden wegen von Anfang an in so hoher Verehrung stand, daß sein Gedächtnißtag mit Vigilie und Oktave gefeiert ward, und daß überdieß sein Fest in einer Zeit begangen wurde, welche vorzugsweise dem Wuotan als Spender des Erntesegens geweiht gewesen war.

Nur so ist es zu erklären, daß in den Ländern germanischen Volksstammes eine Masse Gebräuche den Tag des heiligen Martin charakterisiren, welche in Frankreich, wo der Heilige doch kirchlich am höchsten verehrt wurde, gänzlich unbekannt sind.

Noch vor hundert Jahren sah man am Vorabend des St. Martinstages an jeder Hofstelle, auf jedem Berge des ganzen Niederrheins große Feuer lustig emporlodern, und die vielen Martinsbilder, welche sich in den verschiedensten Gauen Deutschlands erhalten haben, lassen vermuthen, daß in ganz Norddeutschland und Niedersachsen Martinsfeuer brannten.

Jetzt ist diese Sitte mehr und mehr in Abnahme begriffen, und besteht nur noch in einigen niederdeutschen Gegenden, namentlich zwischen Koblenz und Köln, wo die Kinder fortfahren, auf den Bergen oder an den Ufern des Rheins leichte Feuer aus Stroh und Reisig anzuzünden. Sie tanzen dann singend um die Flamme herum und springen über die erlöschende Glut. Auch in der Eifel haben sich die „Märtesfeuer" an mehreren Orten erhalten, und bei Aachen kann man vom Lusberge aus um Würseln und Bardenberg herum noch jedes Jahr Feuer brennen sehen.

In Münstereifel und bei Bertrich ließ man in ähnlicher Weise brennende Räder von Höhen hinabrollen; in Eupen und der Umgegend zündete man große Feuer an, welche man die „Martesburg" nannte.

Im Schleidener-Thale zünden die jungen Leute am „Märtesabende" Fackeln an, die sie auf Stangen tragen.

In den Niederlanden, wo ehemals überall die „sinte Martens vuer" brannten, haben sie sich nur in Gelderland und Maestricht, in den Kempen, dem Lande Waas und im Limburgischen erhalten.

In Flandern laufen die Kinder des Abends mit Papierlaternen oder ausgehöhlten, an Stecken befestigten Rüben und Kürbissen, in welchen ein Lichtchen brennt, durch die Straßen und singen ein Lied, das mit den Worten beginnt:

Op sinte Maertens avond,
De torre gaet mê naer Gent;
En als myn moeder wafels bakt,
Ik zit er zoo geern omtrent.

(Am heiligen Martinsabend geht der Thurm mit nach Gent, und wenn meine Mutter Waffeln bäckt, so sitze ich gern dabei.)

Besonders beliebt ist diese Sitte in Westflandern, wo sich sämmtliche Kinder, die da laufen können oder noch getragen werden, mit solchen Laternen zwei Abende hintereinander an einem bestimmten Platze einfinden und, von Polizeiagenten begleitet, vereinigt die ganze Stadt singend durchziehen, bis sie wieder an dem Punkte anlangen, von welchem sie ausgezogen sind.

Eben solche ausgehöhlte Kürbisse, in denen Lichtchen brennen, tragen auch in Bonn, in Barmen, in Düsseldorf und im Oldenburgischen die Knaben, wenn sie, die Martinslieder singend, durch die Straßen ziehen. In Cleve pflegen sie auf Stöcken eine große Düte mit Zuckerwerk zu tragen, von welcher ein langer Streifen Papier bis zur Erde herabhängt. Diesen Streifen zünden sie an und lassen ihn bis zur Düte fortbrennen.

In Bonn wickeln die Knaben, welche das Holz zum Martinsfeuer einsammeln, Einem aus ihrer Mitte, den sie das „Martinsmännchen" nennen, Strohgewinde um Arme, Leib und Beine.

Bei Zittau gingen, wie es in einer alten Chronik heißt, die Kinder „ein weiß Hembde, ein roth Band, ein geneht Schnupftuch um den Halß, eine gestickte Haube vor's Gesichte und einen Kranz auf den Kopff, einen grünen Zweig in der Hand" durch die Dörfer.

In Schneeburg zog der heilige Martin auf einem Pferde umher und sammelte Geld und Gaben ein.

Ein seltsamer Aufzug hat sich bis zum heutigen Tage in Mecheln in Belgien erhalten. Die Knaben ziehen nämlich truppweise von Haus zu Haus, indem zwei von ihnen eine Art Bahre oder an zwei über die Schultern gelegten Stöcken einen Stuhl tragen, auf welchem „sinte Mertein" sitzt. Der Kleine, welcher den Heiligen vorstellt, trägt einen langen, weißen Bart, eine Bischofsmütze und einen Bischofsmantel von buntem Papier und in der Hand einen großen hölzernen Löffel, „poelepol" genannt, in welchen man die Aepfel, Nüsse und sonstige Eßwaaren legt, um welche die Kinder singend bitten. Nur Geldstücke werden in einem Beutel gesammelt, den einer der Träger des Heiligen in seiner Verwahrung hat. Diese Träger haben sich ebenfalls durch Papierhüte und falsche oder gemalte Bärte mehr oder weniger unkenntlich gemacht. Oft sind sie selbst als Türken verkleidet. Die Eßwaaren werden gewöhnlich schon während des Umzuges verspeist, von dem Gelde jedoch werden die Kosten des Abends bestritten, an welchem sich die Knaben in dem Hause Eines von ihnen vereinigen und sich bei Zuckerbier und „Koelebal" oder „Boelweitkoeken" gütlich thun.

Die Lieder, welche die Kinder bei ihren Umzügen an Martini singen, sind leider nur sehr verstümmelt auf uns gekommen. Anfänglich waren sie wahrscheinlich alle auf das Holzeinsammeln zu den Martinsfeuern berechnet. Jetzt werden in den meisten nur Eßwaaren, namentlich Aepfel, Birnen, Nüsse und Würste begehrt.

Einer uralten Sitte gemäß rufen die Eltern am Martinsabend alle ihre Kinder zusammen, stellen sie in eine Ecke des Zimmers mit den Köpfen nach der Wand zu, und werfen ihnen dann Aepfel, Nüsse, Bonbons und Pfefferkuchen zu, ihnen glauben machend, daß der heilige Martin diese leckeren Dinge gebracht, über welche die Kinder eifrigst herfallen, um sie aufzuraffen oder zu „grielen".

An manchen Orten werden die Kinder im Hausflur versammelt und ihnen die Näschereien von der Treppe herabgeworfen. Mitunter kleidet sich auch ein Mitglied der Familie oder des Hausstandes als Bischof an, erscheint in der Kinderstube und wirft, nachdem er gefragt, ob die Kinder artig und fleißig gewesen sind, aus einem mitgebrachten Korbe Ruthen oder Obst und Naschwerk auf die Erde.

In Ypern erbitten sich die jungen Leute der ärmeren Klasse in der Kirche die nöthigen Sachen, um Einen aus ihrer Mitte recht stattlich als Bischof anzukleiden, und dieser geht dann Abends unter Geklingel einer kleinen Glocke von Thüre zu Thüre, und bietet seine Dienste in allen Familien

an, wo Kinder sind. Die kleine Gabe, welche er dafür erhält, dient dazu, ihm und seinen Genossen einen vergnügten Abend zu verschaffen.

Eine ähnliche Sitte fand sonst in Anspach statt. Handwerksburschen liefen als „Pelzmärte" verkleidet in den Häusern herum, ängstigten die Kinder und warfen ihnen zuletzt Aepfel und Nüsse hin, wofür sie einige Geschenke erhielten.

In Herbrechtingen und Königsbronn wurde früher der „Pelzmärte" am Martinsabend eben so aufgeführt, wie am Weihnachtsabend. Arme, Beine und Leib bis zum Hals mit einem dunklen Pelz umhüllt, das Gesicht mit einem breiten Maul in Form eines Nußknackers, einer dicken, geschlitzten Nase und weit aufgerissenen Augen geziert, das Haupt mit einer lang herabhängenden Perrücke von schwarzer Schafwolle bedeckt, und in der rechten Hand einen großen Knotenstock, war Pelzmärte der Schrecken aller Kinder und theilte theils Schläge, theils Aepfel und Nüsse aus, die er in's Zimmer warf.

In Böhmen, wo Martini, wie in Schwaben und England, die Wanderzeit des Gesindes ist, erhält selbst jeder Dienstbote, ehe er das Haus verläßt, ein Martinshorn zum Geschenk.

Bei den Halloren, deren Kinder die Gewohnheit haben, am Martinstage Krüge mit Wasser in die Saline zu stellen, weil sie glauben, daß der heilige Martin das Wasser in Wein verwandle, pflegen die Eltern auf jeden Krug ein Martinshorn zu legen, nachdem sie vorher die Krüge geleert und mit Most gefüllt haben. Abends gehen dann die Kinder in die Saline und holen ihre Krüge, indem sie rufen:

„Marteine, Marteine,
Mach' das Wasser zu Weine."

In Herrenberg in Schwaben dürfen die Schulkinder am Martinstage ein zweites Maienfest halten.

Im nordöstlichen Deutschland ist an vielen Orten das sogenannte „Rübenstechen" üblich. Am Martinstage oder am Vorabend desselben läßt der Vater in Gegenwart der Kinder, oft auch des Gesindes, einen Korb mit Rüben in die Stube tragen, steckt in jede Rübe ein oder mehrere Geldstücke von ungleichem Werth, rüttelt die Rüben durcheinander und heißt dann die Anwesenden mit Gabeln oder spitzen Stöcken in den Korb stechen. Was Jeder in der Rübe findet, die er so herauszieht, gehört ihm.

In den württembergischen Klöstern war es eine althergebrachte Sitte der Aebte, den Leuten ihres Klosters den Martinswein zu geben. So erhielt z. B. in der Probstei Nellingen jeder Lehensinhaber eine Maas, jede Frau eine halbe Maas, und die Knechte, Mägde und Kinder, selbst die Kinder in der Wiege ein Viertel oder einen Schoppen.

Die Reichsstadt Lübeck war ehedem verpflichtet, alljährlich am Tage vor Martini den ältesten Rathsdiener in Begleitung zweier Zeugen nach Schwerin zu schicken, um dem dortigen Herzog unter besonderem Ceremoniel einen Ohm Wein überreichen zu lassen. Der Bote des Raths wurde der „Martensmann" genannt und erhielt jedesmal vom Hof einen sogenannten „Martinsgulden" zum Geschenk.

In Würzburg verbot eine Herbstinstruktion vom Jahre 1707 die „Martins- oder Herbsttränke" als „Anlaß zu manchen Unziemlichkeiten", aber am Rhein hat sich an vielen Orten noch der Brauch erhalten, an Martini den neuen Wein zu probiren,

„den beschort got undo sint Martin",

wie es öfter in den Liedern heißt, welche bei den Martinalien üblich waren und theilweise bis zum 14. Jahrhundert hinaufreichen.

Bei dem Mahle war die „Martinsgans" das Hauptgericht, und noch heutiges Tages ist es in den meisten germanischen Ländern Sitte, am Martinsabend oder -tage eine gebratene Gans zu essen. Urkundlich wird die Martinsgans zwar erst 1171 erwähnt, wo Ulrich von Spalnberg am Martinstage der Abtei von Corvei eine silberne Gans zum Geschenk darbrachte; aber in den alten Runenkalendern findet man bereits den Martinstag durch eine Gans bezeichnet, wie es noch jetzt in den tyroler Bauernkalendern üblich ist, und in Erfurt hieß das Einläuten des Martinstages schon früh „der Gans läuten".

In Dänemark wird allgemein Aepfelkuchen nach der Gans gegessen. In Norwegen ißt man häufig ein Ferkel anstatt der Gans, und in Franken veranstaltete man einen Eberkampf, nach welchem das Fleisch der getödteten Thiere unter das Volk vertheilt wurde. Auch in Westphalen war das „St. Martinsschwein" nicht unbekannt, und am Niederrhein wird in alten Bauernsprüchlein Martini „Speck-Märten" genannt, weil an diesem Tage das Schweineschlachten beginnt.

In England hat die Michaelisgans die Martinsgans verdrängt, aber dafür pflegt man auf dem Lande an „Martinmas" noch überall Schweine und besonders Ochsen zu schlachten, um das Fleisch für den Winter einzusalzen und zu räuchern. „Martlemas-beef" gilt als das beste Rauchfleisch.

Auch am Niederrhein, wo die Gänse nicht so häufig sind, gehört eine frische Wurst mit Reisbrei zur Martinskost, und in der Eifel Brei und Waffeln.

In vlämisch Belgien haben sich nur der „Koekebak" (Eierkuchen) und die Waffeln, welche deßhalb in Brüssel „St. Martinskuchen" (gâteaux de St. Martin) heißen, vom alten Mahl erhalten; die Gans, welche früher in jedem Hause gegessen werden mußte, ist verschwunden. Da die Handwerker mit dem Martinsabend begannen, bei Licht zu arbeiten, so pflegte die Meisterin einen kleinen Schmaus zu geben, bei welchem die Gans, von Lichtern umgeben, auf dem Tische prangte. Man nannte daher diesen Gänsebraten die „Lichtgans".

In Böhmen wird die Gans zu Mittag gegessen und der Hausherr, welcher sie vorlegt, gibt der althergebrachten Gewohnheit gemäß den Gesellen, oder den Knechten und Mägden die Schenkel, damit sie besser „laufen", und den Lehrlingen oder Ochsenjungen und Stallmägden aber die Flügel, damit sie zur Arbeit „fliegen". Er selbst behält sich das Brüstlein, um je nach der weißen oder dunklen Farbe desselben prophezeien zu können, ob der Winter schneereich und kalt, oder gelind und regnerisch werden wird.

Diese Wahrsagungen aus dem Gansbein sind eben so alt und verbreitet, als die Gans selbst. Ueberhaupt gehört der Martinstag zu den sogenannten „Loostagen".

Klare Sonne verkündet harten Winter, bewölktes Wetter milden. Ist die Nacht sternenhell, hofft man auf ein gutes Weinjahr. Daher behauptet man an der Aar: man könne am Martinsabend so viel Maase Wein trinken, als man Sterne durch den Schornstein schimmern sieht, weil die nächste Lese um so ergiebiger ausfallen werde. Wenn es aber schneit, oder wie es in Böhmen und Schlesien heißt, der heilige Martin auf seinem Schimmel vorbeireitet, thut es nach dem Sprüchwort „den Früchten weh".

In Tyrol geht man nicht einmal aus dem Haus, weil alsdann das „Käsmandel", oder wie man an manchen Orten sagt, die „Alberer" oder „Almlöterlein" nach den von den Sennern verlassenen Almen ziehen, um den Winter über dort zu wirthschaften. In Leßach pflegen die jungen Bursche des Ortes diesen Zug, welchen man auch das „Martinsgestämpf" nennt, alle Jahre darzustellen. Sie versammeln sich mit allerhand geräuschmachenden Instrumenten, gehen ganz still eine Strecke zum Winkel hinein und ziehen dann auf ein Zeichen unter Schreien und Lärmen, Pfeifen und Peitschenknallen, Schellengeklingel und Nachahmen von Thierlauten hinaus in das Dorf, dessen Bewohner, sowie sie den Lärm von Weitem hören, alle Thüren und Fenster schließen, bis der wilde Zug vorüber ist.

In Tettnang und der Umgegend in Schwaben hörte man sonst von Martini an bis nach Weihnachten den „ewigen Fuhrmann" in der Luft fahren, der beständig „hoho!" rief.

Wenn der heilige Martin, welcher sonst der Beschützer

der Jurisdiktion und Rechtsübung genannt wird. In den Gerichtsbezirken häufig ein bereits Ehrens halber, in welchem sich der Vorsteher auf die zu seinem Sage Bilfaner Zeiten und Plätzen, denen in früherer Zeit Gerichtsbarkeit zu Gericht begeben hat. Die Gerichtsbarkeit wird durch den Richtspruch, die Gerichtsbarkeit durch den Vollzugsspruch. Die Gerichtsbarkeit wird durch den Richtspruch, die Gerichtsbarkeit durch den Vollzugsspruch. Die Gerichtsbarkeit wird durch den Richtspruch, die Gerichtsbarkeit durch den Vollzugsspruch.

Zur Besitzung zu Tschirnit. (s. 534.)

Eigentlichkeit ist es, wie vorangehende Bestimmungen beim Übertritt in noch bes verschiedenen Gegenden erlassen hat nur noch erübrigt.

In Böhmen, wo der localste Übertritt nicht auf den Eigentümlichkeiten der Gerichtsbarkeit beruht, sondern auf den Besonderheiten der Jahreszeit sich ausschließen, heißen Thore Thore bekannt.

In den verschiedenen Ländern des ausländischen Deutschlands gelegte man jährlich allgemein, in Thüringen hat die Gerichtsbarkeit, welche Thore und Gerichtsbarkeit, Gerichtsbarkeit und andere Thore auch ausübt heißen Thore genannt wird.

In den ausländischen Ländern besteht sich der Thore an den heiligen Stätten am Thore, welche 1519 durch und nach

den Jahreszeit in Gegenden nicht nur bei Thoren von Thoren eine besondere Jahreszeit, sogenannte, Gerichtsbarkeit, Thore, Gerichtsbarkeit und andere Thore auch ausübt heißen Thore genannt wird.

In Thoren, Thoren, Thoren, Thoren, Thoren, Thoren, Gerichtsbarkeit und andere Thore auch ausübt heißen Thore genannt wird. „Gerichtsbarkeit" eingeführt, bei in Verbindung auch „Gerichtsbarkeit" und

Die feindlichen Brüder.

Erzählung
von
Dr. Wichmann.

Die Trauer der Schlacht von Custozza waren verhallt, der Tod hatte einen blutigen Erntetag gehalten, und

deutsch Trompeten, Zuchten und Schwenkungen hin gegen Heidi besonnig in der rattlichen Bestrebungen gemeinsamer hatten, die Kommandeure, Stäbe und Generale, und gleicher Tapferkeit und der Kameradschaft und in den preußischen Waffenbrüderschaft, die sich in den Reihen der Verbündeten Heeren und ihren Führern entwickelt hatte, und wenn Zeiten vorübergingen, und noch viele manch' edler Soldat, und erfüllt manch' langersehnten Wünschen und Hoffnungen von

Die feindlichen Brüder auf einem Wachtfeuer.

jenen feindseligen Tat, unter denen preußen Heldt und Heere Kameraden und Schulter begraben lagen. Brüderwacht und Feldlager wurden verschwunden Heerlichen, und bei den Fahnen, die in Feindschaft gegeneinander standen. Da sind heute die Soldaten wieder beim Kommando und den Reihen einer Waffengattung, sich nach und Tapferkeit, die gleiche und die Kameradschaft der einheimischen Waffen gegen einander Kampfes, heute mit Brüder

munter; sein Kamerad dagegen und ein Oesterreicher, welcher der Dritte im Bunde war, sahen so erschöpft und elend aus, als müßten sie ohne die Unterstützung des Ersteren jeden Augenblick von ihren Sitzen fallen. Beide wurden deßhalb auch in einer der großen Barracken untergebracht, welche für schwer Verwundete in der Eile errichtet worden waren. Nachdem sie gewaschen, verbunden und gelabt worden, lagen sie im Zustande der größten Schwäche einige Tage neben einander, ohne daß sich Einer um den Anderen nur im Geringsten bekümmert hätte. Der Oesterreicher war der Erste, der sich wieder etwas erholte. Wie er das erste Mal den Kopf auf den Arm stützte und den matten Blick in den traurigen Räumen umherirren ließ, fiel sein Auge zuletzt auf den zu seiner Rechten liegenden Zuaven und haftete geraume Zeit auf dem blassen, vom Schmerz entstellten Gesichte. „Großer Gott!“ lispelte er vor sich hin, „welche Aehnlichkeit! Wenn Er es wäre? Aber nein, es ist nicht möglich; er ist ja noch nicht so alt.“ Damit sank er wieder erschöpft auf sein Lager zurück.

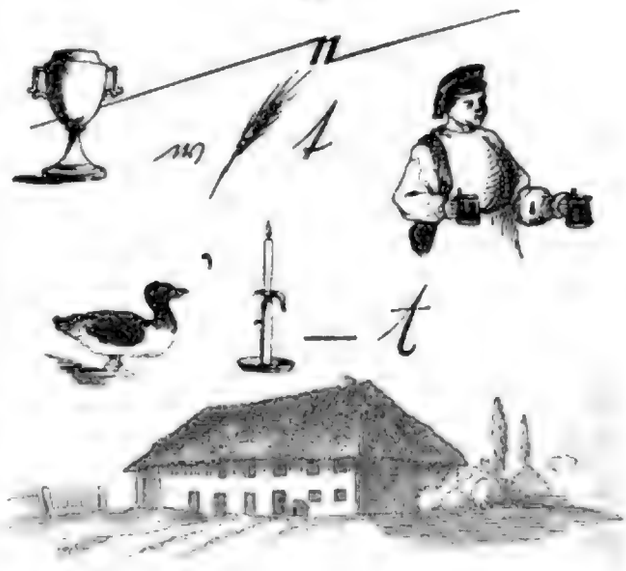
Nach einigen Tagen war unser Oesterreicher schon so weit, daß er ohne zu große Anstrengung auf seinem Bette, oder vielmehr auf seinem Strohsacke sitzen und seinem Leidensgenossen, für den er sich so sehr interessirte, einen Trunk Wasser reichen und andere kleine Liebesdienste erweisen konnte. Auch der Zuave, so gefährlich der Bajonnetstich in seiner linken Schulter gewesen war, erholte sich allmälig, und horchte lächelnd auf die freundlichen Trostworte, die der gutmüthige Oesterreicher im echten wiener Dialekte an ihn richtete, als ob es sich von selbst begreife, daß jeder Zuave auch Deutsch, oder eigentlich Wienerisch verstehe. Und dennoch war der gute Wiener förmlich starr vor Erstaunen, als ihm der Zuave eines schönen Tages, zwar noch mit schwacher aber vernehmlicher Stimme, auf echt Wienerisch für seine Liebesdienste dankte. „Ferdinand! Ferdinand!“ rief er dann in der höchsten Aufregung, „bist Du's wirklich? Ja, Du bist mein süßes, mein herzig's Brüderl!“ Die rührende Erkennungsszene entlockte dem Auge selbst des Härtesten eine Thräne der Theilnahme. Der eben hinzugetretene Arzt aber ermahnte die Brüder, ihrer Wunden zu schonen und sich nicht zu großer Aufregung hinzugeben. Dann setzte er sich zwischen sie und bat sie, wenn nicht etwa ein Geheimniß zu bewahren sei, ihm doch etwas Näheres über diese merkwürdige Begegnung zu sagen. Joseph, der ältere Bruder, willfahrte gerne diesem Wunsche und erzählte in Kürze Folgendes: Ferdinand hatte vor drei Jahren seinen Vater, einen reichen Kaufmann in Wien, um seinen Vermögensantheil gebeten, um sich mit einem pariser Hause, bei dem er seit einem Jahre als Buchhalter angestellt war, zu verbinden. Er machte vortreffliche Geschäfte und war auf dem besten Wege, so reich zu werden wie sein Papa. Von einer Geschäftsreise durch Deutschland, wo er schwere Summen einkassirt hatte, nach Paris zurückkehrend, kam er über Baden-Baden. Das erste Mal in seinem Leben wandelte ihn hier die Lust zum Spiele an, er verlor sein ganzes Vermögen! Geraden Weges eilte er nach Straßburg und ließ sich als Zuave anwerben. So weit hatte er sein Geschick an die Seinigen nach Wien berichtet, von da an wußten sie nichts mehr von ihm und glaubten nicht anders, als daß er in Algier den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht und gefunden habe.

Die Geschichte von dem merkwürdigen Wiederfinden der Brüder kam auch den Kaisern Napoleon und Franz Joseph zu Ohren. Ersterer entließ Ferdinand, geschmückt mit der goldenen Medaille, seines Dienstes und verwendete sich bei Franz Joseph für dessen vollständige Begnadigung. Der glückliche Bruder Joseph wurde von seinem Kaiser nicht minder ehrenvoll dekorirt und für immer des Militärdienstes enthoben. So zogen die Brüder, geheilt von ihren Wunden, heim in die Arme der überglücklichen Eltern.

Der gute Joseph that es nicht anders: der Vater mußte Ferdinand so halten, als ob er noch nichts von seinem Vermögen bekommen hätte. Die beiden Brüder übernahmen gemeinschaftlich das Geschäft des Vaters, und der Segen brüderlicher Eintracht und Liebe ruht auf all' ihren Unternehmungen.

Bilderräthsel.

29.



Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 502:

Greife zu, bevor Dir die Hände gebunden sind.

Kadettengeschichten.

Erinnerungen an die Artillerieschule.

Von **Max Amerigo.**

(Schluß.)

Der Aufseher oder, wie sie offiziell hießen, Direktionsoffiziere waren es drei; ihr Dienst bestand darin, zu revidiren, ob die Schüler zur vorgeschriebenen Zeit auf das Zeichen mit der Glocke aufgestanden waren, ob sie den „Contus“, die Lehrstunden, besuchten und ob sie Abends die Arbeitsstunden von sieben bis neun Uhr inne hielten. Sie wechselten in diesem Dienst wöchentlich ab. Der älteste von ihnen, ein Premierlieutenant der Artillerie, seiner schönen Figur und hübschen Gesichtes wegen der „schöne Wodan“ geheißen, versah auch noch das Amt eines Rechnungsführers und Bibliothekars, war in seiner letzteren Eigenschaft aber weniger in Anspruch genommen, als in ersterer. Seine Hauptbeschäftigung war „Vorschußgeben“ auf den Gehalt, welcher knapp genug war. Wenn man in sein Zimmer trat, militärisch, ohne anzuklopfen, und stumm in strammer Haltung dicht an der Thüre stehen blieb, so herrschte er Einem zu: „Was w — w — wollen Sie?“ obgleich er fast mit Bestimmtheit die Antwort erwarten konnte: „Ich wollte gehorsamst um Vorschuß bitten.“ War er nicht bei guter Laune, so sagte er kurz: „Ich habe kein Geld“ und dann machte man kurz Kehrt und zog ab. Im anderen Falle fragt er: „Wie viel w — w — wollen Sie?“ — „Fünf Thaler.“ — „So viel kann ich Ihnen nicht geben, wollen Sie zwei Thaler?“ — „Wenn ich nicht mehr bekommen kann, Herr Lieutenant . . . .!?“ — „So gehen Sie und schreiben Sie eine Quittung.“ — Der Fall des nicht fünf Thaler Erhaltens war aber vorauszusehen, und in der Tasche des Fähnrichs befanden sich stets Quittungen im Betrage von fünf bis ein Thaler, aus denen er dann die betreffende hervorsuchte und sofort übergab, um ohne weiteren Zeitverlust das Geld in

Empfang nehmen zu können. Einst kamen zwei Bittsteller zu gleicher Zeit zu ihm; den Einen wies er mit den gewöhnlichen Worten ab; zu dem Andern aber, der ihn alle Monate um Vorschuß bat, sagte er: „Sie sind ein zu guter Kunde von mir, als daß ich Sie gehen lassen könnte, wie viel w — w — wollen Sie?“ — Wodan wurde so häufig zu ungelegener Zeit inkommodirt, daß er den Befehl erließ: er sei nach ein Uhr Nachmittags nicht mehr zu sprechen. Einem Schüler fiel es aber einmal noch spät ein, in's Theater gehen zu wollen, und da er kein Geld hatte, so wagte er das Verbot zu überschreiten und erst um fünf Uhr Abends um Vorschuß zu bitten. Wodan fuhr ihn mit den Worten an: „Können Sie nicht noch später kommen?“ — „Zu befehlen, Herr Lieutenant.“ — Schlag sechs Uhr erschien der Fähnrich wieder. „Was w — w — wollen Sie noch?“ — „Der Herr Lieutenant haben befohlen, ich solle noch später kommen.“ — Ueber diese Unverschämtheit mußte Wodan lächeln, und gab ihm das gewünschte Geld. Er hatte die Redensart an sich: „Schweigen Sie, das muß ich besser wissen,“ und in Bezug auf dieselbe kursirte damals eine Anekdote, die si non é vero é ben trovato. Als er auf Freiersfüßen ging und der Dame seines Herzens seine Liebe erklärte, setzte diese schüchtern einige Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gefühle. Da soll er ihr mit seiner gewohnten Grandezza gesagt haben: „Schweigen Sie, das muß ich besser wissen.“

Der zweite Aufseher war ein ziemlich beleibter und daher gemüthlicher Sekondelieutenant vom schweren Geschütz, der jede Rede mit den Worten: „Hören Sie“ anfing, weßhalb er auch so genannt wurde. Er war der schlimmste, denn er that seinen Dienst mit der größten Gewissenhaftigkeit und revidirte pünktlich früh und Abends, und wehe dem, den er früh noch im Bett oder Abends nicht auf seiner Stube fand. Es wurde früh zweimal geläutet, zehn Minuten vor sechs, respektive sieben Uhr, je nach der Jahreszeit, und um sechs oder sieben Uhr selbst. Nach dem zweiten Läuten mußten Alle mindestens mit Stiefeln und Hosen bekleidet sein. Wem noch ein Stiefel oder ein Hosenbein fehlte oder wer gar noch im Bette lag, mußte sich einige Tage hindurch im Ordonnanzanzuge, mit Helm und Seitengewehr, beim du jour habenden Offizier zum Frührapporte melden, um sich an's zeitige Aufstehen zu gewöhnen. Ein Fähnrich hatte sich verspätet, und um nicht abgefaßt zu werden, kroch er, noch im Hemde, in den Kleiderschrank. „Hören Sie“ revidirte, und als er Niemand mehr zu Bette fand, schickte er sich eben an, die Stube wieder zu verlassen, als der Unglückliche im Schrank, dem der Staub in die Nase gestiegen war, heftig niesen mußte. Dieß fiel ihm auf, er öffnete den Schrank und fragte den Halbnackten naiv: „Hören Sie, was machen Sie denn hier drin?“ — „Ach, Herr Lieutenant, ich suche meine Hosen und kann sie nicht finden,“ lautete die Antwort des Fähnrichs, der sich natürlich beim Frührapport melden mußte. — Es gab damals einige musikalische Genies auf der Schule; das eine spielte das Cello, wenn auch nicht meisterhaft, ein anderes Piano, ein drittes Guitarre und ein viertes endlich blies die Flöte. Diese Vier übten sich zuweilen ein Quartett ein, wobei sich immer einige Musikliebhaber als Zuhörer einfanden. So hatten sich auch eines Abends eine Menge Schüler in einer Stube des dritten Stocks, wo das gemiethete Piano stand, und auf dem Korridor vor derselben versammelt und hörten andächtig dem vierblättrigen Kleeblatt zu, das die Instrumente mißhandelte. Endlich wurde es Einem langweilig, nur den Zuhörer zu spielen; man wollte sich auch bei der Soirée musicale betheiligen, und es wurde vorgeschlagen, ein Lied mit Instrumentalbegleitung zu singen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und sogleich ertönte das schöne Lied: «Gummi elasticum» durch die weiten Räume, in denen es mächtig schallte. Als wir dann noch das eben so inhaltsreiche Lied: „Grüne Petersilie und Krautsalat“ anstimmen wollten, kam der Bursche des Lieutenant Hören Sie und avertirte uns, daß sein Herr, höchst aufgebracht über den nächtlichen Skandal, es war schon zehn Uhr, ihm auf dem Fuße folge. Sofort löste sich die Versammlung auf und verschwand in die verschiedenen Stuben. Nur diejenigen, die in der Stube selbst waren und die Künstler konnten nicht mehr entfliehen. Die einzige Möglichkeit der Flucht bestand im Verlöschen der Lichter und im Verstecken in und unter den Betten der Schlafstube. Nur der Stubenälteste blieb in der finstern Wohnstube zurück und erwartete zitternd den wüthenden Vorgesetzten, der nicht auf sich warten ließ. Nach der vorschriftsmäßigen Meldung: „Die Stube ist belegt mit vier Portepeefähnrichen,“ fuhr ihn der Lieutenant an: „Hören Sie, was war das für ein Skandal auf Ihrer Stube?“ — „Das war nicht hier, Herr Lieutenant.“ — „Hören Sie, dieß war wohl hier; zünden Sie sogleich Licht an!“ — Der Befehl wurde natürlich befolgt, und der Lieutenant sah sich mit Verwunderung mit dem Stubenältesten allein im Zimmer. Aber ahnend, daß die Schlafstube einige Uebelthäter verbergen könne, befahl er diese zu öffnen und hinein zu leuchten. Hier traf sein Blick sofort mehrere Fähnriche in den Betten liegend, die durch ihr lautes Schnarchen tiefen Schlaf zu verkünden schienen. Er trat an den Einen heran und weckte ihn. Erst auf wiederholtes Anrufen schien dieser zu erwachen; er rieb sich die Augen, und den Lieutenant erkennend, sprang er gestiefelt und gespornt, er war von der reitenden Artillerie, aus dem Bette und legte die Finger hinter die Hosennaht. Wahrscheinlich verblüfft durch diese kolossale Frechheit, that der Lieutenant die unschuldige Frage: „Hören Sie, schlafen Sie immer so?“ — „Zu befehlen, Herr Lieutenant.“ — „Hören Sie, das ist doch sehr unbequem! Gehen Sie jetzt sofort auf Ihre Stuben und erwarten Sie das Weitere!“ — Während dieser Unterhaltung waren wir Anderen leise hinter ihm zur Thüre hinausgeschlüpft. Er faßte nur noch den Cellisten, der mit seinem Instrument, das er nicht im Stiche lassen wollte, nicht unbemerkt abziehen konnte. Am folgenden Tage wurde die Sache untersucht und der Stubenälteste gezwungen, die Dilettanten des Instrumental- und Vokalkonzertes anzugeben, sowie ein- für allemal musikalische Unterhaltungen im Schulgebäude untersagt wurden. Wir erhielten sämmtlich acht Tage Hausarrest. — Es waren, wie gesagt, Civilkleider streng verboten. Hören Sie fand aber eines Tages einen runden Hut auf einer Stube und konfiszirte ihn. Als der Eigenthümer desselben, der nicht zu Hause gewesen war, die Beschlagnahme seines Eigenthums erfuhr, ging er zum Lieutenant und meldete: „Herr Lieutenant, mir ist ein Hut gestohlen worden!“ — Hören Sie antwortete wie gewöhnlich höchst naiv: „Hören Sie, das war ich!“ — „So, nun dann ist's was Anderes.“

Wir waren nicht übermäßig fromm, wie junge Leute in unserem Alter es nicht zu sein pflegen, und hielten nicht viel vom Kirchenbesuch, „denn die Predigt ist so trocken, ist so lang“; ohne besondere Veranlassung betrat wohl Keiner von uns eine Kirche; ja daß wir alle vier Wochen einmal in die Garnisonskirche gehen mußten, war uns schon zu viel, und wir suchten alle möglichen Gründe, uns zu „drücken“. Der du jour habende Aufseher führte uns dahin und wußte genau, wer dispensirt war. Es gab aber ein Mittel, ohne Urlaub davon zu kommen, das wir auch so lange anwendeten, bis Hören Sie dahinter kam. Die wenigen Katholiken formirten sich auf dem linken Flügel, marschirten mit den Protestanten bis auf den Opernplatz, schwenkten hier rechts ab und begaben sich, vom ältesten katholischen Fähnrich geführt, in oder vielmehr hinter die Hedwigskirche. Die Katholiken wurden deßhalb sehr von uns beneidet, und um derselben Freiheit theilhaftig zu werden, fingen einige Protestanten an, sich unter die Katholiken auf dem linken Flügel zu mischen. So lange dieß nur wenige thaten, fiel es nicht auf; aber als eines Tages Hören Sie du jour hatte, war die Zahl der Katholiken so angewachsen, daß sie größer als die der Protestanten war. Darüber wunderte er sich und er trat an den ersten Fähnrich heran und fragte ihn:

„Hören Sie, sind Sie katholisch?“ — „Nein, Herr Lieutenant.“ — „Was wollen Sie denn bei den Katholiken?“ — „Ich wollte gern einmal einem katholischen Gottesdienst beiwohnen.“ — „Hören Sie, das können Sie ein anderes Mal thun. Treten Sie sofort zu den Protestanten zurück.“ — Beim zweiten, dritten u. s. w. dieselbe Frage, dieselbe Antwort, bis er sämmtliche Glaubensverleugner ausgemerzt hatte. Von da an wagte Keiner mehr, sich für katholisch auszugeben, denn die Aufseher hatten sich aus unseren „Nationalen“ die Konfession bemerkt. — Hören Sie hatte ein höchst gemüthliches Lachen und lachte häufig ohne irgend welche Veranlassung. Er war auch Lehrer in der Dienstkenntniß. Eines Tages sah er während der Stunde einen Schüler lachen, und entweder aus Sympathie oder weil er glaubte, einen Witz gemacht zu haben, was eigentlich bei der Trockenheit des Themas unmöglich war, lachte er mit. Von seinem Gelächter angesteckt, lachte der ganze Contus mit, daß ihm und uns die Thränen über die Backen herabliefen. Endlich ermannte er sich und fragte höchst ernst: „Hören Sie, warum lachen Sie denn?“ — Diese Frage nach dem Grunde seines eigenen Gelächters war so komisch, daß noch einmal ein schallendes Gelächter losbrach, bis er endlich böse wurde und sich alles Ernstes die schlechten Witze verbat. Hören Sie war auch pfiffig; er wußte aus kleinen Indizien Verbrecher zu entdecken. Wir hatten die Gewohnheit, nach dem Essen bis zum Nachmittagsunterricht in den Fenstern nach dem Hofe hinaus zu liegen, eine Cigarre zu rauchen und uns von einem Fenster zum andern zu unterhalten. Da zerbrach eines Nachmittags eine Scheibe, das Glas fiel in den Hof und klirrte auf den Steinen. Sofort riefen die Zuschauer, deren gerade ziemlich viele waren, „Scheibe!“ Dieser vielstimmige Chor machte uns Vergnügen und gleich darauf folgte eine zweite, dritte und so fort Scheibe, bis sie sämmtlich zertrümmert waren; dann folgten die Wasserflaschen, Waschschüsseln, Gläser, Tassen, kurz alles Zerbrechliche, und in einer Viertelstunde war der ganze Hof mit Scherben bedeckt. Jeder Fall wurde mit einem jubelnden Rufe: „Scheibe!“ begrüßt. Die Aufwärter sahen mit Schrecken die Verwüstung und meldeten unsere harmlose Unterhaltung Hören Sie, der auch sofort auf dem Hofe erschien, um nachzuforschen. Natürlich zogen wir uns von den Fenstern zurück, beobachteten aber sein Benehmen von Weitem. Höchst ernsthaft schritt er auf den Trümmern umher und suchte herauszugrübeln, aus welchen Stuben die Scherben herrühren möchten. Da erblickte er den Hals einer Arzneiflasche, an welchem noch der Zettel mit dem Namen eines Fähnrichs befestigt war. Triumphirend hob er ihn auf und stürzte damit nach der Stube, auf welcher der ehemalige Kranke lag. Hier hielt er ihm das corpus delicti unter die Nase und machte ihn für den ganzen Skandal verantwortlich. Der arme Teufel mußte auch für uns alle büßen. Wir Andern erlitten nur einen für unsere Verhältnisse bedeutenden Abzug vom Gehalt, um den Schaden wieder herzustellen. — Hören Sie war übrigens ein sehr wissenschaftlich gebildeter und, trotz der Neckereien, seiner Unparteilichkeit wegen von allen Schülern geachteter Offizier.

Der dritte Aufseher, ein kleiner, schmächtiger Ingenieurlieutenant, von uns „Toback“ geheißen, zeichnete sich durch nichts Besonderes aus. Er war sehr bequem und inkommodirte uns nicht oft durch Revisionen.

Einer der Militärlehrer war ein höchst origineller Mensch. Er war ein sehr korpulenter Ingenieurlieutenant, der uns öfters versicherte, daß er bald seinen Abschied nehmen würde, weil er nicht mehr Mineurdienst thun könne. Er hatte von einer früheren Generation den Namen „Lopez“, ich erinnere mich nicht mehr weßhalb, er- und natürlich auch für immer behalten. Seine stehende Redensart war: „Verstehen Sie mich wohl, mein Lieber.“ Er machte oft sehr malitiöse Bemerkungen. Eines Abends traf ihn ein Fähnrich im Opernhause, wo er, der Kostenersparniß wegen, in einem „Räubercivil“ auf die „Bummlerloge“ gehen wollte. Der Fähnrich grüßte ihn im Gedränge der Menschen mit den Worten: „Guten Abend, Herr Lieutenant.“ Sehr unangenehm berührt, sich erkannt zu sehen, flüsterte Lopez dem Fähnrich zu: „Verstehen Sie mich wohl, mein Lieber, ich bin hier ein Mensch.“ — Er wohnte dem Artillerielazareth, was auch für die Schüler diente, gegenüber, auf dem andern Ufer der Spree, und wurde hier, als er eines Tages am Fenster las, von einem sich im Lazareth befindenden Fähnrich mittelst eines Spiegels geblendet. Entrüstet warf er sich in Uniform, scheute den weiten Umweg über die Marschallsbrücke nicht, und kam nach dem Lazarethe, um den Experimentanten zu erforschen. Er fand auch richtig die Stube und fragte den Fähnrich nach seinem Namen, sich die Späße verbittend. Damals war der Fähnrich noch im ersten Contus und hatte keinen Unterricht bei Lopez, der Zeichnenlehrer im zweiten Contus war. Als jener nun später die erste Stunde bei Lopez hatte und dieser, seiner Gewohnheit nach, alle seine Schüler nach ihrem Namen fragte, sagte er zu ihm: „Verstehen Sie mich wohl, mein Lieber, wir kennen uns schon, von wegen der Katoptrik.“ — Er hat es auch den armen Teufel hart entgelten lassen, ihn zum Objekt eines Experimentes gemacht zu haben. — Lopez liebte die Kavallerie nicht, besonders hatte er die reitenden Artilleristen „auf dem Zuge“. Bei den praktischen Uebungen, die er leitete, suchte er immer Fähnriche der reitenden Artillerie, die in ihren schweren, mit Leder besetzten Kommißhosen und eisernen Sporen nicht gut zu Fuße waren, aus, wenn er etwas zu holen befahl; er sagte immer: „Sie reitender Fähnrich, reiten Sie doch mal schnell dahin!“ — Er wußte, daß man ihn Lopez nannte. Ein anderer Lehrer hatte einen anzüglicheren Namen. Zu diesem sagte er einst: „Verstehen Sie mich wohl, mein Lieber, mich nennen die Schüler Lopez; wissen Sie, wie Sie heißen?“ — „Nein.“ — „So will ich es Ihnen sagen, Sie heißen Bulldogg.“ — Der diesen jedenfalls nicht schmeichelhaften Beinamen führende Hauptmann hatte aber ein Gesicht, das denselben rechtfertigte. — Lopez war sehr phlegmatisch, wie alle Dicken. Als der Direktor einst in seine Zeichnenstunde trat, blieb Lopez ruhig bei einem Schüler sitzen, dem er an der Zeichnung half, und nahm durchaus keine Notiz von dem Vorgesetzten, den er zu begrüßen die Pflicht hatte. Der Oberst verweilte eine Viertelstunde, unruhig auf- und abgehend und die Meldung des Lehrers erwartend. Endlich schlug er sich an die Schenkel und rannte hinaus, die Thüre heftig hinter sich zuschlagend. Gleich darauf erschien Unteroffizier „Schafskopf“, ein Schreiber aus dem Bureau, und zitirte Lopez zum Direktor. Natürlich leistete Lopez diesem direkten Befehle Folge. Der Oberst empfing ihn mit der Frage: „Warum meldeten Sie mir nicht, als ich in Ihre Stunde kam?“ — Lopez antwortete ruhig: „Verstehen Sie mich wohl, Herr Oberst, ich legte gerade mit Grünspan an, und da stehe ich nicht auf, und wenn Seine Majestät der König selbst käme.“

Unter den Civillehrern besaß namentlich Einer die Liebe der Schüler. Niemals hat wohl einer gewagt, ihn zu necken, während sämmtliche übrige Lehrer dem mehr oder weniger ausgesetzt waren. Es war der Professor der Mathematik, Dr. Daniel Christian Ludolf Lehmus. Noch jetzt, nach fast zwanzig Jahren, steht sein schönes, freundlich lächelndes Greisengesicht mit den langen, schneeweißen, nach hinten gekämmten Haaren und den herrlichen weißen Zähnen lebhaft vor meiner Seele. Seine Lehren sind unauslöschlich in mein Gedächtniß geprägt, und ich werde ihm mein Leben lang dankbar bleiben, weil ich gerade seinem Unterrichte sehr viel verdanke. Mit welcher Liebenswürdigkeit bot er uns Offizieren des 3. Contus beim Vortrage über Differenzial- und Integralrechnung seine Dose an, wenn er uns die Abspannung ansah, in die uns die langweiligen „Taylor'schen und Maclaurin'schen Reihen“ versetzt hatten. „Nehmen Sie ein Prischen, meine Herren, damit Sie Ihren Geist erfrischen.“ Die Dose wanderte von Hand zu Hand, und wenn dann die ganze Gesellschaft heftig nießen mußte, denn er schnupfte

ſehr ſtarken Spaniol, mit welch' herzlichem Lachen ſagte er einem Jeden „Proſit"! — Ich weiß nicht, ob der alte Herr noch lebt, denn ich ſchreibe dieß in einer ſehr großen Entfernung von Berlin. Sollten ihm aber dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, ſo möge er ſie als ein ſchwaches Zeugniß unſerer Dankbarkeit anſehen, denn ich bin überzeugt, daß alle meine Mitſchüler meine Gefühle für ihn theilen.

Ein Hauptfeſt auf der Schule war „Königs Geburtstag". Da ging es immer toll zu, und an dieſem Tage wurde nichts übel genommen. Gewöhnlich fand ein großes Diner ſtatt, dem die geſammte Direktion beiwohnte. Beim Nachtiſch, wenn die Gemüther durch die Toaſte auf Seine Majeſtät, jedes einzelne Mitglied des königlichen Hauſes und die Generale, die nur in irgend einer Beziehung zur Schule ſtanden, erhitzt waren, wurde auch die Direktion mit „Brüderſchaft trinken" nicht verſchont, was nun einmal der angeheiterte Deutſche, der mit ſeiner Liebe und Freundſchaft die ganze Welt umfaſſen möchte, nicht laſſen kann. Mit Rückſicht auf den erhobenen Zuſtand der Schüler, der gewiſſermaßen offiziell war, ging die Direktion auch darauf ein; am folgenden Tage aber erſchien der Parolebefehl: „Die geſtern von uns getrunkenen Brüderſchaften ſind mit heutigem Tage wieder aufgehoben."

Im Frühjahre fanden Uebungen in der Ernſtfeuerwer-

Kadettengeſchichten: Die Viſitation. (S. 539.)

kerei im Artillerielaboratorium ſtatt, und wir nahmen immer Etwas von dem angefertigten Raketen- und Zünderſatz, „Warm- und Kaltgeſchmolzenzeug", und wie die Feuerwerkskörper noch heißen, mit nach Hauſe, wo wir es auf den Brüſtungen der nach dem Hofe hinaus liegenden Fenſter abbrannten. Dieſe Feuerwerke arteten manchmal ſo aus, daß die Bewohner der Artilleriewerkſtätte und der Dorotheenſtraße beinahe allarmirt worden wären, weil ſie glauben mußten, die Schule ſtünde in Flammen. Der Oberſt erfuhr davon und erkundigte ſich darnach. Wir entſchuldigten uns damit, daß wir ſeinen Geburtstag hätten feiern wollen. Er ließ ſich für die Aufmerkſamkeit bedanken, zugleich aber auch ſagen, ſein Geburtstag ſei gar nicht an jenem Tage geweſen und er verbäte ſich in Zukunft alle Feſtlichkeiten.

Im Punkte der Ehre waren wir, wie es wohl bei künftigen Offizieren nicht anders zu erwarten iſt, äußerſt empfindlich, und Duelle auf Hiebe unter den Schülern ſelbſt, ſo wie mit Studenten, welche letztere gewöhnlich zu Gunſten der Schüler endeten, waren an der Tagesordnung. Wir hatten ein vollſtändiges „Pautzeug", zu deſſen Inſtandhaltung jeder Schüler einen monatlichen Beitrag leiſtete. Obgleich Duelle verboten waren und bei größeren Verwundungen zur Kenntniß der Direktion kamen, ſo wurden ſie doch niemals beſtraft. Weßhalb hatten wir Fechtunterricht bei dem im Jahre 1849

vor Fridericia gefallenen Hauptmann von St. Paul vom Kaiser Alexander Grenadierregiment? Der dicke Herr schonte uns nicht, und wenn wir vor seinen Hieben, die grüne und blaue Flecken zurückließen, zurückwichen, so sagte er stets: „Donnerwetter, Fähnrich, halten Sie doch Ihren linken Hinterfuß fest!“

Es mag wohl auf allen Anstalten so zugehen, wo viele lebensfrische Jünglinge zusammenleben, aber ich glaube, gerade jene Anstalt ist eine Bildungsschule nicht allein für den Beruf, sondern für's ganze Leben, und eine große Anzahl ausgezeichneter Männer ist aus ihr hervorgegangen.

Die Hausindustrie im Schwarzwald.

Von

L. Gärtner.

III.

Die Strohflechter.

Unter den häuslichen Beschäftigungsweisen der Schwarzwaldbewohner nimmt nach der Uhrmacherei die Strohflechterei an Bedeutung die nächste Stelle ein; sie ist schon von Alters her im badischen Amte Triberg zu Hause und wird hauptsächlich von Frauenhand betrieben. Früher gleichsam nur ein Zeitvertreib unbeschäftigter Mädchen, ist die Strohflechterei im Schwarzwald nun aber zu einer förmlichen Industrie herangewachsen, die mit ihren Fabrikaten auf dem Weltmarkte, d. h. in den Kaufläden der Modewaarenhändler, den ähnlichen Arbeiten italienischen, französischen und belgischen Ursprungs wohlberechtigt Konkurrenz macht.

Dem zunächst vorgelegenen Bedürfnisse entsprechend fertigten die fleißigen Schwarzwälderinnen Anfangs nur für sich und ihre Angehörigen, wohl auch mitunter für den Hausirverkauf ordinäre Strohhüte, Strohtaschen, Strohkörbe, Fußböden und sonstige einfache Strohgeflechte, bis sich in den ersten Dezennien des laufenden Jahrhunderts eine Verbesserung der Arbeiten Bahn brach.

Die Gründer der in Lenzkirch bestehenden Strohhutfabrik Faller, Tritscheller und Comp. reisten in den 1780r Jahren in's Venetianische, um dort Strohhüte für den Absatz in Lothringen anfertigen zu lassen; später gründeten sie zwei feste Niederlassungen in Italien, bis sie 1826 zu dem Entschluß kamen, die Strohhutfabrikation nach toskanischem System in ihre Heimat, den Schwarzwald, zu verpflanzen, wo sich ja eine wichtige Grundlage für das Geschäft, mit der Sache vertraute Arbeitskräfte schon in Menge vorfanden. Sie bauten 1828 in Lenzkirch die jetzt noch bestehende Fabrik, in welcher sie jedoch nur 40 bis 50 mit der Bereitung des Rohstoffs, dem Bleichen, Färben, Formiren und Appretiren der Hüte beschäftigte Personen verwenden, während sie außerhalb derselben, je nach der Saison, 500 bis 800 Personen durch Flechterei in Anspruch nehmen.

Ist hiedurch im Laufe der Zeit mehr und mehr Sinn für Herstellung feinerer Waare verbreitet worden, so hat sich auch das Bestreben geltend gemacht, den dazu aus dem Auslande, aus Italien und Frankreich bezogenen Rohstoff, das feine Geflechtstroh, im Lande selbst zu erzeugen. Wie die badische Regierung bei der Uhrmacherei Anfangs der 50ger Jahre unterstützend, fördernd eingriff, so schenkte sie auch der Strohmanufaktur des Schwarzwaldes, deren Emporkommen zwei Hindernisse — mangelnde Kenntniß der Zubereitung schönen Geflechtstrohes und geübte Hände für feine Flechtwaaren — entgegenstanden, ihre Aufmerksamkeit. Durch Vermittlung der Uhrmacherschule in Furtwangen wurden Anleitungen zu Bereitung von gutem Geflechtstroh verbreitet, Prämien ausgesetzt, unter Leitung einer vortrefflichen Lehrerin ebendort eine Geflechtschule gegründet, aus der sich bald geübte Arbeiterinnen über die Gegend verbreiteten, die wiederum an manchen Orten des Schwarzwaldes solche Schulen in's Leben riefen, ihnen als Lehrerinnen vorstanden und die feine Strohflechterei auch in arme Orte des Odenwaldes verpflanzten.

Aber nicht allein bei der Verarbeitung von Stroh wurde es belassen; die in St. Georgen, Unterkirnach, Furtwangen, Höchenschwand ꝛc. entstandenen größeren Geschäfte trugen der Moderichtung Rechnung, ließen Palmblätter kommen und verarbeiteten sie zu den feinsten Hüten. Den Anstoß zu dieser Industrie-Erweiterung gab die A. Weißer'sche Fabrik in St. Georgen, welche 1857 mit der Fabrikation von Palmhüten unter Beistand einer geübten französischen Arbeiterin begann, deren nächste Aufgabe war, tüchtige Kräfte heranzubilden. Wer es weiß, wie schwierig es ist, in ländlichen Kreisen einer neuen Idee Eingang zu verschaffen, eine Aenderung im Altherkömmlichen einzuführen, wundert sich gewiß, daß es diesem Fabrikanten in den drei Monaten, September bis November 1857, gelang, in sieben umliegenden Orten Flechtschulen für Verarbeitung von Palmblättern zu gründen, vermittelst deren er seinen Geschäftsbetrieb so zu heben im Stande war, daß ihm ein Jahr später schon gegen 300 gewandte Arbeiterinnen zu Gebot standen, durch die er den Markt schon mit 22,000 Palmhüten versehen konnte.

Das Flechten des Strohes und der aus den dünnen und weichen Theilen der Fächerpalme vermittelst Schneidmaschinen gewonnenen Streifen geschieht in den Wohnungen der Flechterinnen, wo sich die einzelnen Glieder der Familie in die ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessenen Geschäfte theilen und die gebrechliche alte Mutter wie Kinder von 6 bis 8 Jahren schon einen annehmbaren Verdienst sich ververschaffen; die Zubereitung des Strohes aber und die Ausarbeitung der eingesammelten rohen Hüte findet in den Fabriken statt.

Die Abfälle der Palmblätter weiß man seit neuerer Zeit zu sehr brauchbaren Bürsten und Kartätschen zu verarbeiten, womit sich nebenbei einige Strohhutfabriken befassen. Mit der Anfertigung von Strohhüten aller Art, vom ordinären des Landmanns bis zum feinsten Florentiner- und Panamahut, mit dem der eitlere Städter sein Haupt bedeckt, von Strohbändern, Strohtaschen, Strohborden und Blonden und sonstigen Geflechtwaaren sind nun Tausende von Händen im Schwarzwald beschäftigt, die immer größere Nachfrage zu befriedigen. Die freundlichen und an Arbeitsamkeit gewöhnten Töchter des Waldes wissen jede Minute zu verwerthen, und man sieht sie häufig das Vieh auf die Weideplätze führen und bewachen, nebenbei aber — während die Peitsche oder Gerte, das Zeichen ihrer Gewalt über die Vierfüßler, von einem Arme festgehalten wird — den andern Arm mit Flechtstroh behängt und beide Hände emsig um Weiterbildung eines angefangenen Strohhuts beschäftigt.

Wie die Uhrmacherei, hat sich auch die Strohflechterei im württembergischen Antheile des Schwarzwalds, besonders in Folge der Nothjahre 1847 bis 1851, Bahn gebrochen. Im Jahre 1835 beschäftigten sich daselbst nur 18 Personen mit diesem Erwerbe, jetzt aber schlägt man die Strohflechter auf württembergischer Seite des Gebirges auf 2000 an. Das große, im Schiltachthale, im tiefen Schwarzwald äußerst anmuthig gelegene Pfarrdorf Schramberg, wo die Verarbeitung von Stroh früher als bloße Armenbeschäftigung vom Staat gefördert wurde, hat sich hier zum Hauptsitz der Strohmanufaktur erhoben; in ihm sind drei große Strohgeschäfte, welche auch Palmblätter verarbeiten und über 1400 Personen beschäftigen.

Noch für manche von der Natur stiefmütterlich ausgestattete Gegenden Deutschlands ist die Strohflechterei des Schwarzwaldes ein Gegenstand der Nachahmung geworden; meist mit Unterstützung der Regierungen oder durch die Bemühungen von gemeinnützigen Vereinen hat sich dieselbe in Waldgegenden ansäßig gemacht. So bemüht man sich, diese Industrie in der Gegend von Jena einzubürgern; auch im Gefängniß zu Breslau hat man den Versuch gemacht, die

weiblichen Gefangenen mit Stroharbeiten zu beschäftigen, und wird weiter beabsichtigt, damit auch im schlesischen Gebirge Versuche zu machen, um den Nothstand dieser Provinz einigermaßen zu lindern.

Insbesondere für arme Gebirgsgegenden erscheint dieser Erwerbszweig höchst vortheilhaft, denn da die Kultur des Flechtstrohes unergiebiges Land voraussetzt und das Produkt gut bezahlt wird, so kann selbst der arme Gebirgsbewohner, namentlich wenn er sich auf's Flechten versteht, aus seinem Stückchen Land einen hohen Gewinn erzielen, der ihn für die entgangene Fruchternte reichlich schadlos hält und ihn leicht den Unterschied vergessen läßt, den die Natur mit ihren Spenden zwischen den fetten Fruchtfeldern des Thallandes mit ihren üppigen, körnerreichen Aehren und dem mageren Sandboden des Gebirges aufgestellt hat.

Noch einige Worte über die Produktion des Flechtstrohes, das eine ganz besondere Aufmerksamkeit verlangt. Die Pflanzung desselben ist eine Art Waizenbau, indessen von der gewöhnlichen Anpflanzung des Waizens total verschieden, weil man hier nicht Körner, sondern nur zarte, feine, egale, möglichst weiße Halme erzielen will. Zum Anbau wird ein magerer, möglichst warmer und leichter, am besten Sandboden gewählt, welcher nicht viel mehr Kraft hat, als nöthig ist, um das aufsprießende Saatkorn in's Schossen zu bringen. Solch' ungedüngt bleibender Boden wird etwa sechsmal, aber noch dichter als gewöhnlich eingesäet. Ist das Gewächs so weit voran, daß die spärlichen Körner in der Milchreife stehen und die Halme zu bleichen beginnen, so schneidet man letztere bei günstiger Witterung ab, trocknet sie flach auseinandergelegt an der Sonne, bringt sie in Bündel und unter Obdach.

Nun beginnt erst das Bereiten des Flechtstrohes; es wird nämlich der einzige zum Flechten taugliche Theil, das letzte Glied des Halms (vom obersten Knoten bis zur Aehre) abgebrochen, die einzelnen Stücke nach Stärke genau in 5 bis 10 Feinheitsgrade sortirt und das Bleichgeschäft, wie bei der Leinwandbleiche, begonnen, wobei jedoch mit Sorgfalt darauf zu sehen ist, daß Regen und Thau nicht als Bleichgehülfen sich einmengen, da sonst statt dem erwarteten Weiß ein fleckiges Grau auf dem Halme erscheint.

Unsere Schwarzwälderfreunde haben in den letzten Jahren viel Sorgfalt auf Gewinnung eines den gesteigerten Anforderungen genügenden Flechtstrohes verwendet, und es ist ihrem unablässigen Bemühen endlich auch gelungen, die französische Waare in Beziehung auf Feinheit und Glanz vollkommen zu erreichen, dieselbe sogar durch das blendende Weiß des badischen Strohs in Schatten zu stellen.

IV.

Die Holzwaaren.

Wie schon in dem Aufsatz über die Uhrmacherei des Schwarzwaldes angeführt wurde, beschäftigten sich die Bewohner dieser dunklen Waldgegend schon von Alters her neben ihrem Hauptberuf, der Forst- und Landwirthschaft, mit Anfertigung von allerlei Haushaltungsgegenständen, wozu sie die Muße, der Holzreichthum und vielleicht noch mehr das Bedürfniß geführt haben mögen, denn der Schwarzwald, namentlich jene Lagen, wo die Hausindustrie so kräftig blüht, waren in früheren Zeiten dem reisenden Krämer, der so uneigennützig das Landvolk mit Bedarfsartikeln aller Art versieht, nicht so zugänglich wie jetzt, wo, wenn nicht der über alles civilisirte Land sich verbreitende Handelsverkehr, so doch das große Volk der Touristen gebieterisch gute Wege über felsige Höhen und in die tiefsten Schluchten fordert.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1490 gestatteten die Stiftsherren zu St. Blasien schon den Bewohnern von Mengenschwand: „Holz zu hauen auf ihren Gütern zu Schüsseln, es seien Ahorn oder anderes", wogegen sie sich für das Stift eine jährliche Leistung von „ein Vierling gemeiner Hofschüsseln" ausbedungen. Im Laufe der Zeit ist aus dieser einfachen Holzwaarenmacherei auf dem Schwarzwald etwas recht Ansehnliches geworden, wozu namentlich auch die Unterstützung, welche die mehrerwähnte Uhrmacherschule in Furtwangen diesem Industriezweige angedeihen ließ, wesentlich beitrug.

Die Beschäftigung in Holzwaaren, welche vornehmlich in Bernau, Mengenschwand, St. Blasien und Todtnau ihren Sitz hat und in diesen Orten gegen 2000 Personen in Anspruch nimmt, scheidet sich ab in die Kübler, welche die Mehrzahl bilden und ihre Thätigkeit der Herstellung von tannenen Kübeln aller Größen (Oergele, Gelten, Bottiche, Brenten, Schapfen, Stoßkübel, Waschstanden ꝛc.) widmen; die Schnefler fertigen aus Tannen-, Ahorn- und Buchenholz Schachteln jeder Größe und Form, Zargen zu Sieben, Hohlmaße, Salz- und Pfefferladen, Kochlöffel, Mausfallen, Rüben- und Gurkenhobel, Blasbälge und sonstige Küchen- und Hausgeräthe.

Geringer an Zahl sind die Drechsler; welche die Lieferung von hölzernen Schüsseln, Tellern, Kuchenbrettern, Walzhölzern, Spunden, Zapfen, Faßhahnen, Spinnrädern, Salz- und Pfefferbüchsen sich zur Aufgabe gemacht haben.

Das zur Bearbeitung bestimmte Holz wird in der Regel gespalten oder mit großen Hobeln gezogen und muß für die meisten daraus zu fertigenden Artikel gut spaltbar (zahm) sein.

Ein Theil der Holzwaarenmacher hausirt in der Nähe und Ferne mit der Frucht seines Fleißes, findet jedoch dabei selten den gehofften Nutzen, denn die Zehrung auf der Reise kostet oft mehr, als die Waare Werth hat; diejenigen unter ihnen — und ihrer ist die Mehrzahl — arbeiten jedenfalls mit größerem Vortheil, welche, wenngleich zu niederen Preisen, an Kaufleuten feste Abnehmer haben. In die Schweiz fanden diese Artikel früher bedeutenden Absatz, seitdem aber ein Zoll von zwei Franken auf den Centner gelegt ist, ist die Ausfuhr dahin beschränkt. Auch Frankreich bereitet diesen Holzwaaren durch den verhältnißmäßig hohen Zoll, welchen es darauf fordert, einige Verlegenheiten; doch der erfahrene Schachtel- oder Salzfaßhändler weiß dem französischen Zolltarif auf seiner schwachen Seite beizukommen; er bringt nämlich seine Produkte, soweit es geht, in zerlegtem Zustande hinüber in's Nachbarland, zahlt dafür einen viel geringern Zoll und setzt darauf dieselben drüben auf französischem Boden, vielleicht gar vor dem Zollgebäude unter den Augen der gestrengen Herren Zollbeamten, zusammen und in verkaufsfähigen Zustand.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ist auch die Bürstenfabrikation in die Reihe der häuslichen Beschäftigungen der Schwarzwälder aufgenommen worden.

Ein Ziegenfellhändler, Leodegar Thoma in Todtnau, fertigte zuerst von 1750—1770 ordinäre Bürsten, die er in Freiburg verkaufte und dadurch wohlhabend wurde. Lange Zeit war er der Einzige seines Fachs, denn erst zu Anfang dieses Jahrhunderts begann ein anderer Todtnauer, Johann Grether, feinere Waaren zu fabriziren. Das Geschäft des Bürsten- und Kehrwischmachens fand rasch Anklang und Einklang bei unsern fleißigen Wäldlern, denn nach Verfluß eines halben Jahrhunderts, 1853, zählte man in Todtnau und den umliegenden, zum Bezirk Schönau gehörigen Orten Brandenberg, Fahl, Aftersteg, Muggenbrunn, Geschwand, Schlechtnau ꝛc. 600 Bürstenmacher, die das Geschäft als freie häusliche Industrie, mit Zuhülfenahme aller in der Familie vorhandenen Kräfte, betrieben. Einige derselben führten fabrikmäßigen Betrieb ein, und jetzt mag die Zahl derer, die sich mit der eigentlichen Bürstenmacherei, d. h. dem Einziehen der Borsten in die fertigen Hölzer befassen, 1000 betragen.

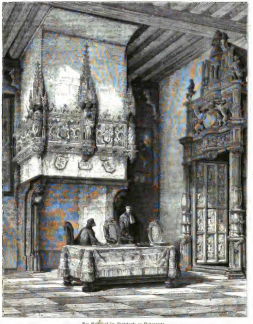
Eine Hülfsbeschäftigung ist die sogenannte Hölzlemacherei, die Verfertigung und das Bohren der nöthigen Hölzer zu den Bürsten, die wiederum gegen 600 Personen in den genannten und einigen andern Orten Verdienst gewährt.

Auch hier wollte es zu Anfang der Fünfzigerjahre nicht mehr recht vorwärts gehen; Einer hatte den Andern im

Stirb beobachteten. Es hob bis Schenfer Hochzeit, wurde bewundert, bis Hoch, bis bei über bis Schenfer, Hochzeit, Schenfer und Hochzeitsmahl bis Hochzeit erhielt, wurden bis sagt erwachen, sich eine Hochzeit, bis Zeit. Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit, Hochzeit. Bis Hochzeit bei Hochzeitsfeier in Zeit- wenigen wurde man in Zeitung ein Hochzeitsgast mit- Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier empfing, in Hochzeit, bei Zeitschrift von Hochzeit, von Hochzeitsfeier und Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier, Hochzeitsmahl, Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier, und Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier, Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier, Hochzeitsmahl Hochzeitsfeier,

Das Rathhaus zu Grabenwerthe

Von
Ulrich Hahn.



Der Rathhaal im Rathhause zu Grabenwerth.

Der gelehrte, biedere und würdige Bürgermeister von Grabenwerth hat in seiner Stadt so viel vorgetragen, wie in seinen öffentlichen Reden, und hier verwendet er seinen Scharfsinn und Redekünsten. Gelehrte und Bürger sind unter

allen Ländern damit am reichsten ausgestattet: selbst kleine Orte haben darin ganz köstliche Juwelen aufzuweisen. Die Eisenbahn, welche von Gent nach Kortryk führt, zweigt sich bei der Station la Pinte nach dem vier Stunden südlich an der Schelde gelegenen Oudenaerde ab, das allein schon wegen seines kleinen, 1529 im zierlichsten gothischen Styl erbauten und kürzlich renovirten Rathhauses einen Besuch verdient. Oudenaerde ist der Geburtsort Margarethens von Parma, der Statthalterin der Niederlande, welche unsere Leser zum mindesten aus Goethe's Egmont kennen. Unter den Mauern von Oudenaerde besiegten am 11. Juli 1708 die Verbündeten unter Marlborough und dem Prinzen Eugen von Savoyen die Franzosen in einer entscheidenden Schlacht. Der Baumeister des Rathhauses hat seinen Zweck, die schönsten Theile der Rathhäuser von Löwen und Brüssel zu vereinigen, erreicht. Den Rathssaal schmücken zwei Kunstwerke, ein Kamin und eine Thüre, welche von dem vlämischen Bildhauer Paul van der Schelden herrühren. Das Kamin aus Sandstein von Avesne gehauen, ist ein köstliches Stück des Spitzbogenstyls. In den drei Nischen stehen die Jungfrau, die Gerechtigkeit und die Hoffnung; sie sind mit Geschmack modellirt, sie haben sich schon ganz von der Härte und den gebrochenen Linien befreit, in welchen die Maler jener Zeit noch befangen waren. Man fühlt einen freieren Meißel heraus, der dem Stein die ganze Anmuth der Gestalten entlockt. Der Künstler hat entschieden Italien auf sich wirken lassen. Um die Figuren mehr hervortreten zu lassen, hat er die übrigen Ornamente etwas vernachlässigt. Das Portal ist ein Kunstwerk der Holzbildnerei und 1530 im Renaissancestyl von demselben Künstler ausgeführt. Es erinnert an die berühmten Thüren des Baptisteriums in Florenz. Die Figuren sind mit größter Feinheit und Eleganz behandelt und die Arabesken zeugen von einer ungemein reichen Phantasie.

Die zweite Heirath.

Erzählung

von

Heinrich Koenig.

Man spricht wohl von der Wechselliebe zweier Verbundenen: weiß man aber auch, ob die Liebe auf beiden Seiten gleich innig und dauernd sei? Gibt es eine Wage, in deren beiden Schalen man das Lieben und Geliebtwerden, die beiden Hälften der Wechselliebe, gegen einander halten könnte? Oft dürften zwei Liebesbündnisse, versteht sich nach einander, erforderlich sein, damit ein Liebender die beiden Bestandtheile der Bundesliebe kennen und prüfen könnte.

So sollte es dem Freiherrn Xaver — halb wider Willen begegnen. Er lebte im neunten Monate des Verlustes seiner geliebten Gemahlin. Sein Schmerz war sanfter geworden, aber nicht weniger aufrichtig, als in jener unglücklichen Stunde, da der verzweifelnde Mann, am dritten Tage nach der ersten Niederkunft seiner theuern Julie, sich über ihre Leiche warf, und ihr nachzusterben jammerte. Noch immer sah er nur auf Augenblicke das bald neun Monate alte Töchterchen, das ihn viel zu lebhaft an die verlorene Mutter erinnerte. Nur Freitags von elf bis zwölf Uhr mußte es die Amme eine volle Stunde auf seinem Zimmer halten. Es war Tag und Stunde seines unvergeßlichen Verlustes, den er für immer durch wehmüthige Betrachtungen zu erneuern und zu ehren entschlossen war.

Xaver lebte mit seiner verwittweten Schwiegermutter, einer Frau von Welt, die allem Uebertriebenen abhold, auch das maßlose Leid und die unaufhörlichen Klagen ihres Schwiegersohnes, obgleich sie ihrer eigenen Tochter galten, im Stillen nicht billigte. Sie hatte diese einzige Tochter sehr geliebt; allein sie hatte auch früh im Leben gelernt, sich in's Unvermeidliche mit Anstand zu finden, und hing selbst noch zu sehr an der Außenwelt, um sich so ausschließend der Innerlichkeit leidvoller Erinnerung hinzugeben. Dabei sah sie mit ihrem guten Weltblicke voraus, daß der Tag doch nicht ausbleiben dürfte, an welchem Xaver, jung und kräftig, sich auf seine Wiederverheirathung besinnen werde; sei es auch nur aus Familienstolz, um der schönen Besitzungen willen, denen er doch einen Sohn zum Erben wünschen mußte. Sie erwartete einen solchen Schritt um so unbezweifelter, als sie ihn nur billigen konnte, und als ihr eigenes Interesse dabei im Spiele war. Sie besaß nämlich nur ein mäßiges Einkommen, fand sich aber in den weiten Verhältnissen des Schwiegersohnes so behaglich, daß sie auch fortan darin zu bleiben wünschen mochte. Indem sie nun voraus berechnete, daß ein so heftiges Leid, wie Xaver's, sich auch desto rascher erschöpfen müßte, kam ihr zuerst die Besorgniß, ob die Wahl einer zweiten Frau unter allen Umständen auch so ausfallen dürfte, daß ihre eigenen Wünsche und Gewohnheiten dabei nicht zu kurz kämen. Sie überlegte die Sache hin und her, und fand sehr bald heraus, daß es wohl am gerathensten sei, wenn sie selbst eine solche Wahl zu lenken suchte. Ihre weibliche Klugheit sagte ihr zugleich, daß dieser Versuch am ehesten während der Leidmüthigkeit des Schwiegersohnes gelingen dürfte, ehe sein ganz freigewordenes Herz einem eigenen, von fremdem Rath und Urtheil unabhängigeren Zuge folgte. Sie täuschte sich nicht über das Bedenkliche dieser Aufgabe, indem sie das Wohl und Glück Xaver's dabei nicht aus dem Auge setzte, schon darum, weil ihre eigene Ruhe und Zufriedenheit daran geknüpft war. Glücklicherweise fehlte es ihr nicht an hinlänglichem Selbstvertrauen.

Doch erst gegen den Schluß des Trauerjahres versuchte es die Baronin, mit dem Schwiegersohne von der Zukunft ihrer Enkelin, von der mütterlichen Pflege und Erziehung zu reden, die dem armen, heranwachsenden Ding fehlen werde. Wie gern ging Xaver auf das Gespräch ein! Er nahm es als einen Anlaß, die Erinnerung an seine unvergeßliche Julie daran zu knüpfen, — wie herrlich sie in der Gesellschaft sich bewegt und mit ihren Gaben alle Welt bezaubert habe, was sein erstgebornes Töchterchen unter der Leitung einer solchen Mutter würde geworden sein, und dergleichen mehr.

Nach und nach rückte die Baronin mehr heraus, besonders als Xaver von einer langverschobenen Geschäftsreise zurückgekehrt war. Sie sprach von der Pflicht für das munter gedeihende Kind und für sein eigenes Herz zu sorgen, — für dieses, ehe es sich eines zärtlichen, liebevollen Umgangs entwöhne, für jenes, so lang es noch unmündig, mit einer Stiefmutter inniger verwachsen könne.

Xaver wies, anfänglich verletzt, später mit trockenen Worten all' dergleichen Vorstellungen ab. Seltsam genug tauchte jedoch dieser Gegenstand nach und nach in all' den Kreisen auf, denen der Baron, aus alter Verbindung her, sich nicht ganz entziehen konnte. Freunde, Bekannte, Frauen brachten das Kapitel, oft vom nächsten Zaun gebrochen, immer wieder vor. Manche witzige oder drollige Bemerkung gewann dem kalten Wittwer einen Schimmer von Lächeln ab; manche Alltagsbemerkung verdroß ihn auch wieder, besonders wenn sie von einer Mutter unverheiratheter Töchter kam. Denn er fing bereits an, auch hinter der ehrlichsten Mahnung ein verstecktes Absehen auf die gute Partie zu argwohnen, für die er sich, bei seiner vortheilhaften Stellung und im Besitz so guten Ansehens und Besitzthums, gar wohl halten durfte. Er wurde scheuer und mißtrauischer. Daß er nicht bemerkte, wer eigentlich diese Angriffe betrieb, war ein Beweis seines noch zerstreuten Gemüths und ein Glück für die Absicht der Schwiegermutter. Denn diese war es selbst, und setzte bei ihrer Taktik das ganze Vertrauen des Schwiegersohns auf's Spiel. Aber sie war auch zu sehr an lebhafte Geselligkeit gewöhnt, um nicht in der stillen Einsamkeit des Schwiegersohns sich mit jedem Tag unbehaglicher zu fühlen. Dabei

berechnete die kluge Frau, daß auch der tiefste Schmerz, bei dem gediegensten Willen des Mannes, doch nicht allen Einwirkungen der Gesellschaft für immer gewachsen bleibe. Sie erinnerte sich eines Ausspruches ihres seligen Mannes, der ein großer Diplomat seines kleinen Fürsten war und mit Selbstgefälligkeit behauptet hatte, es sei ihm in Geschäften mit seinem Einfluß weit weniger, als durch Eintröpfeln gelungen. Und sollte sie nun die zweite Wahl des Barons fremden Absichten oder dem Zufall überlassen und so die Bürgschaft ihrer eigenen Zukunft aus der Hand geben? Und sie hatte sich nicht verrechnet. Die wiederholten Angriffe reizten den Freiherrn zur Ungeduld. — „Nun denn, in Gottes Namen!“ rief er eines Abends in vertrautem Kreise, im welchem die Amme sein munteres Kind vorgezeigt hatte. „Werbt dem lieben Engel eine liebevolle Mutter! Freit mir ein Wesen, ihr Peiniger, das gern Baronin von Bieglep heißen will!“

Xaver erwartete dabei, mit einiger Schadenfreude, einen Vorschlag, hinter dem er einen versteckten Familienplan recht auffallend hervorziehen und desto entschiedener ein- für allemal abweisen könnte. „Wir für Sie freien?“ nahm die Baronin lächelnd das Wort. „Das ist keine Kleinigkeit, lieber Sohn. Nun, zerren Sie nur nicht so an meinem Arbeitsbeutel! Glauben Sie vielleicht ich führe schon Eine bei mir in der Tasche, und Sie dürften sie nur heraus nehmen und an den Arm hängen, wie ich die Tasche? Das geht nicht so, Liebster! Wie viel Zeit haben Sie nicht gebraucht, sich zum Rechten zu entschließen: nun bedenken Sie, bis wir die Rechte herausfinden! Wir sollen auf die Suche ausgehen für Ihr Herz, ohne daß wir doch mit Ihrem Herzen gehen können. Indeß, wir kennen Sie nur wenig, und lieben Sie noch mehr. Der Himmel wird uns erleuchten. Wenigstens will ich das Meinige thun, um Ihnen zu rathen.“

Nicht ohne einige Gereiztheit in seinem etwas heftigen Ton versetzte Xaver: „Damit Sie aber nicht zu sehr im Ungewissen tasten, theure Mutter, so lassen Sie mich Ihnen ein kleines Signalement mitgeben. Ich kann Ihnen wenigstens sagen, wie sie nicht sein soll, die Sie — wie soll ich's nennen? — nun ja, zur Frau erwählen oder aussuchen. Und da von Wohlgefallen und Neigung keine Rede sein kann, so wissen Sie, — nicht schön darf sie sein! Ich will kein Lärvchen nach meiner herrlichen Julie. Es würde mich anwidern. Ferner darf sie nicht vermögend sein; damit sie wenigstens eine Prätension weniger mitbringe, — die empörendste, die man an die Liebe und Hingebung eines Mannes machen kann. Auch darf sie um Gotteswillen nicht für geistreich gelten wollen; denn meine Julie war es in hohem Grade, und alles Gemachte und Gezierte würde mir unausstehlich sein. Nicht einmal singen will ich Diejenige hören, die sich an den vereinsamten Flügel meiner Julie setzen dürfte. Darnach richtet euch, ihr Eheprokuratoren, und laßt es euch nicht zu sauer werden. Nehmen Sie's ja leicht! beste Mutter! Nur recht leicht!“

Man hatte den Baron noch nie so hart und heftig gesehen, und eine kleine Verlegenheit folgte auf seine Erklärung, indem ein Jeder sich im Stillen besann, wie viel er dazu beigetragen, den Baron in solche Ungeduld zu versetzen. Freilich mag es für einen edelgesinnten Mann peinigend genug sein, einem noch ungekannten weiblichen Wesen die kostbaren Rechte zu bestimmen, die einst einer auserwählten und eben noch unverschmerzten Gattin eingeräumt waren; der Liebe nicht einmal zu gedenken, die ohnehin nicht als Dienerin hinter fremder Wahl hergehen kann, und für welche Xaver noch nicht einmal Raum in seinem Herzen hatte.

Nur die Baronin ließ sich von der barschen Aeußerung des Schwiegersohnes nicht anfechten, vielleicht weil sie froh war, um ihr so wichtiges Anliegen nun in der Hand zu haben, oder weil sie auch die Lage und Verhältnisse, über die Xaver selber etwas unklar war, anders beurtheilte.

Julie nämlich, die als einzig Gepriesene, hatte in der Gesellschaft für Das gegolten, was man eine auffallende Schönheit nennt, — von den angesehensten und wirklich ausgezeichneten Männern umworben. Xaver, selbst ein hübscher Mann in den bequemsten Lebensverhältnissen, hatte zuletzt alle Bewerber, die Juliens Wahl erschwert hatten, überholt und die schöne Hand erreicht. Juliens Herz war eines jener weniger tiefen und leidenschaftlichen Herzen, die bei der Wahl für das Leben auch die Vortheile des Lebens nicht unerwogen lassen. In diesem Betracht hatte Xaver vor seinen Nebenbuhlern manches Günstige voraus. Und wie entzückte ihn ihr Jawort! Er empfand mit Stolz, was er an Julien errungen hatte, — die schönste Frau von Gesicht und Gestalt mit der reinsten Soprankehle einer Dilettantin, die anmuthigste Tänzerin. Was er höchst geistreich an ihr fand, waren jene kleinen, abspringenden Launen eines verwöhnten Kindes, jene seltsamen Einfälle, drolligen Vergleiche und lächelnden Wunderlichkeiten, die man an schönen Mädchen eben so unwiderstehlich findet, als sie hernach an der Frau nicht selten unausstehlich werden. Zum Glück für seine Ehe war Xaver eine lebendige, zum Leisten mehr als zum Empfangen getriebene Natur, froh für andere sich zu bethätigen und in den Mitteln dazu nicht beschränkt. Die Einfälle und Gelüste seiner Julie setzten ihn nicht in Verlegenheit; es machte ihn glücklich, ihre Wünsche rasch zu befriedigen, ihren Träumen zuvorzukommen, ihre ruhende Laune mit etwas Neuem zu überraschen. Er war ein Forscher für ihre Freuden, ein Künstler in allen Artigkeiten, die ihren Launen einen neuen Firniß gaben, ein Poet in Erfindung ländlicher Feste, lustiger Fahrten, ein Zauberer für all' die Seltenheiten, die nur aus der Ferne zu beschwören, aus der Fremde zu erreichen waren. Sie bewohnten für gewöhnlich das reizende Landgut, das er auch jetzt nicht verlassen mochte, ein Stündchen von der Stadt, am Hang des Gebirges gelegen. Wälder und ein See grenzten an den Park, adelige Landsitze lagen nachbarlich. Bei mannigfachem Verkehr behielt man just so viel Einsamkeit übrig, als man zur Einfassung so bunt blühender Lustbarkeiten in immergrüne Ruhe verbrauchen mochte. Und — was bei all' dieser Gunst doch mit in Anschlag zu bringen ist, — diese Herrlichkeit des ehelichen Lebens, dieß reizende Paradies der Liebe hatte nur in den ersten Monat gedauert. Ein Paar, wie Julie und Xaver, so reich an Einfällen und an Aufmerksamkeiten kann aber gar wohl ein Honigjährchen brauchen, wo Andere nach Honigwochen vom trockenen Brode des Werktages leben. Und ehe noch solch' ein Taumel des Liebesglückes erschöpft war und in seiner Ermüdung leichter verstimmt werden konnte, ward dem Baron die geliebte Gattin am dritten Tag ihres Wochenbettes plötzlich entrissen. Wie mit einem Schlage war ihm der Gegenstand jener zarten Aufmerksamkeit entzogen, die eben noch von der Geliebten während ihres reizbaren Hoffnungsstandes so vielfach war in Anspruch genommen worden. Ihm fehlte mit einem Mal jeder Reiz zum Nachdenken für den folgenden leeren Tag, jeder Anlaß zu Besorgungen, jede Aufgabe zum Schaffen. Die Quellen des lebenvollsten Daseins waren versiegt, und selbst das neugeborne Töchterchen schien nur der Mutter nachzuweinen, ohne daß es für den Stammbaum des Vaters eine Hoffnung mitgebracht hatte.

So stand es um Xaver's Herz. Er war der feurig Liebende gewesen, ohne je zu fragen, in welchem Grad er der Geliebte sei. Alles hatte ihn ja beglückt, sein eigenes Leisten und Juliens Freude daran, und in diesem kurzen Freudenbunde war auch nicht ein Augenblick gekommen, der von der Geliebten eine Entsagung, ein Opfer um Xaver's willen gefordert hätte. Kein Zweifel, kein Räthsel störte den trauernden Gatten, wenn er in einsamen Stunden seinem entschwundenen Liebesglücke nachhing.

Und dazu hatte er nun wieder gute Zeit und frische Stimmung. Wenigstens war er vor der Hand mit Heirathsvorschlägen nicht gequält: an der Schwiegermutter lag es ja, die Rechte aufzuspüren. — Wie leicht schien es nicht, eine

Unſchöne, eine Vermögen- und Geiſtloſe zu finden! Allein, wenn die Baronin das wahre Glück ihres Schwiegerſohns, das künftige Wohl ihrer Enkelin und ihren eigenen richtig berechneten Vortheil in Betracht zog, ſo erkannte ſie eine Aufgabe, die ihr jetzt erſt mit aller Schwere auf's Herz fiel, und manche ſchlafloſe Nacht bereitete. Sie ging in Gedanken den ganzen Kreis ihrer Bekanntſchaft durch und fand immer nur zu verwerfen. Denn es kam ihr nicht bloß auf die rechte Perſon an, ſondern auch der ganze Anhang der Sippſchaft kam bei ihr in Anſchlag. Sie machte Beſuch auf Beſuche, um neue Beobachtungen zu machen. Natürlich mußte ſie Gegenbeſuche annehmen, und ſie erhielt ſie bald und reichlich aus Stadt und Umgegend. Vor- und Nachmittags kamen Familienwagen und Lohnkutſcher nach dem bisher ſo ſtillen Landſitze. Man hätte vermuthen dürfen, der Entſchluß des Freiherrn Xaver ſei ruchbar geworden, wenn anzunehmen geweſen wäre, daß die mitkommenden Töchter oder Nichten wenigſtens die Bedingniſſe ſeines Entſchluſſes nicht gekannt hätten. Denn welches von dieſen Fräulein hätte ſich zu den Mängeln bekennen mögen, die Xaver bei ſeiner Zukünftigen vorausſetzte? Auch der Baronin Mutter war der ſo eifrige Zudrang anfangs ein Räthſel; der Schalk regte ſich ſchon in ihr, bis ihr klar wurde, daß dieſe lächelnden Dämchen ſich im Stillen überzeugt hielten, ein ſo gebildeter Mann, wie Xaver, würde von der Laune oder Verſtimmung eines ſo übeln Geſchmacks bald genug zurückkommen. Daß dieſe ahnenreichen und ahnungsloſen Fräulein dennoch eine nicht ganz klare Selbſtkenntniß mitbrachten, ließ ſich aus dem Unmuthe der Baronin errathen, wenn ſie, zuweilen erſt am ſpäten Abende, ſich erſchöpft in den Lehnſeſſel warf und ächzte: „Lieber Himmel, welche Kartenblätter von heirathbaren Frauenzimmern gibt mir die Geſellſchaft in die Hände! Welch' ein Spiel ſoll ich damit wagen? Eine Frau, die Trumpf, die Atout wäre, ſuche ich freilich nicht; aber mit ſolchen Blättern, wie ſie mir da zukommen, könnte man etwa nur das Spiel wagen, worin man gewinnt, wenn man eben gar keinen Stich macht, — Nulliſſimo!"

So empfand die Baronin nun auch praktiſch, was ſie Bedenkliches übernommen hatte. Was früher eine Sorge geweſen, war nun eine Pein geworden und ſteigerte ſich manchen Tag zu einer wahren Angſt. Aufgeben ihres Plans, Mißgriff der Wahl: ſie wußte nicht, was ſie wagen oder laſſen ſollte.

*

Die zahlreichen Beſuche konnten natürlich nicht ewig dauern, und die Baronin war auch froh, ſich endlich wieder in Ruhe zu finden. Hiermit ſtellte ſich auch ihre heitere Faſſung bald wieder ein; ja, eine ſchalkhafte Laune blieb nicht aus, wenn ſie der letzten Wochen gedachte. Sie zählte dann, in Ueberlegung ihrer Wahl, eine Litanei von ſüßen Mädchennamen an den Fingern ab, — Antonie, Hilda, Dorette, Ida, Thella, Alma, drei Thereſen, zwei Mathilden, ein halb Dutzend Bertha und Andere. — „Ach!" rief ſie ſchalkhaft lächelnd, „ihr lieblichen Wölkchen, Lämmerwölkchen von Mädchennamen! Welch' ein Ehehimmel ruht auf euern Roſaflörchen, Atlaßſchleifchen und Goldlitzchen! Doch für Abendwölkchen erlaube ich mir die älteſten von euch nicht zu nehmen, und Morgenwölkchen — bedeuten übles Wetter."

Wie ſchreckhaft aber die Baronin, von ihren Wahlwehen her, auch noch bei heiterſter Laune war, erfuhr ſie eines Vormittags, als ſie einen leichten Wagen in den Hof rollen hörte. Sie erſchrak über dieſe, wie ſie glaubte, verſpätete Nachlieferung zu den Heirathsproben ſo ſehr, daß ſie wegen Annahme oder Abweiſung keinen Entſchluß faſſen konnte, bis unangemeldet eine junge Dame hereinſchwebte und ihr in die Arme flog.

„Karoline? Gott im Himmel!" rief die Baronin. „Wie kommen Sie nur ... Fallen Sie vom Himmel! O meine Lilly!" — Dieſen Gruß froher Ueberraſchung erwiederte die Angekommene mit ausbrechenden Thränen. „Ach, theure Mutter!" ſeufzte ſie, „unſere gute Julie ...!" — Die leidvolle Erinnerung forderte und erhielt ihr Thränenopfer.

Karoline von Barnow war Juliens innigſte Freundin geweſen, beide von gleichem Alter und in derſelben Penſion erzogen. Sie hatte zuletzt faſt gänzlich im Hauſe der Baronin gelebt, von dieſer wie eine zweite Tochter behandelt, die es vergeſſen ſollte, daß ſie eine Waiſe war. Wie aber Julie ſich mit Xaver verlobte, nahm Karoline die Stelle einer Geſellſchafterin bei einer alten Gräfin an, die nach Italien reiste, um einen Sommer in Neapel, einen Winter in Nizza zu verleben. Ueber dieſen Entſchluß ihrer Pflegetochter und über die etwas ungeſtüme Weiſe, wie Karoline ihn ausführte, hegte die Baronin ihre eigenen Gedanken, mit denen ſie jedoch ihre glückliche Tochter nicht hatte beunruhigen mögen. Nun, auf der Heimkehr aus Italien und der Schweiz nach ihren Gütern in Schleſien, verweilte die Gräfin, Karoline zu lieb, einige Tage in der Stadt, und das Fräulein wollte dieſe Zeit bei ihrer mütterlichen Freundin auf dem Landſitze, in Erinnerung an ihren beiderſeitigen Verluſt, zubringen.

Dieſe Erinnerung an die Vergangenheit und ſo manche Mittheilungen aus ihren letztjährigen Erlebniſſen wurden ſo lebhaft, daß die Baronin ihrer jetzigen heimlichen Angelegenheit gänzlich vergaß. Als ſie in dieſer Unbefangenheit ihrem Schwiegerſohn den Beſuch der jungen Freundin ankündigte, blitzte eine Zufriedenheit über ſein Geſicht. „Ach, wie ſchön!" rief er aus. „Das iſt mir ſehr lieb. Außer uns Beiden hat Niemand Julien ſo innig gekannt und geliebt, wie Karoline. Ja, es wird mir wohl thun, ſie zu ſehen, mit ihr zu plaudern. Sieht ſie noch ſo kränklich aus, die Gute, wie bei ihrer Abreiſe?"

Jetzt erſt fiel die Baronin auf den Gedanken, ob ihr der Himmel nicht an Karolinen eine beſſere Glückskarte in die Hand geſpielt, als die Geſellſchaft ihr an den vielen Fräuleins zugetheilt habe. Das Herz ſchlug ihr heftig, als ſie antwortete: „Kränklich? Nein, lieber Xaver! Karoline ſieht blühender, kräftiger aus als je. Italien und die Schweiz haben ihr offenbar ſehr gut gethan. Aber, — Sie wiſſen, Xaver, ſchön war ſie nicht." — „Schön? Ich weiß nicht," erwiederte er. „Allerdings, neben Julien verlor ſie ſehr. Sah man ſie aber allein, ſo hatte ſie doch etwas ſehr Anziehendes, etwas — wie ſoll ich's nennen — Seelenvolles im Ausdruck. Ja. Und ihr Auge war ſogar ſchön zu nennen, in Form und Farbe." — „Seelenvoll, ja, lieber Xaver, da haben Sie das rechte Wort. Seelenvoll war auch ihre Unterhaltung; denn geiſtreich iſt doch Lilly eigentlich nicht." — „Wenigſtens nicht in Juliens Weiſe, liebe Mutter. Neben Julien blieb ſie meiſtens auch ſehr ſchweigſam, wenn Sie ſich erinnern. Ja, ſie konnte zuweilen, gerade bei Juliens brillanteſten Einfällen und Gedankenſprüngen etwas Unzufriedenes, Mißbilligendes in Blick und Mienen nicht verbergen. Es war bei ihr gewiß kein mädchenhafter Neid über Juliens Gabe, die Geſellſchaft zu entzücken, ſondern man ſah daraus nur Karolinens abweichenden Geſchmack. Sie war auch nie ſo heiter oder vielmehr munter wie Julie. Aber ein trauliches, warmes Geſpräch unter vier Augen konnte man mit Lilly wie mit Keiner führen."

(Fortſetzung folgt S. 550.)

Waldeinſamkeit.

Von

Dr. Weithmann.

Horch! was raſchelt und rauſcht dort mit Blitzesſchnelle durch's ſchwankende Dickicht? Das iſt ein Rudel flüchtiger Rehe. Jetzt plötzlich ſtehen ſie ſtille mit hoch emporgeſtreckten Köpfen und geſpitzten Ohren, und mit ihren großen ſchwar-

Digitized by Google

zen Augen ſpähen ſie umher, ob wohl nirgends ein tückiſcher Feind laure; und hinter ihnen ſteht der König des Waldes, der majeſtätiſche Hirſch, mit gedoppelter Sorgfalt die Sicherheit des Platzes prüfend. Fürchtet euch nicht, ihr ſchönen Thiere! Ich will in meinem Verſtecke ganz ruhig liegen bleiben, bis ihr an der rieſelnden Quelle und beim ſaftigen Waldgras euer Mahl vollendet habt.

Friede, Friede waltet in dem grenzenloſen Reiche der Schöpfung, welche die ewige Liebe in's Daſein gerufen; Friede, Liebe, Eintracht überall, wo das Ungeheuer der

Waldeinſamkeit. Nach einem Gemälde von Bodmer.

menſchlichen Selbſtſucht nicht umherſchleicht und auf Beute lauert. Wann wirſt du erſcheinen, goldene Zeit! wo der Tiger friedlich neben dem Lamme graſet? wo alle Lebensweisheit in den zwei Worten aufgegangen iſt: Gottesliebe, Menſchenliebe? — —

Was für klägliche Töne ſchlagen an mein erſchrockenes Ohr? Siehe, ein Falke hat ſich auf das Neſt wilder Tauben geſtürzt und erwürgt die Jungen, um die Beute ſeiner hungrigen Brut zu bringen, während das elterliche Taubenpaar mit ſeinen Wehellagen die Luft erfüllet. Alſo auch

hier Blutvergießen und Mord? auch hier Schmerzen und Jammer? — Ja, Herr! in den Wundern Deiner Schöpfung entrollst Du die Urkunde der ewigen Weisheit vor dem Auge des sinnenden Menschenkindes; aus Kampf und Tod willst Du Leben, aus der Verwesung die Auferstehung hervorgehen lassen!

Die zweite Heirath.

Erzählung von **Heinrich Koenig.**

(Fortsetzung.)

„War's nicht eben so mit ihrem Gesang, bester Xaver? Ihre Stimme war neben Juliens schwach, zart; da sie aber mehr zum Alt neigte, so konnte sie doch Julien begleiten; da es ja in der Natur dieser Stimme liegt, sich tiefer, untergeordnet zu halten." — „Charmant, Mutter! Wissen Sie, daß Sie da wieder eine recht wahre und tiefsinnige Bemerkung gemacht haben? Ueberhaupt kommen Sie mir so angeregt, so heiter vor. Ich freue mich recht darüber; denn in den letzten Tagen waren Sie auffallend zerstreut, fast möcht' ich sagen — niedergeschlagen." — Die Baronin lächelte schalkhaft, indem sie mit etwas bezüglichem Ton sagte: „Schade nur, daß Karoline so ganz vermögenslos ist." — „Warum denn schade, theuerste Mutter?" fiel Xaver lebhaft ein. „Ich werde Niemanden mehr seines Reichthums halber preisen. Mit all' meinem hübschen Einkommen — wie arm bin ich durch den Verlust des geliebten Herzens, dem ich damit ein kleines Paradies schaffen konnte! Wer weiß, ob Karoline bei einigem Vermögen diese liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit besäße, die so einnehmend an ihr sind."

Eben trat die Gerühmte, die sich auf ihrem Zimmer ein wenig eingerichtet hatte, herein. Xaver eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit Herzlichkeit. Sprechen aber konnten Beide nicht sogleich, erschüttert von dem erinnerungsvollen Augenblicke. Sie sahen einander stumm mit schmerzlichem Lächeln an. Natürlich war nur von Julien die Rede, und blieb es auch über Tische. Xaver kam immer wieder auf seine Klagen; Karoline erzählte aus der Zeit ihres Jugend- und Seelenlebens mit Julien. So wurden die Herzen nach und nach leichter und beruhigter. Karoline brachte es dann auch auf muntere Vorfälle aus der Pensionszeit und erzählte einen launigen Streich, den Julie einem pedantischen Lehrer gespielt hatte, und wie die Vorsteherin sehr unzufrieden damit gewesen war. Die Anekdote hatte etwas so Drolliges, daß Xaver laut lachen mußte. Es war das erste Mal seit seiner Trauer; allein er verzieh es sich, weil es dem Andenken an seine theure Julie galt. — So ging der Nachmittag im Parke, der Spätabend im Mondschein auf der Altane hin; so kehrte es am andern Morgen beim Kaffe in der Gartenlaube wieder. Als hierauf Karoline sich zum Ankleiden zurückgezogen hatte, weil man zusammen nach der Stadt fahren wollte, hielt die Baronin den Schwiegersohn mit den Worten zurück: „Was doch nicht ein rechter Mensch werth ist und vermag, lieber Sohn! Zum ersten Mal fühlen wir uns weniger verlassen. Was könnten wir zu einigem Ersatz für unsere theure Julie an dem Umgange mit dieser edlen Karoline, dieser liebevollen Seele haben! Wie werden wir's beklagen, wenn sie uns so bald wieder — vielleicht für immer verlassen muß! Sie würde sich freilich gern entschließen, von ihrer alten Gräfin zu uns überzugehen: indeß könnte sie doch dermal nur in einer Eigenschaft zu uns kommen, oder doch nur in einem Verhältniß für immer bleiben." — „Karoline?" fragte in verdrießlich gedehntem Tone Xaver, da er es errieth, worauf gezielt war. „Stören Sie doch meine innige Freude nicht, indem Sie die liebe Freundin zu denen zählen, die..." — „Und warum denn nicht, bester Xaver?" fiel sie ihm lebhaft in's Wort. „Hat Karoline nicht Alles, oder fehlt ihr nicht Alles, was Sie mir zur übertragenen Wahl bezeichnet haben? Aufrichtig gestanden, war ich bisher in Verzweiflung über die reiche Auswahl von weiblichen Geschöpfen, denen zu all' den gewünschten Mängeln das einzige Erforderniß fehlte, daß sie an ihre Mängel geglaubt hätten. Die Wahl that mir, was man wörtlich wahr sagen kann — weh. Da kommt nun, wie vom Himmel geschickt, unsere Karoline, ein Mädchen, mein Freund..." — „Ich verstehe Sie, liebe Mutter," wendete Xaver ein, „verstehen Sie nur auch mich! Ist denn nicht Karoline viel zu gut für das, was Sie wollen?" — „Zu gut — zu Ihrer Frau? Xaver, wollen Sie mich zum Lachen bringen? Gehen Sie nur mit solchen Ausflüchten!" — „Ei, will ich denn wieder lieben, beste Mutter?" rief der Baron ärgerlich. „Ich will ja bloß eine Frau, — weil Sie wollen, weil ihr Alle wollt, weil mein Haus, mein Kind und wer Alles eben eine Frau braucht. Karoline aber ist liebenswürdig, ist..." — „Liebenswürdig ist kein Artikel der Wahl, lieber Xaver, — das heißt der Ausschließung von der Wahl, nach Ihrem Signalement. — Liebenswürdig ist eine Beiläufigkeit. Aber ich frage Sie: Ist erstens Karoline schön?" — „Aber — sie ist von unbeschreiblicher Anmuth, graziös in jeder Bewegung, holdselig in jedem Blick und Lächeln. Ich möchte sagen, in jeder Miene öffnet sich ein Abgrund ihrer Seelenschönheit." — „Seelenschönheit! Davon war die Rede gar nicht. Ich nehme Schönheit als etwas Auswendiges, was darum auch die Frauen am Leichtesten auswendig lernen. Zweitens ist Karoline nicht geistreich." — „Aber seelenvoll, Mutter!" — „Zählt nicht mit, Xaver! Drittens hat sie kein Vermögen." — „Vermögen! Was heißt Vermögen? Das ist im Deutschen ein wunderliches Wort. Gewöhnlich nennt man Vermögen, was man besitzt an Geld und Gut, und ich nenne Ihnen hundert Menschen, die gar nichts Vernünftiges damit zu machen wissen, also nichts vermögen. Das lebendigste, wahrste Vermögen liegt eben in Dem, was man vermag."

Man hätte glauben können, der Baron gebe sich selbst schon verloren, da er durch solche Wortklemme zu entkommen suchte. Auch erwiederte die Schwiegermutter rasch und lebhaft: „Das ist Wortklauberei, mein Bester, damit entgehen Sie mir nicht! Ich halte mich an die Bedeutung, in der Sie mir Auftrag gegeben haben. Zudem ist Karoline ohne alle Ansprüche, vor denen Sie sich so fürchten." — „Das sagen Sie ja nicht, theure Mutter!" erklärte Xaver mit Wärme. „Wer mit so viel Seele, mit solchem Zauber Andern leistet, hat stumme, aber unwiderstehliche Ansprüche auf Wohlwollen, Liebe und Hingebung, wenigstens bei einem Manne von edler Gesinnung." — „Xaver, Xaver!" drohte die Baronin mit schalkhaftem Finger. „Wissen Sie, daß Sie Karolinen bereits lieben?" — „Machen Sie mich nicht verdrießlich!" versetzte er befangen, indem er sich dem Hause zuwendete. — „Lassen Sie sich ein Wort sagen, mein vernünftiger Sohn," sagte, seinen Arm ergreifend, die Mutter mit weichem Ernste. „Sie wollen sich wieder verheirathen; Sie sehen ein, daß es in Ihrer Lage das Beste ist. Wenn Sie mir dabei nun erklären, Sie wollten nicht wieder lieben, so nehme ich diese Empfindung, im Andenken an meine Tochter, mit Rührung auf. Allein, meine Sorge muß es nun sein, daß, wenn Sie je wieder einmal lieben möchten, Sie es können. So ziemt es einem edlen, freien Mann, daß er könne, wo er will. Uebrigens sorge ich für Ihre Absicht, nicht wieder zu lieben, am besten durch eine liebenswürdige Frau. Glauben Sie mir, mein Freund, Sie würden am ehesten wieder lieben mögen an der Seite einer Frau, die man eben nicht lieben könnte. Mit einer liebenswürdigen Person mögen Sie's halten, wie Sie wollen. Ja, mein Bester, sucht man auch die Liebe nicht auf, darf man ihr doch nicht aus dem Wege gehen: das ist unmännlich, darüber kein Wort mehr! Sondern lassen Sie sich rathen, und nehmen Sie Karolinen!" — „Nehmen, liebe Mutter! Karoline ist auch das Mädchen, das sich so nehmen läßt!" —

„Richtig, lieber Xaver! Ehe ich daher an Lilly's Herz fühle, ob es sich für Sie nehmen lassen will, muß ich gewiß sein, daß sie offene Arme fände, wenn sie einmal Ja gesagt hätte. Also ein einzig Wörtchen, Xaver, aber ein unerschütterliches: Ja oder Nein. Sprechen Sie es aus!"

Der Baron war stehen geblieben. Man sah ihm an, daß er mit sich kämpfte; doch schien es fast, als ob die Verlegenheit, Ja zu sagen, mehr Antheil an diesem Kampf habe, als die Neigung, Nein zu erklären. Endlich versetzte er nicht ohne einige Hast und halblaut: „Sagen Sie ihr, beste Mutter, ich hätte mich entschlossen wieder zu heirathen, jedoch — ohne Liebe zu geloben. Und — noch Eins habe ich mir ausgedacht: meine Frau muß voraus einwilligen, daß wir jeden Freitag von elf bis zwölf Uhr von meiner Frau sprechen, — förmlich und feierlich zusammensitzend ein Andachtstündchen halten; daß ich dann meine unvergeßliche Julie preisen, mein verlorenes Glück rühmen, meinen unersetzlichen Verlust beklagen dürfe. Ja, sagen Sie ihr nur — unersetzlichen! Dieß wollen Sie ihr erklären, Mutter. Und gegen ihre Einwilligung in all' dieß verpfände ich denn voraus mein Jawort. Allein, — Karoline kann das nicht, sie wird es nicht: darüber bin ich außer Sorgen. — —

Sie fuhren nach der Stadt, Geschäfte und Besuche zu machen. Xaver benahm sich dabei allerdings weniger unbefangen, als vorher gegen die Freundin; doch fiel es ihr nicht auf. Sie ließen sich bei Freunden zu Mittag halten, und kehrten erst gegen Abend zurück. Xaver hatte Briefe von der Post mitgebracht und blieb auf seinem Zimmer. Die Baronin lächelte dazu und nahm Karolinen mit sich in den Park, wo sie auf zarte und herzliche Weise das Gespräch auf die Absichten ihres Schwiegersohnes brachte. Sie nannte seine Empfindungen überspannt, wie sie nicht dauern könnten, sondern gewiß sehr bald dem wahren Bedürfniß eines edlen, zur Liebe getriebenen Herzens weichen würden. Und indem sie die Sorge und Verlegenheit ihrer übernommenen Wahl beklagte, setzte sie hinzu: „Endlich sollte sich doch die Rechte gefunden haben, die als Frau und Tochter Xavern und mich beglücken würde, wenn sich nur eine vom Himmel uns Zugeführte auch wollte halten und herzen lassen." — Sie umfaßte bei diesen Worten Karolinen zärtlich und küßte sie gerührt.

Karoline bebte und verstummte. Die Baronin, die diese Einleitung im Hin- und Herwandeln gesprochen hatte, ließ sich auf einer Bank nieder und zog die Erblaßte neben sich. Karoline sank vor ihr hin und barg ihr Gesicht an der Brust ihrer mütterlichen Freundin. Diese fuhr jetzt ruhiger fort: „Darf ich es so recht ehrlich aussprechen, meine Herzens-Lilly, warum ich Sie noch besonders für die Rechte ansehe, die nicht bloß Xavern beglücken, sondern auch selbst glücklich mit ihm werden könnte? Es ist mir nämlich immer vorgekommen, als ob Sie meinem Schwiegersohne, — ich meine früher, ehe er es war — nicht abgeneigt gewesen wären. Als er um Julien warb, schien es mir, daß gerade Ihr Herz meiner Tochter Glück am lebhaftesten, aber auch nicht ohne Leid mitempfände. Mich bestärkte darin Ihr rascher Entschluß uns zu verlassen und nach Italien zu gehen. Mir schien, als ob Sie uns zu entfliehen ..."

Karoline erhob sich lebhaft, warf sich der Baronin in die Arme und drängte mit einem Kusse das Geheimniß ihres eigenen Herzens in die Brust der mütterlichen Freundin zurück. Diese fuhr freundlich fort: „Xaver war gewiß eine wünschenswerthe Partie für meine Tochter; doch hätte ich mich nicht weniger gefreut, wäre seine Wahl auf meine Liebe Lilly gefallen. Ja, ich gestehe sogar, Xaver hätte für sein liebevolles Herz noch tiefere Gegenliebe gefunden, als vielleicht bei meiner Tochter, die sich nur nach längerem Schwanken für ihn entschloß. Ueberhaupt lebte meine Julie mehr im Aeußern, und traf es vielleicht nur dadurch so glücklich, daß Xaver keine höhern Ansprüche machte, als seine Liebeserweise auf liebenswürdige Art aufgenommen zu sehen. Gewiß würdest Du ihm durch Dein inniges Wesen noch mehr sein, besonders so lange er durch sein Leid um Julie und durch eine so neue, schmerzliche Lebenserfahrung mehr passiv gestimmt ist. Darüber täuschte ich mich nicht, liebe Lilly, — oder soll ich Dich lieber gleich Tochter im neuen Sinne des Wortes nennen?"

Noch einmal stürzte das Fräulein tief bewegt an die Brust der mütterlichen Freundin, und diese fuhr fort: „Sieh', meine Tochter, ich war ganz offen: sei es nun auch und sprich ganz ehrlich Dein Herz aus. Wir sind allein. Ich weiß, was ich Dir zumuthe. Xaver, der durch meine Hand wirbt, will ausdrücklich gesagt haben, er werbe in Anerkennung Deines Werthes und hoffe auch wieder lieben zu lernen. Zugleich bedingt er sich ein Freitagsstündchen in jeder Woche, um sein Herz über sein verlorenes Glück und über seinen Verlust auszuschütten. Wie denkst Du darüber? Laß uns an diesem heitern, ruhigen Abende die Sache recht friedlich abmachen, so oder so!"

Weich und wehmüthig erwiederte Karoline: „Sie haben damals nicht unrichtig gesehen, liebe Mutter. Ich liebte Xaver, und meine Reise mit der Gräfin war allerdings eine Flucht. Jetzt ist mein Herz beruhigt, sein Inhalt aber nicht erschöpft, sondern nur klarer und milder geworden. Ja, ich liebe Xaver noch jetzt. Und — ist ein liebendes Herz nicht schon glücklich, beste Mutter, wenn es nur lieben und in Liebe sich bethätigen darf? Ach! wie reich ist nicht Liebe schon durch bloßes Geben und Leisten! Ja, wer sich geliebt weiß, ohne wieder lieben zu können, ist viel übler daran. Ich würde darum Xavern lieben, ohne es ihn nur merken zu lassen, wenn er es aus meinem Thun und Lassen nicht von selbst erkennen müßte. Und wenn er es dann fände, — o er ist so edel! Das Andere, liebe Mutter, ist ja für mich nicht kränkend, und wenn es zu Xaver's Beruhigung gereicht, seinem verlorenen Glück ein Stündchen des Andenkens zu stiften: könnte es mich denn betrüben mitandächtig zu sein zum Andenken Juliens, meiner unvergeßlichen — Schwester?" — — —

Aus diesem Gesichtspunkt einer leistenden, beglückenden und so schon durch sich selbst beglückten Liebe besprachen Beide die Angelegenheit und die Zukunft. Karoline fühlte sich nach der ersten Ueberraschung und Befangenheit so gehoben von edlen Empfindungen und Absichten, daß die Baronin von Rührung, so zu sagen, befremdet wurde. Denn diese weltgebildete, aber nur des Gewöhnlichen im Leben gewohnte Frau sah sich von Lilly's großartigem Lebensblicke, von so viel hoher, freier Gesinnung in ihrer Klugheit unerwartet an's Ziel gebracht, und dabei doch so weit überflügelt. So besorgt um ihre eigene Zukunft hatte sie die Sache bedacht, und nun wollte sich derselben Aufgabe ein edles Herz so unbekümmert um sich selbst hingeben. Sie hatte nebenher das Wohl des Schwiegersohns so genau zu berechnen geglaubt, und nun brachte eine wunderbare Fügung ihr mehr entgegen, als sie auch nur zu träumen fähig gewesen war. Zufriedenheit und Beschämung wechselten in ihrer Brust. Sie wußte sich aber zu fassen und war wohldenkend genug, am Bedeutenden sich selbst zu erheben. Das Weitere gab sich dann von selber. Karoline konnte sich aber nicht entschließen, nach ihrer für Xaver gegebenen Erklärung auf dem Landsitze zu verweilen. Sie zog sich, ohnehin der Sammlung bedürftig, für den Abend auf ihr Zimmer zurück, und verließ am andern Morgen noch vor dem Frühstück das Gut.

(Schluß folgt S. 558.)

Der Geiger und der Wächter.

Von

Albert Schmitt.

In der Nähe von Heidelberg auf dem Stifte Neuburg hatte sich der bekannte Rath Schlosser, ein geistvoller Ka-

Der Ritter von Ulmen Gefahr.

Die Geige von Edward Lytton.

tholik, dem wir werthvolle Studien über Dante verdanken, angesiedelt und dort in regem Verkehr mit den hervorragendsten Männern seiner Konfession gelebt. Zu diesen gehörten namentlich auch die Künstler der Overbeck'schen Schule, die sein Album mit den herrlichsten Kompositionen bereicherten. Diesem Album entnehmen wir zwei Skizzen von Eduard Steinle, der im Jahr 1810 zu Wien geboren, 1837 nach München und von da nach Rom ging, wo er sich nach Overbeck bildete, und zwar ein so treuer Schüler desselben wurde, daß seine Werke sich häufig kaum von denen Overbeck's unterscheiden lassen. Er gehört der ernstesten Kunstrichtung nicht nur, sondern dem strenggläubigen Katholizismus an und hat sich in seinen Bildern beinahe ausschließlich im religiösen Kreise bewegt; seine Bilder schmücken Kirchen und Kapellen. Selbst hier diese beiden weltlichen Figuren, der Wächter und der Geiger, konnte er dem Kirchlichen nicht entfremden. Hoch oben über der Menschheit, in den luftigen Räumen eines Kirchthurms läßt der Geiger seine Akkorde erklingen und himmelan schweben, während der Wächter nach den Feinden ausblickt, Feinden der Kirche, um sie beim ersten Blitzen der Helme oder Speere mit seinem Horn unten anzukünden. Ist auch die Situation etwas gesucht, so wird man dagegen anerkennen müssen, daß Haltung und Stimmung der Bilder ganz vortrefflich sind. Steinle ist gegenwärtig Professor der Historienmalerei in Frankfurt und seine jüngste Arbeit sind die Fresken im Treppenhause des kölner Wallraff-Richartz-Museums, welche Anlaß zu so vielen Streitigkeiten gegeben.

Die Liebe des Pandoren Trenck.

Historische Novelle

von

F. A. Bacciocco.

Erstes Kapitel.

Kavalier und Räuber.

Im entlegenen waldreichen und fruchtbaren Sohlerkomitate in Ungarn standen zur Zeit Maria Theresia's in wildromantischer Umgebung zwei schöne Schlösser in nicht gar großer Entfernung von einander. Eines derselben ist gegenwärtig noch bewohnt von einem bekannten Edelmann, das andere dagegen ist nur noch ein Schatten von damals, unbewohnt und halb verfallen. Es erhebt sich aus seiner Waldeinsamkeit in einem so verlassenen, trostlosen Zustande, daß sein Anblick ungleich unerquicklicher wirkt, als der einer nackten Ruine, denn zahllose Spuren beweisen, daß hier vor nicht allzu langer Zeit Menschenhand thätig war und sein Inneres eben so wohnlich und seine Umgebung eben so anziehend machte, als die des begünstigteren Nachbarschlosses ...

Zu der angegebenen Zeit wohnten zwei eng befreundete Adelsfamilien in den beiden Gebäuden, und hier in dem niederen Holze zwischen denselben könnt ihr noch mit leichter Mühe die Spur einer breiten Straße verfolgen, welche damals wohl gepflegt und viel betreten in der Länge von etwa einer deutschen Stunde die beiden Herrschaften miteinander verband und deren vernachlässigte Baumreihen noch Vieles erzählen könnten von fröhlichen Zusammenkünften, von herzlichen Begegnungen und innigem Abschied ...

Derselbe vernachlässigte Weg ist durchkreuzt von der großen Heerstraße, wenn wir den langen Streifen Lichtung, der sich hier durch den Wald und über die Ebene hinzieht, also nennen dürfen. Ob diese unregelmäßigen Geleise, diese tiefen Gruben und Löcher, welche den Beinen der Pferde eben so wenig zuträglich sind, wie dem Wagen der Reisenden, die Ehre jener Bezeichnung damals eher verdienten, wissen wir nicht, aber so viel können wir versichern, daß die Reisenden in der großen, schweren Karosse, welche in einer stürmischen Septembernacht des Jahres 1740 auf dieser Straße daher gerasselt kam, in nichts weniger als zufriedenen Ausdrücken über dieselbe sich vernehmen ließen. Doch hatte ihr lautes Fluchen — leider müssen wir auch ein solches konstatiren — so oft der Wagen, wie ein Nachen von einer Welle verschlungen, in eine der Gruben untertauchte, wenigstens das Gute, daß es das Getöse des Herbststurmes weniger hörbar machte, so wie überhaupt die Fahrt auf der vermaledeiten Straße, nach dem einstimmigen Ausspruche der jungen Leute, ihre Aufmerksamkeit von der unheimlichen Nacht durchaus abzog.

Die verschiedenen Töne und Laute zusammengenommen, das Rasseln und Poltern des Wagens, das Schnauben der abgetriebenen Pferde, die heiseren Rufe und Verwünschungen des schwarzbraunen Heiduken, der mit langer Geißel wie blind auf die vier kleinen, wackeren, schweißbedeckten Ungarrößlein loshieb, die lauten, ernsthaften Ermahnungen des Dieners auf dem Rücksitze und die Rufe der Passagiere bildeten ein Ensemble, wozu auf der Welt nichts besser paßte, als das Gebrüll des Sturmes, das Krachen der Bäume und das langgehaltene Rauschen des Waldes, über welchem ein böser Geist in einer ähnlichen Karosse hinzujagen schien ...

Die Reisenden innen, zwei junge deutsche Edelleute, gekleidet nach der damaligen etwas schwerfälligen Mode und mit Federhut und Raufdegen versehen, kamen von Wien, mit der Absicht, auf Schloß Waldstein, der nächsten jener beiden Besitzungen, welche der Vater des Einen vor Jahren angekauft hatte und jetzt bewohnte, einzukehren. Er brachte einen Landsmann und Freund, den er, von einer längeren Reise heimkehrend, eben in Wien wiedergefunden hatte, zum Besuche mit. Derselbe war der bayerischen Gesandtschaft in Wien zugetheilt, und man vermuthete in den dortigen höheren Kreisen, daß er diese nicht eben sehr anziehende Reise nur in der Absicht machen könne, um der Schwester seines Freundes, Luise von Waldstein, welche er als Kind gekannt und in der letzten Saison in Wien wiedergesehen hatte, verschiedene angenehme Dinge zu sagen. Diese Absicht verrieth sich denn auch in dem abgebrochenen Gespräche, welches er mit einer ganz merkwürdigen Hartnäckigkeit immer wieder an einen und denselben Gegenstand anzuknüpfen suchte. Und dazu brauchte er, theils um es nicht auffallend zu machen, theils um die Geduld und den Langmuth des Freundes nicht auf allzu harte Probe zu stellen, jene verschiedenen Wendungen und Listen, welche wohl auch von verliebten Nichtpolitikern in ähnlichen Fällen angewendet werden.

Bald waren es die Spiele und Freuden der Knabenjahre, an die er erinnerte und in denen zum Schluß der Schwester die eine oder andere Rolle zugetheilt wurde, bald waren es die Feste des letzten Frühjahres oder die Praterfahrt, bei welcher er sie in eine Situation brachte, welche ein längeres Verweilen bei der Bewunderten entschuldigte. Der Freund hörte diese verschiedenen Anspielungen mit einer freundlich-behaglichen Miene an, die sein Interesse an dem Gegenstande eben so bekundete, wie seine freundliche Denkungsart überhaupt, ohne jedoch zu verrathen, daß er die wahre Triebfeder in der hartnäckigen Unterhaltungsweise des Genossen erkannt habe. Plötzlich wandte er jedoch bei einer etwas ungewöhnlich poetischen Schilderung ihrer blauseidenen Robe und der halboffenen Rose in ihrem Haar — welche Rose von einem Seufzer begleitet war, den aber unmöglich das Stoßen des Wagens hervorgerufen haben konnte — das ganze Gesicht dem Sprecher zu und frug mit erstauntem Lächeln: „Bei Gott, Norbert, Du scheinst Dich für meine Schwester zu interessiren?"

Der junge Diplomat beantwortete diese Frage und dieses Lächeln mit einem äußerst verdutzten Blick, denn seine Studien in der höheren Staatskunst hatten ihn dazu gebracht, in allen Dingen eher jedes andere als ein direktes Pochen an die rechte Thüre zu erwarten. So hatte er unter jenem behaglichen Lächeln nichts Anderes vermuthet, als ein stilles Verständniß seiner Gesinnungen der Schwester gegenüber.

Er wiederholte jetzt, um Zeit zu gewinnen, langsam: „Interessiren? Du bist ein sonderbarer Kauz, Albrecht!“ — „Nun, Du hättest mir das schon früher andeuten können, wie sich's unter Freunden geziemt. Und wenn ich so darüber nachdenke, erschiene mir die Idee in ihren Konsequenzen ganz vortrefflich, wenn Du in dem Falle nicht aller Wahrscheinlichkeit nach schon zu spät kämest.“ — „Das ist das Erste, was ich höre!“ rief der junge Staatsmann mit einer erstaunlichen Lebhaftigkeit; „das sagst Du mir jetzt erst?“ — „Nun, mich wundert's, daß Du es jetzt erst vernimmst; doch nein, es wundert mich nicht, denn wir waren von jeher in Familiensachen sehr schweigsam. Die Sache ist die. Als sich mein Vater vor zehn Jahren im Komitate niederließ, wurde ihm der Ankauf bedeutender Walddistrikte sehr erleichtert durch das freundliche Entgegenkommen unseres nächsten Nachbarn, des Freiherrn von der Trenck. Von daher datirt sich eine aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden Familien. Unsere Güter und die der Trencks bilden jetzt einen ziemlich abgerundeten Länderkomplex, und da der Freiherr nur einen Sohn hat, so lebt mein Vater der Hoffnung, daß dieselben mit der Zeit noch enger verwachsen könnten, durch des letzteren Heirath mit Luisen.“

Der Freund vernahm diese Auseinandersetzung durchaus nicht mit großer Befriedigung. Doch wandte er sich mit möglichster Einsicht und Fassung zu dem Theil der Angelegenheit, welcher ihm allein noch Hoffnung lassen konnte: „Und was sagt Deine Schwester dazu? wie steht sie mit dem jungen Trenck?“ — „Sie ist ihm, so viel ich weiß, nicht abgeneigt; sie ist achtzehn-, er zwanzigjährig; vielleicht trug dieses günstige Verhältniß in den Jahren dazu bei, die Leutchen einander näher zu bringen. Seit ihrem achten Jahr war er — so oft er nämlich daheim war — ihr Spielgenoß, wie Du es warest in der vorhergegangenen Zeit. Jetzt aber, da ich Dich so unerwartet wiedergefunden habe, thut es mir aufrichtig leid, daß ihr Beide, Du und Luise, einander fremd wurdet. Das wirst Du mir glauben, Norbert?“ — „Ich glaube es, mein Freund! und noch laß mich Dir gestehen, daß ich das Bild meiner kleinen Gespielin nie aus der Erinnerung verloren habe, und jetzt, da ich sie als Jungfrau wiedersah, ist diese Erinnerung in ganz eigener Weise wieder erwacht, ja in so eigener Weise, daß ich mich jetzt bei dieser Nachricht eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren kann.“ Während der junge Mann diese Worte in niedergeschlagenem Tone sprach, hatten die Hände der Freunde sich gefunden in einem innigen bedeutsamen Druck.

Nach einer Weile hub der Diplomat, dessen Name Denkendorf war, wieder an: „Und von dem jungen Trenck selbst hast Du mir noch nichts gesagt? Um mein Unglück voll zu machen, werde ich in ihm den Inbegriff von Allem, was tapfer, ritterlich und anmuthig ist, finden?“ — „Das Letztere möchte ich nicht unterschreiben; das Erstere dagegen mit meiner Ehre.“ — „Oho!“ machte der Andere; „Du bist noch dazu für ihn eingenommen.“ — „Das kann ich nicht einmal sagen; sein Charakter stimmt mit dem meinigen nicht recht; aber ich möchte billig sein. Der Trenck ist mit Leib und Seele Soldat. Vor einigen Jahren entlief er seinem Vater, der dem Jungen nicht gewachsen zu sein scheint, und trat in russische Kriegsdienste; aber das Brod des Zaren behagte ihm nicht; nach kurzer Zeit kehrte er zurück und machte sich in unserem Komitate durch die Ausrottung wilder Räuberbanden äußerst verdient.“ — „Nach Allem, was ich gehört habe und nach unsern Reisevorkehrungen zu schließen, muß er das Pflänzchen doch nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben,“ sagte der von Denkendorf mit einem bedeutsamen Blick auf die offenen Pistolenhalter und sonstigen Waffen im Wagen. — „Bis jetzt war es eine überflüssige Vorsicht.“ — „Und wir wollen hoffen, daß sie überflüssig bleibt; jedoch Du hast meine Neugierde immer noch nicht befriedigt. Wie ist eigentlich der Mann? seine Art und Weise? wie gibt er sich?“ — „Nun, wenn Du das so genau wissen willst, so kann ich Dir den ganzen Mann vielleicht am besten in drei Worten schildern: er ist wie vier andere Männer.“ — „Oho!“ machte der Diplomat abermals halb erstaunt und halb ungläubig. — Der von Waldstein fuhr in seiner eigenen, etwas kühlen Weise fort: „Nimm die Körperkraft von vier starken Männern und Du hast seine Stärke; nimm die Schnelligkeit eines gewandten Mannes und vervierfache dieselbe, so hast Du seine Schnelligkeit, und nimm noch den Schall einer kräftigen Stimme und Du hast den Ton seines Kommandos.“ — Der Freund lachte bei dieser seltsamen Schilderung unmuthig vor sich hin: „Donner und Blitz! der Junge muß Dir gewaltig imponiren, daß Du solchergestalt seine Eigenschaften übertreibst.“ — Der Andere schüttelte wieder lächelnd den Kopf. „Ich kann nur sagen, daß der Trenck mir so erscheint; Du wirst ihn vielleicht nicht so finden, vielleicht aber auch noch ärger.“

Eine weitere Einwendung des Gefährten wurde hier abgeschnitten durch das auffallende Gebaren des Heiduken. Derselbe schien seine schon berührten Bemühungen mit einem Male noch verdoppeln zu wollen, und dazu klang sein heiserer, landesüblicher Zuruf: „Ne! Ne!“ wie der Schrei eines Verzweifelnden. — „Was hast Du?“ frug sein Herr hinaus, indem er eines der vordern Fenster des geschlossenen Wagens niederließ. — „Die Batyaren, Euer Gnaden! die Batyaren!“ rief der Bursche, sich ein wenig vom Bocke zurückbeugend.

Die Herren griffen zu den Waffen. Aber noch bevor ein Pistol frei und eine Klinge blank war, zeigte sich eine hohe Reitergestalt an der Seite des Wagens, wo unser Diplomat saß. Und jetzt sah dieser eine krumme Klinge in blitzschneller, kreisförmiger Bewegung durch die dämmernde Luft fahren und die große Pudelmütze des Heiduken flog wie fortgeblasen weit dahin. Der arme Teufel duckte in der nicht ganz unwahrscheinlichen Vermuthung, daß sein Kopf bei einer weiteren Bewegung eben so leicht der Mütze nachfliegen könne, auf seinem Sitze zusammen und rührte sich nicht mehr. So jäh und unerwartet wie dieser erste, war jetzt ein Dutzend Reiter von äußerst wildem Aussehen bei dem Wagen erschienen, und im Handumdrehen waren die Pferde ausgespannt — auch auf diese hatten es die Räuber abgesehen — der fluchende und sich sträubende Diener mitsammt dem Gepäck von dem Hintersitz heruntergerissen und der Raub bei Seite geschafft. Während dessen hatte Herr von Denkendorf ebenfalls seine Fenster geöffnet und legte sein Pistol auf den Mann an, der unbeweglich auf hohem schwarzen Rosse am Kutschenschlag hielt. Aber eben so schnell sank dasselbe von einem furchtbaren Streiche getroffen herab und fiel klirrend zwischen die Räder. Ein zweiter Hieb fuhr dann über seinem Kopfe tief hinein in das Leder und spaltete den Fensterrahmen. Und ohne daß jetzt seine Augen, welche man durch die Nacht leuchten sah, die Bewegungen der Reisenden innen außer Acht ließen, wandte sich der Anführer mit kurzen, bald deutschen, bald ungarischen Worten an seine Leute, oder besser gesagt, in seine Befehle mischten sich zuweilen deutsche Worte, während seine Flüche durchaus ungarisch waren, und wie Trompetenstöße kamen diese kraftvollen schmetternden Laute von seinem Munde. Bei dem Ton dieser Stimme aber war der junge Waldstein zusammengefahren und starrte, gespannt in allen Nerven, hinaus auf den Räuber. Ein unverständlicher Ausruf entfuhr seinen Lippen und jetzt, als ihnen der Gegner zuherrschte, auszusteigen, beugte er sich vor: „Freiherr von der Trenck!“

Da, wie von einem Donnerkeil getroffen, bäumte das schwarze Roß, schwang sich nach rechts, schwang sich nach links und dann, in drei mächtigen Sätzen schien es jählings entfliehen zu wollen. Doch nein, es kehrte zurück, als hätte es sich eines andern besonnen, und wie es jetzt wieder vor dem Schlage hielt, wußte man nicht, ob das Leben, welches den ehernen Reiter durchfuhr, oder sein verzweifelter Schenkeldruck dasselbe zusammenschauern machte.

Und wieder frug der deutsche Edelmann: „Freiherr von der Trenck, wollt Ihr uns berauben?“ — „Bei allen Teu-

seln! seid Ihr da drinnen, Herr von Waldstein?" — „Ein Mißverständniß, Herr Nachbar!" wollte der Trenck erklären. — „Ein sauberes Mißverständniß!" lachte der Deutsche auf und warf sich in seinen Winkel zurück, wie ein Mann, der über eine Sache kein Wort mehr verlieren will.

Aber das sonnverbrannte Gesicht des Andern, umschattet von glänzend schwarzem, wehendem Haar, folgte ihm in den Wagen nach. „Noch ein Wort, Herr von Waldstein; wollen Sie mir bei Ihrer Ehre versprechen, von diesem Vorfalle zu schweigen, bis ich mich vor Ihnen gerechtfertigt haben werde?" — „Ich gebe einem Räuber kein Ehrenwort!" war die kurze Entgegnung.

Die Augen des Trenck rollten unstäter. Auf seinem Gesichte trat der Ausdruck eines wilden, furchtbaren Jähzornes hervor. Die Reisenden waren Beide furchtlose Männer, aber ein leises Frösteln überkam sie in der Nähe dieser ungezähmten, fibrirenden Natur, deren Leidenschaftlichkeit jeden Augenblick auszubrechen drohte wie ein Vulkan. Man hätte den Kopf dieses zwanzigjährigen Jünglings für den eines dreißigjährigen Mannes halten können, so tief und scharf hatten Leidenschaften und selbstauferlegte Strapazen in den Zügen gearbeitet. Und dennoch war er im vollen Sinne ein schöner Mann; das Gesicht war, wenn auch tief gebräunt, doch edel geformt und die riesige Gestalt vom seltensten Ebenmaße.

Er verlor jetzt kein Wort mehr; vielleicht auch war er nicht im Stande zu sprechen, so sehr nahm ihn die Bemühung, seiner selbst Herr zu werden, in Anspruch. Er hatte sich einige Schritte zurückgezogen und bewegte sich unruhig mit seinem Pferde hin und her.

Ein Wink jetzt und ein Fluch und die Pferde wurden eben so schnell wieder eingespannt als sie ausgespannt worden waren; der Diener und das Gepäck, so weit es noch zur Hand war, waren mit derselben Schnelligkeit oben und der Heiduk säumte nicht, von der stillschweigenden Erlaubniß, davon zu fahren, Gebrauch zu machen. Einen Augenblick noch hielt der Trenck mitten auf der Straße. Einer seiner Untergebenen, der ihm wahrscheinlich näher stand, flüsterte ihm einige Worte zu; — es waren vielleicht Funken in eine Pulvertonne, — aber sie zündeten nicht! Mit der geballten Faust schlug er dem Manne vor die Stirne, daß er taumelte, und dahin sprengte die Bande wie die wilde Jagd . . .

Sobald sich unsere Reisenden einigermaßen gesammelt hatten, fingen sie an ihr Abenteuer ruhiger zu besprechen.

„Wenn ich über die Sache nachdenke, so möchte es dennoch ein Mißverständniß gewesen sein," sagte Waldstein; „Trenck befindet sich in den besten Vermögensverhältnissen; in dieser Beziehung ist durchaus kein Grund vorhanden, weßhalb er die Leute auf der Straße ausrauben soll." — Der Diplomat konnte ein Lachen nicht unterdrücken, dann aber sagte er: „Da meine Meinung hier als selbstsüchtig angesehen werden könnte, so will ich mit derselben zurückhalten." — „Nein, Norbert, ich weiß, daß Du wie ein ehrlicher Mann urtheilst und ich bestehe darauf, Deine Meinung zu hören." — „Laß uns die Sache, bevor wir ein Endurtheil fassen, nach allen Seiten beleuchten. Gesetzt der Fall, er lauerte irgend einem Gegner auf, wird ein Edelmann sich an dessen Pferden und Gepäck schadlos halten? Und was muß man denken, wenn gerade Derjenige, welcher sich um die Ausrottung solcher Banden verdient machte, mit eben einer solchen Bande auf einem Streifzuge ertappt wird? Muß man nicht auf die Vermuthung kommen, daß er dieselben nicht bekämpft, sondern nur organisirt hat, daß er sie von kleinen Streichen abhält, um mit ihnen seltenere und größere und dazu vortheilhaftere auszuführen?" — „Leider nur allzuwahr." — „Aber ich schiebe das nicht seiner Habsucht zu, sondern seinem Uebermuthe, einem fehlgeleiteten Thatendrange." — „Das ist's, Freund! der erste Eindruck, den er macht, ist der eines ungemein rastlosen, thatkräftigen Menschen; und jetzt, da Du ihn selbst gesehen hast, wirst Du vielleicht meine frühere Schilderung nicht mehr für so übertrieben halten." — Der junge Diplomat rieb sich die fast gelähmte Hand. „Nein, er ist ein Riese; und so sehr ich Grund haben konnte, mich dieses Abenteuers zu freuen, so muß ich doch diesen irregeleiteten Jüngling bedauern."

Unter diesem Gespräche wurden sie beim Einbiegen in jenen oben bezeichneten Verbindungsweg von einem zweiten Reisewagen eingeholt, dessen Insassen nicht im Entferntesten ahnten, durch welch' seltsames Ereigniß sie einer großen Gefahr entronnen waren . . .

Zweites Kapitel.

Ein Zorb.

Am Tage nach diesem Vorfalle erhielt der junge Freiherr von der Trenck von seinem Gutsnachbarn ein Schreiben, in welchem ihm ohne Umschweife das Haus desselben verboten wurde. Nur durch die langjährige Freundschaft, hieß es, und seine große Jugend werde man abgehalten, bedeutsamere Schritte zu thun und von der letzteren gehofft, daß sie nicht so ganz verderbt sei, diese Mahnung in den Wind zu schlagen und auf seiner gefährlichen Bahn umzukehren. Seinen Vater aber, welcher gerade abwesend war, werde man von der Sache in Kenntniß setzen.

Der junge Trenck war nicht der Mann, der dieses Vorgehen in gewünschter Weise hingenommen hätte. Mit dem Brief in der Tasche und einer wohlüberlegten Entschuldigung im Kopfe machte er sich unverzüglich auf den Weg zum Nachbarschlosse. Aber schon in dem Garten und in den Gängen desselben mußte ihm das Benehmen der Dienerschaft als ein schlimmes Omen entgegentreten. Die Einheimischen schlichen sich bei seiner Annäherung bei Seite, die Deutschen maßen ihn ohne Gruß mit scharfen Blicken.

Er stieg die Treppe hinan zum bekannten Wohnzimmer und trat nach kurzem Anklopfen, ohne auf einen Ruf zu warten, in das Gemach. In demselben befand sich der Freiherr von Waldstein, sein Sohn und Herr von Denkendorf. Keiner trat ihm entgegen; sein Gruß wurde nicht erwiedert. Trenck ließ seine finstern Blicke von dem Einen zum Andern schweifen. „Ich bin kein Mann von vielen Worten," hub er an; „wenn jene Begegnung nicht danach angethan wäre, mich in ein falsches Licht zu setzen, so würde ich meine Antwort auf Ihren Brief, Herr von Waldstein, und auf dieses Benehmen in eine andere Form fassen, als in die einer Entschuldigung und Aufklärung." Als diese Worte nur mit Achselzucken beantwortet wurden, fuhr er hastiger, erregter fort: „Der Mann, welchem ich jenes Zusammentreffen zugedacht hatte, ist ein russischer Kavalier, an welchem ich eine tödtliche Beleidigung rächen wollte." — „Fügen Sie keine unmännlichen Entschuldigungen zu einer unwürdigen Handlung;" unterbrach ihn der Freiherr; „ein Edelmann beraubt seinen Feind nicht." — „Er hat auch mich beraubt!" schrie Trenck. — „Wozu die vielen Worte," sagte der Andere abwehrend, „es sind mir auch weitere Beweise Ihrer Schuld zugekommen, Herr von der Trenck. Ich weiß, daß Sie bereits viele Anhänger haben; dasselbe raizische Volk, welches Sie einst zu vertilgen schwuren, nennt Ihren Namen jetzt theils mit Furcht, theils mit Begeisterung; ja, es hat Ihnen einen Ehrentitel beigelegt, für welchen wir das Wort Räuberhauptmann haben!" — „Schändliche, schmähliche Verleumdungen! was beweisen diese Sagen und Altweibergeschichten?" fuhr von der Trenck in wilder Aufregung empor; „daß sie mich solchergestalt verleumden, hat seinen Grund in meiner Ueberlegenheit, weil ich sie zu Paaren trieb, weil ich den Hunden kein Quartier gab! Bringt mir den vor Augen, der mir das in's Gesicht zu sagen wagt, und ich will ihn in Stücke reißen." — „Mit diesen Drohungen machen Sie die Sache nicht besser; sie zeugen nur gegen Sie selbst. Meiden Sie lieber diese Genossenschaft, denn Sie sehen, daß kein Verlaß auf dieselben ist." — „Ich komme auf Ihren Brief zurück," hob Trenck etwas ruhiger an; „soll mit dem Verbote auch ein Zurücktreten in einer

gewiſſen Beziehung ausgeſprochen ſein?“ — „Ja, ich kann meine Tochter keinem ſo unbedachten Manne geben!“ — „Sprechen Sie das Wort nicht ſo entſchieden aus, denn hier kenne ich keinen Scherz.“ Und er ſchwur einen furchtbaren Eid. — „Ich fürchte Ihre Drohungen nicht, Herr von der Trenck.“ — Der lachte wild hinaus in einer ſeltſam unheimlichen Weiſe; es waren Laute, in welchen ſich Zorn mit Angſt und Schmerz miſchte und der Letztere kam zum Durchbruch in den einfachen Worten: „Aber ich liebe Ihre Tochter und kann nicht von ihr laſſen!“ Wieder war ein bedeutſames Schweigen die Antwort. — „Und ich glaube ſagen zu dürfen, daß auch Luiſe mich liebt und daß ſie unglücklich ſein wird.“ — „Meine Tochter theilt durchaus meine Begriffe von Recht und Ehre; ſie kann keinen Mann achten, der Ihren Weg wandelt und mit der Achtung ſinkt auch die Liebe.“ — „Nein! nein! nein!“ ſchrie er verzweifelt. — „Sie mögen ſich von dieſer meiner Behauptung ſelbſt bei Luiſen überzeugen, indem Sie Abſchied von derſelben nehmen.“

Noch einmal rollten die Augen des Trenck mit jenem Ausdruck von Schmerz und Zorn von dem Einen zum Andern, gleichſam drohend und Hülfe ſuchend zugleich. Dann wandte er ſich langſam zur Thüre. Und als jetzt der hohe, kraftvolle Jüngling mit machtlos ſchwankenden Schritten hinausging, nicht anders als ein armer Sünder, welcher ſich

Die Liebe des Pandouren Trenck: Trenck's Geſtändniß. (S. 557.)

ſein Todesurtheil zu holen geht, da konnten die Zurückbleibenden ein ſchmerzliches Gefühl, welches ſehr verwandt mit Mitleid war, in ihrem Herzen nicht unterdrücken ...

Trenck ging durch die wohlbekannten Korridore, ſtieg langſam die Treppe hinan und ſtand bald vor einer kleinen Thüre, welche in ein freundliches Erkergemach führte. Er klopfte mit zitterndem Finger. Und als keine Antwort erfolgte, ſtand er wieder geduldig wartend. Dann klopfte er wieder, aber nicht lauter als das erſte Mal. Die Thüre öffnete ſich und Trenck ſtand vor einer reizenden Mädchengeſtalt. Sie ſchien getrauert und geweint zu haben, aber bei ſeinem Anblick hatte ſie ihre Bewegung bemeiſtert und ſtand ihm vollkommen gefaßt gegenüber. Trenck ließ ſich demüthig auf ein Knie nieder. Sie ſah ihn nicht an und forderte ihn nicht auf, ſich zu erheben. Und in dieſer demüthigen Stellung ſprach er: „Luiſe, Du meine erſte, aufrichtige, wahre Liebe, ſei Du mir hier gnädiger geſinnt.“ Einen Moment zuckte es durch ihre Züge, zitterten ihre Augenlider; dann ſtand ſie wieder ruhig und ſchweigend. „Luiſe, wende Dich nicht von mir; halte Deine geliebte Hand über meinem Haupte.“ — „Ich kann das Weib eines Räubers nicht werden, Franz; mein und der Meinigen Leben hat nur eine Richtſchnur, die der Ehre und des Rechtes. Du aber begehſt ungerechte, wahnſinnige Thaten.“ — „Sieh',

Digitized by Google

Luise, Dir gegenüber kann ich nicht leugnen; ja, ich bin schuldig, aber gewiß, ich bin nicht ganz zu verdammen. Mich verzehrt der Durst nach Thaten, nach Anstrengung aller Art, nach Gefahren." — „Ist eine Gefahr dabei, einen bestürzten Reisenden mit Ueberzahl auf der Straße zu überfallen?" — „Aber ich kann in der finstern Nacht, an der Spitze meiner Leute dahinjagen! ich kann meinen Säbel schwingen und muß ein wachsames Auge haben, denn jede Waffe ist zunächst auf mich gerichtet! ja, glaube mir, Luise," rief er, hingerissen von seiner unsinnigen Leidenschaft, „selten geht ein solcher Streifzug ohne Blutvergießen vorüber." — „Also in dieser Weise offenbarst Du mir endlich Dein Inneres, lässest Du mich einen Blick thun in Deine furchtbar umnachtete Seele? Dein Denken ist Blutvergießen! Deine Handlungen Raub! Und ist denn das Ehr- und Menschengefühl in Deiner Brust so weit schon erstickt und abgestumpft, daß es sich nicht empört bei den Gedanken Deines wilden Gehirnes?" Sie sprach das mit einer zürnenden Hoheit, und er sah dieselben Augen, welche sonst mit Bewunderung zu ihm aufgeschaut hatten, jetzt mit Verachtung auf sich niederblicken. Aber noch immer blieb sein Knie gesenkt. — „Ich weiß, Luise, Du bist anders als ich; ihr Alle denkt nicht so wie ich. Ich war stets mir selbst überlassen; als Knabe schon der freie Herr im Hause und draußen. Mein Wesen und meine Gewohnheiten mögen da von der wilden Natur angenommen haben! Aber würde nicht Dein Einfluß, Luise, mich ruhiger und besser machen können? Laß Du nicht von mir, Luise; es läßt mit Dir mein guter Genius, der mich schon vielmal gewarnt und zum Bessern geleitet hat, von mir." Er sprach das mit bebendem Munde; so hatte sie den Mann noch nie gesehen. Diese Momente in seiner Jugendliebe waren vielleicht die einzigen in seinem Leben, die das Herz Trenck's weich fanden. — Das Mädchen kämpfte einen schweren Kampf.

Ein Nachgeben hieße einer Zukunft, vielleicht voll Kummer und Jammer, jedenfalls aber voll schwerer Sorgen die Thüre öffnen. Und sie widerstand: „Ich glaube es nicht, Franz; wenn ich jemals einen solchen Einfluß auf Dich gehabt hätte, wann hätte derselbe sich besser zeigen können, als in einer Zeit, wo unsere Väter unsere Verlobung festgesetzt? Wenn Dein Drang nach Thaten so mächtig wäre, so würdest Du als Soldat denselben allenthalben befriedigen können. Aber ich glaube, daß neben dieser Thatenlust auch ein unstäter, finsterer Geist in Dir wohnt, der Dich immer eher zum Schlimmen als zum Guten treiben wird und den zu bannen ich mich nicht für stark genug halte. Ich habe diesen Geist auch früher in Dir betrachtet, und er war es, der mich immer noch von Dir fern hielt, der mich ängstigte und quälte! Ich wollte ihn einem ernsten, abgeschlossenen, männlichen Gemüthe zuschreiben, aber jetzt habe ich seine wahre Quelle entdeckt und diese verabscheue ich! Steh' auf, Franz, und suche den Traum einer Liebe zu mir zu vergessen." Er aber schlug sein Gesicht in beide Hände; sein gewaltiger Körper bebte und seiner Brust entrang sich ein Gestöhne, wie das Aechzen eines zum Tod Getroffenen; dann aber hatte er seine Bewegung überwunden und Trenck sprang auf. „Wenn Du mich so gehen lässest, Luise, so kommen die Folgen über Dein Haupt! Weißt Du, was das heißen will, die Rache eines Mannes, wie ich bin, herauszufordern? Weißt Du, was das heißt, Trenck ist rasend, Trenck kommt mit Mord und Feuer? mit Feuer und Mord?" Sie wollte entfliehen, aber er hielt sie mit mächtiger Hand; sie rief um Hülfe, aber er lachte hohnvoll. „Willst Du, Kind, daß ich diese Stubenhocker jetzt schon erschlage! Rathe Niemanden, mir jetzt in den Weg zu treten!" — „Sie haben ein wehrloses Weib vor sich, Freiherr von der Trenck." Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne und schien zur Besinnung zu kommen. „Ich will gehen; aber laß mich nur einen Schein von Hoffnung mitnehmen, Luise. Wo nicht, so wird fortan das Wort meine Losung bleiben, welches ich Dir eben zurief! Mein Herz kann sich nicht bescheiden mit stiller Entsagung; das Leben würde mir eine unerträgliche Marter sein, ohne volle, grausame, blutige Rache!" — „An wem willst Du Dich rächen, Du furchtbarer Mensch? Du hast es mit dem Willen eines schwachen Mädchens zu thun. Wenn Du mich ermorden willst, so hindert es Niemand." Er maß ihre Gestalt mit flammenden Augen. „Nein, Dich nicht, aber Diejenigen, welche Dir diese frommen, lächerlichen Gesinnungen eingaben und Dich in denselben bestärkten." Und langsam wandte er sich zum Gehen.

Keiner der Diener aber, welche den riesigen Mann mit dem finster entschlossenen Gesichte durch die Gänge dröhnend dahinschreiten sahen, wagte auch nur einen scheuen Blick auf ihn zu werfen. (Fortsetzung folgt S. 563.)

Die zweite Heirath.

Erzählung von **Heinrich Koenig.**

(Schluß.)

Sie eilte nach der Stadt zur Gräfin, und entdeckte ihr die Lage, in der sie nun zurückbleiben müsse. Die Gräfin, die sich von der lieben jungen Freundin ungern trennte, verweilte nun etwas länger, und ließ es sich nicht nehmen, ihr für den bevorstehenden Winter eine recht artige und geschmackvolle Einrichtung zu schaffen. Während dieses Winters wurden sodann, nachdem Xaver seine förmliche Bewerbung, bald nach Lilly's Erklärung, auf recht zarte Weise angebracht hatte, die Vorkehrungen zur Vermählung im Stillen getroffen. Xaver war mit seiner Schwiegermutter ebenfalls in die Stadt gezogen, und wußte einen gebildeten Kreis um sich zu versammeln. Ein trauter Umgang beförderte das Verständniß zwischen den Verlobten, und brachte die gegeneinander noch etwas befangenen Herzen inniger zusammen, bis gegen den Sommer hin die Trauung selbst ohne Aufsehen vollzogen ward.

Bei solcher Stimmung der Vermählten benahmen sie sich vielmehr wie Geschwister. Die Zärtlichkeit war schüchtern, sanft, ängstlich. Sollten diese Wochen nach dem gewöhnlichen Ausdruck — Honigwochen heißen: so war wenigstens der mildeste, reinste Honig darin, von jungen Bienchen aus lauter weißen Lilien gesammelt, wie diese wirklich zur Zeit der Trauung im Garten des ländlichen Sitzes blühten, — Bienchen, die auch nur scheu und allmälig an den stärker duftenden Jasmin und an die berauschende Nachtviole gingen.

Die bedungenen Freitagsstündchen wurden pünktlich gehalten. Karoline unterließ Nichts, was dieselben ernst und rührend machen konnte. Dessen ungeachtet, und bei einer gewissen eigensinnigen Beflissenheit, mit welcher Xaver auf seine behauptete unveräußerliche Trauer hielt, fand er sich doch nach und nach durch Lilly's Wesen und Walten auf so zarte, liebevolle Weise umgeben, von so heiterer Anmuth umwoben, in seinen Bedürfnissen und Wünschen so leise verstanden, so anspruchslos befriedigt, daß ihm, zum Trumpf über sein verloren geglaubtes Glück, jetzt erst die Ahnung einer echten weiblichen Liebe aufging. Die Schwiegermutter betrug sich dabei mit feinem Takte, indem sie in erster Zeit sich sehr zurückhielt, ja kleine Reisen zu verheiratheten Schwestern machte, um den Schwiegersohn in seiner leise zunehmenden Zufriedenheit und Neigung durch ihre Zeugenschaft nicht zu verschüchtern.

Bald lenkte Xaver in den Freitagsstündchen die Unterhaltung von seiner seligen Frau zart auf die beseligende, anfangs immer mit Rückblick auf erstere. — „Deine Liebe, herzliche Lilly," sagte er, „gibt mir jetzt erst den Maßstab für das Glück, das unsere Julie durch mich gehabt hat, denn dort war ich der leistende, der ich jetzt empfangend mich so reich und wohl fühle. Wie glücklich war ich damals liebend, und nun aber auch geliebt, wie selig empfinde ich mich!" — Seltsam genug sachten, wie Xaver sich endlich selber ein-

gestehen mußte, gerade die Stündchen trauernder Erinnerung immer mehr die Zärtlichkeit des liebenden Gemahls für Karolinen an, so daß auf die freitägigen Vormittagsstündchen immer die innigsten Abendstunden folgten. Karoline, hätte man glauben können, wäre in ihrem Benehmen sehr schlau zu Werke gegangen, hätte nicht echte Liebe von selbst und unbewußt all' die Vortheile voraus, deren die Schlauheit mit aller Berechnung oft gar nicht, und selten auf die Dauer, sicher ist. Gewöhnlich nahm auch Karoline die kleine Ida mit in die Freitagsstündchen; zumal das Kind mit jedem Tage seiner Entwicklung lebhafter an die verstorbene Mutter erinnerte. Und wenn hiedurch allerdings die Unterhaltung über die Verstorbene lebhafter wurde, so mußte sie natürlich auch desto eher ermüden. Dabei erinnerte das Kind doch den Vater auch daran, daß es kein Sohn sei, kein neuer Ring am Stammbaume, kein Erbe seiner Besitzungen, kein Vererber seines Namens. Diese Gespräche gingen später, mitten in den Stündchen der Erinnerung, auf die neue, heimliche Hoffnung über, welche Karoline mit lächelndem Erröthen einbekannt hatte.

Und so erweckte in der That die erst nur empfangende Liebe in einem so edlen Gemüthe, wie Xaver's, bald auch die gegenleistende. Es war freilich nicht mehr jenes Ungestüm, das einst Julien mit Artigkeiten und Darbietungen überladen hatte. Es war etwas Ruhigeres, etwas Tieferes, wie es sich dem ganzen Wesen und Benehmen Karolinens von selbst anpaßte. Auch hatte Xaver selbst zu empfangen; sein Herz hatte sich zwischen Geben und Hinnehmen zu theilen, worin eben der schöne Kreislauf der Liebe besteht; das Gefühl, geliebt zu werden, hielt seinem Bedürfniß zu lieben eine volle Wagschale entgegen. So drängte, in den fortgesetzten Freitagsstündchen, die Gegenwart mit zunehmender Fülle von Wechselliebe mehr und mehr die verblassenden Bilder der Erinnerung zurück. Aber Karoline ließ diese Stündchen nicht einstellen, bis endlich...

War es ein holder Zufall, oder eine schalkhafte Fügung des Himmels, daß nach Ablauf von zwölfthalb Monaten just auf einen Freitag Karoline — von einem gesunden Knäblein genas? Welche neue Fülle der Zukunft war hiemit aufgeschlossen! Ein schönes, dem Vater ähnliches Köpfchen mit lichtbraunen Löckchen erschien als glänzendes Keimauge am Stammbaume des Barons Xaver. — —

Das Wochenbett, die Sorgen und Besorgungen der Mutter um den wackern Jungen unterbrachen die fromme Gewohnheit der Todtenfeier. Die unterbrochenen Freitagsstündchen blieben aufgehoben. Der Knabe schrie und gedieh so viel neuem Leben entgegen, er regte so viel Gedanken der Zukunft für den vergnügten Vater an, daß zu Erinnerungen um Verlorenes keine Zeit übrig blieb.

Schach.

Redigirt von Dufresne.

Auflösung von Nr. 32.

Weiß.	Schwarz.
1) S. A 1 — H 8	1) D 4 — D 5+
2) K. C 4 — C 5.	2) D 5 — D 4.
3) K. C 5 — C 6.	3) D 4 — D 3.
4) D. A 7 — D 7 Schach und Matt.	

Das Fest der armen Kompagnie

im berner Oberlande.

Von

Fr. Vollmar.

Es ist Keinem unbekannt, von welch' ungeheurer Menschenmenge aus aller Herren Ländern und aus allen Weltgegenden das bernische Oberland alljährlich aufgesucht und heimgesucht wird; bald gibt es keine Gebirgseinöde, bald keine hoch in die Wolken strebende Felsenspitze mehr, die nicht von dem Fuß kühner Touristen durchschritten oder erklommen worden wäre. Aber die Sitten und Gebräuche des Volkes, das diese Gebirge bewohnt und umwohnt, sind heutzutage fast eben so unbekannt, wie sie es vor hundert und mehr Jahren waren, wo weder Deutsche noch Engländer, weder Europäer noch Amerikaner das Land nach allen Richtungen durchwanderten. Wer Brauch und Sitte des intelligenten Bergvölkleins kennen lernen will, der darf eben nicht im Sommer kommen; während dieser Jahreszeit lebt der wahre Oberländer ohne Sehnsucht nach Gesellschaft und gesellschaftlichen Freuden fast nur der harten Arbeit, im Thal wie auf dem Gebirge, am Ufer des vielbefahrenen Sees wie auf der einsamen Alp; denn wenn auch das Oberland nicht unfruchtbar genannt werden kann, so gewährt es doch bloß dann dem Landmann Nahrung und Unterhalt, wenn er im Schweiße seines Angesichts sie dem steinigen Boden abringt. Erst dann, wenn der Novemberwind das letzte Blatt von den Bäumen geschüttelt hat und die graue Mantelschleppe des Winters in die Thäler herabhängt, finden sich die Gebirgler in ihren Gehöften zusammen, bleibt der Thalbewohner in seiner Hütte am warmen Ofen im Kreise der Familie und ihrer Bekannten, und alsdann feiern sie, vom Tumulte des Fremdenverkehrs ungestört, ihre volksthümlichen Feste. Großartig sind nun diese Feste gerade nicht, oder doch selten, aber darum ist die Freude der Theilnehmer nicht minder herzlich und nicht geringer als an mancher pompösen Feier.

Eines der eigenthümlichsten dieser Feste ist das der „armen Kompagnie", aus dem unser Bild eine Szene darstellt; es ist ein Jugendfest und wird von der Schuljugend je eines Dorfes oder einer Gemeinde ohne irgend welche Einmischung von Seite der Alten gewöhnlich einige Wochen nach Neujahr veranstaltet und gefeiert. Die Jungen erscheinen als eine militärische Korporation, in kriegerischem, oft sehr abenteuerlichen Aufzug, in Uniformsröcken der verschiedensten Waffengattungen aus allen Jahrzehnten dieses und wohl auch noch des vorigen Jahrhunderts, bedeckt mit Dreieckhüten, Tschakos und Polismützen, bewaffnet mit Hellebarden, Spießen, mit Säbeln aller Art, mit Musketen und anderem vorväterlichem Schießgewehr. Unter Trommelschall und in Begleitung von milchgesichtigen Hanswursten ziehen sie an der Spitze ihrer Offiziere von Haus zu Haus, um Gaben zu sammeln für die „arme Kompagnie". Während aber in andern Armeekorps die Offiziere die Träger des höhern Ehrgefühls sind, sind dieselben hier umgekehrt mit der Gabensammlung beauftragt. Die Einrichtung der armen Kompagnie ist akkurat so wie diejenige der französischen Truppen der Republik und des ersten Kaiserreichs; für die Soldaten heißt es: contenti estote stipendiis vestris, begnügt euch mit eurer Löhnung; nämlich die Gemeinen dieser Kompagnie erhalten nach beendetem Umzug einen bestimmten Sold aus dem gesammelten Gabenfonds, und dann können sie laufen wohin sie wollen.

Die Offiziere dagegen, d. h. die Aeltesten dieser Jungen, die mit sinnig und verständlich ausgestrecktem Dreispitz bei den Vorübergehenden und vor den Häusern die klingenden Spenden in Empfang genommen, machen sich daraus nach Auszahlung des Soldes an die Gemeinen einen vergnügten Abend. Gewöhnlich wird von ihnen zu diesem Behuf ein eigenes Zimmer gemiethet; reichlich fließt der Wein, es wird getanzt und jubilirt bis tief in die Nacht hinein, und nicht selten geht es so hoch her, daß der Eine oder der Andere gehörig durchgewalkt, mit einigen Beulen auf dem muthwilligen Schädel in's väterliche Haus zurückkehrt.

Da der ursprüngliche Sinn dieses im Grunde genommen sehr einfachen Jugendfestes heutzutage nicht mehr recht verstanden wird, so haben die betreffenden Gemeindebehörden schon daran gedacht, dasselbe abzuschaffen. Es wäre dieß zu bedauern, denn es ist gewiß eine volksthümliche Reliquie

nur bey allen Fest, und besonders Festtagen, bey sich hat. Christkind kommt Niemand vorbey, es stehe es will Kinder haben, seyen Knaben, oder Mädchen, Alte sowohl als Junge, Arme und Reiche, Kinder und Leute, die Christkind hat Niemanden bey seinem Besuchen zu sagen was es sich gewünschet hatte. Noch hat Niemand Kinder in meinem Christkin so verschiedene bedeutende Schlüsse machen können, Niemand gehoret hier, daß sie Klagen hat in den heiligen Christ-

Die arme Verwandte.

tes Christkinn beschäftigenmeiß zu Weyhnachten Tag, daß geschenkgeschlossen sind in an den Christe ihren besonders Tage erwünschet hat vollständige Kunde bey Niemanden, der Christ von Verwandtenangelegenheiten in Anspruch nehmen. Nur keinen Niemand kann in seinem Leben ganz recht eine heilige Zeit

schönen genommen hier, wer sein in dem Leben so langen Jahren zu schönen verstand haben.

Digitized by Google

Marktscenerien vor dem Theater zu Hamburg. (S. 561.)

Ein unverfälschtes Volk.

Die Vierländer.

Von

Matth. Corens.

Wer einmal in Hamburg gewesen, dem sind dort gewiß neben manchem Andern vor Allen die schlanken, hübschen Gestalten unserer Blumen- und Obstverkäuferinnen, die Mädchen aus den Vierlanden, aufgefallen. Unwillkürlich hält der Fremde auf seinem Spaziergange an, um sich diese Schönen in ihrer volksthümlichen Tracht näher anzusehen, die ihm in plattdeutscher Sprache mit freundlichen Mienen ihre Moosrosen oder saftigen Aprikosen zum Verkauf anbieten.

Unberührt von den ewig wechselnden und oft so unschönen Moden der großen Welt, hat dieser kleine Volksstamm der Vierländer seine ursprüngliche Landestracht und seine guten alten, von den Voreltern ererbten Sitten rein und unverfälscht beibehalten.

Die Vierlande, bestehend aus Kirchwerder, Altengamm, Neuengamm und Curslak, bilden ein äußerst fruchtbares Elbgebiet, das den Hamburgern und Lübeckern gemeinschaftlich angehört. Dieses Verhältniß stammt noch aus jenen Zeiten, wo die Raubritter von ihren Burgen herab oft die friedlich vorüberziehenden Kaufleute überfielen und sie ausplünderten. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hausten in der Umgegend des Sachsenwaldes, der jetzigen hamburger Walddörfer, und an den Elbufern hinauf noch manche jener Herren, die es als ein besonderes Privilegium ihres Standes betrachteten, die Pfeffersäcke, wie sie wohl spottweise die ehrsamen Kaufleute benannten, auszuplündern, in Haft zu halten und ein hohes Lösegeld für ihre Freilassung zu erpressen, um sich von der so erworbenen Beute gute Tage zu machen.

Nun bestand damals zwischen den Lübeckern und dem Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg ein Vertrag, wonach sich dieser verpflichtet hatte, für eine von jenen jährlich zu entrichtende Abgabe von dreihundert Mark, die Heerstraße in seinem Gebiete so rein zu halten, daß der Lübecker Gut und Blut ungefährdet bliebe. Das Geld zwar hatte der Herzog eingesäckelt, aber der übernommenen Verpflichtung war er gar schlecht nachgekommen. In seinem Schlosse „Bargedorp" hegte er vielmehr das ärgste Raubgesindel, das die für das Innere Deutschlands bestimmten Waarenzüge plündernd überfiel und dem Herzog für seinen Schutz einen Antheil an der gemachten Beute gewährte.

Da beschlossen Lübeck und Hamburg, solches Unwesen nicht ferner zu dulden. Sie schaarten unter ihre Städtevaniere dreitausend Mann zu Fuß und achthundert reisige Knechte, und sandten diese am 10. Juli 1420 unter der Anführung des Bürgermeisters Jordan Pleskow aus Lübeck und des Heinrich Hoyer aus Hamburg gegen Bergedorf. Das Städtchen wurde erobert und geplündert. Darauf wurde das stark befestigte Schloß beschossen. Die Belagerten vertheidigten sich aber auf das Tapferste, besonders von den Wällen herab. Um sie von dort zu vertreiben, trugen die Belagerer Stroh und Reisig an dem Pfahlwerk um das Schloß zusammen, beträuften es wohl mit Pech und Theer, streuten Büchsenpulver unter das Gehäuf der Tonnen und steckten es in Brand. Davon erhob sich ein solch' mächtiges Feuer und erstickender Qualm, daß des Herzogs Kriegsvolk sich aus dem Bollwerk auf das Schloß zurückziehen mußte. Jenes ward darauf genommen und denen im Schlosse so zugesetzt, daß sie sich bald auf Gnade und Ungnade ergeben mußten und abzogen. Hamburgs und Lübecks Bürger besetzten das Schloß und steckten die Fähnlein beider Städte darauf. Durch einen Frieden zwischen den Herzogen von Sachsen-Lauenburg und den Städten Lübeck und Hamburg wurde alsdann festgesetzt, daß Bergedorf mit allem Zubehör, worunter die Vierlande gemeint, jenen Städten zu ewigen Tagen gehören und von ihnen nach ihrem Wohlmeinen regiert werden solle.

In dem Städtchen Bergedorf residirt seitdem ein Haupt- oder Amtmann, der abwechselnd von Hamburg und Lübeck stets auf sechs Jahre dahingesandt wird. Das Wappen des Städtchens besteht zur einen Hälfte aus dem hamburger, zur andern aus dem lübeckschen, und ist jedesmal in demselben die Hälfte die vordere, deren Stadt die zeitweilige Regierung führt. Die beiden Städte haben sich bisher sehr gut um den Besitz des Landes vertragen.

Die Vierlande bestehen aus dem schönsten, ergiebigsten Marschboden und sind durch hohe, feste Elbdeiche gegen Ueberschwemmungen geschützt. Der Boden nährt seine Bewohner sehr reichlich. Der Wohlstand derselben tritt schon an der saubern, hübschen, mit reichem Holzschnitzwerk und sinnreichen Sprüchen verzierten Außenseite ihrer Wohnungen in die Erscheinung. Es wird daselbst hauptsächlich Blumen-, Obst- und Gemüsebau betrieben. Daß die Vierländer ursprünglich eine niederländische Kolonie gewesen, geht zum Theil schon aus der Tracht, mehr aber noch aus den dort herrschenden Sitten, die uns unwillkürlich an die Holländer erinnern, hervor.

Es ist ein gesunder, schöner und biederer Menschenschlag, diese Vierländer. Die Männer sowohl als die Frauen sind durchschnittlich von sehr ansprechendem Aeußern; unter den letzteren gibt es gar viele wirkliche Schönheiten. In ihren kurzen Röcken, mit den rothen Strümpfen, die das gutgeformte Bein zur vollen Geltung kommen lassen, dem zierlich reichbesetzten Mieder mit breitem funkelnden Brustschilde, den blendend weißen Hemdärmeln und dem platten, runden Strohhute mit breitem Rande auf dem Köpfchen, gewähren sie einen gar lieblichen, fast bezaubernden Anblick. Unter dem Strohhute tragen sie eine den Kopf einhüllende, vorn in eine sogenannte Schnippe auslaufende Kappe, an der hinten ein breites, kreuzartig geformtes, schwarzes Band sitzt. Dieses ist aus Seide gefertigt und mit Theer getränkt und gesteift. Darunter ragen zwei lange Zöpfe braunen Haares bis über die Hüften herab. Diese Zöpfe darf jedoch nicht jede Vierländerin tragen. Frauen, sowie allen jungen Mädchen, von denen es offiziell bekannt, daß sie auf den Ehrennamen Jungfrau keinen Anspruch mehr besitzen, ist das Tragen solcher Zöpfe untersagt. Gewiß ein vortreffliches Mittel, die Mädchen vor leichtsinnigen Schritten zu warnen! Das Einzige, was an den Vierländerinnen nicht zierlich zu nennen ist, sind die Füße. Diese sind meistens breit und etwas plump. Die Ursache dazu trägt offenbar der weiche Marschboden, in den der Fuß des Wandernden, besonders nach stattgehabten Regengüssen, nicht selten tief einsinkt.

Die Männer tragen kurze, aus Sammet gefertigte Kniehosen, rothe Westen mit breiten Aufschlägen, und bei kälterer Jahreszeit Tuchjacken. Alles mit thalergroßen silbernen Knöpfen besetzt. Die Beine sind mit rothen Strümpfen und die Füße mit Schuhen, auf denen vorne große silberne Schnallen sitzen, bekleidet. Ihre Kopfbedeckung besteht aus einem hohen, schwarzen Cylinder.

Wenn der Lenz die Erde mit frischem Grün zu überziehen beginnt, die ersten Blumen sich aus dem dunklen Schooß der Erde hervorwagen, so bringen die Vierländer uns Städtern als erste Spende des jungen Jahres mancherlei Topfgewächse, und ihre Mädchen bieten auf den Promenaden duftende Sträuße von Veilchen und Schneeglöckchen zum Verkauf aus. Darauf folgt die Zeit der Erdbeeren, die anfänglich in kleinen Bouquets von ihnen feil geboten werden. Sind sie später in reicherer Fülle vorhanden, so ziehen sie mit gefüllten Körben durch die Stadt und bieten mit lauttönender Stimme in allen Straßen diese, sowie später auch Kirschen, Johannis- und Erdbeeren zum Kauf an. Im Sommer tragen sie mancherlei Gemüse, die stets von besonderer Güte sind, der Stadt zu. In der Rosenzeit versorgen sie uns mit jenen lieblichen Blumenköniginnen, die sie sowohl

in ganzen Sträußen, als auch in einzelnen besonders schönen Exemplaren den Vorüberwandelnden auf den Promenaden darreichen. Gegen den Herbst stehen sie mit zierlichen Körben voll saftiger Aprikosen und Pfirsiche da. Den Schluß bildet der Verkauf von allen Arten Birnen und rothwangigen Aepfeln. Für den Winter verlassen sie uns alle, bis auf einige wenige, die ihre festen Standquartiere in der Stadt haben. Diese, besonders Männer, handeln in der kalten Jahreszeit noch mit Hülsenfrüchten, vor allen mit den beliebten weißen Bohnen.

So versorgen sie die Hamburger nicht bloß mit alle dem, was der Sommer und Herbst an nahrhaften und wohlschmeckenden Gemüsen und Früchten hervorbringt, sondern spenden uns auch die lieblichen Kinder Flora's, die aus den Händen so sauberer, hübscher Naturkinder entgegengenommen das Auge doppelt erfreuen müssen. Und wie sie die letzten Erzeugnisse des Jahres uns vermitteln, so tragen sie uns auch in die dumpfen Stadtmauern hinein des Frühlings erste, freundliche Grüße.

Die Liebe des Panduren Trenck.

Historische Novelle von F. A. Baccioco.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Pandur und Diplomat.

In Wien war lautes, festliches Leben. Der Huldigungstag Maria Theresia's, der 22. November 1740, war angebrochen und eben hielt die lebensfrohe, jugendlich schöne Kaiserin ihren prunkvollen Umzug. Vor ihrer schwarz ausgeschlagenen Sänfte her gingen unter dem großen, hochflatternden Banner von Oesterreich die Landstände, die Magistratspersonen der landesfürstlichen Städte, der wiener Stadtrath und der niederösterreichische Landmarschall, der Letztere allein mit bedecktem Haupte. Ihm folgten die Erblandämter: der Oberhofmarschall, der Oberstkämmerer mit dem Szepter, der Oberstdruchseß mit dem Reichsapfel, der Oberstmundschenk mit dem Erzherzogshute, und endlich der Erblandmarschall zu Pferde mit dem entblößten Schwerte in der Hand. Zum letzten Male fungirten heute alle diese Würdenträger in der seit lange üblichen, schwerfälligen spanischen Tracht. Die einfache und lebendige Kaiserin schaffte bald nach ihrem Regierungsantritt all' diesen überflüssigen Pomp und alles Ceremoniel nach spanischer Sitte ab.

Sie selbst hatte, des feierlichen Anlasses wegen, für diesen Tag die Trauer um ihren Vater abgelegt und erschien in einer Robe von weißem, schwerem Seidenzeug, reich mit Gold gestickt und darüber den purpurnen, mit Hermelin gefütterten und umsäumten Mantel, auf der Brust den Orden des goldenen Vließes. Um die blonden Locken schlang sich ein blitzendes Diadem, dessen edelster und schönster Diamant auf ihrer wohlgebildeten Stirne leuchtete. Das war derselbe königliche Anzug, in welchem sie, noch kein Jahr nachher, in der ungarischen Krönungsstadt die kriegerischen Söhne Arpads zum Kampfe gegen die allseitig bedrohte Monarchie ausrief! Und viele Tausende magyarischer Männer folgten freudig dem Rufe, bereit, Gut und Blut für die junge, vielgeliebte Kaiserin zu opfern!

Noch aber ahnte den Wenigsten in den frohen, buntgeschmückten Straßen Wiens von diesem nahen Gewitter. Mit ununterbrochenem Jubel wurde der Zug begleitet, welcher langsam über den Kohlmarkt und Graben zum Stephansdom wandelte.

Mit Ausnahme eines Vorfalles wurde die Freude des Festes durch nichts getrübt. Während der Zug den Graben passirte, bildete sich am Eingange einer Straße in denselben eine Gruppe um zwei junge Kavaliere, welche in einen heftigen Wortwechsel gerathen waren. Erschreckt durch das Ungestüm desselben gaben die Umstehenden Raum, als die Beiden, die Hand an dem Raufdegen, heraustraten, in der offenbaren Absicht, einen entlegenen Ort zum Zweikampfe aufzusuchen.

Ein Mann jedoch hatte die Besonnenheit, den Anführer der sogenannten Rumorwache von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, und dieser eilte mit einer Abtheilung seiner Leute den Streitenden nach. Dieselben hatten das einsame Ufer des Wienflusses zwischen dem Stuben- und Kärnthnerthore ausersehen, um ihren Handel abzumachen.

Es war die höchste Zeit. Die Wache fand die jungen Männer in einem so heftigen Zweikampfe, daß ihre Klingen in einander verwachsen zu sein schienen. Mit großer Mühe gelang es, dem Duell Einhalt zu thun und Beide wurden unter strenger Bewachung gehalten, bis die höheren Behörden von der Sache unterrichtet waren. Für den Urheber des Streites konnte es bedenkliche Folgen haben, an einem solchen Tage den Frieden zu brechen. Genannt aber wurde als dieser der Freiherr von der Trenck.

Am folgenden Tage stand Trenck vor einer der einflußreichsten Personen am Hofe. Auf die Vorwürfe derselben erwiederte er trotzig: „Die Beschuldigungen, welche man mir in das Gesicht geworfen hat, würden auch das Blut eines Ruhigeren in Wallung gebracht haben." — „Sie sind allerdings des Einverständnisses mit jenem räuberischen Gesindel in Ihrem Komitate verdächtigt worden." — „Ich leugne ein Einverständniß nicht, aber es fragt sich nur zu welchem Zwecke? Ob ich mich in ihre Räubereien einließ, darüber können am besten die Häuptlinge und Anführer, welche derzeit auf dem Spielberge und in den Komitatsgefängnissen sitzen, und welche ich mit Gefahr meines Lebens bekämpfte und einfing, Zeugniß ablegen. Aber wenn ich diese tapferen raizischen Männer jetzt, bei der Gefahr, welche der Monarchie droht, zu organisiren suche, um meiner Königin in jedem Augenblick ein tapferes Freikorps zu Gebote stellen zu können, wird man das auch ein Einverständniß zu räuberischen Zwecken nennen können?" Es waren damals nicht die Zeiten darnach, die erstere Behauptung näher zu beleuchten, zumal die zweite so höchst willkommene Hülfsmittel in Aussicht stellte. Und deßhalb erwiederte die Excellenz: „Die Sache schien mir von Anfang auf einem Mißverständnisse zu beruhen; ich selbst bin vollkommen überzeugt von demselben." — „Der Edelmann, welcher mich verleumdet, stammt aus Bayern; weder kann derselbe einen richtigen Einblick in unsere Verhältnisse haben, noch ist ein unbefangenes Urtheil von einem solchen zu erwarten, denn Bayern ist uns feindlich gesinnt." — „Ohne Zweifel; Sie sind offenbar schwer beleidigt worden; rechnen Sie auf meinen Beistand, Herr Baron, wenn Sie die Sache verfolgen, um sich Genugthuung zu verschaffen." Trenck lachte in seiner wilden Weise und schlug an seinen Säbel. „Genugthuung, Excellenz! die werde ich mir selbst verschaffen und eine eklatante!"

So ward er entlassen. Aber er nahm, als er in seine Heimat zurückkehrte, ausgedehnte Vollmachten und das Oberstenpatent für das zu bildende Freikorps mit sich.

Sein Gegner war der junge Freiherr von Denkendorf gewesen, von welchem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er sich eifrig um Luisens Gunst bewerbe. Ihr Zusammentreffen war vielleicht zufällig; Trenck brach die Gelegenheit vom Zaune; Denkendorf verweigerte ihm anfänglich das Duell aus demselben Grunde, aus welchem Albrecht von Waldstein ihm in jener Nacht sein Ehrenwort verweigert hatte. Dann aber ließ das rücksichtslose Vorgehen Trenck's keine andere Wahl mehr.

Daß es bei den dermaligen Verhältnissen für den bayerischen Edelmann schwer war, zu seinem Rechte zu gelangen, ist offenbar; auch hielt er sich nicht lange mit langwierigen Versuchen auf, sondern wandte sich wieder zu dem Gegenstande, welcher gegenwärtig seinen Kopf am meisten in An-

spruch nahm. Vielleicht auch dachte er, bei einem Siege hier die geeignetste Genugthuung zu erhalten.

Während nun der neuernannte Oberst in dem großen Dorfe Pandur, dessen sämmtliche kriegsfähigen Männer zu ihm traten, sein Werbequartier aufschlug und von den Pußten und den benachbarten Gebirgen all' jene waghalsigen Gesellen, deren Lebenszweck Kampf und Raub war, herbeigeeilt kamen, gingen auf Schloß Waldstein die Tage in trüber Eintönigkeit hin. Luise trauerte aufrichtig um Trenck, denn trotz jener Enthüllung seines Charakters war der Einfluß, welchen der ungewöhnliche Jüngling auf sie gewonnen hatte, ein bedeutender und tiefer. Ihrem Vater und Bruder konnte daher nichts willkommener sein, als die Rückkehr des jungen Denkendorf von dem Huldigungsfeste zu ihnen. Kein anderer Mann wäre so geeignet gewesen, die Gedanken des jungen Mädchens zu zerstreuen und aufzuheitern, als ihr gewandter und lebensfroher Jugendgespiele. Seiner offenen Bewerbung aber widerstand sie geraume Zeit, und erst als sich die Bemühungen ihrer Verwandten mit den seinigen vereinigten, erklärte sie ihm, in Jahresfrist auf seinen Antrag zu antworten. Bei diesem Entschlusse blieb sie. Der junge Diplomat betrieb indessen, so oft er Schloß Waldstein verließ und in seine Heimat D. an der Donau im Bayerischen zurückkehrte, eifrigst die Vorbereitungen zu seiner häuslichen Einrichtung.

Zu derselben Zeit brach der österreichische Erbfolgekrieg aus. Die Bayern waren in Oberösterreich eingefallen und bedrohten Wien. Die Franzosen standen in Böhmen.

Trenck wurde mit seinem Freikorps auf den Kriegsschauplatz gerufen. Aber noch bevor es zum Aufbruch kam, rebellirte bereits seine Schaar. Wir erzählen den Vorfall nach authentischer Ueberlieferung: sie gibt einen Einblick in das Wesen derselben.

„Ein Harumbascha, so hießen seine selbsternannten Hauptleute, eifersüchtig auf seine Stellung und Ueberlegenheit, hatte eine Meuterei in dem ihm anvertrauten Zuge angestiftet. Es ward beschlossen, den Obersten bei der Revue zum Abmarsche zu erschießen. Dieser Gefahr entging Trenck nur durch ein wunderbares Glück und durch seine außerordentliche Entschlossenheit. Als er auf seinem wilden Rappen in seiner bunten Uniform auf den Platz in der freien Pußte gesprengt kam, legte jener Zug auf Kommando des genannten Hauptmannes an und gab Feuer. Sein Pferd stürzte todt unter ihm zusammen; ihm aber hatte nur eine Kugel den linken Arm gestreift. Und rasend gemacht durch den Verrath, gereizt durch seine Wunde stürzte Trenck mit hoch geschwungenem Säbel auf die Rotte los, zählte eins, zwei, drei und hieb dem vierten Mann den Kopf herunter. Bis auf den zwölften Mann war er gekommen, da trat der Harumbascha vor mit dem Ausruf: ‚Ich habe kommandirt! jetzt wehre Dich Deiner Haut!' Es waren seine letzten Worte. Von einem furchtbaren Säbelhiebe seines Obersten getroffen, sank er mit gespaltetem Haupte zusammen. Und nicht zufrieden mit dieser Rache, wollte er die Exekution mit dem vierten Mann fortsetzen; da aber spannte die ganze Rotte den Hahn, um auf ihn anzuschlagen. Trenck in blinder Zornwuth sprang auf sie ein und hieb um sich wie ein Rasender. Wo seine Klinge hinfuhr, sank ein Mann. Dieses Verfahren wirkte. Alle fielen auf die Kniee und gelobten Gehorsam. Er hielt eine kurze Anrede, verzieh ihnen, und seit dieser Zeit rebellirte Keiner mehr.

„Nachdem so die ‚Ordnung' hergestellt und Alles bereits auf dem Marsche, wollte Trenck noch einen Versuch bei seiner abtrünnigen Geliebten machen. Das Gerücht aber von jenem Vorfalle, welches bereits in noch übertriebenerer Form sich allenthalben verbreitet hatte, war nicht geeignet, ihm von Neuem Sympathieen in dem gefühlvollen Mädchenherzen zu erwecken. Als er, gefolgt von seinen wilden Leibheiduken, vor das Schloß ritt, sich vom Pferde schwang und klirrend die Treppen hinanstieg und in ihr Gemach trat, da wies sie ihn mit noch erhöhter Entschiedenheit von sich. Aber auch jetzt noch bezähmte ihr Wesen so seinen furchtbaren Charakter, daß er eher niedergeschlagen als zornmüthig das Schloß verließ. Nur sprach er noch bevor er schied: ‚Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Luise; mein mußt Du werden, und wenn ich Dich mit Feuer und Schwert erobern muß!'"

Viertes Kapitel.

Der Pandur als Brautwerber.

Wenn noch ein Schwanken im Gemüthe des Mädchens war, so wurde es durch die letzte Drohung ihres wilden Verehrers gänzlich beseitigt. Durch die Verbindung mit Denkendorf glaubte sie seine Hoffnungen mit einem Male zu nichte machen zu können. Als das Jahr vorüber war, wurde sie demselben angetraut und die jungen Leute reisten unter Begleitung Albrecht's von Waldstein und einiger Freunde nach Wien, wo die Trauung geräuschlos vor sich ging. Albrecht begleitete sie dann hinüber nach Bayern, wo das Schloß D., unweit Vilshofen an der Donau, zu ihrer Aufnahme bereit stand.

Auf ihrer Reise hatten sie den Kriegsschauplatz so weit als möglich gemieden. Hauptsächlich in Folge der Erhebung der Ungarn waren die in Oberösterreich eingefallenen Feinde nach wenigen glücklichen Schlägen genöthigt, zurückzugehen. Ebenso ward Böhmen gesäubert.

Und jetzt erhob plötzlich, bereits im Rücken der Bayern, ein österreichischer Parteigänger mit einer Tollkühnheit sein Haupt, daß sein Name mit Blitzesschnelle durch die aufgeschreckten Gaue Süddeutschlands getragen wurde.

Aber nicht allein der Ruf der Kühnheit, sondern auch der entsetzlichsten Zerstörungssucht und Grausamkeit ging seiner Schaar voran. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges oder die Zeiten des Attila schienen zurückgekehrt zu sein, denn alle Schrecken des Vandalismus waren mit dem Rufe: „Der Trenck ist da!" verbunden . . .

Nicht unwahrscheinlich ist auch die Vermuthung, daß die Männer, die er führte, die ersten Abkömmlinge des wilden Hunnenvolkes sind, welche in den fruchtbaren Niederungen Ungarns sich niederließen, und die bis auf diesen Tag mit ihrem trotzigen Ansehen ihre kriegerischen Gewohnheiten beibehalten haben.

Eine so auffallende und malerische Schaar ward vielleicht niemals gesehen. Diese Reiter kamen auf ihren kräftigen, ausdauernden Steppenrossen in hochrothen, wallenden Mänteln daher gesprengt; die weiten, blauen Beinkleider waren von einem Gürtel zusammengehalten, in welchem Pistolen und türkische Dolche staken, und ihr Haupt, dessen Haar zumeist in langen, schwarzen Flechten, mit bunten Bändern durchschlungen niederhing, war mit einer hohen, rauhen Mütze bedeckt. Das waren die Panduren. Ihr Anführer ragte über Alle hinaus, durch seine Körperbildung nicht weniger als durch seine unvergleichliche Kühnheit, Gewandtheit und Schnelligkeit. Sein Zug aus Böhmen nach Bayern sucht in der damaligen Kriegsgeschichte seinesgleichen.

(Schluß folgt S. 566.)

Eine stille Stätte.

Die Columbarien Roms.

Von

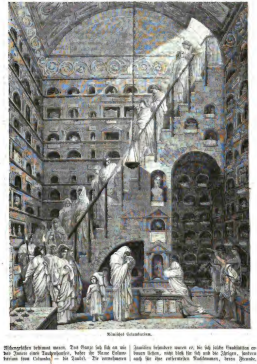
Ernst v. Huber.

Den Römer kennen zu lernen, muß man ihn auch bei den Todten aufsuchen.

Unter den römischen Gräbern sind, wenn man von den Grabdenkmälern, die sich über der Erde oft mit einem künstlerischen Aufwand und Geschmack erheben, absieht, die unter-

leblose Gleichgewicht, Columbia's gesamt, ist hergestellt worden. Die waren entweder in Zeit gestürzt oder

gewesen und überwalle; die Bilder zeigen offenwelt Columbianer gestürzt Völker, welche die Europäer um



Nicolaus Columbus.

Völkerrechte bekannt waren. Von Burg ist ihr es nie bei Jahren einen Taubenpalast, hatte die Neue Zeitung darum von Columbus. — In London. Es verschwere

Quantität bekannt waren es, so ist sehr Gesellschaft erkannt hatten, weil sich für sie auch in Europa, besonders auch bei den erkannten Handwerken, Leute Freude,

Digitized by Google

Klienten, Freigelassenen und Sklaven. Diejenige, die unsere Abbildung darstellt, bildet ein längliches Viereck, dessen längere Seiten 34½ Palm (3 Palm römischen Maßes gleich 2 par. Fuß 9 1/10 Lin.), die kürzeren 25½ Palm lang und 28 hoch sind. Mehrere kleinere Denkmale, Bildnisse u. s. w. finden sich neben den gewöhnlichen Aschenbehältern. Die Grabkammer ist halb im Tuff des Bodens ausgehöhlt, halb hervorragend; an dem Eingang führte eine Treppe in dieselbe hinunter. Nach den Inschriften sind in diesem Columbarium eine Menge Personen beigesetzt worden, welche Aemter im Cäsarenpaläste hatten, von Augustus an bis zu Nero, darunter ein Arcarius oder Kassenbeamter, ein Hofnarr des Tiber, ein Nomenklator ꝛc. Jede Nische war zur Aufnahme von zwei Aschenkrügen eingerichtet; über denselben war in der Mauer in der Regel der Name des Verstorbenen eingemeißelt. Die hinterbliebenen Verwandten besuchten entweder an deren Todes- oder Geburtstag die Grabstätten der Dahingeschiedenen und opferten ihren Manen Zweige, Blumen, Kränze, Parfüm, Früchte ꝛc. Uebrigens hatte das heidnische Rom auch ein allgemeines Todtenfest, einen Allerseelentag, der alljährlich am 21. Februar gefeiert wurde. Aehnliche Grabstätten haben wir auf unsern Reisen auch heutzutage noch gefunden, namentlich in Barcelona, nur daß hier die Mauerwände, in welche die Särge eingelassen wurden, frei zum Himmel ragten und zwischen ihnen freundliche Spaziergänge die Verwandten an diesen ernsten Ort einluden.

Die Liebe des Panduren Trenck.

Historische Novelle von F. A. Bartlocco.

(Schluß.)

Nach seinem Uebergange über das Böhmerwaldgebirge erhielt Trenck, vielleicht durch Zuzügler aus seiner Heimat, die Nachricht, daß Denkendorf und Luise als junges Ehepaar die Donaustraße hinauf nach D. gezogen seien.

Vielleicht trug er sich mit der Hoffnung, ihnen noch den Weg abschneiden zu können; genug, das Städtchen Cham, dessen Belagerung er eben betrieb, wurde, um schnell mit demselben fertig zu werden, an allen Enden angezündet, und die Einwohner, so viel man deren habhaft werden konnte, auf Befehl des zornentbrannten Trenck in die Flammen geworfen. Fliehende Weiber und Kinder, welche eine Brücke zu passiren hatten, hielten die Barbaren auf, plünderten sie aus und warfen sie dann in das Wasser.

Aber Trenck ging Alles nicht schnell genug. Er war seiner Bande stets weit voraus, und bei Vilshofen setzte er nach dessen Plünderung und Zerstörung über die Donau. Und nun ging es mit ungestümer Hast stromaufwärts. Der Dämon, welcher den Anführer beherrschte, schien sich auch den Leuten mitgetheilt zu haben. Und so schnell und ohne jede Rast eilte die wilde Schaar dahin, daß wider alles Erwarten einige am Wege liegende Ortschaften von der Plünderung verschont blieben.

Trenck hoffte, wenn er die Gesuchten auch auf der Straße nicht mehr erreiche, Schloß D. doch unvorbereitet überfallen zu können. Ein freundliches Geschick aber wollte es anders. Schneller als er selbst war sein Name und der Ruf seiner Thaten in jene Gegenden gedrungen. Auf der Zinne des Schlosses wurde ununterbrochen Wache gehalten, und Albrecht mit seinen Freunden sammelte alle Diener und alle entschlossenen Männer aus dem nahen Dorfe um sich, bewaffnete sie auf das Beste, verrammelte alle Zugänge und die Fenster der unteren Gelasse, und erwartete entschlossen den furchtbaren Gegner. Einen sicheren, versteckten Gang aber, welcher an die Fähre über die Donau führte, hielt man für den schlimmsten Fall offen.

Auf diesem Wege wurde auch, weil man von der Raublust Trenck's und seiner Gesellen gehört hatte, Alles, was werthvoll war, über das Wasser geschafft. Albrecht wollte seine Schwester bewegen, noch vor der Gefahr hinüber zu gehen, sie aber wollte ihn und ihren Mann, welcher zu der Vertheidigung seines Herdes entschlossen war, nicht verlassen. Mit klopfendem Herzen stand Luise am Abende dieses Tages an einem der hochgelegenen Fenster des Schlosses und blickte hinaus auf die Donaustraße, auf welcher der Feind jeden Augenblick daherkommen konnte. Was sie wohl fühlte, wenn sie an den Mann dachte, der jetzt sein Wort, sie mit Feuer und Schwert erobern zu wollen, einlösen wollte? — Sie hätte kein Weib sein müssen, wenn die Bewunderung, welche sie ihm einst entgegenbrachte, und welche schon im Begriffe war einer ernsten Neigung Raum zu geben — nicht jetzt eine leise Stimme gefunden hätte.

Jedoch, so oft ihr Gemahl oder ihr Bruder in das Gemach trat, um ihr von den Vorkehrungen zu sprechen und auch wohl ihre Ansicht zu hören, waren ihre Gedanken und Worte nur von der einmal übernommenen Pflicht geleitet.

Die Nacht war hereingebrochen; in friedlicher Stille lagen Berg und Thal; die Wellen des breiten Stromes wälzten sich kaum hörbar am Schlosse vorbei, und da, wo ein Lichtstrahl aus einem der Fenster in sein Bette fiel, kam ein zitternder, immer verschwindender und immer wiederkehrender Schein hervor. Der bewegliche Lichtglanz schien fast das einzig Regsame in der Gegend zu sein. Die Straßen, die einsamen Gehöfte und Hütten und das Dorf unten lagen wie ausgestorben. Die Frauen und Kinder waren bereits jenseits des Wassers in Sicherheit; die Unverzagtesten der Männer im Schlosse. Und hier, im Innern desselben, war ein gar emsiges Leben und Treiben. Das große Thor war sorgfältig verrammelt; eben so eine kleine, starke, eisenbeschlagene Seitenthüre. Die unteren, manneshohen, mit Eisenstäben versehenen Fenster sollten als Schießscharten benutzt werden. Waffen aller Art lehnten an ihren Brüstungen, und besonders hoften die Bauern mit langen, eisenbeschlagenen Spießen, welche aus der Rüstkammer hervorgeholt worden waren, die Stürmenden gehörig empfangen zu können.

Der Eigenthümer des Schlosses, der junge Freiherr von Denkendorf, sein Schwager Albrecht und die muthigen Freunde eilten von einem Punkte zum andern; überall anordnend, befehlend, ermunternd. So schien das Schloß mit seiner entschlossenen Besatzung einem Sturme und selbst einer Umlagerung von einigen Tagen ruhig entgegensehen zu können.

An ihrem hohen Fenster stand noch immer, obgleich Mitternacht bereits herangekommen war, Luise, und spähte, gespannter jedenfalls als der Thürmer oben, hinaus auf die Donaustraße. Der Himmel war umwölkt, aber ab und zu warf der Mond, hervortretend, einen breiten, hellen Strahl auf die Gegend, und dann trat diese Seite des Schlosses scharf und klar hervor. Da endlich bemerkte die junge Frau in weiter Ferne einen eigenen rothen Glanz, der wie ein langer Streifen sich allmälig gestaltete und näher und näher kam. Ihr Ruf mischte sich mit dem des Wächters. Einen Augenblick war im Schlosse Alles in heftiger, hastiger Bewegung; dann aber trat nach Albrecht's kurzen, entschlossenen Worten sofort die nöthige Ruhe und Ueberlegung ein, und Jeder eilte an seinen Posten. Und indeß die Herren sich zu überzeugen gingen, ob allen ihren Anordnungen nachgekommen werde, kam jener Schein mit fliegender Eile dem Schlosse näher. Bald unterschied man eine Kavalkade wilder Reitersleute, von welchen Jeder, einen Feuerbrand schwingend, eher einem der Hölle entsprungenen Dämon ähnlich sah, als einem Menschen. Und jetzt vernahm Luise zuerst von Allen den furchtbaren Ruf, der ihr Herz bis in's Innerste beben machte, den Ruf, mit welchem er einst gedroht hatte um sie werben zu kommen: „Feuer und Mord! Mord und Feuer!“ Allen voraus aber sprengte auf schäumendem Roß ein riesiger Mann, barhäuptig, mit wehendem Haar, mit wildflammenden Augen wie ein entfesselter Löwe. Jetzt parirte er, bereits vor der Ringmauer, sein Roß, hob sich höher in seinem Sattel, als wolle er das Schloß mit der

Faust ergreifen und schwang seinen krummen Säbel in triumphirender Bewegung um sein Haupt. Dann sahen sie den Furchtbaren noch eine Weile regungslos halten, seine Schaar erwartend. Die im Schlosse aber waren nicht müßig geblieben. Als sich Albrecht überzeugt hatte, was die Gegner im Schilde führten, war er kurz entschlossen. „Die Mörderbande will unser Haus in Brand stecken; wir müssen ihnen entgegen gehen und sie wenigstens so lange aufzuhalten suchen, bis Luise und die unberittenen Männer jenseits der Donau sind!"

In diesem Augenblick war wieder der Mond hervorgetreten und in dem geöffneten, hell beleuchteten Fenster bemerkte das scharfe Auge des Trenck eine weibliche Gestalt. Und mit einem Male stieß er ein Triumphgeschrei aus, das selbst den muthigsten Mann erbeben machte: „Mein ist die Braut! mein! mein!" Luise wurde halb ohnmächtig von ihrem Gemach hinunter zur Fähre getragen. Auf dem Schloßhofe aber warf sich ihr Bruder mit den gewandtesten und muthigsten Männern zu Pferde; das äußere Thor wurde geöffnet und entgegen sprengte die Schaar dem furchtbaren Feinde.

Im nächsten Moment waren Trenck und Albrecht handgemein. Der junge Deutsche hielt sich wacker. Die Ueberlegenheit des Andern aber war zu offenbar, und nur seiner blinden Wuth war es zuzuschreiben, daß er den Gegner nicht sofort niederwarf. Zu gleicher Zeit war der Kampf zwischen den Dienern und Freunden einerseits und den Panduren entbrannt. Auch die im Schlosse regten sich. Aus den Fenstern wurde mancher der Fackelschwinger, der in den Bereich derselben und in die Nähe der strohbedeckten Nebengebäude kam, niedergestreckt. Doch blieb immerhin der Kampf ein ungleicher, hoffnungsloser. Der feurigen Reiter wurden immer mehr, und wie ein Schwarm Leuchtkäfer um ein Sandhäuflein, so umschwärmten sie jetzt das Schloß.

Und noch immer rang Albrecht verzweifelt mit seinem Gegner. Aber er blutete bereits aus einer Wunde, und allmälig fühlte er, wie sein Arm ermattete. Den Seinigen erging es nicht besser. Einige waren schon gefallen; die Anderen hatten sich in die hohen Weidenbüsche, welche den Kampfplatz umgaben, geworfen und entkamen, begünstigt von ihrer Kenntniß des Bodens, glücklich. Und Albrecht, in der Ueberzeugung, daß seine Schwester und die Uebrigen jetzt in Sicherheit seien, warf plötzlich herum und mit einigen glücklichen Sätzen war er den Augen des Gegners entschwunden.

Trenck stürmte ihm nach, hieb in die Stauden, und ließ seine flammenden Augen nach rechts und links schweifen. Erst nach einigem Suchen entdeckte er den schmalen Pfad, auf welchem Jener entkommen, und als er denselben verfolgte und die Gebüsche endlich hinter sich hatte, erblickte er den Andern bereits am Ufer der Donau. Ein gewaltiger Sprung jetzt — und dahin trieben Mann und Roß.

Jetzt kommandirte Trenck wie besessen seine Leute herbei, ließ sie am Ufer des Flusses aufreiten und befahl in ganzen Pelotons nachzuschießen. Ueber dem Sammeln aber war natürlich einige Zeit vergangen und der Schwimmer bereits außer der Schußweite. Und als dieser, weit unterhalb zu todt erschöpft, das andere Ufer erreicht und erstiegen hatte, sah er zurückblickend das Dorf und die Nebengebäude des Schlosses in Flammen.

Auf das Letztere selbst aber hatte Trenck sein besonderes Augenmerk gerichtet. Thor und Thüre, an welchen jetzt kein Widerstand mehr geleistet wurde, wurden erbrochen. Und während seine Panduren, nach Beute lüstern, sich in die oberen Räume ergossen, stieg er, wahrscheinlich mit einer oberflächlichen Kenntniß der Baulichkeit versehen, in den Keller hinunter. Jedenfalls vermuthete er, daß sich seine Geliebte in einem der vielverzweigten Gänge verborgen halte.

Er war nur von einem Getreuen begleitet, und bei Todesstrafe hatte er verboten, ihm nachzufolgen. Seine Gesellen wußten, daß das keine Phrase war. Eilig stieg er die Treppen hinunter, ging aufmerksam durch die feuchten, gewölbten Gänge, blieb stehen mit vorgebeugtem Haupte um zu lauschen, und ging weiter mit derselben Hast und Spannung. Aber wohin er auch spähte: nirgends die Spur eines lebenden Wesens; kein Laut, keine Bewegung; überall dumpfe, todte, öde Gewölbe, in welche das Licht mit schauerlichem, grellrothem Scheine fiel. Noch eine Stufe hinunter und er gelangte in einen größeren Raum, von welchem aus wieder kleinere Gänge zu weiterer Verfolgung aufforderten. Hier aber, in diesem Kreuzpunkte, stand ein kleines, unscheinbares Fäßchen, über welches sich sein Gefährte in dem Glauben, daß es Gold oder Schätze enthalte, unverzüglich hermachte. Trenck in seiner gereizten, fast enttäuschten Aufregung versetzte ihm einen Fußtritt, daß das Fäßlein hinkollerte und die Reifen sprangen. Den Heiduken aber mochte die Schwere desselben angezogen haben, denn er warf sich von Neuem auf dasselbe — und jetzt versetzte ihm Trenck einen Streich mit der Fackel. Da geschah ein furchtbarer Schlag.

Einen Augenblick war es dem Pandurenobersten, als wenn sich die ganze Hölle vor ihm öffnete. Alles eine Glut um und um, und dann tiefschwarze Nacht. Mit zerfetztem Leibe lag der furchtbare Mann und neben ihm sein verstümmelter Genosse.

Die Explosion, welche sich der Schaar draußen durch den Donnerschlag und einen aus der Erde emporfahrenden Blitzstrahl bemerkbar machte, hatte zunächst eine große Bestürzung zur Folge. Dann aber stürmten die Muthigsten hinunter, ihren Anführer zu suchen. Qualmender Pulverdampf zeigte ihnen die Spur. Und als sie den halbverbrannten Körper an das Tageslicht gebracht hatten, jammerten die wilden Krieger wie Kinder um den verstümmelten Herrn.

Und dennoch, so unwahrscheinlich es auch klingen mag, Trenck starb an diesem Schlage nicht. Seine ungeheure Lebenskraft rang dem Tode sein Recht ab. Die halbgebratenen Glieder, das von tiefen, häßlichen Wunden entstellte Gesicht zeigten noch fortwährend Lebensspuren, und unter so sorgfältiger Pflege, als ihm seine Panduren angedeihen lassen konnten, erholte er sich, anfänglich langsam, dann mit wunderbarer Schnelligkeit und wurde wieder völlig hergestellt. Seinem Gesichte aber blieben jene häßlichen Brandnarben als ein entsetzliches Denkzeichen. Seine Leidenschaft zu jenem Mädchen scheint mit denselben ausgebrannt worden zu sein, — nicht aber seine übrigen Leidenschaften, welche eben durch den Krieg zu einer fesselosen Entwicklung gekommen waren.

Fortan war das entstellte, zur Hälfte schwarze Gesicht, das wahre Abbild seiner menschenfeindlichen, furchtbaren Seele; fortan machte sich dasselbe Gesicht in Freundes- und Feindesland so gefürchtet, wie das jenes bösen Geistes, welchem der Volksglaube eine durchaus schwarze Färbung gab...

Wir kehren noch mit wenigen Worten zu dem Schlosse und seinen Eigenthümern zurück. Die sämmtlichen Nebengebäude und zuletzt das Schloß selbst wurden den Flammen übergeben. Die Bewohner aber waren alle gerettet; selbst Diejenigen, welche im Kampfe verwundet worden waren, wurden noch bei Zeiten von den Bauern bei Seite geschafft und genasen unter der sorgfältigsten Pflege.

Als Luise das Schicksal ihres wilden Verehrers erfuhr, mit dem Beisatze, daß man an seinem Aufkommen zweifle, war sie auf das Tiefste erschüttert. Ja, so seltsam ist das weibliche Gemüth: was immer er ihr angethan hatte — es schien mit einem Male aus ihrer Erinnerung gelöscht, und fast war es, als wolle jetzt erst eine finstere, lang niedergehaltene Neigung für ihn zum Durchbruch kommen. — Ihr Gemahl aber ehrte ihren Schmerz in dem Glauben, daß seine Ueberredung nicht wenig dazu beigetragen habe, sie von ihm abwendig zu machen.

Und als Trenck nach wenigen Jahren schon wegen seines unerhörten Wüthens auf Befehl seiner eigenen Kaiserin wie ein Soldat in Feindesland gefangen genommen und zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt wurde, war sie es, welche ihn auf dem Spielberg zu besuchen ging. Sie

fand in ihm einen durch die Gefangenschaft tief gebeugten Mann. Trenck war einer von den Menschen, für welche man keine härtere Strafe ersinnen kann, als Gefangenschaft. Sie nagte an seiner Lebenskraft wie eine schwere Krankheit, und so starb er dahin wie ein gefangener Löwe, noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt.

Ein sibirischer Hochzeitstag.

Von

E. Felinska.

Wir haben heute eine Einladung zu einer Hochzeit bekommen: in Sibirien und eine Hochzeit, das ist Sonnenschein in winterlicher Gegend. Man kann sich denken, wie wir uns auf diese Abwechslung in der Monotonie unseres Lebens freuten. Wir begaben uns um die Mittagsstunde zu der Familie des Bräutigams, die uns mit Apozar bewirthete, einem Getränke, das aus Himbeer- und Johannisbeersaft, Zucker und Franzbranntwein besteht, und ganz köstlich schmeckt. Die Gäste schienen sehr heiter zu sein und die Partie eine nach allen Seiten befriedigende. Das junge Paar begibt sich gewöhnlich zu Fuß nach der Kirche, heute ausnahmsweise brachte man die Braut auf einer mit Teppichen ausgeschlagenen Tragbahre bis zur Kirche, und bei der Annäherung des Zuges trat der Bräutigam, der schon zuvor zur Kirche gegangen war, heraus, um seiner Geliebten entgegen zu gehen; sie umarmten sich mehrmals, dann traten sie vor einen in der Mitte des Schiffes stehenden

Hochzeit in Berezew (Sibirien).

Altar. Der Pope las die Gebete aus einem Missale, und der Sakristan sang mit lauter Stimme die Hochzeitspflichten. Die Gatten tauschten keine Schwüre aus, sie versprachen nicht sich zu lieben, sondern wechselten Ringe, und nach diesem Tausche setzte der Bräutigam der Braut eine Krone aus symbolischen Blumen auf das Haupt, wobei sie, zart erröthend, ein ganz allerliebstes Bild abgab. Das junge Paar schritt dann dreimal um den Altar, man küßte sich noch einmal, und die kirchliche Ceremonie war zu Ende. Wie der Zug gekommen, kehrte er auch wieder nach Hause zurück. Die Braut mit der Blumenkrone auf dem Haupte saß auf dem Tragsessel, und der Bräutigam schritt, ihre Hand in der seinen haltend und glücklich zu ihr aufblickend, nebenher. Bei dem Mahle blieben wir nur kurz, denn man weiß, wenn der Russe in die Weinlaune kommt, so ist er zärtlich, und dieß ist für Damen nicht gerade angenehm. Als wir spät noch einmal auf einen Augenblick vorsprachen, um eine Tasse Thee zu nehmen, da man unser Nichterscheinen als Hochmuth ausgelegt hätte, genossen wir eines der seltensten Schauspiele der Welt: man tanzte, aber man denke sich, ohne Musik, also rein um sich das Vergnügen der Ermüdung zu verschaffen. Wir hatten uns oft gedacht, daß das Tanzen einem Tauben, der nichts von der Musik höre, als die größte Narrheit erscheinen müsse: wir hatten hier das Schauspiel vor uns, und der chinesische Gesandte, welcher dem Tanze in einem europäischen Salon achselzuckend zuschaute und sagte: „Das kann man durch Dienerschaft besorgen lassen, die mag sich für uns anstrengen", wäre hier in seinem vollen Rechte gewesen!

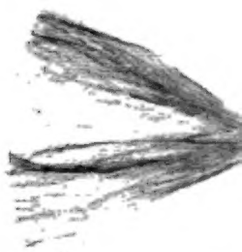
Auflösung des Bilderräthsels S. 538: Was lange währt wird endlich gut.

Bayerische Staatsbibliothek München

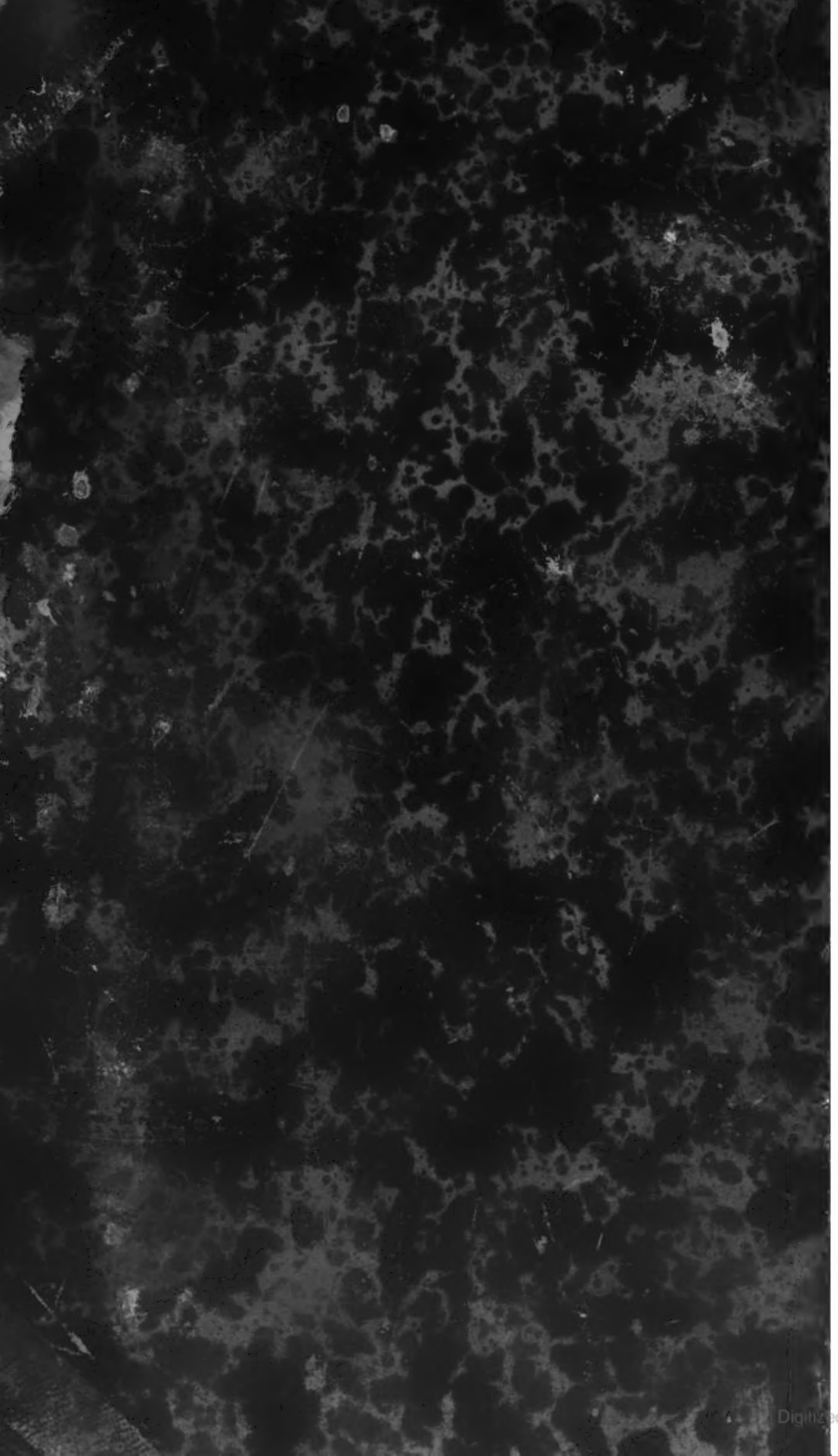
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google